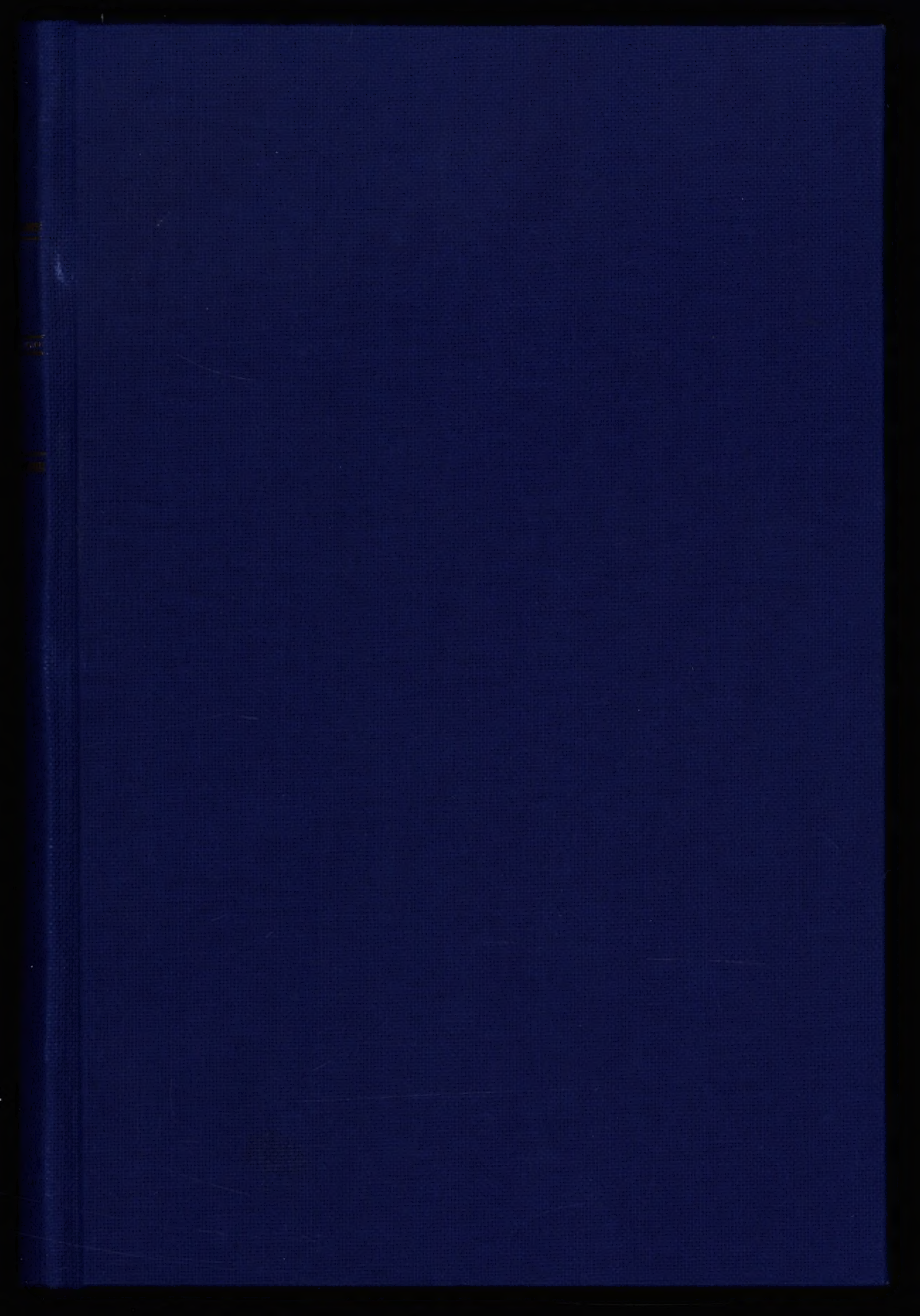
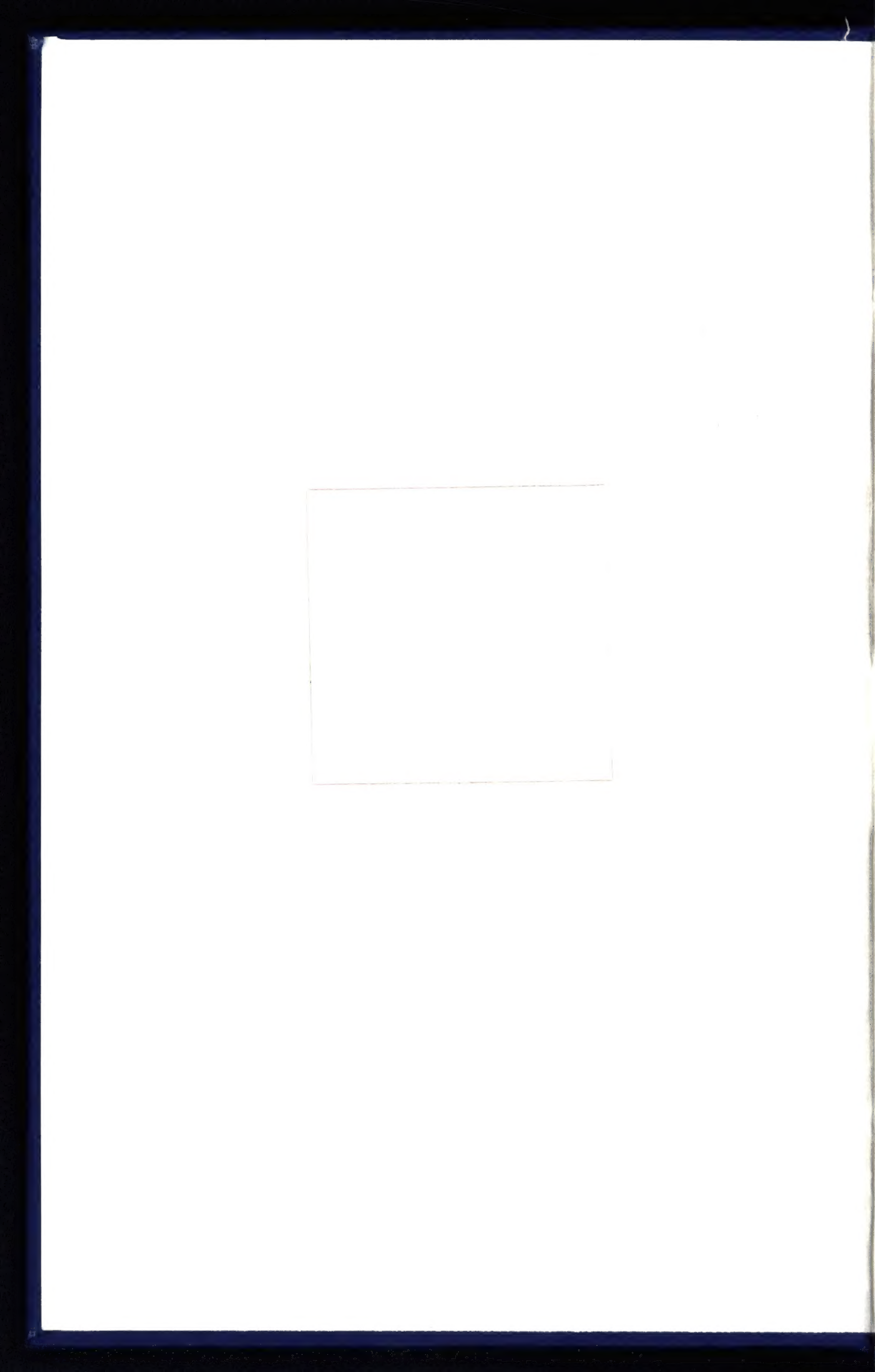
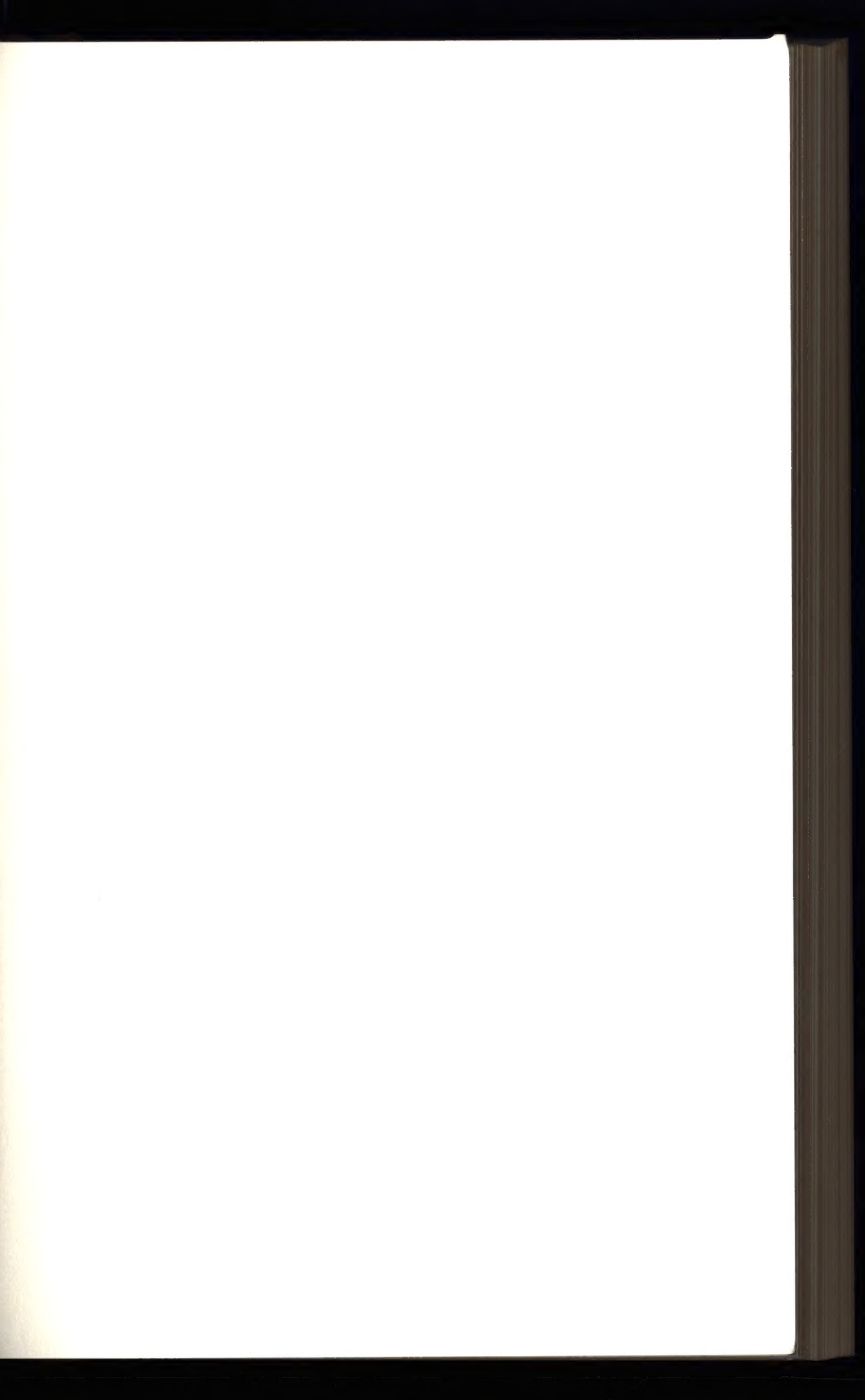
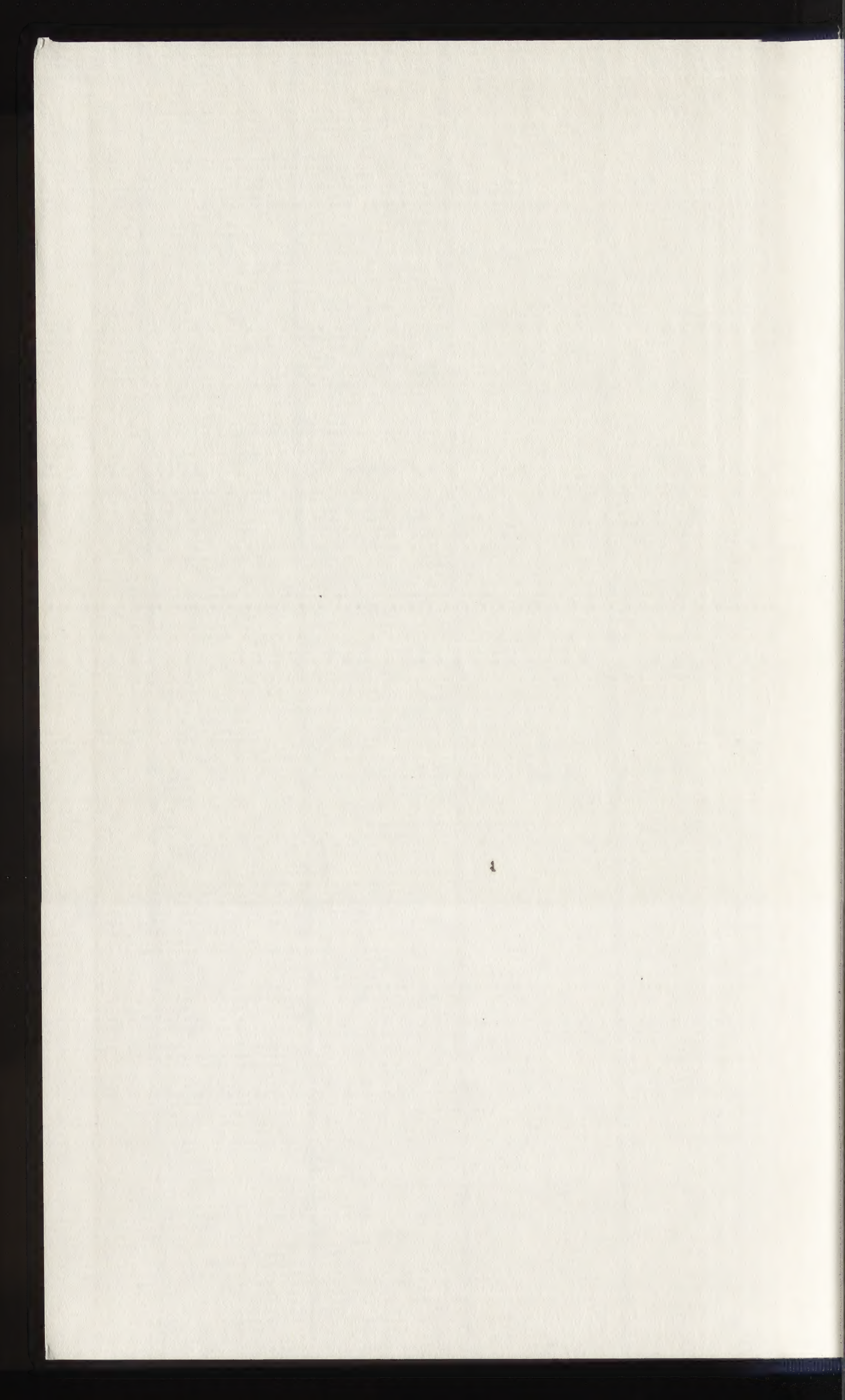








Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

I. Jahrgang.

Kiel, 1891.
Druck von A. F. Jensen.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Litteratur u. s. w.

IV. Vereinsnachrichten.

1. Jahrgang. № 1. Januar 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1 Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

 — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 69.

An unsere Leser!

„Die Heimat" will als Organ des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck die Kunde über unsere Heimatprovinz und die beiden benachbarten Hansastädte verbreiten und erforschen helfen und damit das Interesse für unser heimatliches Land, dessen Bewohner und seine Natur beleben, hegen und pflegen.

Sie will aus den Gebieten der heimatlichen Geographie, Geschichte und Altertumskunde, sowie über unsers Volkes Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Lieder und Spiele unterrichtende und belehrende Aufsätze bringen, aber auch alles Dasjenige veröffentlichen und sammeln, was davon noch nicht allgemein bekannt ist.

Sie will den Sinn für unsere heimatliche Natur durch lebensvolle Einzelbilder, wie durch das Verständnis und die Übersicht fördernde zusammenfassende Darstellungen wecken und heben.

Sie will aber auch ein Mittel sein, durch welches sich Sammler und Beobachter auf den Gebieten der Natur-, Volks- und Landeskunde gegenseitig anregen und in ihrer Thätigkeit fördern.

Diese Ziele können um so sicherer erreicht werden, je allgemeiner sich die Bewohner unserer Heimat und besonders die Mitglieder unsers Vereins an der Arbeit beteiligen. „Die Heimat" ist kein Unternehmen, das nur auf die Mitarbeit bestimmter Kreise rechnet, sondern sie soll ein Sammelpunkt sein, in dem alle die zusammenwirken können, welche die Kunde unsers Landes, seines Volkes und seiner Natur verbreiten und den Sinn dafür fördern helfen wollen.

Wir bitten daher jeden, durch Aufsätze und kurze Mitteilungen **„Die Heimat"** das Ziel erreichen zu helfen, welches sie sich als Organ des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde setzen muß.

Da der Wirkungskreis unserer Monatsschrift sich mit dem Verein erweitert, so bitten wir alle Leser, sich, soweit sie noch nicht Mitglieder sind, dem Verein anzuschließen, sowie auch Mitteilungen über den Verein und „Die Heimat"*) zu verbreiten und neue Mitglieder zu werben.

Kiel, in der Weihnachtszeit 1890. H. Dannmeier.

Die Weberei unserer Altvordern.

Von Hauptlehrer C. M. Amandus Partz, Hamburg-Barmbeck, Flachsland 49.

I.

Unter den mannigfachen Bedürfnissen des menschlichen Lebens nimmt unstreitig das Bedürfnis nach einer angemessenen Bekleidung einen sehr wichtigen Platz ein. Sind die Menschen auch nackt erschaffen, so finden wir doch auf der ganzen Erde kein einziges Volk, dessen Angehörige vollständig unbekleidet ihr Leben verbringen, sondern, soweit uns überhaupt die Verhältnisse der noch im frühesten Naturzustande verharrenden Völker bekannt sind, sind selbst dort, wo die Milde des Klimas ein

*) Gedruckte Einladungen zum Eintritt in den Verein, die Näheres über den Zweck desselben, seine Organisation und seine Monatsschrift enthalten, sowie Probenummern der „Heimat" versendet auf Wunsch der Schriftführer, Hauptlehrer Kleemann, Kiel, Kirchhofsallee 26.

Einhüllen und Bedecken des Körpers anscheinend überflüssig macht, wenigstens Spuren von Bekleidung vorhanden. Daraus ist von vornherein ersichtlich, daß die Gewinnung einer gegen die Unbilden des Wetters schützenden Hülle nicht der alleinige Grund des Bekleidungsbedürfnisses gewesen sein kann, daß vielmehr noch andere Erwägungen den Naturmenschen geleitet haben, als er daran ging, sich Kleidung zu suchen.

Welche Erwägung in erster Linie für ihn maßgebend gewesen sein muß, erkennt man aber deutlich an der Art der Bekleidung; sind doch bei fast allen Wilden diejenigen Teile des Körpers verhüllt, welche das instinktive Schamgefühl ihnen zu verbergen gebietet. Sagt doch auch die Bibel: „Da wurden ihrer beider Augen aufgethan und wurden gewahr, daß sie nackend waren und machten ihnen Schürzen." Rechnet man aber dann noch hinzu, daß — wenigstens beim weiblichen Geschlecht — auch unter den Naturvölkern große Neigung zur Verschönerung und Ausschmückung des eigenen Körpers zu finden ist, und daß die männlichen Individuen sehr häufig das Bestreben zeigen, durch Behängen ihres Körpers mit allerlei Gegenständen ein Furcht und Scheu einflößendes Aussehen zu erwerben, so hat man wohl genügend Gründe, welche den allgemeinen Wunsch nach Bekleidung gerechtfertigt erscheinen lassen.

Es liegt dabei auf der Hand, daß überall zur Bekleidung nur solche Gegenstände verwendet werden können, welche teils durch ihre flach ausgebreitete Form geeignet sind größere Flächen zu bedecken, andererseits aber auch durch ihr verhältnismäßig geringes Gewicht und durch ihre Biegsamkeit und Elasticität der freien Bewegung des Körpers ein thunlichst geringes Hindernis entgegenstellen. Die Bibel nennt Feigenblätter und weist damit den breitausgedehnten, leichten Pflanzenblättern die erste Rolle an; Baumrinde, Tierfelle und Vogelfedern mögen wohl erst später in die Reihe der Bekleidungsstoffe eingetreten sein. Anfangs mögen auch alle diese Gegenstände in der Beschaffenheit verwendet worden sein, wie sie entweder in der Natur vorkamen oder als Reste der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses sich herausstellten, es wird aber sehr bald der Mensch — und das unterscheidet ja die menschliche Geistesanlage von der der höheren Säugetiere — dem angeborenen Schönheitsgefühle folgend, die äußere Form dieser Gegenstände verändert oder mehrere von ihnen zusammengefügt haben, um zweckentsprechendere und schönere Gebilde zu erzielen, sehr bald werden aber auch die steif und brüchig werdenden trockenen Tierfelle und Pflanzenblätter den Menschen veranlaßt haben, Mittel und Wege zu finden, um die ihm unentbehrlich gewordene Kleidung weicher und elastischer, dabei aber auch haltbarer zu gestalten.

Es liegt jedenfalls ein ziemlich großer Zeitraum zwischen der rohen Benutzung frisch abgezogener Tierhäute und der Verwendung gut gegerbten und widerstandsfähigen Leders, aber der Weg ist gemacht worden und auf die verschiedenste Weise bereiten sich viele auf niederer Kulturstufe stehende Völker ein zum teil ganz vorzügliches Leder, welches gerade seiner schwierigen Herstellung wegen hoch in Ehren gehalten und nur in seltenen Fällen gegen besonders wertvoll erscheinende Objekte vertauscht wird. Auch der Umstand, daß die abgeschälte Rinde nach Entfernung der harten, brüchigen Teile ein viel besseres Material zur Bekleidung darbietet, wird dem aufmerksamen Naturmenschen nicht entgangen sein, und so wird dann, namentlich bei den Völkern der Südsee, die Rinde — dort ist es die Rinde des Maulbeerbaumes — durch Einweichen im Wasser und durch fleißiges Schlagen mit dicken Holzklöppeln oder Steinen von den harten Teilen befreit und biegsam gemacht; eine weitere Erkenntnis ergab sich aber aus dieser Thätigkeit von selbst, nämlich die, daß die Fasern des Bastes durch das Schlagen und Klopfen durch einander gewirrt und durch den ihnen selbst eigentümlichen Klebstoff zusammengehalten, ein zähes, sehr dünnes und leichtes Gebilde liefern, welches durch das Auflegen neuer Rindenstücke und erneuter, gemeinschaftlicher Verarbeitung zu großen Flächen ausgedehnt werden kann und so ein außerordentlich wichtiges Bekleidungsmaterial entstehen läßt, die „Tapa".

An die Betrachtung dieses, nur wenigen Volksstämmen der Gegenwart eigenen Verfahrens knüpft sich für uns sofort eine sehr wichtige Frage: „Haben unsere Altvordern in ähnlicher Weise Pflanzenrinde verarbeitet und ist irgend etwas über derartige Funde in unserer speciellen Heimat bekannt geworden?" Zu meinem großen Bedauern ist, so viel ich habe in Erfahrung bringen können, kein einziges Fundstück bekannt, welches auf eine ähnliche Technik bei unseren Vorfahren schließen läßt, und doch scheint es über allen Zweifel erhaben zu sein, daß diese Stufe der Bekleidungsindustrie auch in unserm Vaterlande heimisch gewesen sein muß, sehen wir doch die spätere Form derselben Technik, die Herstellung des Filzes aus Tierhaaren noch heutigen Tages allgemein bekannt, ja sogar zur Herstellung ziemlich dünner, zäher und elastischer Zeuge verwendet. Wären wir so glücklich, in unserer engeren Heimat Reste von Pfahlbauten zu entdecken, so würde bei wirklich aufmerksamer Beobachtung doch immerhin die Möglichkeit vorliegen, auch diese wichtige Frage aufzuklären, denn daß der Bast unseren Vorfahren nicht unbekannt war, das zeigen die schweizerischen Pfahlbautenfunde zur Genüge, und mag

auch die Linde nicht bei uns heimisch gewesen sein, so bieten doch die Birke und die Erle, vielleicht auch die Eiche das nötige Material zur Herstellung solcher Bastfilze.

Der zweite Weg zur Herstellung von Bekleidungsstoffen in größerer Ausdehnung ist allerdings von unseren Vorfahren mit großem Erfolge beschritten worden, wenn gleich uns auch hier, für unser engeres Vaterland, wiederum die Nachweise fehlen, welche die schweizerischen Pfahlbautenfunde in so vorzüglicher Weise ans Licht brachten. Auch hier liegt die Sache so, daß wir jetzt noch Arbeiten der nunmehr in Betracht kommenden Stufe in großer Mannigfaltigkeit in unserem Vaterlande hergestellt sehen: Hecken, Körbe, Matten, also Geflechte aus biegsamen Zweigen, insbesondere Weidenzweigen, aus Binsen, aus Gras- oder Strohhalmen, aus Schilf oder Bast sind unbedingt Erzeugnisse unserer Altvordern gewesen, wenn wir auch nicht in der Lage sind, Fundstücke der ältesten Zeit vorlegen zu können. Die große Vergänglichkeit des erwähnten Materials, insbesondere seine geringe Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung des Feuers, ist wohl die Ursache dieser auffälligen Erscheinung, doch aber würde es bei aufmerksamer Beobachtung möglich sein können einzelne Reste nachzuweisen. Wir dürfen uns nicht dabei beruhigen, daß wir sagen: „Diese Geflechte werden jetzt bei uns in so einfacher Weise hergestellt, daß wir in ihnen noch die primitiven Muster aufbewahrt haben, nein, manche Technik ist im Laufe der Jahrhunderte zurückgegangen, nachdem sie in früherer Zeit ihre Blüteperiode gehabt hat; die immer größer werdende Notwendigkeit die Zeit auszunutzen, sowie die abnehmende Lust an derartigen Arbeiten, wie sie sich auf vielen Gebieten der häuslichen Technik zeigt, kann sehr wohl die Ursache einer rückschreitenden Entwickelung gewesen sein. Und sind uns nicht die Geflechte selbst aufbewahrt worden, sollte nicht bei genauer Nachsuchung mancher Abdruck derselben sich finden! Sollten Topfscherben und verhärteter Fußbodenbelag, eingetrockneter Schlamm und Lehmbewurf der Wände nicht auch bei uns, wie bei mehreren anderen Völkern, deutliche Spuren der mit ihnen in Berührung gewesenen Geflechte zeigen? Unaufmerksames, nach wertvollen Metallschätzen spürendes Suchen ungebildeter Menschen wird auch hier, wie auf anderen Gebieten vieles unbeobachtet gelassen und vieles bei Seite geworfen haben, was dem kundigen Auge der Schlüssel zum Verständnis der Technik unserer Vorfahren gewesen wäre. Daher richte ich an alle diejenigen Freunde unserer Bestrebungen, welche in der Lage sind, derartige Beobachtungen anstellen zu können, sei es durch Zufall, sei es bei bewußtem Nachsuchen, die dringende Bitte: „Seid vorsichtig, laßt nichts unbeachtet und

wenn Ihr Euch selbst nicht sicher genug fühlt, verschafft Euch die Mitwirkung solcher Augen, welche gelernt haben auf Kleinigkeiten zu achten!" Manches vorschnell von Rost gereinigte Stück Eisen oder Bronze, manche kleine Topfscherbe, mancher achtlos weggeworfene Gewebelappen hätte bei richtiger Verwendung Veranlassung zu den wichtigsten Schlüssen geben können.

Einen weiteren Schritt vorwärts bezeichnet nunmehr auch hier die besondere Herrichtung des Flechtmaterials für die Zwecke der Arbeit. Weidenzweige werden geschält ihres Aussehens wegen, dabei wird die Zähigkeit des Bastes beobachtet, wie auch die leichte Teilbarkeit desselben in gleichbreite Streifen; wurden vorher schmale Grasblätter verflochten, warum sollten nicht auch aus diesen Baststreifen Geflechte hergestellt werden können! Sind keine schmalen Blätter vorhanden, kann man nicht auch Schilfblätter, wie überhaupt parallelnervige Blätter ebenfalls durch Spaltung in gleichmäßiges Flechtmaterial verwandeln! Und hat der eine ungeschicktere Arbeiter die Streifen noch ziemlich breit gelassen, wird doch bald der geschicktere seine Finger an das Umgehen mit dünnen Streifen gewöhnt und feinere elegantere Arbeiten geliefert haben. Auf diese Weise entwickelt sich ganz naturgemäß der Uebergang zur Verwendung einfacher Fasern und auch der Tierhaare, insbesondere der Wollhaare. Ob schon auf einer früheren Stufe, oder erst jetzt, das müssen wir zunächst noch unerledigt lassen, kommt dann auch die Wahrnehmung hinzu, daß es möglich ist, den Fasern durch Drehung eine größere Festigkeit zu verleihen und längere Fäden zu erzielen. Strohseile und Baststricke schließen, so einfach uns auch heutigen Tages die Sache erscheinen mag, einen großen Fortschritt in sich, denn an ihnen entwickelte sich die Technik, welche auch wir noch in der Lage sind, mit klarer Bestimmtheit bei unsern Voreltern nachzuweisen, das Spinnen. Doch ist auch hier, wie bei späterer Gelegenheit gezeigt werden soll, noch manches aufzuklären, das eine aber steht als unumstößlich fest, daß unsere Voreltern mit der Spindel gesponnen haben, denn Spindel- oder Wirtelsteine gehören zu den häufigeren Funden. Die Erfindung des Spinnrades schließt auch diese Entwickelungsreihe vorläufig ab, und nun trennen sich allmählich immer mehr die drei verschiedenen Arten zur Herstellung von Bekleidungsstoffen — das Stricken oder Wirken, das Flechten und das Weben.

Mit Leichtigkeit lassen sich diese drei Zweige der Technik auseinanderhalten. Werden bei den Gebilden der ersten Art Maschen durch die Verschlingungen eines und desselben Fadens gebildet, so entsteht im zweiten Falle das Gewebe aus einer größern oder kleinern Anzahl parallelliegender Fäden, welche unter einander verschlun-

gen werden, bei der dritten Form aber tritt zwischen die parallelgespannten Fäden, die Kettenfäden, ein neuer Faden, der Einschlagfaden, welcher hin und her gehend, dabei aber die Kettenfäden in abwechselnder Reihenfolge deckend eine unabsehbare Reihe von Abweichungen und Veränderungen gestattet.

Wie sich aber nun im Einzelnen die Sache gestaltet hat, darüber läßt sich durchaus noch kein endgültiges Urteil gewinnen, es fehlt noch aller Orten an scharfen, genauen Beobachtungen; erst bei längerer, genau und sorgfältig durchgeführter Thätigkeit nicht des Einzelnen, sondern der Gesamtheit, läßt sich ein klares Bild des Entwicklungsganges der Textil-Industrie unserer Altvordern gewinnen. Auf die Lücken unserer Kenntnis, sowie auf das wenige, was wirklich schon auf diesem interessanten Gebiete genau erforscht wurde, hinzuweisen, wird die Aufgabe meiner nächsten Artikel sein. Sollte es mir gelingen, denjenigen Mitgliedern unseres Vereins, welche seither sich nicht an solchen Arbeiten beteiligt haben, klar und deutlich zu zeigen, wo die Arbeit einzusetzen hat, und sollte es mir ferner gelingen — und das ist ja noch viel wichtiger — sie zu ernster, thatkräftiger Mitarbeit zu veranlassen, so wäre der Zweck dieser kurzen Erörterungen vollständig erreicht.

Über das Präparieren von Säugetierschädeln.

Von Ingenieur H. F. Wiese in Schönkirchen.

Es kommt nicht selten vor, daß ich von naturwissenschaftlichen Freunden, die meine Sammlung in Augenschein nehmen, nach der Methode gefragt werde, welche ich zum Präparieren von Schädeln anwende, was denn jedesmal eine ziemlich weitläufige Auseinandersetzung zur Folge hat. Da hierbei aber doch manchmal Punkte, auf welche es ankommt, vergessen werden, so halte ich es für zweckmäßig, diese Methode, welche sich durch Erzielung guter Präparate bewährt hat, hier zu veröffentlichen.

Ohne die Schädel ist ja weder ein gründliches Studium unserer Säugetiere, noch eine scharfe Bestimmung mancher der kleineren Arten möglich.

1.

Die Abtrennung des Kopfes vom getöteten Tier ist mit Vorsicht durch Zerschneiden der verbindenden Hals- und Nackenmuskeln vorzunehmen, damit keine Beschädigung des zu präparierenden Schädels eintrete. Habe ich nicht selbst Gelegenheit, den gewünschten Kopf abzuschneiden, so erbitte ich mir denselben stets mit einem daran sitzen gebliebenen Ende des Halses, weil durch Unkundige sonst leicht der Schädel verletzt wird.

2.

Von dem abgehäuteten Kopf entferne ich mittels eines scharfen Messers die größten Fleischteile, auch die Zunge, und nehme die Augen heraus, hüte mich aber, durch zu tiefes Schneiden die Knochen zu verletzen. Ebenfalls suche ich mit Hülfe des Messers, eines Drahthakens und löffelartiger Instrumente (alte Löffelbohrer verschiedener Größe eignen sich hierzu) das Gehirn so viel als möglich aus dem Hinterhauptsloche herauszuarbeiten.

So vorbereitet wird der Kopf alsbald in Wasser gelegt; entweder, wenn er von einem kleineren Tier ist, in ein Gefäß, sonst aber in eine Wasserkuhle. Zu einem Pferdekopf würde schon ein ziemlich großes Gefäß erforderlich sein, was nicht immer zur Verfügung steht. Das Einlegen in Wasser muß gleich geschehen, damit das Blut herauszieht und der Schädel später schön weiß wird. Das blutige Wasser wird nach einiger Zeit durch reines ersetzt, und man läßt den Schädel so lange liegen, bis das noch an ihm haftende Fleisch tüchtig durchgefault ist; je nach Größe, Alter des Tieres und Jahreszeit: 1 bis 2 Monate. Bei ganz kleinen Säugetieren, namentlich Nagern, genügt auch eine kürzere Zeit.

Inzwischen ist es unerläßlich, auf die Zähne zu achten, den Schädel von Zeit zu Zeit herauszunehmen und zu untersuchen, ob Zähne lose geworden sind. Ist es der Fall, so müssen diese herausgezogen und unter entsprechender Bezeichnung zurückgelegt werden.

3.

Nach eingetretener Aufweichung und Fäulnis der Fleischteile wird der Kopf in einem Topf mit kaltem Wasser aufs Feuer gesetzt und gekocht, je nach seiner Größe und der Zähigkeit der noch anhaftenden Fleischteile ¼ bis 1 Stunde. Köpfe bis zu mittlerer Größe werden hierbei zweckmäßig in ein Leinentuch geschlagen, damit beim Kochen herausfallende Zähne nicht verloren gehen. Ganz kleine Köpfe, z. B. solche von Mäusen, vertragen kaum das Aufkochen und es ist am besten, diese ungekocht zu präparieren und das gefaulte Fleich mittels einer Pinzette und eines feinen Messers zu entfernen.

Nach dem Garkochen sind alle diejenigen Zähne, welche nicht im Schädel festgewachsen sind, lose geworden und leicht herauszuziehen. Dies muß geschehen, und sie müssen in ordnungsmäßiger Reihenfolge hingelegt und aufbewahrt werden. Behufs richtiger, später vorzunehmender Wiedereinsetzung kann man sich an der Wurzel mit Bleistift kleine Zeichen machen, um Außen- und Innenseite solcher Zähne, bei welchen diese nicht leicht und zweifellos zu erkennen sind, festzusetzen.

Bei Raubtieren, Füchsen und Hunden z. B., bleiben meist nur die

mittlern großen Backenzähne (der Reißzahn, einige Lückenzähne und der erste Höckerzahn) fest im Schädel sitzen, während alle andern Zähne lose werden und herausgezogen werden müssen. Bei zarteren Schädeln von Wiederkäuern, z. B. Rehen, lösen sich gewöhnlich die Zwischenkieferbeine und müssen demnächst wieder eingeleimt werden.

Nunmehr geht man daran, mittels Messer und Zange den Schädel von allen Fleischteilen zu reinigen, was meist ziemlich leicht möglich ist. Die letzte Reinigung wird mittels Schabens, Scheuerns mit feinem Sand, scharfen Bürstens und Abspülens bewirkt. Die Reste des Gehirns müssen gleichfalls herausgespült werden. Wenn man den Schädel, mit der Öffnung nach oben, unter Wasser hält und mit einem Stock darin auf und nieder stößt, so läßt sich auf diese Weise das Gehirn gewissermaßen herauspumpen.

4.

Der vollständig gereinigte Schädel muß nun gebleicht werden. Zu dem Zweck kann man ihn, je nach Gelegenheit, auf ein Gestell, eine Hecke oder dgl. legen, wo man ihn von Zeit zu Zeit umwendet und mit Wasser begießt und so lange liegen läßt, bis er ganz weiß gebleicht ist. Zeigen sich Fettausschläge, was z. B. bei Pferdeschädeln eintritt, so werden die betreffenden Stellen so lange mit Thonbrei bestrichen, bis alles Fett aus dem Knochen herausgezogen ist.

5.

Es erübrigt nun noch, die lose gewordenen und zurückgelegten Teile wieder einzufügen und zu befestigen. Haben sich die beiden Unterkieferbeine getrennt, so bewerkstellige ich die Wiedervereinigung durch eine Holzschraube, welche durch die Verbindungsflächen durchgezogen wird, nachdem die letzteren vorher mit Leim (Gummi arabicum mit Kreidezusatz genügt) bestrichen sind. Gut ist es, wenn man sich vorher beim noch ganzen Schädel die erforderlichen Maße nimmt, namentlich die Entfernung an der Einlenkungsstelle, um die beiden Unterkieferhälften in richtiger Lage wieder mit einander verbinden zu können. Bei beträchtlicher Länge der Unterkiefer, z. B. bei denjenigen von Kühen und Hirschen, kann es erforderlich werden, an ihrem hinteren Ende noch eine Querverbindung herzustellen, um sie in richtiger Lage festzuhalten.

Zum Befestigen der Zähne rühre ich eine dickflüssige Lösung von Gummi arabicum mit geschabter Kreide zusammen, fülle mit dieser Masse die Zahnlöcher nach Erfordernis aus oder bestreiche auch damit die Wurzel des einzusetzenden Zahnes und setze diesen ein. Überquillende Leimmasse wird mit dem Messer abgeschabt.

Wenn nun noch ein Zettel mit dem Namen des Tieres und wo-

möglich mit der Bezeichnung des Geschlechts an den Schädel angebunden worden ist, so kann derselbe in die Sammlung eingestellt werden.

Es erfordert erst einige Übung, untadelhafte Präparate zu erlangen; die Resultate der ersten Versuche lassen meist zu wünschen übrig, auch gehen hierbei gewöhnlich Zähne verloren, so daß der Schädel nicht den Wert erhält, wie ein ganz vollständiger.

Zum Schluß folge hier nun noch:

Ein Verzeichnis
der
in meiner Sammlung befindlichen, selbst präparierten Schädel einheimischer Säuger.

Fledermäuse.

1. Plecotus auritus, die langohrige Fledermaus.
2. Vesperugo pipistrellus, die Zwergfledermaus.
3. „ serotinus, die spätfliegende Fledermaus.

Insektenfresser.

4. Talpa europaea, der Maulwurf.
5. Sorex vulgaris, die Waldspitzmaus.
6. Erinaceus europaeus, der Igel.

Raubtiere.

7. Felis domestica, die Hauskatze.
8. Canis familiaris, der Haushund.
9. „ vulpes, der Fuchs.
10. Meles taxus, der Dachs.
11. Mustela martes, der Baummarder.
12. „ foina, der Steinmarder.
13. „ putorius, der Iltis.
14. „ erminea, das Hermelin.
15. „ vulgaris, das Wiesel.
16. Lutra vulgaris, die Fischotter.

Nagetiere.

17. Sciurus vulgaris, das Eichhörnchen.
18. Mus decumanus, die Wanderratte.
19. „ musculus, die Hausmaus.
20. „ sylvaticus, die Waldmaus.
21. Arvicola amphibius, die Wasserratte.
22. „ arvalis, die Feldmaus.
23. „ glareolus, die Waldwühlmaus.
24. Lepus timidus, der Hase.

25. „ cuniculus, das Kaninchen.
26. Cavia cobaya, das Meerschweinchen.

Wiederkäuer.

27. Cervus elaphus, der Edelhirsch.
28. „ dama, der Damhirsch.
29. „ capreolus, das Reh.
30. Ovis aries, das Schaf.
31. Capra hircus, die Ziege.
32. Bos taurus, die Kuh.

Einhufer.

33. Equus caballus, das Pferd.

Vielhufer.

34. Sus scrofa, das Schwein.

Walfische.

35. Phocaena communis, der Tümmler.

Wie das Verzeichnis darthut, fehlt noch mancherlei. Sollte Jemandem gelegentlich einer der darin nicht enthaltenen Köpfe in die Hände kommen, z. B. von der Hausratte, dem Nörz, Esel, Seehund, Delphin u. s. w., und derselbe für ihn keinen weiteren Wert haben, so würde ich für gütige Zusendung, einerlei ob präpariert oder in rohem Zustande, sehr dankbar und zu Gegendiensten gern bereit sein.

Aus Schleswig-Holsteins Vogelwelt.

Von Gymnasiallehrer Dr. Steen, Schleswig.

1.

Die Zimmerer unter den Vögeln.

„Er ist ein wahrer Erhalter der Wälder und sollte auf alle mögliche Weise geschont werden,“ sagt mit gutem Rechte Brehm von dem großen Buntspecht.

Was aber von dem einen Specht gesagt ist, gilt im großen und ganzen auch für die anderen. Und der Forstmann hat längst diese Thatsache erkannt und begrüßt mit Freuden in seinem Walde das „kli-äh, kli-äh“ des Schwarzspechtes, das „glüh-glüh“ oder „glück, glück“ des Grünspechtes und das „gick, gick“ der Buntspechte oder ihr „Trommeln, Schnurren und Knarren“, welches sie hervorrufen, indem sie sich an einen trockenen Ast hängen und denselben durch rasch auf einander folgende Schläge mit dem starken Schnabel in eine zitternde Bewegung bringen. „Klettervögel“ nennt der Naturforscher die Spechte, und bessere Kletterer kanns kaum geben! Mit großer Geschwindigkeit laufen sie in

Spirallinien an den Baumstämmen empor, ab und zu Stillstand machend, wobei sie sich ihres elastischen Schwanzes als Stütze bedienen. „Zimmerer, Rademacher, Baumhacker" nennt der Volksmund dieselben — eine passende Bezeichnung, wenn man bedenkt, wie sie tagaus, tagein morsche Stellen der Bäume aufhacken oder Löcher in den Erdboden hineinarbeiten, um ihre Nahrung zu suchen, oder wie sie mit Eifer in morsches oder weiches Holz ihre Nester — Bruthöhlen — zimmern. Letztere — bis 40 cm tief — verraten sich durch die am Fuße der Bäume liegenden Späne; sie enthalten im Monat Mai das Gelege, bestehend aus mehreren, rein weißen, glänzenden Eiern.

Fünf Arten Spechte beherbergt Schleswig-Holstein, eine 6. Art ist zur Winterszeit selten beobachtet: der im übrigen Deutschland heimische, aber an Zahl immer mehr abnehmende Grauspecht (Picus canus Gm.).

Das gegebene Unterscheidungsmerkmal ist die Farbe:

1) Schwarz, mit ganz rotem Oberkopf (Männchen) oder nur einer roten Stelle am Hinterkopf (Weibchen) Picus martius L. Schwarzspecht, 47 cm lang.
2) Grün, Hinterkopf auf graublauem Grunde rot, mit roten (Männchen) oder schwärzlichen Wangen (Weibchen) Picus viridis L. Grünspecht, 31 cm lang.
3) Hauptfarben schwarz und weiß.
4) Unterrücken schwarz und weiß gebändert, Scheitel rot (Männchen) oder weißlich (Weibchen) Picus minor L. Kleiner Buntspecht, $15^1/_2$ cm lang.

   Unterrücken nicht, Schwingen jedoch gebändert, roter Unterleib und roter (Männchen) oder nebst dem Scheitel schwarzer (Weibchen) Hinterkopf.
5) Schwarzer, vom Mundwinkel herabgehender Streifen. Picus major L. Großer Buntspecht, 23 cm lang.

   Schwarzer, erst unterhalb des Ohres beginnender Streifen. Picus medius L. Mittlerer Buntspecht, 21 cm lang.

Von diesen ist nur Wintervogel der seltene kleine Buntspecht — die kleinste europäische Art —; Stand- und Strichvögel dagegen sind der seltene Schwarzspecht — die größte europäische Art —, der seltene mittlere Buntspecht, der sehr häufige große Buntspecht — Europas gemeinste Art — und der häufige Grünspecht, welcher in einigen Teilen Ost-Holsteins sogar zahlreicher auftritt, als der vorletzte.

Alle sind Waldbewohner, welche jedoch besonders im Herbst und Winter zahlreich in Alleeen und baumreichen Gärten — meist zusammen mit Meisen, Kleibern u. s. w. — angetroffen werden.

Und welcher Art ist denn nun die Nahrung, welche sie sich mit Hülfe ihres geraden, starken, scharfkantigen, vorne keilförmig zugespitzten Schnabels und ihrer an den Seiten mit Widerhaken besetzten Zunge aus allerlei Verstecken hervorholen? Zahllose an und in Bäumen lebende schädliche Insekten in allen Zuständen, sodann Ameisen u. a. auf oder in dem Erdboden sich aufhaltende Kerbtiere, Schnecken und Würmer, seltener auch Samen (Bucheln, Vogelbeeren u. a.). — Ihre nutzbringende Thätigkeit im Haushalte der Natur kann nicht hoch genug angerechnet werden und sie verdienen die größte Schonung seitens des Menschen!

Mitteilungen.

[Seltene Vögel am Strand bei Cuxhaven.) Am 1. u. 2. Okt. 1890 wütete ein heftiger Nordweststurm verbunden mit Hagel. Infolgedessen konnten die Seevögel die See nicht halten und wurden ans Land getrieben. Von hiesigen Personen, die sich an den Strand begeben hatten, um Vieh aus dem Außendeich zu holen, wurden zwei Vögel ergriffen, die — nach Leunis und Giebel — nicht oft an unsere Küste kommen, ein Baß-Tölpel (Sula bassana Briss. oder Gray oder Sula alba) und Graue oder Dumme Lumme (Uria lomvia Brünn oder Uria troile aut.) Beim Abbalgen bemerkte ich keinerlei Schußstellen, so daß sie vom Sturm verschlagen oder ermattet gewesen sein müssen. Ich begab mich mit einer Büchse an den Strand, doch habe ich keine weiteren Exemplare dieser Tiere erblicken können, obgleich die Luft von Seevögeln schwirrte und der Außendeich mit Mövenscharen bedeckt war.

Oxstedt bei Cuxhaven, den 17. Oktober 1890. P. H. Reimers.

Anmerkung der Schriftleitung. Gymnasiallehrer Rohwedder sagt über Vorkommen und Verbreitung der beiden genannten Vogelarten in Schleswig-Holstein in seiner Schrift: „Die Vögel Schleswig-Holsteins und ihre Verbreitung in der Provinz nebst einer graphischen Darstellung ihrer Zug- und Brutverhältnisse. Husum 1875 bei Thomsen“:

a. „Sula bassano Briss. Baß-Tölpel. Unfreiwilliger Gast aus dem Norden; von starken Stürmen verschlagen werden alljährlich mehrere ermattete oder verwirrte Exemplare an der Westküste, seltener im Lande und an der Ostsee, geschossen und gegriffen.“

b. „Uria lomvia Brünn. Dumme Lumme. Recht häufig auf beiden Meeren, vor allem zwischen den Inseln der Nordsee in ansehnlichen Schwärmen, selten am Lande; kleine Gesellschaften ungepaarter Individuen sieht man auch im Sommer hier umherirren.“

[Ein eigentümliches Vogelnest.] Zu einer Zeit, als die Kaiserliche Werft vor Ellerbek noch im Bau begriffen, noch nicht von einer Mauer umgeben war, lag an der östlichen Seite, nahe der jetzigen Werftstraße, eine große Masse von Korallensand und vielen Steinen. Ich suchte sowohl unter den letzteren als auch auf dem Sande. Plötzlich lief vor mir ein Vogel sehr hastig davon und versteckte sich. Gleichzeitig hörte ich über meinem Kopf ein ängstliches Pfeifen als das eines Regenpfeifers. Mir war gleich klar, der weggelaufene Vogel war ein Weibchen, der über mir schreiende ein Männchen; es mußte ein Paar sein, das hier sein Nest habe. Ich suchte auf dem Sand längere Zeit, endlich sah ich 4 grüngraue, dunkel gefleckte Eier liegen, etwa so groß wie Stareier. Hier war das Nest in einer flachen Vertiefung des Sandes; kein Halm, keine Feder, kein weicher Gegenstand lag in demselben. Es war das Nest aber nicht eine bloße Vertiefung im Sande, sondern diese Vertiefung war sowohl im Boden als auch an den Seiten mit lauter kleinen weißen und hellgrauen Steinen von Nußgröße ausgetäfelt. Auf diesen Steinen lagen die Eier. Wegen der Schnelligkeit des Vogels konnte ich denselben nicht genau erkennen; ich vermute, daß es der Flußregenpfeifer Aegialites fluviatilis Boie, (Charadrius fluviatilis Bechst.) war. Nach etwa 8 Tagen fand ich das Nest noch ebenso mit den 4 Eiern, die Eier aber waren warm, sie wurden also bebrütet. Nach abermals 8 Tagen fand ich das Nest leer; ohne Zweifel waren die Jungen mit den Alten davon gelaufen.

Kiel. Fack.

[Volkstümliche Pflanzennamen von der Insel Alsen.] Das gemeine Hartheu oder durchlöcherte Johanniskraut (Hypericum perforatum) heißt auf Alsen „Perikum". — Das niedliche Acker- und Gartenunkraut Acker-Gauchheil (Anagallis arvensis) wird hier „Gall-Anna", (d. h. tolle verrückte Anna) genannt. — Die gemeine Maiblume (Convallaria majalis L.) heißt allgemein Liliconvall. (Dieser Name ist auch in anderen Gegenden gebräuchlich; Prahl nennt in seiner Schulflora als deutsche Namen Maiblume und Lilienconvall. Die Schriftl.) — Der sehr beliebte Zierstrauch Berberis mahoni wird „Mahagonibaum" genannt und deshalb sehr oft für den wirklichen amerikanischen Mahagonibaum gehalten. Letztere Beobachtung habe ich nicht nur hier sehr häufig, sondern auch kürzlich in Glückstadt gemacht.

Sonderburg. M. Bernhardt.

[Verbreitung des Holsteiner Gesteins.] In den Kiesgruben des Ostens unserer Provinz findet sich häufig und stellenweise in größerer Menge (Herr Hofbesitzer Tews in Neudorf bei Eutin

sandte mir als Ertrag derartiger Erdarbeiten ca. 25 kg) ein eisenhaltiger Sandstein mit durchweg schön erhaltenen Muscheln und Schnecken. Die Versteinerungen zeigen, daß das Gestein der mittleren Abteilung der Tertiärperiode, dem sogenannten Miocän angehört. Beyrich hat das Gestein als „Holsteiner Gestein" bezeichnet, weil er es hauptsächlich aus Holstein kannte. An bisher gut ausgebeuteten Fundorten nenne ich Flensburg, Kiel, Plön, Stolpe, Segeberg, Brothen bei Travemünde und Hamburg. Auch in der Umgebung dieser Orte kommt das Gestein häufiger vor. In den zwischen diesen Punkten liegenden Gegenden ist es entweder selten, oder es scheint ganz zu fehlen. So scheint es bei Eckernförde sehr selten zu sein.

Um eine Vorstellung von der Verbreitung des Holsteiner Gesteins über die Provinz zu erlangen, ist es notwendig, daß bei Ausführung von Erdarbeiten auf das Vorkommen desselben geachtet werde. Es fällt den Arbeitern fast immer auf, wird aber von ihnen, da sie nichts damit anzufangen wissen, gewöhnlich fortgeworfen; nur eine kleine Probe, mit der in den meisten Fällen nicht viel auszurichten ist, wird als Merkwürdigkeit aufbewahrt. Indem ich als Mitglied des Vereins um Mitteilung von Fundorten bitte, erkläre ich, daß ich etwa gesammelte Stücke, auf deren Aufbewahrung kein Gewicht gelegt wird, mit Dank entgegennehme, wenn der Fundort sicher angegeben werden kann.

Kiel, Muhliusstraße 99^I. A. P. Lorenzen, Lehrer.

Anfragen.

1. Wer vervollständigt das von Herrn Wiese mitgeteilte Verzeichnis einheimischer Säugetiere?

2. Wer macht Mitteilungen über bei uns gebräuchliche volkstümliche Namen unserer Säugetiere?

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Die Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte versendet in dieser Zeit ihr VIII. Heft, welches eine größere Arbeit von Professor K. Jansen enthält über „Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit."

Vereins-Angelegenheiten.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck wurde am 7. September 1890 in Neumünster gegründet. Der geschäftsführende Ausschuß besteht bis auf weiteres aus den Herren Gymnasiallehrer a. D. Fack, Vorsitzender, Haupt-

lehrer Dannmeier, Schriftleiter, Hauptlehrer Kleemann, Schriftführer, Hauptlehrer Eckmann-Ellerbek, Kassenführer. Außerdem ist ein weiterer Vorstand, bestehend aus Vertrauensmännern aus den verschiedensten Teilen des Vereinsgebietes, in Aussicht genommen. In denselben sind bereits 16 Personen gewählt. Die weitere Ergänzung, welche dem engeren Vorstande übertragen wurde, ist noch nicht ausgeführt, weil wir glauben, erst eine ungefähre Übersicht über die eintretenden Mitglieder gewinnen zu müssen. Der Eintritt derselben in vergrößerter Zahl ist aber erst in den letzten Wochen vor sich gegangen und wird sich hoffentlich in der nächsten Zeit noch so fortsetzen. Wir wünschen für den weiteren Vorstand vor allen Dingen solche Männer, welche uns darin mit größter Regsamkeit beistehen, daß aus den verschiedensten Teilen des Vereinsgebietes dauernd gute Beiträge eingehen; wenn sich auch bei gesunder Weiterentwicklung das Interesse aller Mitglieder an der Vereinssache günstig entfalten wird, so kann doch ein bischen Anregung in manchen Fällen nötig und förderlich sein. Vorschläge für die Wahl solcher Vertrauensmänner sind sehr erwünscht. Die Namen der Vertrauensmänner werden später bekannt gegeben werden.

Die Zahl der Mitglieder ist bereits auf 1108 angewachsen. Die Mitgliederliste wird im Laufe des Jahres beigegeben.

Ein Mitglied, Herr Dr. Ahlmann sen.-Kiel, sandte 50 M. zur Deckung der ersten Unkosten. Ein andres Mitglied, Herr Lehrer Frahm-Poppenbüttel, schenkte dem Verein sechs seiner Schriften. Beiden Herren sei hier nochmals der Dank des Vorstandes ausgesprochen.

Ein sehr günstiger Anfang! Aber gerade dieser Anfang ermutigt uns, die Mitglieder zu bitten, ihrerseits weiter zu werben. Je größer die Zahl der Mitglieder, desto sicherer wird die Grundlage. Je größer die Zahl der Beobachtenden, desto mehr kann in der „Heimat" an Mitteilungen zur Natur- und Landeskunde geboten werden. Wir glauben schon jetzt versprechen zu können, daß mit dem Bezahlen der Aufsätze und Mitteilungen für das erste Jahr ein Anfang gemacht werden kann und daß, wenn hinreichend gute Beiträge eingehen, der Umfang der Zeitschrift nicht unter einem Bogen betragen wird.

Kiel, den 22. Dezember 1890.

Namens des geschäftsführenden Ausschusses: M. Kleemann.

Anzeigen, den Tausch und Kauf unter Sammlern betreffend, werden zu ermäßigten Preisen auf dem Umschlag abgedruckt. Näheres im nächsten Heft.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 2. Februar 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1 Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. -- Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 69.

Eine Fahrt auf dem Eisboot.

Von Lehrer J. P. Hansen in Baistrup bei Tingleff.

Schön und erhebend ist eine Reise mit dem Dampfschiff, das uns wiegend und schaukelnd über die rollenden Wogen der Nordsee von dem Orte Dagebüll an der schleswigschen Westküste nach der prächtigen Nordseeinsel Föhr trägt. Die salzig würzige, frische Seeluft erquickt den Reisenden, erweitert die Brust desselben und erfüllt ihn mit neuer Hoffnung. Er fühlt sich so leicht und so frei wie der Vogel in den Lüften, während er so über den bald blau, bald grau, bald grünlich schimmernden Fluten dahinschwebt. Vor sich sieht er das schöne, grüne Eiland Föhr mit seinen Kirchen, Windmühlen, Vogelkoien und mit seinem Kranze von blühenden Dörfern immer näher rücken, zur Linken sieht er die Halligen wie grüne Perlen vorübergleiten, während er zur Rechten, über das von kleinen Seglern und weißen Möwen belebte Meer schauend, das Festland erblickt.

Ganz anders aber ist eine solche Fahrt, wenn das Meer im Winter mit treibenden Eisschollen bedeckt ist, die kein Schiff zu durchbrechen ver-

mag, zwischen denen nur das Eisboot, von erfahrenen, herzhaften und abgehärteten Männern geleitet, unter großer Mühe und Gefahr sich hindurcharbeiten kann.

Im Winter 1888 hat der Schreiber dieses eine solche Tour gemacht, über deren Einzelheiten hier nähere Mitteilung gemacht werden soll. — Am Neujahrstage traf ich in Dagebüll ein, von wo aus ich meine Reise nach Föhr fortzusetzen gedachte. Hier erfuhr ich aber von dem Postmeister, daß die Verbindung mit Föhr nur noch mit dem Eisboot aufrecht erhalten würde, sowie, daß dasselbe an dem Tage von Föhr noch nicht angelangt sei und auch nicht eintreffen werde, da er bereits eine Drahtnachricht abgesandt habe, es solle die Fahrt nicht unternehmen, weil bei Dagebüll anzulegen nicht möglich wäre. Der Nordwestwind hatte nämlich das Eis an den Dagebüller Strand getrieben, und hier bildete es durch übereinander geschobene und gehobene Schollen, soweit das Auge reichte, eine wirre, undurchdringliche Masse. Folgende Aussicht eröffnete sich also jetzt meinem Blicke: Erstens geduldig das Eisboot abzuwarten, das heißt, zu warten, bis das Treibeis bei Dagebüll sich vom Strande löste und wieder in die offene See trieb; denn dann konnte das Eisboot eintreffen, falls die Eismasse alsdann nicht die Abfahrt von Föhr verhinderte. Das von der Festlandsküste fortgetriebene Eis setzt sich nämlich beim Umspringen des Windes häufig an der Ostküste der dem Festlande vorgelagerten Inseln fest. Zweitens wurde mir eine eisig kalte Tour mit dem Eisboot in Aussicht gestellt, deren Unannehmlichkeiten meine schlimmsten Befürchtungen noch übersteigen würden. Das Warten war mir höchst unangenehm. Einmal, weil ich notwendig meine Reise fortsetzen sollte und zweitens, weil es, wie der Föhrer sagt, „up Dagebüll so langwülig is, as sünst nargens up e Welt."

Die Aussicht auf eine Tour mit dem Eisboot ließ aber keineswegs meinen Mut sinken; denn ich hatte sehr Vieles, fast Fabelhaftes von solchen Touren erzählen hören und freute mich jetzt ordentlich darauf, in Person ein solches Abenteuer mitmachen zu können. Drei Tage wartete ich vergeblich auf das Eisboot, da war meine Geduld zuende; ich reiste zurück. Mit dem Postmeister hatte ich aber die Verabredung getroffen, daß er mich telegraphisch rufen sollte, wenn das Eisboot angekommen sei. Es schien aber ganz, als ob das Schicksal mich zum besten haben wollte; denn am Tage darauf erhielt ich abends 9 Uhr die Nachricht, daß das Eisboot angelangt sei und höchst wahrscheinlich am anderen Morgen um 8 Uhr zurück gehen werde. Ich nahm einen Wagen und fuhr die ganze Nacht hindurch, um noch rechtzeitig in Dagebüll einzutreffen. Als ich dort anlangte, sah ich auch zu meiner Freude die mit

langen Wasserstiefeln, Südwestern und isländischen Jacken versehenen Fährleute. „Kann es bald losgehen?" war meine erste Frage. „Heute nicht," war die lakonische Antwort des alten, wortkargen Fährmannes, der als ein Biedermann weit und breit bekannt ist. Wenn der liebe Leser es nicht übel nimmt, so wollen wir, da wir ja, wie wir gehört haben, doch nicht gleich losfahren können, uns ein wenig bei diesem alten Fährkapitän aufhalten. Viel spricht er freilich nicht, „der Alte", wie ihn seine Leute nennen; aber auf den ersten Blick erkennt man in ihm den alten, treuen, wetterfesten Seebären, auf den man sich getrost verlassen kann. Seine weißen Locken, gebleicht von Sturm und Wind, flößen einem Achtung ein. Fest hält die nervige Hand das Steuerrad, und unverwandt spähen die kleinen, grauen Augen, die von grauen, buschigen Augenbrauen beschattet sind, in die offene See, während er kurz und scharf seine Befehle giebt, die immer pünktlich und schnell ausgeführt werden. Er ist ein Mann, der seinen sauren Beruf mit Ernst auffaßt und seines schwierigen Amtes mit eiserner Treue waltet. So achtunggebietend ist sein Wesen, daß man nur mit klopfendem Herzen eine Frage an ihn zu richten wagt. Ist die Frage dumm, vorlaut oder nicht berechtigt, so erhält der Fragende mitunter eine bissige Antwort, meistens aber erfolgt nur ein verächtliches Achselzucken.

Zur Erläuterung möchte ich noch eine kleine Szene anführen, der ich auf seinem Schiffe einmal beiwohnte. Ein Handwerksbursche befand sich unter den Reisenden; derselbe weigerte sich, das Fährgeld zu erlegen, weil er angeblich kein Geld besaß. Der Kassierer bemühte sich vergeblich das Geld zu bekommen; der Handwerksbursche blieb bei seiner Aussage, daß er nichts habe. Zuletzt überbrachte er dem Alten die Meldung, daß der Handwerksbursche nicht zahlen wolle. Dieser begab sich ganz ruhig zu dem Passagier, blickte ihn mit seinen stahlgrauen Augen durchdringend an und sprach: „Wollen Sie Ihr Fährgeld sofort erlegen!" Der Bursche zuckte bei diesen Worten zusammen, griff sofort in die Tasche, und das Geld kam richtig zum Vorschein. Als er seiner Pflicht genügt hatte, wagte er aber noch die Frage: „Was hätten Sie gethan, wenn ich nicht bezahlt hätte?" Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, antwortete der Alte: „Denn har ik Se glieks öwer Bord sett." — Bei dieser unerwarteten Antwort fuhr der freche Bursche sichtlich erschreckt zusammen und dankte wohl im Stillen seinem Schöpfer, daß er es nicht darauf habe ankommen lassen. Der Alte drehte ihm aber den Rücken zu und erwähnte die Sache auch nicht mit einer Silbe weiter.

Als ich die Antwort: „Heute nicht", erhalten hatte, wagte ich es nicht, auch noch ein „Warum" hinzuzufügen, sondern wandte mich mit

diesem an einen der übrigen Fährleute. Dieser, mit dem Daumen über die Achsel gen Himmel zeigend, sprach: „Weil wir binnen einer halben Stunde ein Schneegestöber haben werden.“ Und so geschah es auch. Am anderen Tage, als das Unwetter sich gelegt hatte, kam von Wyk die telegraphische Meldung: „Hafen voll Eis“; und wieder mußten wir einen Tag warten. Aber nun beschloß ich, mich tapfer zu halten, um die Zeit der Abfahrt abzuwarten; doch meine Geduld sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Am anderen Tage war der Hafen bei Wyk freilich eisfrei gemeldet; aber nun hatte sich ein dichter Nebel über dem Meere gelagert, so daß die Überfahrt sich noch drei Tage verzögerte.

Auf meine Frage an die Fährleute, ob sie denn nicht Föhr nach dem Kompaß finden könnten? erhielt ich die Antwort: „Ja, freilich, aber nur bei offener See, wenn das Meer dagegen voll Treibeis ist, so ist es nötig, daß wir klare Luft haben, nicht um die Insel zu finden, sondern, um die Rinnen und Spalten im Eise zu erspähen, durch die das Boot sich den Weg bahnen soll.“

Geduld, liebe Seele, hieß es daher abermals für mich. Mittlerweile waren auch zwei andere Passagiere eingetroffen, und wir suchten uns nun, so gut es eben gehen wollte, wechselseitig die furchtbare Langeweile zu vertreiben.

Endlich, am sechsten Tage des Harrens, erhielten wir plötzlich vom Alten die Nachricht, daß es nun gleich losgehen solle. Freude und zugleich spannende Erwartung erfüllte uns, als wir das hörten. Schnell war der Ranzen geschnürt, eine kleine Flasche Kognak in die Tasche gesteckt, und ich wollte losmarschiren. „Halt!“ ertönte da die barsche Stimme des Alten. Für dieses „Halt“ werde ich ihm aber zeitlebens dankbar sein. „Wollen Sie in diesen Stiefeln los?“ fuhr er freundlicher werdend fort, als er meine Verlegenheit sah. „Wenn Ihnen die Füße nicht verfrieren sollen, so rate ich Ihnen, ein Paar Holzschuhstiefel zu leihen.“ Dankend eilte ich hinweg, um die nötige Fußbekleidung aufzutreiben. Alsdann ging es an den Strand, wo das Eisboot schon segelfertig lag. Ängstlich war mir nicht zu Mute; aber ich spürte doch, als ich in das Boot stieg, wie das kleine Ding in der Brust ungestüm gegen die Rippen pochte in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Wir stießen ab, und ein herzliches „Glück auf!“ erscholl vom Strande zu uns herüber. „Glück auf!“ hallte es in meinem Herzen wider, und ein stilles Gebet um glückliche Überfahrt schwang sich aus dem Innersten meines Herzens empor zum Throne dessen, der Wind und Woge lenkt. Der Nebel hatte sich ein wenig gehoben; aber ganz klar war die Luft doch nicht. Spähend schaute ich nach Westen, um das Eiland Föhr zu erblicken, aber ver-

geblich; denn dieses lag noch in dichten Nebel gehüllt. Zu meiner Beruhigung war aber das Meer, soweit ich blicken konnte, eisfrei. Die Dagebüller standen noch am Strande und winkten uns Abschied und glückliche Überfahrt zu.

Erst als die kleine auf den Wellen tanzende Nußschale mit ihren Insassen den Blicken entschwand, kehrten sie zurück. „Da ist ja gar kein Eis," sagte ich nach einer Weile zu einem der Fährleute. „Das soll früh genug kommen," lautete die Antwort. Nachdem wir eine Weile gefahren waren, bemerkte ich, wie die Wellen nach und nach träger gingen. Bald hörte ich nun auch ein zischendes Geräusch, und als ich die Hand ins Wasser hielt, bemerkte ich, daß dasselbe voll kleiner Eisstückchen war. Ich fragte, warum das Wasser nun auf einmal so dick wäre? „Weil wir jetzt bald in das Treibeis gelangen."

„Sehen Sie!" rief ich plötzlich in Verwunderung aus, „wie Langeneß heute so hoch aus dem Meere herausragt, die Hallig scheint ja ordentlich in ihrem weißen Kleide eine Felseninsel zu sein, das kommt wohl von der nebeligen Luft?" „Das ist nicht Langeneß, sondern ein Eisberg," erhielt ich als Antwort.

Zu meinem Schrecken bemerkte ich nun, als ich rückwärts schaute, daß das Festland immer mehr und mehr unsern Blicken entschwand, ohne daß wir eine Spur von der Insel Föhr erblickt hätten. Bald verschwand es vollständig, und wir sahen nun nichts als Wasser und Nebel. Wir Passagiere begannen unruhig zu werden; denn die Anzeichen, daß wir uns dem Eise näherten, mehrten sich. Schon kamen einzelne Eisschollen, die krachend gegen das Boot stießen, und vor uns erblickten wir eine weiße Linie. Es war das feste Treibeis, welches uns dort durch den Nebel entgegen schimmerte.

Fröstelnd in der bitteren Kälte starrten wir auf die eisige Mauer, die uns wieder anstarrte und immer näher rückte. Die treibenden Eismassen wurden immer dichter, und zuletzt krachte es unaufhörlich: „Bumms! Bumms!" gegen die Seiten des Eisbootes. Unsere Lage begann ernst zu werden. Ja, wahrhaftig, es war ein ernster Gedanke, so von dem eisigen Nebel umgeben, mitten auf dem von Eisschollen bedeckten Meere, nur durch eine dünne Bretterwand, an welche die Eisschollen immer stärker und häufiger pochten, vom Tode getrennt zu sein.

Die Fährleute arbeiteten mit aller Kraft, um das Boot vorwärts zu bringen; keiner von ihnen sprach ein Wort. Die Stille wurde nur dann und wann durch eine Warnung des Mannes, der am Vordersteven Auslug hielt, und darauf durch einen kurzen Befehl des Kapitäns unterbrochen. Der Letztgenannte saß unentwegt am Steuer, das er mit

festem Griff umklammerte, und schaute bald auf den Kompaß, bald nach vorne, um eine Spur von der Insel Föhr zu entdecken. Wir waren schon anderthalb Stunden unterwegs gewesen und sahen noch immer kein Land. Dazu kam noch die entsetzliche Kälte, die uns Fahrgästen trotz des wärmenden Trankes durch Mark und Bein schnitt. Die Zähne klapperten uns hörbar im Munde. Ich beneidete die Bootsleute, welche die Ruder gebrauchen durften und bat einen, ob ich nicht einen Augenblick rudern dürfe. Mit der Antwort, „das können Sie nicht, das Ruder würde Ihnen, wenn Sie es auch zu gebrauchen verstünden, durch die Eisschollen sofort aus der Hand geschlagen werden," wurde ich abgefertigt.

Das einzige Mittel, welches ich gegen die bittere Kälte anzuwenden hatte, war eine Flasche mit Kognak, aus der ich immer häufiger einen kleinen Schluck thun mußte. Allzustark freilich durfte ich die Flasche nicht in Anspruch nehmen, nicht etwa aus Furcht, betrunken zu werden; damit hatte es keine Gefahr; denn bei der eisigen Kälte spürte ich vom Kognak durchaus keine berauschende Wirkung, trotzdem ich Spirituosen zu trinken nicht gewohnt war, sondern ich mußte sparen, solange es noch ungewiß war, wann wir wieder den festen Erdboden betreten durften.

Bald wurden die Eisschollen so dicht, daß es unmöglich war, die Ruder zu gebrauchen. Diese wurden daher eingezogen und die Schiebestangen ergriffen. Ein Mann stand vorne, die Eisschollen zur Seite schiebend, um dem Boote Bahn zu schaffen. Die übrigen suchten das Boot vorwärts zu bewegen, indem sie die Eisschollen als Stützpunkte für ihre Haken und Stangen benutzten, weil der Grund nicht zu erreichen war.

Zu unserer größten Freude erblickten wir jetzt das lang ersehnte Land, und es wurde uns dabei ähnlich zu Mute, wie wohl den Spaniern, als sie die Insel Guanahani erblickten. Nur der Alte veränderte keine Miene und rührte sich nicht von der Stelle.

Es war aber auch hohe Zeit, daß uns das Eiland in Sicht kam; denn wir waren jetzt bei dem festen Treibeis angelangt, und wenn wir daselbst nicht Land erblickt hätten, so wären wir genötigt gewesen, umzukehren, ungewiß, ob die Rückfahrt uns noch offen stand oder nicht.

So aber ging es doch immer vorwärts, wenn auch nur sehr langsam, ja, immer langsamer und langsamer; denn immer größer und immer häufiger stellten sich uns Hindernisse in den Weg. Die letzte Strecke war die schlimmste; denn die Eismasse hatte sich an der Küste von Föhr festgelegt. Wir befanden uns jetzt kaum ein Kilometer von dem Ziel unserer Wünsche; das Land war uns so nah' und doch so fern, ach, doch so fern. Räumlich zwar nahe, aber zeitlich ungewiß noch wie fern. Wir

litten auf dieser Strecke fast Tantalusqualen, und unwillkürlich mußte ich an die armen Seeleute denken, die oft, ja meistens, so nahe der Küste, so nahe dem rettenden Strande, ihre Augen schließen müssen, ein Opfer der habgierigen Flut werdend. Für uns war die Gefahr, Gott sei Dank, nicht so groß; denn die See war verhältnismäßig ruhig, und keiner zweifelte daran, das Land zu erreichen; aber wann?

Oft segelten wir in eine Rinne hinein, die sich dann vor unseren Augen zusammenzog, so daß wir wieder rückwärts segeln mußten; oft benutzten wir einen Eisspalt, der sich gleich hinter uns verschloß. Der Eingang war gefunden; aber manchmal war der Ausgang nicht vorhanden, so daß die Bootsleute sich erst einen solchen mit ihren Hacken bahnen mußten. Einmal mußten alle aussteigen und Hand anlegen, um das Boot auf das Eis empor zu ziehen und es auf dem Eise so lange fortzubewegen, bis sich wieder eine Wasserrinne zeigte.

Am Strande waren viele Menschen versammelt, welche die Landung des Eisbootes beobachten wollten. Sie gaben uns Zeichen, um anzudeuten, wo wir landen könnten, und nach diesem Punkte strebten wir aus allen Kräften. Da es Ebbe war, so konnte uns ein Mann in hohen Wasserstiefeln auf dem Eise entgegenkommen. Er brachte zwei Taue mit, die von den Leuten am Strande festgehalten wurden. Es war aber für ihn eine mühselige und gefährliche Wanderung; oft brach er durch das Eis in das seichte Meerwasser hinein; aber immer arbeitete er sich wieder empor. Endlich war er so weit gekommen, als er konnte, und wir waren ihm jetzt so nahe, daß wir bequem mit ihm sprechen konnten; aber es dauerte trotzdem eine Viertelstunde, bevor wir uns ihm so weit genähert hatten, daß er uns die Taue zuwerfen konnte. Das eine Tau wurde nun am Boot befestigt. Wir mußten aussteigen und mit Hülfe des anderen Taues den Strand zu erreichen suchen.

Es war dies eine tragikomische Wanderung auf dem Eise. Bald gingen wir eine kleine Strecke hoch oben, bald brachen wir durch und versanken in die Tiefe, was jedesmal vom Strande mit Hurrah und schallendem Gelächter begrüßt wurde. Das Tau wurde angezogen, und wir arbeiteten uns mit Hülfe desselben aus den zerbröckelten Eisschollen und feinen Eisnadeln wieder empor, und so ging es fort. — Ich war der erste, der ans Land kam und der mit lautem Jubel und Gelächter empfangen wurde.

Ich verwunderte mich aufs höchste über den sonderbaren Empfang, der mir zuteil wurde; aber es wird wohl üblich sein, die Eisbootpassagiere in der Weise, ähnlich wie in der „Lästerallee" auf Helgoland zu empfangen. Ich schlich mich in meinem zerzausten und bespritzten Anzuge beschämt

durch die Menge dem Fährhause zu und hörte noch, wie die übrigen Passagiere mit ähnlichem Gruße empfangen wurden. Zuletzt wurde auch das Boot mit seinem Inhalte unter „Ohoirufen" ans Land gezogen.

Als ich nun gleich darauf einen kleinen Marsch zurückgelegt hatte, fühlte ich mich wieder ganz wohl. Ich dankte dem lieben Gott, der uns auf der gefährlichen Fahrt so gnädiglich behütet hatte und trug fortan kein Verlangen mehr, eine Fahrt mit dem Eisboote mitzumachen.

Zwei Paar Gewappnete: Weiß- und Schlehdorn, Rosen- und Brombeerstrauch.*)

Von Lehrer Groth in Kiel.

Diese vier Sträucher sind an die Grenze des Gartens und Ackers gestellt, damit sie Diejenigen abwehren, die nach dem Kohl und Korn gelüstet. Im Feldknick stehen sie zwischen anderm Gebüsch; am Garten hat der Weißdorn die Wache oft ganz allein.

Wird die Weißdornhecke jahrelang gepflegt und beschnitten, so schließen die Sträucher lückenlos aneinander, und ihre Zweige, die nach innen ja nicht gestutzt werden, gehen so durcheinander, daß es eine Unmöglichkeit ist, hindurchzudringen; wer es versucht, dem wird nicht bloß das Zeug, sondern auch die Haut arg zerfetzt. Im Knick, wo nicht beschnitten wird, sind nach unten zwischen den Stämmen der drei ersten Sträucher oftmals Lücken; sie gestatten aber keinen Durchgang, auch wenn man auf allen Vieren kriechen möchte, denn die Stämme sind steif, sie lassen sich durch die Kraft der Hände nicht an die Seite biegen, und mit der Schulter kann man sich nicht wie beim Haselstrauch dagegenstemmen wegen der Dornen und Stacheln.

Der Brombeerstrauch ist nur niedrig, und seine langen Ruten liegen oft auf dem Boden. Er steht nicht bloß *auf*, sondern ebenso häufig *an* dem Wall. Hier bildet er die Vorhut, und man muß ihn erst überwinden, ehe man in den Knick kommt. Dabei schlingt sich denn gar leicht einer seiner rutenförmigen Zweige um die Unterschenkel, und wenn dann ein Stachel ins Fleisch fährt, so haben wir das Gefühl, als würden wir von einer Schlange umschlängelt, von einer Viper gebissen. Der Landmann bezeichnet den Brombeerstrauch daher auch als „Viperdorn". An diesen „Dorn" muß ich auch denken, wenn ich im Gleichnis lese:

---

*) Ein bisher ungedrucktes Blatt aus der Sammlung meiner naturgeschichtlichen Arbeiten, die Ostern d. J. unter dem Titel: Aus meinem naturgeschichtlichen Tagebuch bei Beyer & Söhne in Langensalza erscheinen.

„Und die Dornen wuchsen auf und erstickten es.“ Unter den Pflanzen, die gewöhnlich als Dornen gehen, kenne ich nämlich keine, die wuchert wie der Brombeerstrauch, und dabei befolgt er eine eigentümliche Weise, die ich anderswo nicht gefunden habe. Die Zweige, welche am Boden liegen, wachsen oft mit ihrer Spitze in die Erde und schlagen Wurzeln, sodaß also dem Gewächs von zwei Enden Nahrung zugeführt wird. Wer mit seinen Füßen hinter solchen liegenden, tauförmigen Zweig hakt, kommt gar leicht zu Fall. Manchem, der auf dem Acker an der Grabenkante erhobenen Hauptes dahinschritt, wurde der Brombeerstrauch schon zur Falle. Wer ihn erst kennt, sucht ihn zu umgehen, wie ja auch die andern Dornen gemieden werden. Wenn wir uns einen Augenblicksstock schneiden wollen, gehen wir am Weißdorn vorbei und einige Schritte weiter zum Hasel- oder Buchenbusch. Die Mutter und das Kindermädchen werden keinen Dornbusch brechen, wenn das Kind mit seinen Händchen nach den flatternden Zweigen und Blättern winkt. Leichter schon wird man die Hundsrose pflücken; das Hagebutten- und Brombeerpflücken wird nicht durch die Stacheln erleichtert. Sie haben schon manchen mit einem „Schmiß“ heimgeschickt, und mancher hat sich dann noch mit einer Pincette behandeln lassen müssen. Als ich mir für diese Arbeit sehr vorsichtig von jedem Strauch Zweige schnitt, mußte ich Blut lassen, und es wurde mir klar, daß die Stacheln am wenigsten dabei zu umgehen sind. Auch das Vieh des Feldes, das oft die Blätter der Büsche abrupft, wird sich nicht die Zunge blutig reißen lassen von den Stacheln des Rosen- und Brombeerstrauchs, und wird nicht die Rinde vom Schleh- und Weißdorn benagen können. Der Landmann muß den Kampf mit den Dornen aufnehmen, wenn es zum Zäunen geht. Dann läßt sich recht erkennen, wie die gewappneten Sträucher aneinander hängen. Wenn von einem Haufen Dornbusch ein einzelner Strauch gefaßt und fortgezogen wird, so folgen ihm andere, der eine hängt sich mittels der Dornen oder Stacheln an den andern. Dieser Zusammenhang und die Dornen und Stacheln, welche ihn bewirken, machen Schleh- und Weißdorn, Rosen- und Brombeerstrauch zum beliebten Zaunbusch, wenn eine Lücke, durch die das Vieh ausgebrochen ist, durch abgeschlagenes Gebüsch ausgefüllt werden soll. Der Tagelöhner hat bei dem „Dichtmachen“ Handschuhe an, die er sich selbst aus seinen alten Stiefelschäften fertigte, damit faßt er den Dornstrauch und zwängt ihn zwischen die Pfähle; den „Viperdorn“ nimmt er auf die Gabel und schlägt ihn in die kleinen Öffnungen.

Seit Jahren benutzt man den Eisendraht bei Einfriedigungen. Der glatte Draht ist so unschuldig wie der Haselstrauch im Zaun. Man kann, ohne Schaden an der Hose zu nehmen, über ihn hinwegschreiten. Der

Stacheldraht, der jenem gefolgt ist, ist der gefährliche. Wer ihn zuerst fabrizierte, der hat der Natur etwas abgeguckt. Auch die Planke, die oben mit eisernen Spitzen versehen ist, erinnert mich an die Dornenhecke, über die man nicht hinwegsteigen kann, ohne sich zu verwunden.

Dornen sind an allen Wegen, selbst an Spazierwegen. Dornenvoll ist der Lebensweg der Menschheit, sind die Lebenswege der Menschen, ja es ist sogar sprüchwörtlich: Keine Rosen ohne Dornen. Dieser Ausspruch enthält freilich nach botanischen Begriffen etwas Falsches, denn die Rose hat Stacheln; aber Dornen und Stacheln gleichen sich doch: Sie reißen Wunden. Und wenn wir den Unterschied zwischen den Organen darlegen, so geschieht es nicht, um zu zeigen, daß das Sprichwort kein wahres Wort ist, sondern um den Blick zu schärfen.

Es besteht ein äußerer und ein innerer Unterschied. Dornen sind länger als die Stacheln am Rosen- und Brombeerstrauch, und doch haben sie einen kleineren Fuß; jene sind gerade gewachsen, während diese sichelförmig stehen. Mit der Rinde entfernt man die Stacheln, die Dornen aber nicht, ein seitlicher Druck löst jene, sie sind angewachsen, diese nehmen, wenn sie am Zweig abgebrochen werden, Splitter desselben mit sich, sie sind herausgewachsen. Die Dornen tragen nicht blos Knospen und Blätter, sondern auch Blüten, ja es sind oft Zweige aus ihnen hervorgewachsen. Sie sind also ihrer Natur nach nichts anderes als Zweige, nur eigentümlich gebildet, oder, wenn man will, verkümmert. Nichts von alledem zeigt sich an den Stacheln, sie sind nur Hautgebilde und entsprechen als solche den Haaren der Nessel und den Borsten des Hopfens, wie den Borsten der Schweine und den Stacheln des Igels.

Es könnte daraus geschlossen werden, daß die Stacheln unsrer beiden Sträucher ebenso wie andre Hautbedeckungen keinen andern Zweck hätten als zu schützen, und doch ist ihnen noch eine andere Aufgabe gestellt. Wir erkennen dieselbe am ersten, wenn wir uns zu einem Brombeerstrauch begeben, der auf dem Wall und zwischen anderem Gebüsch steht. Seine oft bis 3 meterlangen, nur fingerdicken Zweige, die nicht allein stehen können, finden wir oben auf. Wie sind sie anders dahingekommen als mittels der Stacheln! Daher sind die Zweige sehr damit besetzt, daher finden sie sich an den Blättern, daher sind die Stacheln rückwärts gekrümmt und sehr spitz. Bei dem Rosenstrauch sind die Kletterorgane nicht für alle Zweige notwendig, aber die Schößlinge, welche unten entspringen und sehr lang sind, haben einen Anhalt nötig, und da sind denn auch die Stacheln behülflich. Kletterrosen!

Es hat also unsre Betrachtung uns ganz wesentliche Unterschiede zwischen den Dornen und Stacheln dieser vier Sträucher erkennen lassen,

nämlich: Die Dornen sind Zweige, die Stacheln Kletterorgane, die Dornen tragen Blätter, die Blätter tragen Stacheln. Dies sieht erst das geübte Auge; um die Ähnlichkeit zu erkennen, braucht man nicht einmal das Auge zu öffnen; daher kommt es denn, daß es „keine Rosen ohne Dornen" giebt, und daher ist der Brombeerstrauch ein „Viperdorn".

Nachdem wir uns klar gemacht haben, welche Bedeutung die Dornen und Stacheln haben, wollen wir jetzt einmal sehen, wie die Waffen von den Sträuchern getragen werden. Diese schleichen ja nicht daher, aber sie tragen doch gewissermaßen ihre Waffen im Gewande. Die Dornen des Weißdorns sind grau wie der Strauch selbst, die am Schlehdorn braun wie die Zweige, und die Farbe der Stacheln stimmt ziemlich mit der Farbe der Rinde überein, wenn Stacheln und Zweige auch nicht gleichfarbig sind. Keine der Waffen hebt sich durch eine weiße, gelbe oder rote Farbe von dem Gewande ab, wie etwa eine Blüte von der grauen Farbe der Blätter.

Um richtiger urteilen zu können, schneide ich mir von jedem der Sträucher aus einem fingerdicken Zweig ein Stück von $^1/_4$ m Länge heraus. Die gekrümmte Spitze der 1 cm langen Stacheln am Rosenstrauch erkenne ich bei etwa 3 m Entfernung, die 6 cm langen Dornen unterscheide ich von den gleichlangen Kurztrieben, wenn ich mich bis auf 3 m nähere; dann sind auch erst einzelne Stacheln am Brombeerstrauch zu sehen. Voraussetzung ist dabei, daß die Dornen und Stacheln uns nicht ihre Spitze zukehren, also nicht die Zweigfläche, sondern die klare Luft der Hintergrund ist.

Wie viele stehen nun in und hinter der Zweigfläche? Wenn wir die abgeschnittenen Teile zur Hand nehmen und den Arm gestreckt halten, so sind von 12 Dornen 3, von 27 Stacheln des Rosenstrauchs 9 und von 80 Stacheln am Brombeerzweig 40 unsichtbar. Diese Verhältnisse in Bruchform ausgedrückt giebt $^1/_4$, $^1/_3$ und $^1/_2$.

Die Spitzen von einem fast gleichen Bruchteil entziehen sich unserm Blick, wenn viele Zweige neben- und durcheinander stehen, also die Durchsicht, der klare Hintergrund fehlt. Diejenigen, welche dann noch hervortreten, werden größtenteils vom Laub — die Dornen tragen ja selbst Blätter — und von Blüten oder Früchten bedeckt. Wir können daher dann dem Strauch ganz nahe sein und gewahren nicht, daß seine Zweige allseitig bewaffnet sind, erst wenn wir ihn angreifen, wissen wir, mit wem zu kämpfen ist.

Ist nun solche Einrichtung dem Gesetz der Erhaltungsmäßigkeit entsprechend? Wäre es nicht „anpassend", wenn die Waffen weniger verdeckt wären? Zeigt doch der Hund seine Zähne, wenn er uns anknurrt, und

trägt doch der Stier seine Hörner vorne am Kopf! Auch wenn ich die andre Aufgabe der Dornen und Stacheln — und vielleicht ist dies die ursprünglichere und wichtigere — ins Auge fasse, will es mir scheinen, es sei nicht nötig, daß sie im Gewande stehen. Als Zweige, die Blätter und Blüten zu tragen haben, können die Dornen, als Kletterorgane die Stacheln recht wohl hervortreten aus dem Gebüsch. Meine Betrachtungen sind daher keineswegs auf ein Gesetz zugespitzt, sie sollen vielmehr zur Vorsicht mahnen. Wir bleiben also bei der Thatsache stehen, daß die Waffen versteckt getragen werden. Da andre jährlich wiederkehrende Organe nicht unwesentlich dazu beitragen, sie zu verdecken, so wollen wir unsre Betrachtungen an ihnen fortsetzen.

Von den Knospen weiß ich nicht viel zu sagen. Sie sind klein und treten wenig hervor. Namentlich ist es der Weißdorn in der beschnittenen Hecke, der Ende März noch wie abgestorben aussieht. Erst in der Mitte April liegen die Knospen wie Weizenkörner an ihm. Der Schlehdorn trennt sich von den drei andern Sträuchern, denn er hat im Beginn des Wachstums schon Blütenknospen, seine Blüten entfalten sich daher zuerst, sie sind vorlaufend. Am 14. Mai blühte er; am 25. Mai war die Blütezeit vorüber. Bis dahin entwickelten sich am Weißdorn die jungen Sprosse mit Blättern und Blütenknospen. Am 29. April hatte der Knick, wenn man ihn der Länge nach ansah, eine grüne Farbe. Vier Wochen später kamen die Blüten. Am 10. Juni war der Knick weiß, am 25. Juni hatte der Weißdorn ausgeblüht. Er wird nun von der Rose abgelöst; ihre Blütezeit dauert etwa vier Wochen. Der Brombeerstrauch, der zum Teil mit ihr zu blühen beginnt, hat noch im Herbst einzelne Blüten. Fünf Monate hindurch findet man also in den vier Sträuchern blühende Vertreter der Ordnung der Rosenblütler.

Über die Blüte dieser Ordnung und ihrer Familie bringt jede Botanik genügende Angaben, ich will sie daher nicht beschreiben, statt dessen aber auffordern, sie zu pflücken trotz der Dornen. Wenn der Schlehdorn mit Blütenschnee bedeckt ist, schmücke man mit ihm sein Zimmer. Wenn Crataegus blüht, hole man sich für seine leeren Vasen vom Rot- und Weißdorn Zweige, die mit blühenden Trugdolden besetzt sind. Die Hundsrose muß gepflückt werden, wenn sie aufbrechen will; haben die Blütenblätter sich erst ausgebreitet, so sind sie hinfällig und gehen schon auf dem Heimwege verloren. Die Brombeerblüte kann ich nicht empfehlen, denn sie hat weder eine besonders ansprechende Form noch Farbe. Die Aufforderung, sie zu betrachten, ist aber am Platze, denn durchweg ist es so, daß der Brombeerstrauch garnicht angesehen wird, so lange er noch keine schwarzen Beeren trägt. Erst wenn die Früchte reif sind,

werden die vier Sträucher aufgesucht, und weder Dornen noch Stacheln schützen dieselben vor Beraubung. Die Früchte wandern nicht nur in die Küche, um von der Hausfrau in Topf und Hafen gethan zu werden, auch der Gärtner kauft Hagebutten (à kg = 20 Pfg.) und Mehlbeeren (à l = 50 Pfg.), um ganze Feldstücke mit dem Samen zu bestreuen. Der Samen ist aber nicht gleich nach der Reife keimfähig. Schon beim Kälberkropf nahmen wir Gelegenheit darauf hinzuweisen,*) daß zwischen dem Samen dieser Pflanze und dem Roggen ein Unterschied besteht, da dieser gleich keimt, jener erst im nächsten Frühjahr. Dorn- und Rosenfrüchte gehen erst im zweiten Frühling auf. Ein ganzes Jahr muß die Frucht „geschichtet" werden. Der Gärtner macht zu dem Ende eine Grube, thut die Mehlbeeren hinein und bedeckt sie mit Erde. Hier liegen sie feucht und warm; es gährt in der Grube; das Fleisch trocknet nicht, sondern es löst sich von dem Kern; im Laufe des Sommers wird auch wohl der Haufen einmal umgeschaufelt. Hat der Samen so ein Jahr gelegen, dann wird er im Herbst gesäet, und im folgenden Frühjahr geht er auf.

Der Weißdorn wird meistens erst als zweijährige Pflanze in den Handel gebracht; von der Rose werden ein-, zwei- und dreijährige Sämlinge angeboten. Mit welchen Zahlen man hier rechnet, mögen zwei Anzeigen, die ich einer Gärtnerzeitung entnehme, bekunden: 3 Millionen Weißdorn, 50—80 cm hoch, 1000 = 7 Mk. 200 000 Rosa canina-Sämlinge, einjährige, strohhalm- bis bleifederstarke, 1000 = 6 Mk.; bleifeder- bis fingerdicke, 1000 = 20 Mk.

Wenn der Weißdorn jung, wenn der Rosenstrauch strohhalmdick ist, dann ist es nicht nötig, daß man die „Paten" mit Lederhandschuhen anfäßt, denn einesteils sind die Dornen und Stacheln noch sehr biegsam, andrerseits ist bei den Pflanzen, welche in reichlich nährendem Boden gezogen werden, die Dornenbildung weniger stark. In diesem Fall sind dann die Blätter groß und kräftig und lassen beim Angriff die Dornen nicht unvermittelt fühlen. Beim Schleh- und Weißdorn ist das obere Ende kräftiger Sprosse sogar noch ganz ohne Dornen.

Die kleine Tierwelt, die sich von dem Saft oder dem Fleisch der Blätter nährt, weiß die Stacheln und Dornen ganz behutsam zu umkriechen, ja zu umspinnen. Man sehe sich im Anfang Juni einmal das Leben der Raupen im Nest am Weißdorn an. Nicht eine einzige verwundet sich am Dorn. Die einzeln lebende Raupe am Schlehdorn kriecht am Dorn hinauf und befestigt vielleicht ihre Puppe daran. Am Brombeer-

*) Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht. Herausg. v. Fr. Mann. Langensalza.

strauch spinnt eine Raupe Blätter zusammen, nährt sich von ihnen und verpuppt sich dahinter. Das Raupenleben dauert bis Ende Juli. Im August schweben viele Kleinschmetterlinge im Weißdorn. Dann ziehen die Spinnen ihre Fäden, vielleicht vom Dorn zum Stachel, um in ihrem Netz die eben hervorkommenden Insekten zu fangen. Um diese Zeit zeigt sich auch die Wirkung der Blattläuse, unter denen besonders Rose und Weißdorn zu leiden haben; am Ende der Zweige sind die Blätter ganz gekräuselt. Wenn man einen solchen Krauskopf pflückt und ihm in die Haare fährt, so wimmelt es von Ungeziefer. Einige Ohrwürmer erschrecken uns dabei vielleicht. Ob diese hier nur ein dunkles Versteck fanden, oder ob sie auch Läuse knacken? Diese kranken Blätter fallen frühzeitig. Im übrigen hält der Dornknick sich bis Ende Oktober grün; dann ist er allerdings schon durchsichtig; Mitte November kann manche Hecke kahle Stellen zeigen; wenn kein Frost eintritt, so fallen die letzten Blätter erst am Schlusse dieses Monats.

Der Brombeerstrauch läßt sich sein Laub nicht leicht rauben, er nimmt viele dunkelgrüne Blätter mit in den Winter hinein. Will er damit etwa seine unreifen Früchte — eine Blöße — decken? Wer will ihm auch solche Beeren rauben! Eichkätzchen und Drossel gewiß nicht. Beide sitzen oben im Weißdorn und sehen auf den Brombeerstrauch herab, wenn jener sie mit seinen Mehlbeeren gesättigt, also gegen den Winter gewappnet hat.

Die ruhelose Jungfrau.

Eine Sage aus dem östlichen Holstein von Ida Staacke.

Der Tourist, der von Eutin aus über Casseedorf nach dem Bungsberg gewandert ist, wird sicher in dem herrlichen Forste Casseedorfer Tannen Rast gehalten haben. Es werden ihm mithin die Punkte Roßtrappe, Hexentanzplatz, teure Zeit und Lunawiese bekannt sein. Aber auch den lieblichen rings von Waldung umschlossenen Kolksee wird er aufgesucht haben. In einem tiefen Grunde liegend, hat dieses kleine Gewässer viel Ähnlichkeit mit dem Uklei, der in dem Bande der ostholsteinischen Seen der lieblichste ist. Gleich dem Uklei hat auch der Kolksee seine Sage. Es heißt nämlich:

Vor vielen, vielen hundert Jahren erhob sich an seinem Ufer die Burg eines Ritters. Er war nur arm an irdischen Gütern, aber unaussprechlich glücklich durch den Besitz seiner beiden Söhne, die, wie der Vater, edle und tapfere Ritter waren. Da die Jünglinge schon früh ihre Mutter verloren, hingen sie mit um so größerer Liebe an ihrem

Vater und thaten alles Mögliche, ihm das Alter zu erleichtern und zu verschönern. Das Leben der beiden Brüder floß zwar nur einsam und freudlos dahin, da sie wenig mit ihresgleichen verkehrten. Sie waren ja arm und besaßen keine Mittel, Festlichkeiten mitzumachen oder Gäste in ihrer Burg zu bewirten. Indeß bot der sich meilenweit erstreckende Forst ihnen dafür manche Freude, und besonders war es die Jagd, welche beide Brüder über Alles liebten. Es verging daher auch fast kein Tag, an dem sie nicht den an Wild mancherlei Art so reichen Wald durchstreiften.

Eines Tages, es war zur Herbstzeit, verfolgten die jungen Ritter einen prächtigen Hirsch mit stolzem Geweih, sie hatten sich aber im Eifer, das edle Tier als Beute heimzubringen, von einander getrennt. Kurt, der Ältere, der vom rechten Wege abgekommen, befand sich bald vor einer in der Mitte des Waldes liegenden Wiese. Ohne Säumen wollte er umkehren, als plötzlich eine wunderbar schöne Jungfrau vor ihm stand.

„Ich habe mich verirrt,“ redete sie den jungen Ritter freundlich an. „Führe mich auf den rechten Weg, damit ich aus dem Walde komme!“

Ritter Kurt, von der Schönheit der Jungfrau ganz bezaubert, konnte anfänglich keine Worte finden; erst als Beide in tiefem Schweigen eine Strecke Weges zurückgelegt und bereits den Ausgang des Waldes, vor dem sich ein weites Feld ausstreckte, erreicht hatten, faßte er Mut und fragte: „Wer bist Du, holdes Wesen?“

„Es nimmt mich Wunder, daß Du mich nicht kennst!“ versetzte seine Begleiterin erstaunt. „Bin ich doch überall hier bekannt als die schönste Jungfrau; von Nah und Fern kommen die Ritter und Edelleute und werben um meine Hand. Bis jetzt aber habe ich noch Keinen gefunden, dem ich sie reichen mochte. — Du aber gefällst mir,“ fügte sie nach einer Weile hinzu, „und wenn Du mich wieder sehen willst, dann komme morgen Abend, sobald der Mond am Himmel steht, nach der Wiese, wo Du mich getroffen hast!“

„Rechne fest darauf, holde Jungfrau, morgen Abend, sobald der Mond aufgegangen ist, bin ich an der Stelle!“ versicherte der Ritter mit freudiger Miene.

„Nun wohl, ich habe Dein Wort,“ erwiderte die Jungfrau lächelnd. „Jetzt aber verlasse mich, denn ich werde nun meinen Weg allein finden!“

Wie im Traume befangen gehorchte Kurt dem Gebote der Jungfrau und schritt langsam durch den schweigenden Forst. Die Lust zur Jagd aber war bei ihm dahin, und ohne Beute erreichte er die Burg seines Vaters.

Winfried, der jüngere der Brüder, durchstreifte, als Kurt sich von ihm getrennt, ebenfalls den Forst nach allen Richtungen, ohne indeß den prächtigen Hirsch, den er so gern erlegt hätte, zu erspähen. Schon wollte er sich auf den Heimweg begeben, als er, eben wie sein Bruder, plötzlich an dem Rande einer Wiese, die mitten im Walde lag, stand. Sich nach dem richtigen Wege umschauend, gewahrte auch er die wunderbar schöne Gestalt einer holden Jungfrau.

„Ich habe mich verirrt," redete sie den erstaunten Jüngling an. „Führe mich durch den Wald bis an das freie Feld, dann finde ich meinen Weg schon allein."

Winfried, eben wie sein Bruder ganz bezaubert von der Schönheit der Jungfrau, wanderte sprachlos an ihrer Seite dahin, bis sie den Ausgang des Forstes erreichten. Hier fragte auch er: „Wer bist Du, holdes Wesen?"

Die Jungfrau gab ihm dieselbe Antwort, welche sein Bruder erhalten hatte und auch die Weisung, am nächsten Abend, wenn der Mond aufgegangen sei, sich bei der Wiese einzustellen. Dann ward ihm geboten, in den Wald zurück zu gehen.

Ohne Beute erreichte Winfried die Burg des Vaters, seine Gedanken aber weilten beständig bei der schönen Jungfrau. Da auch Ritter Kurt nur den einen Wunsch hatte, die holde Erscheinung wieder zu sehen, und jeder sein Erlebnis für sich behielt, so geschah es zum ersten Male, daß die Brüder sich mieden. — Als der folgende Tag sich zu Ende neigte, gingen aber Beide auf verschiedenen Wegen durch den Wald, um die ihnen bezeichnete Stelle zu erreichen.

Der Mond stand voll und klar am Himmel, und auf der Wiese, inmitten des Forstes, war es fast taghell. Eine tiefe Stille herrschte ringsum, als plötzlich die beiden Brüder zu gleicher Zeit, aber an verschiedenen Stellen aus dem Walde traten.

„Was hast Du hier in dieser späten Stunde noch zu suchen?" fragte Kurt seinen Bruder mit lauter Stimme. „Geh zurück in die Burg, denn ich wünsche allein zu sein!"

„Dasselbe wünsche ich auch!" versetzte Winfried heftig. „Ich habe ein Recht, hier zu bleiben. Eine holde Jungfrau hat mich herbeschieden!"

„Du sprichst eine Lüge, Bruder!" erwiderte Ritter Kurt im höchsten Zorn. „Ich bin es, den die Jungfrau sehen will!"

„Über meine Lippen ist noch nie eine Lüge gegangen und Du bist der Erste, der mich solcher Schande fähig hält!" rief Winfried entrüstet, und sein Schwert aus der Scheide ziehend, stürzte er auf seinen Bruder.

Es entspann sich nun ein blutiger Kampf zwischen ihnen und Beide fochten mit solcher Erbitterung, daß schon bald das sanfte Licht des Mondes auf die starren Züge der Todten fiel. Die Jungfrau aber erschien nicht, und um ein Trugbild hatten die Brüder ihr Leben hingegeben.

Der unglückliche Vater ward durch den Verlust seiner Söhne in die tiefste Trauer versetzt, zumal er die Ursache ihres Todes nicht in Erfahrung bringen konnte. Eines Tages aber erschien die schöne Jungfrau auf der Burg und gestand dem einsamen Greise, welch' schändliches Spiel sie mit seinen Söhnen getrieben, und daß sie die Schuld an ihrem Tode trage. Fußfällig bat sie den unglücklichen Vater um Verzeihung, denn die Reue über ihre That ließe sie keine Ruhe finden.

„Die soll Dir auch nimmermehr werden!" versetzte der Greis zornig. „Weder im Leben noch im Tode wirst Du Ruhe haben; durch den Forst über die Wiese, am See und auf dem Felde wandere im Lichte des Mondes ruhelos umher, den Menschen zum Schrecken, Dir selber zur Last! Das sei die Strafe Deiner bösen That!"

Der Fluch des Ritters hat sich wohl bewährt, denn noch jetzt soll, wenn der Mond scheint, um Mitternacht eine lichte Gestalt durch den schönen Forst Casseedorfer-Tannen und über die Lunawiese, wo die Brüder mit einander kämpften, huschen. Auch am Kolksee und auf dem Sandfelde soll sie sich mitunter zeigen; es heißt, es sei die Jungfrau, welche Ruhe sucht und sie nimmer findet!

Mitteilungen.

(Zum Verzeichnis einheimischer Säugetiere.) Antwort auf Anfrage 1. 1. Auf die Frage 1 in der ersten Nr. der „Heimat" will ich gleich mitteilen, daß noch folgende Säugetiere hier vorkommen, von mir gefangen sind und als Balge sich in meiner Sammlung befinden; nur besitze ich ihre Schädel nicht, weshalb sie im ersten Verzeichnis nicht mit aufgeführt wurden:

1. Synotus barbastellus Keys u. Blas. Die breitohrige Fledermaus, Mopsfledermaus.
2. Sorex foediens Pall oder Crossopus foediens Wagn. Wasserspitzmaus.
3. Mus minutus Pall. Zwergmaus.

Es kommen gewiß noch mehr Arten der Fledermäuse, Spitzmäuse, Mäuse und Wühlmäuse vor und werden mir Mitteilungen über solche

interessant sein. Boie hat sich auch mit unsern Säugetieren beschäftigt, wo aber seine Beobachtungen niedergelegt sind, kann ich zur Zeit nicht sagen.

Schönkirchen. Wiese.

2. Bezüglich der im Januarheft der „Heimat“ gestellten Anfrage wegen Vervollständigung des daselbst gegebenen Verzeichnisses unserer heimischen Säuger erlaube ich mir folgendes mitzuteilen:

1. Die Wasserspitzmaus, Sorex foediens Pallas, beobachtete ich auf dem Gute Krummendieck bei Itzehoe, und zwar zwei Exemplare, anscheinend ein Pärchen dieser Art, in und an einem Wassergraben, dessen Ränder mit Seggen und Erlengebüsch bestanden waren. Ebenfalls wurde bei Eutin dies wohl im allgemeinen nicht gerade seltene, aber selten aufgefundene und schwer zu beobachtende Tierchen gefangen.

Die Wasserspitzmaus lebt in unmittelbarer Nähe des Wassers in unterirdischen Gängen, die teilweise unter der Wasserfläche münden. Sie ist sehr scheu und wachsam, schwimmt und taucht ausgezeichnet, spielt, jagt sich mit anderen ihrer Art und geht ihrer Nahrung nach so gut unter Wasser, wie an der Oberfläche desselben. Beim Tauchen ist sie stets mit einer silberhell schimmernden Lufthülle umgeben, hält demzufolge sehr lange unter Wasser aus und verläßt dasselbe mit vollständig trockenem Balg.

2. Die Haselmaus, der Haselschläfer, Myoxus avellanarius L. (Mus muscardinus Schreber, Muscardinus avellanarius Wagn.), wurde im Sommer 1847 bei Eutin auf einem sandigen, mit Hasel- und Birkengebüsch bestandenen Erdwall, nahe dem sogenannten Sandfelde gefangen.

Hier füge ich an, daß ich im Sommer 1844 zu Krummendieck im dortigen Gutsgarten unter trockenem Buschwerk eine auffallend schöne Maus fand. Leider konnte ich sie nicht fangen und nur flüchtig betrachten. Erheblich größer wie die stärkste Waldmaus, Mus sylvaticus L., war sie oben lebhaft rotbraun, ohne Rückenstreif, unten rein weiß. Ich konnte leider, da das schöne Tierchen nur einen Moment stille saß, nicht unterscheiden, ob ein schwarzer Augenkreis vorhanden war, auch ließ mich die Hurtigkeit des Tieres die Behaarung des Schwanzes nicht deutlich erkennen. Beides wäre bezeichnend gewesen für den Gartenschläfer oder die Eichelmaus, Myoxus nitela L., Eliomys nitela Wagn.

Obgleich seitdem viele Jahre verflossen sind, — es war im Sommer 1844, — ist mir trotz steter Aufmerksamkeit und häufigen Fallenstellens an den verschiedensten Örtlichkeiten — nur nicht an dem damaligen Fundorte — kein Tier dieser Art wieder vorgekommen, ich bin jedoch geneigt, die Existenz der Eichelmaus in unserer Provinz, wenn auch hierdurch keineswegs als erwiesen, so doch für sehr wahrscheinlich zu halten.

3. Die Scheermaus, — Reitmaus, — Erdratte, Hypodaeus oder Arvicola terrestris L. (Varietät von H. amphibius L., Arvicola amphibius Desm.), wurde bei Schleswig auf dem sogenannten Neufelde gefangen und von mir für das dortige Gymnasium präpariert. Merklich kleiner als die mutmaßliche Stammart, die nebenbei bemerkt an dem oberen Teich der Wirtschaft Johannisberg bei Ellerbek zu finden ist, war sie dunkel schwarzbraun mit schwarzem Haargrund.

4. Die Acker-, Erbsen- oder Brandmaus, Mus agrarius Pall., fand ich bei Anlage des neuen Kirchhofes bei Flensburg im Herbst 1874 in mehreren Exemplaren, die sich in Pflanzlöchern verlaufen hatten. Alle hatten sehr deutlich auf hellgrauem Grunde den dunkeln Rückenstreif.

An südlicheren Orten Deutschlands, z. B. in Sachsen zwischen Heinsberg und Tharand, fand ich diese Maus auf einer sandigen, vorzugsweise mit Schafschwingel, Festuca ovina L., bestandenen Koppel in ganz unglaublicher Anzahl. In Schleswig-Holstein scheint sie nirgends häufig zu sein und unter andern bei der Stadt Schleswig wie auch hier bei Kiel ganz zu fehlen.

Kiel, im Januar 1891, Gerhardstr. 30. H. T. Peters.

(Aus dem Tierleben.) 1. Als ich vor etwa fünfzig Jahren noch auf dem Gute Borstel wohnte, besuchte mich eines Tages der damalige Amtmann in Neumünster, Baron von Brockdorf, und nachdem wir uns unterhalten hatten, und auch meine beiden Hühnerhunde Nero und Diana erschienen, äußerte er, daß auch er gerne einen solchen Hund haben möchte, worauf ich erwiderte, dieses könne gleich geschehen, er könne meinen Nero mitnehmen, da dieser auch schon seines hohen Alters wegen mir entbehrlich werde. Der Baron nahm dieses Anerbieten an und erklärte, daß er schon am morgenden Tage wieder nach Neumünster zurückkehren werde und Nero dann in seinem geschlossenen Wagen mitnehmen könne. Und so geschah es, nachdem ich den Hund hineingehoben, fuhr der neue Besitzer sofort mit ihm ab. Aber Nero kam zu meinem Erstaunen nach etwa acht Tagen zu mir zurück, und als ich dieses seinem neuen Herrn geschrieben, erhielt ich die Erwiderung, daß Nero sich mit seiner Köchin veruneinigt habe, weil diese ihn nicht in der Küche geduldet. Unerklärlich aber sei es ihm, daß das Tier den langen, etwa fünfmeiligen Weg von Neumünster nach Borstel habe wieder finden können, da er doch stets mit ihm im geschlossenen Wagen geblieben sei. Befremdend ist dieses Ereignis auch schon deshalb, weil dieser Weg von Neumünster über Gadeland, Latendorf, Haidmühlen und über die wüste Haide bis zu dem ersten, Nero bekannten, zum Gute Borstel gehörenden Dorfe Deringen

oft wechselnde Richtung hat. Wo Nero später blieb, ist mir nicht erinnerlich.

2. Als ich etwa zwei Jahre später von Borstel nach Pinneberg übersiedelte, nahm ich auch meine Diana mit dorthin. Als ich aber an der nächsten Hühnerjagd teilnehmen wollte, trat die Störung ein, daß Diana ein Paar Junge zur Welt brachte. Indeß konnte dieses Ereignis nicht meine Jagdlust vereiteln, ich entzog ihr die Jungen und nahm sie trotz des ihr verursachten Schmerzes mit zur Jagd. Als aber Diana wieder Junge in Aussicht standen, entfernte sie sich von meiner Wohnung, und alles Fragen, wo sie geblieben, blieb lange nutzlos. Aber endlich kam eine kleine Nachbarin zu mir und sagte, sie wisse nun, wo Diana sei; ich möge nur einmal mit ihr gehen. Dies geschah sofort und sie führte mich nach der Pinneberg unmittelbar begrenzenden Hölzung und zu einer großen Buche, zeigte mir, daß unter dieser eine kleine Höhlung sei und sagte, in dieser habe sie Diana gesehen, und wirklich, als ich „Diana" rief, guckte sie aus dem Loch heraus, und als ich sie nochmals rief, kam sie auch zu mir. Ich hielt sie fest und veranlaßte das kleine Mädchen, in die Öffnung hineinzulangen und zu suchen, ob dort ein Paar junge Hunde seien. Das war so. Sie nahm die zwei, drei in ihre Schürze, wodurch die Mutter veranlaßt wurde, ihr bis zu meiner Wohnung zu folgen. Nun aber fragte es sich: Wo hat Diana während ihrer Abwesenheit von mir ihr tägliches Brot bekommen? Auch dieses ward ermittelt; man habe sie täglich in dem etwa eine halbe Meile von Pinneberg entlegenen Kirchdorfe Rellingen gesehen und dort habe sie einen Schlachter besucht und sich etwas Fleischabfall erbettelt.

Kiel, im Dezember 1890. E. Mielck, Kirchspielvogt a. D.

(Seltenes Beispiel von Mutterliebe.) Vorigen Sommer wurde ein hiesiger Landmann Augenzeuge von einer Naturszene, in welcher eine Feldlerche als ein rührendes Beispiel von aufopfernder Mutterliebe sich zeigte. Der Landmann war auf dem Felde mit Arbeiten beschäftigt, als er auf einmal in seiner Nähe ein ängstliches Geschrei vernahm. Er schaute nach der Richtung, von welcher dasselbe zu kommen schien und erblickte eine Feldlerche, die mit einer Kreuzotter kämpfte. Die kleine Sängerin flog ängstlich schreiend mit gesträubtem Gefieder auf das giftige Reptil zu, ergriff es mit ihren Klauen und schleppte es eine kurze Strecke fort, mußte es aber in demselben Augenblick wieder fallen lassen, um nicht seine Beute zu werden. Sie erneuerte aber den Angriff immer wieder und kreischte dabei immer ängstlicher. Verwundernd betrachtete der Landmann das seltene Schauspiel und konnte gar nicht begreifen, warum die kleine Sängerin die Angriffspartei in diesem Kampfe ausmachte. Da be-

merkte er aber in unmittelbarer Nähe der Kämpfenden das Nest der Lerche, und mit einemmal wurde ihm alles klar: die Lerche kämpfte gestärkt durch die Mutterliebe gegen einen übermächtigen Feind, um diesen von ihrem Neste, in welchem vier kleine, nackte Junge lagen, fern zu halten. Nunmehr machte der mitleidige Mann dem ungleichen Kampfe dadurch ein Ende, daß er die Kreuzotter tötete.

Zu der im Januarheft der „Heimat" enthaltenen Mitteilung über **ein eigentümliches Vogelnest** erlaubt der Unterzeichnete sich noch folgendes hinzuzufügen. Dergleichen Nester habe ich als Knabe jährlich mehrere auf einem Felde unweit der Süderau, westlich vom Dorfe Renz, bemerkt. Der Vogel, der diese merkwürdigen Nester baute, wurde dort von den Leuten allgemein als „Steenpikker" (Steinklopfer) bezeichnet.

Baistrup bei Tingleff. J. P. Hansen, Lehrer.

(Selbstheilung von Knochenbrüchen bei Tieren.) Bei mehreren von mir präparierten Säugetieren und Vögeln beobachtete ich geheilte Knochenbrüche, unter anderen bei der Schleiereule (siehe Abbildung), dem Mäusebussard und bei mehreren Füchsen. In den meisten Fällen, so auch bei der Schleiereule, schien die Verwundung durch einen Schuß verursacht zu sein. Die Heilung war in allen Fällen auf die denkbar einfachste Art erfolgt. Die Knochenenden hatten sich ein Stück, bei der Eule etwa 1 cm, an einander verschoben und waren dann mittels Knochenmasse verwachsen. Das Glied erschien dadurch etwas verkürzt, aber vollkommen gerade und gebrauchsfähig. Sollte nicht die von Natur eintretende Schwellung des Gliedes zugleich die Verkürzung bewirken und die für die Heilung notwendige Ruhe verleihen, also gleichsam den Verband abgeben? Interessant würden Mitteilungen darüber sein, ob auch bei Pflanzenfressern, bei denen die Lebenskraft bekanntlich geringer ist, schon solche Selbstheilungen beobachtet sind.

Kiel. O. Brodersen.

Anfragen.

3. Im Frühling bemerkt man in der Marsch in den tieferen Trinkstellen und Gräben eine große Anzahl der aus dem Winterschlaf erstandenen Frösche und bald darauf sieht man an sonnigen Stellen nahe dem Ufer den Laich dieser Wiedererstandenen, aus welchem sich nach mehreren Tagen die Kaulquappen entwickeln, die bald im Wasser ihr fröhliches Spiel treiben. Dann sind aber alle Frösche verschwunden; wo sind sie geblieben? — Es ist wohl anzunehmen, daß sie aufs Land

gezogen sind, wo sie ihr Sommerleben in dem Grase der Wiesen zubringen, wo man ja auch im Sommer genug Grasfrösche antrifft. Aber gegen diese Annahme spricht wiederum die Thatsache, daß diese Grasfrösche in Farbe, Größe und Gestalt bedeutend von den Fröschen abweichen, die wir im Frühling ihr Auferstehungsfest in den Gräben feiern sehen. Während diese, gleich der Farbe des Schlammes, tiefschwarz erscheinen, sind die Grasfrösche hellgelb bis braunschwarz, auch sind dieselben größer und walziger geformt als die Schlammfrösche. Wer erklärt diese Rätsel?

Daran knüpft sich eine zweite Frage. Im Spätsommer sehen wir oftmals auf den Wegen eine Menge ganz kleiner Fröschlein, besonders an den Abenden eines regenfeuchten Tages. Es liegt die Frage nahe: woher kommen diese so urplötzlich, und es wundert uns gar nicht, daß man im Volksmunde von „Froschregen" spricht. Über diese Annahme sind wir freilich hinaus; aber wo kommen sie her? Sind es die aus den Kaulquappen entstandenen Fröschlein, welche vor ihrer Winterruhe noch mal einen Spaziergang über Land machen? Wo bleiben sie denn im Winter, verkriechen sie sich auch im Schlamm, und halten sie neben ihren größeren Geschwistern und Eltern ihren Winterschlaf? — Das müssen wir wohl annehmen; aber warum sieht man diese Kleinen denn im Frühling nicht wieder? oder wird ihr Wachstum vom Winterschlaf nicht unterbrochen, so daß sie als ausgewachsene Frösche wieder aufstehen? Wer antwortet auf diese Fragen, wer hat Beobachtungen dieselben betreffend gemacht?

Meldorf. Thiessen.

4. **(Volkstümliche Pflanzennamen.)** Durch mündliche Mitteilung habe ich erfahren, daß Hypericum bis ins südliche Schleswig, vielleicht sogar bis in Holstein hinein als „Perikum" bezeichnet wird. In Stormarn heißt es dagegen „Gottsgnadnkrut". Es ist nach manchen Seiten interessant, die Grenze zwischen diesen Bezeichnungen festzustellen.

Eine wichtige Aufgabe ist es, unsere *wirklich volkstümlichen* Pflanzennamen zu sammeln. Dazu gehören die plattdeutschen und die dänischen Pflanzennamen. Nicht zu berücksichtigen sind die Übersetzungen der lateinischen und die hochdeutschen Namen, welche durch botanische Lehrbücher und Floren, sowie durch die Schule verbreitet sind. Auch die Mitteilung einzelner Namen ist erwünscht. Freilich können sie nicht nach und nach und zerstreut veröffentlicht werden, sondern ich hoffe, daß ein Freund unserer Pflanzenwelt eine Zusammenstellung und Bearbeitung für die „Heimat" übernehmen wird, wenn eine größere Anzahl von Namen eingegangen sein sollte. Vorläufig bitte ich, mir die Mitteilungen

zugehen zu lassen. Im Anschluß hieran muß ich darauf hinweisen, daß Gall-Anna offenbar eine Umstellung von Anagallis ist; die Erläuterung Gall, d. h. tolle, verrückte, soll darauf aufmerksam machen, daß das dänische Gall diese Bedeutung hat, aber nicht, daß dies niedliche, unschuldige Pflänzchen als „toll" bezeichnet wird. Das war jedenfalls nicht die Meinung des Einsenders.

Volkstümliche Namen unserer Sänger sind mir zugegangen von den Herren Lehrer Eschenburg in Holm bei Ütersen und Gymnasiallehrer Dr. Steen in Schleswig. Ich bitte, mir auch hierüber weitere Mitteilungen zukommen zu lassen.

Kiel. H. Dannmeier.

5. Auf einer Reise wurde mir die Mitteilung, daß Landleute auf der Insel Alsen Muscheln aus dem Boden pflügen sollen. Ich konnte bisher keine genaueren Ortsangaben erlangen. Vielleicht ist ein Mitglied unseres Vereins in der Lage, genauere Mitteilungen geben zu können. Läßt sich die gleiche Erscheinung auch für andere Gegenden feststellen?

6. Unsere Kalkbrennereien beziehen ihren Kalkstein zum allergrößten Teil von Faxe auf Seeland. Der Faxe-Kalk ist leicht kenntlich an der Koralle Caryophyllia faxiensis Beck, die einzelne Blöcke des weißgelben Kalkes fast ganz ausfüllt und an der Oberfläche derartig überzieht, daß es aussieht, als ob dieselbe von Pflanzenstengeln bedeckt wäre. Vor den Lagerplätzen der Kalkbrennereien werden häufig Stücke an Wegränder, auf Schuttplätze, auf Koppeln u. s. w. verschleppt; aber der Faxe-Kalk findet sich in unserer Heimat auch an solchen Stellen, für welche ein derartiges Verschleppen ausgeschlossen erscheint, so unterhalb der Uferhöhen oder in Thon- und Kiesgruben. Während der Faxe-Kalk in dieser Weise, mithin als Geschiebe, in Holstein häufig ist, kommt derselbe im Norden der Provinz seltener vor. Ich kenne ihn von Flensburg, Sonderburg und Apenrade. Sollte er aber nicht noch weiter nördlich vorkommen?

Kiel, Muhliusstraße 99 I. A. P. Lorenzen.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Von Herrn Joh. Johannsen in Hattstedt ist eine Einladung zur Subskription auf „Nachrichten vom Kirchspiel Hattstedt" eingegangen. Das Buch soll eine Sammlung versch. Nachrichten aus älteren Chroniken, handschriftlichen Quellen und mündlichen Mitteilungen enthalten und 10 Druckbogen groß 4° umfassen. Wenn das Werk vorliegt, wird die

„Heimat" darüber berichten. Wir bitten aber die Leser, die Anzeige auf dem Umschlag zu beachten, da durch Subskription das Erscheinen des Buches gesichert werden soll.

Eingegangene Schriften:

1. Ludw. Frahm. Heimatgrüße aus Deutschlands Norden in Liedern und Idyllen. Oldesloe. E. Wiemer. 1885.
2. " " Auf Heimatpfaden. Frahms Selbstverlag. 1888.
3. Ludw. Frahm und Friedr. Sundermann. Klaus Störtebeker in Sang und Sage. Hamburg. G. E. Nolte.
4. Ludw. Frahm. Die Doppeleiche Schleswig-Holsteins. Land und Volk im Dichterwort. Selbstverlag. 1888.
5. " " Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis bis zum Harze. Altona u. Leipzig. A. L. Reher.
6. " " Lebensbilder der Heldengeister und Altmeister Schleswig-Holsteins. 1. u. 2. Lieferung. Selbstverlag. 1891.
7. Buschau, Dr. med. & phil., G. Die Heimat und das Alter der europäischen Kulturpflanzen. Separatabdruck aus dem Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1890 Nr. 10.
8. Cimbria. Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holsteinischer Tierschutzvereine. X. Jahrg. Nr. 1. Januar 1891.
9. K. Jansen. Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit. Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 8. Heft. Kiel 1890. In Commission der Haeseler-schen Buchhandlung (Eckardt & Breymann).

Vereins-Angelegenheiten.

Herr Seminarlehrer Dr. Buttel in Segeberg ist in Anlaß seiner 25jährigen Jubelfeier als Seminarlehrer in Segeberg zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt worden.

Die Zahl der Mitglieder ist auf 1310 angewachsen.

Ende Januar 1891. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 3. März 1891.



Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 69.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1890.

Von **Dr. Paul Knuth.**

Im Frühlinge vorigen Jahres versandte ich an hundert Ortschaften der Provinz und der eingeschlossenen Gebiete einen Aufruf zur Gründung phänologischer Stationen. Von mehr als dreißig erhielt ich zusagende Antworten, und wenn nur die Hälfte dieser mir bis Ende 1890 das Beobachtungsmaterial einsandte, und auch diese Beobachtungen zum Teil nicht fehlerfrei waren, wie teils in den Begleitschreiben mitgeteilt wurde, teils sich aus dem Vergleich der einzelnen Stationen ergab, so war dieses geringe Ergebnis durch verschiedene Gründe herbeigeführt. Teils lag der Grund darin, daß die Aufforderung nicht immer an diejenige Persönlichkeit gelangte, welche das meiste Interesse und das größte Geschick hierfür besaß, weil es an einem Organ mangelte, welches allen Naturfreunden der Provinz als Sammelquelle dient. Ich versuche deshalb in diesem Jahre durch „Die Heimat“ das Interesse für phänologische Beobachtungen

zu beleben. Ein weiterer Grund für die geringe Zahl der eingelaufenen Karten liegt darin, daß zwar die Beobachtungen an den betreffenden Stationen gemacht sind, die Beobachter aber ihrer Sache nicht ganz sicher waren, indem sie die Richtigkeit und Genauigkeit anzweifelten. Mehrere Zuschriften äußerten sich in diesem Sinne und gaben sich dabei der Zuversicht hin, daß im nächsten Jahre die phänologischen Beobachtungen vollständig und richtig eingesandt werden könnten. Die Zweifel an der Richtigkeit der Beobachtungen sind zum Teil auch mit entstanden durch die Ausdrücke auf der versandten Karte,*) wo »e. B.« u. s. w. als erste Blüte offen u. s. w. bedeutend bezeichnet wird. Hierdurch entstand trotz der mitgesandten Anleitung zu phänologischen Beobachtungen vielfach die Ansicht, daß dasjenige Datum zu verzeichnen sei, an welchem die erste aufgebrochene Blüte beobachtet wurde. Dies ist aber, wie in dem Begleitschreiben ausdrücklich hervorgehoben ist, nicht richtig. Der leitende Gedanke ist, **durchschnittliche** Verhältnisse zu ermitteln. Nur solche sind zur Vergleichung mit anderen Orten geeignet. Wenn z. B. eine einzelne Ulme aus irgend welchen Gründen am 1. April aufblüht, hundert andere aber erst am 10., so ist der 10. das richtige einzutragende Datum. Ich habe deshalb auf den dieses Jahr zu versendenden Karten folgende Bezeichnungen gewählt:

e. B. bedeutet: erste Blüten offen,
B. O. s. „ erste Blattoberflächen sichtbar,
e. Fr. „ erste Früchte reif,
a. L. V. „ allgemeine Laubverfärbung.

Durch diese kleinen Änderungen werden die diesjährigen phänologischen Beobachtungen in Schleswig-Holstein sicher an Genauigkeit gewinnen. —

Von verschiedenen Seiten erhielt ich die erfreuliche Mitteilung, daß in diesem Jahre kleine Schulgärten angelegt würden, in denen die zu den phänologischen Beobachtungen geeigneten Gewächse angepflanzt werden sollen. Dabei ist zu bedenken, daß die Entwickelungsphasen der Pflanzen in den meist recht geschützt liegenden Gärten wohl regelmäßig etwas früher eintreten werden, als in der freien Natur. —

Da ich wohl annehmen darf, daß nur wenige Leser der „Heimat“ meinen vorjährigen Aufruf gelesen haben, ich aber ohne Zweifel bei ihnen Interesse für die Sache voraussetzen darf, so sei es mir gestattet, die wichtigsten Punkte desselben hier zu wiederholen.**) Versuche es nur

*) Vergl. die Zusammenstellung der phänol. Beob. am Ende des Aufsatzes.

**) Dieselben sind zum Teil den im Aufruf mitgeteilten Schriften von Prof. Herm. Hoffmann in Gießen entlehnt.

jeder einmal, und er wird sehen, einen wie hohen Genuß es bereitet, das periodische Werden und Vergehen der heimischen Pflanzenwelt zu beobachten. Ein Exemplar des Aufrufs, sowie Karten zum Eintragen der Erscheinungen stehen gern zur Verfügung.

Um die phänologischen Beobachtungen möglichst einfach zu gestalten und auch, um mit den im übrigen Deutschland und in fast ganz Europa üblichen in Übereinstimmung zu sein, sind die von Prof. Hoffmann vorgeschlagenen, in der nachfolgenden Tabelle verzeichneten Pflanzen und Erscheinungen auch von mir angenommen. Dieses kurze Schema hat auch noch den Vorteil, daß die Ergebnisse eines Jahres auf einer Postkarte mitgeteilt werden können. Die gewählten Pflanzen gehören zum größten Teil zu den verbreitetsten auch der in der schleswig-holsteinischen Flora heimischen oder bei uns angepflanzten Gewächse. Es sind: Haselstrauch, Roßkastanie, Johannisbeeren, Vogelkirsche, Schwarzdorn, Sauerkirsche, Ahlkirsche, Birne, Rotbuche, Apfel, Birke, Eiche, Geißblatt, Syringe, Narcisse, Weißdorn, Besenstrauch, Goldregen, Quitte, Vogelbeere, Flieder (Hollunder), Roggen, Tollkirsche, Schneebeere, Himbeere, Salbei, Hornstrauch, Weinstock, Linde, Ligufter, Lilie.*)

Über die zu beobachtenden Erscheinungen möge noch folgendes bemerkt werden: Wie vorhin schon angedeutet, hat man den Ausdruck „Erste Blüte offen" nicht so aufzufassen, als ob die allererste beobachtete Blüte zu verzeichnen wäre, also etwa eine an einem besonders günstigen, geschützten, sonnigen Standorte befindliche, sondern vielmehr verfährt man so, daß man mehrere an nicht außerordentlichen Stellen wachsende in den Bereich seiner Untersuchungen zieht und die eintretenden Erscheinungen Jahr für Jahr an denselben oder benachbarten Pflanzen beobachtet. Hat man nur ein oder wenige Exemplare einer Art zur Verfügung, so muß man überhaupt auf brauchbare phänologische Beobachtungen verzichten. „Besser keine Angaben, als verwirrende. Unsichere oder fehlerhafte Angaben sind geradezu schädlich, indem sie in scheinbarem Widerspruche stehen selbst mit der wichtigsten Theorie; sie verzögern die Erkenntnis des gesuchten Gesetzes, welches der Erscheinung zu Grunde liegt; sie können nur sehr schwer und langsam wieder durch bessere Beobachtungen verdrängt werden, während dagegen fehlende Beobachtungen später oder früher ohne Schwierigkeit direkt ausgefüllt werden können."

Die zweite der zu beobachtenden Erscheinungen, welche bei den meisten Pflanzen der Blütenentwickelung vorausgeht, ist die Sichtbarkeit der ersten Blattoberfläche. Mit dem Aufbrechen der Knospen und der

*) In den Marschgegenden fehlen mehrere der angeführten Pflanzen.

ersten Blattentfaltung im Frühjahre wird das Erwachen der Pflanzen aus dem Winterschlafe und der Anfang des neuen Vegetationslebens bezeichnet.

Die dritte wichtige Erscheinung im Pflanzenleben ist das Reifsein der ersten Früchte. Hierbei ist zu beachten, daß diese Erscheinung normal vor sich gegangen sein muß, daß sie nicht etwa durch Wurmstich verfrüht wurde.

Das Ende des Baumlebens (meist sind es Bäume, um welche es sich handeln wird, da Kräuter weniger gut stimmende Resultate geben als tiefwurzelnde Holzpflanzen, indem jene durch ihre flachere Bewurzelung in höherem Grade von augenblicklicher Trocknis beeinflußt werden), oder besser, der Eintritt in den Winterschlaf könnte durch den herbstlichen Blattfall bezeichnet werden; allein, wenn auch der Blattfall durch innere physiologische Vorgänge ebenso eingeleitet wird, wie die drei erstgenannten Erscheinungen, so wird doch der Prozeß des Blattfalles in freier Natur überwiegend und plötzlich durch Fröste und Stürme bestimmt. Vielfach können die Blätter sämtlich oder teilweise durch Frost abfallen, während sie noch ganz grün sind, und umgekehrt hätten sie bei frost- und sturmfreiem Wetter noch wochenlang hängen können. Wenn man also den Tag des allgemein eingetretenen oder (noch viel unsicherer) des vollendeten Blattfalles einer Pflanzenart einträgt, so hat man eine rein meteorologische Thatsache eingetragen, wofür es direktere Wege giebt, — eben keine biologische: in normalen Fällen (ohne Sturm oder Frost) eine rein biologische, d. h. nur das Pflanzenleben betreffende.

Es ist daher der Blattfall für die Phänologie nicht brauchbar. Prof. Hoffmann hat deshalb die „allgemeine Laubverfärbung" als Schlußerscheinung der Vegetation zur Beobachtung empfohlen. Das Ende des Blattlebens, fährt Hoffmann fort, und damit der assimilatorischen Thätigkeit unserer Laubhölzer überhaupt ist — wie beim Reifen der Früchte — mit einer auffallenden und charakteristischen Farbänderung verbunden, auf welche der Frost keinen Einfluß hat: dottergelb bei der Eiche und Buche, orangegelb bis karminrot bei der Süßkirsche u. s. w.; es ist also diese Erscheinung für biologisch-phänologische Beobachtungszwecke ebenso erwünscht als brauchbar. Nur fragt es sich: soll man den Anfang, die Mitte oder das Ende der Erscheinung notieren?

1. Wollten wir den Beginn der Erscheinung verzeichnen, etwa „erste Blätter verfärbt", entsprechend dem „erste Blüte offen", so würden wir ganz unbrauchbare Ergebnisse erhalten. Zunächst beginnt das Phänomen — und zwar an vielen Exemplaren — schon Mitte August, z. B. bei der Linde (Tilia parvifolia), während das Leben der unverfärbten Blätter,

also der ungeheuren Mehrzahl, bis zu Anfang Oktober dauert. Damit hätten wir also nicht erreicht, was wir wollen; es wäre statt des vollzogenen biologischen Prozesses vielmehr dessen nichtssagender Beginn eingetragen.

2. Wollten wir das Ende der Blattverfärbung eintragen, so wäre dies zwar theoretisch ganz richtig. Da aber einesteils die verfärbten Blätter allmählich abfallen, sich also im Walde z. B., dem Auge nicht mehr präsentieren; da anderenteils die verspätetsten noch grünen Bäume desto mehr ins Auge fallen, so erhalten wir ein zu spätes Datum, wenn wir auch bei diesen noch grünen Bäumen die letzte Verfärbung abwarten wollen. Allein vergleichbar ist das durchschnittliche Verhalten der großen Mehrzahl der Pflanzen einer Art.

3. Dieser Forderung wird am besten entsprochen, wenn wir die „allgemeine Laubverfärbung" verzeichnen und darunter den Tag verstehen, an welchem über die Hälfte sämtlicher Blätter sämtlicher Pflanzen (z. B. ein ganzer Wald von Buchen) verfärbt ist, in welcher Beziehung schon der Gesamteindruck genügenden Aufschluß giebt. Sehr genau sind die gewonnenen Daten allerdings nicht, man muß sich mit einer Annäherung von 6—4 Tagen genügen lassen. Allein dies genügt auch in der That für die Hauptzwecke. Es handelt sich nämlich bei diesem Phänomen nicht um kleine Unterschiede (— in unserer Provinz werden kaum solche bemerkbar sein —); vielmehr sind wir in Beziehung auf Laubverfärbung selbst bezüglich der gröbsten Unterschiede aus Mangel an geeigneten Beobachtungen noch gänzlich im dunkeln. Es ist aber unzweifelhaft, daß selbst nur auf acht Tage genaue Beobachtungen uns hier wesentlich weiter bringen würden, so daß wir z. B. den derzeit nicht bekannten Unterschied im Abschlusse des Blattlebens zwischen Lissabon, Königsberg, Moskau und Drontheim klar überschauen würden. —

Nicht jede dieser vier Erscheinungen ist für jede Pflanzenart brauchbar. Die Laubverfärbung z. B., welche für Buche und Birke sehr geeignet und genügend genau bestimmbar ist, ist unbrauchbar für Sambucus nigra und Robinia Pseudacacia, weil hier die Mehrzahl der Pflanzen die Blätter unverfärbt infolge der ersten Fröste fallen läßt. So ist ferner die „erste Fruchtreife" für Äpfel- und Birnbäume wegen der zahllosen Früh- und Spätsorten ungeeignet, während ihr Aufblühen durchaus brauchbar ist. Unbrauchbar ist die erste Blüte der Buche, weil schwer zu erkennen und nicht selten ganz aussetzend; dagegen ist die allgemeine Belaubung eine sehr charakteristische Erscheinung. Gänzlich unbrauchbar für Vergleichungen sind die flores meteorici, wie sie Linné nannte, also die Wetterblumen, welche, wie die bekannte Hundeblume

(Löwenzahn, Taraxacum officinale) sich je nach der augenblicklichen Witterung öffnen und schließen und diesen Vorgang öfters wiederholen. —

Was die Anordnung der Arten im Beobachtungsschema, die Erscheinungsfolge, betrifft, so kann die Wahl der unpraktischen alphabetischen und der praktischen und bewährten kalendarischen nicht schwer werden. Nur letztere erleichtert und sichert die Beobachtungen, da sie die Aufmerksamkeit von Woche zu Woche, von Tag zu Tag immer nur auf eins oder zwei fällige Objekte lenkt und dem Beobachter möglich macht, seine Gänge danach einzurichten, nicht aber durch die jedesmalige Durchsicht der ganzen Masse ihn belästigt und verwirrt. Und da die Reihenfolge der Erscheinungen, welche für Gießen ermittelt wurde, im wesentlichen für ganz Europa gültig ist, so kann dieselbe mit Weglassung des Namens Gießen und der für diese Station gültigen Daten getrost auch anderswo zu Grunde gelegt werden.

Die kalendarische Reihenfolge ist nur insoweit sicher, als die Beobachtungen vieljährig und nur im Mittel aller Jahre richtig sind. In einzelnen Jahren kommen Verschiebungen vor, deren Ursache noch dunkel ist.

Schon binnen fünf Jahren kann der phänologische Beobachter annähernde Mittelwerte gewinnen, welche ihm eine ganz wesentliche Übersicht gestatten. Ist die mittlere Zeit der wichtigsten Erscheinungen für fünf Jahre festgestellt, zu welcher in der nächsten Umgebung der Station die ersten Schlehenblüten sich öffnen, die ersten Roggenfelder geschnitten werden u. s. w., so ist der Beobachter dadurch in den Stand gesetzt, schon ungefähr zu beurteilen:

1) wie sich seine Station klimatologisch zu beliebigen anderen verhält, deren phänologische Stellung bereits anderweitig ermittelt ist;

2) wie sich dann jede einzelne Stelle seines Reviers zu jener Hauptstelle verhält, ob kühler oder wärmer, zu schätzen nach der Vegetationsstufe derselben Pflanzenarten hier und dort, und zwar besser, als wenn er hundert genau verglichene Thermometer und Regenmesser an hundert Stellen aufgepflanzt hätte, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit der Beobachtung so vieler Instrumente und der Unerschwinglichkeit der Kosten für deren Beschaffung. Die Phänologie arbeitet ohne Kosten, während die Meteorologie recht teuer ist;

3) er kann in jedem folgenden Jahre und in jeder Woche desselben durch Vergleichung mit dem obigen Mittel jederzeit beurteilen, ob die Vegetation auf seiner Station dermalen normal, beschleunigt oder verzögert ist.

So ist die Pflanze ein Thermometer, oder richtiger eine Thermometer-Uhr; denn sie zeigt uns zunächst zwar, wie das Thermometer, den augenblicklichen Stand, aber in diesem zugleich die sämtlichen Stände

der vorausgegangenen Zeit, und zwar sofort summiert im Endresultat, während das Thermometer nur täglich schwankende Einzeldaten giebt, deren Summierung uns überlassen bleibt. Dabei hat jene Methode den Vorzug, daß man sich bei ihren auf Vergleichung beruhenden Ziffern etwas denken kann, daß sie in uns sofort eine ziemlich anschauliche Vorstellung eines Verhältnisses erwecken, während dies nicht der Fall ist bei der rein thermometrischen Betrachtung und Nebeneinanderstellung von Ziffern.

Das Jahr und speziell der Frühling (April und Mai) sind z. B. in Frankfurt wärmer als in Gießen und in Petersburg, nämlich

	Jahr.	April.	Mai.
Frankfurt	+ 7,9 ° R.	8,0	11,3
Gießen	6,8	6,8	10,1
Petersburg	2,8	1,3	6,8.

Im günstigsten Falle erweckt dies eine dunkle, biologisch zunächst ganz unverständliche Vorstellung bei dem Leser. Denn wir wissen fürs erste nicht, und erst nach eingehender Berechnung einigermaßen, welche Bedeutung für das Pflanzenleben diese Zahlenwerte haben. Heißt es dagegen: die Frühlingsblüten gewisser Kategorien blühen in Frankfurt im mittleren Durchschnitte sieben Tage vor Gießen, in Petersburg 42 Tage oder sechs Wochen nach Gießen, oder mit anderen Worten: die Natur steht in Petersburg am 15. Mai durchschnittlich auf derselben Stufe, wie in Gießen am 1. April; — bezüglich Nizza ist es gerade umgekehrt; — so gestaltet sich vor dem Leser nicht nur ein relatives Vegetations- und Stimmungsbild, sondern zugleich eine sehr deutliche Vorstellung von der großen Länge des nordischen Winters und der großen Kürze des nordischen Sommers. —

Mit diesen Bemerkungen Hoffmanns über den praktischen Wert der Phänologie will ich auch hier schließen. Ich lasse nunmehr die eingelaufenen phänologischen Beobachtungen in einer Tabelle folgen. Die Ortschaften sind vorläufig alphabetisch geordnet.

Anm. zur nachfolgenden Tabelle. S. **Altona.** *)

Hier ist zu bemerken, daß die Pflanzen des steil nach Süden abfallenden Elbufers meistens 4—5 Tage weiter in ihrer Entwickelung sind, als die übrige Pflanzenwelt des Kreises. So wurde beobachtet u. a.: Aesculus Hippocastanum B. O. s. in Teufelsbrück am Elbstrande am 28. III., innerhalb der Stadt am 31. IV. Ferner Fagus silvatica B. O. s. in Jänisch Park zwischen Teufelsbrück und Flottbek am 26. IV., dagegen in Altona am 1. V. Das Mittel aus diesen Zahlen ist notiert worden. — Eine im vorigen Jahre stimmende, zu weiterer Beobachtung anregende Wetterregel wird hier mitgeteilt:

„Treibt die Eiche vor der Esche, Hält der Sommer große Wäsche;
Treibt die Esche vor der Eiche, Hält der Sommer große Bleiche.“

Ort.	Beobachter.	Corylus Avellana, Stäuben der Antheren.	Aesculus Hippocast., B. O. s.	Ribes rubrum, e. B.	Ribes aureum, e. B.	Prunus avium, e. B.	Prunus spinosa, e. B.	Prunus Cerasus, e. B.	Prunus Padus, e. B.	Pyrus communis, e. B.	Fagus silvatica, B. O. s.	Pyrus Malus, e. B.	Betula alba, B. O. s.	Quercus pedunculata, B. O. s.	Lonicera tatarica, e. B.	Syringa vulgaris, e. B.	Fagus silv., Buchwald grün.	Narcissus poeticus, e. B.	Aesculus Hippocast., e. B.	Crataegus Oxyacantha, e. B.	Spartium scoparium, e. B.	Quercus pedunc., Eichwald grün.	Cytisus Laburnum, e. B.	Cydonia vulgaris, e. B.	Sorbus aucuparia, e. B.	Sambucus nigra, e. B.	Secale cereale hibern., e. B.	Atropa Belladonna, e. B.	Symphoricarpus racemosa, e. B.	Rubus idaeus, e. B.
Altona *)	W. Petersen, Lehrer	Ende I.	30. III.	18. IV.		18. IV.	23. IV.			25. IV.	28. IV.		23. IV.			11. V.	9. V.		10. V.	15. V.	15. V.	10. V.	15. V.			27. V.			9. VI.	25. V.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	30. III.		2. V.	12. V.	10. V.	2. V.	10. V.		20. V.	24. IV.	13. V.	4. V.	12. V.	13. V.	18. V.	2. V.	2. V.		23. V.		23. V.	22. V.	22. V.	22. V.	16. VI.	2. VI.		1. VI.	5. VI.
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer		1. V.	1. V.		1. V.	9. V.	7. V.		4. V.	4. V.	18. V.	4. V.	16. V.		18. V.	10. V.	18. V.	18. V.	25. V.		30. V.	25. V.	25. V.	26. V.		4. VI.			8. VI.
Glückstadt	Riessen, Gymn.-Lehrer		20. IV.	28. IV.		24. IV.	30. IV.	7. V.	7. V.	2. V.	1. V.	6. V.	3. V.		14. V.	10. V.			9. V.	13. V.			18. V.	12. V.		27. V.	2. VI.		12. VI.	25. V.
Kiel	A. Hahn, Ober-Realschull.	16. III.	9. IV.	26. IV.	5. V.	28. IV.	14. IV.	18. IV.	10. V.	4. V.	26. IV.		1. V.	4. V.	16. V.	14. V.	30. IV.	9. V.	11. V.	18. V.	16. V.	13. V.	20. V.	21. V.	21. V.	21. V.	1. VI.		19. VI.	29. VI.
Kiel	P. Knuth	16. III.	16. IV.	30. IV.	30. IV.	1. V.	1. V.	2. V.		4. V.	26. IV.	6. V.	4. V.	7. V.	1. V.	12. V.	4. V.	6. V.	15. V.	18. V.	18. V.	19. V.	20. V.	21. V.	21. V.	16. V.	2. VI.	20. VI.	18. VI.	12. VI.
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Gymn.-Lehrer		10. IV.	10. IV.	14. IV.		23. IV.	30. IV.	3. V.	1. V.	24. IV.	5. V.	27. IV.	5. V.		9. V.	5. V.	3. V.	8. V.	12. V.			13. V.		13. V.	25. V.	23. V.		6. VI.	17. V.
Lensahn	Otto, Oberförster	20. II.	26. IV.	25. V.		2. V.	1. V.	30. IV.	8. V.	6. V.	28. IV.	15. V.	12. V.	10. V.	17. V.	16. V.	3. V.		17. V.	18. V.	20. V.	21. V.	18. V.	25. V.	18. V.	16. V.	6. VI.		4. VI.	5. VI.
Lübeck	W. Junge, Tertianer	Anf II.	12. IV.	13. IV.	17. IV.	24. IV.	25. IV.	2. V.	5. V.	4. V.	3. V.	8. V.	5. V.	8. V.	8. V.	13. V.	6. V.	8. V.	10. V.	14. V.		15. V.	15. V.	18. V.	19. V.	30. V.	24. V.			30. V.
Marne	H. Christiansen, R.-G.-Lehrer		10. IV.	23. IV.	27. IV.	27. IV.		28. IV.	7. V.	4. V.		6. V.	6. V.		14. V.	12. V.		13. V.	12. V.	15. V.			16. V.	13. V.	17. V.	1. VI.	1. VI.		5. VI.	6. VI.
Neustadt	P. F. Fiebig, Stadtrat		18. IV.	19. IV.	21. IV.	22. IV.	24. IV.	26. IV.			29. IV.	30. IV.	2. V.	8. V.		8. V.	9. V.		12. V.	14. V.		20. V.		20. V.	21. V.	3. VI.	3. VI.			7. VI.
Oldesloe	W. Lichtenberg, Gymn.-Lehrer		19. IV.	26. IV.	27. IV.	7. V.	28. IV.	2. V.	4. V.	3. V.	28. IV.	13. V.	1. V.	4. V.		18. V.	27. IV.		15. V.	21. V.	22. V.	15. V.	16. V.	16. V.		6. VI.	28. V.		9. VI.	10. VI.
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor		7. IV.	13. IV.		25. IV.	24. IV.	3. V.	11. V.	2. V.	17. IV.	8. V.	30. IV.	3. V.	17. V.	14. V.	4. V.	7. V.	9. V.	11. V.	15. V.	12. V.	16. V.	15. V.	14. V.	13. V.	24. V.		3. VI.	24. V.
Rendsburg	Dreßler, Gymn.-Lehrer	20. III.	15. IV.	29. IV.	5. V.	29. IV.	3. V.	5. V.	6. V.	8. V.	1. V.	10. V.	1. V.	10. V.	12. V.	15. V.	10. V.	13. V.	14. V.	16. V.	18. V.	18. V.	19. V.	19. V.	20. V.	3. VI.	1. VI.		5. VI.	7. VI.
Schleswig	Dr. Steen, Gymn.-Lehrer		10. IV.	20. IV.	3. V.	28. IV.	28. IV.	28. IV.	10. V.	4. V.	30. IV.	9. V.	28. IV.	11. V.	12. V.	14. V.	8. V.	9. V.	12. V.	15. V.	14. V.	18. V.	16. V.	17. V.	19. V.	31. V.	2. VI.		9. VI.	1. VI.
Segeberg	Dr. Buttel, Erster Seminarl.	16. II.	15. IV.	26. IV.		12. V.	30. IV.	16. V.		16. V.	15. V.	20. V.	26. IV.	10. V.		17. V.	15. V.	4. V.	17. V.	20. V.	6. V.	15. V.	18. V.	22. V.	6. VI.	13. VI.	3. VI.		10. VI.	4. VI.
Tönning	E. Wagner, Lehrer		13. IV.	20. IV.	29. IV.	29. IV.		8. V.	2. V.	4. V.	6. V.	7. V.	20. IV.	5. V.	4. V.	14. V.		9. V.	10. V.				18. V.	14. V.	20. V.	27. V.	1. VI.		3. VI.	29. V.

Ort.	Beobachter.	Salvia officinalis, e. B.	Cornus sanguinea, e. B.	Vitis vinifera, e. B.	Ribes rubrum, e. Fr.	Tilia grandifolia, e. B.	Ligustrum vulgare, e. B.	Lonicera tatar., e. Fr.	Lilium candidum, e. B.	Rubus idaeus, e. Fr.	Ribes aureum, e. Fr.	Secale cer. hib., Ernte Anfang.	Sorbus aucuparia, e. Fr.	Atropa Bellad., e. Fr.	Symphoricarpus rac., e. Fr.	Sambucus nigra, e. Fr.	Cornus sanguinea, e. Fr.	Ligustrum vulgare, e. Fr.	Aesculus Hippocast., e. Fr.	Aesculus Hippo., a. L. V.	Betula alba, a. L. V.	Fagus sylvatica, a. L. V.	Quercus pedunc., a. L. V.
Altona *)	W. Petersen, Lehrer						22. VI.												28. IX.	30. IX.	9. IX.	10. IX.	
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	10. VI.	20. VI.	12. VII.	6. VII.	18. VII.	4. VII.	26. VII.	27. VI.			1. VIII.	5. VIII.			5. VIII.		20. IX.			28. IX.	1. XI.	10. XI.
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer		10. VI.	10. VI.	10. VII.	15. VII.	1. VII.		17. VII.	16. VII.		3. VIII.	20. VIII.			14. IX.	20. IX.	24. IX.	25. IX.	8. X.	12. X.	15. X.	2. XI.
Glückstadt	Riessen, Gymn.-Lehrer				2. VII.	3. VII.			11. VII.				9. VIII.			31. VIII.			19. IX.	3. X.	27. X.		18. X.
Kiel	A. Hahn, Ober-Realschull.	27. VI.	2. VII.	14. VII.	19. VII.	15. VII.	24. VI.				25. VII.	23. VII.			10. VIII.								
Kiel	P. Knuth	14. VI.											24. VIII.	5. IX.	26. VIII.	9. IX.	15. IX.						
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Gymn.-Lehrer		9. VI.	23. VI.	29. VI.		18. VI.	6. VII.	5. VII.	6. VII.		17. VII.	19. VII.		23. VIII.	17. VIII.			1. IX.		22. IX.		
Lensahn	Otto, Oberförster		22. V.		26. VI.	8. VI.	12. VI.			10. VII.		3. VIII.	15. IX.				10. X.	12. X.	12. X.	18. X.	20. X.	20. X.	25. X.
Lübeck	W. Junge, Tertianer			30. VI.	27. VI.	29. VI.	28. VI.	6. VII.	7. VII.	6. VII.	11. VII.	27. VII.	23. VII.		20. VIII.	23. VIII.		20. VIII.	10. IX.	22. IX.	26. IX.	28. IX.	30. IX.
Marne	H. Christiansen, R.-G.-Lehrer		17. V.	29. VI.	4. VII.	4. VII.	3. VII.	5. VII.	8. VII.	15. VII.		25. VII.	2. VIII.		7. VIII.	22. VIII.			15. IX.	23. IX.	24. IX.		
Neustadt	P. F. Fiebig, Stadtrat.			19. VI.	24. VI.	29. VI.			5. VII.	8. VII.	12. VII.	28. VII.				17. VIII.			23. IX.	18. X.	20. X.	28. X.	30. X.
Oldesloe	W. Lichtenberg, Gymn.-Lehrer		19. VI.	24. VI.	5. VII.		21. VI.			8. VII.	10. VII.	23. VII.	4. X.		28. VII.	8. IX.	24. VIII.	28. IX.	15. IX.	18. X.	1. X.	12. X.	25. X.
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor			1. VII.	25. VI.	2. VII.	10. VI.	24. VII.	7. VII.	29. VI.		24. VII.	1. VIII.		1. VIII.				20. IX.				
Rendsburg	Dreßler, Gymn.-Lehrer		14. VI.	16. VI.	4. VII.	12. VII.		18. VII.	22. VII.	25. VII.	1. VIII.	4. VIII.	15. VIII.		2. IX.	15. IX.	20. IX.		24. IX.	10. X.	12. X.	17. X.	21. X.
Schleswig	Dr. Steen, Gymn.-Lehrer	7. VI.	5. VII.	13. VII.	7. VII.	15. VII.	5. VII.	15. VII.	14. VII.	10. VII.	15. VII.	26. VII.	1. VIII.	5. VIII.	2. VIII.	6. IX.	11. IX.	15. IX.	16. IX.	1. X.	13. X.	19. X.	21. X.
Segeberg	Dr. Buttel, Erster Seminarl.	9. VI.			9. VII.	9. VII.			13. VII.	21. VII.		25. VII.	18. VIII.		15. VIII.	25. IX.			12. IX.	26. X.	31. X.	20. X.	20. X.
Tönning	E. Wagner, Lehrer				30. VI.	8. VII.	26. VI.	12. VII.	16. VII.	9. VII.		4. VIII.	18. VII.		18. VIII.	19. VIII.		9. X.	13. IX.	11. X.	7. X.		12. X.
Wöhrden	C. Eckmann, Rektor				20. VII.	12. VII.			10. VII.	12. VII.		28. VII.				25. VIII.							

Eine Betrachtung über die Entstehung unserer volkstümlichen Pflanzennamen.

Von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen.

Während wir eine beträchtliche Anzahl unserer Gewächse in der Muttersprache durch bestimmte Namen unterscheiden, giebt es doch auch manche namenlose Pflanzen. Die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung beantworte ich am kürzesten mit den treffenden Worten meines alten Nachbarn, der mir erklärte: „Viele Pflanzen haben keinen Namen, weil sie uns nicht interessieren!“ Das Interesse des Menschen wandte sich zunächst solchen Gewächsen zu, welche mehr oder minder in Beziehung zu seiner Lebensweise standen. Alle Pflanzen, welche ihm seine Lebensbedürfnisse befriedigen halfen, erhielten daher auch einen bestimmten Namen. Dahin gehören außer den allgemein benutzten Gewächsen noch manche andere, die jetzt außer Gebrauch gestellt sind oder deren Verwertung auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt ist.

Die jungen zarten Teile mancher Pflanzen wurden im Frühling, wenn der Garten noch mit seinen Gaben kargte, als Gemüse bereitet, wie es unter andern noch der Name „Meldn-“ oder „Mellnkohl“ (Chenopodium album L.) bezeugt.

Auch für das Vieh ging man auf die Suche, namentlich wenn Futtermangel eintrat. Das saftige Kraut der „Kohblom“ (Caltha palustris L.) reichte man den Kühen als Zugabe zum Häcksel, und die „Pagendistel“,*) welche hier noch jetzt in großer Menge für die Schweine geholt wird, weil man ihr einen bedeutenden Futterwert zuschreibt, wurde früher auch für Kühe und Pferde verwendet (Pag = Mähre).

Aus den „Pummel“- oder „Waterbeesen“ (Scirpus lacustris L.), sowie aus dem „Kerk“ (Blätter von Typha) wurde der Sitz der Stühle hergestellt, während „de Beesen“ (das Mark von Juncus effusus L.) als Lampendocht dienten. Zum würdigen Empfang der Gäste gehörte es damals auch, daß die Hausfrau der „Bees“ in der Lampe, mit welcher man sich in sparsamer Weise gewöhnlich begnügte, noch eine zweite hinzufügte.

Vom Moor brachte der Arbeiter den „Bänt“ oder „Bänthalm“ (Molinia coerulea Mnch.) mit, der nicht nur ein vortrefflicher „Pipenrömer“ (Pfeifenräumer) war, sondern auch schöne Besen lieferte. Den „Scharfröß“ (Equisetum hiemale L.) benutzte man als Scheuerkraut.

*) Dies ist wohl ein Sammelname für einige Distelarten, nämlich für Carduus crispus L., Cirsium lanceolatum Scop. und Cirsium palustre Scop. Erst der Sommer kann volle Klarheit bringen.

In hiesiger Gegend suchten früher arme Leute durch „Saatsniden" ihr Einkommen zu erhöhen. Für sie bedurfte es daher einer genauen Kenntnis der wildwachsenden Futtergräser, die sie als „Dickkoppsaat" (Dactylis glomerata L.), „Eenümtanner-Saat" (Lolium perenne L.), „Hak'n un Ösch'nsaat", „een ganz fines Saat" (Poa vermutlich, P. trivialis L. und P. pratensis L.) unterscheiden lernten.

Manche Pflanzen erwarben sich durch den Ruf besonderer Heil- oder Zauberkraft einen ehrenvollen Namen. Fast alle sind noch heute mehr oder minder in Gebrauch. Von den vielen heilsamen Theearten sei hier nur der „Huderthee" aus dem starkduftenden Kraut des „Huder" (Nepeta Glechoma Benth.) erwähnt, der besonders für Kinder Verwendung fand, weil man glaubte: „De drift vun Hart'n." Einen magenstärkenden Schnaps liefert „dat Gottsgnad'nkrut" (Hypericum perforatum L.) in seinen Knospen, „dat Dreeblatt" (Menyanthes trifoliata L.) in seinen Blättern und „de Heidecker" (Potentilla silvestris Neck.) in ihrem rötlichen Wurzelstock. Vom „Koppwehkrut" (Erodium cicutarium L'Herit.) bindet man zur Vertreibung heftiger Kopfschmerzen ein Bündel in den Nacken, und „de Stolten Hinnerk" (Senecio vulgaris L.) wird gequetscht und auf Geschwulst gelegt, welche er bald vertreibt. Der Mecklenburger nennt die Pflanze daher auch „Swulstkrut." Schließlich sei noch das „Schinnkrut" (Chelidonium majus L.) mit seinem gelben Milchsaft erwähnt, welches bei Hautkrankheiten gute Dienste leistete. Das „Wrangnkrut" (Helleborus), welches schon im Winter seine grünen oder weißen Blüten entfaltet, bewährte seine Heilkraft bei dem Vieh. Dem Glauben an ihre besondere Zauberkraft verdanken „Mannslew" (Fumaria officinalis) und „Johanniskrut" (Sedum, die großen Arten) ihren Namen.

Doch auch die Kehrseite der Pflanzenwelt blieb dem Menschen nicht lange verborgen. Bemühte er sich um den Anbau der in seinen Dienst genommenen Gewächse, so stellten sich bald andere ein, die, oft stärker und widerstandsfähiger als seine Schützlinge, ihnen den Untergang bereiteten, wenn nicht seine Hand zur rechten Zeit helfend eingriff. Unkraut (d. h. unnützes oder schädliches Kraut) nannte er sie im Gegensatz zu seinen Freunden unter den Pflanzen. Wenn er auch den Kampf mit diesen Feinden mutig aufnahm, so lernte er doch bald einsehen, daß eine vollständige Vertilgung der Sippschaft ihm niemals gelingen werde, und seufzend gestand er: „Unkrut vergeiht nich." Aber die Not zwang ihn zur Fortsetzung des Kampfes. So wurde er immer vertrauter mit dem Charakter seiner Feinde und lernte sie durch bestimmte Namen unterscheiden.

Ebensowenig durfte er die Giftpflanzen, deren Genuß sich nicht nur für ihn, sondern auch für sein Vieh gefährlich erwies, außer acht

lassen, zumal wenn sie sich in der Nähe seiner Wohnung oder zwischen seinen Kulturgewächsen ansiedelten. Ihren schlimmen Charakter suchte er zuweilen durch abschreckende Namen, wie „Kohdod" (Equisetum arvense L. — unfruchtbare Halme) ins rechte Licht zu stellen.

Die große Zahl solcher Pflanzen, welche der Mensch wegen ihres wirklichen oder vermeintlichen Einflusses auf sein Leben als Freunde oder Feinde schätzen lernte, zwangen ihn oft, nach bestimmten Merkmalen zu suchen, um für jede den geeigneten Namen zu finden. Dagegen traf er in seiner engeren und weiteren Umgebung manche Gewächse, die ohne sonstige Bedeutung durch ihre auffälligen Merkmale sein Interesse herausforderten. Eine vergleichende Übersicht unserer volkstümlichen Pflanzennamen läßt uns daher auch erkennen, daß die bei weitem größte Zahl derselben gebildet ist nach den Eigentümlichkeiten, wie sie uns in dem Bau und in der Lebensweise der Gewächse entgegentreten.

Viele Pflanzen erfreuten den Menschen durch die Gestalt, die Farbenpracht oder den lieblichen Duft ihrer Blüten, wie „Klocken" (Geum rivale L.), „Fleeschbom" (Coronaria flos cuculi A. Br.) und „Sötmei" (Ulmaria pentapetala Gil.). Bei manchen anderen Gewächsen lenkten die Früchte seine Aufmerksamkeit auf sich. Dahin gehört der „Krintenbusch" (Ribes alpinum L.), den wir als Wächter in der Gartenhecke treffen, und der in seiner Blättertracht die Verwandtschaft mit dem Stachelbeerstrauch verrät. Die Früchte von Bidens tripartitus L., „Stebelknecht" genannt, hängten sich an die Kleidung des Menschen und erzwangen sich so eine genauere Beachtung. Vielfach erwarb die Pflanze sich auch durch die Eigentümlichkeit ihrer Blätter einen Namen, wie der „Ilow" oder „Ibenlow" (Ephen), so benannt nach seinem immergrünen Laube — oder der „Fettbuk" (Sedum — die kleinen Arten) mit seinen dicken fleischigen Blättern. Hierher gehören auch die Namen „Huuntungn" (Plantago lanceolata L.) und „Degenscheed" (Spargium, die blütenlose Pflanze). Seltener vermochte sich der Stengel solche Achtung zu erwerben, daß die Pflanze nach ihm einen speziellen Namen erhielt, wie beim „Wipeldorn" (Rosa canina L.) oder beim „Stinkhôrn" (Archangelica officinalis Hoffm.). Auf die gleiche Entstehung weisen die Namen „Hollröß" und „Regenknee" für Equisetum limosum L. hin. Der „Kreinkropp" (Stachys palustris L.) liefert uns sogar ein Beispiel für die Bezeichnung der unterirdischen Stengelteile.

Zuweilen waren es besondere Eigentümlichkeiten in der Lebensweise der Pflanzen, welche den Menschen interessierten. So gewann der unscheinbare „Unvertritt" (Polygonum aviculare L.), der sich an allen Wegen und Steigen breit macht, seinen Namen durch die fast unverwüst-

liche Lebenskraft. Manche andere, wie den „Heidôrn" (Genista anglica L.) und „dat Steendammgras" (Poa annua L.) lernte er als Bewohner einer bestimmten Bodenart kennen. Die liebliche „Osterblom" (Anemone nemorosa L. — in anderen Gegenden Primula), welche den Menschen durch ihre hübschen Blüten erfreute, gewann noch einen besonderen Wert als willkommener Frühlingsbote.

Schließlich sei noch der Namen gedacht, durch welche man ähnliche Pflanzen von einander zu unterscheiden suchte. So wurde Scleranthus „krusen Jarr" genannt, weil man ihn für eine Art Spergula ansah. Auf gleiche Entstehungsweise sind die Namen „Dannett'l" (Galeopsis Tetrahit L.) und „Hunnmöschen" (Galium silvaticum L.) zurückzuführen. —

Die Bedeutung unserer volkstümlichen Pflanzennamen tritt jedoch namentlich infolge ihres hohen Alters nicht immer so klar zu Tage, daß man dieselbe auf den ersten Blick herauszulesen vermag. Das zeigen schon die angeführten Beispiele vom „Wipeldorn" und „Huder." Die Bezeichnung „Wipeldorn" deutet Pritzel*) als den schwankenden, wiegenden, wippenden Stamm und zieht für die gleiche Erklärung den Namen „Wichel" (Salix) heran. Betreffs des zweiten Namens sei hier auf die ähnliche Bezeichnung „Hude" in manchen Ortsnamen, wie „Harvestehude," „Winterhude", „Pahlhude", „Kayhude" rc. verwiesen. Dr. v. Heß läßt es in seiner Beschreibung Hamburgs vom Jahre 1789 unentschieden, ob das Wort „Hude" von „höden" (hüten) herkomme, oder ob es eine Landspitze am Wasser bedeute und mit dem schwedischen »Udde« von gleicher Abkunft sei, indem er hinzufügt, daß das Wort schon sehr alt sei. Andererseits*) wird bestimmt behauptet, daß „Hude" soviel wie „Schutzort" bedeute. Danach dürfte es statthaft sein, den Namen „Huder" als Schutzpflanze zu deuten, da sie nach Reling und Bohnhorst***) in alter Zeit nicht nur häufige Verwendung in der Heilkunde fand, sondern auch vor dem Gewitter und allem Zauber schützen sollte. Der Name „Huder" wird schon 1688 von Kylling in seiner Schrift: »Viridarium danicum rc.«, S. 68, aufgeführt. †)

Hoffentlich wird die Sammlung unserer volkstümlichen Pflanzennamen auch zur Aufklärung mancher unverständlicher Bezeichnungen führen.

---

*) Pritzel und Jessen, Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. S. 338.

**) „Über Land und Meer", Jahrg. 32, Nr. 51.

***) Reling und Bohnhorst, Unsere Pflanzen nach ihren deutschen Volksnamen rc. S. 387.

†) R. v. Fischer-Benzon, Ältere Arbeiten über die Flora von Schleswig-Holstein. Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Band VIII. Heft 1. S. 12.

Die Felsarten der Provinz Schleswig-Holstein.

Von M. W. Fack in Kiel.

I.

Der Boden des Norddeutschen Flachlandes und speziell unserer Provinz ist ein Schuttboden, ist loses Erdreich aus Sand, Thon und Mergel bestehend. Dabei ist der Boden aber nicht ganz ohne Felsen; ja die Felsen sind sogar artenreicher und mannigfaltiger als in manchen Gebirgsländern. Diese Felsen wollen wir einmal etwas näher vorführen, ich bemerke jedoch, daß damit nicht eine Vorführung des Formationsbestandes gemeint ist. Es teilen sich die hier vorkommenden Felsarten in solche, die mit dem festen Boden der starren Erdrinde Verbindung haben, die zugleich in großen Massen, in Gebirgspartien aus dem Boden hervorragen, und in solche, die dem Schuttlande eingelagert sind und die sich nur in geringer Ausdehnung finden. Erstere nennt man wohl anstehende Felsen, die andern lose Blöcke, ehemals wohl unter dem Namen erratische Blöcke, Findlinge, bekannt, weil sie aus anderen Gegenden hierher transportiert und abgelagert sind.

Was die ersteren, die anstehenden Felsen betrifft, so kommen dieselben nur sparsam vor. Wir rechnen dahin zunächst den Kalkberg zu Segeberg, eigentlich der einzige aufsteigende Felsen im Lande. Er ist 85 m hoch und ragt ca. 60 m über den Spiegel des großen Segeberger Sees empor. Es ist ein kegelförmiger Berg, etwa ½ Stunde im Umfang, dessen Mantel aus Gyps, d. i. schwefelsaurem Kalk mit Wasser, und dessen Kern aus Anhydrit, d. i. schwefelsaurem Kalk ohne Wasser, besteht. Das Wasser ist dem Gyps so wenig beigemischt, daß man es nicht erkennen kann. Durch Hitze läßt es sich austreiben. Der Anhydrit nimmt aus der Luft Wasser auf und verwandelt sich in Gyps. Im Innern des Gypses an der Südostseite des Berges finden sich an einer Felswand Boraciten, ein borsaures Mineral, in kleinen würfelförmigen Krystallen bis zur Größe einer Erbse. Die klaren Würfel desselben sind wegen ihrer Härte (= 7) im Volksmund unter dem Namen „Kalkdiamanten" bekannt. Sie haben keinen besonderen Wert, nur wegen ihres seltenen Vorkommens — außer zu Segeberg finden sie sich noch bei Lüneburg und Staßfurt — werden sie von Sammlern gesucht. An der Nordseite des Berges findet sich als Schalengestein ein schwarz-grauer Dolomit. Durch Bohren hat man unter dem Berg ein Steinsalzlager in der Tiefe von 148,14 m erreicht. Nach seinem Alter gehört der Berg der Zechsteinformation, der sogenannten Dyas an. Der Gyps wurde seit langer Zeit gebrochen, dann gebrannt und als Mörtel und zu Stuck-

arbeiten verwendet, in jetziger Zeit wird er zwar noch gebrannt, aber nach Einführung des Cements weniger häufig benutzt; auch dient er zur Verbesserung des Bodens. Die sogenannten Gypsfiguren werden ebenfalls aus gebranntem Gyps hergestellt. Der Gyps dazu darf aber nicht über 160° Celsius erhitzt werden. Im Mittelalter krönte eine Burg die Spitze des Berges, dieselbe wurde im dreißigjährigen Kriege im Jahre 1643 durch Torstenson zerstört. Über den Kalkberg haben verschiedene Gelehrte geschrieben: Steffens, Boll, Nissen, Volger, Girard, L. v. Buch; für uns sind die Arbeiten von Dr. L. Meyn, Geognostische Beobachtungen, 1848, Jahresbericht der 11. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe und Prof. H. Haas, Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins, 1889 die bedeutendsten.

Der Gyps findet sich außerdem noch zu Stipsdorf, eine halbe Meile von Segeberg, erreicht hier jedoch nicht die Oberfläche. Die Zechsteinformation kommt außerdem noch vor zu Lieth bei Elmshorn und zu Schobüll, nördlich von Husum. An beiden Stellen liegt sie dicht unter der Oberfläche. Zu Lieth findet sich ein ziegelroter Thon mit Fasergyps in Trümmern, überlagert von Stinkkalk und Kalkschiefer mit einem Gang von weißem Kalkspath und auf Klüften mit Flußspath, Kupferkies und Malachit. Zu Schobüll findet sich ebenfalls ein roter Thon, der nach unten grün geschweift ist und bald in ein festes Gestein übergeht.

Eine andere Felspartie ist die Kreide zu Lägerdorf bei Itzehoe. Dieselbe liegt allerdings wenige Fuß unter der Oberfläche, ist aber jetzt in vielen Gruben aufgeschlossen, sodaß wir sie nicht gut übergehen können. Es ist die Kuppe eines Kreidegebirges, die hier aus der Niederung hervorragt. Früher wurde hier die Kreide geschlemmt und als Malerkreide verkauft. Seit Anfang der 50ger Jahre benutzt man diese Kreide zur Cementbereitung; ein Engländer Fewer war der erste, der hier eine Cementfabrik gründete; jetzt giebt es eine Anzahl von Fabriken und aus dem einfachen Dorfe ist ein großer Fabrikort geworden. Die Kreide von Lägerdorf ist etwas hartkörnig, also nicht so weich als die Schreibkreide von Möen und Rügen; auch ist sie ein wenig älter als die Kreide an den genannten Punkten. In ihr finden sich häufig Versteinerungen; auch Flintsteinknollen und runde Kugeln von Feuerstein, letztere bis zur Größe eines kleinen Kinderkopfes, kommen darin vor. Dieselben enthalten im Innern einen verkieselten Schwamm. Nach einer in dieser Kreide häufig vorkommenden Versteinerung Belemnitella quadrata nennt man diese Kreide auch Quadratenkreide zum Unterschied von der Mukronatenkreide, die hier in einer oberen dünnen Schicht auch vorkommt mit Belemnitella mucronata.

Der Untergrund unseres Bodens ist jedenfalls felsig und fest; bekannt sind Steinsalz, Kreide und verschiedene Bildungen der Tertiärformation.

Der Schuttboden unseres Landes, die weichen Massen von Sand, Lehm, Mergel gehören meistens dem Diluvium an. Die Mächtigkeit dieser Bildung ist sehr verschieden, von 5 Fuß an bis zu mehr als 200 Fuß. Ich gebe einige Angaben aus Bohrungen. Es betrug die Tiefe zu Hamburg, Bohrung von 1873, 93 Fuß, zu Wandsbek 103 Fuß, auf Waldkaters Ziegelei in Boostedt bei Neumünster 146 Fuß, zu Hamburg am Grünendeich 231 Fuß. — Im Diluvium finden sich zahlreiche Felsen, denn nicht nur sind es haushohe Blöcke, sondern auch jeder kopf- oder faustgroße Stein, ja eigentlich jedes Sandkorn ist hierher zu rechnen, ist als ein Felsen anzusehen. Die größten Blöcke, welche ich selbst gesehen habe, sind der jetzt zerschlagene Rantzaustein zu Wahlstedt bei Segeberg, es war ein Granit von 15 Fuß Länge, 7 Fuß Breite und 7 Fuß Höhe; zwischen Timmerhorn und Bargteheide liegt in einer Wiese ein großer Gneus von 17 Fuß Länge, 13 Fuß Breite; wie tief er im Boden steckte, war nicht zu sehen. Von einem großen Block zu Bargfeld bei Nortorf sah ich noch ein Kluftstück von 13 Fuß Länge, es war ein grobkörniger Granit. Ohne Zweifel giebt es auch anderswo noch große Blöcke, und ich würde sehr dankbar sein, wenn man mir Mitteilungen über das Vorkommen solcher Blöcke über 10 Fuß geben wollte mit Angabe des Ortes und der Maße. Mit dieser Bitte schließe ich den ersten Teil.

Ein Lehrerexamen vor 184 Jahren.

Mitgeteilt von H. F. Wiese in Schönkirchen.

Ostern 1706 war der Küster und Lehrer Kay Kiel zu Schönkirchen mit Tode abgegangen. Zur Wiederbesetzung des Dienstes hatte der Herzog zu präsentieren. Durch den Amtmann ließ er zwei „Subjecte" aufstellen, nämlich den Schulmeister von Probsteihagen: Caspar Lorentz, und den Schulmeister von Ellerbek: Jacob Meyer. Bevor man diese zur Singprobe und Wahl vor der Gemeinde zuließ, hielt man es für nötig, vorerst ein Examen mit ihnen anzustellen. Dasselbe fand am 10. Mai 1707 in Gegenwart des Amtschreibers Koes und der Compatronen im Pastorathause zu Schönkirchen statt. Über den Ausfall sagt das Protokoll:

„Wann dann solchemnach die von Ihro Exellence dem H. Amtmann recommendirte beyde Subjecta heute dato vorgefordert und zum Examen eingeladen; Alß ward zuerst dem Schulmeister aus Probsteyer Hagen, nahmens Caspar Lorentz, eine Bibel mit ziemlich groben Druck

vorgeleget, umb das erste Capitel aus dem Propheten Amos herzulesen, welches aber von demselben so undeutlich und zerstümmlet gelesen wurde, daß damit einzuhalten verlanget. Der Herr Pastor befragte denselben über einige Articuln des Christl. Glaubens, welche er nicht beantworten, so wenig auch wegen der Kinderlehre rede und Nachricht geben konnte. Im Schreiben ward er sehr schlecht befunden, und rechnen hätte er selbst nicht gelernet; Daß er also untüchtig erkannt zum Singen praesentiret oder aufgestellet zu werden.

Folglich ward Jacob Meyer, Schulmeister von Ellerbeck, eingefordert und bestand im lesen des ersten Capitels Amos eben so schlecht, wie der erstere; mit Erklährung der Christl. Glaubens Articuln und der Kinder Lehre ward er gut befunden und zum Schulhalter tüchtig erkannt, bevorab weil er ziemlich im rechnen, im Schreiben aber wohl besser sein möchte. Welchem nach derselbe tüchtig befunden zum Singen praesentiret zu werden."

Dem Amtmann wurde hiervon Mitteilung gemacht mit dem Ersuchen, statt des ersten ein tüchtigeres „Subject" zu stellen, womit Kirche und Schule besser gedient sein möchte, worauf am 28. Juni die Präsentation des Küsters von Dänischenhagen, Henrich Michaelis, erfolgte. Selbiger wurde am genannten Tage vorbeschieden und unerachtet seiner bekannten Tüchtigkeit im Schreiben, Rechnen und Informieren, wie auch seines Christentums halber, dennoch examiniert und besser als sonst Jemand befunden.

Als nun auf den 17. Juli die Wahl angesetzt worden, hatte sich inzwischen der Sohn des verstorbenen Küsters auch um den Dienst beworben, und auf Befehl des Amtmannes sollte er als drittes „Subject" mit präsentiert werden. Das Protokoll meldet:

„Demnach auf ordre Sr. Exellence des H. Amtmanns, des letztverstorbenen Küsters Sohn, Nahmens Christian Kiel, vorgefordert und hochgemelten Herrn Ambtmanns ordre demselben Kund gethan: wie daß er mit zur praesentation und wohl zum Küster Dienst gelangen könnte, wenn er nach ausgestandenem Examine tüchtig befunden würde. Weiln aber derselbe sofort eingewandt, daß seine Brüder ihme verbohten sich Examiniren zu lassen, weil sein Vater nicht examiniret worden und dem H. Pastorn wißend sey, was er könnte und wüste; So ist von dem H. Pastorn begehret, auf sein Gewißen auszusagen, ob er, Christian Kiel, zu solchem Dienste tüchtig sey? worauf derselbe in deßen Gegenwart berichtete, daß gemeldter Christian Kiel nun erst 18 Jahre alt, und zum Schulhalter und Informiren noch zu jung und untüchtig, im schreiben wäre er schlecht und viel geringer, alß die vorher examinirte,

und könnte seinem eigenen Geständniß nach, nur wenig rechnen, getraute sich auch nicht aus der Ihme vorgelegten Bibel etwas herzulesen. Er wäre zwar Viermahl zum Nachtmahl gewesen, könnte aber schwerlich als einem Schulmeister nöthig, von seinem Christenthumb red und Antwort geben. Was seine Stimme und das Singen anlangete, so wäre er in den Melodeyen sehr schlecht und könnte keinen Gesang ordentlich absingen, sondern veruhrsachte nach des Tit. Herrn Kohlblads attest damit in der Kirche öffters große und ärgerliche Confusiones. Nach welchem derselbe sich resolvirte lieber davon zu gehen, alß sich examiniren zu lassen, so dann auch geschehen."

Nachdem nun Jacob Meyer vor der Predigt und Henrich Michaelis nach derselben die Singprobe abgelegt, wurde nach beendigtem Gottesdienst von dem Pastoren, den Kirchgeschworenen und den gesammten eingepfarrten Fürstlichen Unterthanen der Küster von Dänischenhagen erwählt. Auf das an den Amtmann gerichtete Gesuch der Compatronen um Bestätigung der Wahl, erfolgte dieselbe am 7. August durch den Herzog. Auf Michaelis 1707 quittierte alsdann Henrich Michaelis seinen alten Dienst, um in Schönkirchen den neuen anzutreten. Er starb 1743.

Das Rolandreiten in Windbergen.

Aus meinen Knabenjahren ist mir noch sehr lebhaft das oben genannte Volksfest in Erinnerung geblieben, dessen Beschreibung auch die Leser dieser Zeitschrift interessieren wird und zu weiteren Nachforschungen Veranlassung geben kann. Windbergen ist ein Kirchdorf im Kreise Süderditmarschen. Ohne Zweifel ist hier ein „historischer Punkt": an der Ostseite des Dorfes liegt der Wodansberg; das Dorf selbst soll vor der Reformation ein Wallfahrtsort gewesen sein, und der Name des in Rede stehenden Festes gehört ja der germanischen Sage an. — Der Hauptteil des Festes gestaltet sich nun folgendermaßen. An der Dorfstraße ist der Roland aufgestellt, eine aus Holz gearbeitete, bunt bemalte menschliche Figur. Ich sahe ihn in rotem Rock, weißen Beinkleidern, großen Stulpstiefeln und, wenn ich nicht irre, mit einem Dreimaster. Ein gewaltiger Schnurrbart fehlte natürlich nicht. Er steht auf einem Holzblock von der Höhe eines Pferdes; um eine senkrechte, durch seinen Körper gehende Stange kann er sich drehen. Seine Arme sind seitwärts bis zur wagerechten Haltung erhoben. An der einen Hand ist ein starkes Brett (Schild) von einem Quadratfuß Größe befestigt, in der andern Hand hält er — einen Beutel mit Asche. Die Reiter treten an, jeder be-

waffnet mit einem keulenförmigen, hölzernen, vorne mit Eisen beschlagenen „Stöter". In vollem Galopp reitet der erste an dem Roland vorbei und versetzt dem Schild einen möglichst wuchtigen Stoß. Der Held dreht sich natürlich mit großer Geschwindigkeit um seine Achse; nachdem er wieder zurecht gestellt ist, kommt der zweite Reiter u. s. f. Wer den Schild herunterstößt, ist König. Der Zweck des Aschbeutels ist der, dem Feigling, der nicht gehörig zu reiten wagt, in den Nacken zu fahren, um ihn dem Spott seiner Kameraden und der Zuschauer auszusetzen. — Soweit meine Erinnerung, der ich noch einige Fragen hinzufügen möchte: 1. Wird dieses Rolandreiten noch in andern Gegenden*) gefeiert, beziehentlich, ist es früher noch irgendwo gefeiert worden? 2. Weiß man etwas über das Alter desselben? 3. In welchem Zusammenhang steht es mit dem Paladin des großen Karl?

Kiel, den 6. Januar 1891. **Peters.**

Mitteilungen.

(Selbstheilung von Knochenbrüchen) ist auch bei Pflanzenfressern, besonders bei Kühen, öfters beobachtet worden. Fast immer ist jedoch eine bedeutende Störung in der Bewegungsfähigkeit zurückgeblieben. Meist sind es schräge Brüche der Röhrenknochen, die am leichtesten zusammenheilen. Bei Pferden sind Selbstheilungen der Beinknochen, soviel mir bekannt ist, in der Litteratur nicht verzeichnet. Solche Brüche bei Pferden müssen sehr ungünstig beurteilt werden, so daß selbst durch Kunsthülfe unter Anwendung von Verbänden und durch Einstellen des Pferdes in den Hängegurt Heilung mit nachfolgender Gebrauchsfähigkeit selten ist. Am meisten nachteilig auf den Verlauf der Heilung wirkt die Kraft der Muskeln und die Widersetzlichkeit, mit welcher die Pferde der Anwendung von Heilmitteln begegnen, so daß in den meisten Fällen gleich nach Feststellung eines bedeutenden Bruches zur Tötung geschritten wird. Der Verfasser hatte im vorigen Jahre in dem Dorfe K. bei Segeberg das Glück, einen Beinknochenbruch beim Pferde heilen zu können. In diesem Falle war das Ellbogenbein an seiner Ansatzstelle von der Speiche abgebrochen. Der Bruch ist vollständig geheilt und das Pferd zeigt seit einem halben Jahre keine Spur von Lahmheit mehr. Brüche unbedeutenderer Natur, wie Brüche der Rippen und des äußeren Darmbeinwinkels (des hervorstehenden Knochens, der sog. Hüfte), kommen öfters

*) Von einem Kollegen ist mir mitgeteilt worden, daß es in Sude bei Itzehoe wenigstens früher gefeiert wurde.

ohne jede Kunsthülfe, manchmal ohne daß sie überhaupt vom Besitzer bemerkt werden, auch beim Pferde zur Heilung.

Von unsern Omnivoren-Haustieren tritt beim Schwein Selbstheilung von Knochenbrüchen öfters ein. Es sind Fälle beobachtet, wo bei einem Oberschenkelbruch die Bruchenden sich stark von einander entfernt hatten, und doch war durch einen Callus von bedeutendem Umfange die Heilung von selbst eingetreten. Beim Hunde vollzieht sich die Heilung des Knochenbruchs verhältnismäßig leicht. Die oft in der ersten Zeit schief angeheilten Brüche nehmen im Laufe der Zeit zuweilen eine günstigere Stellung ein. Beim Reh- und Dammwild sind ebenfalls Selbstheilungen von Knochenbrüchen beobachtet. Verhältnismäßig am leichtesten vollzieht sich nach Ansicht des Schreibers die Heilung der Knochenbrüche bei den Vögeln.

Die Verkürzung der Glieder und die Nebeneinanderschiebung der Bruchenden wird nicht, wie der Verfasser der Mitteilung in voriger Nummer meint, durch die Anschwellung, sondern durch Muskelzug bewirkt; denn normaler Weise haben alle Muskeln im Körper nicht ihre natürliche Form und Länge, sondern sie sind in einem etwas gedehnten Zustand am Skelett befestigt. Daß sie in dieser Länge verharren, hat seinen Grund darin, daß die verschiedenen Muskeln, welche die Glieder in entgegengesetzter Richtung zu bewegen streben, sich das Gleichgewicht halten. Es trägt dieser Zustand viel zur Festigkeit der Gelenke bei, denn vermöge der elastischen Zugkräfte der Muskeln werden die Gelenkenden mit einer gewissen Kraft aneinander gepreßt. Wie nun ein ausgedehnter und gespannter Kautschukfaden auf seine natürliche Länge zurückschnellt, sobald der Stock, an dem er gespannt ist, durchschnitten wird, so ziehen sich auch die Skelettmuskeln zurück, sobald eine Durchtrennung des Spannstockes — des Knochens — eintritt.

Ohlmann, approb. Tierarzt in Segeberg.

(Der Durchzug der Wasservögel) in ihre nordischen Wohnungen geschieht in diesem Jahre recht früh. In voriger Woche wurde hier ein Paar wilder Schwäne geschossen. Die Saatgans, Anser segetum Bechst., zeigte sich schon Ende Januar in großen Scharen. Sie hielt sich hier längere Zeit auf und graste auf den Saatfeldern. Einem hiesigen Landmanne gelang es, bei Abendzeit sich einem ca. 40 Köpfe zählenden Schwarm zu nähern und drei davon zu erlegen. Eines der Tiere, welches nur flügellahm geschossen war, brachte er lebend heim. Es hat sich mehrere Tage in und beim Hause aufgehalten, zeigte fast keine Menschenschen, ließ sich streicheln und fraß den Kindern aus der Hand. In einem unbewachten Augenblick ist es spurlos verschwunden.

Oxstedt bei Cuxhaven, 10. Februar 1891. H. Reimers.

(Rohweder, Die Vögel Schleswig-Holsteins.) Von verschiedenen Seiten wurde um Auskunft über die oben genannte Schrift gebeten. Der Verfasser teilt auf eine an ihn gerichtete Anfrage mit: „Die Vögel Schleswig-Holsteins" sind in erster Auflage längst vergriffen. Trotz der vielen Nachfragen aber habe ich mich nicht entschließen können zur Herausgabe einer neuen Auflage, wenn auch die vielfachen Wandlungen in unserer Vogelwelt seit dem Erscheinen jenes Verzeichnisses und die auf fortgesetzter Beobachtung und Forschung beruhende genauere Kenntnis der schleswig-holsteinischen Vogelwelt mir mehr noch als die Aufforderungen von in- und ausländischen Vogelfreunden hätten Veranlassung geben können zur Veröffentlichung einer „berichtigten und ergänzenden" neuen Ausgabe. Nachdem das Werkchen als „einführender Wegweiser" der vaterländischen Vogelkunde seine Dienste geleistet, überlassen wir es, scheint mir, seiner wohlverdienten Ruhe. Jene allerdings recht notwendigen Berichtigungen und Ergänzungen brauchen ja damit nicht zu Grabe getragen zu werden; ich hoffe vielmehr, daß sie jenem Verzeichnis zu einer Neugestaltung verhelfen sollen, aus der es als „Vollständige Naturgeschichte der Vögel Schleswig-Holsteins" hervorgehen wird. Die Vorarbeiten dazu sind bereits meist schriftlich vorhanden; tüchtige Kenner der schleswig-holsteinischen Vögel haben mir ihre Beobachtungen zur Verfügung gestellt; wo etwa sich noch Lücken ergeben sollten, werden gewiß die Leser und Freunde unserer „Heimat" helfend eintreten; dann nur noch ausreichende Muße zur Bearbeitung und — Glück auf! —

Alle Freunde unserer Vogelwelt und alle, welche das vergriffene Büchlein schätzen gelernt haben, werden wünschen, daß es dem Verfasser vergönnt sein möge, sein Werk bald vollendet zu sehen. Alle Kenner unserer heimischen Vögel werden gewiß bereit sein, den Verfasser nach Kräften zu unterstützen.

Kiel, im Februar. H. Dannmeier.

(Botanischer Verein.) Für manchen unserer Leser dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß in Hamburg ein neuer Botanischer Verein gegründet worden ist. Der Verein ist von Männern gegründet, welche sich seit längeren Jahren mit der Erforschung der heimatlichen Pflanzenwelt beschäftigen. Dieselben ließen sich bei der Gründung leiten von dem Gedanken, daß das, was der Einzelne erforscht und sammelt, nur dann der Allgemeinheit zu Nutzen kommen könne, wenn man sich zu gemeinsamer Arbeit verbände. Der junge Verein hat sich zur Aufgabe gemacht, zunächst die Flora Hamburgs und nächster Umgebung zu durchforschen;

doch hofft man in einigen Jahren soweit gekommen zu sein, daß die Arbeiten sich auch auf Schleswig-Holstein, wenigstens auf ganz Holstein erstrecken werden. — Außerdem will der Verein das Interesse seiner Mitglieder durch Anbahnung eines Tauschverkehrs unter denselben und mit auswärtigen Botanikern beleben und stärken. Sollten Leser dieses Blattes in Schleswig-Holstein geneigt sein, sich an der Arbeit der Hamburger beteiligen zu wollen, so werden sie denselben stets willkommen sein. Anmeldungen zum Beitritt nehmen die Herren Justus Schmidt, z. Z. 1. Vorsitzender, a. d. Koppel 98 II und C. Kausch, z. Z. 1. Schriftführer, b. d. Strohhause in Hamburg entgegen. Ebenfalls verabfolgen dieselben auf Wunsch die Statuten des Vereins.

(Volkstümliche Pflanzennamen.) Auf die Bitte, die plattdeutschen und im Norden unseres Landes die dänischen Namen unserer einheimischen Pflanzen zu sammeln und zunächst dem Unterzeichneten einzusenden, sind dem Unterzeichneten Mitteilungen von Fehmarn, aus Poppenbüttel, Hamburg, Hüttbleck bei Kaltenkirchen, Schleswig und Kiel zugegangen. Ich bitte, mit der Zusendung fortzufahren. Es fehlen noch Namen aus Dithmarschen, dem nördlichen Schleswig und von den schleswigschen Inseln, aber auch andere Gegenden sind wenig oder garnicht vertreten. Bei dem Aufzeichnen ist es notwendig, daß die Aussprache recht getreu wiedergegeben wird; damit man weiß, welche Pflanzen gemeint sind, müssen die lateinischen Namen hinzugefügt werden. Sollte jemand über dieselben im Zweifel sein, so bitte ich, getrocknete Pflanzen an mich einzusenden. Ich werde dann von kundiger Seite eine Bestimmung vornehmen lassen. Die beste Gelegenheit, um die volkstümlichen Pflanzennamen zu sammeln, bietet die Zeit des Wachsens und Blühens der Pflanzen, welcher wir entgegengehen. Wird sie recht vielseitig und sorgfältig ausgenutzt, so kann unser junger Verein bis zum Herbst einen recht erheblichen Beitrag liefern zur Kunde unseres Volks, seiner Sprache und seiner Naturbetrachtung. Würde dies Sammeln jetzt nicht unternommen, so wird bald nicht mehr viel zu sammeln sein, denn unsere alten volkstümlichen Pflanzennamen geraten mehr und mehr in Vergessenheit.

Kiel, Lornsenstraße 69. H. Dannmeier.

(Phänologische Beobachtungen.) Herr Dr. Knuth hat in seinen obigen Mitteilungen gezeigt, welche Bedeutung und welchen Wert phänologische Beobachtungen haben und genau erläutert, was bei dem Eintragen der Erscheinungen zu beachten ist. Er ist bereit, jedem, der gewillt ist, in dem kommenden Halbjahr mit beobachten zu helfen, eine Postkarte mit vorgedrucktem Schema zuzustellen. Es ist dann nur nötig,

diese Karte nach Abschluß der Beobachtungen an Herrn Dr. Knuth in Kiel, Lornsenstraße 50, zurückzusenden. Auch der Unterzeichnete ist gern bereit, ihm etwa zugehende Wünsche Herrn Dr. Knuth zu übermitteln. Da hier Gelegenheit geboten ist, durch vereinte Thätigkeit die Klimatologie unseres Landes und die Beziehung der Pflanzenwelt zu derselben fördern zu helfen, so bitte ich die Leser, von Herrn Dr. Knuths Anerbieten ausgiebig Gebrauch zu machen. H. Dannmeier.

Anfragen.

7. **(Dreikanter oder pyramidale Geschiebe.)** In manchen Gegenden unseres Landes finden sich eigentümliche Steine, Geschiebe, über welche Prof. Haas in seiner „Geologischen Bodenbeschaffenheit Schleswig-Hosteins" S. 80 u. 81 folgende Beschreibung von Berendt mitteilt: „Während die eine Seite eines solchen Dreikanters oder Pyramidalgeschiebes das gewöhnliche Aussehen eines stark kantengerundeten Geschiebes aufweist, zeigt die entgegengesetzte Seite des Geschiebes drei mehr oder weniger platte Flächen, welche sich in ebenso vielen scharfen Kanten schneiden. . . . . In der Regel sind zwei der Flächen größer, die dritte auffallend kleiner, wobei denn wieder nicht selten diese dritte kleinere Fläche die gewölbte und ursprüngliche Oberfläche des Geschiebes zeigt, während die beiden größeren eben sind. Die beiden Kanten zu dieser kleinen Fläche sind dann vielfach nicht geradlinig, sondern zeigen eine der Wölbung dieser Fläche entsprechende Bogenlinie und sind auch nicht so scharfkantig. Mit verschiedenen Übergängen können schließlich Gestalten entstehen, welche nur eine, gewöhnlich einigermaßen S-förmig geschlungene scharfe Kante und in der Regel dann auch nur eine ebene Fläche bei stets sehr länglicher Gestalt aufweisen. Das Gestein selbst, aus dem die Dreikanter bestehen, ist fast so verschiedenartig als die Diluvialgeschiebe überhaupt." Mitteilungen über diese eigentümlichen Geschiebe und Zusendung derselben mit Angabe des Fundortes und von Proben der Bodenschichten, in welchen dieselben gefunden wurden, sind mir erwünscht.

Kiel, Muhliusstr. 99. A. P. Lorenzen.

8. Wer kann Mitteilungen machen über eine Sage, welche den Fluß Schwentine, besonders den Ursprung seines Namens betrifft? Nachrichten erbittet Fräulein J. Staacke (Buchhandlung J. Staacke & C.) in Neustadt.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Starken, Die Stadt Kiel mit ihrer nächsten Umgebung. Kiel, 1891. Druck von A. F. Jensen.

Kinder, Urkundenbuch zur Chronik der Stadt Plön. Plön, Druck und Verlag Hirts Buchdruckerei (O. Kaven). 1890.

Das erstgenannte Buch ist von Herrn Starken im Auftrage des Kieler Lehrervereins bearbeitet.

Das Urkundenbuch von Bürgermeister Kinder wird alle Freunde unserer Heimatsgeschichte sehr interessieren. Damit das Buch nicht bloß von Geschichtsforschern gelesen werden kann, sondern auch weiteren Kreisen verständlich ist, hat der Herausgeber vielen Urkunden Anmerkungen hinzugefügt und nicht bei allen die ursprüngliche Schreibweise beibehalten, sondern die meisten in der jetzt gebräuchlichen Rechtschreibung wiedergegeben; einige sind aus dem Niedersächsischen, andere aus dem Lateinischen übersetzt. Das Buch umfaßt 620 Seiten gr. 8° und kostet trotzdem bei unmittelbarer Bestellung bei der Verlagshandlung nur 4,50 M. Dieser niedrige Preis erklärt sich dadurch, daß nach der Kieler Zeitung der Herausgeber auf Honorar verzichtet und die Plöner Spar- und Leihkasse die Druckkosten bestritten hat. Wir hoffen, daß die Heimat bald näher auf diese reiche Sammlung von Urkunden zurückkommen kann. Das Buch erweckt den Wunsch, daß weitere ähnliche Arbeiten zur Ortsgeschichte bald folgen möchten. H. D.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

10. Staacke, J. Die versunkene Kapelle. Eine Uklei-Sage. Garding, H. Lühr & Diercks.
11. Dornig, Prof. Dr. Die Eroberung Alsens durch den großen Kurfürsten. (Abdruck aus dem Programm der Sonderburger höheren Bürgerschule vom Jahre 1873.) Sonderburg, C. F. la Motte jr.
12. Nerong, O. C. Föhr früher und jetzt. Zu haben bei dem Verfasser in Dollerup bei Flensburg und in der Buchhandlung von J. Schmidt in Wyk a. F.
13. Nerong, O. C. Die Grundhofer Kirche. Im Selbstverlage des Verfassers in Dollerup bei Flensburg.
14. Meves, W. Die Größe und Farben der Augen aller europäischen Vögel. Halle a. d. S., Wilh. Schlüter.
15. Meves, W. Kurzer Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen und zum Konservieren und Ausstopfen der Vögel. Halle a. S., Wilh. Schlüter.

Druckfehler-Berichtigung. Heft 2, S. 33 Z. 10 v. u. Bälge statt Balge, S. 33 Z. 5 v. u. und S. 34 Z. 7 v. o. fodiens statt foediens.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 4. April 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1 1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

 — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 69.

Die Eroberung Alsens
durch den großen Kurfürsten 1658.

Von M. Bernhardt in Sonderburg.

Durch die vorjährigen bedeutsamen Land- und Flottenmanöver sind die Blicke Deutschlands wieder ganz besonders auf die geschichtlich merkwürdigen Fluren Alsens und Sundewitts gerichtet worden. Bei dieser Gelegenheit wurde der Neudruck einer Programm-Abhandlung der Sonderburger höheren Bürgerschule vom Jahre 1873 veranstaltet. Der Titel dieser kleinen Schrift, welche nur durchaus wissenschaftlich gesicherte Thatsachen mitteilt, heißt: Die Eroberung Alsens durch den großen Kurfürsten von Professor Dr. P. Döring. Sonderburg, C. F. la Motte. Auf Anregung der Leitung dieser Zeitschrift und mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers haben wir uns gern der Aufgabe unterzogen, für „Die Heimat" das obige Thema im Anschluß an das genannte Büchlein zu bearbeiten.

In Sonderburg vorhanden gewesene Urkunden sind durch die Kriegsfackeln dieses Jahrhunderts zerstört worden. Da war es denn erfreulich, noch einige Einzelheiten zu finden in des Herrn Justizrat Dr. A. Wolff: Flensburg in den Kriegsjahren 1657—1660, veröffentlicht in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, 20. Band, 1890.“ — Bei den angeführten Monatstagen giebt die erste Zahl die Bezeichnung älteren, die zweite die neueren Stils. Alle Angaben bloß in Monaten beziehen sich auf den Kalender älteren Stils.

Die Kurfürsten von Brandenburg waren schon längere Zeit mit dem Herzogtum Preußen belehnt. Als nun Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, der als Jüngling in Holland die Bedeutung von Seestädten kennen gelernt hatte, im Jahre 1640 zur Regierung kam, war sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, das Herzogtum Preußen unumschränkt zu besitzen.

Mit seiner Hülfe hatte der Schwedenkönig Karl X. Gustav Polen niedergeworfen, konnte es aber ohne des großen Kurfürsten anhaltende Unterstützung nicht behaupten und entschloß sich deshalb nach langem Zögern, ihm im Vertrage zu Labiau 1656 die Herrschaft über das Herzogtum Preußen zuzusprechen, jedoch mit der Einschränkung, daß er keine Kriegsschiffe halten dürfe.

Der Kurfürst war nur halb befriedigt, und Karl Gustav verlangte doch immer mehr Unterstützung, welche nun auch gegen das mit Polen sich verbündende Österreich gerichtet werden sollte.

Infolge der Zurückhaltung des Kurfürsten hatte Karl Gustav in Polen einen schweren Stand; und als nun Dänemark, der eigenen Neigung und der Anspornung der Österreicher und Holländer folgend, die holstein-gottorpischen Festungen Herzog Friedrich III., des Schwiegervaters von Karl Gustav, und das schwedische Herzogtum Bremen besetzte, gab dies Karl Gustav den Vorwand, mit seinem an Zahl, Kraft und Ausrüstung herabgekommenen Heere den so gefährlichen polnischen Kampfplatz zu räumen.

Bei Hamburg gab er seinem Heere einige Ruhetage, damit er auf Kosten der Stadt Soldaten und Pferde stärken und neu ausrüsten konnte.

Eine schwedische Heeresabteilung räumte das Herzogtum Bremen von den Dänen unter dem Marschall Anders Bilde. Dieser zog sich mit 6000 Mann nach Itzehoe zurück und wurde hier von 2000 Schweden unter Karl Gustavs Führung vertrieben; selbst die neue starke Festung Fridericia, damals Friedrichsodde genannt, gab er in kurzer Zeit auf und öffnete dadurch dem Feind den Weg nach Jütland und Fühnen.

Als die Polen sahen, wie bald Karl Gustav mit den Dänen fertig

wurde, entschlossen sie sich, um den bisherigen schwedischen Bundesgenossen zum eigenen Verbündeten zu gewinnen, Friedrich Wilhelm die unumschränkte Herrschaft in dem Herzogtum Preußen zu übertragen; dies geschah im Wehlauer Vertrage 1657.

In dem harten Winter 1657/58 zog Karl Gustav übers Eis von Fühnen nach Langeland, Lolland, Falster und Seeland und unterwarf die Dänen so gründlich, daß sie ihm Februar 1658 im Vertrage zu Roeskilde die Provinzen Schonen, Blekingen und Halland abtraten und Herzog Friedrich III. von Gottorp der Lehnspflicht gegen Dänemark entbanden. Die Ausführung dieses Vertrages wurde von Karl Gustav verzögert; seine Truppen zog er nur teilweise zurück; auch Alsen blieb besetzt. Er bedauerte, Dänemark nicht ganz vernichtet und unter seine Krone gebracht zu haben, um dann die Macht zu besitzen, jede fremde Flotte von der Ostsee auszuschließen.

Das Versäumte nachzuholen, fiel er im August 1658 über Dänemark her und stand in wenig Tagen vor Kopenhagen, das heldenmütig verteidigt wurde. Durch List gelang es den Schweden, das starke Schloß Kronborg zu nehmen, so daß Schweden den Sund beherrschen und jede Zufuhr nach Kopenhagen abschneiden konnte.

Für Holland und Brandenburg-Preußen war die Rettung Dänemarks eine Lebensfrage, für Polen und Österreich eine Religionssache gegen das protestantische Schweden; deshalb folgten diese vier Mächte dem Hülferuf der Dänen gar gern.

Im September 1658 rückten unter dem Oberbefehl des großen Kurfürsten 15 000 Brandenburger, 5000 Polen und 12 000 Österreicher in Holstein ein. Die Schweden waren überrascht und wagten keinen Widerstand gegen die Übermacht, ließen nur eine kleine Besatzung in Tönning und Gottorp und zogen sich Ende September nach Friedericia zurück.

Die Holländer fuhren mit 35 Kriegs- und vielen Frachtschiffen zum Entsatze Kopenhagens nach dem Sunde.

Während die Schweden in den königlichen Teilen der Herzogtümer arg gehaust hatten durch Erpressungen aller Art, suchten die Verbündeten mit Vorliebe gute Quartiere in den mehr geschonten herzoglichen Teilen; die Polen, die am ärgsten hausten, wurden nach Jütland vorgeschoben.

Ende Oktober verlegte der Kurfürst sein Hauptquartier von Husum nach Flensburg, um von hier aus die Vertreibung der Schweden von Alsen vorzubereiten. Was an kleinen Schiffen und flachen Böten in Flensburg und der Föhrde nur aufzutreiben war, wurde festgehalten, um zur Überfahrt über den Alsensund zu dienen. Diese Fahrzeuge konnten aber erst dann nach Alsen geführt werden, nachdem die

holländische Flotte siegreich vorgedrungen war und die schwedischen Kriegsschiffe vertrieben hatte; denn die ganze Hülfsflotte mußte um die Ostküste Alsens herum von Norden in den Alsensund fahren; wurde doch die enge südliche Einfahrt durch das von den Schweden besetzte Sonderburger Schloß und die gegenüberliegende Schanze vollkommen beherrscht.

Am 23. November (3. Dezember) brach der Kurfürst von Flensburg auf mit 4000 Reitern, 1000 Dragonern, 4000 Infanteristen und der kaiserlichen Artillerie. Bei Düppel wurde das Lager aufgeschlagen; der Kurfürst selbst wohnte in dem Dorfe Satrup.

Auf Alsen standen 2000 Schweden, davon waren 1200 Mann unter dem Obersten Ascheberg in Sonderburg und der Rest unter Knaust in Norburg.

Die Furcht der Schweden, welche die Inselbewohner zu Schanzarbeiten herangezogen hatten, führte zu folgendem ergötzlichen Zwischenfall, den wir einem Schreiben aus Sonderburg vom Ende Oktober 1658 entnehmen (siehe Döring S. 18, Anm. 4):

„Wir haben allhie ein groß Allarm gehabt und ist alles im Gewehr gewesen und alle Stücke gelöset worden und wie man gesehen, daß dieselbe guten Effekt gethan und das passirende niedergeschossen, hat man mit großen Frolocken herausgeschicket und die Beute besehen wollen, da man denn etzliche ganz nieder und in Stücken geschossene Mistwagen, so unsre Officirer für Brandenburgische Artillerie angesehen, gefunden. Es hat unser niemands fragen müssen, denn man sich ziemlich geschämt."

Die vom Kurfürsten entworfene, aus „Tippel, den 2./12. Dezember 1658" datierte „Disposition zur Attaque auf die Insel Alsen" ist ein herrliches Zeugnis der Kriegskunst ihres Urhebers. Nach derselben war der Vorgang wie folgt:

Am 3./13. Dezember zog die zum Übergang bestimmte Infanterie nach Rackebüll und Düppel, damit sie am andern Morgen „eine Stund vor Tage" an ihren Einschiffungsplätzen sein konnte. Am Abend um 8 Uhr ruderten alle Schiffe an diese Plätze, die für die kaiserlichen und brandenburgischen Truppen getrennt lagen. Während der Nacht zog die ganze Artillerie in aller Stille an den Strand, um das Ufer der Insel von dem Feinde zu säubern. Dieselbe Aufgabe hatten die dänischen Kriegsschiffe, die zur Deckung der Verbündeten auch noch mit 100 Scharfschützen besetzt wurden. Diese beiden großen Schiffe, „die drei Löwen" und der „graue Wulff", wurden in der Nacht vollständig vorbereitet, fuhren voran, legten sich, so nahe als sie vermochten, an das Ufer der Insel und unterhielten ein heftiges Feuer, bis die ersten Böte anlangten.

Unmittelbar unter der nach dem Alsensunde recht steil abfallenden Flensburger Landstraße, der Sonderburger Kirche nebst Kirchhof gegenüber, in einer jetzt noch erkennbaren Einbuchtung, die damals nach Danckwerths Karte noch tiefer einschnitt, lag die Überfahrtsflotte.

Bei noch völliger Dunkelheit wurden am 4./14. Dezember zwischen 7 und 8 Uhr die ersten 600 Mann, je 300 kaiserliche und brandenburgische, in 17 flachen Schiffen hinüber gerudert. Diese sicherten den Landungsplatz gegen etwa angreifende Reiter mit spanischen Reutern, langen Balken mit Querhölzern, und durch schleunigst gefällte Bäume.

Als die dritte „Fuhre" von 600 Mann übergesetzt war, wurde der Kirchhof besetzt, den die Schweden wegen der ihn beherrschenden Schiffs- und Landkanonen nicht hatten halten können. Der Kirchhof, der die nördlich gelegene Bergspitze, westlich von dem neuen Kirchhofe, mit umfaßte, war durch seine hohe Lage der Schlüssel zur Stadt und bot durch seine damalige Umfassungsmauer sichern Schutz gegen Flintenkugeln; die Kanonen des tiefliegenden Schlosses konnten hier nicht herreichen. Nach der Besetzung des Kirchhofs konnte die Überführung von 80 Reitern der kaiserlichen Garde, 700 Dragonern zu Fuß und 400 Reitern ungestört geschehen. Damit war denn auch die offene Stadt in den Händen des Kurfürsten.

Während am folgenden Tage die Belagerungsgeschütze teils auf Sundewitt aufgestellt, teils über den Sund geführt wurden, müssen die Sieger in der von den Bürgern verlassenen Stadt sich recht umgethan haben, denn „geklagt wird, daß die Flensburger Bürgerschaft bei der am 5. Dezember geschehenen Plünderung der Stadt Sonderburg ihre besten dort untergebrachten Sachen, als: Gold, Silber, Messing, Kupfer, Zinn, Betten und Bettgewand, wie auch Kaufmannswaaren verloren und also einen unglaublich großen Schaden erlitten habe." (Wolff, S. 110.)

„Die brandenburgischen und kaiserlichen Truppen, welche sich in der Stadt Sonderburg festgesetzt hatten, unternahmen jetzt die Belagerung des damals ganz von Wasser umflossenen festen Schlosses, welches Geschichte und Sage mit romantischem Schimmer umgeben. Der 5./15. Dezember begann mit einer heftigen Kanonade, welche die Schweden vom Schlosse aus gegen die in Sonderburg verschanzten Truppen richteten. Der Fürst Johann Georg von Anhalt, General der Kavallerie, schickte einen Trompeter an General Ascheberg und ließ ihn zu sich einladen, um mit ihm zu unterhandeln. Ascheberg erschien und verlangte dreißig Stunden Bedenkzeit. Während derselben errichteten die Alliirten auf der Sundewittseite dem Schlosse gerade gegenüber eine Batterie, in welcher sie drei Mörser und drei halbe Karthaunen aufstellten. Gegen Mittag

kamen mehrere Schiffe in Sicht, welche von den Alliirten anfangs für dänische oder holländische gehalten wurden. Bald aber erkannte man die schwedische Flagge. Um 2 Uhr legten sich dieselben in der Nähe des Schlosses vor Anker. In der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember, während die Batterie auf der Sundewittseite vollendet wurde, sah man viele Böte zwischen dem Schloß und den schwedischen Schiffen hin und wieder fahren. Am 6./16. Dezember aber lief der Waffenstillstand ab, und die Alliierten fingen an, von der Batterie im Sundewitt aus das Schloß mit Granaten und Steinkugeln zu bewerfen. Da dies jedoch keinen genügenden Erfolg hatte, so wurde schweres Geschütz nach Sonderburg hinübergebracht und unmittelbar vor dem Schlosse eine Breschbatterie errichtet (Theatrum Europaeum, Bnd. VIII, Seite 933). Gegen Abend war dieselbe vollendet. Als aber am Morgen des 7./17. Dezember das Breschschießen beginnen sollte, merkte man, daß das Schloß von den Schweden geräumt war. Es war den Schweden gelungen, sich einzuschiffen und nach Faaborg zu entkommen. Das Schloß fiel in die Hände der Sieger, mit ihm 24 Kanonen, 1200 Pferde und die ganze Bagage der Schweden.

Darauf wurde der Zug nach dem Norden der Insel begonnen. Nördlich von Augustenburg bei Bro befindet sich ein Wall, welcher noch jetzt die Schwedenschanze heißt und wahrscheinlich in dieser Zeit aufgeworfen ist. Sie wurde nicht verteidigt." (Döring, S. 10.) Am zweiten Advent wurde Norburg geplündert und das dortige Schloß belagert. Da Widerstand völlig vergeblich gewesen wäre, ergab Oberst Knauft sich mit seinen 800 Schweden auf Gnade und Ungnade.

Das Schloß wurde so weit zerstört, daß es einem etwaigen Feinde nicht leicht wieder eine Zuflucht bieten konnte. Darauf wurde die Besatzung schon am nächsten Sonntage nach Sonderburg zurückgezogen.

Am 13./23. Dezember wurde in Sonderburg ein Kriegsrat abgehalten; das darüber geführte Protokoll befindet sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.*) Folgende Stelle desselben möge kurz die Bedeutung Alsens bei einem Kriege gegen Jütland darthun:

„Die Sambtlichen Herren Generalspersonen von beyden armées halten zuvorderst notig und diensamb, daß auß denn Ursachen, welche man gehabt, die attaque dieser Insel in Hand zu nehmen, solche auch ferner besetzet bleiben und mainteniret werden müsse, damit der Feind nicht wieder aufs neue allhier posto faße und dadurch der armée, wenn

*) Das sehr anziehende Aktenstück ist in der Abhandlung des Herrn Professor Döring abgedruckt.

dieselbe weiter nach Jütland advancirte, den rücken unsicher machen können."

Schließen wir nun unsere kleine Darstellung, entsprechend den einleitenden Auseinandersetzungen, kurz mit dem Ausgang und der Bedeutung dieses Krieges. Jütland wurde im Fluge erobert; nur Friedericia blieb noch einige Monate in schwedischen Händen. Der Kurfürst machte im Sommer 1659 mehrere vergebliche Anstrengungen, Fühnen zu besetzen. Das war die Folge französischer Ränke. Frankreich wollte nämlich durch die Großmacht Schweden das Wachstum Brandenburgs unterdrücken und die österreichisch-spanische Herrschaft demütigen, um selbst unbeschränkten Einfluß auf Deutschland auszuüben. Es hatte sich inzwischen mit England und Holland verbündet zur Aufrechthaltung Schwedens; als aber Karl Gustav gar zu schroff die Alleinherrschaft der Ostsee beanspruchte, wurde Holland doch stutzig und gewährte endlich Schutz und Schiffe zur Überfahrt des „Reichsheeres", wie die Verbündeten auch amtlich hießen, nach Fühnen. Hier erlitten die Schweden die entscheidende Niederlage bei Nyborg am 14./24. November 1659. Die gleichzeitigen Siege der Verbündeten in schwedisch Pommern kränkten den sieggewohnten Karl Gustav gar zu sehr; er zog sich nach Gothenburg zurück, wo er bald darauf starb.

Das Jahr 1660 begann mit den Friedensverhandlungen im Kloster zu Oliva. Es blieb im ganzen bei dem Roeskilder Vertrage; dennoch war der Krieg von ungeheurer Tragweite.

Die Großmacht Schweden als solche, welche die Alleinherrschaft der Ostsee ausüben wollte, war gebrochen. Der Kurfürst hatte einen anscheinend kleinen, aber für die ganze Zukunft seines Staates äußerst wichtigen Erfolg, nämlich die Anerkennung der unbeschränkten Herrschaft über das Herzogtum Preußen.

In dem Kampfe für dieses Ziel hatte der Hohenzoller eine Klugheit, Unerschrockenheit, Tapferkeit und Selbständigkeit entwickelt, wie sie in Friedrich dem Großen und Wilhelm dem Siegreichen zur vollkommensten Entfaltung gediehen und mit den höchsten Erfolgen gekrönt sind.

Im Wattenmeer.

Von J. E. Lorenzen in Kiel.

In einem Zeitraum von 20 Minuten brachte ein flinkes Gefährt unsere aus acht Personen bestehende Gesellschaft von den friesischen Geestlanden hinaus an den Außendeich. Hart an der inneren Seite desselben lag ein freundliches Gasthaus, das nur mit der Dachfirst so eben über

den Deich hinweglugte. Der Wirt — weiland Seefahrer, jetzt Schleusenwärter, Musterlandwirt und kleiner Krösus in einer Person —, ein Mann von etwa 70 Jahren, die eine Hand in der Hosentasche, die andere an der nie kalten halblangen Pfeife haltend, eine mächtige Hornbrille vor den etwas schwachen Augen — kam uns freundlich lächelnd entgegen. Er ahnte schon unsere Absicht und sagte sogleich: „Dat geiht woll na de Hallig?" Das war denn allerdings von uns geplant: Der Hamburger Hallig wollten wir zu Fuße einen Besuch abstatten.

Bei dem alten braven H. wurde in solchen Fällen allemal Rast gehalten. Hier nahm man vor der Reise die letzte Stärkung zu sich, hier blieb das Gefährt zurück, hier wurden die Vorbereitungen getroffen zu einem Gange, der nicht gerade zu den reinlichsten und bequemsten, wohl aber zu den interessantesten zu zählen ist.

Nachdem alles besorgt war, brach die Gesellschaft auf zur Reise. H. begleitete uns bis auf den Kamm des Deiches und schaute mit uns hinaus in die jetzt so friedlich aus weiter Ferne (es ist Hochebbe) herüberschimmernde graue See. „Nicht immer ist es so wie heute. 1825 in der großen Sturmflut stand ich auch an diesem Ort. Die Wellen stiegen höher und höher, ohne uns anfangs irgendwie zu ängstigen, — war es doch schon oft so gewesen. Als dieselben aber den Kamm erreichten und von jeder Welle ein Streifen weißen Gischtes in der ganzen Länge des Deiches über denselben hinwegschoß, da begann das Herz rascher zu schlagen. Die Hausstandssachen wurden gepackt. Die Frauen, kleinen Kinder und alten Leute bestiegen den Wagen und fuhren zur Geest. Ich aber und mein älterer Bruder, wir blieben hier; dort unten an der Scheunenthür standen wir; das herüberschießende Meerwasser bespülte unsere Füße, die Gräben im ganzen Koog begannen sich zu füllen; — doch Gott sei Dank — der Deich hielt stand, er brach nicht, die Flut begann zu sinken, und in Frieden konnte am andern Tage wieder jedermann in sein Haus einkehren. — Dort draußen aber auf den Inseln und Halligen hatte der Sturm arg gehaust, hatte manchem braven Seemann ein nasses Grab bereitet. Nun, heute sieht's besser aus. Wünsche glückliche Reise. Adieu!" Soweit der alte H.

Flinken Fußes eilten wir die sehr schräge Außenböschung des Deiches hinunter. Doch keine zehn Schritte hatten wir gethan, als auch schon unsere Damen über die Feuchtigkeit des taufrischen Grases klagten. Dem war ihr Fußzeug nicht gewachsen. Doch da fanden sie wenig Gehör. Wer durchs Meer waten will, darf sich über das Wasser nicht beklagen. Also vorwärts. Wohl 20 Minuten lang dauerte die Wanderung durch das hier sehr breite Vorland. Letzteres ist ein zum Eindeichen völlig

reifes Feld, aber die Kosten eines Deiches würden durch die Gewinnung desselben nicht hinreichend gedeckt werden. So trachtet man denn danach, mehr Land zu gewinnen, womöglich die Hamburger Hallig gleich mit einzudeichen. — Das Vorland liegt da in seiner ganzen Fruchtbarkeit. Ein dichter Rasen von Gräsern und Kräutern bedeckt dasselbe. Da findet man Festuca thalassica Kth., Trilochin maritima L., Plantago maritima L., „Suden" genannt, ein vortrefflich schmeckendes Frühjahrsgemüse, Salsola Kali L., Aster Tripolium L., Statice Armeria L., Alsine peploides Wahlenb., Artemisia maritima L. u. s. w. Hie und da sieht man am frühen Morgen (es ist 6 Uhr) einen fleißigen Landmann seine scharfe Sense schwingen, um das so sehr geschätzte Gras zur Heugewinnung zu fällen. Bald wird er mit der Arbeit einhalten müssen. Hat erst die Sonne den Tau aufgeleckt, dann widersteht dieses Kraut zu sehr dem scharfen Sensenschnitt, dann ist das Mähen unmöglich. In der Nacht muß darum größtenteils diese Arbeit vorgenommen werden. In weiter Ferne grast am Strande eine zu Tausenden zählende Schafherde, von einem einzigen Hirten bewacht. Derselbe hat einen verantwortungsvollen Posten. Kommt die Flut einmal hoch, dann gilt es, die Schutzbefohlenen an den Deich zu bringen. Das ist nicht immer leicht. Denn in der Entfernung von etwa 100 m vom Deich zieht sich parallel demselben ein recht breiter Wassergraben, der sich bei jeder Flut füllt. Nur eine einzige Brücke führt über denselben. Hat sich derselbe gefüllt, ist schon die Brücke unter Wasser, bevor die Tiere gerettet sind, dann ist für diese keine Rettung mehr, falls die Flut eine bedeutende Höhe erreichen sollte.

Halt! Da wären wir denn — auf der Lahnung nämlich. Was ist das? Ein kleiner Damm von höchstens Manneshöhe, der sich von dem gewonnenen Vorland in einer Länge von 5 km bis an die Hallig erstreckt. Vor ungefähr 20 Jahren reichte die Lahnung nur eine kurze Strecke hinaus bis an einen reißenden Meeresstrom, der sich zwischen der Hamburger Hallig und dem Festlande befand. Dort hatte man Halt gemacht, hatte Halt machen müssen. Alle Bemühungen, diesen Strom zu stopfen, waren vergeblich gewesen. Als aber die preußische Regierung die Sache in die Hand nahm und keine Kosten scheute, als Pfahl an Pfahl eingerammt, Faschine an Faschine hineingepreßt und mit Strohgeflecht sorgfältig verbunden wurden, da mußten die anfangs zweifelnd den Kopf schüttelnden Friesen bald darüber erstaunen, was menschliche Besonnenheit, Kraft und Ausdauer zu leisten vermögen: die Rinne ward gestopft, der Strom war gezwungen, Halt zu machen und sein Wasser ausruhen zu lassen. Das war aber einzig und allein der Zweck. Während der Ruhe des Wassers fallen die demselben beigemengten Schlammteile zu

Boden und erhöhen denselben. Klar und rein fließt allmählich wieder die Flut zurück, um nach abermals 12 Stunden den Boden wieder in der Dicke eines Papierblättchens zu erhöhen. So ist im Laufe der letzten 15 Jahre der Boden so hoch gestiegen, daß er jetzt im Begriffe steht, die Lahnung ganz zu begraben. Der Queller, Salicornia herbacea L., dieser erste Pionier aus der Pflanzenwelt in diesem Gebiet, von dem 1878 z. B. noch keine Spur in dem größten Teil des Wattenmeeres zwischen der H. Hallig und dem Festlande war, begleitet jetzt schon seit Jahren die Lahnung zu beiden Seiten in beträchtlicher Breite bis zur Hallig hinaus. Ein Pionier ist er. In seiner äußeren Gestalt einem etwa dreijährigen Tannenbäumchen mit federkieldicken Nadeln nicht unähnlich, trägt er viel dazu bei, die Schlammteile festzuhalten und die Beschlickung zu befördern.

Ei, wie das einen flotten Marsch giebt! Das glatte Strohgeflecht der Lahnung bietet einen Fußpfad so schön, wie man ihn nicht besser sich denken kann. Da wird die Hallig bald erreicht sein, scheint sie doch infolge des völlig gleichartigen Zwischenraumes zwischen uns und ihr viel näher zu liegen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Bei dem bequemen Marsch auf diesem geebneten Wege hat das Auge Muße, Umschau zu halten nach nah und fern. Zu beiden Seiten neben uns sieht man nichts als den nassen, grauen Schlickboden, spärlich bestanden mit obengenanntem Queller. Hier und da liegt ein Haufen aneinander gesponnener Miesmuscheln. Überall bemerkt man die Spuren des Fischersandwurms, Arenicola marina L., welcher sich aber während der Ebbe in die Tiefe des Bodens zurückgezogen hat. Hastig eilen Taschenkrebse, Cancer pagurus L., in Menge über den Boden dahin und suchen sich ein Versteck in irgend einem weichen Erdhaufen. In einzelnen Wassertümpeln sieht man eine große Anzahl Garneelen, Crangon vulgaris Fabr. (Krabben, Porren), stoßweise durchs Wasser schießen. Seevögel: Möven, Reiher, Schnepfen, Regenpfeifer, Austernfischer u. s. w. suchen auf diesem reich gedeckten Tische ihre Nahrung und erfüllen, von uns aufgescheucht, mit ihrem lauten Geschrei die Luft. Hinter uns liegt die flache Küste des Festlandes. Vor uns erblickt man in langer Linie Eiderstedt, Nordstrand, Lüttmoor, Pellworm, Hamb. Hallig, Gröde, Langenes-Nordmarsch, Habel, Oland, Föhr. Gerade vor uns, nicht weit zur Seite der Lahnung, erheben sich, scheinbar in weiter Ferne, riesige Fabrikschornsteine; — doch nein, das kann nicht sein, denn sie bewegen sich. Was mag das sein? Des Rätsels Lösung finden wir nicht.

Bald jedoch ist es mit der Gemütlichkeit der Wanderung vorbei. Die strohgedeckte Lahnung hat ihr Ende erreicht, und weiterhin, soweit

unser Auge reicht, giebt es nur zwei Wege. Entweder wir müssen in dem Schlick neben der Lahnung einherwandern und es uns gefallen lassen, bei jedem Schritt bis über die Knöchel einzusinken, oder wir müssen die Lahnung noch weiter benutzen. Letztere ist aber von nun an nicht mit Stroh gedeckt, sondern besteht aus Faschinen, aus nackten Reisern, welche durch Pfähle festgehalten werden. Der letzte Weg wird mit großer Heiterkeit zuerst gewählt. Die Reiser sind wie Sprungfedern unter den Füßen, und ein jeder versucht sich im ersten Augenblick wie ein Seiltänzer in mehr oder weniger glücklichen eleganten Sprüngen. Bald jedoch hat man davon genug. Das Ungewohnte solcher Wanderung wirkt dermaßen ermüdend, die Folgen der andauernden Berührung des Fußzeuges mit den Reisern reden so gebieterisch, daß bald die ganze Gesellschaft es vorzieht, neben der Lahnung einherzugehen, teils barfuß, teils mit Stiefeln und aufgekrempten Hosen. — Wie merkwürdig langsam die Hallig näher rückt! Wie unsere vermeintlichen Fabrikschornsteine immer kleiner werden! Endlich erkennen wir unseren Irrtum. Es sind Arbeiter, welche hier draußen, mitten im Wattenmeer mit Erdarbeiten beschäftigt sind, und welche nur infolge der Luftspiegelung in solcher riesigen Größe erscheinen. Ihr Vorhaben ist doch gar zu interessant, um stillschweigend daran vorbeizugehen. Der Teil des Wattenmeeres, in welchem sie sich befinden, ist gleich dem angebauten Felde des Festlandes in Äcker abgeteilt. Zwischen je zwei Äckern graben diese wetterharten Friesen einen ungefähr 1 m breiten und 30 cm tiefen Graben. Das Erdreich wird auf den Acker geworfen und erhöht denselben. Der Graben aber ist in kurzer Zeit wieder mit Schlickerde angefüllt, und es kann dieselbe Arbeit von neuem beginnen. Ohne dieselbe würde das Land nie die Höhe erreichen, die nötig ist zu einem brauchbaren Weide- oder Kornfeld. Die Flut allein würde das nie vollbringen können, zumal man für diese Küste eine allmähliche Senkung bemerken zu können glaubt. Der Schlickboden ist an dieser Stelle bereits so hoch, daß die gewöhnliche Flut ihn kaum noch bedeckt.

Nachdem wir zwei dieser beiden Friesen mit ihrem Boot für die Rückfahrt bestellt haben, setzen wir den Marsch fort. Kaum haben wir auf der Hallig festen Fuß gefaßt, da steigt auf hohem Fahnenmast die uns Kielern wohlbekannte Marineflagge auf — uns zum Gruß. Das einzige Einwohnerpaar des einzigen, auf hoher Werft stehenden Hauses dieser Hallig hat uns schon längst kommen sehen und erlaubt sich in seiner großen Freude eine, wenn auch nicht vorschriftmäßige, Benutzung der kaiserlichen Flagge zu unserer Ehre. (Die Hallig ist vor Jahren von der Regierung angekauft.) Die Flagge wird begrüßt mit lautem Hurrah

und spornstreichs geht's dem Häuschen zu. Es ist ein Gasthaus ohne Konsens. Hier giebt es gegen selbst bemessene Bezahlung alles, was man sich für einen leeren Magen nur wünschen kann: Schwarzbrot und bisweilen gar Weißbrot, Schinken, Eier (am Strande gesammelt), Theepunsch, Kaffee, Thee, mitunter gar Bier und einen ganz vortrefflichen Schluck reinen Trinkwassers. — Jawohl, Trinkwasser. Es ist hier ein etwa 40 m tiefer artesischer Brunnen geschlagen, welcher ein Wasser liefert, um das mancher Städter diesen Halligbewohner beneiden möchte. Seitdem dieser Brunnen gebohrt ist, sind natürlich die drei noch vorhandenen alten Cisternen außer Benutzung gesetzt. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man hier draußen im Meer gutes Wasser im Untergrunde gefunden hat, während man solches in der dem Festlande zunächst liegenden Marsch fast überall vergeblich sucht. Eine Stunde wird unter heiteren Gesprächen Rast gehalten und gespeist. Wie alles so vortrefflich schmeckt! Dann wird nach abermals 2 Stunden das Mahl bestellt und die Wanderung um die Hallig angetreten. Von Osten sind wir gekommen, unwillkürlich lenken sich unsere Schritte nach Westen. Da in einer kurzen Entfernung haben wir die wilde See vor uns. Wie das spült und braust, wie das schäumt und spritzt! Wie ist das bei solchem stillen Wetter möglich? Man bekommt angesichts dieser Erscheinung erst eine Vorstellung davon, wie es sein muß, wenn der Sturm die Fluten peitscht. An dieser Westküste bröckelte die Hallig denn auch forwährend ab, bis durch eine mächtige Steinmauer vor einigen Jahren dem wütenden Element Einhalt geboten wurde. Die Wanderung um die Hallig dauert einschließlich der Ruhepausen 2 Stunden. Unsere Aufmerksamkeit wird während derselben besonders durch die vielen angebrüteten Eier der Strandvögel, durch viele herumirrende junge Vögel, sowie durch mächtige Muschelbänke in Anspruch genommen. Die halbe Hallig wird abgeweidet von vielen Schafen und 5—6 Stück Rindvieh, die andere Hälfte dient der Heugewinnung. Pächter derselben sind gewöhnlich mehrere Festlandsmarschbauern.

Die Flut ist mittlerweile hochgestiegen. Eiligst wird bei dem einsamen Bewohner dieses grünen Eilandes noch eine Stärkung eingenommen. Dann eilt alles an den Strand. Dort erwarten uns schon sehnsüchtig unsere beiden Fährleute. Sie dürfen die rechte Zeit der Abfahrt nicht verpassen; denn sonst mangelt es ihnen an Fahrwasser, und es könnte sich ereignen, daß wir mitten im Wattenmeer stecken blieben und entweder 12 Stunden dort warten oder zu Fuß durch Dick und Dünn gehen müßten. Darum frisch vorwärts!

Freundlich blickte die Sonne herab auf die eintönige, glitzernde Flut,

lustig plätscherten die Wogen gegen den Bug unseres kleinen Nachens, mit langen Ruderstecken kamen unsere seekundigen Inselfriesen der schwachen Brise, welche das Segel blähte, zur Hülfe und frisch erklangen in mehrstimmigem Gesange Natur- und Vaterlandslieder — es war eine herrliche Fahrt, eine Tour, die man nimmer vergißt.

Nach anderthalbstündiger Fahrt landeten wir in der Schleuseneinfahrt bei dem Hause des alten H. und in kurzer Zeit saßen wir im trauten Heim. Noch manchmal aber muß man denken an diese Tour, muß denken an die Menschen, die vor dem Untergange des alten Nordstrand (1634) auf diesem jetzigen Meeresboden gelebt und gelacht haben, muß denken an die Zukunft: Ob es wohl dereinst gelingen wird, dieses Gebiet für den Wohnsitz der Menschen wieder zu gewinnen? Gott gebe es!

Rolandreiten — Rolandsäulen.

Von Dr. **Eduard Alberti** in Kiel.

In der März-Nr. der „Heimat“ S. 58 und 59 teilt Herr Peters eine Jugenderinnerung an das Rolandreiten in Windbergen mit. Bezüglich der daran geknüpften Fragen, betreffend die noch in anderen Gegenden etwa vorkommende Feier des Rolandreitens, das Alter desselben und den Zusammenhang des Roland mit dem Paladin des großen Karl, wäre auf eine der jüngsten Abhandlungen des Professors Richard Schröder in Heidelberg zu verweisen. Dieselbe führt den Titel „Die Stellung der Rolandsäulen in der Rechtsgeschichte“ und findet sich in einer von R. Béringuier herausgegebenen Festschrift „Die Rolande Deutschlands“ im 27. Hefte der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins“. (Berlin 1890.)

Im Fortgange seiner Abhandlung kommt Schröder (S. 27. ff.) auch auf die Rolandspiele zu sprechen. Neben andern Spielen (Schildekenbom, Tabelrunde und ähnlichen) seien die Rolandspiele im 13. Jahrhundert bei der Jugend norddeutscher Städte in Gang gekommen. Schröder hebt hervor, daß diese Rolandspiele beweisen, wie volkstümlich damals der Held Roland in Deutschland war, nachdem derselbe früher in Frankreich durch das im 11. Jahrhundert in der Normandie entstandene und in der Schlacht von Hastings von den normannischen Kriegern gesungene Lied von der Schlacht im Thale von Roncesvals berühmt geworden war. Die Deutschen lernten die karolingischen Helden durch die Bearbeitung dieses Liedes in dem Werke des Pfaffen Konrad (um 1140), sowie durch die Zusammenstellungen in der Kaiserchronik

(um 1147) kennen, und populär wurden dann diese Helden und unter denselben namentlich Roland durch die weiteren Bearbeitungen des Rolandliedes in dem Gedicht von dem sog. Stricker „Karl der Große" (1225 bis 1250) und in dem „Karlmeinet" (d. h. Karolus Magnus) von einem unbekannten Verfasser (um 1300).

Die Popularität des Helden Roland war eben Ursache, daß die deutsche Jugend ihr uraltes Maispiel in ein Rolandspiel umtaufte, wobei der, im Maispiel als ungeschlachter Riese gedachte Winter im Rolandspiel als riesiger Krieger dargestellt wurde, nach dessen Schild die jungen Leute mit ihren Speeren stachen. In dieser Gestalt war das Rolandspiel an manchen Orten namentlich zu Münster in Westfalen üblich und läßt sich in Dithmarschen bis in unsere Tage verfolgen.*) Näheres über dies Rolandspiel in unserer Provinz, namentlich in Dithmarschen, berichtete auch Prof. Handelmann in einem hübschen Artikel über Rolandreiten in den Jahrbüchern für die Landeskunde Bd. 5, S. 145 ff.**) Die Litteratur über die Rolande ist übrigens außerordentlich reich. Eine Übersicht darüber in der obenerwähnten, mit prächtigen Abbildungen gezierten Festschrift im 27. Heft der „Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins" zählte 56 Nummern auf.

Soviel über die Rolandspiele und deren auf die uralten Maispiele zurückgehendes Alter. Wer sich über die Rolandsäulen, deren wir ja auch hierzulande je eine in Bramstedt und in Wedel haben, über ihren Ursprung und ihre Bedeutung zu unterrichten und vielleicht über manche schier unbegreiflichen Phantasieen sonst verständiger und selbst scharfsinniger Gelehrten (wie Zöpfl und des Verfassers einer Conjectur im Staatsbürgerlichen Magazin Bd. 2, S. 221) richtiger zu urteilen wünscht, lese die gründliche Abhandlung Schröders. Ableitungen des Namens Roland von Rotland (d. h. Blutland, Blut- und Kampfgerichts-Stätte), von Rügen sind eben gelehrte Phatasieen. Der Roland ist in der That der sagenhafte karolingische Paladin, ähnlich wie beim Rolandspiel. Die ältesten Nachrichten über Rolandsäulen reichen nicht über das Jahr 1340 zurück und verdanken diese Umtaufe des Namens aus dem Namen alter Marktzeichen demselben im 13. Jahrhundert in Deutschland populär gewordenen Namen Rolands, des sagenhaften Helden von Roncesval. Schröder schließt seine Ab-

*) Vergl. Klaus Groths Quickborn in dem Glossar von Prof. K. Müllenhoff: „Rolandfahren."

**) Als besondere Schrift gedruckt: Volks- und Kinderspiele in Schleswig-Holstein. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Handelmann. 2. verm. Ausgabe. 114 S. Kiel 1874. E. Homann.

handlung mit den Worten: „So sind also die Rolandsäulen selbst, wie die auf sie gegründeten Selbständigkeitsansprüche der Städte, ziemlich jungen Datums. Der romantische Zauber, mit dem eine dilettantische Geschichtsauffassung sie so oft umkleidet hat, bleibt vor dem nüchternen Blicke kritischer Forschung nicht bestehen. Fassen wir aber ihre Vorstufe, das Marktkreuz, ins Auge, so blicken wir auf ein uraltes, bis über die fränkische Zeit zurückreichendes Denkmal königlicher Fürsorge für die Pflege des wirtschaftlichen Lebens im Volke. Marktkreuz und Rolandsäule erscheinen als die mittelalterlichen Wahrzeichen der sozialpolitischen Aufgaben des Königtums".

Schließlich seien hier nach Schröder (a. a. O. S. 23 Anmerk.) zwei Erlasse Friedrich III. von Dänemark für Bramstedt und Wedel von 1652 und 1653 angeführt. Der Erlaß für Bramstedt lautet: „Haben auch dabeneben allergnädigst eingewilliget, daß in mehrbesagtem Unserm Flecken Brahmbstete zur Beförderung der Eingesessenen Nahrung ein erhöheter Rohlandt auf einem grünen Anger am offenen Wege, welcher nach Hamburg führet, worunter die Brabandische Kaufleute und Ochsenhändler ihre Contracten schließen und rechtliche Entscheidung in Streitigkeiten gewärtig sein, an des bei vorigen Kriegszeiten verbrandten Stelle wiederum aufgerichtet werden möge." Für den Flecken Wedel verordnete der König: „Wir haben Bericht erlanget, daß die Statua oder der Roland in Unserm Flecken Wedel herunter gefallen. Weiln nun die Bückeburger Steine, wovon derselbe zusammen gesetzet gewesen, daselbst annoch vorhanden, und unter diesem Rolandt die Streitigkeiten, so allda beim Ochsenkauf und auf Ochsenmärkte vorfallen, ohne einzige Appellation oder ander Remedium suspensivum decidiert worden, als befinden Wir geraten, daß diese Statua auf den großen steinernen Fuß förderlichst wieder aufgerichtet werde." —

Mitteilungen.

(Ringelnatter und Frosch.) Einen interessanten Kampf zu beobachten hatte ich in den Pfingsttagen 1890 im „Zoologischen Garten" in Hamburg Gelegenheit. In der einen Ecke des großen gläsernen Schlangen- und Froschhauses befand sich eine kleine Wasserpfütze von ca. $1/2$ qm Oberfläche. Auf dem Wasser lag in aller Ruhe ein Wasserfrosch (Rana esculenta) und hatte „alle Viere" von sich gestreckt. Plötzlich zuckte derselbe zusammen und versuchte durch einen Sprung sich aus dem Wasser zu retten. Da sah ich, daß eine etwa 50 cm lange Ringelnatter, die bis dahin ganz unbemerkt am Grunde des Wassers gelegen haben mochte,

den Frosch an einem Oberschenkel gepackt hatte und festhielt, also auch ihn wieder ins Wasser zurückzog. Dann aber bestrebte sie sich, mit ihrer Beute das Wasser zu verlassen und aufs Trockne zu gelangen. Sie versuchte also, den Frosch aus dem Wasser hinauszuschieben. Doch dieser, wohl wissend, daß ihm seine Kraft am besten im nassen Elemente zum Widerstande befähigte, that alles, um nur stets mit dem Feinde im Wasser bleiben zu können — und seine Stärke vermochte die Schlange nicht zu überwinden. Da aber wand diese sich (nach bereits fünfminutenlangem Kampfe) aus dem Wasser heraus und bemühte sich jetzt, den Frosch herauszuziehen. Aber noch immer war die Kraft des Frosches so groß, daß er die Schlange wieder mit sich ins Wasser hineinzog. — Nach abermals 6—8 Minuten aber war die Kraft des Frosches gänzlich erlahmt. Die Schlange hatte gesiegt und ihr Opfer auf dem trockenen Erdboden. Sie drehte sich wieder und schob dann eine Strecke lang den (ein heftiges Atmen ausgenommen) regungslosen Frosch vor sich her und machte sich sofort an das Verschlingen der Beute. Bis hierher hatte sie den Frosch noch immer am Oberschenkel gepackt, ließ nun aber das betreffende Bein desselben weiter vorgleiten, so daß sie endlich die Fußspitze im Rachen hatte, und verschlang langsam das Bein. Natürlich konnte sie nicht weiter kommen als bis zum Hüftgelenk des betreffenden Beines, eben da sie nur ein Bein überschluckt hatte. Sie ließ nun dasselbe wieder aus dem Rachen gleiten, packte beide Hinterbeine bei den Zehen und verschlang jetzt beide zugleich. Als sie den Frosch soweit überschluckt hatte, daß nur noch dessen Brust und Kopf aus dem Rachen der Schlange hervorsahen, schien auch ihre Kraft vorläufig zu Ende zu sein, und so lag sie denn jetzt auch ruhig da; der arme Frosch aber atmete noch mit ebensogroßer Heftigkeit wie zu Anfang des unheimlichen Vorganges. Vom Beginn des Verschlingens an bis jetzt mochten etwa 10 Minuten vergangen sein; da aber die Schlange in ihrer Ruhe verharrte und meine Zeit kurz bemessen war, konnte ich die weitere Entwickelung des unheimlichen, aber interessanten Vorganges nicht abwarten.

Kiel, den 3. Februar 1891. Kröger, Lehrer.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

16. Justus Schmidt. Die eingeschleppten Pflanzen der Hamburger Flora. (Programm-Abhandlung der Unterrichts-Anstalten des Klosters St. Johannis.) Hamburg 1890.
17. Aus der Heimat. Organ des Lehrervereins für Naturkunde. 4. Jahrgang 1891. Nr. 1. Stuttgart, K. G. Lutz.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 5. Mai 1891.



Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 69.

Die Ergebnisse einer neuen Forschung über die Anfänge Altonas.

Mitgeteilt von H. Ehlers in Altona.

Inbetreff der Frage, wie die Stadt Altona ursprünglich entstanden und zu ihrem Namen gekommen ist, bewegte man sich bisher auf dem unsicheren Boden bloßer Vermutungen. Manche behaupteten, daß die Hamburger, welche von der Nähe des sich rasch vergrößernden Ortes eine Schädigung ihres Handels und Handwerks befürchteten, geäußert hätten, die neue Ansiedelung liege „all to nah“ bei ihrer Stadt, und diese Äußerung habe den Anlaß zu dem Namen „Altona“ gegeben. Die Anhänger dieser Auffassung beriefen sich besonders darauf, daß in der ältesten bisher bekannten Urkunde, welche unsere Stadt betrifft — einem Schreiben des Pinneberger Drosten Hans Barner an den Rat der Stadt Hamburg aus dem Jahre 1547 — der Name nicht etwa in der Form Altenau, sondern Althonahn vorkomme. In älteren Schriftstücken und Karten wird der Name jedoch auch Althena, Altenah, Altenau, Altenawe

geschrieben. Andere führten ihn auf die Altenau zurück, einen Bach, der in früheren Jahrhunderten die Thalsenkung durchfloß, die sich noch heute deutlich erkennbar zwischen Altona und St. Pauli hinzieht, und der bis zu seiner Mündung in die Elbe die Grenze zwischen dem hamburgischen Gebiet und demjenigen der holsteinischen Grafen aus dem Hause Schauenburg bildete. Mit entscheidenden Gründen vermochten die älteren wie die neueren Darstellungen der Geschichte Altonas weder die eine noch die andere Ansicht zu stützen. Für die erstgenannte Auffassung entschied sich die älteste Arbeit auf diesem Gebiet, der „Versuch einer historischen Beschreibung der an der Elbe belegenen Stadt Altona", entworfen von Ludolph Hinrich Schmid. (Altona und Flensburg 1747). Diesem für die damalige Zeit höchst achtungswerten Werke folgten die „Merkwürdigkeiten der Stadt Altona nach chronologischer Ordnung" von W. C. Praetorius (Altona 1780). Diese Arbeit bringt für die älteste Zeit nichts Neues, sondern giebt die Ausführungen Schmids meistenteils wörtlich wieder und fügt das aus der Zeit von 1745—1780 Wissenswerte hinzu. Die zweite Ansicht von der Entstehung des Namens vertrat Johann Adrian Bolten in seinem 1801 veröffentlichten „Predigt-Entwurf zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit historischen Anmerkungen." Zu unzweifelhaft sicheren Ergebnissen führten auch die Untersuchungen E. H. Wichmanns über die Entstehung der Stadt in seiner „Geschichte Altonas" (Altona 1865) und desselben Verfassers späterer Aufsatz über dieselbe Frage in der Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte nicht. Bezeichnend für die Unsicherheit auf diesem Gebiete ist es, daß sich schon frühzeitig die Sage dieses Stoffes bemächtigte, eine Sage, die höchst anmutig von dem kürzlich verstorbenen Archivsekretär Beneke in seinen „Hamburger Geschichten und Sagen" erzählt ist.

Nunmehr ist vor kurzem im Verlage von J. Harder in Altona das erste Heft eines Werkes erschienen, welches auf der sichern Grundlage streng wissenschaftlicher Forschungen eine ganze Fülle von bisher völlig unbekannten wichtigen Mitteilungen über die älteste Geschichte unserer Stadt enthält und die sagenumsponnene Deutung ihres Namens als historisch völlig berechtigt nachweist. Dieses Werk, betitelt „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" soll die gesamte Kulturentwicklung der Stadt während der Periode von 1536—1640, wo der Ort zur Schauenburgischen Grafschaft Pinneberger Anteils gehörte, in einzelnen, zwanglos erscheinenden Heften zur Darstellung bringen, für welche verschiedene Verfasser in Aussicht genommen sind. Das vorliegende erste Heft, bearbeitet von Dr. Richard Ehrenberg, Sekretär des hiesigen

Königlichen Kommerz-Kollegiums, behandelt „die Anfänge Altonas“ auf Grund eingehender Forschungen in den vom Königlichen Staatsarchiv zu Schleswig gesammelten Restbeständen der alten schauenburgisch-holsteinischen Archivalien, den vom Verfasser wieder aufgefundenen alten Grundbüchern der Herrschaft Pinneberg für die Zeit von 1582—1664, den Büchern der sieben Altonaer Brandgilden von 1669—1709, den ältesten Kirchenbüchern Altonas, sowie den Akten des hamburgischen Staatsarchivs.

Im ersten Kapitel wird die Gegend geschildert, in welcher später die Stadt Altona erstand, und deren Beschaffenheit in der Zeit von 1536 bis 1550 auf einer dem Hefte beigegebenen, von C. H. Wichmann gezeichneten Karte veranschaulicht wird. Das ganze Gebiet von dem Dorfe Ottensen — als „Ottenhusen“ zuerst im Jahre 1310 erwähnt — bis zur Grenze der jetzigen Altstadt von Hamburg hatte damals noch einen völlig ländlichen Charakter. Jenseit des Grenzbachs erstreckte sich das Eichholz, an welches noch heute die hamburgische Straße dieses Namens erinnert; diesseit des Baches aber dehnte sich bis Ottensen ein unbebauter, kahler Höhenrücken aus, der „Heuberg“ genannt, über welchen die Hauptstraße von Hamburg nach Ottensen führte, deren Richtung noch heute in dem Straßenzug Reeperbahn, St. Pauli — Reichen- und Königstraße, Altona erkennbar ist. Weiter südlich konnte man auf einem am hohen Elbufer entlang führenden Nebenwege nach der „Neuen Mühle“ und nach Fischerboden (Övelgönne) gelangen. Dieser Weg wurde nachweisbar von den dortigen Fischern für ihren Landverkehr mit Hamburg benutzt. Ebenfalls wird das von zahlreichen Schiffern geschehen sein; denn größere Schiffe pflegten häufig schon in Neumühlen zu löschen und zu laden, weil von dort nach Hamburg das Fahrwasser außerordentlich mangelhaft war. Dieser rege Verkehr mag den Anlaß gegeben haben, daß Altonas erstes Haus, ein Wirtshaus, an diesem Wege erbaut wurde, und zwar nicht weit von der Stelle, wo derselbe den Grenzbach überschritt.

Von diesem Hause, dem „Krug Altona“, handelt das zweite Kapitel des Buches. Das Resultat der Ehrenbergschen Untersuchung ist folgendes: Altonas Wiege ist der Grevenhof, eine noch gegenwärtig unter diesem Namen bekannte Elbinsel, die aber ehemals nicht wie jetzt durch die Insel Steinwärder von der Norderelbe abgeschnitten, sondern von allen Elbinseln am weitesten nach Norden, nach Hamburg zu, vorgeschoben war. Ein Fischer auf Grevenhof, namens Joachim von Lohe, der nebenbei auch Krugwirtschaft betrieb, verlor durch eine Sturmflut Haus und Hof, weshalb er die gefährliche Insel verließ und nach dem festländischen Teile der Grafschaft übersiedelte. Auf sein Ansuchen erhielt

er vom Grafen von Schauenburg die Erlaubnis, an dem Wege nach Neumühlen, da wo sich jetzt der von der Breitenstraße, kleinen Elbstraße und Seestermannstraße begrenzte Häuserblock befindet, ein Haus zu bauen, und darin eine öffentliche freie Schenke zu halten und Rotbier zu brauen. „Dieser überaus einfache und an sich wenig bemerkenswerte Vorgang erregt dadurch unser Interesse in hohem Grade, daß hier einmal die ersten urwüchsigen Anfänge einer später zu großer Bedeutung gelangten Stadt sich in allen Einzelheiten verfolgen lassen.“ Mit dem Bau wurde im Jahre 1536 begonnen. Gerade im Jahre vorher hatte Hamburg das Braugewerbe, damals noch bei weitem die wichtigste Grundlage des Wohlstandes, mit einer neuen Abgabe belegt. Aus diesem Grunde mochte man von dem so nahe der Grenze belegenen Wirts- und Brauhause des Joachim von Lohe eine Schädigung des Stadtsäckels sowohl wie des bürgerlichen Braugewerbes befürchten; doch werden noch andere Besorgnisse mitgespielt haben. Genug, der Hamburger Rat hielt die Angelegenheit für wichtig genug, um zwei seiner Mitglieder an den Vogt nach Ottensen zu entsenden und gegen den Bau Einspruch zu erheben. Auch der Pinneberger Drost nahm an den Verhandlungen teil. Da aber Hamburg nicht den geringsten Rechtstitel hatte, um gegen den Bau einzuschreiten, so ist es begreiflich, daß der Drost sich weigerte, der Forderung des Rats nachzugeben. Als auch freundliches Zureden nichts half, erklärte der Rat kurzweg, er werde den Bau auf keine Weise gestatten, und fügte sogar die kräftige Drohung hinzu, wenn man das Haus dennoch richten wolle, so werde alsbald am andern Tage „dat bavenste under und dat underste baven“ stehen. Doch auch dies verfing bei dem hartnäckigen Drosten nicht, so daß der Hamburger Chronist Bernd Gyseke hinzufügen mußte: „Darup is it d e t m a l verbleven.“ Die erwähnten Verhandlungen machten eine Besichtigung der Baustelle erforderlich, und bei dieser Gelegenheit äußerte einer der Ratsherrn dem anwesenden Bauherrn, Joachim von Lohe gegenüber, das Haus komme „all to nah“ der Grenze zu stehen. Daß diese Äußerung die Veranlassung geworden ist, den neuen Krug „Altona“ zu nennen, wird von einem Enkel des Erbauers, Peter von Lohe, in einer 1601 an den Grafen von Schauenburg gerichteten Eingabe als feststehende Thatsache behauptet. „Ob der Name nun von seinem Großvater selbst, sei es aus Ärger über die vorhergegangenen Weiterungen, sei es aus behaglicher Freude über die endlich doch gelungene Gründung einer neuen Heimat, angenommen wurde, etwa indem er ihn auf seinem Wirtshausschilde anbringen ließ, oder ob, — was wahrscheinlicher ist, — der Volkswitz sich der Sache bemächtigte, das sei dahingestellt. Genug, das Wort war gefallen, und

die neue Ansiedelung hatte ihren Namen.“ — Somit ist fortan das Jahr 1536 als das Geburtsjahr unserer Stadt anzusehen.

Das dritte Kapitel behandelt auf Grund des urkundlichen Materials „die weiteren Ansiedelungen bis zur Einwanderung der Niederländer.“ Im Jahre 1546 bestand Altona bereits aus fünf Häusern, von denen 1547 drei abbrannten. Der Hamburger Rat suchte den Wiederaufbau unter Berufung auf die Gefahr einer Belagerung, welche der Stadt durch den Schmalkaldischen Krieg drohte, zu verhindern und forderte auch, daß die noch stehenden Häuser abgebrochen würden; aber der Pinneberger Drost Hans Barner, ein rauher Kriegsmann von altem Schrot und Korn, verhielt sich auch diesmal den Hamburger Ansprüchen gegenüber durchaus ablehnend. Der Ort wurde wieder aufgebaut und entwickelte sich so rasch, daß sich bereits im Jahre 1548 viele Hamburger Bürger aus verschiedenen Ämtern beklagten, daß ihnen zu Altona und Ottensen allerlei Abbruch ihrer Nahrung geschehe. Es erging daher vom Rat und der Bürgerschaft der strenge Befehl, daß niemand in Altona oder Ottensen etwas anfertigen lassen solle, bei Verlust desjenigen, was daselbst gemacht worden.

Den Abschluß des Heftes bilden „Exkurse und Beilagen,“ in denen der Verfasser einige Gegenstände, die im Text seiner Darstellung nur angedeutet werden konnten, ausführlich behandelt, und in denen er eine Auswahl der benutzten Urkunden im Wortlaut mitteilt. Dem letzten dieser Abschnitte, der „die Familie von Lohe und ihren ältesten Grundbesitz in Altona“ behandelt, ist sogar ein Stammbaum des Gründers der Stadt beigegeben, der bis zum Jahre 1683 reicht. Für die Zwecke des Verfassers war eine weitere Fortsetzung nicht erforderlich; er versichert jedoch, daß dieser Stammbaum sich jetzt mit verhältnismäßig geringer Mühe bis auf unsere Zeit werde fortführen lassen, wobei es namentlich von Interesse sein würde, festzustellen, welche noch lebenden Altonaer von dem ersten Ansiedler abstammen, wenn auch nur in der weiblichen Linie.

Das ist in gedrängter Kürze der Inhalt der hochinteressanten Schrift, deren gediegene äußere Ausstattung dem wissenschaftlichen Charakter derselben völlig entspricht. Mit begreiflicher Spannung sieht man in allen Schichten der altonaischen Bevölkerung, welche die Pietät für die Vergangenheit bewahrt haben, der Fortsetzung des Werkes entgegen, das mit seinem ersten Hefte einen so verheißungsvollen Anfang gemacht hat.

Osterbrauch und Osterglaube in unserer Heimat.

Von H. Eschenberg in Holm bei Ütersen.

Der Name Ostern ist bekanntlich von der germanischen Frühlingsgöttin Ostara abzuleiten, der zu Ehren unsere heidnischen Vorfahren beim Beginn des Frühlings das Fest der wiedererwachenden Natur feierten. Die Kirche, welche stets bestrebt war, in möglichst schonender Weise gegen das Heidentum vorzugehen, ließ das Fest samt seinem Namen bestehen und verlegte die Feier der Auferstehung des Herrn Jesus Christus auf dasselbe. Erst in viel späterer Zeit versuchte man für das Fest den Namen „Paschen" (Passah) einzubürgern. Der Versuch mißlang, aber vielleicht ist der alte in unserm Lande verbreitete Name „Paascheier" darauf zurückzuführen.

Auch die heidnischen mit dem Feste verknüpften Bräuche duldete die Kirche, nachdem sie ihnen eine christliche Deutung gegeben hatte. Das Ei, welches als Sinnbild des wiedererwachenden Lebens eine besondere Rolle bei der Festesfeier spielte, war zugleich ein schönes Sinnbild für die Auferstehung aus dem Grabe.

In unserer Heimat ist die Sitte des Ostereier-Essens bis auf den heutigen Tag verbreitet.

In Süderdithmarschen (Brunsbüttel) zog die Jugend in früherer Zeit aufs „Eierdibeln" (Umsingen nach Eiern) aus.

Dabei sang man:

Gun Dag, gun Dag, gun Dibelumdei,
Hier kam ick üm min Paaschei.
Det een is'n Ei, det anner is twei,
Det drütt is witt, det veert is swatt,
Det föst is min recht Paaschei.
Och Fru, och Fru, gäw se mi dat Ei,
So kümmt se in dat Himmelrik.
Det Himmelrik is apugedahn
Dar schüll wi alltosamen ingahn.
De Bösen werden upstahn
Un werden to de Höll ingahn.

In meiner Heimat bei Pinneberg ist es Sitte, daß während der Zeit, in welcher die Eier gekocht werden, von der Jugend stark mit Peitschen geknallt wird. Es heißt, man will die Eier gar knallen. Welcher Sinn dieser Handlung zu grunde liegt, habe ich bisher nicht erfahren können.

In den Elbmarschen und den angrenzenden Geestdistrikten lodern noch jetzt am Abend des ersten Ostertages die Osterfeuer gen Himmel empor.

In der Haseldorfer Marsch werden sie „Ostermahn“ oder „Ostermahnlüchten“ genannt. (Mahn = Mond).

Auch sie entstammen dem Heidentum und wurden ursprünglich zu Ehren der Göttin Ostara und aus Freude über den Abzug des Winters angezündet.

In der Gegend von Kaltenkirchen war es früher Sitte, daß man am Ostermorgen den Faulen, der nicht aufstehen mochte, mit der Rute „stefft“, d. h. stäupte.

Auch der Glaube, daß am Osterfeste sich Gottes Wundermacht in der Natur offenbare, scheint auf heidnische Zeiten zurückzuführen zu sein. So wird berichtet, daß die Priesterinnen der Ostara in der Osternacht ihr Gesicht in einer klaren Quelle wuschen, um gegen Krankheiten geschützt zu sein. In ähnlicher Weise heißt es noch jetzt:

Wenn man am Ostermorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend fließendes Wasser aus einem Kreuzgraben schöpft, so wird dieses Wasser nicht faulen und ist gut gegen Hautkrankheiten. Doch weiß ich nicht, ob dieser Glaube einheimisch, oder, wie es scheint, durch umherziehende Händler eingeführt ist.

Ziemlich verbreitet und festgewurzelt ist noch der Glaube, daß die Sonne am Ostermorgen beim Aufgang tanze, oder, wie es heißt, das Osterlamm tanzt in der Sonne. Ja, es ist mir in allem Ernste versichert worden, daß dieser Tanz zwei Stunden währe und die Sonne in dieser Zeit abwechselnd verschiedene Farben zeige.

Die Windrichtung am Ostermorgen gilt als bestimmend für die folgenden sechs Wochen. —

Doch allmählich verschwindet auch dieser Volksglaube samt den alten Bräuchen.

Wie man in alten Zeiten in unserm Vaterlande aß und trank.

Von Ida Staacke in Neustadt.

Daß in verschiedenen Gegenden und Ständen verschieden gegessen und getrunken ward, ist ja selbstverständlich. Auf dem Lande und in bürgerlichen Häusern kannte man weder Thee, Kaffee noch Chokolade, — Milch, Buttermilch und Bier waren die gewöhnlichen Getränke; bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten aber ward Meth gereicht. Das Bier brauten die Hausfrauen, besonders auf dem Lande, selbst. In den Städten hatte man auch oft das gekaufte, auch Braunbier genannt, doch wurde es im allgemeinen nicht so gern getrunken, als das selbstgebraute. Daher kam es auch, daß wenn ein Mädchen vom Lande sich verheiratete,

die Mutter ihm den Rat gab: „Braue dein Bier selbst, und gieb deinen Leuten keine Brauer-Jauche!“ Branntwein war sehr wenig bekannt, auch Wein wurde selten getrunken und zwar nur in vornehmen und reichen Häusern. Zum Frühstück und zum Abendbrot gab es Grütze, Mehlbrei oder Biersuppe. Das Mittagessen bestand meistens aus Mehlspeisen, Bohnen oder Erbsen; Fleisch, außer Speck, ward lange nicht so viel gegessen als gegenwärtig. Auch Gemüse, außer eben Bohnen und Erbsen, gab es wenig. Auf dem Lande aß man von hölzernen, in den Städten von zinnernen Tellern, irdene gab es nur in vornehmen Häusern. Die Gabel war auf dem Lande wenig bekannt, sie ist eine Erfindung des 15. Jahrhunderts und stammt aus Frankreich. Fleisch und Wurst ward, ehe die Gabel allgemein in Gebrauch kam, mit den Fingern angefaßt. Ja, es wurde anfänglich sehr darüber gelacht, daß die Franzosen mit einer Gabel, Gaffel, Forke, das Fleisch zum Munde führten und es hieß: „In Frankreich fassen sie das Fleisch nicht mit den Fingern an, sondern bringen es mit einer Gaffel in den Mund, sie beugen sich über den Tisch und machen den Hals lang, was garnicht schön aussieht!“ Messer und Löffel sind schon seit undenklicher Zeit in Gebrauch gewesen, doch waren letztere von Holz, besonders auf dem Lande; in den Städten hatte man meistens zinnerne und in vornehmen Häusern silberne Löffel. — Wo hölzerne Löffel in Gebrauch waren, mußte jeder seinen eignen haben; dieser ward nach der Mahlzeit abgewischt und an die Wand gesteckt; daher die Redensart, wenn in einem Hause große Armut herrschte: „Da ist nicht einmal ein Löffel an der Wand!“

Aus alter Zeit.

Als ich vor etwa 40 Jahren in Begleitung eines alten Mannes einmal an der Kirche zu Breklum vorüberwanderte, erzählte derselbe mir, angeregt durch die Örtlichkeit, eine Geschichte aus alter Zeit, deren Schauer mein Knabenherz so tief durchdrangen, daß ich noch jetzt imstande bin, das wesentliche der Erzählung aus dem Gedächtnis wiederzugeben. Sie lautete ungefähr folgendermaßen:

Der Küster von Breklum kam eines Morgens früh nach der Kirche, um, wie gebräuchlich, die Betglocke zu läuten. Verwundert sieht er die Kirchthür halb geöffnet stehen, und als er die Sache näher untersucht, stellt sich heraus, daß sie gewaltsam erbrochen ist. Nichts Gutes ahnend, läuft er ins Dorf, holt Leute herbei und untersucht mit ihnen gemeinsam das Innere der Kirche. Ein schweres Verbrechen war verübt worden: die heiligen Gefäße und Geräte der Kirche waren verschwunden.

Von dem Thäter ist keine Spur; doch sieht man ein Hündlein zwischen dem Kirchengestühl umherirren, und erkennt dasselbe als das Eigentum eines Bauern im Dorfe. Dieser wird nun, als des Kirchenraubes verdächtig, in Haft genommen. Er leugnet die That, will auch von dem Verbleib der Schätze nichts wissen; aber alle seine Beteuerungen helfen ihm nichts, und sein Leugnen wird ihm als Verstocktheit ausgelegt. Er muß auch zugestehen, daß er schon vor Anbruch des Tages sein Haus verlassen habe und an der Kirchthür vorübergegangen sei, um von einer entfernten Weide seine Pferde zu holen. — Da durchaus keine anderen Spuren von dem Diebe vorhanden sind, der Bauer auch die Anwesenheit seines Hundes in der Kirche nicht zu erklären vermag, so nimmt das Gerichtsverfahren nach damaliger Weise seinen Fortgang. Der vermeintliche Verbrecher wird peinlich befragt und gesteht unter den Qualen der Folter alles, was man von ihm verlangt. Das Ende ist eine martervolle Hinrichtung.

Und doch war die Sache nicht zu Ende. Nach einer Reihe von Jahren kehrt eines Abends in einem Dorfe der Stapelholmer Gegend bei dem Wirte einer reisender Händler ein. Nach dem Abendessen wünscht er, bald zur Ruhe zu gehen, und der Wirt führt ihn nach der für ihn bestimmten Schlafkammer im Bodenraum des Hauses. Er sucht sein Lager auf, aber er kann nicht schlafen; denn in der Kammer daneben, die von seiner Schlafstatt nur durch eine dünne Bretterwand getrennt ist, wälzt sich, ächzend und stöhnend und halblaute Worte ausstoßend, ein Mensch auf seinem Lager. Offenbar wird derselbe von beängstigendem Traume gequält, und unserm Reisenden wird dabei unheimlich zu Mute. Endlich hört er deutlich folgende Worte herüberschallen:

„'t sind nu söven Jahr un een Dag,
dat ick in de Brecklumer Kark brach;
dar neem ick woll Kelch un Disch,
un noch binn ick gesund un frisch."

Voll Entsetzen eilt der Händler hinunter zum Wirte, und mit Hülfe der Knechte wird der Verbrecher, dessen eigener Mund im Traume sein Verräter wurde, festgenommen. Er gestand seine Missethat und wurde nun auch hingerichtet.

Obige Reime sollen einer alten Chronik entstammen. Sollte nicht einer unter den Lesern unserer „Heimat" sie kennen? Findet sich über das Ereignis etwas im Brecklumer Archiv? — Jede Bestätigung, Ergänzung und Berichtigung würde gewiß nicht nur dem Unterzeichneten von Wert sein.

Kiel, den 12. Februar 1891. Petersen.

Aus Schleswig-Holsteins Vogelwelt.

Von Dr. J. Steen in Schleswig.

II.

Die Möweninsel (der Möwenberg) bei Schleswig.

„Bei Schleswig liegt die Insel, der Möwenberg genannt,
Auf der die stolze Feste des Königs Abel stand.
Längst ist das Schloß versunken, unheimlich ist es dort,
Es hausen böse Geister, gebannt an jenen Ort.
Das sind des Abels Leute, die sind verzaubert dort,
Weil einst sie teilgenommen an seinem Brudermord.
Die fliegen jetzt als Möwen laut schreiend um den Berg,
Worin des Königs Schätze bewacht ein alter Zwerg."
Adelbert Dreesen.

Inmitten der oberen Schlei, rechts vom Schleswiger Hafen, liegt der Möwenberg, eine schöne grüne Insel von 2,2980 ha Größe, deren höchste Stelle etwa 3,3 m über dem Wasserspiegel liegt. Auf dieser Insel stand die bereits im 16. Jahrhundert verschwundene Jürgensburg, vor Gottorp die Residenz der Herzöge; jetzt ist sie die Brutstätte zahlreicher Möwen, der „Tauben Abels," eine Bezeichnung, welche man jetzt kaum mehr hört. Aber nur von Anfang März bis Ende Juli sind die Möwen im unumschränkten Besitze der dem Fiskus gehörenden Insel; während der genannten Zeit darf dieselbe von niemandem betreten werden; nach dieser Zeit dient die Insel als Weideplatz für Rinder.

Durchschnittlich ist der 12. März der Tag, an welchem die ersten kleinen Möwenschwärme von der Insel Besitz ergreifen. „Unsere „Schwarzköpfe" sind wieder da," sagen die Schleswiger; schwarzköpfig sind die Lachmöwen (Larus ridibundus L.) — denn um diese handelt es sich hier — nun gerade nicht; Kopf und Kehle sind der Hauptsache nach in der Sommertracht braun gefärbt (in der Wintertracht ist der Kopf weiß mit schwärzlichem Fleck am Auge und hinter den Ohren). Im April endlich haben sich Tausende zusammengefunden; das Geschrei und Gewimmel ist unbeschreiblich; jedes Geschöpf, welches der Insel sich nähert, wird mit lebhaftem Geschrei empfangen, begleitet und verjagt; selbst auf Menschen stoßen sie herab. Lachmöven hat man sie genannt, weil ihre Stimme im Affekt (— „Käkkäkkäk" und „Krr kräk ä kräk" —) dem Lachen entfernt ähnelt; ihr Lockton ist „Kriäh".

Die Monate Mai und Juni sind dem Brutgeschäfte, sowie der Erziehung der Jungen gewidmet. Nest an Nest befindet sich auf dem Erdboden, jedes mit höchstens 4—5 Eiern belegt. Die Eier, welche einen sehr schön orangegelben Dotter haben, sind in Form, Färbung und Zeichnung sehr von einander verschieden; die Hauptfarbe ist graugrün mit braunen Flecken. Nach 18 Tagen sind die Eier ausgebrütet; 3—4

Wochen später sind die Jungen flügge. Ende Juni und Anfang Juli wagen sie sich zum großen Teil von der Insel fort und begeben sich auf die nicht weit entfernten Wiesen, Felder und Gärten, um ihrer Nahrung nachzugehen. Die Hauptnahrung der Lachmöven sind Insekten und deren Larven; die wenigen Fischchen, welche sie fangen, haben keine Bedeutung. Da in unmittelbarer Nähe des Mövenbergs nicht hinreichend Nahrung für die Mövenscharen zu finden ist, so sind die Vögel, welche man übrigens verhältnismäßig wenig schwimmen und stoßtauchen sieht, gezwungen, weite, z. T. sehr weite Reisen ins Land zu machen, um sich und ihre Jungen zu sättigen. Es ist ein interessanter Anblick, wenn man mitten im Lande Scharen von Möwen den Pflügen in eifriger Thätigkeit folgen sieht — zum Nutzen unserer Landwirtschaft! Übrigens sieht man die Vögel auch in der Stadt auf den Häusern, besonders Schlachtereien, sitzen, um gierig über fortgeworfene Schlachtabfälle herzufallen.

Von den eben flügge gewordenen Jungen gehen leider viele aus Mangel an Nahrung zu Grunde; zahlreiche Leichen auf der Möweninsel, sowie auf den naheliegenden Wiesen, Gärten u. s. w. bestätigen jährlich diese Annahme. Eine Übervölkerung findet also thatsächlich statt. Man hat vorgeschlagen, die Möwen eine Zeitlang zu füttern, was von anderer Seite für nicht empfehlenswert gehalten wurde, weil dadurch ihr der Landwirtschaft geleisteter Nutzen vermindert würde. Das Ratsamste wäre wohl, einem Kenner das verständige Sammeln der Eier zu übertragen, wodurch zugleich ein nahrhaftes, wohlschmeckendes Nahrungsmittel gewonnen würde.

Früher waren die Verhältnisse ganz anderer Art. Während der Brütezeit bezog ein von der Stadt Schleswig angestellter Wächter, der sog. „Möwenkönig", jede Nacht ein Zelt auf der Möweninsel, um unberufene Eindringlinge fern zu halten. Am Tage stand am Hafen ein Soldat auf Posten, um die Insel zu beobachten; Nachts wurde dieser durch die Ratswache abgelöst. Der „Möwenkönig", den übrigens die Möwen ganz genau kannten, hatte die sogen. „Deputateier" an den Schleswiger Magistrat zu liefern; im übrigen durfte er keine Eier sammeln; wie damit die Erzählung, daß derzeit Schleswiger Möweneier regelmäßig an den Flensburger Markt gebracht sein sollen, in Einklang zu bringen ist, ist nicht aufgeklärt.

An einem bestimmten Tage erschien endlich der Förster, „Hägereiter", um festzustellen, ob die Jungen flügge seien. Alsdann wurde ein Tag festgesetzt, an welchem die große Jagd, das „Möwenschießen" oder der „Möwenpreis" stattfinden sollte. Dies war ein wirkliches Volksfest;

alt und jung fuhr, gut ausgerüstet mit Schießbedarf, von allen Seiten in Böten an die Insel heran und nachdem der Förster die ersten drei Schüsse abgegeben, stürzte alles aus den Böten, — teilweise erst das Wasser durchwatend — auf die Insel, um sich an dem nun beginnenden Massenmord zu beteiligen. Übrigens sollen auch manchem tapferen Schützen verschiedene Körperteile von auf falsche Bahnen gelangten Schrotkörnern recht geschmerzt haben. — Die geschossenen Möwen wurden, nachdem man den Thrangeschmack durch Kochen mit Petersilie oder Brennnesseln beseitigt zu haben glaubte, gegessen, sollen aber wenig angenehm geschmeckt haben.

Diesem nutzlosen Blutvergießen hat glücklicherweise die preußische Regierung ein Ende gemacht.

Da übrigens das Möwenschießen oft erst im August stattgefunden, so müssen derzeit die Möwen sich länger auf dem Möwenberge aufgehalten und wohl später gebrütet haben. Jetzt verlassen die Vögel Ende Juli ihre Brutstätte, — das Betreten derselben ist nach dem 22. Juli gestattet, — stellen sich dann scharenweise auch an der Nordsee ein, um im September von dort weiter nach dem Süden zu wandern. Im Winter sieht man nur einzelne.

Außer der Lachmöwe tragen noch wesentlich zur Belebung des Möwenbergs und seiner Umgebung folgende Schwimmvögel bei: Die ziemlich häufige Silbermöwe oder „Haffmöwe" (Larus argentatur Brünn.), die häufige gemeine Seeschwalbe, hier „Pinker," „Pinkmöve" genannt, (Sterna hirundo L.), die häufige Küstenseeschwalbe (St. paradisea Brünn.), die ziemlich häufige schwarze Seeschwalbe oder „Kahlmöwe" (St. nigra Briss.) und endlich die nicht gerade häufige kleine Seeschwalbe oder „Windmöwe" (St. minuta L.).

Die inländischen Bäume Schleswig-Holsteins.

Nach einem Vortrag von Herrn Dr. med. Ernst Krause im Naturwissenschaftlichen Verein am 9. März 1891.

Mit Genehmigung des Vortragenden giebt die „Heimat" nach einem Bericht in No. 14187 der „Kieler Zeitung" den Inhalt des interessanten Vortrags wieder:

Von den meisten Pflanzensammlern werden die Bäume gegenüber den Kräutern vernachlässigt; und da Floristen und Pflanzengeographen bei ihren Arbeiten auf das von Sammlern zusammengetragene Material angewiesen sind, so ist unsere Kenntnis von dem Vorkommen und der Verbreitung mancher Baumarten in Schleswig-Holstein noch eine lücken-

hafte. Daß die Bäume von den Sammlern wenig beachtet werden, hat mehrere Gründe: Ein einmal bekannter Baum ist meist leicht wiederzufinden, und man kann von ihm hunderte von Herbariums-Exemplaren gewinnen, ein Kraut dagegen nimmt oft der erste Finder mit der Wurzel mit nach Hause, und andere suchen dann jahrelang vergeblich nach anderen Exemplaren. So gewinnt ein Kraut viel eher den Ruf der Seltenheit als ein Baum. Ferner finden sich alle inländischen Baumarten angepflanzt in Gärten und Anlagen, sodaß derjenige Sammler, welcher nur für die Unterscheidung, aber nicht für die Verbreitung der Arten Interesse hat, mühelos seinen Vorrat fürs Herbarium einholen kann.

Die Bäume Nord- und Mitteleuropas zerfallen in zwei Haupt-Abteilungen: Nadel- und Laubhölzer, entsprechend den systematischen Klassen der Gymno- und Angiospermen, (Nackt- und Bedeckt-samigen), und zwar sind von den Gymnospermen nur die Coniferen, von den Angiospermen nur die Dicotyledonen vertreten — Cycadeen und Monocotyledonen fehlen, ebenso Baumfarne. In Schleswig-Holstein ist nun die Mannigfaltigkeit der Baumarten noch beschränkter, da hier auch die Nadelhölzer als inländische Bäume fehlen und nur dicotyle Laubhölzer vorkommen. Es steht zweifellos fest, daß zu einer Zeit, als schon Menschen hier im Lande wohnten, ausgedehnte Wälder von Kiefern und Fichten hier vorhanden waren, aber es steht ebenso fest, daß diese Baumarten ausgestorben sind, ehe das Land in die Geschichte eintrat, und daß dann erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts durch Grundbesitzer und Forstleute Nadelbäume wieder eingeführt sind. Nur am Südrande des Herzogtums Lauenburg haben sich augenscheinlich Kiefernbestände dauernd erhalten. Ein Strauch aus der Familie der Coniferen — der Wachholder — ist verbreitet in der Provinz. Ob der Eibenbaum, welcher in Deutschland einst viel weiter verbreitet war, hier jemals wild wuchs, darüber fehlt jede Nachricht.

Die inländischen Laubhölzer verteilen sich nun auf verhältnismäßig wenige Familien. Die meisten gehören zu den Choripetalen oder Getrenntblättrigen. Von diesen sind zwei Reihen bei uns nur durch Holzgewächse vertreten: die Amentaceen (Kätzchenträger) und die Frangulinen (Kreuzdorne), erstere mit 11 bis 13 Bäumen aus 2 Familien, letztere mit 3 Bäumen aus 3 Familien. Ferner sind die Familien der Ulmaceen, Tiliaceen und Aceraceen nur durch Bäume, und zwar jede nur durch eine Gattung (mit bezw. 2—3, 1 und 2—3 Arten) vertreten. Endlich kommen aus zwei Unterfamilien der Rosaceen nämlich den Amygdalaceen (Mandelgewächsen) und Pomaceen (Apfelgewächsen) bei uns nur Holzgewächse vor, darunter 6 bis 8 Bäume aus drei Gattungen. Unter den

inländischen Sympetalen (Verwachsenblättrigen) sind nur zwei Bäume: die Esche, als einzige Vertreterin der Oleaceen (Ligustergewächse), und der Hollunder oder Ellhorn aus der Familie der Caprifoliaceen (Geißblattgewächse). Letztgenannte Familie ist die einzige, welche bei uns gleichzeitig durch einen Baum und ein Kraut (Adoxa) vertreten ist, sie hat außerdem an inländischen Arten einen Strauch (Lonicera Xylosteum) und eine Liane (Lon. Periclymenum) aufzuweisen. In dieser Uebersicht sind alle Arten inbegriffen, welche bei uns in Baumform vorkommen. Von ihnen bleiben sämtliche Frangulinen und der Hollunder in der Regel strauchartig, auch die Linde und die Rosaceen werden nur selten und ausnahmsweise hohe Waldbäume, sodaß für die Bildung der Hochwaldbestände nur die Amataceen (7 Arten), die Gattungen Ulmus und Acer und endlich die Esche in Betracht kommen.

Liste der inländischen Laubhölzer:

Fagus silvatica L., Rotbuche,
Querc. pedunculata Ehrh., Sommereiche,
Q. sessiliflora Sm., Wintereiche,
Carpinus Betulus L., Weißbuche,
Corylus Avellana L., Gemeine Hasel,
Betula verrucosa Ehrh., Gemeine Birke,
B. pubescens Ehrh., Weichhaarige Birke,
Alnus glutinosa Gärtn., Gem. Erle,
Salix pentendra L., Fünfmännige Weide,
(? S. fragilis L.), Knackweide,
S. Caprea L., Sahlweide,
(? Populus hybrida M. B.), Silberpappel,
P. tremula L., Espe, Zitterpappel,
(? Ulmus campestris L.), Feld-Rufter,
U. montana With., Berg-Rufter,
U. effusa Willd., Flatter-Rufter,
(? Tilia ulmifolia Scop.), Winter-Linde,
Acer Pseudoplatanus L., Gemein. Ahorn,
(? A. platanoides L.), Spitzblättriger Ahorn,
A. campestre L., Feld-Ahorn,
Evonymus europaeus L., Spindelbaum,
Ilex Aquifolium L., Hülsen, Stechpalme.
Rhamnus cathartica L., Gem. Kreuzdorn,
Prunus avium L., Vogel-Kirsche,
P. Padus L., Ahlkirsche,
Crataegus oxyacantha L., Gemeiner Weißdorn,
C. monogyna Jacq., Eingriffliger Weißdorn,
(? Pirus communis L.), Birnbaum.
P. Malus L., Apfelbaum,
P. aucuparia L. sp., Eberesche,
(? P. torminalis L. sp.), Elsbeere,
(? Fraxinus exselsior L.), Esche.
Sambucus nigra L., Schwarz. Flieder.

Von folgenden Arten ist eine genaue Feststellung der Verbreitung im Gebiet wünschenswert: Quercus sessiflora Ehrh., Betula pubescens Ehrh., Ulmus montana With., U. effusa Willd., Acer Pseudoplatanus L., A. campestre L., Prunus Padus L. Die beiden Ahornarten erreichen in Schleswig ihre Nordgrenze.

Über die mit einem Fragezeichen bezeichneten Arten, von denen es zweifelhaft war oder noch ist, ob sie überhaupt als inländisch anzusehen sind, machte der Vortragende noch folgende Mitteilungen:

1. Salix fragilis L. (Knackweide). Sie ist an Wegen und Knicks häufig angepflanzt, nur am Elbufer wächst sie unter Verhältnissen, die

annehmen lassen, sie sei inländisch. Beim Ausheben der Baugrube für das neue Rathaus und den Börsenanbau in Hamburg fand man einen aus Zweigen dieser Weidenart hergestellten Damm, welcher von Brackwasserablagerungen bedeckt war. Das Alter dieses Dammes muß nach den Lagerungsverhältnissen so hoch angenommen werden, daß der Fund für die Entscheidung der Frage, ob Salix fragilis in der gegenwärtigen Periode als inländisch zu betrachten sei, nicht verwertet werden kann.

2. Populus hybrida M. B. (Silberpappel, Abele). Sie gilt als Bastard der zweifellos von auswärts eingeführten P. alba L. und der inländischen P. tremula L. An einigen Standorten macht sie durchaus den Eindruck einer einheimischen Art. Es ist möglich, daß sie zum Teil durch Bestäubung wilder P. tremula mit Pollen von P. alba entstanden ist.

3. Ulmus campestris L. (Ulme). Sie ist im Gebiet nur angepflanzt bekannt, auch in Dänemark kommt sie nur gepflanzt und verwildert in der Nähe von Anlagen vor. Ihre Verbreitung in Norddeutschland ist nicht hinreichend bekannt, da die älteren Schriftsteller sie nur selten von U. montana unterschieden haben.

4. Tilia ulmifolia Scop. (Linde). Sie ist nur in einigen Wäldern Nordschleswigs „anscheinend wild“. In Jütland findet sie sich stellenweise häufig in den Eichengeständen, in den Resten verhauener Wälder. Auch in den angrenzenden norddeutschen Gebieten kommt die Linde in Wäldern vor. Es liegen auch Nachrichten über ihr Vorkommen in Wäldern in Mecklenburg und Lüneburg aus früheren Jahrhunderten vor. Sie war während des Mittelalters in Norddeutschland häufiger als jetzt. Unmöglich ist es nicht, daß sie hier überall ursprünglich nur verwildert ist, aber es liegt vorläufig für diese Annahme kein zwingender Grund vor. Es ist auffallend, daß die Art in Südschleswig und Holstein bisher nicht gefunden wurde.

5. Acer platanoides L. (Ahorn, Lohne, Lenne). Dieser Baum ist in der Provinz nur angepflanzt bekannt, ist aber inländisch in Dänemark, Skandinavien und Mecklenburg, urkundlich nachweisbar auch in der Priegnitz (1552). Dagegen kennt man ihn im Lüneburgischen nur angepflanzt, während er im Göttingischen wieder zweifellos inländisch ist. Diese Art kann im Gebiet noch aufgefunden werden!

6. Pirus communis L. (Birnbaum.) Die Kultur der Birne ist bei uns nicht so alt als die des Apfels, aber trotzdem alt genug, daß die Art sich einbürgern konnte. Anscheinend wilde Birnbäume sind bis jetzt nur im Lauenburgischen gefunden.

7. Pirus torminalis L. sp. (Elsbeere, Huttelbaum). Sie wächst jetzt nirgends im Gebiet wild, soll aber vor 100 Jahren hier vorge-

kommen sein. Sie fehlt im Lüneburgischen, ist in Mecklenburg jetzt sehr selten, aber dort im vorigen Jahrhundert viel häufiger gewesen. Auf den dänischen Inseln kommt sie ganz vereinzelt vor. Möglicherweise läßt sich noch ermitteln, ob und wann und wo sie in Schleswig-Holstein gefunden ist.

8. Fraxinus excelsior L. (Esche). Sie findet sich in Wäldern jetzt nicht häufig, ist aber zweifellos inländisch. Eine Urkunde vom Jahre 1314 (betr. Halenbeke bei Uetersen) nennt als Waldbäume »quercus, fagus et fraxinus, id est Eschen«. In der Priegnitz und Altmark war sie in früheren Jahrhunderten einer der häufigsten Waldbäume, ist auch für Mecklenburg und die Mittelmark nachweisbar, scheint dagegen im Lüneburgischen niemals häufig gewesen zu sein.

Allerlei Wildbret.

Von **K. Rathjen** in Hamburg-Eimsbüttel.

Damit du, lieber Leser, dich am Schlusse meines Geschreibsels nicht enttäuscht fühlst, will ich gleich zu Anfang Farbe bekennen und dir gestehen, daß ich keineswegs vom frühen Morgen bis zum späten Abend, die Büchse auf der Schulter, den Wald durchstreife, wie es der Titel meiner Plauderei wohl vermuten läßt, und dennoch wirst du finden, daß das Kind bei seinem rechten Namen genannt wurde.

In meiner Jugendzeit allerdings, das soll heißen in meiner frühsten Jugend, in der sogenannten Flegelzeit, war ich ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, und daher mag es denn auch wohl kommen, daß ich, in Erinnerung an diese, auf die vielversprechende Überschrift verfallen bin.

Was ich damals als Wildbret erbeutete und wie ich noch heute von der Gewohnheit, zu jagen nicht lassen kann, das will ich dir im folgenden erzählen.

Mein Vater betrieb als Nebenbeschäftigung die Imkerei und ich mußte fleißig dabei helfen. Ja, im Sommer, zur „Schwärmzeit", war der ganze Bienenstand oft meiner Obhut anvertraut. Um mich einigermaßen für die saure Arbeit und für die mit dem Einfassen der jungen Kolonieen verbundenen unvermeidlichen Immenstiche zu entschädigen, wurde mir zu meinem größten Vergnügen gestattet, den Neuntötern (Lanius collurio L.), welche sich gewöhnlich in unmittelbarer Nähe des Bienenschauers in größerer Zahl aufhielten und dort nach Herzenslust würgten und schmausten, den Garaus zu machen.

Im Winter, wenn Eis und Schnee den Boden bedeckten, galt es andre, womöglich noch ärgere Feinde von den Bienenkörben fern zu halten,

nämlich die Mäuse. Dabei ist mir passiert, daß einst anstatt der erwarteten Nager drei Blaumeisen (Parus coeruleus L.) in der Falle saßen, welche bei dem Bemühen, die als Lockspeise ausgestreute Grütze aus der Falle herauszupicken, jämmerlich erdrosselt waren.

Daß auch den Spatzen mit primitiven Fallen aus rohen Ziegelsteinen nachgestellt wurde und daß diese, die Spatzen nämlich, gut zubereitet einen wohlschmeckenden Bissen abgeben, sei nur beiläufig erwähnt.

Weil zum Berufe eines Jägers auch das Vogelstellen gehört, möge der freundliche Leser mir auch darüber ein paar Worte gestatten.

Kam der 15. Oktober heran, das ist die Zeit, wo mehrere Drosselarten aus dem Norden kommend unser Land durchziehen, dann wurden Sprenkel und Schlingen ausgebessert, mit Vogelbeeren, den weithin scheinenden Früchten von Sorbus aucuparia L., versehen und im nahen Walde ausgehängt. Das war denn ein Triumph, am frühen nebligen Herbstmorgen mit Beute beladen aus dem Walde heimkehren zu können, und im voraus berechnete man wohl zehnmal den Erlös. Aufkäufer, welche für solche Ware in Hamburg und Kiel reißenden Absatz fanden, zahlten damals für das Stück einen Sechsling bis zu einem Schilling.

Bis in den Winter hinein dauerte dies unter Umständen kalte Vergnügen; denn nachdem die graue Singdrossel und die Weindrossel längst fort waren, erst Ende November und Anfang Dezember, kam eine neue Reisegesellschaft, die Wachholderdrossel oder der Kramtsvogel, welcher bei günstiger Witterung, aber nur dann, während des ganzen Winters bei uns bleibt.

Neben dem im Herbste schwunghaft betriebenen Handel mit Drosseln wurde noch dann und wann ein besonderes, zwar geheimes, aber nach meiner damaligen Auffassung nicht weniger ehrliches Geschäft gemacht. Das kam so: Unser halbstündiger Schulweg — ich denke dabei zugleich an meine Geschwister — führte uns längst der Altona-Kieler Eisenbahn. Jeden Morgen, noch bevor ein Wärter die Runde gemacht hatte, wurde die Bahnstrecke von uns inspiziert, nicht darauf hin, ob der Schienenstrang in fahrmäßiger Beschaffenheit sei, das lag ja dem Wärter ob, sondern um zu sehen, ob nicht ein Rebhuhn oder ein Regenpfeifer oder wohl gar eine Schnepfe sich während der Nacht an den neben der Bahnstrecke herlaufenden zahlreichen Telegraphendrähten totgeflogen habe. Ja es ist vorgekommen, daß eine Wildgans sich an den straff gespannten Drähten die Fittiche gelähmt hatte und in diesem Zustande auf dem Bahnkörper gefunden wurde. — Solches Strandgut war nach individueller Auffassung des glücklichen Finders, meist eines Bahnwärters, herrenlos und wurde sich daher ohne Skrupeln zugeeignet. —

Ja, (man wolle mich in anbetracht meiner Nimroderinnerungen keiner Uebertreibung fähig halten,) es ist vorgekommen, daß selbst der so schnelle und jeder Gefahr möglichst aus dem Wege gehende Lampe am frühen Morgen mit zermalmtem Kopfe oder abgefahrenen Läufen neben dem Schienenstrange lag. Meister Lampe mag wohl anfänglich mit einer gewissen Neugierde die ankommenden Lichter (der Lokomotive) betrachtet haben, als er aber, Gefahr witternd, sein Heil in der Flucht suchte und dazu unkluger Weise das ebene Terrain zwischen den Eisenbahnschienen wählte, war für ihn kein Entrinnen mehr möglich.

Soweit meine Jugenderinnerungen. „Fische fangen und Vogelstellen verderben manchen jungen Gesellen," sagt ein Sprichwort und ein anderes: „Was als Knabe man gethan, davon man spät nicht lassen kann." Die Zeit des Vogelstellens ist für „Private" für immer vorbei. Nur die Herren Förster und glücklichen Jagdbesitzer können dieser Liebhaberei noch obliegen. Auf den Eisenbahnstrecken aber wird noch heutzutage manch saftiger Braten aufgefunden und mit dem Abliefern desselben an die Jagdpächter der angrenzenden Feldmarken wird es wohl nach wie vor seine gute Weile haben.

Ich selbst habe mich einem andern Jagdsport zugewandt, für welchen bis heute noch keine polizeilichen Vorschriften existieren und zu dessen Ausübung man nur in einem speziellen Falle einen Jagdschein gebraucht, in dem Falle nämlich, wenn man an Sonntagen von Hamburg aus den Sachsenwald mit einer Spritztour beehrt. Der Leser wird erraten haben, daß Lepidop- und Coleopteren (Schmetterlinge und Käfer) das Wild bilden, dem ich mit Fangnetz und Giftglas nachstelle und er möge nicht zürnen, wenn ich ihm am Schlusse meiner Erzählung noch ein kleines Abenteuer auftische, bei dem ich bald das Opfer einer argen Verwechselung geworden wäre.

Es war im August des Jahres 1890, am Ende der Ferien, jener herrlichen Tage, die nächst den Gehaltstagen die angenehmsten sein sollen im ....leben, als ich mich bei eintretender Dämmerung, versehen mit der unentbehrlichen Waidmannstasche und mit einer Laterne, auf den Weg machte zum nahen Walde, um hier dem Geschäft des Schmetterlingsköderns obzuliegen. Die Lockspeise, bestehend aus Honig, Braunbier und Rum, war bereits zu Hause fertig gestellt und es bedurfte nur, sie mit einem Pinsel an die Bäume zu streichen und diese dann später mit der Laterne in der Hand abzusuchen. Weil aber, am Walde angelangt, die Flugzeit für die Eulengattung — ich hatte es auf Ordensbänder abgesehen — noch nicht herangerückt war, legte ich mich abwartend ins Gras. Wer kommt daher? Der Förster. Meine Tasche gewahrend und mich

für einen gewöhnlichen Wilddieb haltend, donnerte er mir ein gebieterisches „Halt! Werda?" entgegen. Es kostete mich Mühe genug, den Hüter des Waldes von meiner redlichen Absicht, schädliche Froschschmetterlinge zu fangen, zu überzeugen, aber es gelang in anbetracht meiner für einen gewöhnlichen Wilderer doch höchst sonderbaren Ausstattung, und ich durfte, nachdem sich die Angelegenheit zur beiderseitigen Zufriedenheit geklärt hatte, an mein Werk gehen.

Es waren Catola nupta und Amphipyra pyramidea L., welche in größerer Zahl und in unbeschädigten Exemplaren dem Köder zusprachen. Ferner gehörte unter die Ausbeute, es sei dies besonders erwähnt, Catola pacta L., ein Ordensband mit aschgrauen Vorderflügeln und hell-karmesinroten Hinterflügeln, diese mit ungefleckter Saumbinde und schwach gebogener schwarzer Mittelbinde, sowie mit ebenfalls karmesinrotem Hinterleib. In Berges größerem Schmetterlingsbuch heißt es inbezug auf das Vorkommen dieses Tieres: „in Rußland, Ostpreußen und Holstein sehr selten." Erkundigungen bei anderen Schmetterlingsjägern haben ergeben, daß dieser geheim gehaltene Fundort als der einzige bekannte für Holstein gilt.

Außer den genannten Ordensbändern hatte sich noch ein andrer Feinschmecker recht zahlreich am Köder eingefunden: Carabus nemoralis Müll. Dieser bei Tage unter Laub und Moos sich verbergende Laufkäfer geht, wie die meisten seiner Sippschaft, nur des Nachts auf Raub aus, der in Insekten und deren Larven besteht. Daß er zu dem Zwecke auch die Bäume erklettert, wie einer seiner nächsten Verwandten, Calosoma sycophanta L., ist mir seit dieser Erfahrung eine feststehende Thatsache geworden, zumal er sich als ein ebenso geschickter Turnkünstler als Schnellläufer erwies, und daß ihm, gleich den Schmetterlingen, das Geruchsorgan beim Auffinden der Beute wesentliche Dienste leistet, darf ebenfalls aus seinem zahlreichen Erscheinen am Köder gefolgert werden.

Vom Nutzen und Schaden des Stares.

Von H. F. Wiese in Schönkirchen.

Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.

Zur, in jüngster Zeit mehrfach zur Verhandlung gekommenen Starenfrage sei es mir gestattet, über das Verhalten des genannten Vogels in hiesiger Gegend eine kurze Mitteilung zu machen.

Seit etwa 15 Jahren haben ich und andere, die meinem Beispiel folgten, durch Aushängen von Nistkästen dazu beigetragen, daß der

Star, der vorher bei uns nur einzeln vorkam, da ihm keine weiteren Nistplätze, als ein paar im Dorfe vorhandene hohle Bäume zur Verfügung standen, sich hier eingebürgert und außerordentlich vermehrt hat. Wir kannten ihn früher nur von seiner guten Seite. Seine Nützlichkeit zeigte sich dem Landmann so recht augenscheinlich, wenn er, dem Pfluge folgend, in Menge Engerlinge sammelte und seinen Jungen zutrug. Dazu kam seine Annehmlichkeit als Gartenvogel, sein drolliger Gesang im Frühling (im Februar 1885 ahmte er so täuschend den Ruf des Pirols nach, daß Unkundige darauf schworen, letzterer sei schon eingetroffen), sein gemütliches Geschwätz im Herbst und sonst allerlei in seinem Betragen, was für ihn einnahm, wobei erwähnt sein mag, daß auch hier 1878 der mit ästhetischem Gefühl begabte Junggeselle nicht fehlte, der seinen Nistkasten unermüdet mit grünen Blättern, Federn und Kirschblüten ausschmückte, während die mit Familie gesegneten Kollegen sich mit Nahrungssorgen für die Kinder abzuplagen hatten.

Schaden thaten uns die Stare damals garkeinen, denn bevor Beeren oder Kirschen genießbar wurden, verließen sie mit den, in der ersten Hälfte des Juni ausgeflogenen Jungen die Gärten, um sich den Sommer über auf Wiesen, Weiden und Feldern umherzutreiben, und erst gegen den Herbst, Ende August oder Anfang September, kehrten sie als gern gesehene Morgen- und Abendgäste zurück.

Seit 4 bis 5 Jahren aber hat sich die Sache geändert. Die Stare erscheinen in großen Flügen jetzt schon Anfang Juli wieder, zur Zeit wo die Johannesbeeren reifen, und fallen über diese her; sodann kommen die Kirschen daran und zuletzt die Fliederbeeren (Sambucus nigra), deren Saft man hier zur Bereitung von Fruchtsuppen benutzt und auf welche man deshalb Wert legt. Hiervon den Bedarf für eine Mahlzeit zu retten, ist jetzt kaum möglich, und der vorwurfsvolle Blick der nachbarlichen Hausfrau geht mir fast bis ins Gewissen.

Was ist nun zu thun? Welche Mittel giebt es, sich des schädlichen Treibens der Stare in den Gärten zu erwehren? Etwas gönnt man ihnen ja gerne, aber den gänzlichen Raub der genannten Früchte wollen wir uns nicht gefallen lassen. Aufgestellte Scheuchen nützen fast garnichts, ja Schießen (zu dem man sich nur schwer entschließt, da man trotz allem Angeführten den Starmatzen nicht eigentlich böse werden kann), bewegt die immer dreister werdenden Schwärme nur zu kurzem Aufflug, um alsbald wieder in die betreffenden Bäume einzufallen.

Nach meiner Ansicht hat der Star infolge der ihm zu Teil gewordenen Begünstigung, namentlich durch den Vorschub, der ihm im Brutgeschäft durch Darbietung einer übergroßen Zahl von Nistkästen in

den letzten 10 bis 15 Jahren geleistet ist, zu sehr überhand genommen. Alles kann übertrieben werden, und wenn wir uns in Zukunft den eigenen Genuß unserer Kirschen, Johannes- und Fliederbeeren sichern wollen, so wird nichts anderes übrig bleiben, als den Star durch Wegnahme einer entsprechenden Anzahl von Nistkästen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen.

Kann aber jemand probate Mittel angeben, die Vögel von den Fruchtbäumen abzuhalten, so bin ich gewiß der erste, der mit Vergnügen auf die Verminderung der Stare verzichtet; denn ich bin trotz der vorgebrachten Klagen gegen dieselben kein Vogelfeind, im Gegenteil, ein sehr großer Freund derselben und erlaube mir, zum Beweise dessen auf meine, schon 1884 in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein veröffentlichten Mitteilungen über Vogelfütterung im Winter und über Schutz der Brutstätten der Heckenvögel hinzuweisen.

Mitteilungen.

Auf ein ornithologisches Werk reichen Inhalts, das, was den Gegenstand betrifft, bisher seines Gleichen nicht hat, möchten wir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift hinlenken. Es ist das von Paul Leverkühn, einem der tüchtigsten deutschen Ornithologen, der mehrere Jahre seines eifrigen Forschens auch der Vogelwelt unserer meerumschlungenen Heimat gewidmet hat, vor kurzem herausgegebene Buch: **Fremde Eier im Nest.** Ein Beitrag zur Biologie der Vögel. Alles, was darüber bekannt geworden ist, wie sich die Vögel benehmen 1. gegen Eier ihresgleichen aus andern Nestern, 2. gegen Eier anderer Arten, welche den ihrigen mehr oder weniger ähneln, hat der Verfasser zusammengetragen mit einer Gründlichkeit, welche eine staunenswürdige Beherrschung der ornithologischen Litteratur erkennen läßt; denn „es ist von hohem Interesse, zu erfahren, wie sich die Vögel gegen fremde Eier verhalten, einmal zum Zwecke besseren Verständnisses des Brutgeschäfts derjenigen Arten, bei denen das Unterschieben der Eier in Nester anderer Vögel Regel ist, sodann aber auch, um Licht in der Frage zu erlangen, ob den Vögeln ein Unterscheidungsvermögen, ein Eigentumsbewußtsein inne wohnt, oder ob sie maschinenmäßig alle sich nicht etwa durch zu abnorme Größe und Gestalt erschreckende Objekte, welche sie in ihren Nestern vorfinden, zur Zeitigung annehmen.“

Das Werk enthält sehr wertvolle Beiträge zum Seelenleben der Vögel, z. B. die Erzählung von den Störchen, denen man ein Gänse-Ei ins Nest legte. Die Störchin brütet einen jungen Storch und eine

junge Gans aus, aber das Männchen war über den Wechselbalg höchlichst erstaunt und flog einige Tage in der Umgegend umher; bald versammelten sich hunderte von Störchen zu einer großen Beratung, welcher eine Feststellung des Thatbestandes voranging. Nachdenkend und unter beständigem Geklapper schritten die Störche auf dem nahen Felde einher; hierauf stürzten sie sich auf das unglückliche Storchweibchen, das sie zur Strafe für den vermeintlichen Verrat an seinem Ehegemahl in Stücke zerrissen. — Wer hätte es für möglich gehalten, daß ein Bussard Hühnerküken ausbrütet, sie pflegt, füttert und führt? wie uns in dem Buche erzählt wird.

Interessant ist auch das vorgedruckte Subscribenten-Verzeichnis, welches Namen von Bedeutung, nicht allein aus fast allen Ländern Europas, sondern auch aus andern Weltteilen enthält, so z. B. finden wir unter den Subscribenten Emin Pascha und den Fürsten Ferdinand von Bulgarien, beide als eifrige Ornithologen bekannt.

Da das Leverkühn'sche Werk auch manche Beobachtungen aus der Zeit der Anwesenheit des Verfassers in unserm Lande bringt, so können wir es den Lesern der „Heimat" um so mehr empfehlen.

H. F. Wiese.

Zum Herbste dieses Jahres wird der für das **Mineralogische Institut der Universität zu Kiel** bestimmte Neubau soweit fertiggestellt sein, daß eine Überführung und Aufstellung der Sammlungen in Angriff genommen werden kann. Die energische Förderung des Baus ist wesentlich auf das Interesse und die thatkräftige Unterstützung zurückzuführen, welche demselben durch den Direktor des Instituts, Herrn Professor Lehmann, geworden ist. Nicht geringeres Interesse bringt aber der Herr Professor Lehmann der geologischen Erschließung der Provinz entgegen. Das von ihm im Jahre 1888 gegründete Organ des Instituts, „Mitteilungen aus dem mineralogischen Institut der Universität Kiel", enthält in den beiden bis jetzt erschienenen Heften vorzügliche Beiträge zur Vertiefung der Kunde von der Bildungsweise des schleswig-holsteinischen Bodens, unter denen die geologischen Abhandlungen von Herrn Professor Haas über die Stauchungserscheinungen in dem Rupelthon zu Itzehoe, die Entstehung der Förden und das Mitteldiluvium, von Petersen über das Farbenmoor von Niendorf, sowie die paläontologische Abhandlung des Herrn Professor Haas Podocrates und Homarus von Itzehoe hervorgehoben werden, während das 3. Heft eine Abhandlung des Herrn Stolley jr. über zwei Brachyuren (kurzschwänzige Krebse) aus dem mitteloligocänen Septarienthon bringen wird.

Mit der Fertigstellung der neuen Räumlichkeiten wird aber auch die Aufnahmefähigkeit des Museums gesteigert. Damit dasselbe ein möglichst vollkommenes Bild von den geologischen Verhältnissen Schleswig-Holsteins zu geben vermöge, ist es auch auf das Interesse der Einwohner angewiesen. Wichtige Funde und Erscheinungen sind häufig unbeachtet geblieben; möge dies in Zukunft anders werden! Im Auftrage des Herrn Professor Lehmann wende ich mich an die geehrten Mitglieder des Vereins mit der Bitte, über Geschiebevorkommnisse und Erscheinungen, welche die Bodenverhältnisse berühren, mir Nachricht geben zu wollen. Die in den bisherigen Nummern der Heimat gestellten Anfragen haben das erfreuliche Ergebnis gehabt, daß nicht nur Einsendungen erfolgt sind, sondern auch Mitglieder an wichtigen Lokalitäten des Landes sich bereit erklärt haben, die Bestrebungen zur Erforschung unseres heimatlichen Bodens zu unterstützen. In letzerem Falle erteile ich gern persönlich auf meinen Reisen oder brieflich nähere Ausunft über lokale Aufgaben. — Für Thatsachen von allgemeinerem Interesse ist die Heimat in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

Kiel, Muhliusstraße 99[1]. A. P. Lorenzen, Lehrer.

Ein Kuckucksnest. Trotzdem es allbekannte Thatsache ist, daß der Kuckuck seine Eier in fremde Nester legt, so bekommt man doch selten ein solches Nest zu Gesichte. Ich hatte vor zwei Jahren das Glück, ein Nest mit einem jungen Kuckuck beobachten zu können. Es befand sich an der Erde am Rande eines Grabens und war von Mähern beim Grasmähen entdeckt worden. Als ich mich dem Insassen näherte, sträubte er das Gefieder und biß grimmig um sich, zwei gelbe Bachstelzen umflogen ängstlich das Nest. Da ich fürchtete, daß der Kuckuck ein Opfer umherstreifender Katzen werden könnte, nahm ich eine kleine Kiste, versah eine Seite mit Drahtgitter, ließ eine Spalte zum Ein- und Ausschlüpfen der Pflegeeltern und setzte den Kuckuck hinein. Als ich mich auf ca. 50 Schritt entfernt hatte, kamen die Bachstelzen geflogen, setzten sich auf den Kasten, schlüpften hinein und fütterten den Kuckuck nach wie vor. Täglich beobachtete ich meinen Gefangenen. Etwa 8 Tage ging es gut, und ich hatte schon Anstalt getroffen, denselben mit nach Hause zu nehmen und ihn selbst weiter zu pflegen, als er tot im Kasten lag. Der Boden desselben war mit Insektenflügeln bedeckt. H. Reimers-Oxstedt.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

a. Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Band VIII. Zweites Heft. Kiel 1891. — Das Heft enthält: 1. O. Zeise. Beitrag zur Geologie der friesischen

Inseln. 2. Th. Reinbold. Die Cyonophyceen (Blautange) der Kieler Föhrde. 3. L. Weber. Eine neue Montierung des Milchglasplatten-photometers. 4. K. Brandt. Häckels Ansichten über die Plankton-Expedition. 5. W. Wüstnei. Beiträge zur Insekten-Fauna Schleswig-Holsteins (viertes und fünftes Stück).— Beiträge zur Kunde unseres Landes liefern die Arbeiten von Zeise, Reinbold und Wüstnei. Reinbolds Arbeit schließt sich an einen Aufsatz über Chlorophyceen (Grüntange) der Kieler Föhrde im vorjährigen Heft an. Der Verfasser wird, wie wir hörten, seine Bearbeitung der Tange fortsetzen. Er giebt nicht bloß ein Namen- und Standorts-Verzeichnis, sondern auch die Beschreibung der einzelnen Arten. — Wüstnei bringt Nachträge zu seinen drei schon veröffentlichten Verzeichnissen einheimischer Insekten. Er giebt Namen und Art des Vorkommens, aber keine Beschreibung der einzelnen Arten. — Manches Interessante ist in den Sitzungsberichten mitgeteilt, so u. a. über Dr. v. Fischer-Benzons Untersuchungen unserer Torfmoore.

b. Dr. J. Steen. Gymnasiallehrer in Schleswig. Die Vögel Schleswig-Holsteins, ihr Nutzen und Schaden. Schleswig, Verlag von L. Dethleffen. Preis geh. 1.50 M. Der Verfasser ist den Lesern als eifriger Freund und Beobachter unserer Vogelwelt bekannt. Aus jeder Ordnung nennt er zunächst diejenigen Vögel, welche er ihres seltenen Vorkommens wegen nicht besprochen hat. Von den bei uns wirklich einheimischen Vögeln wird in Tabellenform Name, Farbe, Größe, Vorkommen, Aufenthalt, Brütezeit, Ort des Nestes, ob Stand-, Strich- oder Zugvogel u. s. w., Schnabelbildung, Nahrung, Nutzen und Schaden aufgeführt. Der Verfasser hat sich bemüht, auch die volkstümlichen Namen unserer Vögel zu sammeln und zu verzeichnen, bedauert aber, daß er so wenig Unterstützung beim Sammeln gefunden hat. Am Schluß jeder Ordnung folgt eine Zusammenstellung nach verschiedenen Gesichtspunkten, wie Nutzen — Schaden, ob Stand-, Strich-, Zug-, Winter- oder Durchzugsvogel. Die Gesamtübersicht am Ende des Büchleins ergiebt zusammen 237 Arten. Das Büchlein wird allen Freunden unserer Vogelwelt willkommen sein.

D.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

18. Dr. Steen. Die Vögel Schleswig-Holsteins, ihr Nutzen und Schaden. Schleswig. Dethleffen. M. 1.50.

19. Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Bd. VIII. Heft 2. Kiel 1891.

Cimbria, Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holsteinischer Tierschutz-Vereine. XI. Jahrg. No. 2.

Aus der Heimat. Organ des Lehrervereins für Naturkunde. Stuttgart. K. G. Lutz. 4. Jahrgang. No. 2.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 6. Juni 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1 -1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. – Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Schmarotzer unter den einheimischen Blütenpflanzen.

Von Justus Schmidt, Lehrer in Hamburg.

Die Bezeichnung „Schmarotzer" wurde von dem Botaniker Micheli 1720 zuerst eingeführt. Unter Schmarotzerpflanzen versteht man heutigen Tages solche Pflanzen, welche den nötigen Nährstoff dem von ihnen angefallenen Tier- oder Pflanzenkörper entnehmen. Die letzteren nennt man die Wirte der Schmarotzer.

Lange Jahre durch wurden Gewächse aller Art, welche auf anderen Pflanzen vorkommen, als Schmarotzer bezeichnet, so z. B. Moose und Flechten, welche die Borke unserer Waldbäume bedecken, wie auch Kletter- und Schlingpflanzen. Wohl können wir in unsern Wäldern und Gebüschen beobachten, daß Ephen und Gaißblatt den Tod der von ihnen als Stütze benutzten Bäume und Sträucher herbeiführen können. Doch wird solches nicht durch Aussaugung von Nährstoffen hervorgerufen, sondern dadurch, daß sie teils den Atmungsprozeß ihrer Stützen behindern, teils durch Einschnürung die Leitung des Bildungsstoffes unter-

brechen. Sie ersticken oder erdrosseln ihren Freund, der ihnen die Haltung verleiht.

Kerner von Marilaun teilt alle schmarotzenden Pflanzengebilde in 3 Gruppen.

Die erste Gruppe umfaßt die im Blute von Menschen und Tieren lebenden mikroskopischen Gebilde, wie Bacillen, Bakterien 2c. Die zweite Gruppe begreift Pilze, welche mit ihren Mycelfäden den befallenen Pflanzen die Nahrung entziehen, in sich. Die dritte Gruppe enthält Blütenpflanzen, welche entweder mit der Saugwurzel des Keimlings oder mit einem andern Pflanzenteil, der die Aufgabe der Saugwurzel zu erfüllen hat, in eine andere Pflanze hineindringen, um derselben die Nahrung zu entnehmen.

Die Pflanzen der dritten Gruppe sollen uns zunächst beschäftigen. Die schmarotzenden Blütenpflanzen teilt K. v. Marilaun in sechs Abteilungen, von denen fünf unter unsern einheimischen Pflanzen Vertreter finden.

Zur ersten Abteilung werden die Schmarotzer gezählt, welche kein Blattgrün besitzen, aus deren Keimling ein fadenförmiger Stengel hervorgeht, welcher sich um Pflanzenteile herumwindet, Saugwarzen ausbildet und durch diese der Wirtspflanze die Nahrung entzieht.

Hierher gehört von unsern einheimischen Pflanzen die Gattung Seide (Cuscuta), welche durch vier Arten vertreten ist. Da einige dieser Arten hin und wieder in größeren Mengen auf gewissen Kulturpflanzen vorkommen, so verdienen sie unsere Aufmerksamkeit in besonderem Grade. Es sind dies die Kleeseide (C. Trifolii Babyt.), welche auf unsern Kleefeldern zuweilen recht lästig werden kann, sowie die Flachsseide (C. Epilinum Weihe), die in Leinfeldern gedeiht. In Süddeutschland soll die europäische Seide (C. europaea L.) in Hopfenpflanzen unter Umständen recht schädlich werden. Bei uns kommt die europäische Seide von allen Arten am häufigsten vor, besonders auf Brennesseln, Beifuß, wie auch auf Hopfen und verschiedenen Sträuchern. Die vierte und letzte Art, die Hopfenseide (C. lupuliformis Krocker), findet sich in unserer Provinz nur am Südrande in Weidengebüschen zwischen Lauenburg und Geesthacht vor.

Die Samen der Seidenarten keimen auf feuchter Erde, sowie auf der Borke abgestorbener Bäume. Der spiralig aufgerollte Keimling rollt sich auf, sobald die Samenhaut geplatzt ist und entwickelt sich zu einem fadenförmigen Gebilde, welches an einem Ende keulig verdickt ist. Da demselben Spaltöffnungen fehlen, so kann eine Nahrungsaufnahme aus der Luft nicht stattfinden; ebensowenig können Nährstoffe aus dem

Boden aufgenommen werden, da Saugwurzeln nicht vorhanden sind. Bei weiterer Entwickelung schrumpft das keulenförmig verdickte Ende zusammen, indem die zur Neubildung erforderlichen Stoffe diesem entzogen werden, während der obere Teil des Fadens sich verlängert bis zu einer Länge von ungefähr zwei cm. In diesem Zustande kann die junge Keimpflanze verhältnismäßig lange — 3 bis 4 Wochen — verharren, bis das obere Ende eine Stütze, den Sproß einer anderen Pflanze erfaßt hat. In diesem Falle schlingt sich der Faden sofort um den betreffenden Pflanzenteil herum und beginnt Saugwarzen auszubilden. Dadurch ist das Gedeihen der jungen Pflanze gesichert. Sie wächst jetzt weiter, indem sie sich in 2 bis 3 Windungen um ihren Wirt herumlegt, worauf sich das freie Ende des Fadens wieder von dem Wirte abhebt und gewissermaßen tastend umhersucht, bis es gelingt einen neuen Pflanzensproß zu erhaschen. Ist das Fortkommen des Schmarotzers durch Ausbildung der ersten Saugwarze*) gesichert, und ist der Wirt eine lebenskräftige Pflanze, so beginnt bald eine reiche Verzweigung des Stengels. Die Aeste umschlingen neue Teile des Wirtes und benachbarter Pflanzen, zum Teil umschlingen sie sich auch gegenseitig, bis sie ihre Wirtspflanzen mit einem dichten Gewirr von Fäden bedecken. Daher im Volksmunde mancher Gegenden unseres Vaterlandes die Bezeichnung „Teufelszwirn" für diese Pflanze.

An den Fäden bilden sich kleine, rosenrot gefärbte Blüten, welche dichtgedrängte Knäuel bilden, aus deren aufspringenden Kapselfrüchten die Winde die Samen ausstreuen. Gegen weitere Verbreitung der Seide schützt man sich durch Verbrennen der Pflanzen, bevor die Samen reif geworden sind.

Zur zweiten Abteilung der schmarotzenden Blütenpflanzen gehören Kräuter, die grüne Laubblätter tragen und einen mit Samenlappen und Wurzeln ausgerüsteten Keimling besitzen. Hierher gehören von unsern einheimischen Pflanzen die Gattungen Bergflachs (Thesium), Augentrost (Euphrasia), Klappertopf (Rhinanthus), Wachtelweizen (Melampyrum) und Läusekraut (Pedicularis).

Die Gattung Thesium ist bei uns nur durch eine Art (Th. ebracteatum Hayne) vertreten, welche durch Dr. Prahl in Mittelholstein vor einigen Jahren neu entdeckt und von C. T. Timm bei Bahrenfeld wieder aufgefunden worden ist. Dagegen finden die angegebenen Rhinanthaceen eine weitere Verbreitung in unserer Flora, wenn auch nur in wenigen Arten.

*) Über Bildung und Thätigkeit der Saugwarze siehe Junge: Die Kulturwesen der deutschen Heimat 1. Seite 78.

Diese Pflanzen entwickeln sich zunächst wie Nichtschmarotzer. Bald aber kommen aus der Hauptwurzel derselben zahlreiche Wurzelgebilde, welche nach allen Richtungen ausgesendet werden und demnach bald mit den Wurzeln anderer Pflanzen in Berührung kommen. Sagt ihnen die betreffende Pflanze zu, so beginnt die Ausbildung von verschieden gestalteten Saugwarzen an den Berührungsstellen. Durch die Warzen entziehen sie der befallenen Pflanze die Säfte. Meistens sind es Gräser, welche von diesen Schmarotzern heimgesucht werden. In der Regel läßt sich eine Verkümmerung oder sogar Absterben der angegriffenen Pflanzen nicht wahrnehmen. Ein sorgfältiger Beobachter wird auf unsern Wiesen an Stellen, wo Rhinanthus major massenhaft auftritt, bemerken können, daß die befallenen Gräser ein wenig in ihrer Entwickelung zurückbleiben.

Zur dritten Abteilung zählt man Pflanzen, welche kein Blattgrün besitzen, lange, stark beschuppte Sprossen treiben, mit denen sie unterirdisch auf den Wurzeln von Bäumen und Sträuchern schmarotzen. Aus diesen Sprossen wachsen dicke, fleischige Stengel hervor, die ans Tageslicht emporgetrieben werden und reichliche Blüten treiben.

Die Gruppe ist bei uns nur durch eine Art vertreten. Es ist das die durch die ganze Provinz verbreitete Schuppenwurz (Lathraea Squamaria L.), welche in feuchten Wäldern und Gebüschen, auch in Knicks, meistens auf Haseln, Erlen, Eichen und Rotbuchen vorkommt.

Von den ihr nahe stehenden Orobanchen unterscheidet sich die Schuppenwurz durch die deutlich entwickelten Keimblätter. In der Bildung der Saugwarzen hat die Schuppenwurz viel Ähnlichkeit mit den oben besprochenen Rhinanthaceen. Der Keimling treibt Wurzeläste, welche gleich, wenn sie mit den Wurzeln von Haseln und anderen Laubhölzern in Berührung kommen, zur Ausbildung einer Saugwarze schreiten. Die Saugzellen gehen bis auf die Holzzellen des Wirtes. Jetzt beginnt ein schnelles Wachsen des Stengels, was durch die reichliche Nahrungszufuhr bedingt wird. Der Stengel verzweigt sich nach allen Seiten hin und entwickelt dicke, fleischige, beschuppte Sprossen, welche bald auf den Wurzeln des Wirtes ein dichtes Gewirr bilden. Überall an diesen entwickeln sich feine Wurzelgebilde, die sofort Saugwarzen ausbilden, sobald sie mit Laubholzwurzeln in Berührung kommen. Aus den beschuppten Sprossen wachsen die blütentragenden Stengelgebilde hervor, welche an ihren Enden in einseitiger, dichtgedrängter Traube viele schmutzig bläulichrote Blüten tragen.

In früherer Zeit wurden die schuppigen Wurzelgebilde gesammelt für den arzeneilichen Gebrauch und unter dem Namen Radix Dentariae oder Squamariae bei innerlichen Geschwüren verwendet.

Die im südwestlichen Europa heimische Lathraca clandestina zeichnet sich durch die Größe (Linsengröße) der Saugwarze aus.

Die vierte Abteilung der schmarotzenden Blütenpflanzen wird von Gewächsen gebildet, denen das Blattgrün fehlt und deren Keimling ohne Keimblätter ist.

Zu dieser Gruppe gehören die Braunschupper oder Würger (Orobanchen). Die Gattung Würger oder Sommerwurz ist in ungefähr 180 Arten weit verbreitet, besonders im südlichen Europa. In unserer einheimischen Flora gehört die Sommerwurz zu den seltensten Gewächsen. Ganz vereinzelt ist die eine oder andere Art bei uns gefunden worden, so z. B. Orobanche elatior Sutton bei Heiligenhafen auf Centaurea Scabiosa und O. caerulea Vill. bei Eckernförde auf Achillea Millefolium. Außerdem sind von Nolte, wie auch von Hübener in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts verschiedene Orobanchearten in unserm Gebiet gesammelt.

Der Entwicklungsgang der jungen Keimpflanze der Sommerwurz hat zunächst eine gewisse Ähnlichkeit mit dem der jungen Cuscutapflanze. Wie bei dieser entwickelt sich aus dem Samen zunächst ein fadenförmiger Keimling ohne Keimblätter. Derselbe wächst in schraubenförmigen Windungen in den Boden und sucht tastend nach der Wurzel einer andern Pflanze. Gelingt ihm solches nicht, so geht er bald zu Grunde. Trifft er dagegen die Wurzel eines ihm zusagenden Wirtes, so legt er sich derselben an, verdickt sich und wächst zu einem zapfenartigen Gebilde aus, welches so innig mit der Wurzel des Wirtes verwächst, daß die Zellen der Sommerwurz schwer von denen des Wirtes zu trennen sind. Diesem Gebilde gegenüber entwickelt sich eine Knospe, aus welcher der blütentragende Stengel hervorwächst. Dieser ist dick, fleischig, aufrecht und unten von eingetrockneten häutigen Schuppen bedeckt. Das obere Ende desselben trägt eine ziemlich lockere Blütenähre. Die großen, rachenförmigen Blumenkronen haben meistens lebhafte Farben und verbreiten einen nelken- oder veilchenartigen Geruch.

Hinzugefügt soll noch werden, daß bei verschiedenen Orobanchen festgestellt ist, daß dieselben nur auf ganz bestimmten Pflanzen gedeihen.

Die fünfte und letzte Abteilung der schmarotzenden Blütenpflanzen umfaßt strauchartige blattgrünhaltige Gewächse, welche gabelig verzweigt sind und auf Bäumen und Sträuchern schmarotzen.

Diese Gruppe ist bei uns nur durch eine Art, die Mistel (Viscum album L.), vertreten. Diese kommt im mittleren Holstein — Hegebüchenbusch bei Heidmühlen — auf Birken schmarotzend vor. In früheren Jahren ist die Mistel an verschiedenen Stellen unseres Gebiets beobachtet

worden. Häufiger ist dieselbe im westlichen und südlichen Europa. Im Prater bei Wien trifft man Mistelbüsche an, welche einen Umfang von 4 m und eine Stammesdicke von 5 cm aufweisen. Vornehmlich gedeiht die Mistel auf Schwarzpappeln, Weißtannen und Apfelbäumen, sowie auf anderen Laub- und Nadelholzgewächsen. K. v. Marilaun erwähnt ausdrücklich, daß Birken von ihr gemieden werden, und wäre demnach das Vorkommen der Mistel auf Birken in unserer Heimat als besondere Seltenheit zu betonen.

Die Verbreitung der Mistel erfolgt durch Vögel, vorzugsweise durch Drosseln, welche die weißen Beeren gern fressen. Diese enthalten eine klebrige Masse, das Viscin, welches von den Vögeln nicht verdaut wird. Infolgedessen bildet der Kot der von den Beeren sich nährenden Misteldrosseln eine zähflüssige, klebrige Masse, welche leicht an den Ästen eines Baumes kleben bleibt. Die in dem Kote eingebetteten Samenkörner beginnen zu keimen. Der Keimling wächst senkrecht gegen die Rinde des Baumes und breitet sich zu einem scheibenartigen Gebilde aus, welches sich dem betreffenden Aste anheftet. Aus diesem Gebilde wächst ein fadenförmiges Organ, der Senker, in die Rinde des Wirtes und beginnt das Aussaugen der Säfte. In den folgenden Jahren wird der Senker von den wachsenden Holzschichten des Baumes umwallt. Am oberen Ende des Senkers entwickelt sich ein aufrecht wachsender holziger Stamm, der sich bald verzweigt. Daneben entwickeln sich seitlich aus dem Kopfende des Senkers neue Wurzelgebilde, die sich zwischen der Rinde und dem Holze des Wirtes ausbreiten und neue Senker in das Holz desselben treiben. Schädlich kann die Mistel werden, wenn sie in größeren Mengen, namentlich auf Kulturpflanzen, auftritt.

Übersehen wir zum Schlusse die vorgeführten Schmarotzer, so ist ersichtlich, daß dieselben für unsere Gegenden keine große Bedeutung haben, da die schädlichen unter ihnen nur vereinzelt in unserer Heimat gedeihen.

Einiges aus dem Leben unserer Reptilien und Amphibien.

Von **H. T. Peters.**

Veranlaßt durch die Anfrage im Februarheft der „Heimat" teile ich hier meine Beobachtungen über das Leben und Treiben unserer Frösche und deren Verwandten mit, — hoffend, die rätselhaften Erscheinungen, welche dasselbe immerhin bietet, dadurch klar zu stellen.

Wenn der Herbstwind über die abgeernteten Felder streicht, und das welke Laub von den Bäumen fegt, wenn bereits die Nächte länger und

kälter werden, und die letzten Zugvögel uns verließen, um dem wärmeren Süden zuzueilen, dann suchen unsere, nicht zu solchen Wanderungen befähigten Reptilien und Amphibien ihre Winterquartiere auf.

Schlangen, Eidechsen und Kröten bleiben auf trocknem Boden, und da sie nicht vermögen sich selbst geeignete Höhlen zu graben, die tief genug wären, um eine, ihre fernere Existenz bedingende frostfreie Durchwinterung zu gewähren, so werden von ihnen Höhlungen unter den Wurzeln starker Bäume, deren abfallendes Laub ihre Schlupfwinkel vollends deckt, Maus- und Maulwurfslöcher in trocknen Wällen, tiefe Moos- und Laubschichten, Steinhaufen u. s. w. als willkommene Lagerplätze bezogen. Dagegen gehen die Frösche, falls sie es erreichen können, ausnahmslos ins Wasser, und zwar möglichst tief in den Schlamm.

Daß der Frosch auf diese Weise nicht erstickt, während er doch ein halbes Jahr lang der atmosphärischen Luft entbehrt, erklärt sich dadurch, daß die niedere Temperatur seine Lebensthätigkeit in dem Grade herabstimmt, daß er weder Atem noch Nahrung braucht. Übrigens sind von vorn herein alle unsere Kriechtiere und Lurche die größten Hungerkünstler. In diesem Fach sind gegen sie die in der Neuzeit auftretenden menschlichen Künstler nur Stümper.

Ein in seinem Schlammlager aufgefundener Frosch an die freie Luft gebracht, atmet und bewegt sich anfänglich garnicht. Ist die Lufttemperatur über dem Gefrierpunkt, so stellen sich nach einiger Zeit in langen Pausen einzelne Atemzüge ein. Man sieht dies sehr deutlich an den stoßweisen Bewegungen der Seiten des rippenlosen Körpers. Bald folgen dann auch einige, freilich noch sehr matte Bewegungen der Beine, und kehrt dem armen Burschen allmählich das Bewußtsein wieder, so öffnet er die Augen und sucht müde und kraftlos sein altes Bette, um seinen Winterschlaf fortzusetzen. Ist der Winter ungewöhnlich strenge, das Lager der Frösche nicht tief genug, und erreicht sie demzufolge der Frost, was nicht selten der Fall ist, so sterben alle, die davon betroffen wurden.

Der Frosch ist überhaupt gegen Frost viel empfindlicher, als man im allgemeinen annimmt. Es scheint mir dies die Hauptursache zu sein, weshalb bei ihrer großen Fruchtbarkeit (ein Frosch legt gegen 100 selten fehlschlagende Eier) die Frösche sich trotzdem nicht stärker vermehren. Die Nachstellungen durch Fuchs, Dachs, Iltis, Storch, Ringelnatter, Hecht, Aal, Krebs und wie die Froschfresser sonst noch heißen mögen, würden doch kaum hinreichen, das Heer der Neuerstandenen so zu verkleinern, wie es thatsächlich der Fall ist.

Gewöhnlich findet man die Frösche in ihrem nassen Winterlager in ganzen Klumpen beisammen, seltener einzeln. Naht dann nach langer

trüber Winterzeit der Frühling heran, einsetzend mit einigen milden heiteren Tagen, dann begrüßt unsere Amsel, die im Vorjahr nahe unserer Wohnung nistete, und unserem Schutz, unserer Barmherzigkeit vertrauend, den Winter in Eis und Schnee bei uns ausgeharrt, mit noch leisem, melancholischem Flöten zuerst das Neuerwachen der Natur. — Der Abend naht, die Sonne sinkt unter den Horizont, die Amsel schweigt. — Jetzt aber erfüllt der Dungkäfer, der tief in der Erde vergraben, sich nun herausarbeitete, die abendliche Stille mit seinem tiefen Gebrumme. — Nun sind auch die Frösche erwacht und aus ihrem Schlammbette zum Spiegel des Teiches emporgestiegen. Ihr munteres Gequacke erschallt weit hin durch die ruhige milde Luft, und nach so langer Winternot und Winterqual ruft der Landbewohner in sicherem Vorgefühl des Nahens einer besseren Zeit: „Hör, — nu rôstern de Pôkken, — nu ward et Fröhjahr!“ —

Der große Wasserfrosch, Rana esculenta L., ist der lauteste dieser so froh begrüßten Musikanten. Schleicht man sich ganz geräuschlos an den Sumpf heran, so gelingt es bei gänzlichem Ruhigverhalten und einiger Ausdauer, sein Gebaren zu beobachten, was ganz interessant ist. Nachdem auch bei vorsichtigster Annäherung alle verschwunden, steckt nach einiger Zeit ein recht großer Kerl den Kopf mit der weißen Kehle aus dem Wasser, um zu lauschen. Rührt sich nichts, so macht er ein paar Ruderschläge, hält dann wieder inne und lauscht. — — Alles ruhig — Zwischen den Blättern des Laichkrauts bewegt er sich halb kriechend weiter, hält wieder an und dreht sich um, als suche er einen Gefährten, — schwimmt nun in anderer Richtung, — lauscht wieder, — nein, alles sicher! — Jetzt endlich bläht er die weiße Kehlhaut auf, und es ertönt ein leises Urrwack! — Bald taucht neben ihm der gesuchte Gefährte auf. Der erste ruft jetzt lauter Urrwack — wack — wack — wack! Nun fällt in den Pausen der andere sehr pünktlich ein, und ein lautes Wacke, Wacke, Wacke tönt weithin durch den stillen Abend, und wird von vielen mit größter Ausdauer wiederholt und fortgesetzt bis Mitternacht vorüber ist.

Mehrere solcher Sängerpaare können nahe wohnende Menschen zur Verzweiflung bringen, weil an ein Einschlafen nicht zu denken ist, so lange diese Brüder hausen. Aber ein prächtiger Kerl ist er doch, dieser Wasserfrosch mit seinem schönen, tiefen Grün, dem samtschwarzen Rückenstreif, der goldigen Iris seines schönen, großen Auges, und den äußerst gewandten und energischen Bewegungen seines kräftigen Körpers. Sehr schlau und wachsam ist er auch; in der Laichzeit hält er sich immer im tieferen Wasser auf. Sein Quappe ist fast doppelt so groß, als die des Grasfrosches und heller von Farbe.

An warmen, sonnigen Tagen sitzt der Wasserfrosch gern am Teichrande, zwar regungslos aber stets sprungbereit, auf irgend einem Grasbult und sonnt sich. Da die Farbe seines Rückens mit dem Grün seiner Umgebung stimmt, so wird er gewöhnlich übersehen, und man erschrickt fast, wenn er sich urplötzlich mit kräftigem, meterlangen Sprung in weitem Bogen kopfüber plumpend ins Wasser stürzt. Wenige Ruderschläge, — und die kräftigen Schenkel und schlanken, vollkommenen Ruderfüße treiben ihn tief unter Wasser, pfeilschnell an einen sicheren Ort, um zwischen den schwimmenden Blättern des Laichkrauts wieder aufzutauchen und zu beobachten.

Den weitschallenden und trommelnden Lauten des Wasserfrosches gegenüber, ist die Stimme unseres Grasfrosches, Rana temporaria L., nur leise, und beschränkt sich meist auf dumpf gurgelnde Töne. Er erscheint viel früher wie der vorige, und laicht bei offenem Wetter schon im März, der ihm sehr ähnliche, aber wohl zu unterscheidende spitzschnäuzige Frosch (Rana oxyrrhinus Sundeval) dagegen erst Anfang Mai.

Jetzt zieht auch das geduldige dicke Krötenweibchen, beladen mit ihrem weit kleineren Gemahl, der sich krampfhaft auf ihren Rücken anklammert, — dem nächsten Sumpfe zu, wo diejenigen Männchen, die noch keine Weibchen fanden, diese durch ein dumpfes „Uuuk, — Uuuk“ herbei zu locken suchen.

Wie sehr sich ein Krötenmännchen in seinem Liebesrausch täuschen kann, erfuhr ich einst als Knabe. Die Laichzeit des Hechtes fällt nämlich mit der der Kröte zusammen, und dann geht der Hecht gerne in seichte Gräben. Hier griff ich einen Hecht von circa 35 cm Länge, dem sich eine männliche Kröte auf dem Kopfe angeklammert hatte. Sie hatte ihre Vorderfüße so fest und tief in die Augenhöhlen des Fisches gepreßt, daß die Augen nach unten aus ihren Höhlen herausgetreten waren. Die Kröte widerstand den heftigsten Bewegungen des Fisches, und konnte meinerseits nur mit Gewalt von dessen Kopfe entfernt werden.

Während das Krötenweibchen noch immer mit dem Männchen beladen, sehr langsam am Grunde des Wassers hinkriecht, läßt es den Laich in einer doppelreihigen Schnur von sich, der dann gleichzeitig vom Männchen befruchtet wird.

Die Befruchtung ist bei allen Fröschen und Kröten eine äußerliche, wie bei den Fischen.

Noch längere Zeit nach beendeter Eierablage treiben sich die wieder getrennten Pärchen im Wasser herum, entsteigen demselben aber endlich, um ferner jeder Geselligkeit, wie dem Aufenthalt im nassen Element, bis zum nächsten Frühling gänzlich zu entsagen.

Der Grasfrosch ist in der Färbung veränderlich, im Sommer entweder rötlich- oder gelblichbraun, unregelmäßig dunkler gefleckt. Die Unterseite ist beim Männchen weiß, beim Weibchen gelblich oder rötlich gesprenkelt. Zwei weißliche Linien ziehen sich von den Augen zur Schnauzenspitze, sich bei den Naslöchern im spitzen Winkel vereinigend. Im Winterlager verschwinden diese Linien gänzlich. Die ganze Oberseite erscheint schwarzbraun, nur die Schenkel zeigen einige noch dunklere Querstreifen.

Ein Aufeinanderhocken wie bei den Kröten habe ich bei den Fröschen weit seltener, und stets nur im Wasser bemerkt. An krautigen Stellen des Wassers versammeln sich Männchen und Weibchen, wo letztere ihren Laich absetzen, der sich zu ganzen Klumpen ballt, an der Oberfläche schwimmt, und hier von den Männchen unter zufriedenem Gurgeln befruchtet wird.

Bei diesen Männchen ist, abgesehen von der dunklen Farbe des Rückens, die Kehle und Bauch um so weißer erscheinen läßt, in dieser Zeit die Körperhaltung eine ganz andere. Das Tier scheint schlanker, platter gebaut, breitschnauziger, weil die erwähnten weißlichen Linien fehlen, und der Rücken hat nicht die höckerartige Haltung, wie man sie beim Frosch auf trockenem Lande zu sehen gewohnt ist. — Nach dem Befruchtungsgeschäft entsteigen die Frösche keineswegs dem Wasser, sondern gehen sofort wieder in den Schlamm, um hier ihre Häutung zu bestehen. Infolge dieses Vorganges sieht man in dieser Zeit fast nie einen Frosch, und fände sich zufällig dennoch einer, so ist es ein unglücklicher Geselle, der im vorigen Herbst kein passendes Schlammbette fand, und notgedrungen irgendwo auf dem Trocknen durchwinterte. Er hat die Frühlingsfreuden nicht genossen, und trägt noch das wenig veränderte Kleid des vorigen Jahres.

Hier drängt sich nun dem Denkenden die nahe liegende Frage auf: Wo sind diese vielen Frösche denn auf einmal geblieben? — Das bereits Gesagte giebt die Antwort: Sie stecken alle wieder im Schlamm, legen ihren alten Rock ab, und ziehen neues Zeug an, um dann auch bald zu Land zu gehen, und hier als alte Bekannte wieder zu erscheinen.

Die Haut des Frosches löst sich im Wasser in schleimigen Fetzen ab, sie wird nicht abgestreift, wie bei der Eidechse oder der Schlange. Bei diesen beiden geschieht dies so vollständig, daß selbst die Decke des Auges in der abgestreiften Haut ähnlich einem Uhrglase zu finden ist.

Die Eier des Frosches, im Volksmunde „Koller" genannt, bestehen aus einem schwarzen Kern, mit durchsichtiger, gallertartiger Umhüllung. Diese giebt dem zarten Tierkeim im flüssigen Element den passendsten

Schutz, ist gleichwertig dem Eiweiß des Vogeleies, und bietet den eben entwickelten Tierchen, deren Mund anfänglich nur zum Saugen tauglich, die erste Nahrung. In diesem Stadium sieht man sie nun in ganzen Reihen an untergetauchten Pflanzenteilen hangen. Die Anhaftung geschieht hier durch die aufgetriebene Kehlhaut, nicht mit dem Maul, welches dabei völlig freibleibt.

In diesem Umstand gründet sich wohl die Meinung, daß Pflanzenteile ihnen zur Nahrung dienen. Nach meinen Beobachtungen nimmt kein Reptil, keine Amphibie, mit Ausnahme mancher Schildkrötenarten, vegetabilische Nahrung. Zwar sagt man dem südamerikanischen Leguan, Lacerta iguana L., nach, daß er Laub, nach andern Früchte gewisser Bäume fresse; meine eigene Erfahrung indeß, die ich drüben, zwar nicht an dieser, doch an verwandten Baumeidechsen machte, widerspricht dem durchaus.

Obwohl Kröten und Frösche außer der Paarungszeit durchaus einsiedlerisch leben, so halten doch die Quappen beider Arten sich stets gesellig. Nachdem sie als solche annähernd ihre Vollwüchsigkeit erreichten, sieht man sie in ganzen Wolken im seichten, von der Sonne durchwärmten Wasser allerlei Bewegungen machen, alle anscheinend einem gemeinschaftlichen Impuls folgend. — Während ihre erste Nahrung in dem Eiweiß bestand, dem sie eben entschlüpften, leben die Quappen jetzt hauptsächlich von jenem durchsichtigen infusorienreichen Schleim, der in allen stehenden Gewässern die untergetauchten Pflanzenteile überzieht, später auch von moderigen tierischen Abgängen und kleinen Wassertierchen, namentlich Wasserhüpfern (Cyclops quadricornis L.) 2c., und lassen sich in der Gefangenschaft sehr gut mit fein zerhackten Regenwürmern, besser noch mit den Eingeweiden von Maikäfern füttern.

Gehen nach weiteren Wochen die Froschquappen in das dritte Stadium ihrer Entwicklung über, so entstehen ihnen zuerst die Hinterbeinchen, dann später auch die Vorderbeine, und der Ruderschwanz wird nicht, wie man glaubt, abgeworfen, sondern verschwindet durch Absorption (Rückbildung).

Jetzt erscheinen die kleinen Kröten und Frösche zu tausenden auf trocknem Lande, und erstere machen sich besonders auf Wegen bemerkbar. Wer ein scharfes Auge hat, bemerkt bei einiger Aufmerksamkeit leicht, wie sie schon auf einige kleine, am Pferdedung häufige Fliegenarten, Borborus subsoltans und B. equinus L., Jagd machen.

Der Trieb zur Geselligkeit haftet ihnen aus ihrem Vorleben noch kurze Zeit an, indes mehr den Kröten als den Fröschen, daher die Massenerscheinung der ersteren an einzelnen Orten. Bald jedoch trennen und

vereinzeln sie sich, um die folgenden Jahre als Einsiedler zu verleben, und sich nach erlangter Reife nur in der Paarungszeit zusammen zu finden. Die jungen Frösche halten sich weniger zusammen, und suchen sofort feuchte Wiesengründe, oder verlassen diese überhaupt im ersten Jahre nicht, falls ihr Entstehungsort sich dort befand. Im Herbst findet man sie daselbst häufig, bereits bis zu einer Länge von 2 cm herangewachsen, doch wissen sie sich im Grase ganz vorzüglich dem Blick zu entziehen, und man gewahrt nur diejenigen, die einem vor den Füßen aufspringen.

Der Frosch erreicht seine volle Reife jedenfalls nicht vor Ende des zweiten, — vielleicht erst zu Ende des dritten Jahres, und mit der Kröte gehts noch langsamer. Schon zum Herbst des ersten Lebensjahres ist die Anzahl der jungen Frösche ganz bedeutend vermindert. Von den bereits genannten zahlreichen Verfolgern sei hier nur des Storches nochmals erwähnt, dessen Junge, besonders in den ersten Wochen ihres Lebens, von den alten Vögeln hauptsächlich mit diesen kleinen Fröschen gefüttert, und sicher auch später noch von ihnen nicht verschmäht werden. Man beachte wie oft der Storch täglich von seinen Wiesenpromenaden zum Neste zurückkehrt, jedesmal den Magen mit hunderten kleiner Frösche gefüllt. Diese alle verschwinden spurlos, und nur das weißbespritzte Strohdach, auf dem das Nest des Storches steht, erinnert an die verschwundenen Massen und ihren Verbleib.

Das weitere zur Verminderung thut der Winter. Unendlich vielen der doch immerhin noch zarten Tierchen gelingt es wohl nicht, ein geeignetes Winterquartier, das sie auf alle Fälle vor tötendem Frost schützt, zu erreichen, wie man das ja jeden Herbst an dem Andrang der Reptilien und Amphibien in Kellern und Gruben gewahrt. Alle, die der Frost erreichte, sind verloren!

Daß man ihre Kadaver nicht häufiger findet, liegt an der Verborgenheit ihres Sterbebettes. Der deckende Schlamm verhindert bei eintretender Fäulnis und Entwicklung von Gasen das sonst erfolgende Aufsteigen der toten Körper an die Oberfläche des Wassers.

Hier nun liegt des zweiten Rätsels einfache Deutung. — Die Vermißten, die Verschwundenen, — sie alle zahlen schon früh der Natur den schuldigen Tribut, — teils dienen sie zur Erhaltung der Existenz höher stehender Tiere, — — die im Schlamm erfrorenen dem Krebs, dem Gelbrand und dessen gefräßiger Larve zur Nahrung, oder verhalfen durch die Zersetzung ihres Körpers der Seerose, dem Mannagras zu größerer Üppigkeit. — Sie alle mußten schon früh sich fügen dem großen Kreislauf der Natur, — und Platz machen den kommenden Geschlechtern.

Die Felsarten der Provinz Schleswig-Holstein.

Von M. W. Fack in Kiel.

II.

Wir kommen zu den losen Blöcken unseres Bodens, die sich an der Oberfläche oder im Mergel und Sande in großer Häufigkeit vorfinden. Sie bilden ein höchst schätzbares Material zum Straßen- und Brückenbau und zur Fundamentierung von Gebäuden. So soll der Sockel des herrschaftlichen Wohnhauses zu Schierensee aus einem großen Blocke gehauen sein. Wie mir Herr Siebke in Bargteheide mitteilt, ist der von mir erwähnte Gneus zwischen Timmerhorn und Bargteheide vor ungefähr 10 Jahren für 60 M. nach Hamburg verkauft. Er steckte etwa 4 m (14 Fuß) im Boden, lieferte zerschlagen 20 vierspännige Fuder und ist zum Bau der Grotten vor dem Dammthorwalle verwendet. — Ein anderer noch größerer Block auf der Bargteheider Feldmark (Glindfeld), ein Granit, ist 1863 gespalten und zum Fundament des Güterschuppens auf dem Bargteheider Bahnhof verwendet. Der Fuhrlohn für die Anfahrt nach dem Bahnhof belief sich auf 700 M.

Hinsichtlich ihrer Arten sind die Felsen sehr mannigfaltig. Zunächst unterscheiden wir zwei Hauptgruppen: 1. die harten oder krystallinen Felsarten, 2. die Sedimentgesteine zusammengeschlämmter und später zu Stein verhärteter Meeresschlamm.

1. Krystalline Felsarten.

Dieselben sind hier sehr zahlreich und zugleich so verschiedenartig, daß jeder, der die Arten in den verschiedensten Varietäten nach Zusammensetzung und Einschlüssen sammelt, eine große Reihe derselben zusammenbringen kann. Zum Gebrauch beim Bestimmen derselben sind die älteren Werke von Naumann (Geognosie), Cotta (Gesteinslehre), Senft (Klassification der Felsarten) noch immer sehr brauchbar. Neuere, unter andern Rosenbusch (Übersicht der massigen (Eruptiv)-Gesteine), beruhen zum großen Teil auf mikroskopischer Untersuchung. Wer also kein Mikroskop besitzt und die Untersuchungen mit demselben nicht ausführen kann, der findet an älteren Werken noch immer gute Ratgeber, namentlich kann auch die neue Auflage von Leunis Synopsis, bearbeitet von Senft, empfohlen werden.

Von krystallinen Felsarten stellen wir voran

1) die einfachen Gesteine, die nur aus einem Mineral bestehen und andere Gemengteile nicht führen, oder einfach aussehen. Dabei können dieselben sehr wohl andere Mineralien eingesprengt enthalten.

a. Das Eis. Äußerlich ist es bekannt genug; es kommt vor als Grundeis in größeren Flüssen und im flachen Küstenwasser der Ostsee. Mehr bekannt ist es als Eisdecke auf Flüssen, Seen, Teichen, hier wohl bis höchstens 1/2 m stark, und als Küsteneis, namentlich der Ostsee. Gletscher kennen wir bei uns nicht. Das Küsteneis ist hier nicht ganz ohne Wirkung; größere Felsstücke an der Küste können in Eis einfrieren, können mit dem Eis von der Küste abtreiben, werden ins Meer getragen und fallen beim Auftauen des Eises zu Boden. So weiß ich es von Fehmarn. Auch umgekehrt können Felsen von anderswo her mit Eis an unsere Küste treiben und hier abgesetzt werden. Aber das Eis kann noch mehr; es kann hier am Strande gelegene Felsen, die in dasselbe einfrieren, höher auf den Strand hinaufschieben. Im April 1888 sah ich nördlich von Friedrichsort in der Strander Bucht eine große Anzahl von Felsblöcken 20—30 Fuß auf den Strand hinaufgeschoben; ihre Fahrspur konnte ich bei allen beobachten. Unter ihnen war ein sehr großer Block, der mit Wagen nicht transportierbar ist, etwas weniger hoch hinaufgeschoben, weil er sich mit dem Kopfende in den Sand eingebohrt hatte. So ein Hinaufschieben kann nur dann vorkommen, wenn ein starker Wind landeinwärts weht und somit Wasser und Eis zum Steigen bringt.

b. Steinsalz kennen wir als Geschiebe nicht; unter dem Gyps zu Segeberg fand sich bei 148,14 m (472 Fuß rheinisch) Tiefe ein Steinsalzlager, in welches man 7,46 m (24 Fuß) tief bohrte, ohne das Liegende zu erreichen. Über Salzvorkommen, namentlich auch Salzquellen bei uns, vergleiche man Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins Bd. VI. 2. p. 47.

c. Gips fand ich zweimal, das erste Mal zwischen Husberg und Griesenbötel an der Straße von Neumünster nach Bornhöved, das andre Mal an der Werftstraße zwischen Gaarden und Ellerbek, beidemale an der Oberfläche und in recht großen Stücken. Aber ich halte solche vereinzelte Funde an der Oberfläche für verschleppt. Dagegen fand Dr. Meyn in der Nähe von Segeberg Stücke von Gips im Korallensand, die man heutigen Tages zu Lokal-Moränen rechnet. Nur bei Sütel in Land Oldenburg kommen schöne Gipskrystalle bis 3 cm im Thon vor und zu Lieth bei Elmshorn findet sich Fasergips auf Trümmern im roten Thon.

d. Kalkstein, an der Härte und dem Aufbrausen mit Säuren leicht kenntlich. Er kommt im Hügellande des Ostens sehr häufig vor, dagegen in der Mitte des Landes und im Westen seltener. Es giebt Strecken in Holstein, wo Kalksteine früher so gemein waren, daß man sie für den Brennofen sammelte. Nach Färbung sind sie sehr verschieden.

Man kennt sie vom reinsten Weiß durch grau, grünlich, rötlich, bräunlich bis zum tiefsten Schwarz. Unter den Sedimentgesteinen spielen sie eine große Rolle. Deshalb führe ich hier nur folgende Arten an:

x^1. Dichter Kalk, fast wie Solenhofener aussehend, kommt nur sparsam vor, häufiger sind thonige und kieselige Kalke. In ihnen fand ich Würfel von Schwefelkies.

x^2. Kalkspath habe ich ein paarmal gefunden in Höhlungen verschiedener Kalksteine, mit Andeutung von Säulen und Skalenoedern. Großblättriger Kalkspath von weißer Farbe kommt vor im Kalkschiefer zu Lieth bei Elmshorn.

x^3. Marmor, körniger Kalk, ist hier nicht so selten. Äußerlich sehen die zum Teil großen Blöcke, wie Meyn sagt, zerfressen aus. Dieses rührt daher, daß der Kalk sich an der Oberfläche durch Wasser auflöst und die eingeschlossenen Silicate, Hornblende, Strahlstein, Salit, Spinell, Quarz u. a. unaufgelöst sitzen bleiben. Näheres Meyn, Geog. Beobachtungen p. 52.

x^4. Oolithischer Kalkstein, Rogenstein, kommt nur selten vor; er ist von mir in 37 Jahren etwa 6—7mal gefunden in verschiedenen Gegenden.

x^5. Bituminöser Kalkstein, Stinkstein, bituminös riechend, in bräunlichen bis schwarzen Farben, körnig, spätig und stengelig (Anthrakonit) wurde von mir mehrfach gefunden.

x^6. Schreibkreide; im Mergel häufig, auch im Korallensand, meistens in kleinen Stücken und oft mit Mangandendriten besetzt. Zu Hubbersdorf bei Schwartau und im Breitenburger Holz bei Itzehoe wurden so große Geschiebe gefunden, daß man sie für anstehendes Gestein hielt und sie abbaute. In der Kreide kommen Versteinerungen namentlich Bryozoen vor, auch Flintsteinknauer und Knollen von Schwefelkies.

x^7. Faserkalk (Arragonit), von grünlich-gelber Farbe, seidenglänzend, ist fast in jeder Sandgrube zu finden; ein Stück fand ich von der Größe eines Kinderkopfes. Ursprünglich ist er eine Gangbildung in Thon. Wo von den Sahlbändern aus die Fasern zusammenstoßen, entsteht eine Art von Querteilung, die viefach von Unkundigen als Sägeschnitt angesehen wird. Man hält den Faserkalk oft fälschlich für versteinertes Holz.

x^8. Arragonit, fleischfarbig, feinfaserig bis dicht, seidenglänzend, kommt nicht so häufig vor. Ich besitze nur Stücke von Neustadt, Rönne, Hohenhorst und aus der Umgegend von Kiel. Gewöhnlich sind die Stücke klein, über fingerlang sah ich keins.

x⁹. Mergelnüsse, kalkige Concretionen, kommen im Thon und Mergel nicht selten vor, im Innern häufig hohl; sie gleichen den rheinischen Lößkindchen.

x¹⁰. Natronkalk in kleinen, den Gerstenkörnern ähnlichen Formen kommt in der Marscherde Eiderstedts vor. Diese Bildungen sind Afterkrystalle nach Gay Lussit und enthalten nach Meyn Anhäufungen von isabellgelben Kalkspatrhomboedern. Sollte ein Bewohnr Eiderstedts oder sonst ein Besitzer solcher „Gerstenkörner" mir eine kleine Schachtel voll abgeben können, so wäre ich ihm sehr dankbar.

x¹¹. Kalktuff in einem großen Lager zu Sielbeck, auch anderswo, z. B. Ellerbek. Kalksinter findet sich mehrfach im Korallensand am Knollensandstein und um Wurzelfasern.

e. Dolomit, ein kohlensaurer Kalk mit kohlensaurer Magnesia, immer deutlich körnig wie Zucker von isabellgelber und rötlich-grauer Farbe. Kommt nicht häufig vor; er ist von mir etwa 5—6mal in reichlich kopfgroßen Stücken gefunden, einmal mit einer Druse von kleinen Bitterspathkrystallen. Als andre Einschlüsse fand ich Kupferkies, Ziegelerz und Schwefelkiesknauer.

f. Mergel, Thon mit Sand und Kalk gemischt, in kleinen und großen Lagern, hier sehr gemein. Er ist zum Teil reich an Versteinerungen, führt die verschiedenartigsten Gesteine; Schwefelkiesknollen fand ich mehrfach darin, vereinzelt auch Bernstein; einmal (zu Struckdorf) fand ich auch erdigen Vivianit. Mergelschiefer kommt häufig vor; auf ihnen, sowie auf den Kalksteinen finden sich parallele Ritze, die man früher als Diluvialschrammen bezeichnete, jetzt aber Gletscherstreifen nennt.

g. Quarzit, Quarzfels, aus körniger oder dichter Quarzmasse bestehend, wasserhell wie Bergkrystall, oder meist von weißlichen Farben, häufig. Es ist unser härtestes Mineral (=7) und giebt am Stahl stets lebhafte Funken. Er enthält fast keine Einschlüsse, nur Körner von Magneteisen; einmal fand ich ihn in Verbindung mit Salit und spätigem Kalk, einmal mit Talk in Pseudomorphosen nach Andalusit (Rethwisch), einmal mit Gold (am Strande des Eckernförder Hafens). Kleine weiße Kieselsteine im Sande häufig, namentlich an der Grenze des Miocäns und des Diluviums, — der Hornstein, eine Varietät des Quarzes, von grauer oder rötlich-grauer Farbe, kommt nicht selten vor, zum Teil als schiefriger Hornstein. — Der Feuerstein, ebenfalls eine Abart des Quarzes, ist hier sehr gemein; von weißlicher, bräunlich-gelber oder schwarzer Farbe, in Splittern, Bruchstücken und in unregelmäßigen Knollen. In einzelnen Stücken findet man Quarzkrystalle in Dihexaedern und Drusen

von bläulichem Chalcedon. Die sogenannten Wallsteine von Wallnußgröße und gleichmäßig länglich runder Form, die überall und nicht selten vorkommen, fallen auch unter die Feuersteine. Ihre Bildung ist wohl noch nicht ganz aufgeklärt. Unser Sand besteht meistens aus Quarzkörnern, Quarzsand, aber durchgängig mit Brocken von Feldspath, Kalk, Hornblende u. a. Der Korallensand enthält zahlreiche Versteinerungen, namentlich Bryozoen in Bruchstücken. Dieser Sand ist für kalkarmen Boden von besonderer Wichtigkeit. Nur der Dünensand ist meistens unfruchtbarer Quarzsand. Die sogenannten Dreikanter, welche ich von Sylt besitze, sind auch Quarzfelsarten. Blitzröhren, zusammengesinterte Quarzkörner, habe ich einmal gefunden.

h. Schillerfels, ein serpentinartiges Gestein mit Schillerspathpartien von schwärzlich grüner Farbe. Selten, ist nur 3—4mal gefunden, einmal zu Schellhorn in einem Stück, das dem von der Baste im Harz gleich sieht.

i. Thoniger Sphärosiderit, ein mit Thon gemengter Spatheisenstein, recht häufig, verwandelt sich an der Oberfläche in Brauneisenstein, das innere bleibt noch von heller Farbe. Stücke mit brauner Rinde und hellem Kern findet man oft. Bei fortschreitender Oxydation des Eisens dringt die braune Farbe mehr in das Innere, aber absatzweise, schalenartig. Beim Anklopfen springt ein Teil der Schale leicht ab, daher wird der Stein auch Eisenschalstein oder Adlerstein genannt. Bei manchen dieser Stücke mag ursprünglich statt des Spatheisens auch thoniger Brauneisenstein vorkommen.

k. Magneteisenstein von dunkelbräunlicher oder schwarzer Farbe, kommt im ganzen ziemlich selten vor, er ist von mir etwa 5—6mal gefunden. Ein Stück ist polarisch und wirkt anziehend, ist also wirklich natürlicher Magnet; andre weniger reine Stücke bleiben noch polarisch, als Einschlüsse fand ich in denselben Schuppen von Graphit und Abarten des Augits und der Hornblende, namentlich Anthophyllit. Als kleine Körner im Sande häufig, Magneteisensand in Gemenge mit Körnern von Titaneisen, Almandinen und Quarz. Solcher Magneteisensand, vom Wasser ausgewaschen, wurde von mir auf dem Küstensande der Ostsee mehrfach gefunden, an der Neustädter Bucht, am Kieler Hafen, bei Eckernförde u. a.

l. Eisenkies (Schwefelkies) und Strahlkies kommen in kleinen und großen Knollen im Mergel nicht selten vor. Äußerlich sind sie braun angelaufen, doch dringt die Oxydation nicht tief ein, im Innern behalten sie ihre natürliche Farbe. — Magnetkies fand ich nur einmal.

m. Raseneisenstein findet sich in Lagern in fast allen Gegenden.

n. Mangannieren, schwärzlich, im Innern hohl, von Nußgröße bis zu 1 Fuß, kommen im Sande des Hügelbodens überall vor. Die Dendriten auf Kalksteinen und Feuersteinen sind ein Manganniederschlag. Näheres über Mangannieren Meyn, geog. Beobachtungen p. 56.

o. Braunkohle in nicht abbauwürdigen Lagern auf Sylt. Als Geschiebe im Korallensand sind holzförmige Braunkohle, sowie auch Blätterkohle gar nicht selten. Stücke bis handgroß habe ich mehrfach gesammelt, im Querbruch so frisch und glänzend wie Steinkohle.

p. Petroleum wurde im Jahre 1856 im Sande zu Hemmingstedt bei Heide aufgefunden in einer Tiefe von 7 m. Der Sand ist zum Teil verhärtet, zum Teil schmierig weich, von Petroleum getränkt ($7^2/_3$ pCt.). Es wurde eine Zeitlang zu Solaröl ausdestilliert. Als aber die amerikanischen Ölquellen sich öffneten, sank das Petroleum so im Preise, daß die hiesige Solarölfabrik nicht bestehen konnte. Eine Bohrung bis 330 m tief hat bisher das unterirdische Lager nicht erreicht.

q. Bernstein findet sich vereinzelt im Mergel, von mir 3—4mal gefunden, an der Küste der Nordsee kommt er häufiger vor. Dr. L. Meyn berichtet über Funde in der Zeitschrift der Deutsch-Geolog. Gesellschaft. Das größte gefundene Stück wog 68 Lot (32 auf 1 ℔), also 1,063 Kilogramm, war nicht schön und wurde zu 180 M. abgegeben; ein anderes von 64 Lot kostete 840 M., eins von $34^1/_2$ Lot 144 M. und eins von 22 Lot 240 M. Der Bernstein wird von Hamburger und Friedrichstädter Handelsleuten aufgekauft.

r. Versteinertes Holz. Gar nicht selten, meist verkieselt, findet sich in kleinen und größern Stücken und ist an der Holzstruktur leicht zu erkennen. Zwischen den Jahresringen liegen oft kleine Quarzkrystalle. Man muß sich hüten, aus der Struktur die Art erkennen zu wollen. In ganz Deutschland giebt es nur wenige, welche solche Hölzer sicher bestimmen können. Ich besitze mehr als 20 Stücke von verschiedenen Fundorten; einmal fand ich es in einem schwarzen Kalkstein, den ich für tertiär halte. (Altenhof.) (Fortsetzung folgt.)

Über Einrichtung und Erhaltung des Herbariums.

Von Rohwedder in Zarpen.

Für jeden, der sich eingehender mit der Pflanzenwelt beschäftigt, ist ein Herbarium unentbehrlich. Es kann, sobald es sich um Feststellung einer Pflanze handelt, durch keine noch so gute Abbildung oder Beschreibung ersetzt werden und bietet außerdem zu jeder Zeit die Gelegen-

heit zur Erweiterung und Vertiefung der Kenntnisse hinsichtlich der Systematik und der Morphologie der Pflanzen.

Um diesem Zwecke dienen zu können, muß das Herbar vollständig und geordnet sein. Die erste Forderung ist im relativen Sinne zu nehmen und bezieht sich zunächst auf die einzelne Pflanzenart. Es sollte nicht nur erstrebt werden, daß ein Exemplar von durchschnittlicher Beschaffenheit dieselbe vertritt, sondern auch, daß nicht nur solche Exemplare, welche innerhalb des Gebietes die Grenzen der Ausbildung der Pflanzenteile der Größe nach aufweisen, sondern auch Mittelformen nicht fehlen. Solcherlei Schwankungen innerhalb einer Art sind oft bedeutend und hängen zumeist mit den Bodenverhältnissen zusammen. Auch von solchen Formen, an denen neue qualitative Veränderungen auftreten, müssen Vertreter vorhanden sein. Sind jene unwesentlich (Paris quadrifolia L. mit 3 und 5 Laub- und Perigonblättern: Myosurus minimus L. ein- und zweiaxig; Alisma Plantago L. mit in den Blattstiel verschmälerten Blättern; Polygala vulgaris L. rot-, blau- und weißblühend und Anemone nemorosa weiß- und rot-, Odontites rubra Pers. (Euphrasia Odontites L.) rot- und weißblühend; Anemone nemorosa L. mit 2 Blütenstengeln; Leontodon autumnalis L. mit gelbzottigem Korb u. s. w.), so füge man eine Pflanze der Art bei. Sind sie dagegen, wie bei den Varietäten, von größerer Bedeutung, so behandle man sie wie die Art. Dies ist umsomehr notwendig, als die Varietät oft die Art verdrängt. So kommt bei Zarpen u. a. Cirsium acaule All var. caulescens Pers. häufiger vor als die Hauptart und von Tragopogon pratensis L. ist nur die Varietät T. minor Fries vertreten. —

Handelt es sich um solche Pflanzen, deren den Blütenstand zusammensetzenden Teile sich während der Blütezeit so gewaltig strecken, daß schon ein sehr geübtes Auge erforderlich ist, die Art im unentwickelten Zustande wiederzuerkennen, so füge man diesen hinzu (namentlich kommen die einjährigen Pflanzen hier in Betracht). Dasselbe versäume man auch da nicht, wo sich der Blütenstand nach der Blütezeit verändert (Holosteum umbellatum L. und viele Rispengräser). Von Pflanzen mit vorlaufenden Blüten lege man zunächst einen Blüten- und später einen Blätterzweig und von zweihäusigen Pflanzen beide Geschlechter ein. Die Arten von Rubus und Rosa müssen sowohl durch einen Schößling als durch einen Blütenzweig vertreten sein, weil beiden Teilen besondere Merkmale eigentümlich sind. Es dürfte sich empfehlen, für Doubletten seltener Pflanzen, sowie auch für abnorme Pflanzenerscheinungen (Pflanzen mit absteigender Metamorphose an den Hochblättern von Rosa und Geum; Verbänderungen bei Crepis; Vergrünungen bei Cerastium Tri-

folium u. s. w.), Krankheiten und für solche Pflanzen, die an ungewöhnlichen Standorten gefunden sind (Salzpflanzen im Binnenlande u. a.), besondere Sammlungen anzulegen.

Die geforderte Vollständigkeit sollte auch an jedem gesammelten Exemplar hervortreten, zumal sie, von den Holzpflanzen abgesehen, fast überall mit geringerer Mühe zu erzielen ist. Mindestens aber sollte von den gesammelten Pflanzen einer Art eine vollständig d. h. normal ausgebildet sein und alle Pflanzenteile, auch die unterirdischen, enthalten. Sind diese zu voluminös (Arum Nymphaea ꝛc.), so kann man die alten, hinteren und die dem Papier aufliegenden Teile unbeschadet der Vollständigkeit wegschneiden. Schwieriger ist die Aufnahme der Frucht und des Samens, weil im Herbarium oder schon in der Presse die reifen Früchte zerstört werden und die Samen verloren gehen. Es ist aus dem Grunde geboten, außer dem Herbar eine Frucht- und Samensammlung anzulegen. Jedenfalls müssen Früchte und Samen, wenn sie charakteristische Merkmale zeigen, in breiten Papierbüchsen, wie sie in Apotheken geführt werden, beigefügt werden. Dies ist z. B. notwendig bei Carex paradoxa Will. teretiuscola Good, paniculata L., Spergularia salina Presl. und marginata P. M. E. und bei den Arten von Spergula und Agrimonia. —

Schließlich muß auch Vollständigkeit erstrebt werden in bezug auf das Gebiet. Je mehr man an Arten, Varietäten und Formen vorrätig hat, desto besser lernt man auf die feinen Unterschiede in der Natur achten, desto sicherer vermag man eine fragliche Pflanze festzustellen. Zwei Wege führen zum Ziele: eifriges Sammeln und Pflanzentausch. Davon ist ersterer in mehrfacher Beziehung vorzuziehen, weshalb letzterer nur dann beschritten werden sollte, wenn es sich um Arten handelt, die auf anderem Wege nicht erlangt werden können.

Beim Einsammeln von Pflanzen bediene man sich einer nicht zu kleinen Blechtrommel, welche ein rasches Welken verhindert, und eines kleinen Spatens zum Herausnehmen untrrirdischer Pflanzenteile. Ist die Exkursion von längerer Dauer und dazu die Luft schwül, so feuchte man die gesammelten Pflanzen an. Dieselben müssen thunlichst bald unter die Presse gebracht werden. Man lege sie so, daß alle Teile, namentlich die charakterischen Merkmale zu sehen sind und ihre natürliche Lage behalten, zwischen Bögen von dickem Fließpapier. Zwischen je zwei Pflanzen enthaltende lege man noch 1—2 leere Bögen, damit die Feuchtigkeit aus den Pflanzen sicher fortgeleitet werde. Sind diese für das Papierformat zu lang, so biege man sie lieber zickzackförmig um, als daß man Teile wegschneidet. Als Presse verwende man eine Buchbinderpresse oder in

Ermangelung einer solchen mit Steinen oder Büchern beschwerte Brettstücke. — Damit die Pflanzen vor dem Verlust der Farbe und vor Fäulnis geschützt werden, presse man nicht zu scharf; auch nehme man sie täglich heraus, um sie in trockene Bögen zu legen. — Saftarme Pflanzen können schon nach 2—3 Tagen eingereiht werden, während Sukkulenten bis zu 14 Tagen in der Presse verbleiben müssen. Würde man diese zu früh einreihen, so könnte gar leicht die Folge davon sein, daß sie samt den benachbarten Pflanzen im Herbarium verfaulen würden.

Für das Herbarium verwende man billiges Druckpapier, welches auch den Vorzug hat, daß es die in den gepreßten Pflanzen verbliebene Feuchtigkeit begierig aufsaugt. Die Bögen müssen nach dem Vorhergehenden nicht zu klein, etwa 50 cm lang und 70 cm breit sein. Man befestige die Pflanzen auf der dritten Seite mittelst Streifen von Gummipapier, um ein Abbröckeln von Pflanzenteilen infolge Verschiebungen zu verhüten. Diese Befestigung ist auch schon darum geboten, weil verschiedenartige Formen Aufnahme finden, welche Bemerkungen am Fußende auf Gummipapierstreifen nötig machen. Um Gummipapier herzustellen, braucht man nur Schreibpapierbogen mit einer zähflüssigen Lösung von gummi arabicum zu bestreichen. — Die erste Seite des Pflanzenbogens trage ein Etikett von Gummipapier, auf welchem hinreichend Raum ist für Angaben über den wissenschaftlichen Namen der Art, die bezügliche Pflanzenfamilie, die Klasse und Ordnung des Linne'schen Systems, den Fundort, den Finder und das Datum. — Im allgemeinen kommt auf je 1 Bogen 1 Art oder Varietät. Für Rubi und zweihäusige Pflanzen sind jedesmal 2 Bögen erforderlich und zwar wird bei jenen je 1 Bogen für Schößling und Blütenstrauß und bei diesen je 1 Bogen für jedes Geschlecht bestimmt. Sind die Blüten von zweihäusigen Pflanzen vorlaufend, so verwende man noch einen dritten Bogen für den Blätterzweig. (Populus und mehrere Arten von Salix).

Die zur Aufnahme der Pflanzen erforderlichen Mappen bestehen aus je 2 Papptafeln, welche mittelst Litzen oder Bänder derartig verbunden werden, daß sie einander beliebig genähert werden können. Ratsam ist, jedesmal nach dem Gebrauch einer Mappe dieselbe recht fest zu schnüren, damit den hygroskopischen Pflanzen die Gelegenheit genommen werde, der Luft Feuchtigkeit zu entnehmen. Zum Schutze des Herbars gegen Insekten wendet man mit Erfolg Naphthalin an, womit man die Pflanzen bestreut. Etwa alle 2 Jahre muß diese Vorsichtsmaßregel wiederholt werden. Außerdem ist es zu empfehlen, von Zeit zu Zeit das Herbarium auf Insekten zu untersuchen, welche ihren Aufenthalt selbst verraten durch die Gänge, an deren Ende sie sich befinden. —

Um eine Pflanze rasch und sicher dem Herbar entnehmen zu können, muß dasselbe nach einem System geordnet sein. — Weil das Linne'sche System häufig verwandte Arten von einander trennt, so sollte man sich für das natürliche entscheiden und die Reihenfolge dem Lehrbuche entlehnen. Zur Kontrolle führe man ein Register über die eingelegten Pflanzen mit Angaben über Art und Zeit des Fundes, über den Finder und über etwaige besondere Beobachtungen hinsichtlich der Art.

Zum Schlusse möchte ich im Interesse der Sache noch den Wunsch aussprechen, daß auch von anderen Seiten Ansichten und Erfahrungen nicht allein inbetreff der Einrichtung und Erhaltung des Herbariums im allgemeinen, sondern auch über die Einrichtung von Frucht- und Samensammlungen, über Erhaltung der Pflanzenfarben u. a. im besonderen laut werden möchten.

Mitteilungen.

Das Glimmerthonlager von Langenfelde und Umgegend. Bei einem Durchstich des Altonaer Exerzierkamps zur Legung eines neuen Schienengeleises ist man in geringer Tiefe, oft nur 1 m betragend, auf ein Thonlager gestoßen, das insofern eine geologische Bedeutung hat, als damit abermals ein Tertiärgebilde in unserer Provinz bloßgelegt ist. Es ist diese Ablagerung der obermiocäne Glimmerthon, so benannt wegen der vielen, feinen Glimmerblättchen, die darin vorkommen und ist identisch mit dem schwarzen Glimmerthon von Langenfelde. Da beide Fundorte kaum 1 km von einander entfernt sind, so liegt die Vermutung nahe, daß dieses Gebilde hier in weiterem Umkreis den Untergrund bildet für den Diluvialdecksand, wie man denn überhaupt annimmt, daß die miocänen Ablagerungen in unserer Provinz einst eine zusammenhängende Decke gebildet haben.

In Langenfelde befindet sich über dem Decksand noch eine Torfschicht, die an einigen Stellen mehr als 1 m dick ist, und von vielen aufrechten, z. T. sehr gut erhaltenen Pflanzenwurzeln durchsetzt wird, was darauf hinweist, daß hier ein dichter Wald gestanden hat. Es sind somit drei Weltalter, das Obertertiär, das Diluvium und das Alluvium, welche sich an diesem Ort dem Auge des Beschauers darbieten.

Unter dem schwarzen Thon ist man in Langenfelde in einer Tiefe von 17—18 m (60 Fuß) auf einen sehr fetten, blauen und glimmerfreien Thon gestoßen, der sich in einer nur wenige hundert Schritte davon entfernten anderen Grube bis dicht unter die Oberfläche erhebt, den schwarzen Glimmerthon hier gänzlich verdrängt und der ebenfalls von einer Sand- und Torfschicht überlagert wird.

An Petrefakten aus Langenfelde sind mehrere Wirbel und Zähne von verschiedenen Haifischen in meinem Besitz. An Mollusken habe ich an dem eingangs genannten Altonaer Exerzierplatz recht viele, z. T. gut erhaltene Arten gefunden, so unter anderm Conus antediluvianus Brug., Pleurotoma cataphracto Brocc., Isocardia Olearii Semper, Cardita bella Semper, Fusus eximius Beyrich, Fusus distinctus Beyrich, Dentalium Badense Partsch, Pleurotoma rotata Brocc.

An beiden Stellen, sowohl auf dem Altonaer Exerzierkamp als in Langenfelde finden sich lokal im Thon eingebettet Mergelgesteine, die mit krystallinischem Kalkstein netzartig durchsetzt sind und die wegen dieser Fächerung den Namen Rippensteine oder Septarien führen. (Septum = Mauer, Wand, Zaum, Rippe.) K. Rathjen,

Hamburg-Eimsbüttel.

Die Grundhofer Kirchhofsmauer. Wer je auf seinen Wanderungen durch das paradiesisch belegene Kirchdorf Grundhof in Angeln gekommen ist, dem wird auch der große mit hohen Linden umpflanzte Kirchhof mit seiner großen Mauer aufgefallen sein. Weit und breit ist eine solche nicht anzutreffen; außer derjenigen in Jerpstedt, über deren Ausdehnung und Größe ich nichts Näheres weiß, ist sie wohl die einzige in ihrer Art in der ganzen Provinz. Sie ist zum größten Teil aus Feldsteinen erbaut und mit Dachziegeln gedeckt und umgiebt den Kirchhof von drei Seiten, nur die Nordseite freilassend. Bei einer durchschnittlichen äußern Höhe von 2,50, einer innern von 1,50 und einer Dicke von 1,20 m hat sie eine Länge von 240 m, also einen Rauminhalt von fast 600 cbm. Außer acht gelassen sind hierbei die Grundmauern. Die Mauer hat zwei Thore, eins im Süden und eins im Westen, beide aus Ziegelsteinen aufgeführt. Über dem letzteren steht die Zahl 1675. Außerdem findet man noch viele andere Jahreszahlen, welche in die Ziegelsteine, mit welchen die Mauer ausgebessert ist, hineingeritzt sind; so stehen z. B. über und neben dem Süderthore die Zahlen 1514, 1618, 1692 ꝛc. Diese Zahlen weisen gewiß auf die Jahre hin, in welchen die Mauer repariert wurde. Wann sie erbaut ist, darüber verlautet nichts Bestimmtes; wahrscheinlich ist es zu derselben Zeit geschehen, als die Kirche vergrößert und der vormalige 63 m hohe Turm erbaut wurde. Nach einer Sage soll dies alles um 1400 auf Kosten eines Besitzers des benachbarten Guts Lundsgaarde geschehen sein und zwar, um einen begangenen Mord dadurch zu sühnen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stand noch an der nördlichen Seite der Turmthür ein Granitstein, in dem das Bild eines Mannes in Lebensgröße ausgehauen war. Es soll das Bild jenes Edelmanns gewesen sein. Ein

von ihm mit beiden Händen angefaßtes Richtschwert ruhte mit der Spitze auf der Erde, die gesühnte Gerechtigkeit andeutend. — In den schrecklichen Kriegsjahren 1658 und 1659 brachten die Einwohner Grundhofs die besten Sachen nach der Kirche und verteidigten sich innerhalb der hohen Kirchhofsmauern gegen die Polacken, welche mit den kaiserlichen und brandenburgischen Truppen den Dänen zu Hülfe gegen die Schweden gekommen waren, hier aber ärger hauseten, als die Feinde. Überall, wohin sie kamen, raubten, mordeten, sengten und brannten sie. Pastor Ordorff, von 1728—1757 Hauptprediger in Grundhof, schreibt darüber: „Der Kirchhof diente den Grundhofern zu einer Retirade, so daß die Polacken sie nicht anders als mittelst einer verstellten Flucht daraus haben bringen können, da sie dann selbige cupiret und ihre dahin gebrachten Habseligkeiten beraubet.“ — Wer berichtet über ähnliche Bauten?

Dollerup. O. C. Nerong.

Ein gutes Mittel, die Stare von den Fruchtbäumen fernzuhalten, wie es nach Seite 101 in No. 7 des Maiheftes der „Heimat“ anzugeben gewünscht wird, ist nach meinen gemachten Erfahrungen folgendes:

Segelgarn, Zwirn, dünne Bindfäden, wie sie sich im Hausstande ja häufig ansammeln, knotet man zusammen, wickelt ein Knäuel daraus, stellt sich damit, das Fadenende in der einen Hand haltend, in die Nähe der Peripherie der Baumkrone und wirft mit der andern Hand das Knäuel der Baumspitze zu über den Baum. Wiederum erfaßt man das Knäuel und — so hoch der untere Kronenrand des Baumes es eben erforderlich macht — auch den Faden und wirft etwas abweichend von der vorher genommenen Richtung das Knäuel zurück. So fährt man fort, bis man endlich gleichsam ein Netz über den Baum gezogen hat. Die Stare erblicken in dem Wirrwarr der Fäden für sie gefährliche Schlingen und wagen sich nicht hinzu, wohl aber prüfen sie in angemessener Entfernung von benachbarten Bäumen aus sowohl wie im Fluge, ob nicht eine Lücke zu entdecken sei, durch welche sich dennoch eine Leckerbissen erhaschen ließe. H. W. Sierck in Vaalermoor.

Anfragen.

9. **Untergang eines Dorfes.** In einer Gesellschaft wurde neulich die Behauptung aufgestellt, daß erst in diesem Jahrhundert das Dorf Petersdorf in der Nähe von Grömitz an der Neustädter Bucht durch eine Sturmflut weggespült sei. Ich bezweifelte, daß solches in diesem Jahrhundert geschehen sei, weil dann der Vorfall allgemein bekannt sein würde. Es wäre mir lieb, wenn „Die Heimat“ uns nähere Kunde über das Verschwinden des Dorfes und besonders auch über die Zeit des Untergangs geben möchte. G. Wiese in Kiel.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli-August 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Haltung der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit in der schleswig-holsteinischen Erhebung.

Vortrag im Lutherhause den 12. November 1890 von Prof. Dr. K. Jansen.

Nicht ohne einiges Bedenken trete ich mit dem heutigen Vortrage vor Sie hin.

Schleswig-Holstein war einst das Schoßkind Deutschlands. Dann wurde es sein Schmerzenskind. Wieder leuchtete ein Morgen auf, der einen sonnigen Tag versprach. Es kam Sturm, und als er ausgetobt hatte, lagen die zartesten Blüten am Boden. Nun predigten die einen und glaubten die andern, diese Blüten seien überhaupt taub gewesen.

Seitdem die Verfechter des schleswig-holsteinischen Erbrechtes mit Zuchthausstrafe bedroht wurden, hat es allmählich eine Beleuchtung erhalten, die es vielen geraten erscheinen ließ, davon zu schweigen.

Auch wer die unschätzbaren Segnungen nicht verkennt, welche der letzte deutsche Bürger- und Bruderkrieg unserm Vaterlande gebracht hat, kann doch der Klage nicht wehren, daß die Erfüllung unserer nationalen

Hoffnungen und Wünsche mit den Scherben unseres Rechtes erkauft werden mußte. Und wer von dem einstigen Jubel, von der tiefen und allgemeinen Begeisterung unserer schleswig-holsteinischen Bevölkerung und der ganzen deutschen Nation für unsere Landessache Zeuge und Genosse gewesen, wer in dem Glauben an das Recht und die Wahrheit derselben groß geworden ist, den wird ein bittres Weh überkommen, wenn er den unglaublichen Wandel menschlichen Denkens und Empfindens wahrnimmt, wie er in dieser unserer einst so hoch, ja so heilig gehaltenen Sache sich vollzogen hat.

Aber ist denn unser Recht dadurch schlechter geworden, daß es nicht zur Anerkennung und Geltung gelangt ist? Wir schämen uns des Glaubens an dasselbe dennoch nicht. Denn das, meinen wir, ist klar: das Recht war die Kraft, Schleswig-Holstein frei zu machen.

Ein zweites Bedenken könnte in der Geringfügigkeit unserer Thaten, in der Ergebnislosigkeit, so sagt man, unsrer Erhebung gefunden werden. Hinter den gewaltigen Ereignissen von 1866 und 1870 verschwinden unsere bescheidenen Anstrengungen von 1848—50 dem Blicke des jüngeren Geschlechts.

Gewiß, unsere Thaten sind bei weitem nicht die größten von denen, welche uns an das ersehnte Ziel der nationalen Einheit geführt haben, wohl aber sind sie die ersten und eben darum vielleicht die bedeutungsvollsten. Denn die Ahnung ging, sowie einmal die schleswig-holsteinische Frage auf die Tagesordnung der öffentlichen Meinung Europas gesetzt war, durch Freund und Feind, sie sei die deutsche Frage selbst, sie werde nur mit dieser und durch diese zur Erledigung gelangen.

Bevor die Sturmsäulen anrücken können, hat mehr als ein treuer Pionier sein Leben in der Bresche gelassen.

Ergebnis aber hat unser erster Krieg trotz aller Mißgriffe und Niederlagen, trotz des unaussprechlich bittern Endes, das ihm von unsern eigenen deutschen Schutzmächten bereitet wurde, dennoch gerade genug gehabt: er hat dennoch verhindert, was er verhindern sollte, die Einverleibung Schleswigs. Er hat unsere nationalen Lebensbedingungen gerettet, bis die Zeit erfüllet war und ein andres Preußen als das von 1848—51 durch die Gewalt einer einmütigen Bewegung der Nation gezwungen wurde, das weltgeschichtliche Werk der Befreiung Schleswig-Holsteins und der Gestaltung Deutschlands auf einmal zu vollbringen. „Besiegt auf dem Schlachtfelde und verurteilt von Europa" — so höhnte 1856 der Präsident des dänischen Reichsrats, — hatte das kleine Schleswig-Holstein dennoch sittliche Kraft und Wirkung genug, um die deutsche

Nation zur einmütigsten Erhebung zu wecken, Preußen zur endlichen Erfüllung seiner geschichtlichen Sendung fortzureißen.

Diese Kraft aber der schleswig-holsteinischen Frage lag in ihrem tiefen sittlichen Gehalt.

In dieses Innerste unsrer Erhebung von 1848 — wie von 1863 — möchte ich heute Abend Ihre Blicke lenken.

Soll sie uns in dem rechten Lichte erscheinen, so ist es nötig, das Handeln unsers kleinen Völkchens in seinem größeren Zusammenhange, in seiner zeitlichen und örtlichen Bedingtheit, als den einzelnen Akt eines großen europäischen Dramas, als einen Einzelfall der weltgeschichtlichen Bewegung aufzufassen, welche, vorbereitet schon im 18. Jahrhundert, mit ihren Kämpfen und Umwälzungen das ganze 19te erfüllt hat und sich bis ins 20ste fortsetzen wird: die Wiedergeburt der Nationen.

Der Nationen: Serben und Griechen, Rumänen und Ungarn haben innerhalb eines halben Jahrhunderts ihre Befreiung von fremder Herrschaft und ein nationales Staatswesen erkämpft. Aus tiefem Schlummer, nicht zur Freude unserer deutschen Brüder, ist seit 1848 die tschechische Nation zu nationaler Leidenschaft erhitzt. Auch mit dem unseligen Polenvolke hat sich bei allem entsetzlichen Druck der russischen Gewaltherrschaft eine bedeutsame Veränderung vollzogen. Wie hoffnungslos ihre Lage erscheinen mag, eins ist gewiß: niemand ist verloren, als wer sich selbst verloren giebt. Durch die napoleonischen Kriege war auch Italien mit dem Gedanken und Willen seiner nationalen Einheit erfüllt worden; an Stelle staatlicher Zerrissenheit und Mißregierung sehen wir in dem alten ehrwürdigen Kulturlande der mittelsten Halbinsel im Mittelmeer einen Einheitsstaat mit freiheitlicher Verfassung und geachteter Kriegsmacht. Die jüngste unter den neu erstandenen ist die bulgarische Nation; der undankbare Schützling der Moskowiter.

Weitaus am wichtigsten und folgenreichsten ist die Wiedergeburt desjenigen Volkes, welches eine höhere Hand, so glauben wir, nicht ohne Absicht in die Mitte unseres Weltteils geführt hat. Sie hat auch die tiefsten Wurzeln: unsre nationale Wiedergeburt hängt aufs innigste zusammen mit unsrer religiösen, der Reformation. Denn so gewiß die römische Kirche trotz ihres Namens eine weltliche Macht war, lag Deutschland bis in das 16. Jahrhundert unter dem Druck der Fremdherrschaft. Erst durch Abwerfung der römischen Netze und Stricke ist überhaupt ein staatliches Leben auf nationaler Grundlage möglich geworden.

Zurückgeworfen durch den 30jährigen Krieg um mehr als ein Jahrhundert beginnt die Nation seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder Regungen eines neuen Lebens zu zeigen. Vornehm wird heute vielfach auf Klopstock hinabgesehen; aber was er sang, Gott, Freiheit, Vaterland, das ist doch die Losung der Kämpfe geworden und geblieben, denen wir das neue Deutschland verdanken. Mit einer Begeisterung ohne Gleichen nahmen seine Zeitgenossen den Gesang auf, der da anhebt:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung!

Ein gewaltiger Drang zu einer Neugestaltung ergriff die Menschen. Aber wie hätte sie sich vollziehen sollen unter dem mittelalterlichen Gerümpel des alten römischen Reichs deutscher Nation! Die französische Revolution und ihr furchtbarer Sohn, Napoleon Bonaparte, waren bestimmt, diesen Unstaat in Trümmer zu schlagen, auf daß der Boden zu einem Staate frei werde.

In dem langjährigen, namenlosen Elend der Fremdherrschaft ward dann der brennende Wunsch und der unbesiegbare Wille geboren und gezeitigt, ein Vaterland wieder zu gewinnen, ein deutsches Reich zu erbauen. Die tiefe und gewaltige Erregung der Freiheitskämpfe jagte das träge deutsche Blut in rascherem Pulsschlag durch alle Adern. Auch den fernen und abgetrennten Gliedern des noch immer unterbundenen Riesenkörpers teilte sich neues Leben mit. Die alle Welt beschäftigende Frage ständischer Verfassung weckte alte Erinnerungen und neue Hoffnungen. Das rheinbündische Süddeutschland wandte sich den Gesinnungen seiner Besieger zu. Das linke Rheinufer öffnete sich wieder dem neuen Wehen deutschen Geistes. Schwedisch-Pommern, zu Preußen gekommen, streifte seinen schwedischen Firniß ab. Die Schleswig-Holsteiner wurden inne, daß sie doch keine Dänen, daß sie Deutsche wären. Der Vorgang, den wir an E. M. Arndt in einem Einzelfalle beobachten, wie er aus einem Schweden seit 1806 ein Deutscher wurde, er ist in Tausenden vor sich gegangen. Hatte 1801 noch ein Professor der Kieler Universität seine Mitbürger zu freiwilligen Beiträgen für die verwundeten Verteidiger Kopenhagens mit den Worten aufgefordert: Auch wir sind brave Dänen! — so fachte Dahlmann 1815 mit seiner Rede zur Feier des großen Sieges von Waterloo das Feuer deutscher Vaterlandsliebe zu kräftigem Glühen an.

Einen entscheidenden Anstoß gab Lornsen. Als Nordfriese nach Jena gegangen, kam er als Apostel der deutschen Einheit zurück. Er erhob ein selbstständiges, vereinigtes Schleswig-Holstein zu einer Forderung der Gerechtigkeit an die Dänen, der nationalen Verpflichtung an die Schleswig-Holsteiner. Es ist ihm beschieden gewesen, was er sich

vorsetzte zu vollbringen: „Den Willen seiner Landsleute auf immer zu determinieren.“ Ihm verdanken wir die Stände, eine beratende Versammlung mit den bescheidensten Rechten und doch von durchschlagender Bedeutung. Sie erfaßten sofort alle die grundlegenden Fragen, welche Lornsen in seiner zwar kurzen, aber bedeutungsschweren Schrift: Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein, angeregt hatte: die Vereinigung beider Versammlungen, die Sonderung des Staatshaushalts von dem dänischen, beschließende Befugnis in Steuersachen.

Von nun an beginnt zuerst ungesehen in der Brust des Einzelnen, dann heraustretend in Worten und Thaten ein bemerkenswerter geschichtlicher Vorgang: Deutsch wie Dänisch, bis 1830 im besten Einvernehmen mit- und nebeneinander, beginnt sich seiner selbst bewußt zu werden, damit aber zugleich sich zu sondern und aus einander zu treten. Leidenschaftliche innere und äußere Kämpfe folgen; ein Schritt hüben zieht den entsprechenden drüben nach sich und umgekehrt; zuweilen thun Deutsche und Dänen auch gleichzeitig einen Schritt weiter. Wer in dieser geschichtlichen Entwicklung beider Nationen „angefangen habe“, wie man das zu nennen pflegt, ist eine übel angebrachte Frage: beide haben angefangen. Der Antrag Orla Lehmanns auf Förderung des Dänentums in Nordschleswig und die berüchtigte Olsensche Karte, auf welcher Schleswig in Jütland aufgegangen war, sind gleichzeitig mit dem ersten Antrag auf Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Ständeversammlung. Jubelten auf dem Maifeste von 1838 die Dänen dem Trinkspruch auf ein schleswig-dänisches Parlament mit Begeisterung zu, so erklärten sich die schleswigschen Stände mit 34 gegen 4 Stimmen für ein schleswig-holsteinisches. Bildete sich in Kopenhagen eine „Schleswigsche Gesellschaft“, so faßte man in den Herzogtümern den Gedanken der Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund.

Am Maifeste von 1842 wurde zuerst von dänischer Seite die Gewalt angerufen. Orla Lehmann, der geborene Deutsche und doch dänische Fanatiker war es, der „den Nordalbingiern und allen deutschen Vogelfängern“ drohte, auf ihrem „Rücken mit dem Schwert den blutigen Beweis schreiben zu wollen, daß es wahr sei: Dänemark will nicht.“ Die holsteinischen Stände dieses Jahres lehnten einen Antrag, der König wolle das Staatsrecht Schleswig-Holsteins als eines einheitlichen Staates auf sichere Grundlage stellen lassen, zwar noch ab, beantragten aber die Vereinigung mit den schleswigschen. In diesen selbst brach der im Stillen angesammelte Haß durch den herausfordernden Versuch des begabtesten und kühnsten unter allen Rednern, P. H. Lorenzen aus Hadersleben, der Versammlung den Gebrauch der dänischen Sprache abzutrotzen,

in lichte Flammen aus. Daß er sich schließlich dem Vorsitzender fügen mußte, ward in Dänemark als eine der dänischen Nation und Sprache angethane Schmach empfunden und führte zu einer starken Kundgebung an den König.

Länger schon hatte sich damals bei den unglücklichen Familienverhältnissen des Kronprinzen die Aussicht eines baldigen Aussterbens der regierenden Linie des oldenburgischen Hauses eröffnet. Die Frage über das dann zur Geltung zu bringende Erbrecht, die Frage über den Bestand oder Zerfall des dänischen Reiches, bis dahin mit großer Scheu umgangen, begann auf beiden Seiten erörtert zu werden. Schon wurde auch das Ausland, namentlich Frankreich und Großbrittannien, aufmerksam auf die schleswig-holsteinischen Dinge. Rußland war es wohl längst.

Vor allem aber mußte das dänische Volk das Verlangen empfinden, über den Bestand seines Staats für die Zukunft beruhigt zu werden. Daher beschlossen zuerst die jütischen Stände in Viborg, die Regierung um Maßregeln zur Aufrechthaltung der Staatseinheit zu ersuchen. Eingreifender aber wirkte der gleiche Beschluß der Insel-Stände in Roeskilde, den König um eine feierliche Erklärung anzugehen, daß die dänische Monarchie ein einziges und ungeteiltes Reich bilde, das nach dem Königsgesetz vererbt werde. Bedeutsam und drohend wurde dieser Beschluß erst durch die Haltung des königlichen Kommissars. Obwohl der Antrag über den Rahmen des Provinzial-Interesses und Landtages offenbar hinausging und ähnliche sonst wiederholt zurückgewiesen waren, erklärte Oersted nicht bloß, die Regierung werde einen solchen Antrag gewiß gern entgegen nehmen, sondern fügte auch noch, die Stände überbietend, den Rat und Wink hinzu, wirksam werde eine solche Erklärung erst werden, wenn zugleich jede öffentliche Erörterung über ihren Inhalt verboten würde.

Die öffentliche Meinung der Herzogtümer brach mit einer Einmütigkeit und Stärke hervor, die das dänische Volk wie die Regierung stutzig machte. Die Roeskilder Stände lenkten ein, es ward von der Erklärung der Staatseinheit, es ward auch von dem Verbot abgesehen; nur die gleiche Erbfolge für alle Teile blieb.

Völlig genug, um nun auch in der holsteinischen Versammlung einen starken Widerhall zu wecken:

1. Die Herzogtümer sind selbständige Staaten.
2. Der Mannesstamm herrscht in den Herzogtümern.
3. Die Herzogtümer sind fest mit einander verbundene Staaten.

König Christian VIII. stand aber von seinem Lebensplan nicht ab. Auf Grundlage von Untersuchungen einer dazu eingesetzten Kommission

erklärte er in dem so berühmt gewordenen offenen Briefe vom 8. Juli 1846, daß Schleswig und Lauenburg nach demselben Gesetz vererbten wie Dänemark; Zweifel, die inbetreff einiger Teile von Holstein beständen, werde er durch Verhandlungen beseitigen. Groß und ernst war der Eindruck, den diese Ankündigung in den Herzogtümern und in der ganzen deutschen Nation machte. Alle Welt fühlte bei dieser offenen Erklärung des dänischen Königs, durchsetzen zu wollen, was die Schleswig-Holsteiner als eine entschiedene Rechtsverletzung ansahen, daß das Geschick der Herzogtümer nicht ohne Blutvergießen werde entschieden werden.

Die holsteinische Ständeversammlung ging, als alle Petitionen in der Erbfolgefrage zurückgewiesen wurden, nach einer Beschwerde an den deutschen Bund auseinander. Die schleswigsche löste sich gleichfalls auf. Die Kjøbenhavnspost, eine gesamtstaatliche Zeitung, gestand ein, der „Kraft und Würde“, womit namentlich die Holsteiner gehandelt hätten, ihre Achtung nicht versagen zu können.

In ganz Deutschland erhob sich das nationale Empfinden zu einmütiger Verwahrung gegen die Unbill, die der fremde König erklärt hatte einem deutschen Stamm anthun zu wollen. Das Gefühl oder das klare Bewußtsein, daß es sich für die ganze Nation um eine Probe ihrer Kraft, um eine Anfrage an den Ernst ihrer Einheitsbestrebungen handle, ging durch Freund und Feind.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII. Mit großen Hoffnungen begrüßten die Dänen seinen Sohn, Friedrich VII. Acht Tage später veröffentlichte derselbe das Vermächtnis seines Vaters, die Gesamtstaatsverfassung. Sie erbitterte die Dänen, ohne den Schleswig-Holsteinern zu genügen. Tausende von Unterschriften trugen die Petitionen, welche alsbald gegen den Gesamtstaat in Kopenhagen abgegeben wurden. Nur unter Vorbehalten entschlossen sich Dänen wie Schleswig-Holsteiner, die erfahrenen Männer zu wählen, denen der Entwurf zur Prüfung vorgelegt werden sollte. Am 3. März bestätigte König Friedrich VII. noch einmal wie alle seine Vorgänger die Privilegien der Ritterschaft, die noch immer als „Privilegien der Lande“ galten.

Schon aber zitterte Europa unter den Schwingungen der französischen Februar-Revolution. Wie ein Frühlingssturm braus'te es durch alle west- und südeuropäischen Völker, durch keines mit größerer Gewalt als durch das deutsche, weil hier eine tiefgehende und lange verhaltene Bewegung das Zeichen zum Losbruch gefunden hatte.

Still blieben noch die Herzogtümer. In Kopenhagen lud schon am 7. März „Fædrelandet“ zu einer Versammlung auf den 11. ein: es

sei notwendig, durch geziemende und gesetzliche Mittel die konstitutionelle Vereinigung Schleswigs mit Dänemark zu erwirken. Tscherning, der demnächstige Kriegsminister, sprach am 11. öffentlich aus, es könne gar keine Rede sein von dem was Schleswig wolle oder nicht wolle, es sei nur eine Provinz; Aufruhr müsse die Regierung mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam bringen. Ein Aufruf vom 13. erklärte, Dänemarks Existenz stehe auf dem Spiel, ohne Einverleibung Schleswigs würde es untergehn.

So mußten sich auch die Schleswig-Holsteiner rühren. Am 18. März versammelten sich die Abgeordneten beider Herzogtümer in Rendsburg. Es wurde beschlossen, durch eine Abordnung von 5 Vertrauensmännern dem König-Herzog folgende Bitten vorzutragen: 1. um Vereinigung beider Versammlungen, 2. um Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, 3. Volksbewaffnung, 4. Druck- und Versammlungsfreiheit, 5. Entlassung des verhaßten Regierungspräsidenten Scheel.

Das Gerücht, bekanntlich in aufgeregten Zeiten eine wunderbare Macht, stellte diese Verhandlung am Morgen des 20. in Kopenhagen als den Ausbruch offener Empörung dar.

Noch am selben Nachmittag beschlossen die Stadtverordneten eine Bitte an den König um Entlassung des Ministeriums, das den Umständen nicht gewachsen und nicht im Besitze des öffentlichen Vertrauens sei. Drohend lautete der Schluß: die Nation nicht zur Selbsthilfe der Verzweiflung zu treiben.

Am selben Abend schon ward dann die bekannte Kasino-Versammlung abgehalten, die gleichfalls ein anderes Ministerium forderte, vor allem aber erklärte, daß das dänische Volk eine schleswig-holsteinische Verfassung nicht dulden könne und zur ungekränkten Aufrechterhaltung des souveränen dänisch-schleswigschen Reiches zu allen Opfern bereit sei.

Die Nachrichten von dieser Haltung der Bürgerschaft und ihrer Vertreter gelangten begreiflich sofort auf das königliche Schloß. Was dort während der Nacht vorgegangen ist, ist nicht bekannt. Am andern Morgen kündigte der König im Staatsrat die „Änderung des Systems“ an. Als am Mittag des 21. die Abordnung der Kopenhagener Bürger-Repräsentanten, begleitet von 15000 Menschen, erschien, erhielt sie die Antwort vom König, er freue sich, ihren Wünschen zuvorgekommen zu sein. Ein späterer Minister, Rosenørn, hat, was in Kopenhagen am 21. vorgegangen ist, treffend so bezeichnet: seit 1660 ist es ein Privilegium der Stadt Kopenhagen, dem Könige ihren Willen kund zu thun.

Erst nach schwierigen und sehr bewegten Verhandlungen kam am 22. das neue eiderdänische Ministerium zustande. Selbst mit der an

diesem Tage angekommenen schleswig-holsteinischen Deputation wurden noch Verhandlungen gepflogen. Noch am 23. konnte Francke an die Möglichkeit eines schleswig-holsteinischen Landtages glauben und erhielt die Deputation einen vorläufigen Bescheid, der keineswegs alle Hoffnung abschnitt. Die Erregung der Massen aber, welche das Leben der fünf Männer und namentlich des am bittersten gehaßten Olshausen in die dringlichste Gefahr brachte, duldete keine andere Schluß-Antwort, als die, welche den kaum und heimlich Geretteten der neue Minister Lehmann am 24. am Bord des Dampfschiffes gab, der König werde die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark durch eine gemeinsame freie Verfassung kräftigen, zur Einverleibung desselben in den Deutschen Bund habe er weder das Recht noch die Macht, noch den Willen.

In diesem Augenblick war in Kiel die provisorische Regierung schon gebildet.

Die Ereignisse des 20. und 21. in Kopenhagen redeten eine nicht mehr mißzuverstehende Sprache. Als die Nachricht davon am 23. in Schleswig einlief, eilte Advokat Beseler nach Kiel, beschied ebendahin den Grafen Fritz Reventlou und den Prinzen Friedrich von Noer. In dem augenblicklichen starken und klaren Gefühl der dringlichen Gefahr für die Gegenwart und die Zukunft des Landes kamen die drei Vertrauensmänner ihres Volkes zu dem unabweisbar aufgenötigten Entschluß, gegenüber der angemaßten Herrschaft des dänischen Volkes den Schutz deutschen Landes in die Hand zu nehmen. Der dänische König hatte sich dem drohend kundgegebenen Willen des Kopenhagener Volkes gebeugt, die königliche Machtvollkommenheit preisgegeben,*) seine königliche Zusage vom 28. Januar gebrochen: Schleswig-Holstein hatte weder eine sittliche, noch weniger eine nationale Verpflichtung, sich auch dem fremden Volke zu unterwerfen. Ist im Einzelleben, ist im Völkerleben Notwehr erlaubt und geboten — und keiner zweifelt daran —, dann hat Schleswig-Holstein 1848 nur seines Rechtes gebraucht und seine Schuldigkeit gethan.

Die drei Männer täuschten sich in ihrem Volke nicht.

Nicht bloß der Adel — mit verschwindenden Ausnahmen —, nicht bloß der Beamtenstand und die Städte fielen der provisorischen Regierung einmütig zu: auch die ganze breite Masse der Bevölkerung, auch der bei uns so zahlreiche, besonders der grundbesitzende, Bauernstand in Dithmarschen, Friesland, Angeln und dem Mittelrücken des Landes, so

---

*) Nach eigenem Geständnis gegen Francke hielt er sich seiner Verantwortlichkeit für entkleidet.

vorsichtig und nüchtern er sein mag, selbst auch der Arbeiter in Stadt und Land, der damals noch nicht durch eine unselige Irrlehre seinen Brüdern entfremdet war, hat sich mit ungeteiltem Herzen dem Zuge vaterländischer Begeisterung geöffnet. Wer neben dem Bauern- und Tagelöhner-Sohn in Reih und Glied gestanden hat, der kann es bezeugen. Einmütiger und freudiger entschlossen gewesen von Anfang an, einträchtiger, friedlicher, ruhiger geblieben ist wohl selten ein Volk, das eine ähnliche Bewegung und Prüfung durchzumachen hatte.

Und die Geistlichkeit? Wie hätte sie denn, — gesetzt, sie hätte es gewollt, — unberührt bleiben können von dem, was aller Herzen auf das Tiefste bewegte? Wie hätte sie es dürfen? War hier auszukommen mit dem wohlgemeinten Sprichwort: Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz? Hebt die ewige Wahrheit: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" die Thatsache auf, daß es dennoch in dieser Welt verwirklicht werden soll? Hat nicht Luther uns außer der Kindschaft im Himmel auch ein Vaterland auf Erden wiedererstritten? Eine wie mächtige Stimme hat dieser Doktor der heiligen Schrift in den Händeln dieser Erde, im Rate seiner Fürsten geführt, sobald das Evangelium und das Gewissen in Frage kamen. Auf seine Entscheidung hin gaben 1529 die lutherischen Stände den großen Vorteil eines Bundes mit den Zwinglianern daran, weil ohne Glaubensgemeinschaft keine Waffenbrüderschaft erlaubt schien. Auf seinen Rat hin faßten die lutherischen Fürsten 1530 auch gewaltsamen Widerstand gegen den Kaiser ins Auge, im Fall er das Wort Gottes zu unterdrücken unternähme. Auch noch in der Folgezeit, im 30jährigen Kriege haben nicht selten Theologen und Prediger die Stellung eines Ratgebers ihrer Fürsten auch in weltlichen Dingen ausgefüllt, in Zeiten der Verfolgung und der Bedrängnis die Pastoren als rechte Hirten den Halt und Hüter ihrer Gemeinden abgegeben. In den Freiheitskriegen ist ein mächtiger Antrieb von der evangelischen Kanzel und vom evangelischen Pfarrhause ausgegangen. Hat also 1848 die schleswig-holsteinische Geistlichkeit am Staatsleben, richtiger an dem Kampfe ihrer Gemeinden für hohe irdische Güter, Recht, Freiheit, Vaterland teilgenommen, so hat sie nur die besten Überlieferungen der Vorzeit wieder erneuert.

Partei zu ergreifen wurde auch der stillste Hüter seiner Gemeinde auf dem abgelegensten Dorfe amtlich genötigt. Ob er für die eiderdänische Regierung in Kopenhagen und den ihr dienstbar gewordenen König oder für den Herzog von Schleswig-Holstein die ordnungsmäßige Fürbitte thun wollte, wie er richtig und treu den unanfechtbaren Spruch der heiligen Schrift erfülle: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt

über Euch hat" — darüber mußte er zu einer runden und reinen Entscheidung gelangen.

Betrachten wir, ohne uns auf eine allgemeine Erörterung über die richtige Deutung der lutherischen Übersetzung und der Urschrift einzulassen, wie die Entscheidung bei einer Reihe unserer hervorragendsten und würdigsten Geistlichen ausgefallen ist.

Vor allem wird man fragen: wie stellte sich Claus Harms? Der hatte 1830, dem Buchstaben seines Amtseides getreu, die Lornsensche Bewegung in Kopenhagen zur Anzeige gebracht. Er hatte aber auch 1814 mit nicht alltäglicher Mannhaftigkeit von dem „Kriege nach dem Kriege," von der Willkür der kleinen Machthaber gepredigt und heillosem Wesen in der Gemeinde-Verwaltung und Beamtenwelt Wandel geschafft. Er trat 1848 ganz auf die Seite seiner Landsleute. Obwohl ein Anhänger der unbeschränkten, sog. väterlichen Königsgewalt, übernahm er doch, der konstituierenden Landesversammlung die Eröffnungspredigt zu halten. „Ich war," so schreibt er selbst, „der Obrigkeit gehorsam, nicht sowohl der, welche eben Gewalt über mich hatte, sondern die ich für eine rechtmäßige hielt, weil man in Kopenhagen . . . sowohl den König von Dänemark als den Herzog von Schleswig-Holstein zu einem unfreien gemacht hatte in einer dortigen Revolution." Und in einer Predigt über die Stellung der lutherischen Christen zu der Welt spricht er sich noch ausdrücklicher so aus: „Ich bin nicht des bekannten Berliner Dafürhaltens, daß ein Prediger mit seinem Beruf auf ein ganz anderes Lebensgebiet gestellt sei, das politische nicht betreten dürfe. Nein, nein, der Predigerberuf gehet soweit als das Leben geht, und mag es wohl auf der Kanzel gerügt werden, wenn die Dorfjugend Äpfel stiehlt: so kann doch nimmer etwas dawider sein, wenn Landesrechte geraubt werden oder geraubt zu werden in Gefahr stehen, daß dann der Prediger auch spreche hiervon, *gleicherweise wenn Fürstenrechte gekränkt und obrigkeitliche* Anordnungen überschritten werden."

Am dringlichsten und unabweisbarsten trat die Frage der Parteiergreifung an die Prediger des zunächst allein bedrohten Schleswig heran.

Am Freitag hatte sich die provisorische Regierung angekündigt. Am Sonntag darauf legte der damalige Prediger der Friedrichsberger Gemeinde und Propst von Hütten, Nielsen, „im Anschluß an das Übliche" eine Berufung ein „von dem Könige, unserm Landesherrn noch zur Stunde" an den höchsten Herrn im Himmel. 14 bange Tage vergingen; die Schwüle vor dem Sturm. Am Sonntage den 9. April sprengte das dänische Heer die zusammenhangslosen, führerlosen, unglaublich ungeschickt aufgestellten Bataillone, welche der Prinz von Noer zusammengebracht

hatte, auseinander. Am 11. rückten die Dänen in die Stadt Schleswig ein; der König selbst kam. Den Beamten wurden 7 Fragen vorgelegt, innerhalb 24 Stunden zu beantworten: über ihre bisherige Stellung zur provisorischen Regierung, über die Beweggründe dazu, über ihre Bereitwilligkeit, ihrer Unterthanenpflicht nachzukommen. Eine Versammlung der Schleswiger Prediger und Gymnasiallehrer im Hause des Propsten entschied sich einmütig „für das Recht unseres Fürsten und unseres Volkes.“

Am Osterabend zeigte die Fortführung des Pastors Haack in Haddebye unter einer Wache von Dragonern, was der Schleswiger Prediger warte, als am Ostersonntage die Lärmtrommel die zahlreich erschienenen dänischen Soldaten aus den Kirchen und der Predigt rief. Der blutige Kampf, obwohl eingestellt, als er den weichenden verhängnisvoll zu werden drohte, erreichte doch seinen Zweck: Schleswig ward frei, die provisorische Regierung waltete im ganzen Lande ohne Widerstand.

Mit der Fürbitte hatten es einstweilen die Prediger verschieden gehalten. Da der König von Dänemark als Herzog von Schleswig-Holstein der ausdrücklich anerkannte Landesherr war, waren einige bei der hergebrachten Form geblieben. Das hatte aber stellenweise die Kirchen geleert,*) in Altona sogar Ausschreitungen veranlaßt. Andere hatten den Umständen gemäß Änderungen oder Zusätze gemacht. Auch für die provisorische Regierung wurde gebetet. Der so eingetretenen Ungleichheit machte die Regierung durch einen Erlaß vom 13. Mai ein Ende, welcher vorschrieb, sich der Worte: „Segne unsern Fürsten und alle Obrigkeit“ zu bedienen; eine mit Nielsen beratene Fassung, die sich an Luther anlehnte und durch Vermeidung des Wortes Herzog einer naheliegenden Mißdeutung vorbeugte.

So verging der Sommer. Auf dem Kriegsschauplatze trat nach Verdrängung der Dänen vom Festlande Schleswigs ein völliger Stillstand ein. Das planlose und nutzlose Blutvergießen vor Düppel Ende Mai und Anfang Juni war nicht geeignet, die durch Wildenbruchs Note an den König von Dänemark verratene wahre Haltung der preußischen Regierung in einem andern Lichte erscheinen zu lassen.

Der Malmöer Waffenstillstand, von der preußischen Regierung ohne Vorfrage bei der Zentralgewalt genehmigt, bestimmte: die Sonderung der schleswig-holsteinischen Armee, die Einsetzung einer gemeinsamen Regierung unter einem so ausgesprochenen Landesfeinde wie Karl Moltke, die Aufhebung aller seit dem 17. März erlassenen Gesetze.

---

*) Nielsen, Materialien zu einer Appellation für Schleswig-Holstein und dessen Geistlichkeit. Schleswig 1849. S. 60.

Dahlmanns gewaltige Rede in der Frankfurter Nationalversammlung und der erste Beschluß derselben gegen die Ausführung des Vertrages blieb zwar ohne Folge, aber nicht ohne Wirkung. Den September-Tagen von Frankfurt, so unheilvoll sie für immer gekennzeichnet sind, wird es dennoch zuzuschreiben sein, daß keine Macht es wagte, dem entschlossenen und einmütigen Widerstande der Regierung, Vertretung und Bevölkerung des Landes entgegenzutreten, der den Waffenstillstand in seiner thatsächlichen Ausführung zu dem graden Gegenteil seines Entwurfes auf dem Papier umgestaltete. Unter der gemeinsamen Regierung, wie sie nach Moltkes Flucht aus Itzehoe zusammengesetzt wurde, genossen die Herzogtümer 7 Monate lang ihrer Vereinigung wie ihrer Selbständigkeit.

Im März folgte der gemeinsamen Regierung, eingesetzt von der Frankfurter Zentralgewalt, die Statthalterschaft.

Den neuen Feldzug eröffnete eine Reihe glänzender Erfolge: der Tag von Eckernförde erregte Aufsehen in der ganzen Welt, im Lande und im deutschen Volke weckte er einen Jubel, der nur mit dem von Sedan zu vergleichen ist. In kaum 3 Wochen schloß sich der Sieg von Kolding, das Gefecht von Gudsö würdig an. Es folgte für die junge, aber wenig zahlreiche schleswig-holsteinische Armee die Einschließung von Friedericia. Die Bundesarmee stand zur einen Hälfte dem dänischen Nordkorps, zur andern der Besatzung von Düppel-Alsen thatlos gegenüber. Sie ließ es geschehen, daß beide Abteilungen der dänischen Armee sich auf Fühnen vereinigten. Bonin weigerte sich bis zum letzten Augenblick, der längst erkannten, landkundig gewordenen Gefahr eines Überfalls der gesamten dänischen Macht irgendwelche Vorkehrungen entgegenzustellen. Die auf 2 Meilen zerstreute schleswig-holsteinische Armee erlitt von dem fast doppelt so starken Feinde eine blutige Niederlage.

Was diesen Vorgang zu einem dunklen und wahrhaft grauenhaften macht, das ist die unbestreitbare Thatsache, daß zur selben Zeit der Waffenstillstand zwischen Preußen und Dänemark schon fertig war: vier Tage später erfolgte seine Unterzeichnung! Es ist ganz klar: was der dänische Racheburst verlangt hatte, hatte das Ministerium Brandenburg ihm nachgesehn. Prittwitz sah nichts. Bonin that nichts. Die Dänen sättigten sich am schleswig-holsteinischen Blute.

Ein gewiß unverfänglicher Zeuge, der dermalige preußische Gesandte in London, Ritter Bunsen, schreibt: „Es ist kein Zweifel, daß die Dänen die Unterhandlungen aufhielten, um diesen Koup erst möglich zu machen... Es ist zum Verzweifeln und man möchte blutige Thränen weinen.... Das tragische Ereignis von Friedericia macht einen entsetzlichen Eindruck...."

Der abgeschlossene Waffenstillstand selbst zeigte den Fortschritt, den die rückläufige Bewegung seit dem August des vorigen Jahres gemacht hatte. Die Herzogtümer wurden von einander getrennt, Schleswig sollte „selbständig" sein, aber unbeschadet der politischen Verbindung mit Dänemark! Diese angebliche Selbständigkeit bildete auch die Grundlage des gleichzeitig unterzeichneten Friedensprotokolls. Eine „Landesverwaltung," bestehend aus einem Dänen, einem Preußen und als Obmann einem Engländer, Tillisch, Eulenburg, Hodges, sollte Schleswig „im Namen des Königs von Dänemark und in Gemäßheit der bestehenden Gesetze" verwalten.

Der Kabinetssekretär Ferdinand von Tillisch, wohl zu unterscheiden von seinem 1844 verstorbenen, so wohlgesinnten und vielvermißten Bruder und Amtsvorgänger, war ein fanatischer Anhänger der eiderdänischen Politik.

Eulenburg, Botho Heinrich, — Vetter von Friedrich Albrecht, Minister 1862—78 und Vater Bothos, Minister von 1878—81 — war Landrat des Kreises Friedland, dann bei den Regierungen von Königsberg und Stettin beschäftigt gewesen. Seine Auffassungsweise spricht er in einem berühmt gewordenen Briefe an Nielsen so aus: „Ich gebe aber zu, daß es Zustände geben kann, in denen die Regeln der Klugheit nicht gelten mögen, und das sind namentlich die, in denen eine Pflichtverletzung oder ein Unrecht verlangt wird. So richtig dieser Grundsatz für den einzelnen Menschen im Gebiete des Glaubens und der Moral ist, so ist in den meisten Fällen dieser Grundsatz für den einzelnen Staatsbürger im Gebiete der Politik und des Staatsrechts garnicht anwendbar."

Den Engländer lernt man aus der Antwort kennen, die er auf Vorwürfe über seine Parteilichkeit für die Dänen gegeben haben soll: Ich habe die Weine der Schleswig-Holsteiner getrunken und ihre Füchse gejagt; warum sollte ich ihnen böse sein?

Diese „Dreimänner" erhielten die Ermächtigung, von den Gesetzen aus dem Jahre 1848 diejenigen aufzuheben, welche ihnen gut schien. Das Herzogtum wurde in zwei Hälften geteilt; die Teilungslinie lief von Tondern in südöstlicher Richtung so, um noch sieben deutsch redende Kirchspiele Angelns mit einzuschließen. Im Norden sollten 2000 Schweden, im Süden 6000 Preußen stehen, Alsen und Arroe werde Dänemark „fortfahren militärisch besetzt zu halten."

Die Statthalterschaft richtete gegen diese Abmachungen, die „unmöglich sein würden, so lange Sinn für Recht und Ehre in Deutschland herrsche," eine schlagende Absage nach Berlin wie an die übrigen deutschen Regierungen. Am 19. Juli beschloß die Landesversammlung in Über-

einstimmung mit der Statthalterschaft die Unverbindlichkeit des preußisch-dänischen Waffenstillstandes für Schleswig-Holstein. Die Möglichkeit eines thätlichen Widerstandes hatte der Schlag von Friedericia beseitigt: Bonin erklärte sich auf Befragen gegen den Versuch. Der leidende Widerstand aber blieb möglich. Die Statthalterschaft zog das Heer hinter die Eider zurück und verlegte selbst ihren Sitz nach Kiel. Am 25. August erließ sie „an alle Behörden und Beamte, geistlichen und weltlichen Standes" eine Kundgebung über die Lage mit der Aufforderung, „daß sie auch während des faktischen Bestehens der Verwaltungs-Kommission die mit ihrer amtlichen Stellung verbundenen Geschäfte zum Wohle des Landes fortsetzen möchten, solange und soweit sie solches mit ihrer Pflicht und ihrem Gewissen zu vereinigen imstande seien."

Am 25. August wurde die Landesverwaltung eingesetzt und erließ ihre Ansprache an das Land. Es ist bezeichnend für das Maß von Eifer und Umsicht, das die preußische Regierung der schleswig-holsteinischen Sache zuwandte, daß man bei den Verhandlungen vergessen hatte, den Zusatz „als Herzog von Schleswig" zu den Worten „im Namen des Königs von Dänemark" auszubedingen; das wäre ja nämlich selbstverständlich gewesen. Dem Oberpräsidenten v. Bonin ließen die Dänen bei der Einsetzung die harmlose Genugtuung, zu Protokoll zu geben, daß die Landesverwaltung zwar im Namen des Königs von Dänemark, aber nur in dessen Eigenschaft als Herzog von Schleswig das Herzogtum zu regieren habe. Am 27. August war es nicht der Herzog von Schleswig, sondern der König von Dänemark, der eine Proklamation an die Schleswiger erließ.

Damit war Schleswigs Geschick zunächst in die Hand der Schleswiger gelegt; die Haltung des Schleswiger aber war zum guten Teil durch die ihrer Führer bedingt. An sie, insonderheit an die Geistlichen, trat eine schwere Verantwortlichkeit heran. Sie haben sie mit Mut und Treue übernommen, mit Ehren und nicht ohne Erfolg getragen. Lassen Sie mich einem dieser Männer und nicht dem letzten, auch später einem berufenen und warmen Verfechter seiner Kirche, dem Prediger an St. Michaelis in Schleswig, das Wort geben, das aus der damaligen schweren Lage erwachsen ist. „Jetzt soll sich zeigen,"*) spricht er, „ob unser Gewissen eine Schärfe hat, oder ob es stumpf ist. Es ist aber recht, daß unsere Sache dahin gekommen ist, denn hier soll sie die letzte Probe bestehn. . . . Die wissenschaftlich Gebildeten, deren Kern der Beamten-

*) Baumgarten Die Gewissensfrage der schleswigschen Beamten. Schleswig 1849. S. 4 u. 5. 8, 9, 10.

stand ist, ist der Träger unserer Rechtsidee gewesen . . . nun sollen die bisherigen Leiter und Führer der Bewegung auf den freien Plan treten und zeigen mit der That, wie tief das Recht, das sie mit Begeisterung priesen, in ihnen selber Wurzel geschlagen; zeigen sie jetzt, daß dieses Rechtsbewußtsein ein Teil ihres Daseins geworden ist . . . so ist der Einfluß, den sie auf das Volk ausgeübt haben, ein vollkommen gerechtfertigter; stellt sich aber heraus, daß sie jetzt das Recht des Landes nach ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit zurecht legen oder um ihrer persönlichen Lage willen für das Recht des Volkes . . . nur ein schwaches, unwirksames Gefühl besitzen, so sind sie . . . nichts als Demagogen gewesen". . . . „O, Ihr deutschen Fürsten und Völker, die Ihr Euer Wort uns so hoch und heilig verpfändet habt, könnt Ihr es unserm unschuldig blutenden Volke verargen, wenn es endlich auch anfangen will, an deutscher Treue zu verzweifeln? Das Gift des Mißtrauens ist namentlich durch den Berliner Waffenstillstand tief in das Gemüt unsers Volkes gedrungen. Aber es ist noch nichts verloren und alles wieder gut zu machen, wenn das öffentliche Vertrauen innerhalb des Volkes und Landes aufrecht erhalten wird. Und hier stellt sich die sehr wichtige Aufgabe ein, die uns Beamten in dieser Zeit obliegt. Das ganze Volk sieht mit scharfem Auge, mit hochgespannten Erwartungen auf uns. . . . Sie wissen es, daß die Beamten sich allesamt zu diesem Rechte mit lauter Stimme bekannt haben, nun wollen sie erfahren, ob diese Männer des Wortes, da an sie die Probe kommt, ihr Wort auch mit der That beweisen, ob sie sich und ihre Existenz auch daran setzen und daran wagen und sich mit allem in das Heiligtum des gottgegebenen und gottgeordneten Rechts flüchten können. . . . Wird das Volk in dem selbstverleugnenden mannhaften Betragen und Verhalten seiner Beamten . . . die Wahrheit und Macht seines Rechtes aus allem Wirrsal heraus aufleuchten sehen, so ist sein volles Vertrauen zum öffentlichen Leben nicht bloß wiederhergestellt, sondern es ist auch für eine weite Zukunft zur höchsten Kraft gestählt. Dagegen . . . besteht auch jetzt, da für die Beamten die Zeit des Leidens und Wirkens gekommen ist, unsere Tapferkeit in Worten und nicht in Thaten, nun so wirft das Volk unser ganzes Thun und Treiben mit allem Otterngezücht der Diplomatie zusammen in den Abgrund der Verdammnis."

In diesem Sinn und in der Absicht zugleich auf die Anklagen der preußischen Freunde wie der dänischen Feinde den Thatbeweis zu liefern, daß sie es einerseits nicht mit Aufrührern, wie in Baden und in der Pfalz, andererseits nicht mit Meineidigen zu thun hätten, vereinigten sich, noch vor der Kundgebung der Statthalterschaft, die Prediger der

Stadt Schleswig und der von Haddebye in der Superintendentur und unterzeichneten bereits am 22. August eine Erklärung von folgendem Hauptinhalt:

1. Unsere rechtmäßige Obrigkeit ist die Statthalterschaft; ihr sind wir zu gehorchen verbunden.
2. Von ihr erwarten wir Anweisung über unser Verhalten, wenn sie zum Wohle des Gesamtvaterlandes die Landesverwaltung thatsächlich in Schleswig gewähren läßt.
3. Weiset sie uns zu thatsächlicher Fügsamkeit an, so werden wir gehorchen, bis uns zugemutet wird, zur Unterwerfung Schleswigs unter Dänemark mitzuwirken.

Dieser schleswigschen Erklärung traten sämtliche Prediger des Herzogtums bis auf 15 bei.

Am 29. August entschied sich auch eine weitere Versammlung von Beamten auf dem Schleswiger Rathause für den Anschluß an das Beispiel der Geistlichen.

Am 12. September hob nun die Landesverwaltung außer andern Gesetzen und Verordnungen der sog. provisorischen Zeit auch die vom 13. Mai 1848 auf und forderte die Fürbitte für den König von Dänemark wie Veröffentlichungen im Namen des Königs.

Die Lage wurde immer drohender. In stiller Einsamkeit wie gemeinsam miteinander im St. Michaelis-Pastorat und in Ravens Gasthof erwogen die Betroffenen, was zu thun sei. Aus diesen Erwägungen gingen Baumgartens neue Schrift: „Die verbotene Fürbitte und die schleswigschen Prediger und Gemeinden", sowie die „Fernere Erklärung der Geistlichkeit des Herzogtums Schleswig vom 15. Oktober 1849" hervor. Diese letztere, nach der Schreibweise zu urteilen von Nielsen verfaßt, erklärt ihren wohlüberlegten Entschluß „öffentlich und vor jedermann", die Veränderung im Kirchengebete sich nicht aufdrängen lassen zu wollen, weil sie dadurch an ihrem Teile zu einem Unrecht mitwirken würden. Sie wendet sich dann an die „Widersacher unseres Rechts", wo sie immer „thronen und wohnen" mögen, und bittet, „das notgedrungene Wort der Diener des Evangeliums nicht zu verachten" und schließt mit einer Mahnung an die Mitbürger zum Ausharren in Geduld.

An Eulenburg erließ damals, Okt. 24, Nielsen seine treffende Antwort auf das oben erwähnte Zuschreiben Eulenburgs vom 18. Oktober, „ . . . Nehmen Sie sich hier mit mir in Acht, ich bin theologischer Examinator in der Moral! oder, wenn Sie Ernst beföhlen, würde ich mit dem ganzen Ernst, wie ein Beichtvater ihn hat, Sie fragen müssen, wo stehet d a s geschrieben? Gott behüte uns in allen Gnaden, daß wir

unserer allerheiligsten Religion das anthun sollten, zu meinen: es könne auch nur ein Gebiet geben, mag das nun Politik oder Staatsrecht, oder was es will heißen, wohin das seligmachende Evangelium von Jesu Christo keine Macht und keine Befugnis hätte die Strahlen seines erhellenden Lichtes zu entsenden!"

Jener zweiten Erklärung traten sämtliche Prediger des Herzogtums bis auf 13 bei. Dann aber schlossen sich in langer Reihe auch alle Propsteien Holsteins durch brüderliche Zuschriften und herzliche Zustimmungen an: die gesamte Geistlichkeit des Landes, vom General-Superintendenten herab bis zum jüngsten Diakonus, stand für einen Mann, hinter ihr aber standen auch die Gemeinden. Die Landesverwaltung war nicht imstande, diesen Widerstand zu brechen noch auch zu mißachten. Ein Zustand nie gesehener Art ergab sich: völlige Regierungslosigkeit und dennoch eine innere Zucht und Selbstverwaltung, die das Erstaunen und die Bewunderung nicht bloß unparteiischer Beobachter erregt hat. Ohne Zwang und Überwachung flossen die Steuern aus mehr als dem halben Herzogtum nach Rendsburg in die richtige Kasse; ohne Ruf erschienen die Dienstpflichtigen bei ihren Truppenteilen in Holstein. Polizei-Vergehen, Verbrechen, bürgerliche Streitigkeiten zeigten eine merkliche Abnahme. Arbeiter haben ihren Arbeitgebern erklärt, es sei jetzt keine Zeit miteinander zu hadern. Für die ihrer Stellung Beraubten traten die Gemeinden mit rührender Bereitwilligkeit ein: dem entsetzten Pastor Haack sicherte die Gemeinde Haddebye sein ganzes Gehalt.

Die entschlossene Stimmung der Bevölkerung und ihrer Führer zeigte sich auch in folgendem bedeutsamen Schritt. *)

Am 21. November erschienen auf Einladung von Altona und Schleswig eine große Anzahl bevollmächtigter Vertrauensmänner, auch aus den nördlichen Städten Flensburg, Apenrade, Hadersleben, besonders aus dem Amte Tondern und Angeln in Kiel, um „auf Mittel und Wege" zu sinnen, „dem Druck der Landesverwaltung, die alles Recht mit Füßen trete, ein Ende zu machen." Namentlich aus dem Schleswigschen wurden Stimmen laut, es bleibe nichts übrig als der Krieg. Man einigte sich über eine Adresse, welche unter Berufung auf „die Not dieser schweren Zeit" und dem dadurch geweckten Bedürfnis der Bevölkerung, ein Zeugnis ihrer Gesinnung abzulegen, der Regierung wie der Landesvertretung die Erwartung ausspricht:

1. daß der in Schleswig eingetretenen Anarchie sobald wie möglich ein Ende gemacht werde;

*) Baumgarten Die Überreichung der schleswig-holsteinischen Adresse an die Landesversammlung.

2. daß die endgültige Ordnung der schleswig-holsteinischen Frage nur auf Grundlage der Landesgerechtsame geschehe;
3. daß, im Fall eine solche Ordnung nicht zu erreichen oder zu erwarten stehe, der Krieg von den Herzogtümern allein schleunigst wieder aufgenommen werde und endlich
4. daß zu dem Ende das Verhältnis der preußischen Offiziere zur Staatsgewalt der Herzogtümer zur Entscheidung gebracht werde.

Ein Prediger des Evangeliums, Baumgarten, war es, der zum Sprecher der aus 12 Gliedern bestehenden Abordnung an die Statthalterschaft gewählt ward. Er führte in längerer Rede den leitenden Gedanken aus, Schleswig-Holstein genieße das hohe Glück der völligen Eintracht und Einmütigkeit zwischen Regierung und Volk. Das Wort des 24. März 1848 habe einen starken Widerhall gefunden. Was sie jetzt aussprächen, sei nur ein Einstimmen in die Rechtsüberzeugung der Statthalterschaft, vielleicht in so prüfender Zeit kein ganz wertloses Zeugnis für ihre Erwägungen. Die Bevölkerung, obwohl seit 2 Jahren mit den Lasten und Leiden des Krieges bekannt, scheue zur Wahrung ihres Rechtes die Wiederaufnahme der Waffen nicht.

Reventlou antwortete mit dem Ausdruck der Freude über das ausgesprochene Vertrauen, des Schmerzes über den „heillosen Zustand“ in Schleswig, des Stolzes über die „bewundernswürdige Haltung“ des Landes. Daß ein deutscher Mann seinen Namen und Willen zu Maßregeln hergeben würde, wie sie jetzt getroffen würden, hätte die Statthalterschaft nie für möglich gehalten. Sie teile die Meinung, daß der Friede nur auf Grundlage des Landesrechtes geschlossen werden dürfe. Das Staatsgrundgesetz werde Änderungen erfahren müssen. Die schwierige Frage um die Stellung der preußischen Offiziere hoffe man gerade jetzt in erwünschter Weise zu lösen. Am ernstesten sei die Frage nach Erneuerung des Krieges. Nur, wenn alle Hoffnungen schwänden, werde sich die Statthalterschaft zu diesem schweren Schritte entschließen.

Vor dem Präsidenten der Landesversammlung, Bargum, und der Versammlung von Abgeordneten und anderen angesehenen Männern, die ihn umgab, sprach Baumgarten, — der Mann des Friedens, — mit einer Entschiedenheit für den Krieg, die sich nur durch die „Not der schweren Zeit“ und eine sehr entschiedene Überzeugung erklärt „Wir kommen . . . um als ein letztes Auskunftsmittel zur Lösung der uns umfangenden Verwicklung den Krieg zu bezeichnen;“ ein Beginnen „mehr als tollkühn“, aber aufgedrungen „von einer innern, geistigen, sittlichen Notwendigkeit.“ Gerade weil es nach einem schönen Frühling Herbst geworden, gälte es „festzuhalten und nicht zu verzagen.“ „Ist ein klares,

bares Recht aufgegeben, so bleibt im Staatsleben nichts Gesundes übrig und das Staatsleben verliert allen sittlichen und religiösen Inhalt" . . . Wir haben es thatsächlich erfahren, daß unser Recht die eigentliche Substanz unseres Volkes, unseres Staates ist. Ist aber dieses, so ist unser Recht mehr wert, als alles, was wir haben, und was wir sind. Darum sind wir es dem Rechte schuldig, daß wir den höchsten Preis dafür einsetzen müssen." . . . „Als wir unsern Kampf begannen, da schauten und bauten wir auf Menschen und Fürsten. Es hat sich an uns das Wort der Schrift bewähret, verlasset euch nicht auf Menschen und nicht auf Fürsten, sie können euch nicht helfen." . . . Es ist zwar eine traurige Erfahrung, die wir mit unsern deutschen Brüdern gemacht haben, und ich will es uns hier ersparen, alle die traurigen Empfindungen, die in diesen Erfahrungen liegen, wiederum aufzuwecken. Eins jedoch kann ich nicht verschweigen. . . . Deutsche Männer sind es und deutsche Soldaten, welche im Herzogtum Schleswig das Gewissen des Volkes und der Beamten auf die Folter spannen! Es ist ein trauriges Zeichen, daß nicht ein Schrei des Entsetzens von einem Ende zum andern durch Deutschland geht! . . . Doch schärfer noch als unsre deutschen Brüder trifft der Tadel die deutschen Fürsten. Und auf ihnen lastet eine große schwere Schuld. Aber ich will eine Entschuldigung für die deutschen Fürsten, die unser Recht verlassen haben, aussprechen . . . . Gelehret sind sie meistens dahin, daß ihr Wille und ihre Einsicht, wenn auch nicht die einzigen, so doch die vornehmsten Quellen des Rechtes sind . . . (Diesen) fürstlichen Irrtümern fehlt es immerfort an dem letzten gründlichen Gegenbeweise. Dieser gründliche Gegenbeweis ist das Wort, welches der Markgraf Georg von Brandenburg sprach, als ihm der Kaiser Karl etwas befahl, was gegen sein Gewissen war: eher wollte ich, sprach er, hier vor Ew. kaiserlichen Majestät niederknieen und mir den Kopf lassen abhauen . . . Wo sind denn jetzt die Minister, die Generäle, die Präsidenten, die Landesversammlungen, welche ihren Fürsten so entgegen traten? . . . Jetzt ist das Auge der deutschen Fürsten für unser Recht ganz getrübt. Aber wenn wir fortfahren auf unserm Wege, nicht reden, sondern handeln, nicht prahlen, sondern leiden für unser Recht, wenn unser Volk die letzte Sprache unseres Rechtes führt . . . . so wird es sich zuerst alleine in den Kampf stellen, aber ich zweifle nicht, im weiteren Verlauf werden deutsche Fürsten neben ihm stehen." . . .

Bargum antwortete als Vorsitzender mit einigen Worten des Dankes für die Teilnahme des Landes an den Beratungen seiner Vertreter, als Abgeordneter und Schleswig-Holsteiner ausführlich und mit großer Wärme. Noch nie sei er in ähnlicher Lage teils so freudig, teils so

schmerzlich bewegt gewesen. Mit Trauer erfüllten ihn die Verhältnisse im deutschen Vaterlande, die Unentschiedenheit, Hoffnungslosigkeit und Selbstsucht der Parteien und der Sonderstaaten, die Verblendung der Mächtigen wie der Massen. Auch der Zustand in Schleswig-Holstein müsse mit Schmerz erfüllen. Freudigkeit allein verleihe der Anblick der immer noch wachsenden Einigkeit des schleswig-holsteinischen Volkes unter sich. Angesichts einer solchen Abordnung aus allen Teilen des Landes könne der Feind sein Geschrei nicht mehr wiederholen, die schleswig-holsteinische Bewegung sei nur das Werk einer kleinen, ehrgeizigen Partei. „Wir fühlen uns einig wie eine Familie, die vom Unglück heimgesucht ist. Die Wiederaufnahme des Krieges ist für uns eine ernste Frage; aber sollte man unser Vaterland auseinander reißen wollen, dann müssen wir sie wagen. Nie mögen unsere Nachkommen sagen dürfen, daß wir schwach gewesen sind und den rechten Augenblick haben vorübergehen lassen. Den Frieden wollen wir, wenn es sein kann, den Krieg, wenn es sein muß."

Mit einem Hoch auf das einige, ungeteilte Schleswig-Holstein schloß der bedeutsame Vorgang.

Am 12. November*) bequemte sich endlich die Landesverwaltung widerwillig genug dem langen preußischen Drängen. Es hätte nie, so hieß es, in der Allerhöchsten Absicht gelegen, etwas Anderes auszusprechen, als die Führung der Regierung im Herzogtum Schleswig im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark, Herzogs zu Schleswig. Bei der offenbaren Umgehung des Kerns der Frage, nämlich ob die Landesverwaltung im Namen des Königs *als* Herzogs von Schleswig auftrete, konnte eine solche Erklärung kaum anders denn als Hohn erscheinen. Zudem verband sie nun, gleichsam zur Entschädigung für das Opfer, das sie gebracht mit dieser Erklärung, die „alle Veranlassung zum Mißtrauen aus dem Wege räumen" sollte, die Ankündigung, daß sie es nun „um so mehr für ihre Pflicht halte, ihrer Autorität künftig in jeder Weise Folge zu verschaffen."

Begonnen hatten die Amtsentlassungen schon. Der dänische Kommissar hatte anfangs den Antrag gestellt, alle seit März 1848 eingesetzten Beamten zu entfernen. Dem hatte sich jedoch das preußische Mitglied widersetzt und der englische Obmann war ihm beigetreten. Bei dem ersten Einzelfall, dem des Pastor Petersen, Fjelstrup, Propstei Hadersleben, wurde auch der Vorgesetzte des Betreffenden, Propst Prahl, zu

*) Die Kirche und Schule Schleswigs im Kampfe mit der sog. Landesverwaltung. Kiel 1850.

einem Berichte aufgefordert, es mußte auch noch der Obmann angerufen werden, es wurde auch noch ein Wartegeld bewilligt. Die Verwahrung Rehhoffs freilich, Superintendenten für das nördliche Schleswig, (vom 14. November) wurde mit Zurückweisung und drohender Warnung beantwortet. Dem nächsten Opfer der Gewalt, Axelsen in Düppel, wurde es noch anheimgestellt, sich um ein Ruhgehalt zu bemühen. Die Entfernung des Pastor Haack zu Haddebye verfügte die Landesversammlung, ohne sie durchsetzen zu können. Auch Pastor Grauer-Jordkirch erhielt noch die Erlaubnis, sich um ein Wartegeld zu bewerben. Pastor Petersen zu Ulderup wurde bereits ohne Vernehmung des Superintendenten und ohne alle Aussicht auf Entschädigung entlassen. Eine lange Reihe von Lehrern niederer und höherer Schulen folgte, unter ihnen die des vortrefflichen Direktors Lübker in Flensburg. Wollesen-Broacker wurde wieder ein Wartegeld angeboten, Pastor und Propst Prahl in Oesbye, ein Mann von hervorragender Tüchtigkeit, in voller Ungnade entlassen. Da Propst Rehhof, einer der mildesten und achtunggebietendsten Vertreter unserer schleswig-holsteinischen Landeskirche, diesen Gewaltschritten nicht bloß jede Mitwirkung versagte, sondern auch die immerhin doch empfindlichen Waffen der Rechtsverwahrung entgegensetzte, wurde er durch Patent vom 21. Januar 1850 gleichfalls entlassen.*) Die Maßregel erregte die öffentliche Meinung um so tiefer, je unwürdiger nach allgemeinem Urteil der Nachfolger war, der dem Würdigsten gegeben ward, Pastor Hansen-Jordkirch. Rehhof selbst, die Apenrader Gemeinde, die Lehrer an seinen Schulen, die Prediger seiner Propstei, die Prediger der Propstei Hadersleben legten Verwahrung ein. Nielsen rief die südschleswigschen und holsteinischen Gemeinden, die Lehrer, die Landesuniversität zu einer Kundgebung auf und fand überall die willigste Folge. Unter den holsteinischen Predigern führte Versmann im Kirchen- und Schulblatte die Sache Schleswig-Holsteins am würdigsten und geschicktesten. Die 5 ordentlichen Professoren der theologischen Fakultät hatten aber schon, am 22. Januar, veranlaßt durch das heftige Sendschreiben des berühmten Theologen Dr. Martensen in Kopenhagen, eines gebornen Flensburgers, an Nielsen, dem letzteren und der ganzen gleichgesinnten Geistlichkeit ihre Zustimmung und Billigung bezeugt. Eine Versammlung der schleswigschen Geistlichkeit gab am 29. Januar 1850 in starken und treffenden Worten, die den Stempel Baumgartenschen Geistes trugen, ihrer sittlichen Entrüstung Ausdruck. Die Landesver-

*) Juni 1850 übernahm er einstweilen die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in der Landesregierung. 1851 ward er zum Pastor an St. Michaelis in Hamburg erwählt.

verwaltung ging ihren Gang. Eine lange Reihe von Entlassungen wurde teils verfügt, teils vollzogen. Die Opfer waren regelmäßig die tüchtigsten und geachtetsten Vertreter ihres Standes, — unter ihnen der in besonders unwürdiger Weise verfolgte Hauptpastor Schmidt in Grundtoft, der unter diesen Verfolgungen starb, — die Begünstigten meist nur durch dänischen Fanatismus und freche Umtriebe bekannt und empfohlen.

In Kiel, wo er sich als Mitglied des theologischen Prüfungs-Ausschusses aufhielt, erfuhr im April auch Nielsen seine Entlassung durch die Landesverwaltung. Er hatte sich nämlich geweigert, die Entlassung des allgemein geachteten Propsten von Flensburg, Volquarts, und seinen Nachfolger, den geschmeidigen Pastor Aschenfeldt, anzuerkennen. Der Meldung Aschenfeldts als Propsten hatte der Generalsuperintendent seine Nichtanerkennung, der Entschuldigung desselben in einem Privatbriefe seine Nichtachtung, den willkürlichen Verfügungen der Landesverwaltung die Paragraphen des Gesetzes entgegengestellt. An die Kirchenvisitatorien erließ er nun, selbst abgesetzt, die Ankündigung, daß er sein Amt nach wie vor fortführen werde. Von allen Seiten antwortete ihm freudigste Bereitwilligkeit. Der Arm der Landesverwaltung vermochte ihn nicht zu erreichen. Er blieb, was er war, blieb auch, statt einem Rufe nach Leipzig an Harleß' Stelle zu folgen, dem Lande treu.*)

Unter den folgenden Gewaltmaßregeln zeichnete sich die gegen den Pastor Desler in Quern durch besondere Gehässigkeit aus, einmal, weil sie einen Mann traf, der in bescheidenster Stille mit größter Treue ganz seinem Amte gelebt hatte, sodann weil andere wegen des ihm zur Last gelegten Verbrechens ganz unbehelligt blieben. Dafür entschädigten ihn denn auch die thatsächlichen Beweise der Liebe und Hochachtung von seiten seiner Gemeinde in wahrhaft rührender Weise.**) Durch die Unanfechtbarkeit seines Protestes ward der Hauptpastor Strodtmann unbequem: er teilte alle gesetzlichen Bestimmungen von der Kirchenordnung des Jahres 1542 bis zur Instruktion der schleswig-holsteinischen Regierung vom Jahre 1834, welche den Geistlichen Schutz gegen willkürliche Entlassungen sicherten, im Wortlaut mit.***)

*) 1864 hat Nielsen als Hofprediger und Ober-Kirchenrat in Oldenburg den Ansprüchen seines Großherzogs gegenüber das bessere Recht der Augustenburger mit seltenem Freimut verfochten.

**) Als Pastor Desler 1864 nach 14 Jahren der Verbannung zurückkehrte, führte ihm einer seiner Bauern das eine Pferd seines einstigen Gespanns wieder zu. Er hatte sie beide gekauft; eins war gestorben.

***) Bericht an den Minister von Schleinitz vom 18. März 1850 in „Schleswig-Holsteins Gegenwart im März 1854." Jena 1854. S. 18 ff.

Wurden auch solche Proteste teils garnicht beantwortet, teils „zur Berücksichtigung ungeeignet" befunden, so sprach sich doch eine Obrigkeit, welche zur Begründung ihrer Anordnungen nichts Anderes als den Tyrannenspruch: Tel est notre plaisir, in deutscher Übersetzung: Wir finden uns veranlaßt . . . vorzubringen wußte, in der öffentlichen Meinung selbst das Urteil.

Die heillosen Zustände jener traurigen Zeit im Herzogtum Schleswig ersehen wir am besten aus den Berichten zweier Männer, denen sicherlich keine Voreingenommenheit für Schleswig-Holstein beigemessen werden kann. Der Präsident Vollprecht aus Wiesbaden, Mitglied des dermaligen Verwaltungsrates der norddeutschen Union, bezeugt der Bevölkerung „wahre Vaterlandsliebe und ein tiefes sittliches Bewußtsein"; ohne „Ausschreitungen," ohne „leidenschaftliche Ausbrüche" fühle sie sich freilich unter einem „tiefen Weh über die gestörte Rechtssicherheit, die Verletzung sittlicher und religiöser Interessen," gequält von einem Zustande der Rechtlosigkeit, der durchaus unhaltbar sei und gegen dessen Fortdauer andere Übelstände, selbst die Schrecken eines erneuten Krieges nicht ins Gewicht fallen würden.

Im Winter 1850 ward der Generalstabs-Offizier und spätere General Julius v. Hartmann vom preußischen Ministerium in die Herzogtümer entsendet. Seine Eindrücke lassen Sie mich in einigen abgerissenen Sätzen, die seinen Berichten entnommen sind, kennzeichnen. „Die Zustände im Herzogtum Schleswig sind von der traurigsten Art. Im Norden der Demarkationslinie eine Gewaltherrschaft, die in der That jedes Rechtsgefühl verletzt; im Süden eine volle Regierungslosigkeit oder . . . Regierungsverwirrung." (Febr. 18.) „Es ist ein großes Unglück für diese Herzogtümer und für Deutschland, daß man sich nie bemüht hat, die hiesigen Verhältnisse vorurteilsfrei aufzufassen, und immer nur Rebellion und Advokaten-Aufruhr sieht, wo es doch eine . . . von den rührigsten, verständigsten Leuten, von einer durchaus aristokratisch gesinnten Bevölkerung getragene, wirklich nationale, sittliche Bewegung ist." (März 16.) „Wenn doch unser König diese Männer" (Rehhof, Nielsen, Ahlefeldt u. a.) „einmal sähe." — „Die Zustände in Schleswig-Holstein sind über jede Beschreibung schauderhaft und demoralisierend." (Privatbrief.) — „Ich kann nicht sagen, mit welchem Eckel mich der Blick in dies Gewebe von Schlaffheit und Unwahrheit . . . erfüllt hat . . . Ich fürchte, die Herzogtümer werden auch ein Opfer dieser Reaktion, die in blinder Wut alle Merkmale von 1848 vertilgen möchte, selbst wenn dieses mit Aufopferung von Ehre und von eine große Zukunft versprechenden Verhältnissen wäre." — Es ist „ein

himmelschreiendes Verscherzen und Mitfüßentreten unserer preußischen und deutschen Interessen." Vergessen Sie nicht: dies sind Worte eines preußischen Generalstabs-Offiziers — freilich eines gebornen Hannoveraners.

Noch unparteiischer wird ein Bericht von Tillisch (24. Nov. 1849) an den Minister des Innern gelten müssen,*) aus dem einige Sätze die unglaubliche und unleidliche Lage der Dinge von damals im grellsten Lichte zu zeigen geeignet sind. . . . „Wir" (Hodges und ich) „waren einstimmig der Meinung, daß man sich auf die preußischen Truppen nicht verlassen könne . . . daß wir demgemäß außer stande seien, gegen die revolutionären Beamten Maßregeln zu ergreifen. . . . Es ist uns ganz unmöglich, hier Boden zu gewinnen, solange ein feindliches Heer von 30 000 Mann (?!) trefflicher Truppen schlachtgerüstet an der Grenze steht. . . . Unsere ganze Lage ist zum äußersten verzweifelt. . . . Das Einzige, was ich thun kann, ist, daß ich hier bleibe und eine Scheinregierung führe zum Verderben des Landes, zur Schmach für den Namen des Königs und die Ehre Dänemarks."

Kein Wunder, wenn der Entschluß, aus solcher Lage selbst um den Preis eines neuen, ohne Beistand zu übernehmenden Krieges herauszukommen, immer weitere und höhere Kreise ergriff und im April auch die Statthalterschaft die entscheidenden Vorbereitungen traf. Bonin und die preußischen Offiziere, welche ihr Verhältnis zu Preußen nicht drangeben wollten, wurden entlassen, d. h. das Heer auf eigne Füße gestellt, jeder fremden Einwirkung entnommen; leider hieß es auch: der Nerv des Heeres durchschnitten. Die Statthalterschaft war in der Wahl des Oberbefehlshabers so unglücklich gewesen wie möglich. Willisen war ein Mann von jener Unklarheit des Urteils und Schwäche des Willens, die von bewußtem Verrat nur in den Beweggründen, nicht in den Wirkungen verschieden ist. Gegen die ersten Grundsätze der Staats- und Kriegsleitung eröffnete er ohne Auftrag eine völlig *aussichtslose, thörichte*, vom dänischen General auch keiner Antwort gewürdigte Verhandlung. Die Schlacht von Idstedt gab er in demselben Augenblick verloren, wo sie gewonnen war und in eine schwere Niederlage des dänischen Heeres zu verlaufen begann. Gegen seine eigene entschiedene Überzeugung als Feldherr — so gesteht er selbst in seinem Schreiben an die Statthalterschaft vom 6. Oktober 1850 — ließ er den sinnlosen Anlauf gegen den Brückenkopf von Missunde machen, ließ er endlich den mit unglaublicher Gewissenlosigkeit vorbereiteten, blutigen und vergeblichen Sturm auf

*) „Hamb. Börsenhalle" vom 11. Dezember 1849, den „Times" entlehnt. Abgedruckt in Forchhammer Zustände Schleswig-Holsteins.

Friedrichstadt unternehmen. Pour l'honneur des armes! soll v. d. Tann gefordert haben. Unheilvolles Fremdwort!

Das Ende nahte indes doch von anderer Seite her.

Vereinzelt allen feindseligen Großmächten gegenüber, von der sog. deutschen Großmacht Österreich noch offener bedroht als von Rußland, hatte Preußen, das damals doch auch schon über ein tüchtiges Heer, über Leute wie Roon, Moltke und Bismarck verfügte, unter der Regierung des ratlosen Königs Friedrich Wilhelm IV. nicht die Kraft gefunden, die deutsche Frage und mit ihr die schleswig-holsteinische zu lösen. Von einer Nachgiebigkeit zur andern gedrängt, kam dieser bald nachher einer so glänzenden Kraftentwicklung fähige Staat zu dem Abgrund der Demütigung herab, den der Name Olmütz bezeichnet. Preußen mußte der russisch-österreichischen Politik Schergendienste gegen das so unsäglich mißhandelte Hessen, gegen das unter den Schutz Preußens und des Reiches gestellte Schleswig-Holstein leisten, dessen Erhebung es als rechtmäßig anerkannt, zwei Jahre lang mit seiner Fahne gedeckt, mit seinen Waffen verfochten hatte. Friedrich Wilhelm IV. aber — und darin finden wir die psychologische Erklärung — pries das Glück Preußens, eines Sieges über Österreich überhoben worden zu sein.*)

Preußens Unterwerfung ließ Schleswig-Holstein kaum noch eine Wahl. Dennoch war es nur der eine Statthalter Reventlou und eine Mehrheit des Landtags von 47 gegen 28, welche sich zu fügen für geboten hielten.

Die Bundeskommissare versprachen:

1. die Wahrung des früheren Zustandes vor dem Kriege,
2. den Rückzug der dänischen Armee gleichzeitig mit dem der schleswig-holsteinischen,
3. die Besetzung von Rendsburg und Friedrichsort durch Schleswig-Holsteiner,
4. die Erhaltung der Stämme des schleswig-holsteinischen Heeres und der gesamten Kriegs-Ausrüstung,
5. den Wegfall des angedrohten preußisch-österreichischen Zwangsverfahrens.

In der Vollmacht seines Abgesandten hatte König Friedrich Wilhelm die Genehmigung der Abmachungen auf sein „Königliches Wort" versprochen.

Von allen 5 Zusagen ist keine einzige gehalten.

1. die dänische Armee rückte vor,
2. sie besetzte Rendsburg und Friedrichsort,

---

*) S. Sybel Begründung des Deutschen Reiches.

3. die Stämme der Armee wurden aufgelöst, die Waffen nach Dänemark geschafft,
4. die preußisch-österreichische Armee rückte ein,
5. auch der Zustand vor dem Kriege ward nicht wiederhergestellt.

Ich schweige von dem tiefen Grimm und Schmerz, mit dem diese Mißhandlung ein wahrhaft treues Volk, vor allem das Heer erfüllte. Nur wer ihn geteilt, kann ihn ermessen.

Aber ein Stachel blieb auch im preußischen Gewissen zurück. König Wilhelm hat die Überzeugung gehabt, in Schleswig-Holstein bleibe ein Unrecht zu sühnen.

Ist die Sühne später selbst nicht ohne Unrecht vollzogen, so wollen wir uns bescheiden, daß Recht und Wahrheit in irdischen Dingen nie ohne den Erdgeschmack der Schuld und Sünde zur Erscheinung kommt.

Den wackeren Streitern aber für Recht und Wahrheit wollen wir ein dankbares Andenken bewahren.

Feldspat, Thon und Ackererde.

Von Hauptlehrer **Peters** in Kiel.

Kennt der geneigte Leser einen Granit? Sollte das nicht der Fall sein, so sei er freundlichst gebeten, sich ihn zunächst anzusehen, um ihn kennen zu lernen. Letzteres ist keineswegs schwer. Zunächst ist er leicht aufzufinden; die Mehrzahl der sogenannten „Grausteine", wie sie besonders zum Pflastern verwendet werden, sind Granite. Schlägt man aber einen solchen Stein durch, so erkennt man an der frischen Bruchfläche auch seine Bestandteile, was um so leichter gelingt, je grobkörniger der Stein war. Es sind deren drei, welche mit Hülfe eines alten Reimspruches sich auch dem Gedächtnisse leicht einprägen:

Feldspat, Quarz und Glimmer
Die drei vergeß ich nimmer.

Der Glimmer, weiß oder schwärzlich von Farbe, ist der Regel nach am spärlichsten vorhanden. Man erkennt ihn sehr leicht daran, daß er sich mit dem Messer in feine, meist durchsichtige Platten spalten läßt. Der Quarz oder Kiesel zeigt unregelmäßigen Bruch. Man sieht es den Quarzteilen an, daß sie durch die Gewalt des Schlages zerbrochen sind und nicht, wie der Glimmer, gespalten. Sie sind entweder weiß oder bläulich, haben aber stets Glasglanz. — Der dritte Bestandteil ist der Feldspat, welcher uns näher beschäftigen soll. Er hat entweder weiße oder fleischrote Farbe. Aber auch, wenn er weiß ist, unterscheidet man ihn

sehr leicht vom gleichfarbigen Quarz. Er zeigt nämlich stets glatte, oft spiegelnde, wie Perlmutt glänzende Flächen, ist also, wie der Glimmer, im eigentlichen Sinne des Wortes spaltbar. Daher auch sein Name „Spat", welchen die Bergleute allen leicht spaltbaren Gesteinen beilegten. Die Spaltungsflächen aber sind stets Krystallflächen, also nicht beliebig, sondern bestimmt, von der Natur des Feldspats abhängig. Sollte aber durch die Gewalt des Schlages ein Feldspatstück zerbrochen sein, so wird man auch an dieser Stelle den Feldspat vom Quarz unterscheiden können; dieser hat, wie erwähnt, Glasglanz, jener ist matt. — Ich hoffe, daß diese Bemerkungen hinreichend sein werden, den Leser in den Stand zu setzen, einen Granit mit Sicherheit zu erkennen und seine Bestandteile zu unterscheiden.

Wer versucht hat, einen Granit zu zerschlagen, weiß, daß er sehr hart ist. Die Natur aber hat Mittel, auch diesen harten Gesellen zu zertrümmern; die wichtigsten derselben sind Feuchtigkeit und Temperaturwechsel. In die durch den letzteren erzeugten feinen Spalten dringt das Wasser ein und gefriert dort zur Winterzeit. Da das Eis einen größeren Raum einnimmt als das Wasser, wird der Spalt erweitert. Das geht so fort, bis der Stein auseinanderfällt. Vielleicht hat der Leser in einer Sandgrube oder sonst irgendwo schon einen Granit gefunden, der vollständig zu „Grus" geworden oder verwittert war. Untersuchen wir einen solchen genauer, so können wir gewiß sehr deutlich die drei Bestandteile unterscheiden; den Quarz finden wir in unregelmäßigen Körnern, den Feldspat in sechsflächigen, von schiefwinkligen Parallelogrammen begrenzten Stücken und den Glimmer an feinen Blättchen. Sondert man die Quarzkörner eines stark verwitterten Granits ab, wäscht sie vielleicht im Wasser noch etwas, so sieht man — Sand. In der That ist Sand nichts anderes als zerkleinerter Quarz. Bedenken wir nun, welch ungeheure Mengen von Sand in unsern Gruben, am Meeresstrande u. s. w. aufgehäuft sind, so bekommen wir eine Vorstellung von der Riesenarbeit der Natur, die fast geräuschlos sich vollzieht, aber um so sicherer wirkt.

Aber weshalb findet man in manchem Sand so selten Feldspatstücke und Glimmerblättchen? Das hat seinen Grund zunächst darin, daß der Quarz auch für sich große Felsmassen bildet, die also bei ihrer Verwitterung eben nur reinen Quarzsand geben, sodann aber darin, daß die chemische Zusammensetzung durchaus verschieden ist. Der Quarz wird bei der Verwitterung nur mechanisch zerkleinert, chemisch dagegen so gut wie garnicht angegriffen, Feldspat und Glimmer werden dagegen nicht bloß zertümmert, sondern auch chemisch zersetzt. Da sowohl die Zusammensetzung wie auch die Veränderungen bei beiden ziemlich gleich

sind, so berücksichtigen wir ausschließlich den wichtigeren Feldspat. Hinsichtlich seiner Zusammensetzung muß man zwei Arten unterscheiden, den Kali- und den Natronfeldspat. Beide enthalten kieselsaure Thonerde, der erstere außerdem kieselsaures Kali und der andere kieselsaures Natron. Die beiden letzteren Bestandteile sind im Wasser löslich, sobald dieses nur etwas Kohlensäure enthält, was bei fast allen Wässern unserer Erde der Fall ist. Kommt also einer der beiden Feldspate mit solchem Wasser in Berührung, so werden Kali oder Natron aufgelöst, ausgelaugt, die kieselsaure Thonerde bleibt zurück, und die nennen wir Thon. Nicht bloß im Granit ist Feldspat enthalten und nicht allein der Feldspat giebt bei der Verwitterung Thon; aber das wichtigste Muttergestein des Feldspats ist der Granit, und das wichtigste Muttergestein des Thons ist der Feldspat.

Der Thon wird durch Säuren nicht mehr verändert, ist also ein bleibendes Verwitterungsprodukt und darum eins der hauptsächlichsten Bodenbildungsmittel. Jeder weiß, wie groß seine Verbreitung im Ackerboden ist. Die Ost- und Westseite unserer Halbinsel sind mit fruchtbarem Thonboden gesegnet, der Mittelrücken ist dagegen im allgemeinen sandig. Sehr bezeichnend sagt man darum im Sprichwort: Schleswig-Holstein gleicht einem mit Pelz verbrämten Mantel; oder: Schleswig-Holstein gleicht einem Pfannkuchen, bei dem der Rand das beste ist. — Worauf beruht die Fruchtbarkeit des Thons? Ist er etwa direkt nährend für die Pflanze? Das kann nicht sein, da er, wie wir gesehen haben, im Wasser nicht löslich ist. In dieser Hinsicht verhält er sich genau wie der Sand und bildet einen Gegensatz zum Kalk, der unmittelbar den Pflanzen zur Nahrung dient. Ehe wir nun die gestellte Frage beantworten können, wollen wir sehen, was die Pflanze überhaupt von ihrem Boden verlangt. Der Regel nach wird die Bedeutung des Bodens wohl überschätzt; man meint, daß die Pflanze die ganze Menge ihrer Nahrung oder wenigstens den Hauptteil derselben mittels ihrer Wurzeln der Umgebung entziehe. Das ist nicht der Fall. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts bewies dies der belgische Arzt Helmont durch folgenden Versuch: Er pflanzte eine Weide, welche er vorher gewogen hatte, in einen Topf, der 100 kg Erde enthielt und begoß sie täglich mit Regenwasser. Die Weide gedieh, nahm zu und hatte nach fünfjähriger Kultur 82 kg an Gewicht gewonnen. Die Erde des Topfes hatte dagegen nur 60 g an Gewicht verloren.*) Damit war bewiesen, daß, auf die

*) Dr. A. Hansen. Die Ernährung der Pflanzen. Leipzig und Prag 1886. Das Wissen der Gegenwart. XXXVIII. Bd. Preis gebunden 1 M. Das Büchlein ist allen zu empfehlen, die sich mit den Methoden und den Ergebnissen der Forschung auf dem Gebiet der Pflanzenernährung bekannt machen wollen.

Masse gesehen, ein sehr geringer Teil der Nahrung aus dem Boden stammt. Um das noch mehr zu erhärten, sei daran erinnert, daß man Pflanzen in Nährlösungen ziehen kann, also in Wasser, welchem man nur die nötige Menge der späterhin noch zu erwähnenden Salze zuzusetzen hat. Endlich sei noch auf ein Verfahren hingewiesen, welches neuerdings in der Landwirtschaft vielfach zur Anwendung kommt. Man säet Lupinen und pflügt sie nachher unter. Würden diese Pflanzen ihre Nahrung nur dem Boden entziehen, so könnten sie bei ihrem Verwesen nur das zurückgeben, was sie empfangen, und das Verfahren wäre zwecklos.

Die Botanik lehrt, daß die Pflanze den Hauptteil ihrer Nahrung, den Kohlenstoff, in der Form von Kohlensäure der Luft entzieht. Wer nun aber meinen würde, der Boden sei doch eigentlich ziemlich nebensächlich, würde sehr irren. Der Boden ist zunächst die Wohnung der Pflanzen. Er muß ihren Wurzeln das Eindringen ermöglichen, damit sie gegen Stürme und Wasser sicher stehen; der Boden muß durchdringlich sein. Sodann soll der Boden den Pflanzen Wärme liefern. Freilich ist ja die Sonne die hauptsächlichste Spenderin der Wärme. Die Physik zeigt uns aber, daß die Luft unmittelbar nur sehr wenig durch die Sonnenstrahlen erwärmt wird; dies geschieht vielmehr durch Zurückstrahlung vom Boden. Natürlich kann das nur dann erfolgen, wenn der Boden zuvor Wärme aufgenommen hat. Das aber geschieht nur in bestimmten Zeiten des Jahres. Nun aber wollen doch viele Pflanzen für die ganze Dauer des Jahres wenigstens so viel Wärme haben, daß sie nicht ganz und gar zu Grunde gehen. Da muß der Boden aushelfen; er muß soviel Wärme ansammeln und festhalten, als zur Lebenserhaltung der Pflanzen notwendig ist. Dazu kommt, daß der Boden auch aus sich selbst Wärme erzeugen kann durch die in ihm vorgehenden chemischen Zersetzungen. — Ferner soll der Boden den Pflanzen Feuchtigkeit spenden. Ohne Wasser kann keine Pflanze leben. Dieses macht den Boden weich, daß die Wurzeln leichter eindringen können, es löst die im Boden enthaltenen Nährstoffe und ist im Innern der Pflanze unentbehrlich. Nun ist es hier ähnlich, wie bei der Wärme. Das Wasser stammt aus der Atmosphäre. Wenn aber im heißen Sommer nicht genügend Regen fällt, wenn die sengenden Strahlen der Sonne heiße, trockene Luftströmungen erzeugen und damit eine starke Verdunstung veranlassen, so könnten die Pflanzen verkümmern, welken oder gar sterben. Da muß wiederum der Boden eintreten; er muß für den nötigen Wasserbedarf sorgen. Er muß also zunächst eine genügende Menge Wasser aufsaugen, dann aber auch festhalten können. Endlich

ist der Boden aber auch wirklich ein Nahrungsspender. Die Atmosphäre bietet der Pflanze freilich die wichtigsten Nahrungsmittel, Kohlensäure und Wasser; aber sie liefert nicht Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Eisen u. s. w. Das kann nur der Boden. Er saugt nicht bloß aus der Atmosphäre Kohlensäure und Wasser in sich auf, sondern er sammelt auch die bei der Verwesung der auf ihm wachsenden Pflanzen entstehenden Stoffe haushälterisch in seinem Schoße, und endlich bereitet er die Mineralsalze, die kohlen-, schwefel-, salpeter- und phosphorsauren Salze der Alkalien und alkalischen Erden, z. B. kohlensauren Kalk, Gips, Kalisalpeter, Natronsalpeter u. s. w. Die Säuren nimmt er teils aus der Atmosphäre, teils werden ihm diese durch die Verwesung der Pflanzen geliefert. Die Metalle Calcium, Kalium, Natrium, Eisen u. s. w. erhält er aus seinen noch unzersetzten Felsresten, Kalium und Natrium z. B. aus dem Feldspat und ähnlichen Gesteinen.

Sind unzersetzte Verbindungen dieser Stoffe nicht mehr vorhanden oder nicht in genügender Menge, so müssen sie dem Boden künstlich zugeführt werden. Das geschieht durch Düngung. Wird dieselbe zielbewußt betrieben, so hat sie von zwei Fragen auszugehen: Welche Bedürfnisse hat die zu bauende Pflanze, und welche der erforderlichen Salze fehlen dem Boden? Dann erst kann bestimmt werden, welche Art des Düngers zu wählen ist.

Wie verhält sich nun zu den im Vorstehenden aufgeführten Forderungen der Thonboden? Zunächst ist reiner Thonboden in trockenem Zustande so hart und fest, daß er für feine Pflanzenwurzeln fast undurchdringlich wird. Ist er dagegen mit Wasser durchtränkt, so wird er so weich und schlammig, daß er den Pflanzenwurzeln kaum festen Halt gewährt. Thon saugt ferner mit Begierde Wasser auf, weswegen er an feuchter Lippe oder an der Zunge klebt; auch hält er es lange fest. Ist er aber einmal völlig *ausgetrocknet, so wird er erst bei längerem Regen* wieder durchfeuchtet. Im allgemeinen kann also der Thonboden als nasser Boden gelten. Aus demselben Grunde ist er auch kalt. Freilich nimmt er die Wärmestrahlen mit Begierde auf; aber sie bleiben wirkungslos für die Bodenmasse selbst, indem das Wasser alle Wärme zur Verdunstung verbraucht. Es mag bemerkt werden, daß die Farbe des Thons nicht ohne Einfluß ist auf Temperatur und Feuchtigkeit. Dunkler Thonboden muß sich nach den Gesetzen der Wärmelehre stärker erhitzen, als heller. In jenem wird darum auch die Verdunstung des Wassers größer sein, als in diesem; er ist mithin wärmer und trockener. — Die physikalischen Eigenschaften des Thonbodens sprechen also durchaus nicht für seine Fruchtbarkeit, und in der That ist er höchst unfruchtbar. Seine

Fruchtbarkeit kann er erst dann entwickeln, wenn er in gehöriger Mischung mit solchen Bodenarten auftritt, welche die entgegengesetzten Eigenschaften haben. Solche sind Sand, Kalk und Humus. Die Mischung von Thon und Sand heißt Lehm, die von Thon und Kalk Mergel und die von Thon und Humus Marscherde oder Kleie. Sehen wir zunächst von dem letzteren ab. Lehm- und Mergelboden vereinigen die zu große Festigkeit, Nässe und Kälte des Thonbodens mit der zu starken Lockerheit, Dürre und Hitze des Sandes und Kalks. In einem solchen Boden kann der Thon seine vierte Eigenschaft, Nährmutter der Pflanzen zu sein, voll und ganz entwickeln. Er allein besitzt die Fähigkeit in vollstem Maße, die im Boden bereiteten oder durch Düngung zugeführten Nährsalze aufzusaugen und festzuhalten. Daher seine Fruchtbarkeit. Daher auch sein eigentümlicher Geruch, den man besonders beim Anhauchen wahrnimmt. Der Humus bedarf einer besonderen Betrachtung. Was ist Humus? Er ist eine braune oder schwarze Masse, in welche die Pflanzen und Tiere nach ihrem Absterben zerfallen; er ist das Produkt des Gährungs-, Fäulnis- oder Verwesungsvorganges. Er fehlt daher keinem Ackerboden. Alljährlich liefern die auf ihm wachsenden Pflanzen viele ihrer Teile, besonders Blätter, zur Humusbildung. Solcher Ackerboden hat dann eine dunkle Färbung.

Die Mischung von Humus und Ackerkrume heißt Dammerde. Humusboden gilt als sehr fruchtbar. So ist die Fruchtbarkeit der Marsch allgemein bekannt; sie übertrifft in dieser Hinsicht noch den Thonboden unserer Ostküste. Auch der Waldboden erweist sich als besonders fruchtbar, und der Blumenfreund holt für seine Zimmergewächse am liebsten Wald- oder Komposterde. Worauf beruht hier die Fruchtbarkeit? Es hat eine Zeit gegeben, da man glaubte, der Humus sei die eigentliche Pflanzennahrung. Das war freilich dieselbe Zeit, als man noch nicht wußte, daß die Pflanze nur anorganische Nahrung dem Boden entziehe, sondern meinte, sie nähre sich von organischen Stoffen. Liebigs Verdienst ist es, diesen Irrtum aufgedeckt zu haben. Er wies nach, daß der Humus nicht ab-, sondern zunehme, daß er folglich an sich nicht Nahrungsmittel der Pflanze sein könne. Das ist auch schon aus dem Grunde unmöglich, weil die eigentliche Masse des Humus im Wasser unlöslich ist. Dennoch ist er von der größten Bedeutung fürs Pflanzenleben, zunächst wegen seiner physikalischen Eigenschaften. Fester Boden wird durch ihn aufgelockert. Ganz besonders aber wirkt er erwärmend. Wegen seiner dunklen Farbe saugt er Wärme begierig auf, giebt sie freilich auch aus demselben Grunde ebensoschnell wieder ab; aber durch die fortwährend in ihm vorgehenden Zersetzungen erzeugt er aus sich heraus

Wärme und kann deshalb auch einen sonst leicht kalt werdenden Boden warm erhalten. Seine Wasseransaugungskraft ist wegen der feinzerteilten, daher enge Haarröhrchen bietenden Masse sehr groß; dasselbe gilt aus gleichem Grunde von seiner Wasserhaltungskraft. Humusboden ist also locker, feucht und warm. Er kommt aber auch als Nährboden in Betracht. Wenn er auch, was Aufsaugung und Festhalten der Nährsalze betrifft, etwas hinter dem Thonboden zurücksteht, so hat er vor diesem das voraus, daß er die Nährstoffe auch selbst darbietet; denn die Pflanzen geben bei vollständiger Zersetzung ihrer Teile alle Stoffe dem Boden zurück, welche sie ihm einst entzogen haben. Humusboden ist also an sich fruchtbar. Eine Mischung von Humus- und Thonboden, wie wir sie in der Marscherde vor uns haben, bedeutet die denkbar größte Fruchtbarkeit.

Betrachtungen über den Nestbau der Töpferwespe.

Mitgeteilt van F. E. Güntzel in Schwartau.

Eine der angenehmsten Beschäftigungen für jeden Naturfreund ist es, die Tierwelt zu belauschen in ihrem Familienleben, ihren täglichen Wegen zu folgen und die Eigenart zu erforschen, welche sich in der Weise bekundet, wie der Nahrung nachgegangen und Sorge für die Erhaltung der Gattung getragen wird.

So dürfte auch mancher Leser geneigt sein, meinen folgenden Ausführungen einige Aufmerksamkeit zu leihen und später etwa ähnliche Versuche selbst anzustellen:

In meiner geräumigen, mit Glasfenstern geschlossenen Veranda, ziehe ich vielerlei Gewächse, und es macht mir ein Vergnügen, die täglich hier durch die bei gutem Wetter geöffneten Fenster verkehrende Insektenwelt zu beobachten. Bienen, Hummeln, Wespen, mancherlei Fliegen, Käfer, Schmetterlinge u. s. w. fliegen aus und ein. Aber das Erfreuliche hierbei ist, daß man leicht bemerken kann, wie sie nicht nur den Ort, sondern auch die anwesenden Personen kennen lernen. Diese kleinen Tierchen verraten ein Verständnis, welches bewundernswert ist!

Doppelt interessant ist es, ihren Bewegungen zu folgen, weil sie darin so recht deutlich zeigen, auf welche Welt von kleinsten Merkmalen hinsichtlich der Örtlichkeit und den Eigenschaften derjenigen Gegenstände, denen sie ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, sich ihre Anschauung aufbaut. —

Ungeachtet dessen, daß ich den Verandatisch täglich zum Schreiben benutzte, hatte sich dennoch eines Tages eine Schlupfwespe, die bekannte schwarze Töpferwespe, Trypoxylon figulus Latr. in die Federhalter hinein be-

geben, um sich hier anzusiedeln. Als sie hierbei gestört wurde, untersuchte sie ohne Zeitverlust den Aschbecher, einen kleinen Behälter mit zwei Porzellanfiguren, die im Hohlraum der Bauchhöhle und dem offenen großen Munde (es waren Frösche) prächtig geeignet waren zum Nestbau. Mehrmals an dem Tage kehrte das Tierchen zurück und betastete beide Figuren durchaus genau, unten und oben, sowie innen.

Am nächsten Tage begann das Bauen durch Herumtragen der bekannten Lehmklümpchen mit großem Fleiße, und die im Munde gehaltenen Massen waren wahrlich große zu nennen für ein solch kleines Insekt. — Jedes Klümpchen wurde mit großer Sorgfalt im Innern der Figur angeklebt und der Länge nach auseinander gezogen. Bald liefen denn auch mehrere spiralförmige Windungen des Klebstoffes an der Innenseite der Figur hin und zwar etwa zoll hoch (2 cm); so daß nunmehr zur Verproviantierung des Baues geschritten werden konnte.

Brehm sagt, daß jedem Ei eine bestimmte Anzahl Raupen ꝛc. beigegeben werden, je nachdem das Geschlecht des Tieres ist, welches dem Ei entschlüpfen wird. Dies würde auf eine ganz wunderbare Eigentümlichkeit hindeuten, die nur eine Analogie findet dadurch, daß auch die Hühner ihre Eier bezüglich des Geschlechtes markieren. Ich versäumte es leider in dem vorliegenden Fall die nötige Vorsicht zu gebrauchen und kann nur feststellen, daß eines Tages sich 5 Schnirrwürmer (ihren lateinischen Namen kenne ich nicht), wie sie die Rosen liefern und eine grüne kleine Raupe vorfanden; alle lahm vom Wespenstich. Inmitten derselben lag das ovale Ei. Ob wohl die spiralförmig an den Wandungen befestigte Klebmasse ein Durcheinanderfallen der Tiere in dem Grade, daß das Ei zerstört würde, verhindern sollte? —

Verschlossen wurde dieses Nest in derselben Weise wie die Schwalben bauen; d. h. die Klebmasse wurde in immer kleiner werdenden Ringen zu einer glatten Scheibe zusammengefügt und jeder Ring stets aufs Neue wieder mit einer dem Munde entnommenen Flüssigkeit bestrichen, so daß die ganze Scheibe möglichst einheitlich trocknen konnte.

In acht Tagen war das Nest als erste Etage im Innern der Figur fertig hergestellt und weitere acht Tage wurden angewandt, um den übrigen Hohlraum in derselben Weise auszunutzen. Als nun diese eine Figur ausgebaut war, wurde die andere Figur in ganz gleicher Weise behandelt. Und dennoch nicht ganz gleich; denn die Wespe machte einen Unterschied im Verschluß der Mundhöhlungen der Figuren, welcher auf wirkliche Überlegung schließen läßt.

Als die Schlußplatte fertig war, kam die Wespe an zwei folgenden Tagen, um ihr Werk zu mustern, d. h. nachzusehen, ob beim Trocknen

sich auch kleine Undichtigkeiten eingestellt hätten. Als dann alles in Ordnung war, wurde jene Platte der einen Figur, welche wagerecht angebracht war, in der täuschendsten Weise mit ganz kleinen winzigen Klümpchen so bedeckt, als wäre loser Sand darüber gestreut; dagegen wurde die senkrecht gebaute Platte wiederholt in solch eingehender Weise beleckt, daß jegliche Unebenheit verschwand und eine blanke, glatte Scheibe entstand.

Während des Bauens benutzte die Wespe ihren Bau als Unterschlupf bei Regenwetter und blieb auch ruhig darin, wenn ich den Aschbecher aufhob, um hinein zu sehen.

Kam sie mit ihrem Klümpchen Lehm an, während ich in nächster Nähe schrieb, dann umkreiste sie erstmal in beobachtender Weise meine Hand und wandte sich beruhigt dem Bau zu. Die folgenden Reisen an dem Tage endeten stets ohne Aufenthalt beim Mundloch der Figur, ohne daß meine sich bewegende Hand beachtet ward.

Immer kam die Wespe zum selben Fenster hinein und war dasselbe etwa in Anspruch genommen durch eine davor sitzende Person, dann kehrte sie nach draußen zurück, nachdem sie durch Hin- und Herfliegen sich orientiert hatte. Sie erschien dann nach einiger Zeit wieder und schlüpfte jetzt ohne Aufenthalt an einer vorher ausgesuchten Stelle an der Person vorbei durch die Fensteröffnung hindurch.

Anders war das Verfahren des Tierchens, wenn ich die Stellung des Aschbechers veränderte. Drehte ich diesen einfach um, so konnte es ratlos mit dem Lehm im Munde auf der falschen Figur herumklettern, ohne auch nur zur gegenüber befindlichen rechten hinüber zu lenken. Nein, die Wespe flog jedesmal enttäuscht fort! — Stand bei ihrer baldigen Rückkehr der Aschbecher noch so, dann setzte sie sich nicht, sondern beobachtete im Fliegen, um dann nochmals davon zu eilen. Bei der folgenden Reise fehlte dann das Lehmklümpchen im Munde, aber das Insekt flog nun doch direkt auf die sie betreffende Figur zu, kletterte nach allen Richtungen umher und merkte sich die veränderte Richtung ihrer Landungsstelle. Später wurde dann ruhig weiter gebaut.

Nahm ich den Aschbecher ganz fort, dann geschah ziemlich dasselbe mit dem Unterschiede, daß die Wespe bei der ersten Reise genau in der Höhe ihrer gewohnten Landungsstelle mit dem Fliegen einhielt, um sich dann nieder zu lassen und die engere Örtlichkeit kriechend abzusuchen. War der Aschbecher bei der zweiten oder dritten Reise noch nicht zur Stelle, dann pausierte die Wespe, indeß nach einiger Zeit nahm sie dennoch Besitz von ihrem Bau, den ich nicht längere Zeit wegzustellen wagte aus Furcht, sie möchte die Versuche aufgeben.

Das Tier wurde schließlich so dreist, daß sie sogar die Stuhllehnen bebaute, während letztere benutzt wurden.

Genau vier Wochen nach der Fertigstellung des einen Baues fand ich ein rundes Loch in der Lehmwand, als sei die Wespe ausgeschlüpft, was mich sehr befremdete, denn es stimmte nicht mit Brehms Angaben. Beim Nachforschen fand ich keinerlei Raupen, Würmer u. s. w. mehr vor; doch als ich den untersten Bau ebenfalls zerstörte, flog eine Wespe heraus. Ich stand vor einem Rätsel! Hatte die alte Wespe selbst ihren Bau geöffnet?

Leider verdarb ungeduldige Neugier von unberufener Seite den Bau im andern Porzellanfrosch, und ich verlor die Gelegenheit, Vergleiche anzustellen.

Bei der Trypoxylon albitarse (weißfüßigen Töpfer-Wespe) in den Tropen habe ich öfter die nebeneinander gebauten länglichen Nestzellen geöffnet und dann die verschiedenen Stadien der Entwicklung des Inhalts festgestellt, doch auch hier versäumte ich es, den Zeitpunkt genau festzustellen. Aber immer steht die Entwickelung in einem Verhältnis zur Dauer der Herstellung des Baues; denn ich fand in Nest eins z. B. noch die lebenden Spinnen mit dem Ei, Nummer zwei zeigte schon eine Made mit angefressenen Spinnen und Nummer drei die ausgewachsene Made mit geringem Proviant. Und mehr als drei Nestzellen findet man selten an einer Stelle. Bei diesen Nestern wird aber reichlich doppelt so viel Klebmaterial verwandt, als bei den hier besprochenen in den obigen Figuren. Mit einigem Rechte könnte man deshalb auch statt 8 Tage 14 Tage für jeden Bau berechnen und käme dann auf dieselben 6 Wochen hinaus.

Interessant ist es jedenfalls, aus obigen Mitteilungen deutlich zu ersehen, wie die Wespe wegen der Bildung ihrer Augen den sie interessierenden Gegenstand stets aus einer gewissen Entfernung — circa eine Spanne -- erst deutlich einheitlich erkennen kann und sich dann im weiteren auf ihren Tastsinn in der Hauptsache verläßt. Die Fühler sind in einer regen Bewegung und werden fortgesetzt ausgenutzt beim Bauen.

Schwartau im Sommer (Mai) 1890.

Die Neustädter Bucht.

Von Ida Staacke.

„Die Nordsee ist eine Mordsee" sagt ein altes Sprichwort. — Grau mit unregelmäßigen Wellenschlägen rollt sie über unzählige Sandbänke und gefährlichen Untiefen gegen den flachen oder mit Dünen und kahlen

Sandhügeln besetzten öden Strand der Westküste von Schleswig-Holstein. Wie ganz anders dagegen die Ostsee oder das baltische Meer, von dem mit Recht behauptet werden kann, daß kein Gewässer so schöne und liebliche Ufer hat als diese herrliche See. Bald ziehen ihre Wellen gegen steil abgeschnittene Uferwände, auf deren Höhen sich stolze Waldungen aus ehrwürdigen Eichen und Buchen erheben, deren Kronen im kühlen Seewinde rauschen und von den Zeiten flüstern, als noch Riesen und Zwerge in den tiefen Schluchten der felsartigen Uferwände hausten, oder heidnische Krieger die Waldungen durcheilten, um ihr Land gegen eindringende Feinde zu verteidigen; dann sind es wieder grüne Wiesen und reiche Fruchtfelder, welche von den blauen Fluten der Ostsee bespült werden, oder blühende Städte und reiche Dorfschaften, die sich an ihren Buchten erheben. Nicht selten schaut auch ein stolzes Schloß mit ergrauten Zinnen in stillem Ernste in die blaue Fluth, als träumte es von vergangener Herrlichkeit und Größe. Ab und an erhebt sich auch kühn und frei auf flachem Strande ein einsamer Leuchtturm, dessen helles Licht zur dunklen Nachtzeit dem Schiffer ein leuchtendes und warnendes Zeichen ist:

„Mit großen feuerroten Augen schaut
Der Leuchtturm in das schauerliche Dunkel.
Der Schiffer, dem vor Riff und Felsen graut,
Sieht fern im Meer das leutende Gefunkel
Und neue Hoffnung glüht ihm durch die Brust!"

Wolfgang Müller.

Wohl ist es wahr, die Küsten der Ostsee entfalten vor allem an unsern heimatlichen Gestaden keine großartigen Naturschönheiten. Indes, überall, wohin das Auge schweift, gewahrt es liebliche, herrliche Naturbilder, welche die Seele mit Freuden und Bewunderung erfüllen. Besonders reich an Abwechslung sind aber die Ufer der vielen Einschnitte, welche das baltische Meer in Schleswig-Holstein macht, und von diesen ist die Neustädter Bucht einer der schönsten. Die Ufer derselben sind am besten auf einer Dampfschiffahrt von Lübeck nach Neustadt zu übersehen.

Sobald das Schiff die Trave und das Lübecker Fahrwasser verlassen hat, durchneidet der Kiel auch schon die blauen Fluten der Neustädter Bucht, die anfänglich sehr breit ist, sich oben aber allmählich verengt. Zuerst treten links an der Küste die Badeorte Niendorf und Timmdorf mit ihren Villen hervor, dann folgt auf hohem steilen Ufer, „die Kammer", ein prächtiger Buchenhochwald, der eine weite Aussicht auf das Meer und die Küste von Mecklenburg gewährt. Nun folgen die Badeorte Scharbeutz, Haffkrug und Sierksdorf. Unter diesen ist Haffkrug wohl das älteste Ostseebad in Holstein; es ward schon von dem Dichter J. H. Voß

besucht. An der gegenüber liegenden Küste der Bucht breitet sich der herrliche Hochwald „Groß Koppel“ aus, und in seiner Nähe steht auf einer flachen Landzunge der Neustädter Leuchtturm. Nun wird die Bucht schmäler und während links fruchtbare Felder mit Wiesen und Waldungen abwechseln, erhebt sich rechts auf einer Anhöhe „Julien-Bad“. Diesem gegenüber liegt auf der sogenannten „Schanze“ „Marienbad.“ Hier hatten, wie die Sage erzählt, die beiden Seeräuber Störtebecker und Göde Michael im 14. Jahrhundert einen Landungsplatz angelegt, um ihre geraubten Schätze sicher zu bergen. Zur Zeit des 30jährigen Krieges aber ließ Tilly dort eine Schanze aufwerfen. Von den beiden genannten Badeanstalten an wird die Einfahrt in den Neustädter Hafen überraschend schön. Rechts zieht sich eine prächtige Allee von Julienbad bis ganz an die Stadt längs dem Ufer hin, während sich links Holzlager, Speicher und eine Schiffswerft ausbreiten, — Neustadt aber liegt zu beiden Seiten der Brücke, die über den tiefen Einschnitt der Ostsee führt. Das Wasser jenseits der Brücke, auch das Binnenwasser genannt, zieht sich in vielen Windungen bis nach dem Kirchdorf Altenkrempe hin. Eine kleine Waldinsel, die Burg, welche in dem Binnenwasser liegt, hat den schon genannten Seeräubern als Versteck gedient, und man glaubt dort noch Reste einer alten Feste entdeckt zu haben.

Was nun noch die Stadt Neustadt, früher „Nienkrempe“ betrifft, so ist sie ein kleiner, freundlicher Ort von ungefähr 4000 Einwohnern. In früheren Jahren ward die Stadt von manchen Unglücksfällen heimgesucht; dreimal 1391, 1419 und 1817 richteten Feuersbrünste große Verheerungen an. Auch der schwarze Tod, die Pest und eine Belagerung im Jahre 1509 haben das Aufblühen des sonst so günstig gelegenen Ortes beeinflußt. In neuerer Zeit ist man bemüht, die Stadt durch gemeinnützige Thätigkeit zu heben, besonders aber derselben als Badeort eine Bedeutung zu geben, wozu sie sich auch wohl eignet. Neustadt hat eine hübsche und gesunde Lage am Gestade der Ostsee, die Seebäder sind stärkend und die Luft wirkt erfrischend. Tägliche Eisenbahn- und Dampfschiffsverbindung erleichtern den Verkehr nach allen Richtungen.

Unsere Bauerngärten.*)

Von Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon in Kiel.

Im Laufe der Zeiten sind in der Flora unserer Bauerngärten große Veränderungen vor sich gegangen. Aus fremden Weltteilen sind viele

---

*) Über diese hat der Verfasser in Nr. 1 und Nr. 3 der Schleswig-Holsteinischen Monatsschrift für Obst- und Gartenbau, Jahrgang 1891, Mitteilungen gemacht, welche die Heimat hier mit gütiger Erlaubnis desselben im Folgenden ihren Lesern vorlegt.

neue Arten eingeführt worden, die allmählich auch den Weg aufs Land gefunden haben. Dadurch haben die Bauerngärten, wenigstens in der Nähe der Städte, eine erhebliche Zufuhr an Arten erfahren, und manche von den alten Zierpflanzen mit weniger prunkenden Blüten haben weichen müssen. Viele Arten, die früher als heilkräftig galten, haben ihren Ruf gegenüber neueren Heilmitteln verloren; der Bauer hat sie über die Gartenumzäunung geworfen, und die lebenskräftigsten unter ihnen sind nun verwildert und gedeihen, zum Teil wenigstens, auch in der Freiheit vortrefflich. Sieht man sich diejenigen Bauerngärten an, die fern von den großen Verkehrswegen liegen, so zeigen diese noch immer eine große Übereinstimmung: es kehren in allen dieselben oder nahezu dieselben Arten wieder. Das gilt nicht nur für unsere Provinz, sondern für ganz Deutschland und für einen Teil der angrenzenden Gebiete, z. B. für Jütland.

Professor A. Kerner in Wien hat im Jahre 1855 (Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien, Band 5, S. 787 bis 826) eine Studie über „die Flora der Bauerngärten in Deutschland" veröffentlicht, in der er zeigt, daß in den abgeschlossenen Thälern der österreichischen Alpen die Bauerngärten eine merkwürdig übereinstimmende Flora enthalten, die zugleich mit derjenigen der Bauerngärten im übrigen Deutschland identisch ist.

Im 42sten der Jahresberichte und Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur für das Jahr 1864, Breslau 1865, findet sich Seite 176—185 ein Vortrag des † Geheimen Medizinalrats und Prof. der Botanik Dr. Göppert „Über Geschichte der Gärten, insbesondere in Schlesien." Göppert weist nach, daß nicht nur die Gärten der Landbewohner, sondern auch die der Gebirgsbewohner und zwar in den abgelegensten Thälern durch ganz Schlesien mit denen des übrigen Deutschland übereinstimmen. Er macht darauf aufmerksam, daß auch die Gärten Norwegens denselben Inhalt haben, wie diejenigen Deutschlands, und daß die alten Stammpflanzen unserer Gärten dieselben sind, welche zur klassischen Zeit in den Gärten der Griechen und Römer gebaut wurden. Diese Pflanzen werden also seit mehr als 2000 Jahren in Kultur gewesen sein. Nach den Angaben von Schwenkfelt, dem Verfasser der ersten schlesischen Flora, wurden 1601 alle bei Karl dem Großen angeführten Pflanzen (siehe unten) in Schlesien kultiviert.*)

Eine ähnliche Übereinstimmung in ihrer Flora zeigen, wie neuerdings H. Steinvorth, Oberlehrer a. D. in Hannover, nachgewiesen hat, die

---

*) Aus den „nachträglichen Bemerkungen zu den Bauerngärten," Schleswig-Holsteinische Zeitschrift für Obst- und Gartenbau Nr. 3.

niedersächsischen Gärten am linken Elbufer (die fränkischen Kaisergärten, die Bauerngärten der Niedersachsen und die Fensterflora derselben. Jahreshefte des naturwissenschaftlichen Vereins für das Fürstentum Lüneburg, XI, 1890). Es verlohnt sich deshalb wohl der Mühe, auch die Bauerngärten unseres Landes einmal auf ihre Flora hin zu untersuchen. Ich greife dabei etwas weiter zurück und nehme als Beispiel die Gärten auf dem Lande in der Nähe von Lügumkloster und Tondern, wie sie vor etwa 40 Jahren aussahen. An der Flora dieser Gärten habe ich meine ersten floristischen Studien gemacht; der Garten meines Elternhauses, der Försterwohnung bei Dravit, steht mir mit allen seinen Einzelheiten jetzt noch deutlich vor Augen. Spätere Beobachtungen haben dann das damals gewonnene Bild nach manchen Seiten hin ergänzt.

In den ländlichen Gärten zwischen Lügumkloster und Tondern wurden kultiviert*):

Thalictrum aquilegifolium L. (Seltenheit). — Ranunculus repens L. flore pleno; Gelbe Knöpfe, geele Knööp. — Nigella damascena L.; Braut in Haaren, Jungfer im Grünen, Gretchen im Grünen. — Aquilegia vulgaris L.; Akkelei. — Delphinium Consolida L.; einfach und gefüllt; Rittersporn. — Aconitum Napellus L.; Eisenhut, Venuswagen. — Paeonia officinalis L.: Bauerrose. — **Papaver sommiferum** L.; Mohn. — Matthiola annua Sweet; Levkoje. — Cheiranthus Cheiri L.; Goldlack. — Viola odorata L.; Veilchen. — Viola tricolor L.; Stiefmütterchen. — Reseda odorata L.; Reseda. — Dianthus barbatus L.; Klusternelke und Dianthus plumarius L.; Federnelke. — Lychnis chalcedonica L.; Brennende Liebe. — **Althaea rosea** L.; Stockrose. — Lupinus sp., eine perennierende Form mit blauen Blumen. — Rosa gallica L.; Essigrose. — Rosa pimpinellifolia L.; Pimpernellrose. — Rosa cinnamomea L.; Zimmtrose. — Rosa alba L.; Weiße Rose. — **Rosa centifolia** L.; Centifolie, Provinz- oder Provencerose. — Spiraea salicifolia L.; Spierstaude. — Saxifraga umbrosa L.; Porzellanblume. — Aster chinensis L.; Gartenaster. — Aster salicifolius Scholler (die Bestimmung ist nicht sicher). — Bellis perennis L.; Bellis, Tausendschönchen, Marlblohm; dunkelrot mit lauter röhrigen Blüten und außerdem die

*) Die Pflanzen sind nach dem gewöhnlichen Decandolleschen, bei Koch und Garcke, sowie bei Prahl benutzten System geordnet. Wo ich konnte, habe ich deutsche Namen hinzugefügt. Der verschiedenartige Druck wird später seine Erklärung finden. Bei Obst- und Gemüsepflanzen ist zur Bequemlichkeit der Leser der deutsche Name vorangestellt.

gewöhnliche Form. — Rudbeckia laciniata L. — Tagetes patulus L., Tagetes erectus L.; Studentenblume, Totenblume. — Gnaphalium margaritaceum; Ewigkeitsblume. — **Artemisia abrotanum** L.; Eberraute, Ewerritt, Ewerrott. — **Calendula officinalis** L.; Ringelblume, Morgenrot. — Syringa vulgaris L.; Syringe, Syrene. — Vinca minor L.; Immergrün. — Polemonium caeruleum L.; Sperrkraut. — Phlox panniculata L. — Antirrhinum majus L.; Löwenmaul. — Lavandula Spica L.; Lavendel. — **Mentha crispa** L.; Krauseminze. — Hyssopus officinalis L.; Isop. — **Salvia officinalis** L.; Salbei. — Primula elatior in roten und bräunlichen Farben. — Primula auricula L.; Aurikel. — Buxus sempervirens L.; Buxbaum. — Iris germanica L.; Schwertlilie. — Narcissus Pseudonarcissus L.; Osterlilie. — Narcissus poeticus L.; Pfingstlilie. — Galanthus nivalis L.; Schneeglöckchen. — Tulipa Gesneriana L.; Tulpe. — **Lilium candidum** L.; Weiße Lilie. — Lilium bulbiferum L.; Feuerlilie. — Muscari botryoides Miller; Perlhyazinthe. — Phalaris arundinacea L. var. picta; Bandgras.

Zu diesen Pflanzen, die wir jetzt fast ausnahmslos als Zierpflanzen betrachten, kommen nun noch zahlreiche Obst- und Gemüsearten.

Apfel-, Birn-, Pflaumen- und **Kirschbäume**. — Stachelbeeren, rote und schwarze Johannisbeeren. — Sambucus nigra L., Flieder oder Hollunder; verschiedene Arten von **Kohl** und **Rüben**; Radies. — **Erbsen** (Pisum sativum L.), Bohnen (Phaseolus vulgaris L.), **große Bohnen** (Vicia Faba L.) — **Gurken**. — **Petersilie, Sellerie, Dill, gelbe Wurzeln** oder Möhren (Daucus Carota L.) — **Salat**. — Thymian, Majoran, **Köll** oder **Bohnenkraut** (Satureja hortensis L.) — **Rote Beet**. — Sauerampfer. — **Zwiebeln, Porré, Schnittlauch, Schalotten**.

Die etwas reichlicher ausgestatteten Gärten von Lügumkloster enthielten *noch*:

Cytisus Laburnum L.; Goldregen. — Philadelphus coronarius L.; Pfeifenstrauch, „Jasmin." — Symphoricarpus racemosus L.; Schneebeere. — Digitalis purpurea L.; Roter Fingerhut. — Fritillaria imperialis L.; Kaiserkrone und Crocus vernus aut.

Sieht man sich nun weiter in der Provinz um, so wird man überall, wenn man von den in den letzten Jahrzehnten eingeführten Pflanzen absieht, nahezu denselben Pflanzen begegnen; beispielsweise stimmt ein von meinem Freunde Dr. Weber in Hohenwestedt für die dortige Gegend aufgenommenes Verzeichnis in den meisten Punkten mit dem voranstehenden überein. Zugleich aber wird man die Bemerkung machen, daß

in manchen Gegenden auch noch andere als die hier angeführten Pflanzen häufig vorkommen. Dahin gehören:

Hepatica triloba DC.; Leberblümchen. — Hesperis matronalis L.; Nachtviole; nicht nur die Form mit einfachen lilafarbigen Blumen, sondern namentlich die mit gefüllten weißen oder schwach lilafarbigen Blumen. — **Chrysanthemum Parthenium** Pers.; Mutterkraut. — **Tanacetum vulgare** L.; Rainfarrn, in der Abänderung mit krausen Blättern. — **Tanacetum Balsamita** L.; Frauenmünze (selten). — **Gladiolus communis** L.; Schwertlilie, Allermannsharnisch.

In den alten städtischen Gärten und in den Gärten der größeren Gehöfte und adeligen Güter findet man außerdem noch einige ziemlich constant wiederkehrende Arten, z. B.:

Helleborus viridis L.; Grüne Nieswurz.*) — **Asarum europaeum** L.; Haselwurz (selten). — **Ruta graveolens** L.; Raute**) (selten). — **Dictamnus albus** L.; Diptam (selten). — Doronicum pardalianches L.

Als früher gebaut und gegenwärtig verwildert sind anzuführen: **Pastinaca sativa** L.; Pastinakwurzel, Pasternak. — **Levisticum officinale** Koch; Liebstöckel. — Myrrhis odorata Scop; Aniskerbel. — Petasites officinalis L.; Pestwurz. — Inula Helenium L.; Alant.

Endlich aber darf der Hauslauch (**Sempervivum tectorum** L.), der an sehr vielen Orten die Dächer schmückt und jetzt noch vielfach, wie in alten Zeiten, als Schutzmittel gegen den Blitz (Donnerkraut) angesehen wird, nicht unerwähnt bleiben.

Wenn nun die Übereinstimmung in so viel Arten nur in unserer Provinz sich zeigte, so würde man geneigt sein, irgend eine hervorragende Stadt oder einen besonders gepflegten größeren Garten als Ursache für diese Erscheinung anzunehmen. In der That hat der ehemalige herzogliche Garten bei Schloß Gottorp großen Einfluß auf die Gärten des Herzogtums Schleswig gehabt (im 17. Jahrhundert) und Hamburg versorgt die Provinz noch gegenwärtig mit allerlei Neuigkeiten. Aber wir finden, wie gesagt, die meisten der genannten Pflanzen nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in manchen Grenzländern wieder. Wir werden deshalb darauf geführt, nach einem gemeinsamen Mittelpunkt für die Ausbreitung dieser Pflanzen zu suchen, und einen solchen giebt es in

*) Nach mündlicher Mitteilung von Professor Reinke hierselbst fehlt Helleborus viridis kaum in einem mecklenburgischen Bauerngarten.

**) Ruta graveolens wird in unserer Provinz in ihrer Anwendung durch Artemisia abrotanum vertreten. Der Name Eberraute, den diese führt, würde soviel wie falsche Raute bedeuten (vergl. Eberesche), ist aber dennoch wohl weiter nichts als eine Verstümmelung von Abrotanum.

der That: es sind die Gärten, welche Kaiser Karl der Große hat anlegen und pflegen lassen. Wir besitzen ein Dokument aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts (etwa 812), in dem Kaiser Karl angiebt, welche Pflanzen in seinen Gärten gebaut werden sollten. Dieses Dokument ist bekannt unter dem Namen das „Capitulare de villis etc." und findet sich abgedruckt in Pertz, Monumenta Germaniae ꝛc. Hannover 1835, Teil 3, Kap. 70. Es ist in lateinischer Sprache abgefaßt und enthält eine namentliche Aufzählung derjenigen Pflanzen, welche Kaiser Karl gebaut wissen wollte. Alle Pflanzen nun, welche in den kaiserlichen Gärten gebaut wurden, wurden an alle diejenigen abgegeben, welche Verlangen danach trugen. So traten denn diese Pflanzen eine langsame Wanderung an und gelangten dabei auch in unsere Provinz; diejenigen Pflanzen des vorangestellten Verzeichnisses, welche durch **fetten** Druck hervorgehoben sind, kommen sämtlich in dem „Capitulare de villis" vor: sie sind also die ältesten Kulturpflanzen,*) welche in Deutschland gepflegt wurden. Ihr Ursprung reicht aber noch weiter zurück. Aus römischen Schriftstellern erfahren wir, daß in den römischen Gärten vor 2000 Jahren ganz dieselben Pflanzen gebaut wurden, und dadurch wird ihr Alter noch erheblich größer. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Benediktiner-Mönche diese Pflanzen aus Italien über die Alpen nach Deutschland gebracht haben.

Überblicken wir nun noch einmal diese unsere „ältesten" Gartenpflanzen, so würden wir von unserem Standpunkte aus geneigt sein, alle diejenigen, welche nicht Obst- und Gemüsepflanzen sind, für Zierpflanzen anzusehen. Aber das würde falsch sein. Zu jener Zeit, wo Karl der Große sein Capitulare erließ, war der Sinn für Naturschönheit wenig oder garnicht entwickelt; man baute die Pflanzen nicht ihrer Schönheit wegen, sondern ihres Nutzens wegen, und selbst Lilie und Rose wurden vielfach zu Arzeneien benutzt. Allmählich aber gewöhnte man sich daran, die Blumen auch als Schmuck des Gartens zu betrachten und man machte die Entdeckung, daß die heimatlichen Fluren zahlreiche Pflanzen enthielten, die durch Form, Farbe und Geruch Anspruch auf einen Platz im Garten erheben konnten. Man pflanzte sie hinein und gewahrte bald, daß viele dieser wildwachsenden Pflanzen im Garten bei sorgfältiger Pflege größere, zum Teil auch gefüllte Blumen erhielten. Die Gartenpflanzen, die zu dieser Kategorie gehören, sind im voranstehenden Verzeichnis durch gesperrten Druck ausgezeichnet; weitaus die

*) Die im Deutschen für diese Pflanzen gebräuchlichen Namen sind fast ausnahmslos aus dem Lateinischen vollständig oder verstümmelt übernommen.

meisten von ihnen waren im 16. Jahrhundert mit „gefüllten" Blumen bekannt.

In unserem Verzeichnis sind aber noch eine ganze Menge von Pflanzen enthalten, die durch keinen besonderen Druck hervorgehoben sind. Das sind alle diejenigen, welche in späterer Zeit, namentlich im Zeitalter der Entdeckungen und später, bei uns eingeführt sind. Die Zahl dieser ist nachgerade übermäßig groß geworden; deshalb ist nur eine verhältnismäßig kleine Zahl aufgenommen und es ist auch darauf verzichtet worden, die Pflanzen der alten Welt von denen der neuen zu trennen.

Wir sind von unseren Bauerngärten ausgegangen und zurückgeführt worden in die Zeit der römischen Kaiser. Dabei haben wir gesehen, daß unsere Gartenflora aus drei Schichten aufgebaut ist. Die älteste reicht zurück bis in die Blüte des römischen Weltreichs und die ihr angehörigen Pflanzen sind durch den großen Kaiser Karl auf deutschen Boden verpflanzt worden. Die zweite verdanken wir dem Schönheitssinne unseres Volkes, die dritte seinem Fleiß und seinem Unternehmungsgeist, die über die Grenzen des Vaterlandes hinaus mit Völkern aller Nationen Verbindungen knüpfen lehrten und im Austausch der Produkte den heimischen Boden mit schönen und nützlichen Gewächsen versorgten.

Über die Pflanzen, die in früherer Zeit in unsern Gärten gebaut wurden, liegen nicht viel Angaben vor. Jedoch besitzen wir ein Dokument, nach dem sich der Inhalt eines Gartens aus dem 17. Jahrhundert fast vollständig angeben läßt. Aus diesem geht hervor, daß die Gartenkultur in früheren Jahrhunderten vielfach mit mehr Schwung betrieben wurde wie jetzt. Genauere Mitteilungen muß ich für einen späteren Termin aufschieben. (Nachträgl. Bem.).

Schlußbemerkung. Die Pflanzennamen des Capitulare sind teils lateinisch, teils deutsch; sie sind nicht sämtlich gedeutet, über manche sind die Gelehrten sehr verschiedener Meinung.*) Es ist auch möglich, daß Pflanzen gebaut wurden, die im Capitulare nicht aufgeführt sind. Im großen und ganzen wird es aber vollzählig sein, und wir dürfen z. B. annehmen, daß unser Beerenobst, Stachelbeeren und Johannisbeeren, erst spät in unsere Gärten gekommen ist, da im Capitulare davon nicht die Rede ist. — Was hier über unsere Gartenflora gesagt ist, erhebt keinen

---

*) Ernst Meyer, Geschichte der Botanik, Bd. 3, Königsberg i. Pr. 1856, S. 396—412. Hier findet sich, ebenso wie bei Kerner und Steinvorth, ein wörtlicher Abdruck des Capitulare, dem die Deutungen folgen. Die Arbeiten von Meyer und Kerner erschienen fast gleichzeitig, so daß keiner dieser beiden gelehrten Botaniker die Arbeit des anderen kannte. Meyer starb zu früh für die Wissenschaft und Kerner ist bis jetzt nicht wieder auf die Sache zurückgekommen.

Anspruch auf Vollständigkeit, es möchte aber anregend wirken. Wenn jeder Gärtner und Gartenfreund in seiner Heimat und Umgebung eine Liste über dort gebaute Pflanzen anlegen wollte, so könnte er sich dadurch um die Geschichte des Gartenbaues sehr verdient machen; auf diesem Wege wäre es möglich, für manche zweifelhafte Namen des Capitulare die richtige Deutung zu finden. Ebenso wünschenswert würde es sein, genaue Verzeichnisse über die Fensterflora oder über die Pflanzen zu erhalten, die in Töpfen im Zimmer gezogen werden: auch hier vermag der einzelne wenig, aber viele, die zusammenarbeiten, vermögen viel.

Nachschrift der Schriftleitung.

In den schon zweimal angeführten „nachträglichen Bemerkungen" teilt der Verfasser noch mit, daß Herr Sanitätsrat Dr. Thomsen in Kappeln ihm Angaben über das Vorkommen einiger seltener Pflanzen gemacht und ihm mitgeteilt hat, daß das vom Verfasser aufgestellte Verzeichnis zu dem Inhalt der Gärten in Angeln stimmt. Der Verfasser wiederholt seine Bitte, daß die Bewohner des Landes, namentlich in vom Verkehr etwas entfernten Gegenden, Listen der Gartengewächse anlegen mögen. Ist der Name des einen oder andern Gewächses nicht bekannt, so würde die Einsendung eines Stengels mit Blättern, Blüte u. s. w. in der Regel die Bestimmung ermöglichen. Die Schriftleitung bittet, dem Verfasser den Dank für seine interessanten Mitteilungen durch rege Unterstützung abzustatten.

Der Übergang nach Alsen.

(Am 29. Juni 1864.)

Von K. Rathjen in Hamburg-Eimsbüttel.

1. Das Dan'wirk war durchbrochen und Düppels Schanze fiel;
Die Dänen dort auf Alsen sind jetzt der Preußen Ziel,
Und früh im Morgengrauen, nach bang durchwachter Nacht,
Harrt man auf beiden Seiten mit Ungeduld der Schlacht.

2. „Die Dänen auf der Insel, das wird ein Meisterstück!"
Ruft Göben, und zum Himmel um rasches Siegesglück
Sieht man den Feldherrn beten. — Da tönt's von fern zwei Uhr.
Hei, wie ein schnelles Leben in alle Glieder fuhr!

3. Was eben noch im Holze bei Satrup tief versteckt,
Das ward durch's Morgenglöckchen zum Kriegestanz geweckt;
Zum Kriegestanz, dem rauhen, der fordert raschen Mut. —
„Die Kähne flott zu machen vor! in die kalte Flut."

4. Doch Vorsicht ist geboten. So lange noch die Nacht
Verhüllt das kühne Wagnis, die Rud'rer schlagen sacht,
Und in den einzeln' Booten hört kaum man einen Laut,
Man sieht nur leises Beten: Fahr wohl, o Welt, o Braut!

5. „Krach!" donnert's aus der Schanze. „„Hurra! Victoria!
Mit Gott für Preußens König! Mit Gott für Prussia!""
So jauchzt das kleine Häuflein. — Und immer lauter kracht
Und immer wilder blitzt es; zum Tage wird die Nacht.

6. Es prasseln schier die Kugeln gleich Schlossen auf den Sund,
Und zu dem grausen Tanze gesellt aus Feuerschlund
Sich zischend die Kartätsche. — Viel edles Heldenblut
Färbt gleich dem Frührotscheine die dunkle Meeresflut.

7. Dort fliegt ein Kahn in Trümmer, und in die Tief' hinab
Die ganze Kompagnie sinkt ohn' Schwertstreich jäh ins Grab.
Wohl wollen Hände retten; doch „Vorwärts!" donnert's drauf. —
Es wiegt den Tod der Tapfern das Schicksal Schleswigs auf.

8. Die Vordern sind am Ufer. „Hurra!" Im Dänennest
Schlägt sich mit Eisenfängen der Preußenadler fest.
Ob Pallisaden starren, ob steil die Uferwand,
Nur vorwärts, immer vorwärts! Den Degen in der Hand

9. Steh'n schon die Ersten oben. „Vivat!" In wilder Hast
Stiebt alles auseinander. Doch ohne Ruh und Rast,
Wie, wenn auf grünem Plane das Wild der Rüde hetzt,
Wird von den Atemlosen den Dänen nachgesetzt.

10. Noch kracht es an dem Strande. „Die sechste Kompagnie,"
Spricht Röder, rückwärts deutend, „Sturm auf die Batterie!" —
Dort blinkt die Pickelhaube, hier winkt das nasse Grab;
Ergebt euch, tapfre Leuen, und legt die Waffen ab. —

11. Das war ein lustig Bleuten am Sund bei Arnekiel,
Das war ein schnelles Streiten dann bis nach Ulkebüll;
Das war der Sieg von Alsen, durch den für allezeit
Albingia vom Drucke des Dänenjochs befreit.

Mitteilungen.

Ein guter, preiswürdiger photographischer Apparat. Da wir uns in der Zeit der Reisen und Ausflüge befinden, möchte ich alle die-

jenigen Mitglieder unseres Vereins, die als Sammler und Forscher ein Interesse daran haben, Bilder von interessanten Häusern, alten Schlössern, Denkmälern u. s. w. zu besitzen, sowie solche, die Momentaufnahmen von Tieren 2c. herstellen möchten, auf einen für diese Zwecke durchaus geeigneten photographischen Apparat aufmerksam machen. Selbstverständlich ist derselbe auch für die Aufnahme von Landschaften, Gruppenbildern und Porträts durchaus geeignet. Der Apparat hat zwei bedeutende Vorzüge: 1. große Leistungsfähigkeit; 2. wirkliche Preiswürdigkeit.

Der Aparat wird hergestellt und verkauft von Herrn Kaufmann Fr. Clausen in Apenrade, und ich habe Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie Herr Clausen denselben im Laufe der Monate durch immer neue, selbst erfundene Verbesserungen zu der jetzigen Leistungsfähigkeit gebracht hat. Als Beweis für die Brauchbarkeit führe ich noch an, daß Herr Clausen bisher ohne Anzeigen, nur durch Empfehlung seitens der Käufer, über 1200 Apparate verkauft hat. Ich habe Probebilder gesehen, die mit viel teureren Apparaten hergestellt waren und bin zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Apparat mindestens dasselbe leistet. Einige Probebilder liegen der Schriftleitung vor, die vielleicht nach den Bildern die Brauchbarkeit des Apparats bestätigen wird.*)

Der Apparat, genannt „Blitz,“ kostet 8 M., ein Kasten mit dem nötigen Material kostet 4 M.; genaue Gebrauchsanweisung, nach welcher selbst Knaben gute Bilder liefern können, wird beigegeben. Für 13 M. versendet Herr Clausen beides verpackt und franko. Die Bilder haben Visitformat.

Apenrade. H. Hansen I.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Nachrichten vom Kirchspiel Hattstedt mit einer Abbildung der Kirche. Gesammelt und zusammengestellt von Joh. Johannsen. 142 Seiten in 4°. Selbstverlag des Herausgebers.

Das Buch enthält außer einem Vorwort 1. Geschichte des Orts. Nachrichten von der Kirche, den dabei angestellten Geistlichen seit 1448 und Nachrichten von den Schulen. 2. Von den Sturmfluten und deren

---

*) Die Bilder, welche Herr Hansen eingesandt hat, sind Porträts, Gruppenaufnahmen, Landschafts- und Architekturbilder. Dieselben sind zum größten Teil nach der gewöhnlichen Art aufgenommen, ein in der Fahrt befindliches Schiff ist eine Momentaufnahme und eine Gruppe von zwei Personen am Piano ist vermittelst Blitzpulver photographiert. Der Unterzeichnete bestätigt gern, daß alle Bilder vortrefflich gelungen sind und selbst hohen Ansprüchen genügen.

H. Dannmeier.

Folgen. 3. Die Deichgrafen. 4. Kampf mit der Nordsee. Der Deichbau. 5. der zweite Schleswigsche Deichband. — Das allgemeine Deichreglement für die Marschkommünen u. s. w. vom 6. April 1803. — Statut des zweiten Schleswigschen Deichbandes vom 20. Februar 1878. 6. Entwässerungsangelegenheit der Hattstedter Marsch, des Breklumer- und Bredstedter-Koogs. 7. Die Dorfschaften des Kirchspiels. 8. Von den öffentlichen Anstalten des Kirchspiels Hattstedt. 9. Nekrologische Nachrichten von einigen im Kirchspiel Hattstedt geborenen und dort wohnhaft gewesenen Personen. 10. Verschiedene Nachrichten und Dokumente geschichtlichen und kulturhistorischen Inhalts. Nachtrag. Gesetzartikel für die Hattstedter Marsch. Regulativ der Armen- und Arbeitsanstalt im Kirchspiel Hattstedt. Gemeindestatut der Gemeinde Hattstedt. Einen Bericht über das Buch wird die Heimat später bringen. D.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

20. Norddeutschlands Vögel in Lebensgröße und Farben. Tafel 1. Herausgegeben von E. Terno. Schleswig. 1891.
21. Buchenau. Prof. Dr. Fr. Zwei Abschnitte aus der Praxis des botanischen Unterrichtes. I. Über den falschen Gebrauch der Hauptwörter in der Benennung der Blütenstände und Früchte. II. Das Linneische System in den Schulen. Bremen 1890. (Von einem Vereinsmitgliede).
    Aus der Heimat. Nr. 3. Jahrgang 1891.
22. Joh. Johannsen. Nachrichten vom Kirchsp. Hattstedt (s. o.)

Anfragen.

10. In dem Maiheft der „Heimat" wird mitgeteilt, daß in den Elbmarschen und den angrenzenden Geestdistrikten am Abend des ersten Ostertages die Osterfeuer brennen. Hier in unserer Gegend werden am Abend vor dem 1. Mai die sog. Maifeuer angezündet. Wahrscheinlich entstammen auch diese Maifeuer der heidnischen Zeit. Oder stehen sie in Beziehung zur Walpurgisnacht? Leser der „Heimat," die den Ursprung und die Bedeutung der Maifeuer kennen, werden gebeten, Mitteilungen hierüber an die „Heimat" gelangen zu lassen.

Itzehoe. Christiansen.

11. In Dithmarschen nennt man noch folgenden Reim:

> Witt Papier, blau Papier,
> Morgen kamt de Russen hier;
> Bonopart op 'e Schinnerkar,
> Aleksanner lev hunnert Jahr!

Ist derselbe auch anderswo bekannt?

12. Wer kann über das Maigrafenfest (Maigrev, Maigrön), ein Maifest, Mitteilung machen?

Darrenwurth bei Lunden. H. Carstens.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 9. September 1891.



Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Nachdruck der Abhandlungen ist nicht gestattet, Nachdruck der Mitteilungen nur mit Angabe der Quelle. — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Auf den Spuren des alten Sachsenwalls.

Von Gymnasiallehrer Dr. **Hellwig** in Ratzeburg.

Vom lauenburgischen Geschichtsverein war mir der Auftrag geworden, den innerhalb der lauenburgischen Kreisgrenzen noch vorhandenen Resten des alten Sachsenwalles nachzuspüren. Der Auftrag war mir überraschend, aber durchaus nicht unlieb. Ich selbst hatte ihn wider Willen durch die Behauptung hervorgerufen, daß der Zug dieser alten Befestigungen genauer nachzuweisen sein müsse, wenn man den gewiß noch innerhalb unserer Wälder und Sümpfe vorhandenen Spuren des Walles nachgehen wollte. Ich stützte mich auf meine Kenntnis von Grenz- und Verteidigungswällen aus späterer Zeit und auf die mir bekannten alten Grenzurkunden und war mit Archivrat Beyer vollkommen überzeugt, daß unser Wall nicht im entferntesten eine willkürlich festgesetzte Linie verfolge, sondern kreuz und quer der natürlichen Bodensenkung, dem Laufe der Bäche und Flüsse sich anschließe. Die Lösung der Aufgabe erschien mir zwar schwer, aber reizvoll, denn sie eröffnete mir die Aus-

sicht, das schöne Lauenburger Land auf Wanderfahrten gründlich kennen zu lernen. Freilich vor 50 Jahren noch wäre die Sache bei weitem leichter gewesen; da hätte man in den Amtleuten und deren Beamten landeskundige und interessierte Helfer gefunden, da hätte man die alten Flurkarten noch an Ort und Stelle einsehen können, während man jetzt beim Regierungsarchiv danach forschen muß.

Nachdem ich durch viele Schreiberei endlich festgestellt hatte, wo die Verkoppelungskarten und Vermeßregister der einzelnen Ämter und Güter augenblicklich zu finden sind und einen Antrag auf Überlassung einer Sektion gestellt hatte, dessen Schicksal mir noch unbekannt war, waren die Ferien herangekommen, also die Zeit, welche allein zu Exkursionen benutzt werden konnte. So mußte ich mich denn entschließen, ohne die Kartennachweise zunächst eine Rekognoszierungsfahrt zu beginnen, allein gestützt auf die Vermutungen, die ich mir gebildet hatte aus den vorhandenen litterarischen Aufzeichnungen über den Grenzwall.

Gemäß den Angaben Adams von Bremen, daß der Wall am rechten Elbufer beginne und sich von da nach der Delvenau ziehe, diese bis in ihre Quellbäche bei Hornbek verfolge, alsdann zur Bille hinüberschweife und endlich von dort nach Wesenberg an die Trave gelange, hatte ich mir meine Aufgabe in drei Teile zerlegt. Durch eine frühere Fahrt hatte ich bereits festgestellt, daß im Bezirke des früheren Amtes Lauenburg jegliche Spur des Walles verschwunden ist, wenn man nicht den Rundwall beim Sandkrug an der Elbe, die sog. Striepenburg, dafür ansehen will. Es blieb also noch zu untersuchen die Strecke von Hornbek bis zur Bille und die von der Billequelle bis zur Trave. Da über die Lage von Bilenispring Zweifel bestehen, hatte ich eigentlich bloß zwei feste Punkte, nämlich Hornbek und Wesenberg, und eine ausgedehnte Linie, die Bille, welche der Wall an irgend einer Stelle berührt haben mußte. Ich entlehnte deshalb die notwendigen Fingerzeige, wie ein vorläufiger Rekognoszierungsgang einzurichten sei, gewissen Angaben des Zehntenregisters des Bistums Ratzeburg von 1230, da es wahrscheinlich war, daß das spätere Territorium Sadelbande, welches einen Gegensatz zur Grafschaft Ratzeburg oder Polabingen bildete, innerhalb der Sachsengrenze gelegen hat und daß seine Nordgrenze mit dem Zuge des limes auf dieser Strecke übereinstimmt.

Ich stellte mir also ein Reiseprogramm zusammen, verschaffte mir vom Forstmeister eine allgemein gültige Erlaubnis, die lauenburgischen Wälder an jeder beliebigen Stelle betreten zu dürfen und sicherte mir eine zahlreiche und intelligente Mitarbeiterschar in den Schullehrern der Dörfer, die ich berühren wollte.

So zog ich denn mit der Generalstabskarte bewaffnet, meinen Sohn als Begleiter mitnehmend, eines schönen Tages auf Entdeckungen aus. Eine kurze Eisenbahnfahrt führte mich bis zur Station Roseburg an der Lübeck-Büchener Bahn. Von da ging es in einstündigem Marsche bis Hornbek. Dort zieht sich östlich vom Dorfe der schwache Hornbek durch eine breite Bodenfurche. Spuren eines Walles sind freilich nicht sichtbar, aber die bestimmte Angabe Adams genügt, um hier den Anfang des Walles von der Delvenau her mit Sicherheit anzunehmen, und der Augenschein lehrt, daß seiner Anlage die natürlichen Bodenverhältnisse Vorschub leisteten.

Mein weiterer Weg richtete sich nach Tramm, einer lübischen Enklave. Hier ließ mich merkwürdiger Weise meine Generalstabskarte von 1882, mit Nachträgen von 1889, im Stich. Der Fußweg von der Mühle aus war eingezogen, und beim Rückwege durch das Dorf geriet ich auf einen Feldweg. Ein gelehrter Kuhhirte brachte mich durch sachkundige Auskunft erst wieder auf die rechte Bahn, einen Steig, der zwischen den beiden am Westende des Dorfes ausgebauten Kathen hindurch erst über den Hornbek und dann über die Höhe geradezu auf die Grenze führte. Die Karte kannte den Weg freilich nicht. Hornbek selbst ist ein kleines, ärmliches Nest ohne Kirche, ohne Schule; nichts darin deutet auf sein ehrwürdiges Alter. Am Tage meiner Anwesenheit war es wie ausgestorben. Der erwähnte Kuhhirte war eine groteske Erscheinung; seine schäbige Kleidung mit dem ledernen Ranzen, sein breites, rotes Gesicht mit der Brille auf der Nase und der alten Schirmmütze stand in wunderlichem Gegensatz zu seiner höflichen und gewählten Ausdrucksweise im reinsten Hochdeutsch. Dem Mann war es offenbar auch nicht an der Wiege gesungen worden, daß er seine Tage als Kuhhirte beschließen sollte. Ich habe etwas munkeln hören, als wenn die Gilde der Kuhhirten hier mehrere derartige verfehlte Existenzen aufzuweisen hätte, die ursprünglich in den Hörsälen der alma mater bezw. auf dem Komptoirstuhl von Würden und Reichtümern träumten und später auf den Landstraßen herumstörzerten, um endlich durch den Rettungshafen der Arbeitskolonie in die Genossenschaft der Kuhhirten zu gelangen.

Da, wo hinter Tramm der Wald beginnt, steht ein Waldwärterhaus. Auf einem Meilenstein, dem Hause gegenüber, saß der greise gebrechliche Waldhüter in graugrünlicher abgetragener Uniform, einen Stab in der Hand. Ich ließ mich mit dem Alten in ein Gespräch ein; er mußte ja sein Revier kennen; er mußte ja Auskunft geben können über etwaige Wallreste an der Grenze. Aber, o weh! nicht jedem, dem Gott ein Amt giebt, — — —. Der Mann hielt mich für einen Land-

messer; er fürchtete, mich auf einer langen Tour begleiten zu müssen; inzwischen entfloh ihm seine Gänseherde, die er bisher gehütet hatte, und er mußte erst seine Tochter Stine zu Hülfe rufen, um die Rebellen zurückzuführen. Eine Verständigung mit dem redseligen Manne war nicht herbeizuführen; er erzählte mir einen Teil seiner Lebensgeschichte und kam vom Hundertsten ins Tausendste, aber vom Walle erfuhr ich nichts. Eine kleine Streiferei im Walde brachte mir viele köstliche Erdbeeren ein, aber nichts in Bezug auf den Wall. Nach dem fürstlich bismarckschen Kiefholz zu führte allerdings an der Grenze entlang eine Niederung, die sich nach Osten, nach Niendorf hin, fortzusetzen schien. Später erfuhr ich in Talkau, daß gerade auf der Grenze zwischen Niendorf und Tramm ein wirklicher hoher Wall mit Gräben zu beiden Seiten sich befinde. Das wäre denn ein wichtiger Punkt, der nähere Untersuchung verdient. Mein sehr intelligenter Berichterstatter in Talkau war leider ein durch die Umstände an die Scholle gebundener Mann, der sich eine Kenntnis der Umgegend aus eigner Anschauung nicht hatte erwerben können. Dagegen gab er mir den guten Rat, zum Revierförster nach Schretstaken, wiederum einer lübischen Enklave, zu gehen. Leider war der Förster nicht daheim. Der freundlichen Einladung der liebenswürdigen Frau Försterin, bei einer Tasse Kaffee auf die Rückkehr des Herrn Gemahls zu warten, konnte ich leider bei meiner knapp gemessenen Zeit nicht entsprechen. Durch spätere Korrespondenz erfuhr ich indessen alles Wissenswerte. Zunächst ging es weiter auf Fuhlenhagen zu. Auch dort traf ich weder den Lehrer noch einen Gutsbesitzer, an den ich mich wenden wollte, und mußte den sehr schwierigen Weg nach Basthorst allein aufsuchen, nur von einigen Knechten, welche Heu zum Trocknen ausbreiteten, mit der wenig tröstlichen Auskunft versehen, daß viele Wege nach Basthorst führten und daß ich den rechten mit „de Kort“, die sie in meinen Händen gesehen hatten, schon finden würde; den Fahrweg, welcher endlose Krümmungen macht, wollte ich nämlich vermeiden. So ging es ohne Weg durch feuchte Wiesen und dann durch den Wald. Schon glaubte ich mich nach der Karte ausgefunden zu haben, als die Formation des Waldes zur Rechten mich vollkommen unsicher machte. Da standen stattliche Fichten, und auf der Karte war nur Laubwald verzeichnet. Sollte ich nach Elmenhorst oder gar nach Klein-Talkau zu gegangen sein? das schien mir unmöglich. Also nur geradeaus, immer nach Westen vorwärts. Endlich zeigte sich ein schlanker Kirchturm, und ein pflügender Mann gab Auskunft, daß wir Basthorst vor uns hätten. Also trotz alledem richtig gegangen und sogar ohne wesentliche Umwege. Inzwischen drohte ein Gewitter und kam auch zum Ausbruch; doch konnten wir uns noch in

den Krug retten. Nach halbstündigem Aufenthalt ging es zum Lehrer, der meine Fragen freilich nur ungenügend beantworten konnte, namentlich von einem Rundwall bei Kasseburg, den ich suchte, nichts gehört hatte; aber er war bereit uns zu begleiten und führte uns zunächst nach der sog. großen Freiweide, einer weiten Haidestrecke, welche kaum ½ Meter unter dem Boden zahlreiche Urnen birgt. Ohne Mühe lasen wir hunderte von Urnenscherben auf. Schade, daß wir keine Zeit und Gelegenheit zum Graben hatten, das hier nach kurzer Bemühung von unbedingtem Erfolge begleitet sein muß. Ein alter Schäfer wurde befragt nach dem bewußten Walle. Er war schon 50 Jahre in der Gegend, aber auch er wußte nichts vom Walle. Indessen durchschritten wir den Krähenbruch zwischen Basthorst und Kasseburg und gelangten auf feuchte Wiesen. Da gaben ein paar Hirtenjungen erwünschten Bescheid. Ein langer Sprung trug uns über den Fribek, und dahinter lag nicht sehr erhaben, etwa zwei Meter hoch, eine weite umbuschte Fläche, die der Striepenburg beim Sandkrug an der Elbe wie ein Ei dem andern gleicht. Die Karte verzeichnet in der Nähe ein Hünengrab; leider wußten die Jungen darüber keine Auskunft zu geben. Daß dieser Rundwall bei Kasseburg — er bildet übrigens eine Kuddewörder Enklave in der Kasseburger Feldmark — zu den Befestigungen der Sachsengrenze gehört habe, nehme ich bis auf weiteres an.

Leider war meine Zeit gegen die Berechnung zu stark verflossen und die Marschfähigkeit, wie ich meinte, für diesen Tag bis zu einem Grade erprobt, daß ich bald abbrechen mußte, um mich für den nächsten Tag, der eine noch größere Aufgabe zeigte, frisch zu erhalten. Ich beschloß also querfeldein durch Wiese und Wald zu gehen, um den Fußweg zu gewinnen, der von Kasseburg nach Haltestation Möhnsen an der Schwarzenbek-Oldesloer Bahn führt. Indessen hätte mir jeder Wohlmeinende und der Gegend Kundige von dem Versuch abraten müssen. Nach langem Mühen und nachdem wir mehreremale den Sumpf gemessen hatten und die Richtung hatten ändern müssen, gelangten wir zu einem Waldarbeiter, der uns zum rechten Wege geleitete. Wieder hatte uns der Instinkt richtig geführt; als wir fragten, standen wir unmittelbar am Wege. Der Waldarbeiter war eine bemerkenswerte Erscheinung. Er hantierte allein mit der Axt auf einer Waldblöße, ein Hüne von Gestalt, mit einem ehrlichen, vertrauenerweckenden Gesicht, langsamen Bewegungen und von langsamer eigentümlicher Redeweise. Gekleidet war er in ein Blusenhemd, gegürtete Beinkleider und einen Strohhut. Man konnte sich mit einiger Phantasie in ihm einen amerikanischen Hinterwäldler vorstellen. Als ich Miene machte, ihn zu belohnen, sagte er ohne alle

Ziererei und doch auch ohne eine Spur von Begehrlichkeit in seiner schleppenden Art: „ja Herr, das ist auch dankeswert."

Auf Station Möhnsen trafen wir, freilich nicht ohne uns sehr zu beeilen, doch noch etliche Minuten vor Abgang des letzten Zuges ein. In unserm Coupé saß ein einzelner Passagier, in Möhnsen stiegen zwei Arbeiter mit uns ein; alles in allem war der Waggon von sieben Passagieren bevölkert. Wir fuhren nach Trittau. Dort wollte ich eigentlich dem Oberförster einen Besuch machen, aber in der Verfassung, in welche uns die allzunahe Bekanntschaft mit dem Kasseburger Sumpfe versetzt hatte, war das zur Unmöglichkeit geworden. Im Gasthaus, wo wir übernachteten, mußten die Stiefeln gut eingefettet werden; dennoch wurde es uns am nächsten Morgen schwer wieder hineinzukommen. Am Abend machten wir noch einen Spaziergang nach Vorburg Trittau und legten uns dann zeitig zu Bett, herzlich müde, aber selbst von den geringen Resultaten unserer Tagesfahrt befriedigt. Nur das eine, daß wir nicht mehr nach Hamfelde hatten gelangen können, wo noch vor 30 Jahren „Reste eines hohen Walles" sichtbar gewesen waren, hätte uns verstimmen können. Indessen habe ich mich später danach umgesehen und eine besondere Tagfahrt dahin als lohnend erkannt. Gerade dort, am nordwestlichen Punkte von Sadelbande, mußte meiner Vermutung nach der Wall die Bille erreichen.

Trittaus Umgebung, so schön sie ist, gab ich leichten Herzens auf und fuhr am nächsten Morgen, bereits früher als ich mir vorgenommen, nach Lütjensee, um von da aus meinen Marsch durch das Steinhorst'sche anzutreten.

Auch hier wollte ich mich zunächst nur umsehen und erkundigen, ob man von Wallresten Kenntnis habe. Nach Groß-Schönberg war meine Anmeldung unerklärlicher Weise nicht gelangt. Doch schien der dortige Lehrer der Gegend wohl kundig. Er wies mich nach Franzdorf, in dessen Nähe ja die Spuren des Raubschlosses Nannendorf gesucht werden. Aber so leicht möglich es ist, daß derartige Schlösser auf alten Wallresten erbaut wurden, so wenig dürfte das gerade bei Nannendorf der Fall gewesen sein. Erfrischend war der Marsch von Schönberg bis Bullenhorst durch den prächtigen Wald, erfreulich der Anblick der stattlichen Dorfschaften. In Sandesneben ward mir gute Kunde von einem wohlerhaltenen Wallrest bei der Bullenhorster Mühle. Schade, daß Archivrat Beyer das nicht gewußt hat; es hätte eine treffliche Stütze für seine Erklärung von Bullenhorst als Billenhorst alias Bilenispring abgegeben. Nur freilich entspringt kein Quellbach der Bille in unmittelbarer Nähe, auch hieß die Stelle früher Buhlenhorst. Trotz der Wich-

tigkeit der Punktes konnte ich mich nicht entschließen, meiner Fahrt den Charakter der Rekognoszierung zu nehmen und mich an Ort und Stelle von der Beschaffenheit der Wallreste zu überzeugen. Später habe ich gefunden, daß sie doch immerhin recht fraglicher Natur sind.

Ich zog also weiter nach Labenz und ward mir beim Herabsteigen nach der Mühle klar, daß hier der Wall seinen Durchgang nach Steinhorst zu genommen haben wird. Von Wallresten in dieser Gegend war nichts bekannt, auch über die Wasserläufe konnte ich mich nicht hinreichend orientieren. Von der Untersuchung einer Schlucht zwischen Labenz und dem Steinhorster Forsthaus in der Nähe des Wehrensteiches sah ich ab, ging vielmehr über das Dorf Steinhorst, das mit seinen Gärten und Alleen und dem stattlichen Amtshaus einen trefflichen Eindruck macht, nach dem Forsthause, wo ich den Herrn Förster leider beim Mittagsbrot störte. In diesem Falle werden auch die besten Menschen leicht verstimmt. Ich stellte also nur die dringlichsten Fragen und empfahl mich rasch, indem ich dadurch das Wohlwollen des Försters für spätere Zeiten mir zu erwerben hoffte und in der That wohl auch erwarb. Er wies mich auf die Quelle eines Barnitzzuflusses hin, welche im Labenzer Oberteich entspringt und in der im Gehege Stutkoppel noch etwas wie eine von Menschenhand angelegte Wasserstauung vorhanden sei, als ob dort in Vorzeiten eine Mühle oder derartiges gestanden habe. Schröder-Biernatzki meint, es seien „schwache Spuren einer alten Burg." Es verlohnt sich, diese Überreste genauer zu untersuchen, denn sie liegen gerade da, wo ich den Wall vermute.

Ich hätte nun wohl nach der Brennerkathe bei Gr. Boden marschieren sollen, um die Quellflüsse der Barnitz und den kürzesten Übergang von da nach der Grinauquelle aufzusuchen, zog es aber vor, meinem Programm gemäß, mich mehr auf Erkundigungen zu beschränken und nur das selbst in Augenschein zu nehmen, was sich unterwegs gerade aufdrängte. Ich ging deshalb nach Siebenbäumen weiter, wo ich indessen nur erfuhr, daß die Grinauquelle in einer romantischen Schlucht dahinrauscht. Diese Schlucht geht, wie ich mich hernach selbst überzeugte, bis Grinau und in schwächerem Maße noch weiter. Von Wulmenau her kommt ein zweites Querthal, worin die Wulmenau fließt, darauf zu. Auch in Gr. Schenkenberg erfuhr ich zunächst nichts über den Wall, und meine Erkundigungen mußten hier aufhören, da es Zeit wurde nach Niendorf aufzubrechen, um den Zug der Hamburg-Lübecker Bahn zu erreichen, mit dem ich in Lübeck noch zum letzten Zuge nach Ratzeburg zurechtkommen konnte. Indessen wurde mir freundlichst in Aussicht gestellt, die Gegend um Kl. Wesenberg abzustreifen, um womöglich den

Punkt zu finden, wo der Wall, von der Grinau abgehend, die Trave erreichte. Inzwischen habe ich die Überzeugung gewonnen, daß dies fast am nördlichsten Punkte der Grinau geschah, etwa gegenüber der Brandenmühle, so daß der Wall von Niendorf bis Wesenberg Trave aufwärts ging.

Ich habe später meine Forschungen fortgesetzt und einzelne Punkte der Route wiederholt aufgesucht, auch die alten Flurkarten und Vermeßregister studiert, ohne freilich zu einem in allen Einzelheiten sicheren Resultate über den Zug des limes zu gelangen. Eins aber steht nunmehr fest, nämlich daß Archivrat Beyers Ansicht, daß die Nordgrenze Sadelbandens im großen und ganzen mit der Richtung des Sachsenwalles auf dieser Strecke zusammenfällt, richtig ist. Eine wissenschaftliche Darlegung der Ergebnisse meiner Forschung wird seiner Zeit im Archiv für lauenburgische Geschichte erfolgen.

Hier möchte ich nur kurz erwähnen, daß der Wall, welchen Karl der Große im Jahre 811 errichten ließ, zum Schutze gegen die Einfälle der Wenden in sächsisches Gebiet, heutzutage völlig vom Erdboden verschwunden ist bis auf einige unbedeutende Reste, und zwar ist das letzte Stück des Langwalls im Jahre 1866 bei Gelegenheit des Baues der Schwarzenbek-Oldesloer Bahn ausgeschachtet worden.

Bei Lauenburgisch-Hamfelde an der Bille stand bis dahin auf einer Strecke von 200 Metern ein etwa 6—7 Meter hoher Wall, der im Volksmunde den Namen Hasselberg führte. Die Sohlenbreite betrug etwa 30 Meter, die Breite des Kammes 15 Meter. Zu beiden Seiten gingen in halber Höhe breite Knicks. Da der Wall immerhin noch mindestens 3 Meter über dem Wasserspiegel des Hamfelder Mühlenbachs, der an seiner östlichen Seite entlang ging, lag, so muß sein Anblick in der That ein imposanter gewesen sein.

Es ist nun nicht wahrscheinlich, daß die ganze Strecke von der Elbe bis zur Kieler Bucht — denn so weit ging der limes — durch einen derartigen fortlaufenden Wall geschützt war. Vielmehr wird man an tiefeingeschnittenen Thälern, wie denen des Hornbek und der Grinau, hinter ausgedehnten Mooren und Sümpfen sich mit der Anlage von Warttürmen und Rundwällen begnügt haben. Ein wirksamer Schutz gegen die Slaven scheint der Wall indessen kaum je gewesen zu sein, vielmehr ist anzunehmen, daß sehr bald nach Karl des Großen Tode die Slaven Sadelbande überfluteten und sich darin festsetzten; das beweisen die zahlreichen slavischen Dorfnamen innerhalb seiner Grenzen und der Rest slavischer Bevölkerung, der noch im Jahre 1230 dort seßhaft war. Seit Otto dem Großen beginnt dann das energische Zurückdrängen der Slaven und die wachsende Macht der sächsischen Markgrafen, bis

endlich auch Polabingen im Jahre 1142 zur sächsischen Grafschaft gemacht wurde. Daß aus diesen Kämpfen ebenfalls Reste von Befestigungswerken zurückgeblieben sind, ist wahrscheinlich. Man darf daher nicht ohne weiteres alle alten Befestigungen im Grenzgebiet der Slaven und Sachsen als zur Sachsengrenze gehörig betrachten. So sind z. B. die Rundwälle bei Borstorf und Koberg und selbst der mächtige Sirksfelder Wall wohl als altsächsische Befestigungen anzusprechen, aber nicht zur Sachsengrenze zu ziehen, wie bisher geschah.

Zur Geschichte von Neustadt.

Von Pastor **F. Witt** in Lütjenburg.

Zu dem im Juli-August-Heft der Heimat S. 164 ff. abgedruckten Aufsatz „Die Neustädter Bucht" erlaube ich mir einige Bemerkungen.

Zunächst muß ich den Ausdruck „Neustadt, früher Nienkrempe" beanstanden, wenn damit gesagt sein soll, daß Neustadt in früherer Zeit ausschließlich jenen Namen geführt habe. Es ist das thatsächlich nicht der Fall, sondern die Sache verhält sich vielmehr so: Neustadt gehört in die Reihe jener holsteinischen Städte, welche dem Bestreben Adolfs IV., in seinem Lande Kaufstädte zu schaffen, um einen Ersatz für das reichsunmittelbar gewordene Lübeck zu haben, ihren Ursprung verdanken. Es ist eine planmäßige Anlage wie auch Kiel, dessen Gründung mit derjenigen Neustadts ungefähr zusammenfällt (Mitte des 13. Jahrhunderts). Die Ähnlichkeit beider Städte giebt sich auch zu erkennen in der äußeren Anlage, insofern der Grundriß beider genau derselbe ist; aber sie erstreckt sich ferner auch auf den Namen, denn beide Orte haben ursprünglich keinen eigentlichen Namen empfangen, sondern wie Kiel als „Stadt tom *Kyle*" bezeichnet wurde, so Neustadt als „Nygenstadt to dher Krempen" (vergl. schleswig-holstein-lauenburg. Urkundensammlung Bd. II No. 31), wobei es noch sehr fraglich ist, ob das „Krempen" in der letzteren Bezeichnung auf das bedeutend ältere Kirchdorf (Alten) Krempe zu beziehen ist; ich meinerseits bin der Ansicht, daß man die Analogie mit Kiel noch weiter verfolgen und „Krempen" als die Bezeichnung des Wassers, an welchem die neue Stadt gegründet wurde, fassen darf; dafür berufe ich mich auf eine Bestimmung der Neustädter Fischeramtsrolle von 1474, welche fremden Fischern verbietet, „in der Krempen Krabben to striken." Ferner wird in einer Urkunde aus derselben Zeit, betreffend die sogenannte Burg, das Binnenwasser mare Crempe genannt, und schließlich muß auch zugegeben werden, daß es mindestens ungewöhnlich ist, eine, wenn auch junge Stadt nach dem benachbarten, wenn auch bedeutend

älteren Kirchdorf zu nennen, welches doch, wie der Mangel an Nachrichten vermuten läßt, eine höchst geringe Bedeutung gehabt hat. Ebenso hätte man Kiel nach dem älteren Hemmighestorp (Gaarden) benennen können. Demnach muß ich es für unrichtig halten, wenn man, wie überall zu lesen ist, behauptet, daß Neustadt zunächst im Gegensatz zu dem älteren Kirchdorf Krempe „Nienkrempe" geheißen habe. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß Neustadt wirklich „Nienkrempe" genannt worden ist; es lassen sich Urkunden in hinreichender Zahl anführen, aus welchen das unzweifelhaft hervorgeht; aber es ist jene Bezeichnung gewiß anfangs nicht im Gegensatz zu Altenkrempe gebraucht, sondern nur als Abkürzung, ebenso wie das zu derselben Zeit gleich häufige oder vielmehr noch häufigere „Nygenstadt" oder nova civitas, welches letztere schließlich allein gebräuchlich geworden ist, sodaß auch hier wieder derselbe Vorgang wie bei Kiel hervortritt, freilich in umgekehrter Weise: aus „Stadt tom Kyle" ist Kiel geworden, aus „Nygenstadt to dher Krempen" Neustadt.

Seine Blütezeit hat Neustadt im 14. Jahrhundert gehabt: damals wurde der Thurmbau vollendet, um dieselbe Zeit entstand vor dem Brückthor das verhältnismäßig reich dotierte Hospital zum h. Geist; damals erwarb die Stadt Prodenstorp, das jetzige Brodau und wahrscheinlich gegen Ende desselben Jahrhunderts hat sie, freilich nur kurze Zeit, das Münzrecht geübt. Wenn es später nicht zu einem rechten Aufschwung gekommen ist, so sind daran weniger die in dem genannten Aufsatz aufgeführten Gründe schuld (man denke doch nur an die Schicksale Lübecks), als vielmehr der Umstand, daß Neustadt für eine Handelsstadt kein genügend großes Hinterland besitzt und vor allem, daß das mächtige Lübeck so nahe lag. Die sogenannte Belagerung von 1509 hat am wenigsten die Entwickelung Neustadts beeinträchtigt. Es verhält sich damit folgendermaßen: Im gedachten Jahre waren bei Gelegenheit einer Fehde Lübecks mit Dänemark dänische Schiffe in der Neustädter Bucht vor Anker gegangen (in der holsteinischen Chronik des Oldenburger Pastors Johannes Petersen heißt es nach der hochdeutschen Übertragung von Dominicus Dräver „30 Schützen", ich vermute aber, daß in dem niederdeutschen Original, welches uns leider verloren gegangen ist und das der genannte Übersetzer nicht überall verstanden zu haben selbst zugiebt, ursprünglich gestanden hat „30 Schuten", d. h. Schiffe); die Besatzung begab sich in den Travemünder Winkel, um zu rauben und zu plündern. Ein Teil des geraubten Viehes wurde nach Neustadt gebracht und dort billig verkauft. Da sich's aber die Dänen dort zu wohl sein ließen und die Wachsamkeit vernachlässigten, wurden sie von den Lübeckern überrumpelt. Die Neustädter mußten das gekaufte Vieh zurückgeben, natürlich ohne den

gezahlten Kaufpreis zurückzuerhalten, denn der Erzähler dieser Begebenheit fügt nach Mielk (zuverlässige Nachrichten von Neustadt 1771) hinzu: „Ein jeglich missede syn geld, darto hadden wi wenig Dank vor!"

Schließlich noch eine Bemerkung über die angeblichen Seeräuber. Es ist eine völlig unerwiesene Behauptung, daß die sogenannte Burg im Binnenwasser dem berüchtigten Klaus Störtebeker und seinen Genossen als Zufluchtsort gedient hat. Der schon genannte Pastor Mielk wollte die Beziehung jenes „Likedeelers" zu Neustadt daraus erweisen, daß im Kirchenbuch einmal eine Frau mit Namen Störtebeker erwähnt wird. Ist nun diese Thatsache auch richtig, so muß doch der daraus gezogene Schluß angesichts des Mangels sonstiger Nachrichten mindestens als übereilt erscheinen. Nach meiner Ansicht gehört jene Erzählung, die ich als Kind oft genug als feststehende Thatsache habe vortragen hören, auf dieselbe Stufe mit jener andern, welche aus den drei Männern in dem Schiff, welches sich im Neustädter Wappen befindet (das erste Siegel hat nur 2, vgl. die Sammlung Holsteinischer und Lauenburgischer Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck Heft 1 Taf. 5), die drei Seeräuber Struensee (!), Godmagêl (Gödeke Michel) und Brandt (!) macht, während es doch sehr verständlich ist, wenn eine Seestadt ein Schiff im Wappen führt (vgl. die oben genannte Sammlung). Freilich vor Gründung der Stadt, in slavischer Zeit ist die Gegend um das Binnenwasser ein Zufluchtsort der Seeräuber gewesen. Das wissen wir aus dem Bericht des Helmold (Chron. Slav. I, 83), welcher die Gegend am Fluß Krempine (Kremper Au), wohin der Priester Deilaw aus dem Kloster Faldera (Neumünster) gesandt wurde, eine spelunca latronum, eine Räuberhöhle nennt. „Dort", sagt er, „war ein gewöhnlicher Schlupfwinkel von Seeräubern." Das Andenken an jene Zeit ist wohl in der Überlieferung lebendig geblieben, diese aber hat die Ereignisse in eine spätere Zeit versetzt. Die Burg auf der Waldinsel im Binnenwasser, deren Umwallung sehr deutlich erkennbar ist, hat aber wohl nichts mit den Seeräubern zu thun; sie ist eine slavische Befestigung, wie wir sie aus jener höchst interessanten Zeit noch vielfach im Lande finden. Ihre Lage wird uns, auch ohne daß wir an Seeräuber denken, leicht verständlich, wenn wir, was Jansen in seiner höchst lehrreichen Schrift „Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedelungen der Menschen u. s. w. Kiel 1861" wahrscheinlich gemacht hat, annehmen, daß die Besiedelung unseres Landes durch die Slaven zunächst nicht auf dem Landwege um die Ostsee-Ecke herum geschehen ist, wie früher allgemein angenommen wurde, sondern vielmehr zuerst und hauptsächlich auf dem Seewege. Ob später die Vögte des Gaues Krempe, welcher sich nach der Erbauung

der Kirche zu Altenkrempe von dem Süselgau abzweigte, auf der Burg ihren Wohnsitz gehabt haben, ist mir nicht bekannt.

Eine Bitte.*)

Über die Verbreitung nachbezeichneter uralter Bräuche und den Hergang bei denselben bittet der Unterzeichnete die Empfänger dieses Blattes zum Zweck wissenschaftlicher Verarbeitung um freundliche Mitteilungen. Auch wenn früher einmal irgendwo der Brauch gewesen ist, ist Nachricht darüber sehr erwünscht, womöglich mit der Angabe, seit wann er etwa abgekommen ist. Nötig ist immer die genaue Angabe der Gegend. Die weniger wichtigen Fragen sind durch den Druck bemerklich gemacht.

1) Werden Feuer angezündet: zu Fastnacht? — Ostern? — Walpurgis? — Johanni? — Michaelis? — am Vorabend jedes dieser Tage oder an dem Tage selbst?

2) Betheiligen sich an der Zurüstung oder dem Abbrennen nur Kinder oder auch Erwachsene und welche?

3) Zieht ein Theil der Beteiligten in feierlichem Zuge — mit brennenden Fackeln — Lieder singend — zum Feuer hin?

4) Wie verläuft das Abbrennen? Möglichst genau anzugeben und zwar besonders Folgendes:

a) Werden am großen Feuer Besen oder (gespaltene) Fackeln entzündet und im Kreise geschwungen?

b) Wird ein brennendes Faß oder Rad die Höhe hinabgerollt?

c) Singt man beim Feuer altüberlieferte oder kirchliche Lieder?

d) Springt man (paarweise) über das verglimmende Feuer, oder sucht man sich gegenseitig hineinzujagen?

e) Zieht man mit den daran entzündeten Fackeln nach Hause?

f) Steckt man diese brennenden Fackeln oder Besen in die Felder, oder nimmt man von der Kohle und Asche zu zauberhaftem Gebrauch für die Felder, das Vieh und gegen das Gewitter mit nach Hause?

---

*) Die nachfolgenden Fragen gingen Fräulein J. Mestorf, der hochverdienten Vorsteherin unseres Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer zu. Sie glaubt, daß Herrn Dr. Weineck nicht besser geholfen werden kann, als durch Vermittlung der Heimat. Ich bitte die Leser, daß sie sich möglichst zahlreich an der Beantwortung der Fragen beteiligen. Besonders erwünscht sind Herrn Dr. Weineck Nachrichlan darüber, wo im Osten von Schleswig-Holstein Osterfeuer (nicht Maifeuer) oder auch Lichtmeßfeuer oder endlich, wo Maifeuer gebrannt werden. Der Unterzeichnete ist gern bereit, Mitteilungen für Herrn Dr. Weineck entgegen zu nehmen. Nachdruck, wenn auch nur auszugsweise, ist erwünscht. D.

g) Wirft man Blumen — ein Pferdehaupt — tote Eichhörnchen — oder sonst etwas in das Feuer? Was spricht man dabei?

5) Wird das Anzünden der Feuer mit besonderem Namen benannt?

6) Haben die Höhen, wo es gebrannt wird, besondere Namen (Donnersberg, Petersberg, Blocksberg oder dergl.) oder tragen sie Überreste aus der Urzeit (uralte Bäume, Steine, Wälle, Urnenfelder und dergl.) oder christliche Heiligtümer?

7) Werden bei einem Orte mehrere Feuer entzündet?

8) Kommen bei dem Feuer Bewohner der Umgegend zusammen, die selbst keine Feuer brennen?

9) Findet gleichzeitig mit dem Feuer oder an einem anderen der angegebenen Tage das „Scheibenschlagen" statt und wie?

10) Wird Johanni noch auf andere (nicht kirchliche Weise) gefeiert, namentlich an Quellen und Brunnen?

11) Findet am Charsamstag oder einige Tage vorher auf dem Kirchhofe die „Scheiterweihe" oder das „Judasverbrennen" statt, — wo? — und wie?

12) Wird um diese Zeit der Tod ausgetrieben oder ausgetragen, und wie?

13) Wurden die Feuer mit einer Beschäftigung in der Landwirthschaft, z. B. Flachsbau oder sonst etwas (Schifffahrt, Gewitter) in Beziehung gebracht?

14) Sind die alten Feuer durch Feuer am 18. Oktober oder 1. September ersetzt worden?

Lübben, Prov. Brandenburg, 20. 5. 91. **Dr. Weineck.**

Volksreime.*)

Auch eine Bitte.

Wir verdanken der Volkstradition einen reichen Schatz an Liedern, Reimen, Sprüchen und Formeln, der aber in seinem ganzen Umfange noch immer nicht sicher geborgen, d. h. durch Schrift und Druck der Litteratur einverleibt ist. Der Unterzeichnete beabsichtigt, die in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck vorkommenden Volksreime zu sammeln, und hat zu diesem Zweck im Mai d. J. durch die Presse alle Freunde des Volkstums um Einsendung von Wiegen- und Koseliedern, Einladungs-, Abzähl- und Bastlösereimen, Rummelpottsliedern, Zauber- und Beschwörungsformeln u. s. w. gebeten. Dieser Bitte ist denn auch bereits erfreulicherweise von vielen Seiten entsprochen worden. Unter den ein-

*) Um Nachdruck dieses Artikels unter Quellenangabe wird gebeten.

gegangenen Beiträgen findet sich manches wertvolle Material; bevor ich jedoch daran denken kann, es litterarisch zu verarbeiten, muß dasselbe noch eine wesentliche Bereicherung erfahren. Ich bin überzeugt, daß das Eingegangene nur einen geringen Bruchteil des gesamten vorhandenen Schatzes dieser Überlieferungen bildet, und ich gestatte mir deshalb, an dieser Stelle meine oben erwähnte Bitte um Zusendung von Mitteilungen der bezeichneten Art zu erneuern und dieselbe den Lesern der „Heimat" ganz besonders ans Herz zu legen. Sehr spärlich eingesandt sind bis jetzt Zaubersprüche und Beschwörungsformeln, und doch unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß solche Sprüche und Formeln in großer Anzahl aus längst vergangenen Jahrhunderten von Generation auf Generation der Gegenwart überliefert worden sind. Infolge der übernatürlichen Wirkung, die man solchen Sprüchen und Formeln beilegte, wurden dieselben von denjenigen Personen, denen sie aus besonderer Gunst übermittelt worden waren, als ein geheimnisvoller Schatz gehütet, den man nicht ungestraft willkürlich preisgeben dürfe, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß derartige Überlieferungen nur vereinzelt in weitere Kreise gedrungen sind. Diesem Zweige der Volksüberlieferung muß deshalb eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt werden.

Jetzt nur noch ein kurzes Wort über den Wert und die Bedeutung der Volksreime.

Schon das Gefühl der Pietät läßt uns dankbar jede Mitteilung hinnehmen, die uns mit der Anschauungsweise, oder auch mit Sitten und Gebräuchen unserer Altväter, wie solche vielfach in jenen Liedern, Reimen, Sprüchen und Formeln uns entgegentreten, bekannt macht. Überlieferungen dieser Art werden uns die Thatsache vor Augen führen, daß der geistige Horizont unserer Vorfahren ein anderer gewesen ist als der des gegenwärtigen Geschlechts, und indem jene Reime u. s. w. uns wertvolle Anhaltspunkte für eine objektive Beurteilung früherer Verhältnisse, Einrichtungen und Zustände an die Hand geben, erlangen dieselben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Kulturgeschichte des betreffenden Volkes oder Volksstammes. Dazu kommt noch, daß manche dieser Überlieferungen allgemein, andere nur in gewissen Gebieten vertreten sind; daß in einigen Gegenden sich eine Vorliebe für das Plumpe und Derbe, in anderen dagegen eine Neigung zur Satire zeigt u. s. w. u. s. w. Diese Wahrnehmungen lassen in Verbindung mit den Besonderheiten des Inhalts und der Sprache dieser Volksreime die Frage auftauchen, worin solche Verschiedenheiten ihren Grund haben: die genannten sprachlichen Denkmäler früherer Zeiten gewinnen somit auch ein philosophisch-ethnographisches Interesse.

Eine ganze Anzahl der in Rede stehenden Überlieferungen enthalten unzweifelhafte Überreste aus der germanischen Mythologie, während einzelne derselben unter einer christlichen Hülle den heidnischen Kern erkennen lassen. Diesen mythologischen Bestandteilen und Anklängen in jenen Überlieferungen nachzuspüren, ist eine Aufgabe, die sich um so interessanter und dankbarer gestaltet, je umfangreicher das Material ist, auf welches man sich in dieser Beziehung zu stützen vermag.

Ferner sind die bewußten Volksreime ꝛc. von unverkennbarem Werte für die Entwickelungsgeschichte der Sprache; in derselben finden sich nämlich häufig Ausdrücke und Redewendungen, deren Bedeutung im Laufe der Zeit verwischt wurde oder eine andere geworden ist, und Sache der Sprachwissenschaft ist es, die ursprüngliche Bedeutung solcher Worte und Wendungen oder die geschichtliche Entwicklung derselben klarzulegen. In letzterem Falle bieten die Volksreime ꝛc. oft interessantes Material zu dem Kapitel der Volksetymologie.

Endlich ist die Form der in Rede stehenden Reime für die Geschichte der Poesie nicht ohne Interesse, da dieselbe gewisse Eigentümlichkeiten bekundet, welche sich zeigen, wenn das Volk seine Anschauungen und Reflexionen in ein poetisches Gewand kleidet.

Der Unterzeichnete ist weder Forscher noch Gelehrter; er muß sich vielmehr mit der bescheidenen Rolle eines Sammlers begnügen, und in dieser Eigenschaft richte ich an alle Freunde des Volkstums nochmals die **dringende** Bitte, mich in meinem Vorhaben, die in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck verbreiteten Volksreime u. s. w. zu einer **möglichst vollständigen Sammlung** zu vereinigen, thatkräftigst zu unterstützen.

Oldesloe, 14. Juli 1891. J. H. Suck,
Lehrer am Realprogymnasium.

Mitteilungen.

Untergang eines Dorfes an der Neustädter Bucht, eine Antwort auf Anfrage Nr. 9 im Juni-Heft. Auf die Anfrage, ob erst in diesem Jahrhundert eine Ortschaft Petersdorf durch eine Sturmflut weggespült sei, sind bei der Schriftleitung Antworten von Herrn Bürgermeister Plambeck in Segeberg und von Fräulein Ida Staacke in Neustadt eingegangen.

Herr Bürgermeister Plambeck schreibt: „In Anlaß der Anfrage von G. Wiese in Kiel halte ich mich in meiner Eigenschaft als Abonnent verpflichtet, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß meines Wissens zwar nicht ein Dorf Petersdorf, wohl aber eine „Schlüse“ genannte Ortschaft in der Nähe von Grömitz durch den wiederholten Angriff von Sturmfluten schließlich gänzlich weggespült ist. Die Ortschaft war am Ausfluß des

Kloster-Sees in die Neustädter Bucht belegen. Ältere Leute in den Nachbarorten Kellenhusen und Lenste müssen sich übrigens noch heute der Ortschaft Schlüse deutlich erinnern können; dieselbe ist auch noch auf der Karte von Holstein von Baggesen und Hedemann aus dem Jahre 1821 verzeichnet. Ich habe noch Leute, die in Schlüse geboren waren, in den Militärlisten gehabt, als ich Ausgang der sechziger Jahre als Beamter auf Cismar thätig war."

Die Mitteilung von Fräulein J. Staacke stimmt mit diesen Angaben überein und ergänzt sie in einigen Stücken. Auf eine Anfrage bei einem alten Einwohner von Grömitz teilte derselbe folgendes mit: Das weggespülte Dorf hieß nicht Petersdorf, sondern Schlüse. Es lag zwischen der Ostsee und dem Klostersee, bestand aus einigen Fischerkathen, gehörte zu Grömitz und wurde in der Stumflut 1836 weggespült. Zu der Zeit, als Grömitz noch eine Stadt war, hieß das Dorf Steenbeke; ein Dorf Petersdorf hat es nie gegeben. Fräulein Staacke setzt hinzu: In der Nähe von Lensahn liegt das adelige Gut Petersdorf nebst einem gleichnamigen Dorfe, welches zu dem Gute gehört; am Strande der Ostsee hat es kein Dorf mit diesem Namen gegeben.

Die Topographie der Herzogtümer Holstein und Lauenburg, des Fürstentums Lübeck und des Gebiets der freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck von J. v. Schröder und Herm. Biernatzki 2. Auflage. Oldenburg 1856 teilt im 2. Band S. 404 über die untergegangene Ortschaft Schlüse das Folgende mit: Schlüse, 3 ehemalige Kleinbödnerstellen zwischen der Ostse und dem Klostersee, Amt Cismar, Kirchspiel Grömitz. Diese Ortschaft gehörte ehemals dem Cismarschen Kloster — die Gegend ist sehr unfruchtbar, die Einwohner, welche etwa 10 Tonnen Land besaßen, ernährten sich vormals mit der Fischerei. Sie hatten freie Weide für Hornvieh in der Grömitzer Landwiese an der Ostsee und für Schafe, Schweine und Gänse auf dem dortigen Strandlande. Die Gebäude dieser Stellen wurden 1836, als sie größtenteil durch Überschwemmungen vorher ruiniert waren, abgebrochen, bei Grömitz wieder erbaut und dieser Ortschaft als Kleinbödnerstellen einverleibt; jeder der 3 Bödner erhielt 300 Quadratruten (reichlich 0,63 Hektar) Landes und die Schlüser Ländereien wurden der Grömitzer Gemeindeweide wieder zugelegt."

Über Stenbeke, welches nach dem Gewährsmann von Fräulein J. Staake der frühere Name für Schlüse gewesen sein soll, sagt die genannte Topographie: Steenbeke, ein ehemaliges Dorf von 6 Hufen im Kirchsp. Grönitz, wahrscheinlich im jetzigen Gute Brodau gelegen.

Anfrage.

12. Wer kann über das Maigrafenfest (Maigrev, Maigrön), ein Maifest, Mitteilung machen? H. Carstens in Darrenwurth.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 10. Oktober 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1-1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

 — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Entstehung der Föhrden an der Ostseite der cimbrischen Halbinsel.

Von H. Sierks in Heide.

„Das gäb eine mitleidwerte
Geologische Leimsiederei,
Wenn die ganze Kruste der Erde
Nur ein sedimentäres Gebräu."

Scheffel.

In seiner Schrift „Die Bodenbildung der Herzogtümer rc." sagt Forchhammer: „Es ist wahrlich ein in der Geographie Europas nicht zum zweitenmal vorkommendes Phänomen, daß die Ostküste der Herzogtümer und eines Teiles von Jütland so überaus reich an den tiefsten und schönsten Häfen ist." Und wer wollte dem widersprechen; unsere Föhrden, die westwärts in den erwähnten Ostseehäfen endigen, sind geographische Bildungen von so eigener Art, daß eine Betrachtung derselben einem Interesse bei Jedem begegnet, der für Vaterlandskunde Sinn und Verständnis hat.

„Auf der Ostseite der cimbrischen Halbinsel giebt es etwa ein Duzend solcher Fjorde oder Föhrden, die in ziemlich gleichen Distanzen von einander liegen und je zwei und zwei immer eine kleine Halbinsel aus dem Lande heraus schneiden.“ „Man bewundert die malerischen Ansichten des Fjords. Aber die Leute sagen, der nächste Fjord sei noch viel schöner, und so kann man unter steter Wiederholung derselben hübschen, aber immer etwas variierten Aus- und Ansichten hier 60 Meilen (440 km) weit bis zum Limfjord, im Norden Jütlands, fortreisen, wo diese Herrlichkeit ein Ende nimmt,“ sagt der vielgereiste Schriftsteller Kohl. Und so ist es in der That. Jede derselben zeigt uns den großen, das Antlitz der Erde gestaltenden Gegensatz des Festen und Flüssigen in so bequem erreichbarer Ferne; jede derselben ist von Ufern begleitet, mit so wechselvoll geschwungenen Linien, mit so waldreichen Hügeln und grasreichen Triften, von Ufern mit einer solchen Fülle landschaftlicher Reize, daß auch der Ödeste und Blödeste mit dem Dichter sprechen muß: „Das ist der Atem Gottes, der schwebet ob den Seen!“

Mögen auch die landschaftlichen Szenerien im übrigen deutschen Vaterlande hier und da großartiger und überwältigender sein, lieblicher und stimmungsvoller sind sie kaum irgendwo.

Doch, wozu versuche ich es, dem Leser die Schönheiten unserer Föhrden zu malen, die er sicher viel tiefer schon empfunden hat; lohnender möchte es sein, ihm ein Bild zu entrollen von der kulturgeschichtlichen Bedeutung dieser vielgestaltigen, landwärts gezogenen Ostsee-Arme; ihm zu zeigen, wie sie, in der Richtung der Hauptachse unserer beiden nordischen Meere belegen, dem west-östlichen Verkehr seine natürlichen Wege wiesen und den nord-südlichen zwangen, mit diesen natürliche Kreuzungs- und Knotenpunkte zu bilden, die an den westlichen Enden der Föhrden lagen und im Verlauf der Geschichte zu Städten sich entwickelten; ihm zu zeigen, von wie tiefgreifender Bedeutung unsere Föhrden als sonderndes und trennendes Moment für die individuelle Ausgestaltung unseres Volkscharakters gewesen sind; ihm zu zeigen endlich, wie unsere Föhrden als Moment der innigen Verbindung von Land und Wasser bestimmend gewirkt haben für unser Fühlen und Denken, für den Grundton unseres Charakters, so daß sie gleichsam wie Silberstreifen sich durch unser Geistesleben ziehen. Denn so ist es in der That. Wie das landumschlingende Meer und die wechselnde Flut, wie die tosende Brandung und die bäumende Woge den Grundton unseres Schleswig-Holstein-Liedes bilden, so vermißt der etwas schwermütig angehauchte Sinn des rechten Schleswig-Holsteiners, wo immer er auch des Festlandes „Wunder“ schaut, das bewegliche Meer mit seinen plätschernden Wellen, mit seinen

unendlichen Fernen, mit seinen geheimnisvollen Tiefen. Wie viel Großes und Schönes er auch in der weiten Welt gesehen hat, stets begrüßt er doch das heimatliche Meer mit den Worten des Dichters:

Was keine Sprache nennt,
In deinem Element
Nun wirds mir offenbar,
Ich fühl es groß und wahr
Und hab es klar erkannt:
Wir sind uns tief verwandt.

Indes — ich kann hier nicht verweilen; es liegt ja nicht in dem Rahmen meiner Arbeit, die Föhrden nach ihrem landschaftlichen Charakter, nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung und nach ihrer Beziehung zum Geistesleben unseres Volkes zu schildern, meine Aufgabe soll es ja sein, zu zeigen, wie die Föhrden entstanden sind.

Ehe ich dieser Frage näher trete, muß ich den Leser bitten, mit mir einen Blick auf die Karte von Europa zu werfen. Derselbe lehrt uns, daß es an dem cimbrischen Chersones 11 solcher Föhrden oder Fjorde sind, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: 1. die Neustädter Bucht; 2. die Kieler Föhrde; 3. die Eckernförder Bucht; 4. die Schlei; 5. die Flensburger Föhrde; 6. die Apenrader Föhrde; 7. die Haderslebener Föhrde; 8. die Föhrde von Kolding; 9. die Föhrde von Veile; 10. die Föhrde von Horsens und 11. der Kalö Viig bei Aarhus.

Ein flüchtiger Blick auf die Richtung dieser 11 Föhrden bestätigt sofort die interessante Beobachtung, die schon der Geologe Forchhammer machte, daß nämlich diese mehr oder minder schmalen, gesellig auftretenden Einschnitte in die steilabfallende Ostküste unseres Landes die Richtung ihrer Hauptachsen mit ziemlicher Regelmäßigkeit verändern und zwar derart, daß diese sich stets senkrecht zur Hauptachse der Halbinsel stellen und zugleich sich fast durch die ganze westliche Hälfte der Windrose drehen.

„Ich mache darauf aufmerksam," sagt Forchhammer in der angezogenen Schrift *), „daß alle Föhrden von dem Busen von Lübeck an bis zum Kalö Viig nördlich von Aarhus eine solche Richtung haben, daß die Meerbusen von Lübeck und Kiel von Nordost nach Südwest gehen, der von Eckernförde von Ost nach West, der Meerbusen zwischen Angeln und Alsen und der zwischen Alsen und Halk von Ost-Süd-Ost nach West-Nord-West und so weiter gegen Norden, bis am Ende Kalö Viig von Süden nach Norden geht."

---

*) Bodenbildung Schleswig-Holsteins.

Weiter können wir die Bemerkung machen, daß, wenn wir den Kalö Viig außer Acht lassen, die Halbinseln Sundewitt und Alsen, die dem Punkte der schärfsten Krümmung unserer Halbinsel gegenüber liegen und in ihrer Gesamt-Konfiguration als ein Ganzes aufgefaßt werden müssen, die Mitte des Bogens bilden, auf dem die Föhrden liegen, so daß deren 5 (die von Apenrade, Hadersleben, Kolding, Veile und Horsens) nördlich und 5 (die von Flensburg, Schleswig, Eckernförde, Kiel und Neustadt) südlich liegen.

Wollen wir bei der Betrachtung der Föhrden noch einen Augenblick verweilen, so ergiebt der Vergleich der einzelnen unter einander ganz merkwürdige geographische Homologien und Gegensätze. Es muß sofort auffallen, daß die beiden Föhrden am Ende der Reihe, die südlichste und die nördlichste, die Neustädter Bucht und der Kalö Viig, eine gewisse Übereinstimmung zeigen, die im wesentlichen darin besteht, daß sie von dem eigentlichen Typus der Föhrden am meisten abweichen. Es muß fernerhin in die Augen springen, daß die Kieler und die Eckernförder Bucht den 3 Föhrden von Kolding, Veile und Horsens entsprechen, während die 4 mittleren wieder abweichend gestaltet sind, und zwar derart, daß die Schlei der Haderslebener Föhrde ganz auffallend entspricht. — Schließlich ist es nicht uninteressant zu sehen, wie gegen Westen hin die Neustädter und Kieler Bucht mit einander konvergieren, die Kieler und Eckernförder Bucht divergieren, die Eckernförder und Flensburger wieder konvergieren und die Flensburger und Apenrader wieder divergieren.

Wenn es nun auch einen gewissen Reiz hat, solche Betrachtungen noch weiter zu spinnen, so genügen doch die bisherigen vollauf, um die Behauptung Forchhammers bestätigt zu finden, daß die Föhrden an der Ostküste unserer Herzogtümer und eines Teiles von Jütland ein Phänomen sind, das in Europa nicht zum zweiten male vorkommt.

Aber woher kommt es denn, daß man erst so spät und noch heutigen Tages so selten sich die Frage vorgelegt hat, wann, wie und woher diese so eigentümlich und reizvoll gestalteten Küsteneinschnitte entstanden sind?

Wenn das naturwüchsige Denken des Laien beim Anblick der Föhrden und im Genusse ihrer landschaftlichen Schönheiten sich diese Frage nicht stellt, so ist das erklärlich: Die Veränderungen, die das stets nagende Meer an den Umrissen der Föhrden während eines Menschenlebens erzeugt, sind so minimaler Natur, daß dem Laien überhaupt die Vorstellung nicht kommt, als könnten die Föhrden jemals anders oder garnicht gewesen sein. Aber hätten nicht die alten Geographen, wie z. B. Dankwerth, von vornherein auf die Frage nach dem Ursprung dieser

merkwürdigen Bildung sich hingedrängt sehen müssen? — Allerdings, wenn sie nicht ihre Objekte grundsätzlich und so ausschließlich unter der Kategorie des Seins betrachtet hätten, daß die des Werdens in ihrer Wissenschaft keine Duldung fand. — Erst die Schwesterwissenschaft der Geographie, die Geologie, die ebenso grundsätzlich alle ihre Objekte unter die Kategorie des Werdens stellt, konnte diese Frage nicht umgehen. Ein Geologe ist es denn, meines Wissens, auch gewesen, der jene Frage zuerst aufgeworfen und zu beantworten gesucht hat: der mehrfach genannte, im Jahre 1864 verstorbene Professor Forchhammer in Kopenhagen, der eigentliche Begründer und Schöpfer unserer provinziellen Geologie.

Indem er die Entstehung unserer Föhrden in Zusammenhang brachte mit der Bildung der Ostsee und der Entstehung der dänischen Inseln, fand er die Bildungs-Ursache der Föhrden in einer großen Wasserbewegung, die von Osten gekommen sein und sich auf unsere Küste und über die Halbinsel geworfen haben soll.

Diese seine Hypothese stützte er auf den Umstand, daß der Gürtel von Geschiebethon, der die Ostseite unseres Landes bildet, an seiner Westseite von einem Gürtel von Geschiebesand begleitet wird, der sich nach seiner Zusammensetzung sowie nach den in ihm enthaltenen Gesteinen als das gröbere, dorthin geschwemmte Material des Ostens erweist, und daß ferner dieser Geschiebesand seine zahlreichsten und größten Steine an seiner Ostseite in der Nähe des Geschiebethons hat, während nach Westen hin die Steine immer seltener und kleiner werden. Diese an sich richtige Thatsache deutete nun Forchhammer so, daß die ost-westliche Wasserbewegung den Geschiebethon im Osten zum Teil zerstört und ausgewaschen, den Sand nach Westen fortgeschwemmt und die größeren Steine und den gröberen Sand zunächst und die kleineren Steine und den feineren Sand später weiter im Westen abgesetzt habe. „Den Ursprung der großen östlichen Wasserflut," der sogen. „baltischen Flut," findet er in dem Durchbruch großer skandinavischer Seen, besonders des bottnischen Meerbusens, der früher durch die Aalands-Inseln von der Ostsee abgeschlossen war. Die Wasser warfen sich, nach Forchhammers Meinung, zunächst gegen Süden, um dann, wie er sagt, „in diagonaler Rückströmung die cimbrische Halbinsel in ihrer Mitte zu treffen."

So gewagt diese Hypothese auch ist, so annehmbar mußte sie einer Zeit erscheinen, die alle Veränderungen im Antlitz der Erde auf urplötzliche Umwälzungen, auf Erdrevolutionen und geologische Katastrophen glaubte zurückführen zu müssen. Seitdem jedoch der englische Geologe Lyell überzeugend nachwies, daß alle geologischen Veränderungen,

so weitgreifend, so großartig und umwälzend sie uns auch erscheinen, doch in derselben langsamen und stetigen Weise vor sich gegangen sind, wie sie noch heute sich vollziehen, konnte Forchhammers Hypothese nicht mehr haltbar erscheinen und die Frage nach der Entstehung unserer Föhrden war wieder eine offene, wie die der Ostsee noch heute es ist.

Man kam scheinbar der Lösung dieses Rätsels um einen Schritt näher, als Peschel auf dem Gebiete der Geographie das Phänomen der Föhrden von einem allgemeineren Gesichtspunkt zum Gegenstand des Studiums machte.

In seinen „Neuen Problemen der Erdkunde" macht derselbe auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß wir Fjordbildungen nur an den felsigen Steilküsten hoher Breiten finden. Demgemäß treten sie in Europa nur nördlich von 51° N. B., in Nord-Amerika, auf der Westseite, nördlich von 48° N. B., auf der Ostseite nördlich von 44° N. B., in Süd-Amerika südlich von 42° S. B. und auf Neuseeland südlich von 45° S. B. auf, während sie in Ostafrika und Asien garnicht gefunden werden. Indem er diese Thatsache in Zusammenhang bringt mit klimatischen Erscheinungen, ergiebt sich ihm als Gesetz, daß die Fjorde in ihrem Vordringen gegen den Äquator hin Halt machen vor einer Linie, welche die Orte mit einander verbindet, die eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 8° R. haben und zugleich vor der Linie, welche den Gürtel der immerwährenden Niederschläge gegen den Äquator hin begrenzt. Sie sind also an niedrige Temperatur und reiche Niederschläge, d. h. an Bedingungen geknüpft, welche der Gletscherbildung günstig sind. Peschel betrachtet deshalb die Fjorde als die „Rinnsale", die „leeren Gehäuse ehemaliger Eisströme," welche sich über den Rand der Steilküste hinabbewegten und sie in dem Grade zersägten, wie wir heute sie vorfinden.

Diese Anschauungen Peschels, deren Haltbarkeit zu prüfen hier nicht unsere Aufgabe sein kann, wurden nun von Dr. v. Maack auf unsere Föhrden übertragen.

In seinem Buche „Die Urgeschichte des Schleswigholsteinischen Landes" sucht er den Nachweis zu führen, daß in vorgeschichtlicher Zeit auch in unserm Lande Verhältnisse obgewaltet haben, die es zum selbständigen Herd einer Gletscherbildung machten. Die notwendigen Bedingungen hierfür sind ihm — verglichen mit der Jetztzeit — 1. eine beträchtlich höhere Lage des Landes, 2. eine wesentlich niedrigere Temperatur, und 3. derselbe Reichtum an Niederschlägen.

Daß unser Land dereinst viel weiter in den Luftkreis hinaufgeragt haben müsse, folgert er aus der Thatsache, daß auch Skandinavien, wie

ihm zweifellos feststeht, früher wesentlich höher gelegen hat. Wenn schon hierdurch eine wesentlich niedrigere Temperatur bedingt war, so noch mehr durch den Umstand, daß England dereinst mit Frankreich zusammenhing und deshalb der warme Golfstrom unsere Westküste nicht erreichte.

Wie viel niedriger mag denn nun aber die Temperatur gewesen sein? — Diese Frage sucht er zu beantworten aus der Thatsache, daß nach den Forschungen Steenstrups in den Mooren unseres Landes zuerst die Espe, dann die Föhre, darnach die Eiche, dann die Erle und endlich die Buche die herrschenden Waldbäume gewesen sein müssen — ein Wechsel des Baumwuchses, der uns in derselben Aufeinanderfolge entgegentritt, wenn wir vom Äquator dem Pol zu wandern. Aus jener Reihenfolge und dieser pflanzengeographischen Thatsache schließt er, daß die Temperatur zu der Zeit, als die Föhre herrschte, zwischen 1 u. 5° R., also etwa um 3° R. herum gelegen sein müsse, während sie jetzt etwa $6,_{46}$° R. beträgt.

Bei demselben Reichtum an Niederschlägen scheint ihm eine Gletscherbildung auf den Höhen unseres Landes sehr wohl möglich gewesen zu sein und der seewärts gerichteten Bewegung der Gletscher schreibt er die Ausfurchung unserer Föhrden zu.

Indes gehört doch eine starke Phantasie dazu, um die Urgestalt unseres Landes sich etwa unter dem Bilde der heutigen Schweiz vorzustellen und solchergestalt zum Zentrum einer Gletscherbildung zu machen. Die Erklärungsweise v. Maacks basiert, wie Professor Haas gegen Stapff bemerkt, in erster Linie auf Niveauschwankungen, und solche Niveauschwankungen werden heutzutage gar gern zu Hilfe genommen, wenn es sich darum handelt, gewisse Dinge zu erklären, welche sich im Gebiete des Baltikums und der angrenzenden Länder zugetragen und ereignet haben. Diese Warnung ist um so berechtigter, da die Frage der Niveauschwankungen oder richtiger der „Strandverschiebungen" insofern noch eine offene ist, als man noch nicht weiß, ob sie auf Hebungen des Festlandes oder Senkungen des Meeresspiegels beruhen. Zugegeben aber auch, daß es mit der von v. Maack vorausgesetzten Höhenlage seine Richtigkeit hätte, so fehlt doch unserm Lande an der Ostseite die felsige, bei ihrer „Aufrichtung gesprengte" Steilküste, die den Eisströmen Peschels die Wege wies, und überdies haben sich die Eisströme nicht, wie v. Maack glaubte, in west-östlicher Richtung, sondern, wie heute feststeht, in gerade entgegengesetztem Sinne bewegt.

So nahe man, wie wir später sehen werden, nichts destoweniger der Lösung des Rätsels gekommen war, so hatte man dieselbe doch nicht

erreicht, sondern nur gestreift und die Frage war einstweilen wieder eine offene.

In neuerer Zeit suchte nun Ackermann die Föhrden der Ostseeküste zu erklären als gesunkene und unter Wasser gesetzte Flußthäler. Auch dies wäre denkbar und möglich, wenn der strikte Beweis geliefert werden könnte, daß und wann unsere Ostseeküste gesunken ist und zu welcher Zeit unsere Ostsee ihre jetzigen Umrisse bekommen hat. Allerdings vertritt Geinitz in Rostock die Ansicht, daß die westliche Ostsee erst in der sog. jungalluvialen Zeit entstanden ist und „zwar infolge von säkulären Landsenkungen, deren Betrag etwa auf 20—25 Meter zu schätzen wäre" und Ackermann will einen Beweis hierfür finden in den Steingründen der Ostsee, wie solche z. B. vor der Einfahrt der Eckernförder Bucht unter dem Namen „Stoller Grund" und „Mittelgrund" bekannt sind, indem er dieselben als „Relikta kleiner, aus geschiebereichen diluvialen Ablagerungen bestehender und durch Wellenschlag zerstörter Inseln" betrachtet.

Aus einer Reihe von geologischen Vorkommnissen führt nun aber Professor Haas-Kiel den Beweis, daß zu der Zeit, wo nach der Annahme von Ackermann und Geinitz unsere Ostküste gesunken sein und die westliche Ostsee sich gebildet haben soll, diese, wenigstens nördlich der Eider, bereits vorhanden war und unser Land an der Ostseite im wesentlichen dieselben Umrisse hatte, wie heute und daß sich die genannten Steingründe viel anders und natürlicher erklären lassen. Mit diesem Versuche von Ackermann und Geinitz war man, wie wir später sehen werden, der Lösung des Problems von anderer Seite nahe gekommen, gelungen aber war sie nicht.

(Schluß folgt).

Die erste Generalversammlung
unseres Vereins in Neumünster am 27. September 1891.

Die vorläufige Leitung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde war in der begründenden Versammlung am 7. September 1890 einem geschäftsführenden Ausschuß von vier Mitgliedern übertragen, die Organisation des Vereins war nur in den Hauptzügen festgelegt. — Im Anschluß an die vorjährige Besprechung hat der geschäftsführende Ausschuß einen Entwurf zu den Satzungen des Vereins ausgearbeitet, welcher den Vereinsmitgliedern durch das Septemberheft vorgelegt ist. Der Entwurf fand nach einer kurzen Besprechung in der vorliegenden Fassung die Genehmigung der Versammlung. Wir machen alle Mit-

glieder unseres Vereins darauf aufmerksam, daß also auf dem Umschlag des Septemberheftes die Vereinssatzungen abgedruckt sind.

Nachdem die Satzungen von der Versammlung angenommen waren, wurden der gegenwärtige geschäftsführende Ausschuß und die bis jetzt gewählten Vertrauensmänner als solche bestätigt. Gemäß den Satzungen hat jährlich ein Mitglied des geschäftsführenden Ausschusses auszuscheiden. Der Kassenführer Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek wünscht aus Rücksicht auf seine Gesundheit und um dem Verein in anderer Weise seine Kraft widmen zu können, in seinem Amt durch ein anderes Vereinsmitglied ersetzt zu werden. Für ihn wird Hauptlehrer Peters in Kiel für das nächste Jahr zum Kassenführer gewählt.

Über die Entwicklung und bisherige Thätigkeit des Vereins berichtete der Schriftführer desselben, Hauptlehrer Kleemann. Er teilte unter anderm mit, daß der Verein gegenwärtig rund 1600 Mitglieder hat. Statt der versprochenen 3/4 Bogen im Heft hat die Heimat dreimal 1 Bogen und sechsmal 1 1/2 Bogen, in 9 Heften also 12 Bogen gebracht. Die Übersicht über Einnahmen und Ausgaben kann erst mit Schluß des Kalenderjahres gegeben werden, doch sei hier das Folgende mitgeteilt. Es sind gegen 3300 M. eingenommen. Für die Herstellung der Heimat, das Versenden derselben, für die erste Einrichtung und Ausbreitung des Vereins sind etwa 2300 M. ausgegeben, so daß noch 1000 M. für die Herstellung der drei letzten Hefte und einige andere Ausgaben zur Verfügung stehen. Zum Schluß teilte der Schriftführer noch mit, daß Herr Professor Kirchhof in Halle, der Vorsitzende der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde in Deutschland, und Professor Credner in Greifswald, der Leiter für den Bezirk „baltische Küstenländer", in der eben genannten Gesellschaft sich sehr anerkennend über „die Heimat" und die Begründung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde ausgesprochen haben. Mit der Prüfung der Jahresabrechnung, welche der nächsten Generalversammlung vorzulegen ist, werden die Herren Hauptlehrer Broecker in Gaarden und Kähler in Neumühlen bei Kiel beauftragt.

Nachdem hiermit die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt waren, folgten die Vorträge:

1. Herr Peters aus Kiel sprach über das Kochsalz. Der Vortrag behandelte die Bedeutung des Salzes für die Ernährung der Menschen, Tiere und Pflanzen, seine technische Verwendung, sowie das Vorkommen des Salzes im Meerwasser, in Salzlagern und in Salzquellen. Es wurde dargelegt, wie der Salzgehalt des Meeres und die Entstehung der Salzlager zu erklären ist und wo in Norddeutschland, besonders aber

in Schleswig-Holstein, Salz und Salzquellen gefunden werden. Zum Schluß machte der Vortragende einige statistische Mitteilungen.

2. Im zweiten Vortrag gab Herr Lorenzen aus Kiel eine Übersicht über die Entwicklung der Verkehrswege und Verkehrsverhältnisse in Schleswig-Holstein von den Zeiten an, in welchen von einem Landverkehr noch nicht die Rede war bis in unsere Zeit des Eisenbahnwesens.

3. Herr Dittmann aus Neumünster berichtete über die älteste Geschichte des Gaues Faldera und schloß seine Mitteilungen mit einer Würdigung der Verdienste Vicelins. Unzweifelhaft hatte Neumünster als Wipenthorp im Gau Faldera schon in den ältesten Zeiten unserer Geschichte eine große Bedeutung; leider fehlen aber sichere Nachrichten darüber gänzlich.

4. Der letzte Vortrag wurde von Herrn Fack aus Kiel über die Neustädter Bucht und das Brothener Ufer bei Travemünde gehalten. Der Vortragende beschrieb zunächst unter Benutzung einer Wandtafelzeichnung die Neustädter Bucht in ihrer gegenwärtigen Gestalt und wies dann nach, daß die Ostsee früher an zwei Stellen zwischen Niendorf und Klein-Timmdorf, sowie zwischen Scharbeutz und Haffkrug mit je einer schmäleren Bucht tiefer ins Land eindrang. An der erstgenannten Stelle ist der Hemmelsdorfer See noch ein Rest einer solchen Meeresbucht, jetzt ist er durch eine Sandbarre, eine Düne, vom Meere getrennt; nur ein Abfluß vermittelt die Verbindung mit demselben. An der zweiten Stelle erstreckt sich eine Niederung westwärts ins Land hinein. — Für den Geologen ist das hohe Ufer bei Brothen zwischen Niendorf und Travemünde eine der interessantesten Gegenden in Schleswig-Holstein. Es ist ein reicher Fundort für einheimische Gesteine, besonders für das „Holsteiner Gestein". In früherer Zeit erstreckte sich dieser Landvorsprung erheblich viel weiter in die Neustädter Bucht hinein, aber die Wellen der Ostsee haben bei Ostwind immer weitere Teile abgespült und setzen diese Arbeit noch fort. Daher werden immer weitere Teile des Ufers bloßgelegt und immer neue bis dahin im Boden eingeschlossene Gesteine frei gespült. Herr Fack hatte eine Sammlung bei Brothen gefundener Gesteine ausgelegt. Er erläuterte dieselbe im Anschluß an seinen Vortrag.

Mit der Versammlung war eine Ausstellung verbunden. Herr Struve aus Neumünster hatte seine sehr reichhaltige Sammlung einheimischer Vögel für dieselbe zur Verfügung gestellt; Herr Fack hatte die oben erwähnten Gesteine vom Brothener Ufer ausgelegt; eine kleine Sammlung schöner Fundstücke aus Nortorf hatte Kaufmann Reimers

von dort mitgebracht. — Mit besonderem Interesse wurden noch eine Reliefkarte der Umgegend des Kieler Hafens von Lehrer Brodersen in Kiel und eine Karte des Kreises Segeberg vom Organisten Schröder in Warder betrachtet.

An die Versammlung schloß sich eine gemütliche Zusammenkunft in den Räumen des Bürgerkasinos, wohin die Anwesenden freundlichst eingeladen wurden.

Die Versammlung wurde von über 100 Teilnehmern, zum Teil Gästen, besucht. Sie hat gezeigt, daß das Interesse für die Kunde unseres Landes vorhanden ist, möge es dem Verein gelingen, dasselbe in immer weiteren Kreisen zu wecken und zu pflegen, — und hoffen wir daher auf eine gute Weiterentwicklung bis zur nächstjährigen Hauptversammlung desselben.

Dannmeier.

Mitteilungen.

Wallensteineiche. In der Nähe Breitenburgs, am Eingange des sogen. Breitenburger Gehölzes steht hart an der nach Itzehoe führenden Chausse ein mäßig großer, behauener Stein mit der Inschrift: „Wallensteineiche, gefallen am 16. August 1875". Dieser Denkstein bezeichnet die Stelle, an welcher bis zur angeführten Zeit eine mächtige Eiche stand, welche den Namen „Wallensteineiche" führte.

Nach der Sage soll nämlich Wallenstein, der Führer der kaiserlichen Truppen im dreißigjährigen Kriege, unter dieser Eiche stehend die Erstürmung der Festung Breitenburg am 19. Sept. 1627 geleitet haben.

Daß die Eiche sich in dortiger Gegend einiger Berühmtheit erfreute, geht daraus hervor, daß man nach ihrem Sturze, der nebenbei bemerkt aus Altersschwäche erfolgte, eine photographische Aufnahme bewerkstelligte und außerdem aus einem Teil des Holzes eine einfache Bank verfertigte, die noch heutigen Tages in der Nähe des Gedenksteins steht.

Interessant ist nun noch, daß die „Wallensteineiche", welche an den ärgsten Verwüster Deutschlands im dreißigjährigen Kriege erinnerte, gerade an dem Tage stürzte, als Kaiser Wilhelm I. zum Andenken an den ersten Befreier Deutschlands von Fremdherrschaft das Hermannsdenkmal im Teutoburgerwalde enthüllte. (Diese Feier fand nämlich statt am 16. August 1875.)

Neumünster. Struve.

Der Kuckuck auf Sylt. Kuckuck, Kuckuck rufts aus dem Wald, so hören wir aus Kindermund den Kuckuck begrüßen, und selbst uns Erwachsenen geht im Frühling das Herz auf, sobald wir seinen ersten Ruf vernehmen. Er ist ein echter Bewohner des Waldes und huscht nur zu

Zeiten des Eierlegens durch Hecken und Gebüsche, um für seine Kinder passende Pflegeeltern zu suchen. Um so mehr befremdete es mich, während meines Aufenthaltes auf Sylt dort den Kuckuck anzutreffen. Sylt ist ja bekanntlich wie alle Nordsee-Inseln von Natur arm an Bäumen und Sträuchern. Ich hatte in der Ferne soeben deutlich den bekannten Ruf vernommen. Überrascht blieb ich stehen. Ach, dachte ich, es wird sich ein Knabe das Vergnügen gemacht haben, den Frühlingsboten nachzuäffen. Aber woher sollten ihm diese Naturlaute bekannt sein? Jetzt höre ich es wieder, und zwar dicht neben mir. Richtig, da sitzt der Bursche auf einem Telegraphendrahte und giebt sich alle Mühe, seinen Besuch anzumelden. Ich wage erst kaum, mich zu bewegen. Doch er läßt sich nicht so leicht stören. Ich kann mich getrost dicht vor ihm hinstellen. Man muß ihn fast verscheuchen wie einen Sperling, ehe er seinen Platz ändert. Nachher habe ich noch oft diesen sonst so scheuen Vogel beobachtet. Auf der Heide, auf den Dünen, sogar auf den Dächern der Häuser läßt er seine Stimme erschallen. Weshalb ist er auf der Insel so wenig schen? Vielleicht, weil er die Menschen stets vor Augen hat, gewöhnt er sich an dieselben. Was mag aber den Kuckuck veranlaßt haben, seine Wälder zu verlassen und sich auf der Insel anzusiedeln? Ich glaube, es war die reichliche Nahrung, die ihn lockte. Eine haarige Raupe (Kupferglucke?) bedeckt in solchen Mengen die Heide, daß man kaum einige Schritte gehen kann, ohne etliche davon zu zertreten. Gewiß wird er diese verspeisen und nach der Mahlzeit denken: „Wo mir's wohl ist, da ist mein Vaterland.

Langenfelde. Alb. Plagemann.

Zum Zweikampf. Der Zweikampf spielt in den Sagengeschichten aller Völker eine wichtige Rolle. Bald wird er zwischen Todfeinden (Siegfried und Riese), bald zwischen Vater und Sohn (Hildebrand und Hadubrand) und sogar zwischen feindlichen Brüdern (die beiden Ranzaus) ausgefochten. Es gelangten derartige Scenen zu den mannigfaltigsten Darstellungen in Wort und Bild. — In den Julitagen dieses Jahres entdeckten Lehrer Hatje in Hamburg und ich in einem alten Hause in Ütersen, das in allernächster Zeit dem Abbruch verfallen wird, zwei derartige, vom Zahn der Zeit benagte und von roher Farbe übertünchte Bilder. Dieselben befinden sich auf dem Kopfende zweier alter Stubenthüren. Jede Thür ist aus zwei breiten Seitenbrettern und einem schmäleren Mittelbrette zusammengesetzt. Auf dem letzteren, also im Mittelgrunde steht jedesmal ein Baum; der Baum (Esche, Birke, Hollunder) kommt ja auch in allen Sagen von Kämpfern und schlafenden Helden vor. Zu beiden Seiten des Baumes, also auf den Seitenbrettern der Thür gewahrt man zwei, sich mit Schwert und Pistol befehdende Reiter.

Die Bekleidung, ob Panzer oder Lederkoller, ist nicht zu erkennen; die Kopfbedeckung scheint keine Sturmhaube, sondern der Krempḣut des 30jährigen Krieges zu sein. Die Pferde sind höchst ungeschickt ausgeführt. Beide Darstellungen sind einander sehr ähnlich. — Wir erlauben uns nun die Anfrage, ob von den Lesern der „Heimat“ dasselbe Motiv in andern Gegenden nachgewiesen und gedeutet werden kann. Es sei noch bemerkt, daß die Figuren in obengenanntem Bilde Reliefs sind, aber nicht aus dem Holz herausgeschnitzt, sondern durch dicke Farbe hervorgebracht zu sein scheinen.

Endlich noch ist die Geschichte des Hauses interessant. Dasselbe wurde in der Flut vom 7. Oktober 1756 aus der Halseldorfer Marsch nach dem „Großen Sand“ in Ütersen getrieben und dort von dem Finder als Anbau seinem Hause einverleibt. Der ehemalige Besitzer kümmerte sich nicht um sein Eigentum, einesteils war es zu umständlich und zu kostspielig, den Ausreißer zurück zu holen, andererseits wurden die Überschwemmten durch Spendungen reichlich entschädigt. — Von der obengenannten Sturmflut und der noch im Volksmunde dort überall genannten „Bohnenflut,“ weil sie in die Bohnenernte fiel, ein andermal!

Poppenbüttel. L. Frahm.

Anfragen.

13. Wer kann eine Lesart zu jener Ballade aus Schleswig-Holstein mitteilen, in welcher das Kind eines ansehnlichen Hauses auf verschiedene Weise weggebracht, gestohlen, ausgesetzt, entführt, dann in Dienstbarkeit verkauft, verpfändet, verdingt, endlich wieder entdeckt wird, indem es bald durch wunderbare Schickung und in bedenklicher Lage mit einem der Seinigen zusammentrifft, bald einen solchen oder auch einer fremden Person, nachdem es lange unerkannt bei ihr verweilt, sich zu erkennen giebt und sofort entweder in Glück und Ehre hineinstellt wird, oder am gebrochenen Herzen hinstirbt? Dieselbe ist in Deutschland, Italien, Dänemark, Schweden, Niederland, England, Schottland und Frankreich bekannt, nur speziell aus Schleswig-Holstein ist mir eine Variante bekannt geworden.

14. In einer Besprechung über die Franzosenzeit in Lübeck wurde erwähnt, daß die französischen Machthaber nach der Plünderung Lübecks im Jahre 1806 eine Anzahl Kinder als Geißel fortgeführt und daß die Eltern über den Verbleib dieser Kinder nichts wieder erfahren hätten. Liegt dieser, wie behauptet wird, weitverbreiteten Erzählung wirklich etwas Thatsächliches zu Grunde und wäre nicht vielleicht eines der Lübecker Mitglieder geneigt, kurze Mitteilung darüber zu veröffentlichen? Partz.

15. Die verehrl. Mitglieder unseres Vereins werden höflichst gebeten, mir über das Vorkommen der Flurbezeichnung Säbarg (langes ä wie in Säge) Mitteilung zu machen. Dabei wäre die Örtlichkeit zu beachten, und im besonderen wüßte ich gern, ob an dem Fuße oder in der Nähe solcher Berge Niederungen oder Senkungen des Landes vorhanden sind. Auch wäre die ausdrückliche Angabe erwünscht, daß der betreffende Ausdruck dem Volksmunde entnommen und eine Verwechselung mit dem ähnlich lautenden Seebarg (langes e wie in See) ausgeschlossen ist. Gefällige Mitteilungen, für die ich im voraus bestens danke, wolle man unmittelbar an mich richten.

Neumünster, im September 1891. Dr. F. Prien.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Der Kreis Segeberg. Nach der Königlich preußischen Landesaufnahme von G. Schröder. Verlag von F. Barez in Segeberg. Preis 12 M.

Die vorliegende Karte ist 1,20 m breit und fast 1 m hoch und stellt das Gebiet des Kreises Segeberg im Maßstab 1 : 50 000 dar, d. h. eine Strecke von 1 km ist auf der Karte 2 cm lang oder die früher gebräuchliche Meile nahezu 15 cm. Die Höhenverhältnisse werden durch fünf Höhenschichten von 0—20, 20—40, 40—60, 60—80 und über 80 m mit Hülfe der Farben hellgrün, weiß, gelb, dunkelgelb und braun veranschaulicht. Die Wiesen sind dunkler grün gestrichelt und die Moore blaugrün gezeichnet; Wälder werden durch Gruppen kleiner Bäumchen dargestellt und zwar sind Laub- und Nadelwald von einander unterschieden. — Durch Schrift und Zeichen werden Städte, Flecken, Kirchdörfer, Dörfer mit oder ohne Schule, allein liegende Schulen, Gutshöfe, Meierhöfe, Wind- und Wassermühlen, sowie Einzelstellen gekennzeichnet. Die Flüsse treten als kräftige blaue Linien und die Seeen als blaue Flächen deutlich hervor. An Verkehrswegen sind außer Spurbahn und Eisenbahn Haupt- und Nebenlandstraßen, sowie Nebenwege und Fußsteige gezeichnet. Die Länge aller einzelnen Wegestrecken ist in km angegeben. Der ganze Kreis ist durch eine kräftige rote Linie umgrenzt; feinere rote Linien bezeichnen die Grenzen der Amtsbezirke.

Die Karte ist sehr sorgfältig, und soweit der Unterzeichnete aus eigener Kenntnis und mit Hülfe der Generalstabskarte hat feststellen können, auch genau gezeichnet. Der Verfasser hat ja auch, wie der Titel zeigt, die besten Quellen, nämlich die Aufnahmen der staatlichen Landesvermessung, die sogenannten Meßtischblätter, benutzt und dann die Karte auf dem Katasteramt zu Segeberg durchsehen lassen.

In einem Punkt unterscheidet sich vorliegende Karte vorteilhaft von den Karten der amtlichen Landesaufnahme. Der Herausgeber hat in

den einzelnen Orten Erkundigungen eingezogen über die im Volksmunde gebräuchlichen Namen und giebt dieselben daher nach der thatsächlichen plattdeutschen Aussprache leider nicht in allen Fällen, während die Meßtischblätter und die Generalstabskarte oft und zwar nicht immer richtig den Namen ins Hochdeutsche übertragen haben. Die Generalstabskarte schreibt z. B. Teufelsberg, während es im Volksmunde, wie auf vorliegender Karte Düwelsbarg heißt. Es ist zu bedauern, daß bei der Landesaufnahme die genaue Wiedergabe und Festlegung der Namen, besonders auch der Flurnamen nicht mit mehr Verständnis erfolgt ist. Da die Gefahr besteht, daß durch die neuen Karten die falschen Namen sich einbürgern, so ist zu wünschen, daß unsere Flurnamen, soweit sie noch in ihrer ursprünglichen Form bekannt sind, erhalten bleiben und gesammelt werden. Freunde unserer Geschichte und Sprache sollten dieser Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Während die vorliegende Karte für alle Verwaltungsbeamten, Gasthofsbesitzer und Reisenden, sowie für jeden Privatmann von großem Wert ist, giebt es auch noch eine besondere Schulausgabe, die sich dadurch von der soeben besprochenen unterscheidet, daß sie keine Namen enthält und daß die Wälder mit Ausnahme des großen Waldgebietes zwischen Segeberg und Bramstedt (Bokholt) nicht bezeichnet sind. Im ganzen müssen beide Ausgaben als tüchtige Leistungen heimatlicher Kartographie bezeichnet werden. D.

Groth. Aus meinem naturgeschichtlichen Tagebuch, s. u. Bücherei des Vereins.

Das Buch verteidigt zunächst den Satz: Der Lehrer lege kein Herbarium an, er führe ein naturgeschichtliches Tagebuch und bringt dann als Tagebuchblätter folgende Bilder aus dem heimatlichen Naturleben: Die Kastanie, der Haselstrauch, zwei Brüder: Kälberkropf und Giersch; zwei Nachbarn: Erle und Weide; zwei Paar Gewappnete (s. Februar-Heft der Heimat). Der erste und der letzte Schmetterling, Schnecken über und unter der Erde, vier Arbeiter: Specht, Eule, Huhn, Reiher; die Abhängigkeit der Tiere, die Abhängigkeit der Menschen von den Pflanzen, die Erde im naturgeschichtlichen Unterricht, ein Ostergang, ein Pfingstgang, ein Feriengang, ein Herbstgang, ein Wintergang, noch ein Wintergang, ein Jahresgang, Notizen aus dem Jahre 1887, Fragen. — Da die Leser des Verfassers Weise aus dem Februarheft kennen, so ist eine weitere Empfehlung unnötig. D.

Die Insel Föhr. Kirchen und Denkmäler. Nach Original-Aufnahmen von W. Lind, Wyk. Verlag von O. C. Nerong in Dollerup bei Flensburg.

Der Herausgeber ist als geborener Föhrer ein trefflicher Kenner

seiner Heimatsinsel sowohl nach den gegenwärtigen Verhältnissen, wie nach ihrer Geschichte. (S. Föhr früher und jetzt. Märzheft der Heimat.) In dem vorliegenden schön gebundenen Album vereinigt er zwölf gut ausgeführte Cabinetbilder nach Photographien von W. Lind in Wyk auf Föhr. Dargestellt sind die drei Kirchen, ihre Altarblätter, ein Taufstein, eine Statue Johannis d. T. und einige interessante Denkmäler. Für den verhältnismäßig sehr geringen Preis von 2 M. versendet der Herausgeber, Herr Nerong in Dollerup bei Flensburg, die Sammlung postfrei. D.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

23. Schwartau nebst nächster Umgebung. Ein zuverlässiger Führer für Touristen und Sommergäste. 1891.
24. Das Nordseebad Büsum. Herausgegeben von dem Badeverein. Hamburg. 1891.
25. Groth. Aus meinem naturgeschichtlichen Tagebuch. Langensalza. Beyer & Söhne. 1891. Preis 1,60 M.
26. Starken. Die Stadt Kiel mit ihrer nächsten Umgebung. Kiel 1891.
27. Starken. Heimatskunde der Provinz Schleswig-Holstein. Mit 4 Karten. Gera 1892. Preis 25 Pfg.
28. Fischer-Benzon, Prof. Dr. R. v. Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein. Sonderabdruck aus Bd. 11 Heft 3 der Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg. Hamburg. Friedrichsen & Co. 1891.
29. Petersen. Beitrag zur Flora von Alsen. Beilage zum Programm des Königlichen Realprogymnasiums zu Sonderburg. 1891. Nr. 290.
30. Die Insel Föhr, Kirchen und Denkmäler. Nach Original-Aufnahmen von W. Lind, Wyk. Verlag von O. C. Nerong in Dollerup bei Flensburg. Preis bei freier Zusendung 2 M.
31. Roghé. Rückblick auf den Anschluß Hamburgs und Bremens an das deutsche Zollgebiet. (Deutsche Zeit und Streitfragen. Neue Folge, Heft 10.) Hamburg 1890. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

— Frahm. Lebensbilder der Heldengeister und Altmeister. 3. 4. 5. und 6. Lieferung.
— Aus der Heimat. Eine illustrierte naturwissenschaftliche Zeitschrift. Stuttgart. Jahrgang 1891. Nr. 3 u. 4.
— Am Urquell. Monatsschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Friedrich S. Kraus. 7. Heft, 2. Band. — Administration in Lunden in Holstein.
— Cimbria. Zeitschrift des Verbandes Schleswig-Holsteinischer Tierschutzvereine. Nr. 3.

Beilage: Tabelle zum Bestimmen der Nadelhölzer (Coniféren).

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 11. November 1891.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. - - Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

 — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Entstehung der Föhrden an der Ostseite der cimbrischen Halbinsel.

Von H. Siercks in Heide.

(Schluß).

Die Antwort konnte nur gegeben werden im Zusammenhang mit der Lösung eines anderen viel umfassenderen Problems: Woraus und wie überhaupt der Boden der norddeutschen Ebene entstanden und gebildet ist?

Um zu erfahren, woraus derselbe sich zusammensetzt, brauchen wir uns nicht gar weit zu bemühen. Die Sand- und Kies-, die Ziegel-, Lehm- und Mergelgruben geben genügenden Aufschluß darüber, woraus zunächst der Boden Schleswig-Holsteins gebildet ist. Wenn wir von den älteren Bildungen sowohl wie von den jüngeren, den Marschen und Mören, abgesehen, so sind es fast ausschließlich mit Steinen durchsetzte gröbere und feinere Sande und graue oder gelbliche, hier zu Lande als Lehm und Mergel bezeichnete Thone, welche in scheinbar wirrem Durcheinander die Bestandteile unseres Bodens bilden. Und wie hier, so im

deutschen Flachland überall. Ein sorgfältiges Studium lehrt indes, daß in der vertikalen Aufeinanderfolge der Sande und Thone doch eine gewisse Regel herrscht. Wo sie vollständig vorhanden und normal gelagert sind, da findet man zu unterst einen blaugrauen, ungeschichteten Mergel, den unteren Geschiebemergel, darauf liegend einen mehr oder minder groben, geschichteten Sand, den Korallensand, beide mit kleinen Korallen- oder richtiger Bryozoenfragmenten und Gesteinen aller Art und Größe durchsetzt. Hierauf folgt ein gelblicher Lehm, der obere Geschiebemergel, und darauf zu oberst ein Sand von verschiedenem Korn, der Geschiebedecksand, beide ebenfalls mit Gesteinen, aber nicht mit Korallen untermischt. Das Bemerkenswerteste bei dieser Aufeinanderfolge ist nun, daß der Boden Schleswig-Holsteins, wenigstens derjenige im Osten, aus 4 Schichten besteht, von denen immer eine Thonschicht mit einer Sandschicht abwechselt, und daß sich die Sandschichten stets als solche erweisen, welche aus der unter ihnen liegenden Thonschicht durch Auswaschen und Ausschwemmen der Thonpartikelchen entstanden sind. Diese so skizzierte, viergliedrige Bildung nennt man das Diluvium und die in demselben vorkommenden Gesteine: Findlinge, erratische Blöcke oder Geschiebe.

So lange man dieser Schicht nicht die genügende Aufmerksamkeit widmete, war es üblich, die Frage nach der Entstehung derselben damit abzuthun, daß man sagte, der Boden der norddeutschen Ebene sei angeschwemmtes Land. Aber, wie sollte man sich dann das Fehlen aller Schichtung in den Thonlagern, das Fehlen aller Reste einstiger Meeresbewohner, das Vorkommen der riesigen Gesteinsblöcke, die weder hier entstanden noch hierher geschwemmt sein konnten, erklären?

Man stand vor lauter Rätseln; es war finster auf dem großen Meer des norddeutschen Diluviums, bis endlich das Licht von den Bergen kam, von den Bergen der Schweiz. Hier hatte man gefunden, daß die riesengroßen Felsblöcke in der Umgegend der Alpen von ihrer 30 bis 40 Meilen entfernten Ursprungsstätte weder durch Wasser hergewälzt noch durch Gasexplosionen hierher geschleudert sein konnten, sondern durch Gletscher, die in früheren Zeiten eine viel größere Ausdehnung gehabt hatten, hier abgesetzt waren. Diese Entdeckung warf ein überraschendes Licht in das wissenschaftliche Dunkel, das auf dem deutschen Diluvium lag. Man fand, daß die Geschiebe ihrer Zusammensetzung nach nirgends anders herstammen konnten, als aus Skandinavien, Finnland und den russischen Ostseeprovinzen. Aber, wie waren sie hierher gekommen? Durch nordische Gletscher? — Das wagte man vorerst noch nicht zu behaupten, sondern, wie man sagte auf Eisbergen und Eis-

schollen, die von den in die Ostsee hinabreichenden Gletschern abgebrochen, mit Schutt und Gerölle beladen dem Süden zugetrieben seien, um hier zu schmelzen und ihre Fracht dem Meeresgrunde anzuvertrauen. Aber je weiter man diese Theorie, die sog. Drifttheorie, ausbaute, desto tiefer verwickelte man sich in Widersprüche, desto mehr zeigte sich, daß auch diese außerstande war, alle jene Fragen, welche die Theorie der Anschwemmung nicht hatte lösen können, zu enträtseln.

Da endlich erklärte der schwedische Geologe O. Torell im Jahre 1875 auf dem Berliner Geologenkongresse auf Grund seiner sorgfältigen Studien in den Polarländern, Skandinavien, Rußland, den Alpen und der norddeutschen Ebene, daß eine Vergletscherung Skandinaviens und Finnlands über das ganze norddeutsche und nordrussische Flachland sich erstreckt haben müsse. Mit dieser Hypothese, die heute als vollständig gesichert gelten kann, war der Schlüssel gefunden zur Lösung all der Rätsel, welche der Drifttheorie bisher so schwer im Magen gelegen hatten.

Gletscher von vielleicht 1000 Metern Dicke hatten, das Becken der Ostsee ausfüllend, fächerförmig über Rußland und Norddeutschland, bis an das deutsche Mittelgebirge sich ausgebreitet und wie schwer beladene Lastwagen auf ihren Wegen den Untergrund zerstört und zerrieben, und so eine Grundmoräne gebildet, wie wir sie in den bei den unteren Gliedern unseres Diluviums (dem unteren Geschiebemergel und dem Korallensand) vor uns haben.

Indes alles hat seine Zeit — die Temperatur erhöhte sich, das Inlandeis zog sich, an seinen Rändern abschmelzend, wieder auf Skandinavien zurück und die Schmelzwasser, die sich in unberechenbarer Menge über die thonreiche Grundmoräne ergossen, wuschen diese in ihrer oberen Hälfte aus, schwemmten die Thonpartikelchen fort und ließen den Sand zurück. *So entstand der auf dem unteren Geschiebemergel liegende Korallen- oder Bryozoensand.*

Doch Mutter Gäa bekam von neuem einen Schüttelfrost; das Inlandeis drang zum zweitenmal vor, aber diesmal bei weitem nicht so mächtig und in Schleswig-Holstein ostwärts nur bis an den Mittelrücken vordringend. Das Produkt dieser zweiten Vereisung war der obere Geschiebemergel und der beim Abschmelzen entstandene Geschiebesand. Von dem Standpunkt dieser Theorie ist es nun dem, um den geologischen Teil unserer Landeskunde so hoch verdienten Professor Haas in Kiel gelungen, in höchst geistreicher Weise die Entstehung unserer Föhrden zu erklären.

Indem wir seiner interessanten, in den von Professor Lehmann-Kiel

herausgegebenen „Mitteilungen aus dem mineralogischen Institut der Universität Kiel“ erschienenen Abhandlung über die „Entstehung unserer Föhrden an der Ostküste Schleswig-Holsteins“ folgen, versetzen wir uns in Gedanken in die Zeit zurück, die vor der ersten Vereisung liegt, d. h. geologisch gesprochen, wir denken uns die durchschnittlich ca. 80 Meter dicke Decke, welche das durch die beiden Vereisungen entstandene Diluvium bildet, von dem Boden Schleswig-Holsteins abgehoben. Im Geiste sehen wir dann das sogenannte Tertiär, wie es z. B. am Morsumkliff auf Sylt zu Tage tritt. Dasselbe ist der Niederschlag des Meeres, woraus wir schließen, daß Schleswig-Holstein derzeit noch unter dem Meere lag. Aber das letzte Glied dieser Bildung fehlt hier, wie im ganzen norddeutschen Flachlande, woraus wir ferner schließen, daß Schleswig-Holstein, wie auch die ganze norddeutsche Tiefebene, unmittelbar vor dem Anrücken des ersten Inlandeises vom Meer entblößt und Land gewesen sein muß.

Herr Professor Haas zeigt uns ferner, daß unser Land, abgesehen von dem Westen, an der Ostseite in der Hauptsache dieselben Umrisse hatte, wie heute; daß sich wahrscheinlich Sättel und Mulden, der Richtung des Erzgebirges und der Hauptrichtung unserer Föhrden entsprechend, schräge von Südwesten nach Nordosten ziehen, daß aber im übrigen im Großen und Ganzen die Oberflächengestaltung so sehr der heutigen entspricht, daß sie durch die Decke des Diluviums überall hindurch scheint, wie der Körper durch das anliegende Kleid.

Er zeigt uns ferner, daß die Ostsee vor der ersten Vereisung bereits vorhanden war und daß dieselbe, wahrscheinlich in der Richtung der heutigen Eider durch einen quer durch unsere Halbinsel ziehenden Meeresarm mit der Nordsee in Verbindung stand — eine Annahme, die, wie Herrn Professor Haas entgangen zu sein scheint, schon der landeskundige Pastor Kuß aus Kellinghusen im Jahre 1835 aus historisch-geographischen Gründen in einer Abhandlung in „Falcks staatsbürgerlichem Magazin“ bewiesen hat.

Das ist in knappen Umrissen das Bild des Landes, das von dem ersten Inlandeis bedeckt und zu einem dem jetzigen Grönland ähnlichen Eisfeld wurde.

Als diese vielleicht mehr als 1000 Meter mächtige Eisdecke ihre zerstörende Thätigkeit vollendet hatte, begann sie abzuschmelzen und sich allmählich auf den Norden zurückzuziehen. Die ungeheuren Massen der Schmelzwasser ergossen sich über die auf dem Grunde der Decke gebildete Moräne hin, dieselbe auswaschend und den Korallensand bildend, —

aber nicht, wie die Flüsse von heute, der Nordsee, sondern in den vorhandenen Mulden der Ostsee zueilend.

Es mag dies auffallen, da unsere Halbinsel heute im Wesentlichen nach Westen hin entwässert; aber Herr Professor Haas hat dafür den Beweis erbracht.

In einer höchst interessanten Abhandlung*) hat er bewiesen, daß die Eider, die heute etwa 3 Kilometer von Kiel nach Westen umwendet, in der Zeit zwischen der 1. und 2. Vereisung, also in der sog. Interglacialzeit, in die Kieler Föhrde sich ergoß, aber, ähnlich wie die Schwentine, nicht in der winzigen Gestalt von heute, sondern, wie das noch ihre hohen, weit von einander abstehenden Thalwände sowie verschiedene andere Umstände beweisen, als ein breiter, tiefer, wasserreicher Strom.

Etwas nördlicher eilte ein vielleicht noch viel mächtigerer, von Westen kommender Strom der Ostsee zu. Derselbe teilte sich bei Missunde und ergoß sich in der Richtung der heutigen Schlei einerseits und andererseits in der Richtung des kleinen Missunder Sees, des Langsees, des Kolksees, des Bülter Sees, des Schnaper Sees, des Windebyer Noors und der heutigen Eckernförder Bucht ins Meer. Abgesehen von den genannten Seen, die als Reste dieses ehemaligen Stromes die Richtung seines Laufes ganz unverkennbar andeuten, wird dies auch bewiesen durch den diese beiden Richtungen begleitenden Korallensand, dessen Korn um so feiner wird, je weiter nach Osten hin er auftritt. Es entspricht diese Erscheinung durchaus der Bildung des Sandes durch fließendes Wasser, das eben die gröberen Teile früher absetzt und die feineren weiter fortträgt. Die Schlei und die Eckernförder Bucht bildeten also eine nach Osten offene Gabel, worin Schwansen als eine Insel lag, wie das Pastor Kuß in der erwähnten Abhandlung schon ebenfalls vom historischen Standpunkt bewiesen hatte.

Die Mündungen dieser zur Ostsee sich wälzenden Wassermassen wurden nun in der langen Zeit, die zwischen der ersten und zweiten Vereisung lag, immer weiter ausgearbeitet, und zwar um so mehr, je weniger die Schmelzwasser wurden, die sich in den ostwärts gerichteten Strömen dem nagenden Meere entgegenwarfen.

Zum zweitenmal brach dann die schauerliche Zeit der Vereisung und Verödung über die Nachbarländer Skandinaviens, also auch über unser Land herein, diesmal freilich nur bis an die Ostgrenze des Geschiebethones

*) Warum fließt die Eider in die Nordsee? Kiel, 1886. Verlag von Lipsius & Tischer.

dringend, aber immerhin von tiefgreifender Wirkung auf die Oberflächen- und Entwässerungsverhältnisse unseres Landes. Wie eine dickflüssige, plastische Masse schob das Inlandeis, langsam von Osten vorrückend und die Ostsee ausfüllend, sich die vorhandenen Flußmündungen und Thalrinnen hinauf, überall sich dem Untergrund anschmiegend und diesen um so ärger zerstörend.

Auf diese Weise bildete sich die „Wittlingskuhle", ein direkt vor dem Universitätsgebäude in Kiel liegendes tiefes, trichterförmiges Loch, das von Professor Haas als ein durch die in der geborstenen Gletschermasse herabstürzenden Wasser gebildetes Strudelloch oder als ein „Riesentopf" gedeutet wird und seiner Gestalt nach auch nicht anders gedeutet werden kann. Auf diese Weise bildeten sich die Steingründe in der Eckernförder Bucht, indem die Gletscher an ihrem Stirnrande abschmolzen und die auf ihnen liegenden, mit dem beständig vorrückenden Gletscher stets neu herbeigeschafften Steine herabstürzten.

Zugleich aber schob das Inlandeis die bereits von der ersten Vereisung vorhandene, wenig widerstandsfähige Grundmoräne in fürchterlichen Massen vor sich her, dieselben zusammendrängend, durcheinander werfend und am Ende der jetzigen Föhrden die von Norden nach Süden sich erstreckenden mächtigen Stauchungswälle bildend. Ein solcher Stauchungswall ist der „Hornheimer Riegel", südlich von Kiel, der, noch 50 Meter hoch, die Eider zwang, nach der Zeit des zweiten Inlandeises ihren Weg nach Westen zu nehmen. Ein solcher Stauchungswall sind die vor der Eckernförder Bucht, in der Richtung der genannten Steingründe belegenen Hüttener Berge, deren Höhenzüge nach Osten offene Bögen bilden, die auf ihren Rücken mit unzähligen Gesteinsblöcken bedeckt sind und früher noch viel reicher beladen waren. Eine solche Stauchung bilden auch die Höhen, die Schleswig und die Schlei landschaftlich so schön umrahmen. Die Ziegeleien in ihnen zeigen die herrlichsten Stauchungen, das wirrste Durcheinander aller Glieder des Diluviums.

Hierdurch war den Schmelzwassern des zweiten Inlandeises der Weg zur Ostsee abgeschnitten, sie mußten sich westwärts wenden, wie z. B. die Treene, der Jersbeck, der Arensbeck, die Rheider Aue, die Sorge und die Eider.

So bildete sich unser jetziges Entwässerungssystem, so bildeten sich unsere Föhrden. Die letzteren sind also das Produkt der summierenden Wirkung der Schmelzwasser, des ersten Inlandeises, des Meerwassers und der ausfurchenden Thätigkeit der zweiten Vereisung.

Im Einzelnen ist dies nur nachgewiesen von der Kieler, der Eckern=förder und der Schleswiger Föhrde; aber die übrigen Föhrden haben mit diesen so übereinstimmende Verhältnisse, daß auch ihre Entstehung in ähnlicher Weise erklärt werden muß.

Stations- und Marterkreuze.

Von Gymnasiallehrer Dr. Hellwig in Ratzeburg.

Eine gute Stunde südöstlich von Lübeck im Fürstentum Ratzeburg liegt das Dorf Herrnburg, das für den Lokalgeschichtsforscher in mehr=facher Hinsicht interessant ist. Sein altes Kirchlein bewahrt unter andern Andenken an die bischöfliche Zeit auch eine Monstranz, die einzige, meines Wissens, in unsrer Gegend. Etwa einen Kilometer vom Dorfe entfernt, steht zwischen Sandhügeln versteckt ein altes Steinkreuz.*) Es ist 2,32 m hoch, 0,67 m breit und 0,15 m dick. Die Vorderseite zeigt die Christusfigur am Kreuze in erhabener Arbeit. Zu beiden Seiten des Kreuz=stammes knieen eine männliche und eine weibliche (?) Figur mit betend erhobenen Händen. Die männliche Figur ist im Pilgergewande dargestellt, Pilgerhut (?) und Pilgerflasche (?) hängen über den Rücken herab; um den Leib geschlungen, aber so daß ein freies Ende über die rechte Schulter fällt, ist der Pilgergürtel. Die weibliche (?) Figur ist stark beschädigt, das Gesicht ist abgeschlagen. Unterhalb des Kreuzes lehnt ein Wappenschild, welcher eine von einem Schwert durchstoßene Lilie zeigt. Darunter füllt die ganze Breite des Steines eine 7zeilige lateinische Inschrift in Mi=nuskeln; nur 4 Buchstaben sind in Majuskeln ausgedrückt. Die ganze Arbeit ist sehr sauber, namentlich sind die Buchstaben mit großer Sorgfalt gearbeitet. Einige Herren vom lauenburgischen Geschichtsverein haben neuerdings große Mühe darauf verwendet, diese Inschrift zu entziffern, und es ist beinahe völlig gelungen, obgleich der Stein schon sehr von den Unbilden der Zeit und wahrscheinlich auch von der Zerstörungslust der Kinder gelitten hat. Es steht nunmehr fest, daß der Stein gesetzt worden ist als Denkmal kindlicher Liebe von dem hamburgischen Dekan Heinrich Pomert (1456—1466) für seinen hier am 14. August 1466 auf der Pilgerfahrt verstorbenen Vater.

Wir haben es hier also mit einem Marterkreuz zu thun.

In Lübeck bei der Katharinenkirche, wenn ich nicht irre, und vor dem Burgthor stehen zwei kleinere, unter einander korrespondierende Steine in Kreuzform, die sich ebenfalls auf eine Pilgerfahrt beziehen sollen und die man als Stationssteine auffaßt, d. h. Steine, an denen

---

*) Abbildung siehe nächste Seite.



Marterkreuz bei Herrnburg im Fürstentum Ratzeburg. (S. 215).
Höhe 2,30 m, Breite 0,67 m und Dicke des Steins 0,15 m.

bei feierlichen Prozessionen zur Verrichtung von Gebeten und Andachts-übungen Halt gemacht wurde.

Ein vierter Kreuzstein steht beim Dorfe Einhaus in der Nähe von Ratzeburg. Es ist das sogenannte Ansveruskreuz, über welches in neuerer Zeit ein Streit ausgebrochen ist, da die einen meinen, es sei in der That ein der Verehrung des Ratzeburger Lokalheiligen Ansverus im 15. Jahrhundert errichteter Stein, die andern, es sei ein Marterkreuz zum Andenken an einen Geistlichen der Ratzeburger Diözese, der damals an dieser Stelle erschlagen worden sei.

Ein fünftes derartiges Steinkreuz stand ehemals zwischen den Dörfern Behlendorf und Hollenbek an der Landstraße. Auch dieses zeigte eine neben einem Crucifix knieende Figur eines Geistlichen und trug eine Inschrift, nach der dort im Anfange des 16. Jahrhunderts ein „Mester Gerd Wegener" war erschlagen worden. Wie man mir sagt, ist der Stein später bei Gelegenheit mit in eine Brücke verbaut worden.

Ein anderer Stein hat im Anfange des Jahrhunderts noch auf der Feldmark der Stadt Schönberg im Fürstentum Ratzeburg gestanden. Nach der flüchtigen Beschreibung, welche Masch in seiner Geschichte des Bistums Ratzeburg davon giebt, würde es für mich von großem Interesse gewesen sein, die 5zeilige Inschrift desselben, die Masch leider nicht entziffern konnte, zu lesen. Indessen mußte ich erfahren, daß der Stein bereits im Jahre 1842 von seinem Standpunkte entfernt und in ein Haus als Thürschwelle eingebaut wurde.

Ein 7tes Steinkreuz steht endlich noch beim Dorfe Sülsdorf in der Nähe von Schönberg, und hoffe ich, dasselbe demnächst einer genaueren Untersuchung unterziehen zu können.

Es ist zweifellos, daß noch an sehr vielen Orten unserer Provinz derartige Kreuzsteine stehen, deren Bedeutung man nicht kennt, weil noch niemand sich der Mühe unterzogen hat, sie zu enträtseln. Ich möchte deshalb die günstige Gelegenheit, die dieses sehr geschätzte Blatt bietet, benutzen, die Leser allerorten aufzufordern, mir Kenntnis zu geben von solchen alten Steinen, um dann eine zusammenfassende Darstellung über Stations- und Marterkreuze der Provinz machen zu können.

Es ist wünschenswert die Einsendung 1. einer Skizze des Kreuzes mit der bildlichen Darstellung, 2. genaue Angabe der Maße nach Höhe, Breite und Dicke, 3. genaue Angabe der etwaigen Verletzungen des Steins, 4. ein Abklatsch der etwaigen Inschrift.

Die Herstellung des letzteren erfordert wenig Übung, aber viel Sorgfalt. Es sind dazu nötig einige Bogen des unter dem Namen Lösch-karton bekannten steifen Löschpapiers. Die Farbe des Papiers ist gleich-

gültig, doch macht sich am besten gelb. Bevor der Abklatsch beginnen kann, muß der Stein mittelst scharfer Bürste und vielem Wasser, aber ja nicht unter Anwendung von Säuren, von den anklebenden Flechten gereinigt werden. Bürste und Wasser wirken hierbei Wunder. Wo nichts mehr zu sehen war, wo man schon vor 50 oder 100 Jahren verzweifelte, da entpuppt sich eine klare und unter Umständen leicht zu entziffernde Darstellung. Nun wird der Löschkarton durch Eintauchen völlig mit Wasser getränkt und an den Stein mit der Hand angedrückt. Alsdann wird mit einer weicheren Taschenbürste das nachgiebige Papier in alle Fugen des Steins und der Inschrift durch Drücken und sanftes Klopfen eingezwängt, wird dabei auch die Rückseite des Papiers vielfach zerkratzt, so schadet das nichts; selbst kleine Risse stören nicht allzusehr. Es empfiehlt sich, nur Stücke von etwa 30 cm Länge und 15—20 cm Breite auf einmal abzuklatschen, weil dabei alle Fährlichkeiten: Zerreißen oder Abfallen des Papiers, vorzeitiges Antrocknen, aufkeimende Ungeduld mehr ausgeschlossen sind und weil sich kleinere Stücke beim Transport und der späteren Benutzung besser handhaben lassen. Ein Gesamtbild der Inschrift in dem Abdruck schaffen zu wollen, hat weniger Wert.

Sobald man überzeugt ist, daß wirklich jeder Buchstabe, jede Verzierung desselben, jeder i-Punkt und jedes Abkürzungszeichen über und hinter der Schrift abgedruckt ist, löst man den Bogen vorsichtig vom Stein und breitet ihn zwischen eine Lage gewöhnlichen Löschpapiers, natürlich unter Vermeidung jedes Drucks. Bei heftigem Winde ist der Versuch des Abklatschens im Freien aussichtslos; am besten gelingt er bei trockner Hitze oder auch bei feuchtem Wetter. Sorgfalt erfordert das Nachhauseschaffen. Sobald aber der Karton völlig ausgetrocknet ist, behält er die eingeprägte Form für immer. Bei der Verschickung wird man die Vorsicht gebrauchen, ihn weich zu betten.

Von diesem Abklatsch — vorausgesetzt, daß er gut gelang — kann man im Spiegel die Inschrift fast besser ablesen als vom Stein selbst, da man jederzeit in der Lage ist, ihm das richtige Licht zu geben.

Es wird, wie jene beiden oben angeführten Beispiele von Behlendorf und Schönberg zeigen, hohe Zeit, diese Steininschriften zu sammeln, ehe sie dem Zahn der Zeit oder der Zerstörungslust der Menschen völlig anheim fallen.

Es wird sich aus ihnen mancher kleine Beitrag zur Sittengeschichte, Wappenkunde u. s. w. ergeben. Denjenigen aber, die bei der Sammlung mitwirken, wird die Entzifferung dieser Denkmäler selbst viel Vergnügen bereiten.

Zur Geschichte des Weihnachtbaumes.*)

Von Dr. med. H. L. Krause in Kiel.

Die Sitte, am Weihnachtsabend einen Tannenbaum (Rottanne, Pinus Abies L., Fichte) mit Lichtern zu schmücken, gilt nicht nur der heranwachsenden Generation, sondern auch der erwachsenen als alt und urdeutsch. Aber in Schleswig-Holstein und Nordwestdeutschland giebt es außer dem Wachholder kein inländisches Nadelholz. Nur am Harz hatten die Niedersachsen Gelegenheit, Tanne, Fichte, Kiefer und Eibe kennen zu lernen. Es lohnt sich aber, dem Ursprung der genannten Sitte nachzuforschen. Im Mittelalter existierte der Volksglaube — und in einigen Gegenden existiert er anscheinend noch —, daß bestimmte Bäume oder Sträucher in der Christnacht blühen. Thatsächliche Vorkommnisse haben diesen Glauben bestärkt, wenn nicht überhaupt veranlaßt. Es ist bekannt, daß bei vielen Pflanzen die Blüten, welche sich im Frühjahr entfalten sollen, schon im Herbst als Knospen angelegt werden. An Haseln und Ellern sind die Kätzchen schon während des ganzen Winters deutlich sichtbar. Auch am winterlich kahlen Kirschbaum wird man bei näherer Betrachtung leicht die Blütenknospen erkennen. Bei anderen Bäumen sind die Knospen weniger augenfällig. Da nun während des Herbstes und Winters Blütenknospen vorhanden sind, so ist es leicht erklärlich, daß dieselben bei ungewöhnlich warmer Witterung sich manchmal vorzeitig entfalten. Insbesondere blühende Kirschbäume erscheinen in jedem nicht zu kalten Herbst mit derselben Regelmäßigkeit in den Zeitungen, wie die Redaktionsmaikäfer bei warmem Aprilwetter. In wärmeren Gegenden werden blühende Bäume auch im Dezember und Januar ab und an beobachtet. Daß ein Baum, der um Weihnachten Blüten trug, in den Ruf der Heiligkeit kam, und daß sich der Glaube ausbildete, solche heilige Bäume blühten alljährlich in der Christnacht, ist vom Standpunkt des Mittelalters leicht begreiflich. In der That ist die Neigung, Herbst- und Winterblüten zu zeitigen, bei verschiedenen Baumindividuen in verschiedenem Grade ausgebildet; manche Exemplare zeigen diese Erscheinung ziemlich regelmäßig, andere nie. Diese freiwachsenden Weihnachtsbäume lassen sich früher nachweisen, als die im Zimmer aufgestellten. Auf heidnisch-germanischen Ursprung läßt sich der Glaube an diese Weihnachtsbäume nicht zurückführen. Sie erscheinen auch im altgermanischen Norden viel seltener als in den milderen Klimaten der süd- und mitteldeutschen Thäler und in dem wärmeren Winter Großbritaniens. Die englische Legende führt alle in der Weihnacht blühenden

*) Vgl. Schriften d. naturw. Vereins f. Schl.-Holst. Bd. 9, H. 1, S. 161.

Bäume und Sträucher auf einen gemeinsamen Ursprung zurück. In einer Christnacht hatte der heilige Joseph von Arimathia seinen Stab in die Erde gesteckt, worauf dieser alsbald wurzelte, ausschlug und Blüten entfaltete. Von diesem Strauch — angeblich einem Weißdorn — sollten die blühenden Weihnachtsbäume abstammen. In Deutschland sind anscheinend auch andere Legenden mit dem Weihnachtsbaum verknüpft, wie die Geschichte von dem blühenden Stabe Josephs, des Vaters Christi. Einige Wunderbäume brachten in der Weihnacht nicht Blüten, sondern Früchte. Übrigens ist es fraglich, ob allerorten und immer dieser Glaube an der Weihnacht hing. Gegen die Mitte dieses Jahrhunderts waren in Ilfeld im Unterharz „Martinibäume“ in ähnlicher Weise im Gebrauch, wie die jetzigen Weihnachtsbäume. Unmöglich ist es nicht, daß alle diesbezüglichen — noch ungenügend bekannten — Legenden einen gemeinsamen orientalischen Ursprung haben.

Aus dem im Freien im Blütenschmucke prangenden Festbaum hat sich allmählich der lichterglänzende Tannenbaum der wohlgeheizten Stube entwickelt. In einzelnen Gegenden Großbritanniens pilgerte man noch im vorigen Jahrhundert zu blühenden Dornsträuchern. In Deutschland war man frühzeitig bemüht, einen Weihnachtsbaum im Hause zu erziehen. Man steckte Zweige von Obstbäumen in Erde oder Wasser und trieb sie im Zimmer, so daß sie um Weihnachten blühten. Die Sitte, Kirschbaumzweige im Zimmer zur Blüte zu treiben, existiert noch stellenweise. Im 17. Jahrhundert fing man im Südwesten des Reichs — in dem damals wie heute deutschen Straßburg — an, den Laubbaum durch den immergrünen Nadelbaum, die Blüten durch Lichter zu ersetzen. Damit war der Christbaum in seiner jetzigen Gestalt gegeben. Sehr langsam hat sich die Sitte ausgebreitet, und erst spät ist die Fichte der allgemeine Weihnachtsbaum geworden. Im Brandenburgischen wird am Ende des vorigen Jahrhunderts der mit Äpfeln prangende Taxusbaum gepriesen, später lieferten die Kieferwälder die Festbäume für Berlin, dann gewann die Fichte die Oberhand. Jetzt scheint die Edeltanne Eingang zu finden. In England schmückt man die Zimmer mit dem dornigen, immergrünen Hülsen ohne Lichter —, in Westindien bedient man sich der Rubiacee Randia aculeata, welche im Wuchs viel Ähnlichkeit mit dem Weißdorn hat und um Weihnachten blüht.

In Skandinavien ist es eine anscheinend noch aus vorchristlicher Zeit stammende Sitte, Tannenbäume vor dem Hause oder auch in der Halle aufzurichten — ohne Lichter, unseren Pfingstbirken analog. Ein Zusammenhang dieses Brauchs mit dem deutschen Tannenbaum ist

bisher nicht nachweisbar, auch finden sich keine Spuren davon in den sonst von Schweden stark beeinflußten Küstengegenden der Ostsee.

Wann ist nun der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Gestalt in Schleswig-Holstein bekannt und allgemein geworden und welche älteren Gebräuche hat er etwa verdrängt? Eine Antwort auf diese Fragen kann zur Zeit nicht gegeben werden.

Die ersten Nadelwälder sind in den Herzogtümern am Ende des 16. Jahrhunderts angesät. Aber noch am Anfang des jetzigen Jahrhunderts waren Nadelbäume in den meisten Landschaften unbekannt. Das Lied „O Tannebaum" ist in Kiel eher bekannt geworden als der Baum selbst, im Jahre 1800 sang man hier: „Grönst du nich im Winter, so grönst du doch im Sommer." Noch um die Mitte des Jahrhunderts hat man im Schleswigschen zuweilen den Hülsen (Ilex) als Christbaum benutzt.

Die Zeit der Einführung des Weihnachtsbaums in den Herzogtümern wird sich ermitteln lassen aus der Erinnerung älterer Leute, aus Zeitungen (Anpreisungen von Bäumen und Wachsstock, Polizeiverordnungen über den Verkauf der Bäume), Kalendern (an Stelle des Schweineschlachtens wird der Tannenbaum Titelbild für Dezember) u. dergl. Es ist wünschenswert, daß dabei auf Lichter und Äpfel geachtet wird, denn es ist nicht ganz sicher, ob der blühende Baum (Lichter) und der fruchttragende (Äpfel) gleichen Ursprungs sind.

Nachtrag
zu dem Aufsatze „Zur Geschichte von Neustadt."

Von Pastor F. Witt in Lütjenburg.

Wenn im Septemberheft der Heimat S. 187 inbezug auf das Verhältnis der Seeräuber zu Neustadt gesagt ist, daß wohl die Tradition frühere Vorgänge auf eine spätere Zeit übertragen habe, so ist dies dahin zu berichtigen, daß allerdings in späterer Zeit, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Neustadt nachweislich zu den sogenannten Vitalienbrüdern oder Likedeelern in Beziehung gestanden hat. Es war die Zeit, als der Unionskönig Erich seine ganze Macht und seinen ganzen Einfluß darauf verwendete, Schleswig den Schauenburger Fürsten zu nehmen und eng mit Dänemark zu verbinden. In diesem Kampfe riefen die hart bedrängten Schauenburger, Herzog Heinrich und seine Brüder, Adolf und Gerhard, die Vitalienbrüder zu Hülfe und öffneten ihnen ihre Häfen an der Ostsee, von wo aus dieselben ihre Raubzüge zur See unter-

nahmen, zunächst gegen Dänemark, dann aber auch gegen dessen Verbündete, besonders Lübeck, welches einige Zeit zu König Erich stand, weil er den durch die demokratischen Unruhen in jener Stadt vertriebenen alten Rat wieder zurückgeführt hatte. Aus jener Zeit ist uns nun auch manches über die Beziehungen Neustadts zu den Freibeutern in dem Urkundenwerk der Stadt Lübeck überliefert und zwar aus den Jahren 1420 ff.

Welcher Art diese Beziehungen gewesen sind, das erfahren wir aus den verschiedenen Briefen des Rats zu Lübeck und anderer Hansestädte der Ostsee, sowie des Rats von Neustadt.*)

Aus ihnen geht nun keineswegs hervor, daß die letztgenannte Stadt — von der Burg im Binnenwasser ist vollends keine Rede — den Seeräubern als Unterschlupf — dies gemeint im Sinne eines befestigten Zufluchtsortes — gedient hat: sondern nur das erfahren wir mit Bestimmtheit daraus, wie häufig von den Seeräubern beim Ausgang aus der Trave oder anderswo aufgebrachte Kauffahrteischiffe nach Neustadt geführt wurden; aber freilich, wie die Antwort des Rats von Neustadt auf ein Schreiben der Lübecker zeigt (19. Juli 1420), ganz gegen seinen Willen: „Des wetet, dat wy des vpsates, rades vnde dades nicht hadden to donde vnde an der zaken nicht by weren, juwe manne effte ghud zo tho hyndernde. Vor vyghende (feindliches) ghud is dat bracht an vnse hauende sunder vnsen willen.“ Deshalb ist er auch gern bereit, soviel in seiner Macht steht, dahin zu wirken, daß die Geschädigten ihr Hab und Gut wieder erlangen, so wenn es in dem angeführten Schreiben heißt: „jodoch zo hebbe wy vunn juwer bede willen arbeydet, dat de manne vnde ghud quyd ghelaten syn“. Ein anderes Mal läßt der Neustädter Rat ein geraubtes Schiff, welches auf dem „Deep“ lag, an die Brücke bringen und dort bewachen, damit niemand die darauf befindlichen Güter verschleppen könne und stellt den Eigentümern frei, bis zum Mittag des nächstfolgenden Sonntags ihr Eigentum in Empfang zu nehmen. In demselben Schreiben (sunte Matheus auende d. i. 20. September 1420) bemerkt er ferner gleichsam zur Entschuldigung, daß er es nicht hindern könne, wenn seine Herren, Herzog Heinrich usw.) den Freibeutern freie Hand gelassen haben, in den drei Reichen (Dänemark, Schweden und Norwegen, welche durch die Union zu Kalmar 1397 unter einem Herrscher vereinigt waren) Kaperei zu treiben und sie frei geleiten „an eren

---

*) Vergl. zu dem Nachstehenden besonders Band 6 des erwähnten Urkundenwerks. Auch die lübeckischen Chroniken, herausgegeben von Grautoff, mögen noch manchen interessanten Beitrag liefern, doch sind sie mir augenblicklich nicht zur Hand.

bede, hauenen, steden vnde lande;" doch hat der Rat gebeten, den Neustädter Hafen zu verschonen und zu meiden. Von einem Erfolg dieser Bitte merken wir freilich nichts, da auch noch in den dreißiger Jahren dergleichen Fälle vorkamen, und die, von welchen wir durch die Urkunden Kenntnis haben, werden wohl nicht die einzigen gewesen sein.

Weist nun auch der Rat von Neustadt den Verdacht der Teilnahme an den Räubereien entschieden von sich, und, wie wir keinen Grund haben zu bezweifeln, wohl mit Recht, so stand es doch andererseits nicht in seiner Macht, zu verhindern, daß einzelne Bewohner der Stadt sich daran beteiligten, wie das in der That geschehen ist. Im Herbste des Jahres 1421 wurde an der Travemündung das Schiff des Claus Seelandvarer, eines Greifswalder Bürgers, von Vitalienbrüdern genommen, weshalb wiederholt Schreiben von Stralsund und Greifswald an den Rat zu Lübeck ergingen, ihn um seine Vermittelung zur Rückgabe der Güter zu ersuchen. Zu den darüber vorhandenen Aktenstücken gehört ferner auch ein Verzeichnis der Seeräuber, die an jener Fahrt beteiligt gewesen waren, und darin wird aufgeführt „Michel Hollander, en borger tor Nyenstad". Er war zugleich Eigentümer des Schiffes, dessen sich die Vitalienbrüder bedient hatten und empfing dafür einen doppelten Anteil an der Beute. Doch ist er der einzige Neustädter, der Hauptmann, Hans Kruse, und der Steuermann, Peter Renwerdes, stammten aus dem Land Oldenburg und mit ihnen noch fünf andere, drei hatten ihren Wohnsitz in Eckernförde, und einer, Peter Dore genannt, wird bezeichnet als „des borgermesters sön van der Borch" (Burg a. Fehmarn). Von denen die sie „vthgeret" (ausgerüstet?) hatten, wird gesagt: de wonen tor Nyenstad, to Lutkenborch vnde Eklenvörde. Auch sie werden ihren Anteil an der Beute empfangen haben, die freilich durch allerlei unfreiwillige Abgaben verkürzt wurde. Das oben erwähnte Verzeichnis enthält nämlich zugleich eine Aufzählung derer, welche die Räuber durch ihr Gebiet geleiteten und sich diesen Dienst mit einem Teil der Beute bezahlen ließen. Darunter finden wir einen Marquard von Siggen, zwei Brüder von Aneveld, welche zu den Vitalienbrüdern auf den Strand kamen, Gerd von Kotelberge, Vogt von Eckernförde, Breide Rantzau und schließlich auch den Herzog, denn am Schluß heißt es: „Dat drittteynde (laken) led de hertoge wech voren in sinen vodersacke." Übrigens war die Beute trotz dieser Abzüge noch eine recht stattliche, denn nach dem, was an die genannten Herren hatte abgegeben werden müssen, führt das mehrfach erwähnte Aktenstück noch Folgendes auf: „Vortmer nemen see vth dem schepe III terlinge wandes (Ballen Tuch), XIII last soltes, I stucke bergeruisſches, VIII korf rekelinge,

III^c punt zypollensaed, I tunne raues vnde I verndel walspeckes, I tunne vlakvissche *), I kisten mit klederen vnde mit reden penningen (bares Geld, vergl. dän. penge), alz gud alze XL mark lubesch, noch I kisten mit klederen vnde mit penningen alz gud alze XXX mark lubesch, noch C gulden vnd XXX gulden an reden gelde. Item X mark lubesch, ok rede penninge, de se nemen. Item L mark sundesch (Stralsunder Münze?), de se den schipheren nemen an angkeren vnde an touwen. Item VIII engelsche deken, vnde I blau ypersch laken."

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück. Wenn bisher eine doppelte Art der Beziehung Neustadts zu den Seeräubern nachgewiesen, so bleibt noch eine dritte zu erwähnen, die darin bestand, daß der Neustädter Hafen der Sammelplatz war für ganze Scharen von Vitalienbrüdern, der Ort, wo sie ihre Schiffe ausrüsteten. Freilich hatte Neustadt diesen Ruhm nicht allein, sondern teilte dies Los mit Kiel und Eckernförde; aber so wenig es dem Rat von Neustadt angenehm war, daß die geraubten Schiffe in seinen Hafen gebracht wurden, ebenso ungern mag er wohl die Rüstungen für die Raubfahrten gesehen haben, hatte er doch auf die mächtige Nachbarin Rücksicht zu nehmen, die dem Handel der eigenen Stadt leicht Abbruch thun konnte. Aber freilich, die Städte waren auch in dieser Beziehung ohnmächtig, weil die Seeräuber im Dienste des Landesherrn standen. Es geht das deutlich hervor aus einem Schreiben der Ratmannen zum Kiel vom 21. Mai 1421, worin es heißt: „Ersamen leuen vrunde, wy hebben mit allem vlite daran arbeidet, sedder der tijd, dat se den euer in vnse hauene brochten, dat se ere were davon bringen scholden, des wij doch nicht van en hebben mogen, wendte se hebben ene gij wol gemannet unde vorwaret." Sie wissen keinen anderen Rat, als daß die von Lübeck sich an die Herrschaft wenden. Aus einem Schreiben der Lübecker an eine befreundete Stadt (d. 26. Juli 1420) erfahren wir, daß damals nicht weniger als 200 Likedeler sich in Neustadt zusammengefunden hatten, von denen innerhalb 3 Tage 10 Schiffe mit wertvoller Ladung genommen wurden. Im Dezember 1421 schrieben sie an ihren Abgesandten in Flensburg, es gehe das Gerücht, „wo dat de vitalien mit tween snycken (kleine Schiffe, koggen dagegen große) vthgelecht hebben in de zee van Eckernfoerde der gröpnisse groben (Grömitz früher Grobenitze und Grube?) vnde en deel vth der Nyenstad, vnde schollen genommen

*) Nach der Erklärung bei Wehrmann, die älteren lübeckischen Zunftrollen: getrocknete Fische, die am Rücken auseinandergerissen und auf solche Weise in zwei Hälften geteilt sind.

hebben etlike schuten und schip mit L perden, in der zee, de sulnen perde se tom Kyle vnde to Lutkenborch scholen togebracht vnde gevored hebben." Im Mai des folgenden Jahres sandten die Lübecker Kundschafter aus nach Neustadt und Kiel, um sich über die Rüstungen der Vitalienbrüder zu unterrichten. In Neustadt fanden sich damals keine, dagegen in Kiel rüsteten sie mit Macht und standen im Begriff, mit 16 oder 18 „snykken" und mit einem „kregere" oder „euer" von 70 Last in See zu gehen (auf diese Rüstung bezieht sich das oben erwähnte Schreiben des Rats von Kiel); außerdem arbeiteten sie noch an zwei großen Schiffen, die aber, wie es heißt, „noch so drade nicht rede werden." Diese Zahlen beweisen, daß die Seestädte es mit keinem zu verachtenden Gegner zu thun hatten, und um so schwerer war ihre Aufgabe, als zu gleicher Zeit auch in der Nordsee die Vitalienbrüder ihr Unwesen trieben, besonders von Ostfriesland aus, sodaß Lübeck eine für damalige Zeit sehr ansehnliche Truppe von 700 Mann gegen sie aussandte. Der Kampf war auch deshalb um so ungleicher, weil die Räuber, wie wir gesehen haben, gegen eine Abgabe freies Geleit fanden, und zwar nicht nur in Holstein, sondern auch in Ostfriesland. Erst 1422 erreichten die Abgesandten Lübecks und Hamburgs, daß sich eine Anzahl ostfriesischer Häuptlinge, desgleichen die Prälaten, Priester, Grietmannen, Richter und Gemeinden von 8 Kirchspielen und Ostbrokerland verpflichteten, den Vitalienbrüdern keine Unterstützung mehr angedeihen zu lassen (vergl. Lübeck. Urkundenbuch Bd. VI No. 420/21). Wir verstehen es deshalb auch, wenn der Rat von Lübeck in der „Bursprake to sunte Jacobes daghe" den Bürgern verkünden ließ: „Vortmer bedet desse heren bi liue vnde bi gude, dat nyment kope edder hantere gerouet gud edder zedriftich gud" und: „Vortmer bedet desse heren bi liue vnde bi gude, dat nyment den vitalienbroderen stade noch hulpe don schal in harnsche, in vitallien (Lebensmitteln), noch in nynerleye sake."

Einige Bemerkungen über die Verbreitung unserer volkstümlichen Pflanzennamen.

Von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen.

Neben der Entstehung und Bedeutung unserer heimischen Pflanzennamen ist auch die Verbreitung derselben in mancher Hinsicht von Interesse. Wenn es zunächst scheint, daß die Zahl der im Volksmunde namhaften Pflanzen verhältnismäßig gering sei, so lehrt die weitere Beschäftigung mit diesem Stoff doch bald das Gegenteil. Das gilt schon für den einzelnen Ort, noch mehr aber, wenn die Sammlung dieser Namen

sich auf verschiedene Gegenden erstreckt. Schon in dem mir bekannten Gebiete, das sich in der Richtung von der Elbe bis zur Pinnauquelle ausdehnt, machte ich die Wahrnehmung, daß einige gemeine Pflanzen nur im Osten, andere nur im Westen einen Namen führen. Meine darauf gegründete Vermutung, daß für manche in meinem Verzeichnis fehlende Pflanzen in andern Gegenden Namen vorhanden sein würden, fand bald Bestätigung durch die einschlägigen Bücher und durch die Mitteilungen einiger Freunde. Die gemeine Capsella Bursa pastoris Mnch. ist z. B. im Osten als „Lepelkrut" bekannt, und in der Gegend von Segeberg pflücken die Kinder spielend die einzelnen Früchte ab, dieselben abwechselnd als „goll'n Lepel" — „sülwern Lepel" bezeichnend. Ich nenne hier ferner die verbreiteten Potentilla anserina L. und Trifolium arvense L., von denen nach Knuth's Flora*) die erstere als „Göskrut" und „witt'n Hinnerk" bezeichnet wird, während letztere den Namen „Mûsklewer" führt. Für die drei genannten Pflanzen habe ich in dem mir bekannten Gebiete trotz meiner Bemühungen keinen Namen finden können. In den verschiedenen Gegenden unserer Heimat hat sich also das Interesse der Menschen verschiedenen Pflanzen zugewandt, und unter diesen sind sogar unscheinbare vertreten, wie Scleranthus („krusen Jarr") und Luzula („Hasenblom"). Darum ist wohl der Schluß berechtigt, daß die meisten unserer heimischen Pflanzen, sofern sie nicht gar zu selten oder unscheinbar sind, einen volkstümlichen Namen tragen, wenn auch nur in einer bestimmten Gegend.

Die Ziergewächse unserer Gärten nehmen freilich eine Ausnahmestellung ein. Wenn sie auch nicht namenlos bleiben konnten, so haben sie doch nur teilweise echt volkstümliche Bezeichnungen erhalten. Dies scheint besonders für die alten Arten zuzutreffen, die, wenn auch nicht ursprünglich einheimisch, doch zum Teil „seit etwa 1000 Jahren in allen Bauergärten gezogen werden."**) Viele unserer Zierpflanzen verraten sich aber noch jetzt durch ihren Namen als Fremdlinge. Der unverständliche Inhalt oder die schwierige Aussprache solcher fremdartiger Bezeichnungen veranlaßten vielfach wunderliche Verstümmelungen und Umbildungen derselben. So wurde der Name »Ligustrum« in „Augustrum" verwandelt, den Oleander nannte man „Alexander" und die gelbe Eschscholtzia ist als „Schuldschin" kaum wieder zu erkennen.

Bei den im Volksmunde bekannten Pflanzen haben wir es gewöhnlich

---

*) Dr. P. Knuth. Flora rc. S. XXI und 244.

**) Dr. P. Prahl. Kritische Flora rc. II S. 8 und Fischer-Benzon, Unsere Bauerngärten. Die Heimat, Juli- und August-Heft.

nicht mit einem allgemein geltenden Namen zu thun, sondern die meisten Gewächse haben (von dialektischen Abweichungen ganz abgesehen) in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Namen. In manchen Fällen zeigen sich solche Unterschiede schon in demselben Orte, weil alte und junge zuweilen verschiedene Bezeichnungen für dieselbe Pflanze haben. Auch kann die Abweichung in der Benennung darin begründet sein, daß der Ort in der Grenzlinie für das Gebiet zweier verschiedener Namen liegt. — Am reichlichsten ist die niedliche Bellis perennis L. bedacht, die in unserer Heimat als „Marlblom", „will Dusendschön", „Knüllblom",*) „Markblom", „Hunnblom", „Kohblom" und „Maiblom" bekannt ist. Pritzel**) giebt für diese Pflanze 37 Namen verschiedenen Inhalts an, während nach ihm die Gesamtzahl aller gebräuchlichen Namen 66 beträgt. Dabei ist noch von der gefüllten Art unserer Gärten abgesehen. Das Umfangsgebiet eines solchen Namens läßt sich im allgemeinen feststellen. Für genauere Angaben sind jedoch Mitteilungen aus vielen Gegenden erforderlich, wie ich solche beispielsweise für die allbekannte Taraxacum officinale Web. aus Holstein zusammengestellt habe. Daraus ergab sich, daß die beiden Namen „Hunnblom" und „Botterblom" das Gebiet beherrschen,*) und zwar gilt der letztere für den südöstlichen an Mecklenburg grenzenden Teil und ist weiter verbreitet in der Richtung über Ulzburg bis Bramstedt und zur alten Reichsgrafschaft Ranzau. Besser verständlich wird diese Verteilung durch eine Übersicht über das ganze Gebiet dieser beiden Namen, wie sie Pritzel uns bietet. Danach ist der erste Name*) verbreitet durch Ostfriesland, Oldenburg und von der Weser bis Schleswig-Holstein. Die andere Bezeichnung ist gebräuchlich bei Bremen, Fallersleben (auch bei Bardowieck, E.) in der Mark, Altmark, Mecklenburg, Pommern und Schlesien.

Die Verbreitung unserer heimischen Pflanzennamen ist jedoch keineswegs in der Weise zu verstehen, daß jedermann mit allen in seinem Wohnort gebräuchlichen Namen vertraut sei. Das trifft nicht einmal für alle diejenigen zu, die durch ihren Erwerbszweig auf stetigen Verkehr

*) Knüll ist der freie mit Gras bewachsene Dorfplatz.

**) Pritzel, die deutschen Volksnamen der Pflanzen zc. S. 55 und 56.

Bemerkung: P. hat auch die Namen für die Schweiz, Deutsch-Oesterreich und Siebenbürgen.

*) Inwieweit der Name „Kohblom" in Betracht kommt, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, jedenfalls ist er nicht verbreitet, ebenso scheint der Name „Ked'nblom" schon sehr selten zu sein.

*) Beide Namen haben in den verschiedenen Gegenden natürlich mehr oder weniger dialektische Abweichungen.

mit der freien Natur angewiesen sind. Nur solche unter ihnen, die von Jugend auf den Kindern Floras ein lebhaftes Interesse entgegengebracht haben, besitzen eine umfassende Kenntnis dieser Namen. Doch sind dem jüngeren Geschlechte schon manche Namen verloren gegangen, die mit der alten Generation auch allmählich aussterben werden. Verschiedene Ursachen vermindern nämlich die Zahl unserer volkstümlichen Pflanzennamen immer mehr. Die Hauptursache dafür ist wohl die veränderte Lebensweise der Menschen, durch welche das Interesse von der heimischen Pflanzenwelt immer mehr abgelenkt wird. Manche Pflanzen büßen auch mit dem Verlust ihrer früheren Bedeutung allmählich den Namen ein. Dazu kommt ferner die fortschreitende Unterdrückung unserer Muttersprache durch die hochdeutsche Sprache. Immer mehr echt plattdeutsche Wörter werden durch die hochdeutsche Aussprache verdrängt, und der ausnahmsweise Gebrauch solcher Wörter wird als ein Zeichen mangelnder Bildung belächelt und bespöttelt. In gleicher Weise haben auch manche alte Pflanzennamen weichen müssen, sodaß man z. B. in hiesiger Gegend statt des heimischen Namens „Kaßbeer" fast nur noch die hochdeutsche Bezeichnung „Kirsche" hört. Auch die einschlägigen Bücher und die Schule tragen zur Abnahme unserer volkstümlichen Pflanzennamen bei, denn durch ihre Nichtachtung oder geringe Berücksichtigung derselben haben sie im Volke die Meinung hervorgerufen, daß die heimischen Namen irrtümlich und wertlos seien.

Möchte es gelingen, durch die Sammlung unseres Vereins recht viele alte Namen, die schon auf dem Aussterbeetat stehen, vor gänzlicher Vergessenheit zu bewahren.

Nachschrift der Schriftleitung. Im Anschluß an vorstehende Ausführungen bittet die Schriftleitung, mit dem Sammeln unserer volkstümlichen Pflanzennamen fortzufahren, aber das Ergebnis der bisherigen Thätigkeit recht bald einzusenden; das Dezember-Heft wird die Sammler und die Gebiete nennen, aus welchen Verzeichnisse vorliegen. D.

Die Lachmöwe und ihre Verwandten.

Von H. T. Peters in Kiel.

Das gesellige Nisten der Möwenarten gehört gewiß zu den interessanteren Erscheinungen in unsrer Vogelwelt. Vorzüglich ist es an der Ostküste unserer Heimat die Lachmöwe, Larus ridibundus L., welche uns auf dem sogenannten Möwenberg, einer kleinen Insel in dem tiefeingeschnittenen Busen der Schlei, nahe der Stadt Schleswig, dies Schauspiel bietet. Nach dortiger Meinung nistet diese Möwe nur an

dieser Stelle. Allerdings dürfte sich nicht leicht eine derartige Möwenbrutstätte so nahe einer Stadt finden, wie dort, und man darf sagen, daß sie der Umgebung des Ortes ein eigentümliches Gepräge verleiht, indes nistet der Vogel auch auf unsern Westseeinseln, ja selbst auf kleinen Inseln in Landseen, z. B. zwischen Preetz und Plön, im Plöner See, und einzeln sogar auf den klösterlichen Wiesen bei Preetz an der Schwentine, wo ich die noch nicht flüggen Jungen selbst gefunden habe.

Es ist immerhin auffallend genug, daß die Möwenkolonie bei Schleswig sich so frei von der Konkurrenz anderer Arten hält, obgleich es, wenn auch selten, vorkommt, daß eine einzelne Seeschwalbe, Sterna hirundo L., oder auch wohl eine Sturmmöwe, Larus canus L., hier nistet, doch ist dies, namentlich in bezug auf letztere, eine große Ausnahme. Die Silbermöwe L. argentatus L., die Mantel- oder Meermöwe L. marinus L., die Heringsmöwe, L. fuscus L., u. a. m. zeigen sich wohl von August ab an auf ihrem Zuge auf der Schlei, nisten aber nie so tief im Innern des Landes, (die Schlei ist von ihrer Mündung bis zur Stadt gegen 37 km — 5 Meilen -- lang), sondern lieben das offene Meer und brüten auf den Inseln und Halligen der Nordsee.

Was sich überhaupt an nistenden Vögeln bis in die vierziger Jahre auf dem Möwenberg vorfand, beschränkte sich auf folgende Arten: 1. Larus ridibundus L. (die Hauptzahl), 2. Larus canus L. (nur einzeln und in seltenen Fällen), 3. Sterna hirundo L., 4. Sterna nigra L., 5. Sterna minuta L. (?), 6. Anas clypeata L., 7. Anas crecca L., 8. Salicaria arundinacea L. und 9. Salicaria turdoides M. et W.

Am östlichen Teil der Stadt Schleswig, dem Holm, liegt zwischen diesem und der Schlei ein flaches Feld, die sogenannte Freiheit, von dem ein langes Sandriff weit in die Schlei vorspringt, das bei Westwind blosgelegt wird. Auf diesem Terrain herrschte früher allgemeine Jagdfreiheit und bei westlichem Winde wurden hier von Alt und Jung die von August bis November oft massenweise gegen den Wind ziehenden See- und Strandvögel auf ihrem Zuge von Norden nach der Westküste beschossen.

Ob diese, jedem Schleswiger damals so liebe „Aasjägerei" noch existiert, weiß ich nicht, sicher aber ist, daß die Züge aller dieser Vögel sich seit den letzten 20 Jahren ganz erheblich vermindert haben, obgleich man bei größerer Schonung das Gegenteil erwarten sollte. Die Benennung, welche die damaligen Schützen ihrer hauptsächlichsten Beute gaben, ist folgende: Schwartflugtige Hafmeev L. marinus und L. fuscus L. — Grode Hafmeev L. argentatus L., — lüdde Haffmeev, L. canus und L. tridactylus, —(letztere erscheint auf der Schlei nur im tiefen Winter)

— Schwartkopp, Bargmeev, L. ridibundus. Der junge Vogel im Daunenkleide hieß „Kujapper", ist er voll befiedert und flügge, so hieß er „Wittkrink" (Oberseite braungrau mit weißem Halsring), — Pinkmeev, Pinker, Sterna hirundo L., — grode Pinker St. cantiaca, lüdde Pinker, Windmeev, St. minuta L., Kaalmeev (Kohlenmöve von der schwärzlichen Farbe) Moormeev, — St. nigra Briss. Der Begriff von Brachvogel und Regenpfeifer wird von diesen Jägern stets verwechselt: Grode Regenpfeifer, grode Regenwölp Numenius arquatus L., — Kleene Regenpfeifer, kleine Regenwölp N. phaeopus L., — Braakvogel Charadrius morinellus L. (kommt selten an die Schlei), groode Braakvogel, Tüüt Ch. pluvialis L., — Dolle, Dollschnepp, Ch. hiaticula L., Sternschnepp, Totanus hypoleucas L., — Rotbostige Schnepp, Tringa subarquata Tern., — Mausschnepp, Tr. minuta L. u. s. w.

Hübsch ist es, wie zahm, wie wenig scheu sich die Lachmöwe zeigt, so wie sie nicht verfolgt wird. Ein reizendes Beispiel bietet der hiesige Kleine Kiel, wo der zierliche Vogel willig und furchtlos die hingeworfenen Brocken annimmt. Auch scheint es die gute Behandlung allein zu sein, die es bewirkt, daß namentlich jungere Vögel den Winter freiwillig bei uns aushalten. Derartiges sah ich bei Schleswig nie, und einige Wochen nach der Abhaltung des Möwenschießens an ihrem Brüteplatz gehörte das Erscheinen einer Lachmöwe zu den Seltenheiten. Im Winter sah ich sie dort niemals und die einzige Möwe, die sich dann auf der Schlei überhaupt noch zeigte, war Larus tridactylus.

In der Gefangenschaft gehalten färbt sich die Lachmöwe auch nach mehrmaligem Federwechsel selten gut aus, — der Kopf pflegt mit Ausnahme eines schwärzlichen Fleckes an den Ohren auch im Sommer weiß zu bleiben. Aufgefallen ist mir, daß die auf dem kleinen Kiel sich aufhaltenden halbzahmen Vögel noch bis zur Brütezeit dieselbe Erscheinung zeigen. Unter den bei Schleswig im Frühling ungefähr Mitte März wiederkehrenden Lachmöwen sieht man dies nie, — bei allen ist der Kopf ausnahmslos schwarzbraun gefärbt.

Mitteilungen.

Ein Mäusenest in einem Haublock. Daß im Frühjahr oder Sommer gefälltes Holz, welches bereits den Saftstrom aufgenommen, als Nutzholz keinen oder doch nur einen weit geringeren Wert hat, als im Winter gefälltes, ist allgemein bekannt. Dagegen dürfte ein kleines Ereignis, das sich an ein Saftholz knüpft und mir von einem Naturbeobachter und Freunde der „Heimat" mitgeteilt wurde, einiges Interesse haben.

Herr Stellmachermeister Cords in Gr. Flottbek stellte aus dem Stumpf einer im Sommer gehauenen Esche sich einen Haublock für seine Werkstatt her. Der anfänglich gesunde Block wurde täglich benutzt, gab aber nach geraumer Zeit beim Draufschlagen einen eigentümlich hohlen Klang zurück und war in etwa 4—5 Jahren völlig untauglich geworden; er widerstand schließlich der Axt nicht mehr und wurde auseinander geschlagen. Derselbe war von innen an immer weiter nach außen hin allmählich verfault. Aber was fand sich, als man nun den Holzblock näher untersuchte? Ein Mäuslein oder zwei, die sich in der Werkstatt zuweilen zeigten, hatten mitten in dem faulen Holz sich ihre Wohnung aufgeschlagen. Es fand sich hier ein vollständig ausgebautes Mäusenest, und hätte der kranke Block etwas länger ausgehalten, so würde man wahrscheinlich eine ganze Mäusefamilie gefunden haben. Was hätten aber da die armen kleinen Mäuslein bei dem fast fortwährenden Erdröhnen der Axt auf dem Block für Angst ausstehen müssen! Wie aber war es mit dem alten Mäusepaar? Hatte sich dasselbe allmählich an die durch die Axt hervorgerufene Erschütterung gewöhnt oder hatte es nur des Nachts, wenn die Axt des Meisters ruhte, seine Arbeit verrichtet?

Gr. Flottbek, Ende Juni 1891. J. Struse.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Dr. Meyns, schleswig-holsteinischer Hauskalender. Garding, Lühr & Dircks. Preis des Jahrganges 40 Pfg.

Die Verlagshandlung hat der Bücherei unseres Vereins die Jahrgänge von 1878—1892, welche sie noch abgeben konnte, überwiesen.*)

Die Herausgeber sind bestrebt, dem schleswig-holsteinischen Volke ein gutes Hausbuch zu niedrigem Preise zu liefern. Die vorliegende Reihe der Büchlein zeigt, daß diesem Ziel mit Eifer nachgestrebt ist. Aus der großen Zahl von Aufsätzen in den vorliegenden Bändchen seien genannt: Was die Gräber der Vorzeit uns erzählen. Der einsamste Punkt im deutschen Reich (die Hallig Südhall). Dr. L. Meyn. Der Frühling 1848. Erinnerung aus dem Jahre 1848. Friedrich Hebbel. Matthias Claudius. Ein versinkendes Kultur-Element (Kinderspiele). Die Schlacht bei Kolding. Die Schlacht bei Friedericia. (Beide aus dem Tagebuch des Generals Freiherrn v. Wrangel). Unsere alten Fayence-Fabriken. Aus der Sturmflut von 1825. Das Danewerk. — Jedes Bändchen ist illustriert.

*) Sollte ein Leser dieser Zeilen die Reihe vervollständigen können, so würden die betreffenden Jahrgänge mit Dank für die Bücherei des Vereins entgegen genommen werden.

Wenn die Freunde unseres Landes und seiner Geschichte dem Büchlein ihr Interesse zuwenden und seine Verbreitung fördern, werden die Herausgeber gewiß immer Besseres bieten. Besonders bitten möchten wir den Verleger um etwas größeren Druck.

Rudolph Schleiden, Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848—49. Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Zweite Folge. Wiesbaden, Bergmann 1891 XII und 371 Seiten. 8 M.

Als einer der letzten Überlebenden, welche im Mittelpunkt der ersten Erhebung Schleswig-Holsteins gestanden haben, glaubt der Verfasser durch Mitteilung seiner Erlebnisse eine patriotische Pflicht zu erfüllen. Seine Beziehungen setzen ihn in den Stand, manche verdunkelte Punkte aufzuklären, vielfachen Verläumdungen und Verdächtigungen einer reinen Sache die volle Wahrheit als beste Abwehr entgegenzustellen und dadurch einen wenn auch nur geringen Beitrag zur Vorgeschichte des deutschen Reichs zu liefern. (Nach der Vorrede.)

Dethleffen, Prof. Dr., Geschichte der holsteinischen Elbmarschen. Glückstadt. Im Selbstverlage des Verfassers. 1. Band 1. Lieferung.

Das ganze Werk wird vier Lieferungen mit zusammen reichlich 1000 Seiten umfassen und jede Lieferung 3,50 M., das ganze Werk also 14 M. kosten. Das Werk verspricht eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der heimatlichen Geschichtsschreibung zu werden.

Für die Bücherei des Vereins eingegangene Schriften:

32. Dr. Ernst H. L. Krause. Culturversuch mit Viola holsatica (das Ergebnis ist: V. holsatica ist eine Varietät von V. Riviniana).
33. Dr. Ernst H. L. Krause. Die Einteilung der Pflanzen nach ihrer Dauer.
    (Beide Schriftchen sind Sonderabdrücke aus den Berichten der deutschen botanischen Gesellschaft und zwar Jahrgang 1891 Band IX Heft 5 bezüglich Heft 7).
34. Dr. Meyns schleswig-holsteinischer Hauskalender. Jahrgang 1878 bis 1892. Garding, Lühr & Dircks. Preis geheftet à 40 Pf.
35. Schleswig-Holsteinischer Hausfreund. Unterhaltender Teil des schleswig-holsteinischen Hauskalenders für 1869, 70 und 71. Ebenda.
36. A. Junge. Entomologische Kleinigkeiten und die Ruderal und Baggerflora hiesiger Gegend. Hamburg 1891.
    Beide sind Separat-Abdrücke aus Bd. VIII der Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg.
37. Dr. H. Michow. Hamburg.

Anfragen.

Phänologische Beobachtungen. Herr Dr. Knuth hat die Schriftleitung ersucht, diejenigen Leser, welche phänologische Beobachtungen gemacht haben, um baldige Einsendung der Ergebnisse zu bitten, damit er die Zusammenstellung derselben vornehmen kann. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

1. Jahrgang. № 12. Dezember 1891.



Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Eckmann in Ellerbek, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

 — Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Zur Geschichte des Branntweins in Schleswig-Holstein.

Von P. J. Lorenzen in Schleswig.

Die in neuerer Zeit mehrfach zutage tretenden Bestrebungen zur Beschränkung des übermäßigen Branntweingenusses unter unserm Volke, um dasselbe sittlich zu heben und zugleich körperlich dem erschlaffenden Einflusse des Alkohols möglichst zu entziehen, haben uns veranlaßt, der ersten Einführung des bekannten Genußmittels, welches sich als „gebrannter Wein“ leider einen weiten Kreis für seine Wirksamkeit auch in unserer Provinz erworben hat, genauer nachzuspüren. Wir sind dabei zu Resultaten gelangt, die gewiß in weiteren Kreisen als neu gelten können und deshalb hier zum Ausdruck gelangen sollen.

In alten Büchern haben wir gefunden, daß man in Schleswig-Holstein den Branntwein schon vor etwa 300 Jahren gekannt hat. Derselbe wurde damals nicht nur in den Apotheken gehalten, wie oft behauptet worden ist, sondern schon überall in der Provinz recht tapfer getrunken, sowohl in den Städten wie auf dem Lande. „En ehrliche

Mann suppt sick wol mal duhn," schreibt schon Anthon Viethen,*) „en Schalk aber hödet sick dafür!" Der thatsächlich im Mittelalter abnehmende Genuß des althergebrachten Bieres und das allmähliche Verschwinden zahlreicher Brauereien, wie in alten Beschreibungen bemerkt wird, läßt sich gewiß nur daraus erklären, daß der Branntweingenuß zunahm und zwar in einem solchen Umfange, daß schon frühe die Behörden durch Polizeiverordnungen den übermäßigen Genuß des beliebten Alkohols zu beschränken suchten, durch die Erfahrungen ihrer Zeit dazu getrieben, ohne im ganzen damit viel auszurichten. Und noch heute, wo doch das Bier auf dem besten Wege ist, seine alte Bedeutung als Genußmittel zurück zu erobern, übt der Branntwein bekanntlich auch in unserm Volke seine Herrschaft oft in so bedenklicher Weise aus, daß man den neueren Einschränkungs-Bestrebungen keineswegs die Berechtigung absprechen darf.

Die oft ausgesprochene Behauptung, daß man in Schleswig-Holstein bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges (1618) den Branntwein nicht gekannt habe, welcher Meinung auch Pastor Jensen in seinem Buche „Angeln, Flensburg 1844" sich anschließt,**) ist durchaus unzutreffend. Es läßt sich durch die beregten alten Polizeiverordnungen leicht nachweisen, daß wenigstens schon 100 Jahre früher der Branntwein stark im Gebrauche gewesen ist und daher längst vorher bekannt gewesen sein muß. Es verdient ferner gewiß bemerkt zu werden, daß unsere Vorfahren, wie nachfolgende Anführungen beweisen, namentlich an Sonn- und Festtagen sich am Schnaps delektierten, was inzwischen nicht ausschließt, daß sie an den Wochentagen einen gleichen Durst verspürt haben dürften. Der Schriftsteller Alardus berichtet,***) daß 1577 zwei schleswig-holsteinische Ritter „de Dammiis et Buchwoldiis" im Branntweinrausch einander das Leben genommen haben. Andere Quellen enthalten Folgendes: In einer Bursprake eines ehrbaren Rades tom Kyl vom Jahre 1536, die Westphal, Band 4, mitteilt, heißt es: „Ferner bedet (befiehlt) de Rad, dat en Jeder nicht spatziere under de Predigt vor dem Dore, an de Kerkhof oder an de Markede, noch sitten in Beer- und Wienhüser edder in Brandewyn-Kröge." Das dithmarsische Landrecht vom Jahre 1537 verbietet auch den Branntweinverkauf an Sonn- und Festtagen, indem es daselbst heißt: „Unse Superintendenten hebben vormals," also früher als 1537, „ein Gebot laten

*) Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen, Hamburg 1733.

**) Siehe auch „Gemeinnütziger Almanach von 1844" pag. 25, eine Notiz von Pastor Böttcher.

***) Alard. Nordalbingia ad a. 1517 cfr. Westphal IV.

utgahn, dat keen Kröger Bernewyn verkope up de Dage, als man das Wort Gades schal präken.“ Im Jahre 1540 lautet es folgendermaßen: *) „Keen Prädikant, Vicarius edder Köster schal holden en openbar Krog, so dat se den Gesten . . . . Brandewyn tappen.“ Ferner hat auch König Christian III. von Dänemark, welcher sich um die Einführung der Kirchenreformation in Schleswig-Holstein ein Verdienst erwarb, im Jahre 1558 zu Kolding durch einen Rezeß in ganz ähnlicher Weise über den Branntweinvertrieb sich ausgesprochen. In einer Bursprak zu Oldesloe heißt es 1601: „Des Sonntags unter der Predigt sollen die Kröger den Bürgern und Kirchspielsleuten weder Bier noch Branntwein schenken, by pön 60 Schilling, utgenamen Wanderslüden.“ Es lassen sich außerdem mehrfach ähnliche Bestimmungen aus verschiedenen Ortschaften und Gegenden der Provinz aus jener Zeit anführen, für unsern Zweck aber sind die genannten gewiß ausreichend.

Und was geht nun daraus hervor bezüglich der Einführung des Branntweins in Schleswig-Holstein? Zuvörderst wird durch vorstehende Schriftzeugnisse unwiderleglich bewiesen, daß der Branntwein vor dem dreißigjährigen Kriege bekannt gewesen und tapfer getrunken worden ist. Schon 1536 war der Schnaps in Kiel überall bekannt und befanden sich daselbst Branntweinschänken, die man lieber als die Kirchen besuchte, was einen Erlaß des Rats daselbst nötig machte. Ferner: daß schon 1537 in Dithmarschen Wirte waren, die an Sonntagen Branntwein schänkten, und daß selbst Geistliche dies Geschäft in einem übermäßigen Umfange betrieben, so daß dagegen eingeschritten werden mußte, und schon früher als 1537 durch die Superintendenten oder Pröpste dagegen eingeschritten war. Es werden nach diesen Erlassen auch Gäste vorauszusetzen sein, die den Branntwein damals getrunken haben, und zwar zur Zeit und zur Unzeit, so daß man den Gottesdienst darüber vergaß, woraus andererseits klar hervorgeht, daß der Branntwein viel früher unter den alten Schleswig-Holsteinern bekannt geworden sein muß, bevor derselbe sich einen solchen Einfluß, wie geschildert ist, unter unserer Bevölkerung zu erringen vermochte. Wir stehen daher nicht an zu behaupten, daß der Schnaps nicht bloß vor Anfang des dreißigjährigen Krieges, sondern sogar vor der Reformation in Schleswig-Holstein überall bekannt und im Gebrauche gewesen ist, wodurch sich außerdem der allmähliche Rückgang der Bierbrauereien und des Bierkonsums, über welche Gegenstände bekanntlich der alte Skribent Heinrich

*) Dithmarsisches Landrecht cfr. Michelsens Rechtsquellen pag. 187.

Ranzau*) interessante statistische Mitteilungen macht, wie wir nebenbei bemerken wollen, von selbst erklärt.

Über die Zeit der ersten Entstehung sowie der Einführung des Branntweins in Schleswig-Holstein wissen die uns bekannten Chronisten und sonstigen Gewährsmänner leider nichts Bestimmtes zu sagen, so interessant einschlägige Notizen auch erscheinen dürften; kaum einmal Vermutungen sprechen sie darüber aus.

Auffallend ist es uns ferner erschienen, daß man neben dem Branntweintrinken in alter Zeit das Branntweinbrennen, insoweit wir nämlich mit unserm allerdings beschränkten Material die Sache zu verfolgen vermochten, nirgends erwähnt findet. Sollte die Kunst des Branntweinbrennens, die uns das Bierzeitalter geraubt und unserm Volke die Herrschaft des Alkohols aufgedrängt hat, in älterer Zeit den Schleswig-Holsteinern unbekannt gewesen sein? Wir müssen vermuten, daß unsere Vorfahren, die frühe schon Schnaps getrunken, die Herstellung desselben, das Branntweinbrennen, gleichzeitig nicht gekannt haben, infolge davon das beregte Genußmittel ursprünglich bei uns aus der Fremde eingeführt sein muß. In einer Polizeiverordnung des Magistrats zu Schleswig vom Jahre 1568, in welcher über Brauereien und andere bürgerliche Gewerbe ausführliche Vorschriften gegeben werden, ist das Branntweinbrennen nicht genannt, und dennoch kommt in einer fürstlichen Haushaltungsrechnung auf Schloß Gottorf vom Jahre 1575 der Posten vor, daß „vor Wein und Brandtwein" 5200 Reichsthaler bezahlt worden sind, was derzeit schon viel bedeutet. In der Stadt Tondern befahl der Rat 1691 in einer Polizeiverordnung, daß die Bürger beim Backen und Brauen vorsichtig mit dem Feuer umgehen sollten. War das Branntweinbrennen, wenn man es gekannt hätte, weniger gefährlich, daß man dabei von der Mahnung zur Vorsicht absehen konnte? Der Husumer Chronist Laß berichtet, daß in Schleswig kurz nach 1600 eine Brennerei gewesen sei. In Ripen hat man nach Terpinger noch um 1736 keine Brennerei gekannt. Dagegen bemerkt Jürgensen in seiner Chronik von 1823,**) daß Schleswig im Jahre 1712 schon 10 Branntweinbrennereien besessen habe. Ebenfalls erzählt Rivesell,***) daß seine Vaterstadt Flensburg im Jahre 1797 schon reichlich 200 Brennereien gehabt habe, mit deren Abfall etwa 4000 Stück Hornvieh und ebenso viele Schweine gemästet worden seien. Darnach hatte man

*) cfr. die Landesbeschreibung desselben.

**) Helduaders Chronik der Stadt Schleswig von 1603—1822.

***) Versuch einer Beschreibung der Stadt Flensburg. 1817.

es vor ungefähr 100 Jahren in Schleswig-Holstein mit dem Gewerbe des Branntweinbrennens schon recht weit gebracht, falls dasselbe in früheren Urkunden als damals unwesentlich übersehen sein sollte. Der Umsatz Flensburgs, der durch die Brennereien und den damit in Verbindung stehenden Korn- und Viehhandel entstanden ist, wird für das vorhergenannte Jahr auf 958 800 Reichsthaler, jetzt gleich 3 451 680 M. berechnet. Andere Städte der Provinz, welche sich mit der Branntweinbrennerei beschäftigten, zeigen gleichfalls entsprechende Umsätze in diesem Geschäftsbetrieb.

Aber woher ist der Branntwein denn ursprünglich gekommen? Wer hat ihn in Schleswig-Holstein eingeführt? Diese Fragen sind, wie vorher schon angedeutet ist, sehr schwer, vielleicht garnicht genau zu beantworten. Die uns beim Nachforschen in alten und neuen Schriften über diesen Gegenstand aufgestoßenen Meinungen dürften kaum mehr als Mutmaßungen sein und widersprechen sich zum Teil auch in den Zeitbestimmungen. Es läßt sich unsers Erachtens nur mit Gewißheit sagen: Die Erfindung des Branntweins ist ohne Zweifel uralt, jedoch Schleswig-Holstein nicht deren Heimatsland. Biernatzki erzählt in seinen Schriften irgendwo, daß der Branntwein wahrscheinlich ins Land gekommen ist, als die Holländer sich einen großen Einfluß auf den diesseitigen Handel erwarben, und behauptet, daß dieses „Gift" aus Holland zuerst nach der schleswig-holsteinischen Westküste gekommen sein müsse. Derselben Meinung ist auch Laß, welcher geradezu erzählt, daß Holländer den ordinären Branntwein zuerst nach Husum gebracht haben, worauf 1665 in dieser Stadt eine Brennerei als Merkwürdigkeit in Betrieb gekommen sei. Heinrich Ranzau sagt in seiner Statistik gar nichts darüber und bei Hamburger Schriftstellern *) finden wir im 17. Jahrhundert erst einige Andeutungen von dem Vorhandensein des bekannten „Feuerwassers", während schon 100 Jahre früher in Kiel gegen die Branntweinschänken polizeilich eingeschritten worden ist. Die älteste Nachricht, welche als eine Antwort auf die voranstehenden Fragen gelten kann, haben wir indessen in dem Archiv von Kuß gefunden, und dürfte dieselbe auch jetzt noch ein Interesse beanspruchen.

In der Beschreibung einer Reise durch einen Teil Rußlands — schreibt Kuß — wird erzählt, daß Genueser, als sie im Jahre 1398 die Krim besetzt hielten, den Russen unter anderen Waren auch Branntwein zugeführt und damit gute Geschäfte gemacht hätten. Wenn man sich

*) Uns jetzt unbekannt, weil einem Flugblatt entnommen und inzwischen vergessen. Der Verfasser.

nun daran erinnert, daß zu jener Zeit und noch später ein sehr bedeutender Handelsverkehr zwischen dem Schwarzen Meere und dem alten Nowgorod stattfand, und daß Kieler Schiffe damals Nowgorod nachweislich befahren haben, sollte es sich alsdann nicht als höchst wahrscheinlich herausstellen, daß Kieler Kaufleute den Branntwein von dort zuerst nach Holstein resp. Kiel gebracht haben? Es läßt sich nachweisen, daß man in Holstein früher den Schnaps gekannt und viel mehr getrunken hat als in Schleswig, bis derselbe allmählich seine Herrschaft auch über Schleswig, Dänemark und Skandinavien ausgedehnt hatte und bis heute sich bewahrt. Wir möchten uns daher der ausgesprochenen Vermutung anschließen und Kiel, das die ersten Branntweinschänken gehabt hat, auch als ersten Importeur des Branntweins in Schleswig-Holstein bezeichnen. Später können gern die Holländer den Schnaps nach Hamburg und nach der schleswig-holsteinischen Westküste gebracht haben, wie behauptet worden ist. Gewiß wäre es interessant, diese Angelegenheit auf Grund alter Urkunden weiter verfolgen zu können. Wir vermögen es leider nicht, fragen aber: Wer ist dazu imstande?

Bei der socialen Bedeutung des Branntweins für die Gegenwart, die noch immer der Erörterung unterliegt, dürften noch folgende Notizen über das „Feuerwasser" in alter Zeit interessant erscheinen. Der alte Ben Jonson beklagt es, daß bereits der Schornsteinfeger den »strong waters«, dem „Branntwein" und dem Tabak ergeben sei. — Im 16. Jahrhundert wurde der Branntwein auswärts mehrfach als Medizin, Lebenswasser, angesehen. So auch in Deutschland. Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts diente in Berlin der Branntwein nicht als Genußmittel, sondern nur als Medikament und führte als solches den ihm von Arnoldus de Villanova beigelegten Namen »Aqua vitae« (Lebenswasser). Michel Schrick schreibt in seinem 1482 zu Ulm verlegten Buche über „Die usgepraunten Wasser" von „dem gepraunten win" Folgendes: „Der geprant win is gut für das gücht dormit bestrichen. Wer haysser sei, der bestreich sich mit geprant win umb den Hals und trink in drey morgen nüchtern. Und wer alle morgen trinckt gepranten win ain halbe löffel voll, der wird nymer krank. Item wan eines sterben soll, so geuß man im ain wenig geprantes wins in den munt er wirt reden von sinem tod. Der geprant win ist auch gut den menschen den das haupt wee tät. Wer sin hopt mit zwabet, der ist allweg schön on lang jung und macht gut gedächtnuß, der geprant win sterckt der menschen synn und witz. — Erst zu Ende des 16. Jahrhunderts kam man auch in der Mark dahinter, daß Branntwein „ein vorzügliches Getränk" sei, die Herstellung desselben nahm raschen Aufschwung, und schon 1595 findet sich unter den Ein-

künften des Berliner Magistrats ein Blasenzins. Anfänglich wurde bei der Fabrikation nicht allgemein Korn, sondern meist verdorbener Wein verwendet. Die Branntweinbrennerei aber war es auch, die den Berliner und märkischen Weinbau mehr und mehr verdrängen half, während später der Kartoffelbau dadurch überall, wie ausreichend bekannt, einen besondern Aufschwung erlangt hat, daß er den Stoff gab, das vergiftende Feuerwasser in gewaltiger Menge ins Leben zu rufen.

Bedeutsamer indes erscheint uns dagegen die Thatsache, daß die alte Liebe zum Schnapse nicht ausgestorben ist, trotz des gesteigerten Bierkonsums, und daß auch jetzt noch Maßnahmen gegen den übermäßigen Branntweingenuß nötig erachtet werden müssen. Die Zahl der am Branntwein zu grunde gehenden Menschen ist eine überraschend große in Deutschland, so daß nicht nur der Staat, sondern auch private Vereine gegen die Trunksucht einzuwirken suchen und darin alle Unterstützung verdienen. Kommt doch einer ältern statistischen Mitteilung zufolge z. B. in Hamburg auf 140 Einwohner eine Branntweinschänke, in Berlin auf 100 und in Württemberg sogar auf 97 Einwohner eine solche, was unsere Zeit ausreichend illustrieren dürfte und den Volksfreund von selbst zum Nachdenken auffordert. Möchte es bald gelingen, unser Volk aus der Sklaverei des Alkohols zu erlösen!

Was die Sage von der Entstehung Altonas erzählt.

Von H. Ehlers in Altona.

In Veranlassung meiner Mitteilung im Maiheft der „Heimat", betreffend „die Ergebnisse einer neuen Forschung über die Anfänge Altonas," ist mir gegenüber von verschiedenen Seiten die Ansicht geäußert worden, es werde für die Leser dieser Zeitschrift gewiß von Interesse sein, die dort erwähnte Sage, wie sie von Dr. Beneke in seinen „Hamburgischen Geschichten und Sagen" erzählt ist, kennen zu lernen. Ich teile sie daher nachstehend mit, indem ich noch hinzufüge, daß sie um das Jahr 1750 entstanden ist und sich ihrem Kerne nach auch in Müllenhoffs schleswig-holsteinischen Sagen findet. Beneke erzählt sie so:

Kinners, kamt mal all to hop, ick will jü wat vertellen, van Alt'na un wo dat togahn is, dat Alt'na in de Welt steiht, nämlich dörch unse Hamborger Börger, sünst wär dar min Lewen keen Stadt henkamen!

Dat sünd nu all mannige hunnert Jahr her, dar seten insmals so'n twintig edder dörtig Hamborgers upn Boomhus, eten un drinken wat Goodes un sünd vergnögt tosamen; idel rike Kooplüd, van de grötsten;

un so'n lütten leegen Lischenschaten*) is dar ook mank wesen. Wie se nu dar so sitt un sick wat vertellt, dar kamt se up unse goode Stadt to spreken, wo groot un mächtig dat se is, un dat't man een Hamborg in de Welt givt, und dat vör'n riken Hamborger Koopmann nix to dühr un nix to veel un to groot is, he kann't doch maken un utföhrn; denn warum nich? Gottloff, he hätt't ja, he kann't ook dohn! Nu lach de lütte Lischenschat, un brüht de Kooplüd, und will dat nich wahr hebben, bitt de Kooplüd dull ward un vermeht sick hoch, un makt een Wett mit em üm veele dusend Dahler, dat se utföhrn wöllt, wat he jüm angeven deh, he schull't man seggen, wat't ook wör. Dar seggt de meschante Lischenschat, un lach darbi ganz spitsch: „Wohlan, so erbauet eine Stadt, die unserm Hamburg ähnlich werde!" Wie nun mit eens de Kooplüd heel verbaaßt un bickenboomstill dar sitten, un keener deiht sin Mul up, dar seggt he: „Seht Ihr nun, was Ihr für Prahlhänse seid?" un lach noch spittiger un sprikt: „De Wett is wunnen!" Abers he hätt se doch verspeelt. Denn wat de öllste wär van de Kooplüd, de vermünnert sick tovörst un seggt: „Wi spreekt woll groot, abers wi makt ook wahr, wat wi verspreekt, wi sünd de Kerls darto! De Stadt wöllt wi bauen, so sicher un wiß, as wi Hamborger Börger sünd, un morgen kann't losgahn, wenn Du uns angivst, wonehmhen wi se setten schöllt." „Mi eendohnt," seggt de Lischenschat, „lat en Weesenjung darüm lopen." „Is woll" sprӧken de Kooplüd, „so schall't wesen!"

Annern Namiddags kregen se'n lütten blauen Weesenjung up, un güngen mit em buten Millerndoor. Dar binnt se em de Ogen fast to mit'n siden Dook, as wenn he'n Los ut de Lottrie trecken schull, un sprӧken to em: „Nu loop gau to, lütt Jung, jümmers grad ut, so dull as du't kannst, un wonehm dat du henfallst, dar schall't wesen, dar schall de neie Stadt stahn." De Jung denkt, dat is'n kürigen Spaß, heevt sin Been in de Höch un neiht fix ut, de Kooplüd un de Lischenschat to Peerd achter an. Dat güng en lütte Tid so foort, de Jung lööp hastig to un greep sik an. Darna abers fangt he an to denken, un denkt bi sick: Wenn ick man de lütte Brügg drapen do, över de ohle Au, dat ick nich bito kam un in de Beek fall und versup in't Water as 'n junge Katt! löpt also 'n bitten sinniger un weet nich, dat he all heröver kamen is; darto treckt em dat scharpe Loopen in de Been, de solte Sweet löpt van em dahl in den Sand un hiemen un quiemen deiht he as 'n ohl Bedelminsch. Also gefallt em de Spaß so övel, dat he man noch so hen slunker, un jümmers denkt he ünner sin verbunn'n Ogen:

*) Lischenschat = Licentiat.

Wenn ick arme Jung man nich in't Water fall, und lever in'n Sand as in de Au edder gar in de groote Elv, un darüm behr he mit eens, as wenn he 'n Stock edder Steen mank de Fööt kreeg, un slög dahl up den Sand as'n Oß, un schree so dull, as he mann kunn: „Dar ligg ick nu un heff Arm un Been braken!"

Wi nu de Kooplüd düt sehn doht, verfähr'n se sick un röpen ut: „Dat is ja all to nah bi unse Stadt, dat geiht nich good, dat is all to nah!" Abers de meschante Lischenschat lach all wedder un seggt: „Eendohnt, all to wiet edder all to nah! Woort is Woort! Wonehm de Jung henfallt, dar schall't ja sin! Hier ist die Stätte, hier müsset Ihr Eure neue Stadt bauen oder Eure Wette bezahlen und Euch Prahlhänse schelten lassen vor der ganzen Welt!" Dar müss'n se em Recht geven, abers grausam verdreetli sünd se wesen, un den lütten Jung, de noch jümmers op de Eer leeg un huul un ween, den kregen se up de Been, un wil gar nix an em braken wär, so geven se em en paar dannige Klapps an de Ohrn un knuffen un stötten em hen un her un spröken: „Dumme Jung, hool din Muul, wat kunst du döſig Dübelskind nich beter loopen hebben!"

Darna abers hefft de Kooplüd ehr Woort wahr makt un heft foorts anfungen, de Stadt to bauen. Achterna dar hefft se sick sülvst Spiker 'nog hensett, un mannig Een denkt still bi sick: Na, nu frag ick den Dübel na unsen Tolln! Ünnen an de Elv wär'n dartomal all sit ohlen Tiden twe bitt dre Stieg lütte Hüs för de Fischers un Schippers; abers baben wär nix as idel Vehweid un Sand, darup se de Stadt baut hefft, un wonehm de dumme Jung henfullen is, dar steiht nu dat Rathus. — Un de lütte Lischenschat müß sin Wett wull betahlen, abers he harr doch sin Spaß dabi un vertell den Snack an alle Lüd un seggt van de neie Stadt: „Is se all to nah, so schall se ook Altona heeten, deshalven is se also döfft, un Altona is ehr Nam' bleven.

Dar seggt nu wull towilen so'n wittsnutigen Bökerminschen, dat düsse Nam' nich van All-to-nah herköm, sünnern van de ohle Au, de datomal an de Grenz bi'n Hamborger Barg loopen deh. Dat is abers nich an dem, un min Geschicht is wahr un wiß; denn wenn de riken Hamborger Kooplüd nich mit ehr Hannen dar mank wesen wär'n, so gäv't dar noch nix anners as'n ohl Fischerdorp. Dat is so klar wie wat! Un wenn de neimod'sche Snack wahr wär, so müß de Stadt ja Ohlenau heeten, un min Leevdag nich Altona.

So un nich anners hefft unse Vöröllern dat vertellt, dat Alt'na to Weg kamen is, un dorbi bliev ick. Un de ohle Wandsbeker Scholmeister pleg to seggen: „Gott stüürt de Hamborger Bööm, dat se nich

in'n Heven waßt, un darüm hett he Alt'na in de Welt sett." Un ick segg: Man to, lat leven! Abers nu Kinners, en Buddel Wien her! Auf Hamburgs Wohlergehn laßt kein Glas müßig stehn, Hamborg schall leven, Gott segen Hamborg, een, twe, dre, Hoch!

Einige Bemerkungen zur ornithologischen Litteratur Schleswig-Holsteins aus dem Jahre 1891.

Von Gymnasiallehrer J. Rohweder in Husum.

Seit dem Jahre 1875, wo der Unterzeichnete die Einleitung zu seiner Schrift: „Die Vögel Schleswig-Holsteins und ihre Verbreitung in der Provinz nebst einer graphischen Darstellung ihrer Zug- und Brutverhältnisse" mit den Worten schloß: „Noch viel Verdienst ist übrig, hab' es nur!" ist, dieser Mahnung entsprechend, mit regem Eifer an der Förderung der schleswig-holsteinischen Vogelkunde weiter gearbeitet. Durch die Forschungen und Beobachtungen einer Anzahl tüchtiger Vogelkenner in den verschiedensten Gegenden unserer Provinz ist im Laufe dieser Zeit manche Lücke unsers bisherigen Wissens ausgefüllt, manches Zweifelhafte festgestellt und mancher Irrtum berichtigt. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind fast sämtlich in fachwissenschaftlichen Zeitschriften, zumeist im „Journal für Ornithologie" unter den „Jahresberichten des Ausschusses für Beobachtungsstationen der Vögel Deutschlands" in der Überarbeitung des Unterzeichneten veröffentlicht worden. Für den wissenschaftlichen Forscher sind sie hier am besten und sichersten untergebracht, und einer späteren zusammenfassenden Behandlung der schleswig-holsteinischen Vogelwelt werden sie manches wertvolle Material liefern. Aber bis dahin werden sie, weil dem größeren Publikum unzugänglich, einer Weckung und Verbreitung des Interesses an diesem besonderen Zweige der Heimatskunde und einer Förderung der Kenntnisse desselben in weiteren Kreisen nicht dienstbar sein. Erfreulicher Weise hat sich in dem verflossenen Jahre nun auch zur Erreichung dieses wichtigen Zweckes eine größere Regsamkeit unter den Freunden unserer befiederten Welt offenbart: außer einigen Aufsätzen in der „Heimat" sind die folgenden selbständigen Schriften dem Publikum dargeboten worden:

I. Die Vögel Schleswig-Holsteins, ihr Nutzen und Schaden. Von Dr. J. Steen, Schleswig. Verlag von L. Detlefsen. Preis 1 M. 50 Pf.

Das Buch ist nach dem Vorwort eine Frucht des Gedankens, „daß

eine Aufklärung über den Nutzen oder Schaden unserer schleswig-holsteinischen Vögel diesen neue Freunde erwerben könne."

Es führt auf 140 Seiten fast sämtliche schleswig-holsteinische Vogelarten auf. Mit Recht sind die seltenen Gäste in einer Vorbemerkung zu den betreffenden Ordnungen bloß mit Namen genannt, die seltensten Erscheinungen ganz ausgelassen. Offenbar hätte der Verfasser in dieser Einschränkung noch viel weiter gehen können; denn da er ohnehin ein „kritisches" Verzeichnis aller schleswig-holsteinischen Vogelarten augenscheinlich nicht liefern wollte, so durften noch manche seltene, unregelmäßige oder gar zweifelhafte — daher bezüglich des Nutzens oder Schadens völlig gleichgültige — Erscheinungen fehlen, ohne dem praktischen Werte des Büchleins Abbruch zu thun. Die Art und Weise aber, wie z. B. Emberiza hortulana, Coracias garrrula, Anas Stelleri, Sterna Dougalli u. v. A. hier vorgeführt werden, muß bei dem Leser die Meinung erwecken, als seien wir über das „ob" und „wo" und „wann" des Vorkommens dieser Arten genau und sicher unterrichtet, was doch durchaus nicht der Fall ist. Hat Herr Dr. Steen z. B. sichere Beweise, daß Panurus barbatus als „Zugvogel vom Mai bis August im südwestlichen Holstein" vorkommt? Unterzeichneter wäre sonst eher geneigt, die Bartmeise aus der Liste der schleswig-holsteinischen Vögel zu streichen.

Von 237 Vogelarten wird nun in übersichtlicher, tabellarischer Form angegeben: Farbe, Größe, Vorkommen, Aufenthalt, Brütezeit, Ort des Nestes, Stand-, Strich-, Zugvogel rc., Schnabelbildung, Nahrung, Nutzen und Schaden. — Es darf hier wohl einem andern Rezensenten nachgesprochen werden, daß der Verfasser mit dieser äußeren Einrichtung sowie bezüglich des Inhalts verschiedener Rubriken an die oben genannte Schrift des Unterzeichneten sich „anlehnt." Das schadet nicht und wäre dem letzteren sogar angenehm gewesen, wenn — jener die schöne Gelegenheit benutzt hätte, manche der vor 16 Jahren niedergeschriebenen Angaben, die jetzt nicht recht mehr stichhaltig sind, dem heutigen Standpunkte unserer Kenntnis der einheimischen Vögel entsprechend zu verbessern. Das läßt namentlich die Rubrik „Vorkommen" vermissen. Statt dessen hat die Wiedereinführung der „Stand- und Strichvögel" (an Stelle der vom Unterzeichneten angewandten Bezeichnung für „Jahresvögel") einige neue Irrtümer zur Folge gehabt. Da hier zu eingehenden Berichtigungen nicht der Ort ist, auch nicht der nötige Raum für eine nähere Besprechung aller anderen Rubriken, so sei nur noch dem Kapital „Nutzen und Schaden" eine kurze Betrachtung gewidmet.

Nach Titel und Vorwort kommt der Hauptzweck der Schrift in dieser letzten Spalte zum Ausdruck. Der Verfasser ist in weiteren Kreisen

als eifriger Förderer der Tierschutzbestrebungen in Schleswig-Holstein bekannt, und wenn Unterzeichneter recht unterrichtet ist, so verdankt einer Aufforderung des Schleswiger Tierschutzvereins die vorliegende Schrift ihre Entstehung. Sie ist mithin (und will vielleicht nichts anderes sein, als) eine „Vogelschutz-Schrift", die sich in eine Linie stellt mit den diesbezüglichen Arbeiten eines Gloger, Giebel, v. Homeyer, Liebe u. v. A. Aber während die genannten Schriftsteller sich bemühten, durch eine möglichst sachliche Darstellung der Lebensweise der Vögel ihre Leser in den Stand zu setzen, unter Anleitung dieser Lebensschilderungen und auf Grund ihrer eigenen Beobachtungen sich selbst ein Urteil zu bilden über das, was zu schützen, zu schonen, zu dulden oder zu verfolgen sei, wird hier den Lesern das Resultat in einer Stufenleiter von Prädikaten zwischen „sehr nützlich" und „sehr schädlich" fertig vorgelegt. Ob das richtig? ob das in vielen Fällen überhaupt möglich ist? Friderich schreibt in seiner eben jetzt erschienenen „Naturgeschichte der deutschen Vögel" (4. Auflage): „Nutzen und Schaden der Vögel ist in manchen Fällen schwierig zu bestimmen, und es bedarf reiflicher Überlegung und genauer Erwägung der Thatsachen, ehe man über eine Art den Stab bricht." Und E. F. v. Homeyer (jedenfalls der beste Kenner und unbefangenste Beobachter der deutschen Vögel) sagt: „Man hat die Tiere gewöhnlich scharf in zwei Gruppen geteilt, in nützliche und schädliche. Dies läßt sich aber entschieden nicht durchführen. Etwas unter allen Umständen, allen Verhältnissen Zutreffendes wird es nie geben, da die verschiedenen Zustände, in welchen das Tier lebt, sich auch in den besonderen Lebenserscheinungen bemerklich machen; daher wird die Lokalität, die Jahreszeit, die Witterung und endlich auch die Individualität des Tieres sehr wesentliche Abweichungen von der allgemeinen Regel bewirken." Für die Richtigkeit dieser Urteile ließen sich viele Beispiele auch aus unserer Vogelwelt anführen. Aber gesetzt nun auch, es wäre Herrn Dr. Steen gelungen, jeden Vogel mit der richtigen Etikette über seinen Wert oder Unwert zu versehen, würde dadurch der Zweck: „unsern Vögeln neue Freunde zu erwerben" erreicht? Der auf sein eigenes Urteil verzichtende Leser wird schließen: was als „nützlich" bezeichnet ist, soll geschützt werden; was „schädlich" genannt wird, darf oder muß verfolgt werden. Nun bedenke man, daß von den sämtlichen schleswig-holsteinischen Schwimmvögeln nur drei (die beiden Schwäne und die Lachmöve) als nützlich bezeichnet, die übrigen alle aber mit einem Sittenzeugnis entlassen werden, das sie entweder für vogelfrei erklärt oder doch unter polizeiliche Aufsicht stellt! Heißt das unserer prächtigen Nordsee-Vogelwelt, für deren Schutz und Hegung der Unter-

zeichnete seit mehr als zwanzig Jahren eifrigst das Wort geführt, die von der Königlichen Regierung gegen die Nachstellungen durch habsüchtige, leichtfertige oder gedankenlose Eiersammler, Wildschützen rc. in Schutz genommen worden ist, „neue Freunde erwerben"? Hoffentlich bekommen die Badegäste das Buch nie in die Hand!

Und nun noch ein Schlußwort an die Leser der vorliegenden Schrift. Hat der Mensch das Recht (und entspricht es den Grundsätzen der Tierschutz-Vereine), in kalter Berechnung überall nur nach dem Nutzen und Schaden zu fragen und darnach sein Verhalten den Mitgeschöpfen gegenüber einzurichten? Die Vögel haben außer ihrer praktischen eine hervorragend ästhetische Bedeutung, und jeder wahre Naturfreund würde es schmerzlich bedauern, wenn (um ein bestimmtes Beispiel zu wählen) gegen unsere beiden Störche, den Kinderfreund auf der First unseres Daches und seinen Vetter, den interessanten Einsiedler stiller Waldungen, ein Vernichtungskrieg beginnen sollte, weil sie beide das Brandmal „schädlich" tragen. Nein, auch da, wo die Lebensweise mancher Vögel mit unsern wirtschaftlichen Interessen im Widerstreit steht, soll das Dichterwort vom „Schmuck der Schöpfung" Recht behalten:

„Gönn' der Mutter etwas auch,
Das sie zum Geschmeid' sich macht!"

II. Norddeutschlands Vögel in Lebensgröße und in Farben. 4 Tafeln. Herausgegeben von E. Terno. Schleswig. In Kommission bei L. Detlefsen.

Erschienen ist Tafel I, Größe 94:66 cm, 23 Vogelbilder enthaltend. Es liegt nahe, hier die 6 Punkte, mit denen diese Bilder bei der ersten Ankündigung empfohlen wurden, kurz zu beleuchten.

1. „Jeder Vogel ist in Lebensgröße dargestellt." — Ja, sogar noch mehr! Pirol und Buntspecht z. B. in etwa 5/4 Dicke; der Wiesenschmätzer in 5/4 Länge; Mönch, Rauchschwalbe, Baumpieper, Dorngrasmücke nach allen Dimensionen in „Überlebensgröße." Da die Bilder „im Anschluß" an vorstehende Schrift Dr. Steens hergestellt sind, so ist es auffallend, daß sie nicht einmal mit der daselbst in Spalte 3 angegebenen Größe übereinstimmen.

2. „Naturgetreue Wiedergabe der Farbe und charakteristische Stellung." — Wenn das Grasgrün des Grünlings, das Rauchbraun des Baumpiepers, die Modefarbe der Dorngrasmücke rc. vom Zeichner nach der Natur getreu wiedergegeben sind, dann muß die Umgegend Schleswigs reich sein an interessanten Farbenvarietäten. — Charakteristische Stellungen? Ja, wo der Zeichner sich recht genau an gute Vorlagen gehalten hat (Lerche, Kohlmeise, Rauchschwalbe nach E. Schmidt). In

der Hauptsache scheint derselbe nach gestopften Exemplaren gearbeitet zu haben, und da sind seine Modelle der Mehrzahl nach offenbar recht unglückliche Gestalten gewesen (Gelbe Bachstelze, Dorngrasmücke, Buchfink, Grünfink, Fitis u. a.)

3. „Der landschaftliche Hintergrund trägt zur Belebung des Ganzen wesentlich bei." — Im Gegenteil! Er stört, weil hier, wo doch alle Vögel in demselben Maßstab gezeichnet sind (?), eine Perspektive mit weitem Hintergrund widersinnig ist. Man sieht gleichsam durch die Scheiben eines Doppelfensters auf eine ferne Wiese mit Kühen und Schafen und auf einen noch entfernteren Kirchturm, — Dinge, die mit den zwischen den Scheiben befindlichen Vögeln nichts weiter zu thun haben, als daß sie diese Masseneinsperrung in so kleinem Raum unnatürlich erscheinen lassen.

„und läßt die Vögel möglichst in ihrer natürlichen Umgebung erscheinen." — Was hat damit die hintergrundliche Landschaft zu thun? Im Vordergrund wird die „natürliche Umgebung" durch kleine Kunstgriffe hergestellt, z. B. durch einen in den Boden gesteckten dürren Dornzweig für die Dorngrasmücke, eine Distel für den Stieglitz, einen Rohrhalm für — die Sumpfmeise! Dies ist, nebenbei bemerkt, die erste Sumpfmeise, die der Unterzeichnete an einem Rohrstengel hängen sieht.

4. „Die Auswahl ist derartig getroffen, daß sie durch charakteristische Unterschiede das Kennenlernen erleichtert." — Einem Kollegen, dem ich die Tafel erklärte, stellte ich Nr. 4 als einen jungen Spree vor. Er fand das Bild einigermaßen „getroffen." Zu meinem Schrecken las ich gleich darauf in der Unterschrift des erklärenden Holzschnitts: Nr. 4. Baumpieper! Nun ja, meinte der Kollege, es ist eben ein Vogel, der auf einem Baum sitzt und piept. Aber: Anthus arboreus Bechst. steht ausdrücklich dabei! Auch Dorngrasmücke und Sumpfmeise sind völlig unkenntlich. Zu den „charakteristischen Unterschieden" gehört bekanntlich die Beschaffenheit des Schnabels und der Füße. Gerade diese Körperteile aber sind vom Zeichner möglichst ungeschickt behandelt. Beispiele: der Schnabel des Pirol (lang kegelförmig), der Schwalbe (raubvogelartig); die Füße des Wasserpiepers (statt des langen Sporns mit kurzer, stark gekrümmter Kralle) u. s. w.

5. „. . . auf 4 Tafeln sollen über 1/3 sämtlicher Vögel Norddeutschlands abgebildet werden." Wie? das wird die Zukunft lehren.

6. „Der Preis ist ein so geringer (p. Tafel 4 M. roh), daß . . . ."— Mag sein. Aber zum Vergleich: Der deutsche Verein zum Schutz der

Vogelwelt hat von Professor Göring*) ein großes Vogelbild (57 Arten in Lebensgröße) in Farbendruck herstellen lassen, das jetzt (mit 36 Seiten Text von Professor Liebe) für 3 M. abgegeben wird.

III. Die Niststätten der Vögel von Heinrich Krohn. Hadersleben. Johannes Dreesen. Preis 30 Pf.

Ein kleines Heft von 30 Seiten, das, an Beobachtungen einheimischer Vögel anknüpfend, allgemeine Betrachtungen anstellt über die Wahl des Nistorts und der Brutgegend. Die anregende und belehrende kleine Abhandlung sei allen Liebhabern der Vogelwelt hiermit empfohlen.

IV. Verzeichnis der in Schleswig-Holstein vorkommenden Vögel (inkl. vorkommender Gäste). Von W. Sierck. Gedruckt bei Schwarck, Wilster.

Dieses Namensverzeichnis ist eine Übertragung von des Unterzeichneten obengenanntem Verzeichnis in die von Ludwig (in Leunis' Synopsis) angewandte Systematik und Nomenklatur. Daß eine solche Übersetzung (deren Zweck und Nutzen wohl keinem außer dem Verfasser bekannt sein wird) für einen mit der Synonymik nicht Vertrauten ihre Schwierigkeiten hat, beweisen — außer andern, mehr harmlosen Fehlern — folgende Leistungen: Der Unterzeichnete führt sämtliche Seeschwalben unter dem Gattungsnamen Sterna auf und schließt mit Sterna nigra Briss. Ludwig benennt die letztere mit dem Synonym Hydrochelidon fissipes Gray. In diesem so gänzlich verschiedenen Namen hat Herr Sierck natürlich nicht denselben Vogel (unsere schwarze Seeschwalbe) vermuten können; er wählte deshalb den nächsten, mehr anklingenden Namen der Synopsis, und — Rhynchops nigra L., der schwarze Scherenschnabel aus Südamerika, erhielt durch ihn schleswig-holsteinisches Bürgerrecht! — Unterzeichneter nennt in seinem Verzeichnis Otis Maqueni als einmaligen Gast für Schleswig-Holstein. Diese Art fehlt bei Ludwig; Sierck nahm dafür die in der Synopsis verzeichnete Otis houbara (= Eupodotis undulata), und — an Stelle der asiatischen stand die afrikanische „Kragentrappe" im „Verzeichnis der in Schleswig-Holstein vorkommenden Vögel!" — Also Vorsicht!

Bei dieser Gelegenheit seien noch ein par kleine ornithologische Irrtümer berichtigt, die sich in die „Heimat" eingeschlichen haben.

Seite 90: „jedes Nest der Lachmöve mit höchstens 4—5 Eiern belegt." — Alle Möven und Seeschwalben legen aber nur höchstens

*) Professor Göring ist als Kunstmaler und Ornithologe gleich bekannt und hoch geschätzt.

2—3 Eier, die Lachmöve in der Regel 3. Wo sich mehr Eier in einem Nest finden, haben zwei Vögel zusammen gelegt.

Seite 229 wird gesagt, daß die Lachmöve „auch auf unsern Westsee-inseln," sowie daß Larus marinus und L. fuscus „auf den Inseln und Halligen der Nordsee brüten." — Beides ist nicht der Fall. Die Lach-möve, die überhaupt kein eigentlicher Seevogel ist, fehlt bis Anfang August an der Nordseeküste, und die andern beiden nordischen Arten sind für Schleswig-Holstein Wintervögel.

Aus allen Zeiten.

Kleine Beiträge zur Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins.

Von Emil Pörksen in Itzehoe.

Wenn unsere jüngere Generation die in allen Stücken wie nach „Richtmaß und Lot" geregelten Zustände und Einrichtungen in unserm Lande betrachtet und sieht, wie auch die widerstrebendsten Elemente schließ-lich doch dem allgemeinen Zug sich anschließen oder aber einfach zeitweise oder ganz aus der Gesellschaft verschwinden müssen, so wird sie schwerlich eine Ahnung davon haben, wie viele Künste es gekostet hat, bis es bei uns zu dem jetzt anscheinend so selbstverständlichen „Klappen" auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens hat gebracht werden können, und welche Schwierigkeiten gerade hier bei uns im Norden zu überwinden gewesen sind, ehe es gelungen ist, die mancherlei „berechtigten Eigentüm-lichkeiten" unsers meerumschlungenen Ländchens zu Gunsten einer vielleicht manchmal etwas stramm schließenden, jedenfalls aber nicht minder be-rechtigten Allgemeinordnung zu beschneiden oder ganz zu beseitigen; ein Rückblick auf frühere Zustände aber wird solches Verständnis vermitteln können.

In den nachfolgenden Zeilen*) mögen einige Beispiele unserer früheren „berechtigten" Eigentümlichkeiten einen Platz finden. Vielleicht sind sie neben anderen Mitteilungen nicht ganz wertlos, um als Baumaterial für eine, wenn auch nur eng begrenzte kulturgeschichtliche Arbeit, die in der „Heimat" noch einmal einen Platz finden könnte, benutzt zu werden. Übrigens sind beide Schriftstücke auch insofern interessant, als sie be-weisen, daß in älterer Zeit schon die deutsche Sprache in Hadersleben die im amtlichen Verkehr gebräuchliche gewesen ist. (s. besonders Nr. 2, d. d. 9. April 1670.)

---

*) Mitgeteilt aus einem Bruchstuck, wahrscheinlich eines alten Haderslebener Adreßbuches mit Stadtgeschichte als Anhang.

„Aus allen Zeiten" habe ich meine Arbeit deshalb überschrieben, weil ich beabsichtige, nach und nach durch die verschiedenen Jahrhunderte hindurch in zwangloser Reihenfolge diesen beiden ersten noch weitere Mitteilungen ähnlicher Art folgen zu lassen.

1. Abbitte des Küsters Heinrich Müller im Herzog Hans-Hospital zu Hadersleben.

„Demnach ich Endes-Benannter seit einigen Wochen von der gehabten Küster-Function in dem hiesigen Hospital wegen gezeigter unordentlicher Aufführung bin suspendiret gewesen, und die Herren Conservatores auf mein flehentliches Ansuchen und Versprechung geziemender Besserung die respective Gnade! und Güte für mich gehabt, unter folgenden Bedingungen mich wieder zu recipiren:

1. daß ich hinführo die Küster-Functiones so wohl bei dem öffentlichen Gottes-Dienst, als bei den täglichen Morgen- und Abend-Betstunden mit singen, lesen und beten zur rechten Zeit unausgesetzt und erbaulichst abwarten wolle.

2. Daß ich zwar mit denen Hospitals-Gliedern friedlich leben, gleichwohl aber mit ihnen nicht colludiren, sondern die etwa von ihnen begangenen Boßthaten auf erfordern getreulich anzeigen, auch bedürffendenfalls zu allem Guten ermahnen wolle.

3. Daß ich Keine Sauf- und Tobacks-Collegia auf meiner Stuben halten, auch Keine Wirthshäuser besuchen, noch mit Gottlosen und ungezogenen Leuten Umgang halten, sondern allewege eines nüchternen, christlichen, ehrbahren, ordentlichen und unsträfflichen Wandels mich befleißigen wolle.

4. Daß ich allemahl des Abends bei Winter-Zeit um 9 und Sommer-Zeit um 10 Uhr mich ins Hospital wieder einfinden wolle, falls ich Geschäfte halber, oder um einen honetten Freund zu besuchen, außgegangen wäre.

Als reserviere mich hierdurch freiwillig, und aufs Kräftigste, daß falls ich über lang oder Kurtz sollte befunden werden, wieder eins oder mehrere von itztbenannten Bedingungen gehandelt und denenselben zuwieder gelebet zu haben, ich eo ipso dieses officii et beneficii verlustig mich erkenne, und niemahls mehr einige Participation an demselben verlangen wolle.

So geschehen Hadersleben den 11. Jan. 1742.

Gegenwärtig vorgeschriebenen Posten verpflichte mich nach aller Möglichkeit nachzuleben.

Heinrich Müller."

2. Ein Magistratsbescheid in Sachen der Schweine.

„Demnach vielfältig Klage einkombt, daß wieder allen Gebrauch von Einwohnern dieser Stadt nicht alleine viele Schweyne auffgezogen, und gehalten werden, besonders auch, daß dieselben dem Kirchhoffe in der Stadt sehr umbwühlen und verderben, darzu auch in der Stadt einen übel gestanck, und denen Leuten in den Häusern solche Molest machen und veruhrsachen, daß fast ein Ehrlich Mann in seinem Hauße für den Schweinnen sich nicht erwehren können. — Alß lassen solchen inconvenientien und uebel vorzukommen, Bürgermeister und Raht hiemit allen Eingeßeßenen dieser Stadt öffentlich befehlen, daß ein jeder zwischen dato und Maidagk seine habende Schweine entweder auß der Stadt gahr wegkschaffen, oder auf dem Schweinne Kaupen verwahrlich einhalten, oder auch mit denen, So graßungh auf der Stadtfeldt haben, sich vereinigen sollen, daß Solche Schweinne durch einen gewißen Hirten daraußen gehütet, und von der Stadt abgehalten werden, mit der außdrücklichen verwahrungh, daß alle nach Maydagk auf den gassen in der Stadt sich befindende Schweyne ohne einige wiederrehde wegkgenommen, und inß Armenhauß gestravst sollen gebracht und Confisciret werden. Wonach sich ein jeder zu achten, und für Schaden Zuhüthen, Signatum Haderßleben am 9. April 1670.

Bürgermeister und Rath der Stadt
Hierselbst.

Dom. Quasimod. er denne
Befaling affkyndet i Haderßleffmenighed
Test.: Paulus Saß Archidiac. Hat.
m. m.

At denne Befaling anden Sontag effter paaske i Hospitalet fra predikestolen er offleßet bekjender jeg

Christian Zocga diac. Hattersl.

Dom. Quasimod. anno 1670 haffer Jeg denne befaling i Herrn Iffers*) fraverelße, der Jeg Gudstieneste for hannem forrettede, Afleſt og forkyndet i Gammelhadersleff Kirche.

Test. Jeg Paulus Saß. Archid. Hatersl."
m. m.

Aus Vierlandens Vogelwelt.

Von H. Reimers in Oxstedt bei Cuxhaven.

Der südliche Teil unseres Vereinsgebiets, Vierlanden, bietet in

*) Der damalige Prediger in Althadersleben hieß Iver Rave, daher Iffers.

mancher Beziehung viel Interessantes. Die geschützte Lage in dem Flußthale der Elbe und die weiteren Bedingungen eines reichen Tierlebens, als reichliche Nahrung und geeignete Brutplätze, machen Vierlanden zu einem Lieblingsaufenthalt vieler Vögel, namentlich aus der Gruppe der Höhlenbrüter. Nicht das massenhafte Auftreten der Vogelwelt ist es, was in die Augen fällt, sondern mehr die Reichhaltigkeit derselben.

Der Wiedehopf nistet regelmäßig daselbst und ist allbekannt. Der Volksmund nennt ihn „Winser Kuckuck.“ Im Felde kann man oft sein „Hup-hup“ hören, aber nur, wenn die Jungen flügge sind; denn durch diesen Ruf locken die Alten die Jungen an. Die jungen Wiedehopfe scheinen „dumme“ Tiere zu sein, denn sie lassen sich greifen, wenn sie auch schon fliegen können. Ich selbst ergriff einen, der sich unter Gebüsch verstecken wollte, ein anderer wurde mir von Knaben erjagt.

Noch häufiger als genannter Vogel ist dort die Goldamsel, Pirol. Eines Abends, um die Paarungszeit, sah ich in einer hohen Eiche 6 oder 7 derselben.

Der Ziegenmelker, Nachtschwalbe, Caprimulgus europaeus L., ist dort ebenfalls ein steter Gast, der tags auf den dicken Ästen der Obstbäume ruht und wegen seiner, der Umgebung gleichenden Färbung schwer zu entdecken ist.

Schier unglaublich groß ist die Zahl der Raubvögel. Der nahe Sachsenwald beherbergt eine Menge davon, und von dort aus schweifen sie in die Lande. An einem schönen Herbsttage sah ich zuerst einen Raubvogel (welcher Art weiß ich nicht) in der Luft kreisen, bald gesellte sich ein zweiter und dritter dazu, und nach Verlauf einer Viertelstunde zählte ich ca. 40 derselben. Als ich einem im Felde arbeitenden Landmanne mein Erstaunen darüber kund gab, erwiderte der, daß er dies Schauspiel kenne. Ebenso rasch nahm die Zahl der Tiere ab und bald hatten sich alle zerstreut.

Im Frühjahr halten auf den dann meistens überschwemmten Elbufern und den sog. Bracks (Überreste von Deichdurchbrüchen im Inlande) durchziehende Strandvögel ihre Nachtruhe. Im Frühjahr 1888 konnte man mehrere Tage jeden Morgen ein Paar wilde Schwäne auf der Elbe erblicken. Um dieselbe Zeit wurde ein grauer Kranich geschossen. Dieselben scheinen dort öfters zu kommen. Vor mehreren Jahren gelang es einem in einem großen Brack wohnenden Fischer, von drei Kranichen einen zu erlegen. Dieser ziert, ausgestopft, jetzt noch die Stube eines Lehrers in Neuengamme.

Mitteilungen.

Salzquelle bei Lägerdorf. Auf der Generalversammlung des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde wurde von einigen Herren mitgeteilt, daß nach einer Zeitungsnachricht in Lägerdorf eine Salzquelle erbohrt worden sei. Da keinem der Anwesenden darüber Genaueres bekannt war, so erlaube ich mir, eine kurze Mitteilung darüber zu machen. Als in den Michaelisferien mich mein Weg nach Lägerdorf führte, habe ich mich nach der vorhandenen Salzquelle umgesehen. Auf der Sohle einer etwa 30 m tiefen Grube, der Firma Alsen Söhne gehörig, hat man ein Bohrloch eingetrieben, um die Mächtigkeit des Kreidelagers zu erforschen. Von den Ergebnissen dieser Bohrung war bis dahin nichts weiter an die Öffentlichkeit gelangt als die besagte Salzquelle. Neben dem eingetriebenen Rohr sprudelt ein fast armdicker Strahl hervor, wallt handbreit hoch auf und lullt dann still und friedlich in sich hinein. Das Wasser ist ganz klar und hat einen rein salzigen Geschmack etwa wie das Wasser der Ostsee. Es fließt durch eine Rinne dem andern Wasser zu, das sich in der Grube sammelt und wird mit diesem durch eine Dampfpumpe ausgeschöpft.

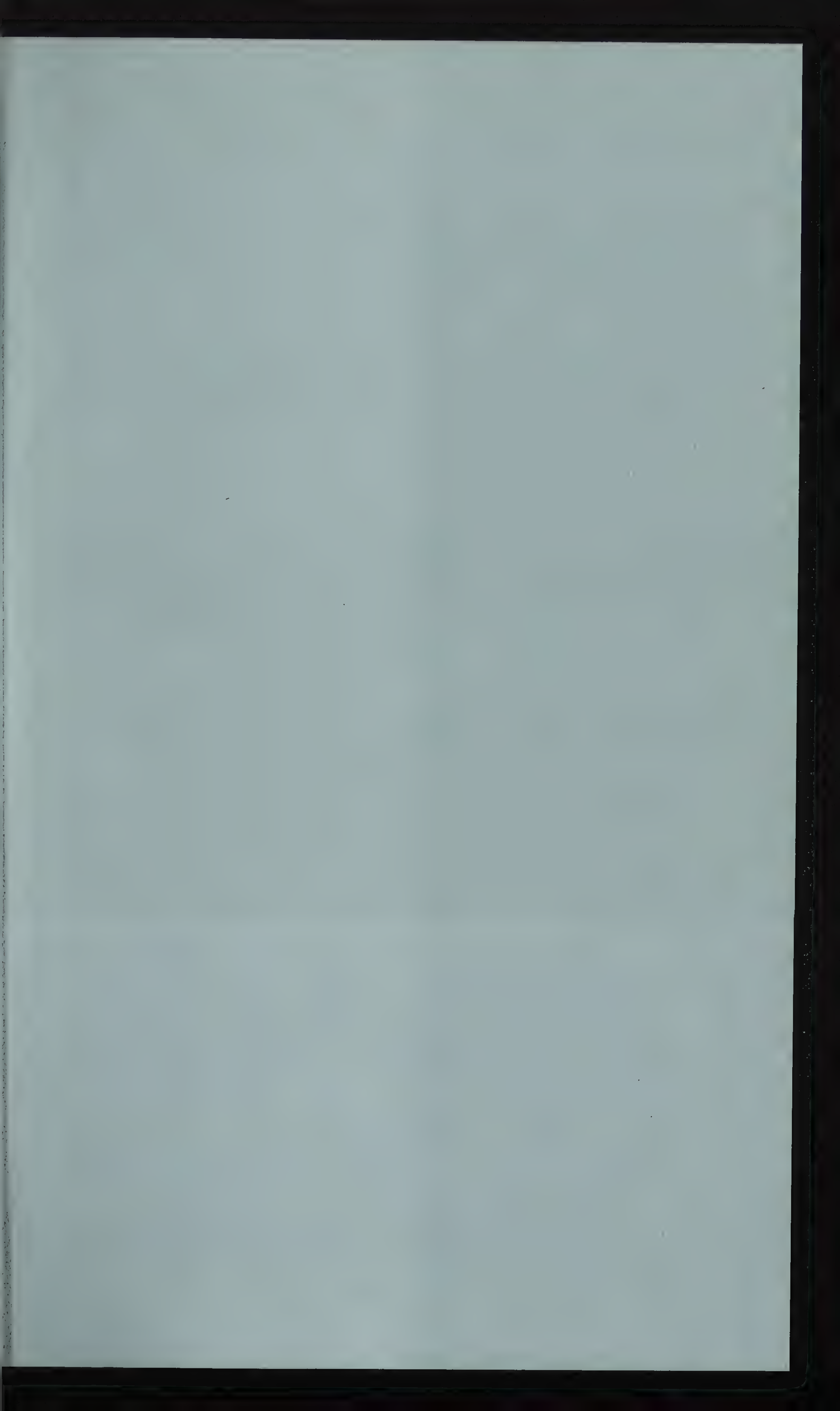
Kiel, im November 1891. Th. Vosgerau.

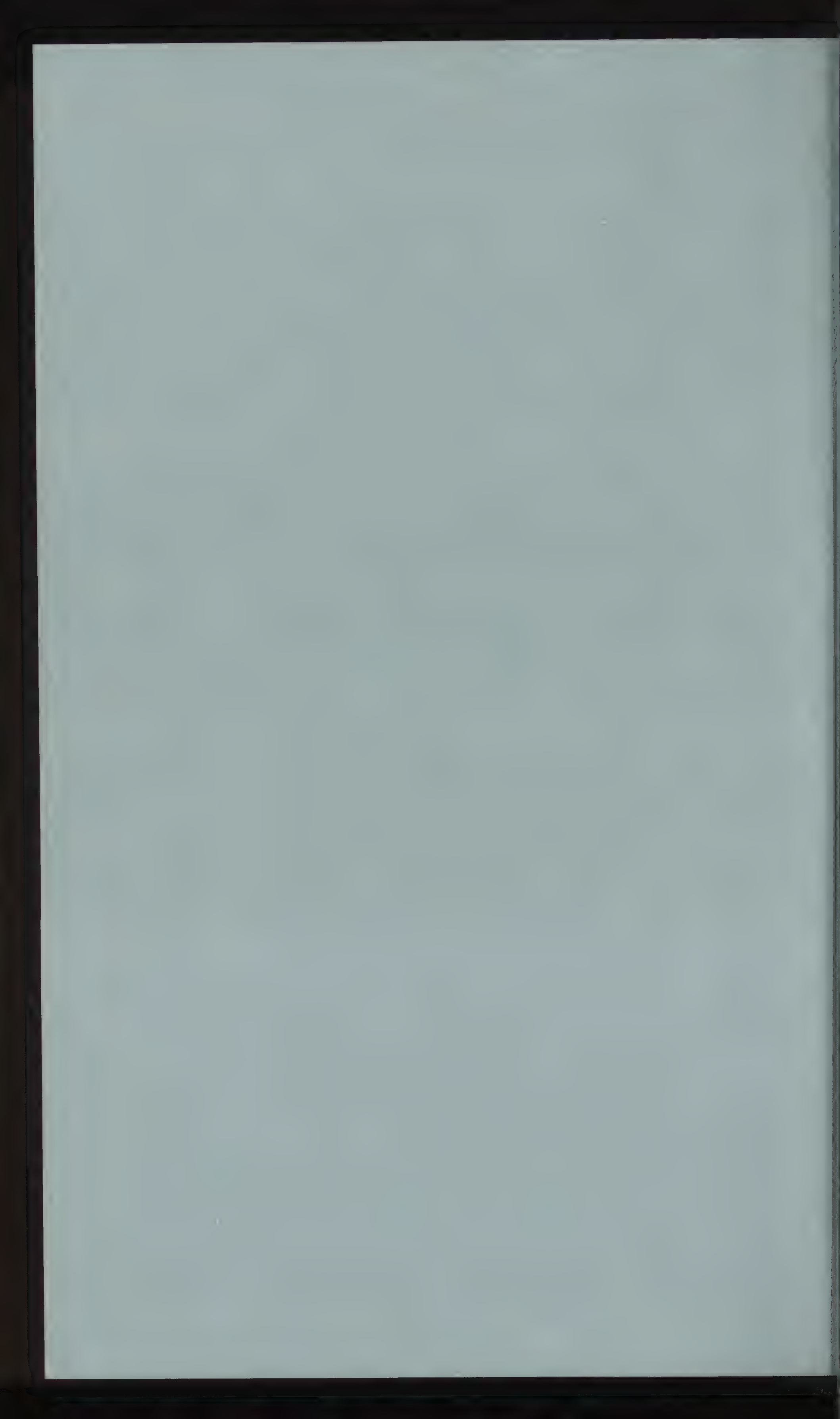
Weihnachts-Katalog. Die Verlagshandlung von Lühr & Dircks in Garding versendet ihren neugedruckten Weihnachts-Katalog. Da die genannte Buchhandlung vor allem mit zu denen gehört, welche in ihren Verlagswerken die Schilderung unseres heimatlichen Landes und seines Volkstums besonders pflegen, so erlauben wir uns, unsere Leser auf den genannten Katalog, der auf Wunsch frei zugesandt wird, aufmerksam zu machen. D.

Berichtigungen.

Seite 11,	Zeile 7	von oben	lies	aries statt arics.
„ 33,	„ 10	von unten	„	Bälge statt Balge.
„ „	„ 5	von unten	„	fodiens statt foediens.
„ „	„ „	von unten	„	Wagl statt Wagn.
„ 34,	„ 7	von oben	„	fodiens statt foediens.
„ 50,	„ 14	von unten	„	Pumpel statt Pummel.
„ 81,	„ 2	von unten	„	Althonahe statt Althonahn.
„ 101,	„ 6	von unten	„	sie statt sich.
„ 143,	„ 6	von oben	„	**23.** August statt **25.** August.
„ 145,	„ 17	von oben	„	**17.** September statt **12.** September.
„ 146,	„ 15	von unten	„	**4.** November statt **21.** November.
„ „	„ 8	von unten	stelle ein 5. November.	
„ 205,	„ 8	von unten	fehlt die Unterschrift: Darrenwurth bei Lunden. Carstens.	
„ 219,	„ 2	von oben	lies	Dr. med. **Ernst** H. L. Krause.
„ 230,	„ 11	von oben	„	Steenschnepp statt Sternschnepp.
„ „	„ 12	von oben	„	Tem. statt Tern.
„ 231,	„ 9	von unten	„	Südfall statt Südhall.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

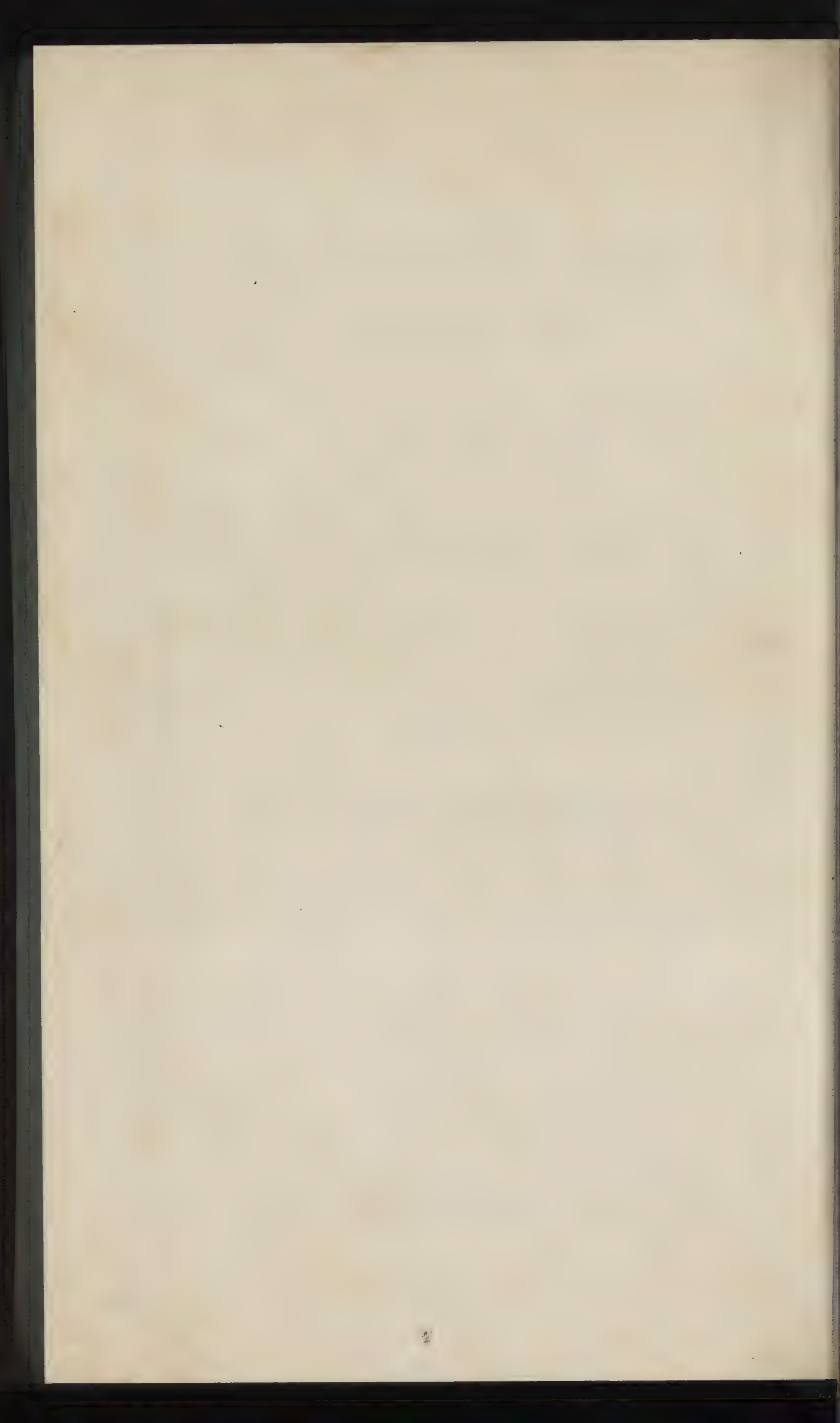
Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

in

Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

II. Jahrgang.

Kiel, 1892.
Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Litteratur u. s. w.

IV. Vereinsangelegenheiten.

2. Jahrgang. № 1. Januar 1892.



Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1-1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

An unsere Leser!

Der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck hat sich in seinem ersten Jahr so entwickelt, wie es auch von seinen eifrigsten Freunden nicht erhofft werden konnte; er zählt gegenwärtig gegen 1600 Mitglieder. Das Gedeihen des Vereins ist begründet in dem regen Interesse an der Kunde unseres heimatlichen Landes, seines Volkes und seiner Natur. In unserm Vereinsgebiet sind aber noch viele Freunde unserer Bestrebungen, die sich dem Verein noch nicht angeschlossen haben, die vielleicht noch nicht einmal wissen, daß er besteht. — Der geschäftsführende Ausschuß bittet alle Vereinsgenossen und Freunde der Ziele der Vereins, diesen und seine Monatsschrift in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen und neue Mitglieder für ihn zu werben.*)

*) Probehefte sind auf Wunsch durch jedes Mitglied des engeren Ausschusses zu beziehen.

Der Herausgeber der Heimat dankt allen, welche dieselbe als Mitarbeiter unterstützt haben (auch denen, deren Mitteilungen noch nicht veröffentlicht sind), und bittet alle Freunde unserer Heimat und ihres Volkstums auch künftig unsere Monatsschrift durch Mitteilungen und größere Aufsätze zu unterstützen. Je allseitiger das geschieht, desto mehr kommt „die Heimat" dem Ziele näher, ein Sammelpunkt für Landes-, Volks- und Naturkunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck zu werden, desto besser wird sie auch ihren verschiedenen Gebieten dienen können. Arbeiten die Vereinsgenossen so nach allen Seiten mit daran, den Verein, die Heimat und ihre Zwecke zu fördern, so dürfen wir auch im zweiten Vereinsjahr eine gute Weiterentwicklung des Vereins erwarten.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Kleine Beiträge zur Volkskunde unserer Heimat.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

1. Wie man vor vierzig Jahren in Henstedt, Kirchspiel Kaltenkirchen, Hochzeit feierte.

Im mittleren Holstein liegt das Kirchspiel Kaltenkirchen, im Volksmunde kurzweg „dat Kaspel" genannt. Zu demselben gehörten früher auch das Kirchspiel Henstedt sowie die nach Bramstedt eingepfarrten Dörfer Weddelbrok und Mönklohe. Es war sehr umfangreich, da die zahlreichen Dörfer zum Teil weit zerstreut lagen, weil sie durch ausgedehnte Heide- und Moorflächen getrennt waren. — Über die Bewohner dieser Gegend („de Kaspellüd") berichtet Schröders Topographie S. 4, daß ein Chronist früherer Zeit, der sogenannte „Bremische Presbyter," sie zu den echten Holsaten rechnete. Hier haben die alten Sitten und Bräuche, wie sie von den Vorfahren überliefert sind, lange ein gutes Heim gefunden. Ein treffliches Beispiel dazu giebt uns die Hochzeitsfeier, wie sie noch vor vierzig Jahren dort abgehalten wurde. Bist du, lieber Leser, geneigt, eine solche Feier näher kennen zu lernen, so muß ich dich bitten, daß du dich im Geiste mit mir in jene Zeit zurückversetzest. — Braut und Bräutigam haben ihre Abmachungen über die Hochzeitsfeier getroffen. Der allgemeinen Sitte folgend, wünschen sie „grot Köst" zu feiern. Daher sollen auch die Einladungen weit und breit ergehen, sodaß etwa 400, vielleicht sogar 500 Gäste zu erwarten sind. Dementsprechend müssen auch umfassende Vorbereitungen für die Bewirtung einer so großen Gesellschaft getroffen werden, und es sollen

zwölf „Schaffers" und zwölf „Schenkers" (männliche und weibliche Aufwärter) zur Dienstleistung gebeten werden. (In älterer Zeit begnügte man sich mit je 6.) Der „Köstenbitter" erhält Auftrag, die Einladungen auszurichten, und zu dem Schmucke der farbenprächtigen Seidenbänder an seinem Stabe gesellt sich ein neues Band, ein Geschenk der Braut.

Begleitet von der neugierigen Dorfjugend wandert er dann von Haus zu Haus, entbietet seinen Gruß und beginnt:

Hier hat mich hergesandt der Nachbar, Junggesell und Bräutigam N. N.
Und die ehr- und tugendsame Jungfer Braut N. N.
De beid'n verlewten Lüd let'n ju so fründlich birtn,
Möchen so god wesen un kem'n am künftigen Friedag to Hochtied.
Dar wulln se ju verschaffen Stöhl, Disch un Bänk,
Schaffers un Schenkers un ok wat upn Disch.
Dar gifft dat Supp mit Klüjtn, Swinsbraden mit Plumm,
Afgebrakene Stoppnadeln mit Mückenfett
Un Trrrrrapphöhner un Kranzvagels.*)
Dar hebbt wi vun de hollandschen Piepen,**)
Dar schöllt de Jungfers un jungn Fruns mal na gripen,
Toback, korten un langn vun goden Gesmack.
Dar kummt de Jäger to Water un de Fischer to Lan'n,
Wat de uns bringt, schall uns ok mal verlangn. —
Denn lett de Köksch ju so fründlich birtn:
Möchen so god we'n un schicken ehrn Himpen Botter un 'n Spint Melk,
Etwas minner un mehr kunn ok keen Schaden dohn.
Un denn birt ick, sick nich langn to bedenken
Un den Köstenbitter ok to beschenken.

Wie könnten wir wohl dieser verlockenden Einladung widerstehen? Doch wollen wir auch nicht versäumen, die Vorbereitungen am Tage vor dem Feste genauer in Augenschein zu nehmen:

An diesem Tage wird die Aussteuer der Braut, „dat Brutgot," nach dem neuen Heim geschafft.***) Vom frühen Morgen an ist die gesamte eingeladene Nachbarschaft thätig, alles reisefertig zu machen. Da die Braut einer wohlhabenden Bauernfamilie entstammt, so erhält sie zwei der besten Kühe, die festlich bekränzt werden. Auch eine Tonne Roggen, eine Tonne Buchweizen und eine gute Speckseite dürfen nicht fehlen. Daneben empfängt sie noch vielerlei Hausstandssachen.

---

*) Krammetsvögel.

**) Kalkpfeifen mit kleinem Kopf und langem dünnem Rohr lagen für die Gäste bereit und zwar auch für die Frauen, — so auch in andern Gegenden, z. B. im Kreise Pinneberg.

***) War jedoch die Braut Besitzerin einer Stelle, so hatte der Bräutigam diese Aussteuer zu bringen.

Neben den Männern sind auch die Frauen in eifrigster Thätigkeit und bringen nach besten Kräften herbei, was sie fortzuschaffen vermögen. Ihre Fürsorge geht sogar so weit, daß sie an Lebensmitteln aus dem Hausstande heimlich entwenden, was nur aufzutreiben ist, sei es nun eine schöne Mettwurst, ein Brot oder vielleicht gar ein Haufen Kohlköpfe.

Endlich ist alles geordnet, vier Wagen sind beladen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Auf dem vorderen Wagen sitzen zwei Frauen. Die eine derselben hält auf ihrem Schoße das Spinnrad, den Spinnrocken mit einer Probe Flachs und einem rotseidenen Bande umwunden. In freundschaftlicher Weise hat sie es übernommen, der Habe das Geleite zu geben. Die andere Frau gehört dagegen der künftigen Nachbarschaft an, und so wird in sinniger Weise die Verbindung zwischen altem und neuem angeknüpft.

Den Abschluß des Zuges bilden zwei stattliche neue Besen hinter dem letzten Wagen, welche mit hübschen Papierbändern aufgeziert sind. Dort hängt aber auch noch ein wohlausgestopftes Männlein, das die Heiterkeit der Versammelten erregt. Diesen Schatz haben gleichfalls die eifrigen Frauen herbeigeschafft. Nachdem man dem Männchen die Taschen mit Glasscherben statt des Geldes gefüllt hatte, wurde es heimlich bereit gehalten, um im günstigen Augenblick der Abfahrt schnell seinen Platz zu erhalten.

Auch im Innern bergen die Wagenräume noch einige wunderliche Schätze. Ein Sack mit Torfgrus wird als Backobst befördert und ein mit Steinen gefüllter Beutel reist als Barschatz.

Kaum ist der Zug unserm Auge entschwunden, so wird unsere Aufmerksamkeit schon auf eine andere Erscheinung gelenkt. Mit Musikbegleitung naht die Schar der „Schaffers" und „Schenkers," mit Kesseln, Grapen, Bänken, „Kniepen," „Braken" und Brettern beladen, die sie im Dorfe zusammengesucht haben. In einfach praktischer Weise finden diese Geräte am Festtage Verwendung. „Kniepen," „Braken"*) und Bretter liefern die erforderlichen Tische. Über dieselben werden große „Linnenbolten" als Tischtuch gerollt. In der Nähe des Hauses wird ein Graben zur Feuerstelle ausgeworfen und quergelegte Eisenstangen nehmen hier Grapen und Kessel auf. Den saftigen Braten hilft der Backofen bereiten. Nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen sind, werden am Abend „Schaffers" und „Schenkers" festlich bewirtet, wobei auch ein Tänzchen nicht fehlt.

Der Hochzeitstag ist herangekommen. Ein herrlicher Morgen läßt

---

*) Werkzeuge zur Bearbeitung des Flachses.

das schönste Festwetter erhoffen. Es scheint also, daß die Braut ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen hat.*)

Wir machen uns schon zeitig am Morgen auf den Weg, um nichts von dem schönen Feste zu versäumen. Als Hochzeitsgeschenk („Gaw") stecken wir gleich allen andern Gästen „'n Drüttel" bereit (= 31 Schill. à $7^1/_2$ Pfg.). (Nur die Opfermagd macht hierin eine Ausnahme. Sie schenkt der Braut eine blanke, messingne Kaffeekanne, die den Namen der Geberin sowie die betreffende Jahreszahl aufweist.)

Doch! — Vergessen wir nicht, Gabel, Messer und Löffel mitzunehmen, damit wir uns nicht vergeblich an den reichgedeckten Tisch setzen.**) — Vorerst begeben wir uns nach dem Hause der Braut, um der Abfahrt nach der Kirche beizuwohnen.

Vor der Hausthür steht schon der schöne Korbwagen mit seinen drei Stühlen bereit. Er ist ganz mit Hülsen (Ilex aquifolium L.) umsteckt und mit buntem Papier verziert. Kutscher und Spielmann haben bereits ihren Platz eingenommen. Beide tragen zur Feier des Tages ein weißes, vierkantig zusammengenommenes Taschentuch an der Mütze. Endlich erscheint die Braut in ihrem vollen Schmucke, bewundert von alt und jung und heimlich beneidet von ihren Freundinnen, die für sich den gleichen Tag herbeisehnen.

Sie trägt an ihrem Ehrentage eine kleine Krone, die mit Perlen von verschiedener Größe, künstlichen Blumen und Flittergold reich verziert ist. Nach Gestalt und Größe möchte man sie jedoch fast einem Vogelneste vergleichen.***)

Nachdem die Braut auf dem mittleren Stuhl Platz genommen hat, setzt sich die „Opfermagd" (Brautjungfer) ihr zur Linken, während die beiden „Totreckers" (Trauzeugen) den letzten Stuhl besetzen.****) (Die letzteren werden auch „Voer" = Vater und ihre Frauen „Möhm" = Mutter genannt.) Nachdem alles zur Abfahrt bereit ist, stimmt der Musikant seine besten Weisen an, und das Gefährt jagt von dannen. Schuß auf Schuß knallt im Dorfe dort, wo der Wagen vorbeirollt, denn jemehr

*) Wenn der Ehrentag der Braut schlechtes Wetter bringt, so sagt man: „De Brut hett de Katt nich got futtert."

**) Vor fünfzig Jahren waren Tischmesser und Gabeln dort noch wenig bekannt, statt derselben bediente man sich allgemein des spitzen Taschenmessers, und noch vor 25 Jahren gab es ältere Leute, die sich damit begnügten.

***) Diese Krone lieferte der Prediger leihweise, wofür er je nach Güte derselben 2—6 Thaler bezog. Wollte die Braut sich statt derselben mit einem Kranze schmücken, so mußte sie den Preis für die beste Krone erlegen.

****) Waren nämlich Braut und Bräutigam aus verschiedenen Dörfern, so fuhren sie getrennt nach dem Kirchorte, wo sie in der Gastwirtschaft zusammentrafen.

Schüsse, desto mehr Glück für das junge Paar. Auch bei der Rückfahrt wird das Pulver nicht gespart. — Wir begeben uns ohne Säumen nach dem Festhause, das wir trotz der frühen Tageszeit (die Uhr zeigt auf neun) schon ziemlich gefüllt finden. Soeben wird von den „Schaffers" und „Schenkers" mit dem ersten Tanze der Reigen eröffnet. Der „Köstenbitter" hat jedem „Schaffer" seine „Schenkersch" zuerteilt. Beide sind auf der linken Brustseite mit einem hübschen Sträußchen geschmückt, und die Tänzerin geht in schneeweißer Schürze einher.

Am Ende der Diele laden uns die gedeckten Tische zum ersten Imbiß ein. Zerhacktes gebratenes Fleisch nebst Butter und Brot erhalten wir vorgesetzt. Auch ein Stück Grützwurst mit süßen Rosinen schaut uns verlockend an. Den Abschluß des Mahles bildet Eierbier mit Kringel.

Jetzt gesellen wir uns der fröhlichen Tanzgesellschaft zu. Gerade zur rechten Zeit richten wir unser Augenmerk dorthin. Siehst du dort jene junge Frau mit dem Kranze in der Hand den Saal betreten? Sie trägt den „Botterkranz," mit dem sie nun, da die Musik aufs neue einsetzt, einen Tanz aufführt, während alle übrigen dem zuschauen. Dieser Tanz darf nicht fehlen und wird stets von derjenigen Ehefrau am Orte aufgeführt, deren Hochzeit zuletzt gefeiert worden ist. — Nach Beendigung des Tanzes wird unsere Bitte, den „Botterkranz" näher in Augenschein nehmen zu dürfen, gerne gewährt. Wir erblicken einen Teller mit Butter, umrandet von einem Kranz aus feinen Papierstreifen und verziert mit den Namenszügen des Brautpaares, zu deren Bildung Gewürznelken verwendet worden sind. In der Mitte ist aus zwei Stäben ein Kreuz errichtet und dieses mit einem herzförmigen Kranz umwunden. Letzterer ist aus Papier gefertigt und mit Perlen, Spiegeln und Püppchen verziert.*) — Eine Weile nimmt das Tanzvergnügen noch seinen ungestörten Fortgang. Da erschallt der Ruf: „De Brutwagen kummt!" — Die knallenden Schüsse und der laute Ton des Spielmanns haben ihn schon aus der Ferne verraten.

In größter Hast wird die untere Hausthür verriegelt, und jene junge Frau, die vorhin als Solotänzerin auftrat, eilt mit gefüllter Branntweinflasche und einem Gläschen zum Empfang des Paares vor die Hausthür. Das Brautpaar muß vor der verriegelten Thür harren, die Frau steht diesseits der Thür und wendet sich zum Bräutigam mit der Frage:

„Wonehm kummst du her?"

---

*) Der Kranz wurde zum Preise von 4 Mark = 4,80 ℳ. geliehen.

„Vun Kark."

„Wat hest dar dahn?"

„Heff mi 'n junge Fru halt."

„Wat wullt darmit?"

„Bi slapen."

Ein gleiches Gespräch knüpft sie mit der Braut an, schenkt danach einen Schluck Branntwein ein und trinkt dem Bräutigam zu. Dann füllt sie das Gläschen aufs neue und reicht es ihm, damit er der Braut zutrinke. Nachdem dies geschehen, reicht er der Braut das Gläschen mit dem Reste. Sie leert das Glas und wirft es über den Kopf nach hinten auf das Steinpflaster, daß es zerschellt. (Würde das Glas unbeschädigt bleiben, so wäre das ein übles Zeichen für die Zukunft der Braut.) Nun erst findet das harrende Paar Einlaß. Jetzt gilt es, eiligst die Festtafel herzurichten. Bald können die Gäste ihre Plätze einnehmen, und Braut und Bräutigam machen die Runde, allen die Hand zum Willkommengruß zu reichen. Danach nehmen auch sie ihre Plätze ein. Zur Linken der Braut sitzt wiederum die „Opfermagd," während die beiden „Totreckers" zur Rechten des Bräutigams Platz genommen haben. Ihre Frauen sitzen dem Brautpaare gegenüber. Vor dem Brautpaare ist der „Botterkranz" aufgerichtet. — Zunächst lassen wir uns das Fleisch und die davon gekochte Suppe mit den „Krintenklüjten" munden, dann wird uns dicker Reis mit Zucker bestreut geboten, und als letzter Gang folgt saftiger Schweinebraten, wozu Butterbrot und Pflaumen gereicht werden. Dabei macht die Branntweinflasche die Runde. Inzwischen wird auch die Armenbüchse herumgereicht, Köchin und Aufwärterin bitten um eine Vergütung für ihre Mühewaltung und auch die Spielleute wollen bedacht sein. Am Schlusse der Tafel stimmen die letzteren das herrliche Lied: *„Nun danket alle Gott"* an. Danach wird zum Tanze aufgeräumt. „Schaffers" und „Schenkers" haben wieder den Vorrang, verschwinden aber nach dem ersten Tanze, um die versäumten Tafelgenüsse nachzuholen. Dann geht's in gewohnter Weise weiter, jedoch muß der Tänzer, welcher die Braut führt, sein Haupt unbedeckt lassen. An den Seiten der Diele haben die älteren Frauen sich gruppiert und entlocken ihren Kalkpfeifen kräftige Züge.

Allmählich ist der Abend hereingebrochen, und auf dem Musikantentische werden drei (sonst nur zwei) Lichter angezündet zur Erleuchtung des ganzen Raumes.

Gegen zehn Uhr wird Kaffee und Gebackenes gereicht. — Zehn Uhr ist vorbei, und wir denken gerade daran, zunächst wieder ein Tänzchen zu wagen. Da sehen wir, wie die zwölf „Schaffers" sich an

beiden Seiten des Saales verteilen, in jeder Hand ein brennendes Licht haltend. Dann führt der Bräutigam seine Braut zum Tanze, und diesem Paare folgen nur noch die beiden „Totreckers" mit ihren Frauen. Dazu tanzen aber auch die Lichterträger auf ihren Plätzen. Es ist der erste der drei Ehrentänze der Braut, die in die Zeit von 10—12 Uhr fallen. — Endlich ist es Mitternacht geworden; da suchen sich plötzlich die Frauen, welche am Morgen die Braut schmückten, an dieselbe heranzurdängen, um sie zu entführen. Aber schon haben die andern einen Kranz (Kreis) gebildet und setzen nun diesem Bestreben hartnäckigen Widerstand entgegen. Eine geraume Zeit verstreicht, bis es endlich gelingt, die Braut zu gewinnen und fortzuführen. Bald wird sie als Ehefrau gekleidet und mit der Haube bedeckt wieder zurückgebracht. Jetzt gilt's, den Bräutigam zu erhaschen, der währenddessen ein Versteck aufgesucht hat. Doch bald ist er entdeckt und wird im Triumphe entführt, kehrt jedoch nach kurzer Zeit mit dem „Ackermann," der blauen Zipfelmütze, auf dem Haupte zurück.

Indessen hat sich die ganze Gesellschaft der Frauen in ein stockfinsteres Zimmer zurückgezogen, und dem „jungen Ehemann" fällt die schwierige Aufgabe zu, seine „junge Frau" dazwischen herauszufinden.

Längere Zeit bleibt sein Bemühen vergeblich, und jeder Mißerfolg wird mit schallendem Gelächter belohnt. Endlich ist das Glück ihm günstig gewesen, und nun muß er sie zum Tanze führen. Nervenschwache Leute thun jetzt gut, zunächst den Raum zu verlassen, denn es beginnt ein Höllenlärm, daß einem Hören und Sehen vergehen möchte. Dem Paare folgt tanzend eine Schar Frauen, die mit Kesseln, Ofenthüren, Feuerstülpern, großen Ketten, Feuerzangen und sonstigen Lärminstrumenten ein unbeschreibliches Konzert aufführt, um die Musik zu übertönen und das Paar aus dem Takte zu bringen, was auch unzweifelhaft gelingt.

Von nun an übernimmt die junge Ehefrau die Pflichten der Hauswirtin, und bis an den hellen Morgen vereinigt die Festesfreude die größte Zahl der Gäste.

Etwas über Schütten oder Pfänden.

Von **Emil Ziehes** in Hamburg-Barmbek.

Die Hauptquelle unseres modernen Rechts liegt jenseits der Alpen, die Satzungen römischen Volkes sind, vermöge ihrer auf höherer Kultur

sich gründenden Überlegenheit über Dasjenige, was unsere Vorfahren geschaffen hatten, im Mittelalter allmählich auch für Deutschland bestimmend geworden. Aber nicht alle Rechtsgrundsätze altgermanischen Ursprungs sind mit der Aufnahme des fremden Rechts beseitigt. Wenn auch namentlich die Gelehrtenwelt (Geistlichkeit und Juristen) ihr Möglichstes that, das ihr in der italienischen Schule geläufig gewordene feinere Recht zur praktischen Geltung zu bringen, so war doch die Beseitigung des einheimischen Rechts, besonders bei uns im Norden, mit vielen Schwierigkeiten verbunden, die in der Anhänglichkeit der deutschen Stämme am Alt-Hergebrachten ihren Grund hatten. Im Folgenden wollen wir ein, allerdings geringes, Überbleibsel heute noch lebendigen Rechts germanischen Ursprungs in Kürze betrachten.

Im Gegensatz zu dem vom modernen Staat befolgten Prinzip, daß man sich bei rechtswidrigen Eingriffen in seine Rechte der Hülfe des Staates bedienen müsse, finden wir bei unsern Vorfahren die allgemeine Sitte, sich gegen Rechtsverletzungen selbst zu schützen und selbst sich Genugthuung zu verschaffen, was ja vom Standpunkt des Naturmenschen aus ganz erklärlich ist. Diese im Laufe der Zeit mit fortschreitender Kultur und besonders durch das Zusammenleben größerer Menschenmassen allerdings vielfach gemilderte Gewohnheit fand namentlich bei Besitzstörungen ihren Ausdruck. Bei derartigen Beeinträchtigungen erachtete man den Frieden für gebrochen und sich zur Fehde und eigener Verschaffung einer Sühne für berechtigt. Wird heutigen Tages noch, besonders von den uns stammverwandten Engländern, der Grundsatz „Mein Haus ist meine Burg" festgehalten, so beruht solches auf der alten Voraussetzung der Unantastbarkeit des Besitzes.

Wenn nun auch der hauptsächlichste Zweck der eigenen Hülfe der war, Störungen des Besitzes zu unterdrücken, so wird man doch unbedenklich annehmen können, daß nebenher auch noch der Gedanke der Schadloshaltung für die durch die Besitzstörung oder bei derselben entstandenen Nachteile zur Geltung kam. In dieser doppelten Auffassung wurzelt nun die, trotz der römisch-rechtlichen Verbote der Selbsthülfe, auf dem Lande, erforderlichen Falles unter Anwendung entsprechender Gewalt, allgemein ausgeübte und vom heutigen Rechte noch anerkannte eigenmächtige Festnahme desjenigen Viehes, welches bei rechtswidrigem Aufenthalt auf fremdem Grund und Boden betroffen wird. (Schüttung oder Pfändung). Der Sachsenspiegel, diese aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende und auch für unsere engere Heimat von Bedeutung gewordene Sammlung deutscher Rechtssätze, bestimmt denn auch, daß der Herr des Viehes einerseits den Schaden ersetzen, andererseits aber außerdem noch

dem Besitzer des Landes anläßlich der Besitzstörung eine Buße*) zahlen solle: Swe sin ve drift vp enes anderen korn oder gras, he sal yme gelden sinen scaden vppe recht, vnde büten mit dren scillingen. Daß nun in Fällen von Besitzstörungen sofortige Pfändung zulässig sei, erkennt dieses Rechtsbuch durchweg ausdrücklich an, dabei als selbstverständlich voraussetzend, daß solche Pfändung nicht etwa durch den Frohnboten, den Gerichtsgewaltigen, erfolge, sondern unmittelbar durch den Besitzer des Landes.

Mit dem doppelten Zweck, Besitzstörungen zu unterdrücken und Schadloshaltung zu erreichen, steht nun noch ein drittes Moment in Verbindung. Das frühere deutsche Rechtsleben legte nämlich, wenn eine sofortige, öffentlich erfolgte Feststellung eines Vorganges stattgefunden hatte, diese Feststellung (dem Ertappen auf handhafter That) einen hohen Wert bei und so ist es denn verständlich, wenn das gepfändete Vieh selbst gleichzeitig als Beweismittel für die erfolgte Rechtsverletzung gegen den bisherigen Besitzer Verwendung fand.

Um den Pfändenden wirksam bei Ausübung seines Rechts zu schützen, wurde bestimmt, daß der Widerspänstige mit dem Geruffte (dem Zetergeschrei), d. h. von allen auf den Hülferuf herbeieilenden Personen angehalten werden, Strafe zahlen und doch pandes recht thun solle.

Während früher der Pfändende das Vieh selbst im Besitz behalten durfte, hat mit der Zeit, infolge der sich weiter ausbildenden Staatsgewalt, das Institut der Selbstpfändung eine Art polizeilichen Charakters erhalten, insofern das Vieh bei der Ortsobrigkeit abgeliefert werden muß. Die Rückgabe an den ursprünglichen Besitzer hängt jedoch von der Einwilligung des Pfändenden ab, hierin aber liegt für den Landmann heutigen Tages noch ein gutes Schutzmittel, welches er dem praktischen Sinne seiner Vorfahren zu verdanken hat und welches nicht allein für den Fall wirkt, daß ein durch Menschen erfolgtes Hinauftreiben des Viehes auf das fragliche Land stattgefunden hat, sondern auch dann, wenn das Vieh, eigenem Triebe folgend, das Land betritt.

Selbstredend steht das Recht des Schüttens**) oder Pfändens nicht nur dem Einzelnen zu, von jeher, so lange Hüter des Gemeindelandes existiert haben, ist das Recht der Pfändung auch durch diese namens der Dorfschaft ausgeübt. Es hielten z. B. die Hamburger Dörfer Winterhude und Großborstel in den 40er Jahren dieses Jahrhunderts

*) Dieses ist der sog. Pfandschilling, er wird im Hamburger Marsch-Gebiet z. B. mit 30 Pfg. für jede Gans erhoben.

**) (schütten = zurückhalten, absperren. In Hamburg wird man „verschüttet" d. h. verhaftet).

noch ihren eigenen Pfänder und auch im Interesse der Stadt Hamburg war noch vor nicht langer Zeit gleichfalls ein solcher Beamter thätig: der für den Grasbrook, die Stadtweide am Elbstrand, bestellte, wegen seines schwunghaften Gastwirtschaftsbetriebes allgemein bekannte „Panner", den jetzt die Neugestaltung der Dinge, Fabriken, Hafenanlagen und Eisenbahn beseitigt haben.

Der Schreiber dieser Zeilen weiß nicht, ob auch in unserer Heimat im eigentlichen Sinne des Worts der sonst vorkommende Gebrauch des Umtausches des Pfandes (z. B. Pferd gegen Hufeisen, Rind gegen Schuhe, mit der Bedeutung, daß dem eigentlichen Rechte der Schadloshaltung u. s. w. keinerlei Abbruch geschehen solle) sich vorfindet, für die Rechtssymbolik bezw. Kenntnis der Verbreitung der Rechtssymbole wäre es von Wichtigkeit, hierüber Aufschluß zu erlangen.*)

„Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit"

benennt Herr Professer K. Jansen in Kiel seine Arbeit, die als achtes Heft der Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte vor einem halben Jahre erschienen ist.**) Die dreiteilige Arbeit enthält in ihrem ersten Teile, die „Oertlichkeit Kiel und ihr Name", besonders über den letzten Gegenstand interessante Mitteilungen, auch für Nicht-Kieler. Der 14 Oktavseiten umfassende Teil führt folgendes aus:

Wohl waren früher die Boden-Erhebungen und Senkungen um das jetzige Kiel dieselben, wie wir sie noch heutiges Tages wahrnehmen können; aber durch die Thätigkeit der Menschen sind die einst jene Höhen bedeckenden Wälder dem Auge ebenso entschwunden, wie die vielen Bäche, welche früher durch die zahlreichen Thalrinnen in so lieblicher Weise sanft brausend der naturschönen Föhrde zuströmten. — Und dieser Quellenreichtum ist es eben, dem die Stadt Kiel den Namen verdankt. Die 1861 von Herrn Professor Jansen in einer damals herausgegebenen Schrift***) ausgesprochene „Vermutung," daß das Wort Kiel lediglich

*) Da manche Sitten und Gebräuche sich noch aus früherer Zeit erhalten haben, so ist es ein dankbares Unternehmen alles dahin gehörende zu sammeln. Auch in diesem Falle bitte ich an den Herrn Verfasser oder den Unterzeichneten Mitteilungen gelangen zu lassen. D.

**) In Kommission von Eckardt's Verlag in Kiel. Preis einzeln 2 M.

***) Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedelungen der Menschen durch die Gestaltung der Erdoberfläche, nachgewiesen insonderheit an der cimbrischen Halbinsel. Kiel 1861.

Quelle bedeute, hat derselbe in der jetzt vorliegenden Arbeit in dreifacher Weise klar und überzeugend als Thatsache bewiesen: 1) durch die Anführung einer ganzen Reihe von Ortsbezeichnungen germanischen Ursprungs, in denen das Wort „Kiel" direkt oder in abgeleiteter Form besteht und die ohne Ausnahme nur Quell- oder Bachgebieten eigen sind, wie solche Ortsbezeichnungen besonders im Herzogtum Schleswig, sehr oft aber auch in Dänemark, weiter in Norwegen, im südlichen Deutschland und Holland vorkommen, 2) durch Ergebnisse der Sprachforschung, indem das fragliche Wort nicht etwa nur im deutschen Sprachschatze besteht (so gebraucht der bekannte Pfarrer Mathesius, Zeitgenosse Luthers, mehrfach die Bezeichnung Kiel für den Begriff Quelle), sondern sich auch im Bereiche mancher andern Sprache erkennen läßt, 3) durch die Thatsache, daß das Gebiet der Stadt Kiel gleich früher auch jetzt noch an Quellen reich ist, wie häufige Bohrungen im Interesse der Wasserverversorgung der Stadt es bewiesen haben.

Vom Begriff Quelle hat sich dann die Bezeichnung „Kiel" auf die Bäche, auf den „kleinen Kiel", das Mündungsbassin derselben, weiterhin auf die mit demselben verbundene Föhrde überhaupt ausgedehnt. Daß nur nach dieser Bezeichnung des Gewässers der anliegenden Stadt der gleiche Name gegeben ist, unterliegt keinem Zweifel.

Aus dem zweiten Teile der Arbeit, „Die Stadt tom Kile und ihr Weichbild," wollen wir wegen der nötigen Beschränkung nur das Folgende erwähnen: Obwohl Gründer und Gründungsjahr der Stadt unbekannt sind, läßt sich doch bestimmt annehmen, daß das letztere nach 1233 liegt, 1242 erhielt aber die Stadt lübsches Recht. Vielleicht ist sie 1239 von Adolf IV. erbaut. Es ist nicht entschieden, ob die Anfänge Kiels auf einer Insel oder Halbinsel lagen. Schon 1259 heißt die neuerbaute „Holstenstadt" in der Urkunde der Grafen Johann und Gerhard (der) Kyl, die Bürger sind solche „von dem Kiel," wie denn die Bezeichnung tom Kyle oder de Kyl auch in der Volkssprache von Anfang an gebraucht sein muß, weil schon gleich die ersten Urkunden in der Volkssprache, dem Niedersächsischen, diese Bezeichnung bringen (1317, 1318), welche sich noch lange allgemein erhalten hat, so daß man noch heute hören kann „He is na'n Kiel".

Der letzte Hauptabschnitt, „die Straßennamen" überschrieben, enthält außer der geschichtlichen Betrachtung der Kieler Straßennamen eine Übersicht über die mehr oder minder oft wiederkehrenden Bezeichnungen für Straßen in schleswig-holsteinischen Städten überhaupt, sowohl nach den Gattungs- als den Bestimmungsnamen, und ist darum gerade dieser

letzte Abschnitt für die Leser der „Heimat“ von allgemeinem Interesse. Aus der Fülle des Gegebenen bringen wir das Folgende:

Mit dem am meisten gebräuchlichen Worte Straße (vom lat. strata) verbindet man heute noch den ursprünglichen Sinn, da diese Bezeichnung den Begriff eines durch Menschenhand künstlich hergestellten Verkehrsweges in sich schließt, speziell eines solchen, der gepflastert und von Häuserreihen eingeschlossen ist. Jener Name hat sich darum bei uns einbürgern können, weil zur Zeit der ersten Städtegründungen die schriftliche Verkehrssprache eben das Latein war und jene Städtegründungen den Germanen als etwas Fremdartiges erschienen. — Ein Weg ist im allgemeinen die Benennung der Vermittlungslinie zweier Städte, dem Sinne nach (Weg = weg = hinweg) mit der Bezeichnung Statt (Stätte = Stelle) im strengen Gegensatz stehend. — Die bei uns seltenere Benennung Gasse, häufig die Bedeutung des Engen und Verächtlichen in sich bergend, tritt in der Form „Gatt“ (plattdeutsch gat = Loch) noch als Bezeichnung für Strömungsrinnen im Wattenmeere auf, z. B. Dicksander Gatt. — Der Name Reihe mag der betr. Straße gegeben sein, als diese erst von nur einer Seite mit Häusern eingefaßt war. — Ein Gang, gleich der vorigen Bezeichnung nicht selten, hatte ursprünglich wohl keinen Wagenverkehr. — Twiete (von „zwei“) ist wohl ursprünglich nur ein Durchgang zwischen zwei Häusern gewesen und enthält noch immer den Begriff des Engen und Notdürftigen, der dwerstrate. — Hörn (altfriesisch herne, angelsächsisch hyrne = Ecke, Winkel, Ende) scheint als Straßenbezeichnung in Kiel, Oldenburg und Neustadt den Nebenbegriff des Abgelegenen, Entfernten und Vernachlässigten zu haben und ist wohl auch Bezeichnung für vorstädtische Ansiedlungen.

Aber die Menge der Straßen einer Stadt machte besondere Eigennamen für dieselben nötig. Bei der Wiederkehr dergleichen, die Benennung der Straßen bestimmenden Objekte in den verschiedenen Städten treten uns naturgemäß auch öfter dieselben Straßennamen in ihnen entgegen.

1. Am nächsten lag es wohl, eine Straße nach ihrer Belegenheit, einer bedeutsamen Nachbarschaft zu benennen. Kirchen, Klöster ꝛc. sind in erster Linie maßgebend für die Benennung der an ihnen belegenen Straßen. So ist es der Fall in Hadersleben, Flensburg (Johannisstraße, Klostergang, Heilige Geistgang), in Schleswig (Michaelisstraße), in Eckernförde (Nicolai), Friedrichstadt (Kirchenstraße), Neumünster (Hinter der Kirche), Meldorf, Itzehoe (St. Jürgens), Oldesloe, Plön, Neustadt, Oldenburg (Johannis). — Nach einer Burg oder einem Schlosse sind benannt die Burg-, die Schloßstraße oder Auf der Burg in Sonderburg,

Meldorf, Itzehoe, Oldenburg. Die Bedeutung der Mühlen ist gekennzeichnet durch die große Anzahl der nach ihnen benannten Straßen, so in Apenrade, Tondern, Flensburg, Schleswig, Kappeln, Eckernförde, Rendsburg (auch eine „Bei der Schleifmühle"), Heide, Oldesloe, Heiligenhafen, Mölln, Neumünster. Ähnlich sind bestimmend der Markt und der Hafen, Brücken und Thore 2c.

Manche dieser Straßennamen sind erhalten, wenn auch die in ihnen bezeichneten Örtlichkeiten längst verschwunden sind; so die Rinne, der Graben, die Alte Dingstätte, der Gänsesumpf in Hadersleben, der Holm (die Insel) und der Graben in Flensburg, letzterer auch in Meldorf und Mölln, der Ihl (= Egel) = Pfuhl, die Ziegenhörn, die Weidenstraße in Eutin, die Klinke in Kiel 2c.

2. Die Himmelsgegenden dienen zur Bezeichnung von Straßen. Die Bezeichnung ist entweder so gewählt, daß die fragliche Straße in der betreffenden Richtung verläuft; oder daß der ganze Stadtteil, von dem die betreffende Straße ein Glied ist, jener Richtung zugekehrt ist, wie dies bei einigen schleswigschen Ostseestädten der Fall ist. Hadersleben hat eine Nørre- und Ostergade, Apenrade Sønder- und Vesterstraße 2c. Die ersterwähnte Bezeichnungsart ist besonders unserm Westen eigen; in Tondern finden sich eine Oster-, Wester- und Süderstraße mit gleichnamigen Thoren, in Heide sind alle vier Himmelsgegenden bei der Straßenbenennung berücksichtigt 2c.

3. Naheliegend war es ferner, daß das Ziel einer Straße, entweder im Orte selbst oder außerhalb desselben belegen, in den Namen für dieselbe mit aufgenommen wurde. Manche dieser Bezeichnungen berühren sich mit den unter 1. genannten. Nach dem Ziel benannt sind die Wester- und die Oster-Marktstraße, die Wester-Hafenstraße in Friedrichstadt, die Brückenstraße in Heiligenhafen, Neustadt, früher auch in Kiel, die jetzige Holstenstraße. Von den Burg- und Schloßstraßen und -Gängen gehören wohl die in Hadersleben, Apenrade, Flensburg, Tondern, Kiel, Eutin, Neustadt hierher, ferner manche nach Thoren, Kirchen, Hospitälern, Rathäusern 2c, zu denen sie eben führen, benannte Straßen in vielen Städten der Herzogtümer.

Das entferntere Ziel zur Bezeichnung der dorthinführenden Straße zu wählen, war besonders für den dort unkundigen Wandrer von Vorteil. Eckernförde hat eine Kieler Straße, desgl. Neumünster und Eutin, letzteres auch eine Lübecker Straße, Lütkenburg einen Kieler Weg und einen Helmstorfer Weg 2c.

4. Stand und Volkstum der Anwohner oder eines hervorragenden Teils derselben sind es ferner, nach denen manche Straßen benannt sind.

In Sonderburg hatten die Kesselschmiede, in Husum die Krämer, in Tönning die Rademacher, in Friedrichstadt die Lohgerber, in Krempe die Höker, in Kiel die Walker &c. ihre besondere Straße oder ihren Damm, Papen und Priester ihre Twiete oder Straße in Meldorf, Itzehoe, Kiel und Hadersleben &c.

5. Auch der Eindruck den die Straße auf die Sinne machte, ist oft für ihre Benennung maßgebend gewesen. Eine lange Straße haben Hadersleben, Schleswig, Kiel, Plön, Oldesloe, Lauenburg, eine kurze Rendsburg, eine kleine Eckernförde, eine große Tondern, Husum, Hadersleben, Apenrade, Sonderburg, eine hohe und niedere Straße Hadersleben &c., eine neue Apenrade, Flensburg, Tönning, Friedrichstadt, einen Hohlweg Flensburg, eine hohle Gasse Husum &c.

6. Pflanzen und Tierreich haben ebenfalls mit ihren Namen zur Bildung von Straßennamen Stoff gegeben. Eine Blumenstraße hat Heide, Rosen bestimmten die Benennung von Straßen in Eckernförde, Rendsburg, Kiel, Heide, Lütkenburg, Neustadt, Lilien in Friedrichstadt und Rendsburg, Flachsblumen in Friedrichstadt, Violen, Tulipanen nur im Rendsburger Neuwerk, Petersilie in Apenrade. Äpfel geben einer Rendsburger Straße ihren Namen. Wie in Schleswig und Lauenburg die Hunde, in Schleswig die Kälber, die „Hester", selbst die Kapaunen, in Flensburg und Apenrade die Kühe &c. zu den nach ihnen benannten Straßen in Beziehung stehen, ist schwer zu sagen.

7. Zu Ehren fürstlicher Stellung sind außer Friedrichstadt (die Prinzen- und Prinzessinnenstraße) auch die im Rendsburger Neuwerk liegenden Königin-, Kronprinzen- und Kronprinzessin-Straße benannt. Königs-Straßen mit ursprünglich anderem Sinne giebt es in Kiel (Königsweg), Oldesloe, Eutin, Neustadt, Glückstadt, Altona. In den letzten Jahren angelegte Kieler Straßen tragen ihre Namen zu Ehren und Gedächtnis verdienter Männer der älteren und neueren Geschichte unseres engsten Vaterlandes (Schauenburger, Adolf-, Lornsen-, Jungmannstraße &c., Beseler-, Reventlou-Allee &c.) —

Nachdem der Herr Verfasser in den jetzt folgenden Abschnitten die Benennung der Altonaer Straßen kurz besprochen, folgt die schon oben angedeutete ausführliche Untersuchung über die Kieler Straßennamen, eine Arbeit, deren Früchte zu genießen nicht nur allein den Kielern höchst lehrreich und interessant ist. Die vorstehenden Mitteilungen zeigen, ein wie reicher und anregender Inhalt in der kleinen Schrift geboten wird, und daß dieselbe nicht bloß für Kieler von Interesse ist.

Kiel. Kröger.

Beobachtungen und Gedanken über das Wandern der Vögel.

Von Thiessen, Lehrer emer. in Meldorf.

Zugvögel sind diejenigen, welche im Herbste ihre Heimat verlassen und nach dem warmen Süden ziehen, zur Frühlingszeit aber ihre Heimat wieder aufsuchen. Die Strichvögel bleiben in ihrer Heimat, wechseln aber von Zeit zu Zeit ihren Standort, wenn Nahrungsmangel sie treibt, ergiebigere Gebiete aufzusuchen, und die Standvögel harren ruhig auf dem Platze aus, der von Geburt an ihnen lieb und traut geworden ist. So ungefähr lautet die schulwissenschaftliche Erklärung.*) — Doch, wenn wir nun die Vogelwelt im Winter beobachten und fragen: welche heimische Vögel gehören denn zu den Zugvögeln? so stößt uns gleich ein Zweifel an der Genauigkeit der obigen Erklärung auf. Gehört der Buchfink zu den Zugvögeln? Naturwissenschaftliche Werke und Reiseberichte aus dem Süden erzählen uns, daß derselbe im Herbst unter den Wandervögeln in den Mittelmeerländern angetroffen wird, ja auch wohl die Reise über das Meer wagt. Darnach wäre er also ein Zugvogel. Aber wir haben den Fink doch auch im Winter unter dem zudringlichen Spatzenvolk auf den Höfen seiner Nahrung nachgehen sehen, freilich nicht so frech herausfordernd wie der Spatz und bedeutend nobler sich benehmend. Also: halb Zugvogel und halb nicht. Professor Marshall in Leipzig will bemerkt haben, daß die Weibchen mit den erst einen Sommer alten Jungen im Herbste die Heimat verlassen, die stärkeren Männchen, die man leicht an dem lebhafteren Kolorit ihres Gefieders erkennen kann, aber in ihrer Heimat bleiben. Das mag im ganzen wohl zutreffend sein und die Wahrscheinlichkeit spricht auch dafür, daß die Schwächeren, die dem Winter erliegen würden, beizeiten ein wärmeres und nahrungsreicheres Klima aufsuchen; aber wer sagt's ihnen denn: du mußt fort, und du darfst hier bleiben? Ja, da stehen wir vor einem Geheimnis der Natur, das schon manchen stillen Beobachter zum Nachdenken veranlaßt hat. — Schreiber dieses hat im verflossenen strengen Winter (1890/91) die Vogelwelt mit Aufmerksamkeit betrachtet und es bestätigt gefunden, daß die Mehrzahl der zurückgebliebenen Finken Männchen waren, aber es fanden sich doch auch nicht wenig Weibchen darunter; also von den Weibchen werden auch einige, die sich stark genug fühlten, dem Winter

*) Rohweder unterscheidet: Jahresvögel, Sommervögel, Wintervögel, Durchzugsvögel und Gäste. Die Vögel Schleswig-Holsteins S. 4. D.

Trotz geboten haben. Oder war's vielleicht eheliche Treue, die ihnen bei den bleibenden Männchen auszuharren gebot?

Ein zweiter Vogel, halb Zug-, halb Standvogel, ist die Goldammer, die während des Winters die Höfe auf dem Lande aufsucht und in der Nähe der Scheunen und Dreschtennen ihre Nahrung findet, ja mitunter wohl gar in das Innere der Scheunen eindringt, wo sie freilich Nahrung genug hat, aber stets vor den lauernden Feinden auf der Hut sein muß. Wahrscheinlich wird hier auch die Stärke den Ausschlag geben, ob hier bleiben oder wegziehen. Fügen wir diesen Beispielen noch einige hinzu: die Haubenlerche, die Schwarzdrossel, der Stieglitz, ja gar der Hänfling ist mitten im Winter von uns beobachtet. Vor einigen Jahren stellten sich mitten im Winter plötzlich Hunderte von Goldhähnchen ein, die im hiesigen Vergnügungsgehölz dem Erlensamen nachgingen; freilich fand man nach einigen Tagen mehrere davon tot auf der Erde liegen. Auch der Zaunkönig wird mitunter als Zugvogel aufgeführt, obgleich derselbe bei gutem Humor dem Winter Trotz bieten kann. Wir könnten die Reihe der zweifelhaften Zugvögel noch fortsetzen; doch sei es mit den aufgeführten Exemplaren genug — und fügen wir noch eine Beobachtung hinzu: Es will uns scheinen, daß gerade in dem verflossenen, sehr starken Winter recht viele Gäste hier geblieben sind, mehr als in anderen, ungleich milderen Wintern. Woher mag das kommen? vorausgesetzt, daß unsere Vermutung uns nicht trügt. Ich schreibe es dem langandauernden milden Herbst zu, der sie betrog, und als nun der Winter in seiner Strenge kam, da war ihnen vielleicht der Fortzug wegen Schwäche nicht mehr möglich.

Welche Vögel sind denn nun Zugvögel im strengen Sinne des Worts? Alle diejenigen, welche Jahr für Jahr zu einer bestimmten Zeit ohne Ausnahme ihre Heimat verlassen und den warmen Süden aufsuchen und ebenfalls zu einer bestimmten Zeit wieder in ihr Heimatsland zurückkehren.

Was die Zeit anbetrifft, so scheint die Rückreise in die Heimat genauer an bestimmte Termine gebunden zu sein als die Wegreise nach dem Süden. So langte der Star hier schon an, als noch alles in eisigem Froste starrte; ja, schon im Anfang März sah ich eine vereinzelte Bachstelze im tiefen Schnee waten und kümmerlich ihre Nahrung suchen; vielleicht ist sie dem Froste nach wenigen Tagen erlegen, und etwa 14 Tage darnach, als freilich der Schnee abgeschmolzen war, bemerkte ich ein zweites Exemplar. Und heute, den 3. April, sehen wir die ersten Störche. Was bewog diese Tiere, die schönen südlichen Gefilde zu verlassen, um hier dem rauhen Winter in die Arme zu eilen? Ist es die

Liebe zur Heimat, zu dem Lande, wo sie geboren sind, die sie forttreibt aus der ungemütlichen Fremde? Wer antwortet uns darauf? Der Wegzug scheint, wie schon gesagt, nicht an so bestimmte Termine geknüpft zu sein. Ja, wenn der Herbst recht milde ist, so treten die Ziehenden nur zögernd, nach wiederholter Zusammenkunft, die Reise an, und fast wehmütig will es uns gemuten, wenn sie nun auf einmal sich erheben und zwitschernd ihrer Heimat Valet sagen. Wer dächte dabei nicht an den Wegzug der Schwalben?

Wenn wir eine Musterung anstellen über die Vögel, welche wirkliche Zugvögel, halbe Zugvögel und wahre Standvögel sind, so finden wir, daß größtenteils alle diejenigen, welche sich ausschließlich von Würmern und Insekten, sowie von kaltblütigen Wirbeltieren nähren, wegziehen, diejenigen aber, deren Nahrung in Sämereien, gemischt mit Insekten, besteht, entweder nur teilweise fortziehen oder gänzlich in ihrer Heimat bleiben. Der Grund dürfte leicht zu finden sein. Erstere würden im Winter, da alles Leben erstarrt, verhungern müssen, während letztere noch immer eine Kleinigkeit finden, um ihren Hunger zu stillen, wenn ihr Tisch auch schmal gedeckt sein wird unter der Herrschaft des Gestrengen. In erster Linie dürfte also der Nahrungsmangel Grund des Wegzugs sein. Dagegen scheint freilich wieder die Thatsache zu sprechen, daß mancher Wanderer, z. B. der Storch, uns schon wieder verläßt, wenn sein Tisch hier noch recht reichlich gedeckt ist. Auffallend ist auch, daß die Kohlmeise und der Zaunkönig, die doch allein auf Fleischkost angewiesen sind, bei uns im Winter ausharren. Aber, wenn man diese lieblichen Vögel im Winter bei ihrer Nahrungssuche beobachtet, so wundern wir uns nicht so sehr, daß sie im Winter hier ausharren können. Wie geschickt versteht die Meise sich an die Äste und Zweige der Bäume anzuhäkeln, um das Geschmeiß, das in den Ritzen der Rinde oder angedrückt am Stamme den Winterschlaf hält, herauszuholen, und wie behende schlüpft der Zaunkönig durch die dicht verwachsenen Gesträuche und Hecken, um sich eine Larve zur Tageskost zu holen. Auch der Baumläufer, den wir oft an Wintertagen den Stamm hinaufklettern sehen, versteht in Frost und Schnee sich zu ernähren.

Was schließlich die Strichvögel anbetrifft, so sind wir gezwungen, auch bei diesen einen Unterschied zu machen. Einige wandern in geordneten Zügen, ein festes Ziel vor Augen, her und hin; andere sind mehr gelegentliche Streifer, die bei ihrem Fluge sich an keine Ordnung binden und auch nicht so entschieden von der Örtlichkeit abhängig sind. Was erstere anbetrifft, so geht der Zug an der Westküste Schleswig-Holsteins meerwärts oder landeinwärts, also von Osten nach Westen oder um-

gekehrt. So hören wir im Spätherbst, wenn der Winter im Anzuge ist, die Züge der Wildgänse über unseren Häuptern wegziehen, die Richtung nach dem Meer verfolgend, wo sie, wenn die Binnengewässer sich mit Eis überziehen, noch eine offene Wasserfläche antreffen. Meistens ist der aus 20—30 und mehr bestehende Zug in Keilform geordnet, mitunter bildet derselbe auch eine grade Linie; der Grund dieser Anordnung ist natürlich die dadurch bewirkte Erleichterung des Fluges. Wenn der Tauwind die Binnenseeen wieder zugänglich macht, so kehren sie in gleichen Zügen wieder nach dem Lande zurück. Meistens fliegen sie in der Dämmerung, seltener am hellen Tage; ob auch in der Tiefe der Nacht, darüber steht mir keine Erfahrung zu Gebote. Der Reiher zieht immer paarweise, nur ganz vereinzelt allein, und die Landleute haben sich aus dem Zuge des Reihers eine Wetterregel herausgebildet: wenn der Reiher nach dem Heven (Meer) zieht, steht eine Witterungsveränderung bevor; ebenfalls, wenn er nach dem Klever (Geest oder vielmehr Dünen) zieht.

Mehr gelegentlich herumstreifend, erscheint die Seemöve zu Zeiten in großer Anzahl auf dem Lande, mitunter mehrere Meilen landeinwärts ziehend. Der Landmann nennt diese Vögel Außendeichs-, auch wohl Unwettervögel, ersteres, weil ihr gewöhnlicher Aufenthalt der Meeresstrand, jenseits des Seedeiches ist, letzteres, weil ihr plötzliches Erscheinen binnendeichs Sturm und Unwetter verkündet, und je weiter sie ins Land hineinziehen, desto länger soll die unbeständige Witterung anhalten. Bei sehr beständiger, schöner Witterung fliegen sie auch ebenso viele Meilen ins offene Meer hinaus; dann sieht man sie seltener am Strande.

Was die Möven auf dem Meere, das sind die Krähen auf dem Lande. Auch diese sind gesellig lebende Vögel, die geschickt mit ihrem Schnabel das Gewürm aus dem Erdboden herauszuklauben verstehen. Am Tage halten sie sich mehr zerstreut auf den Äckern und Weiden auf, wo sie am reichlichsten ihre Nahrung finden. Am Abend haben sie meistens einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt, am liebsten in einem kleinen Walde oder wo keine Wälder sind, wie in der Marsch, in einem größeren Baumgarten, wo mitunter alle Bäume mit ihnen angefüllt sind, und je höher die Bäume, desto lieber; in niederem Gesträuch oder in Baumgruppen, wo die Bäume noch nicht ausgewachsen sind, schlagen sie selten ihre Nachtherberge auf, unzweifelhaft aus dem Grunde, weil solche Örtlichkeiten nicht Schutz genug bieten gegen die im Finstern schleichenden Räuber der Nacht. Mitten in der Marsch im Kirchspiel Wöhrden ist ein großer Bauernhof mit einem parkähnlichen Garten, der im Volksmunde lange Zeit der „Kreienhof“ hieß. Ob sie in der Nacht auch, wie man von den Gemsen behauptet, Wachen aufstellen, ist wohl

noch nicht ermittelt, aber wenn man in der Nacht sich ihrem Sammelplatz nähert, so hört man unterbrochen einzelne Rufe, die man wohl als Warnungsrufe deuten kann. Mit aufgehender Sonne hört man erst einzelne und bald mehrere Rufe und nach und nach sieht man die ganze Gesellschaft in kleinen Trupps sich auflösen und ihrer Nahrungsstätte zufliegen.

Im Herbst, wenn der Landmann den Acker zur Saat bestellt, wobei selbstverständlich viele Würmer aus dem Untergrunde, wohin der Schnabel der Krähe nicht reicht, herausgehoben werden, sammelt sich alsbald eine große Schar von Krähen auf dem gepflügten Lande, wo ihnen der Tisch so reichlich und wohlschmeckend gedeckt ist, und der Landmann sieht diese Kostgänger gerne, weil sie seinen Acker vom Ungeziefer reinigen. Mit den Krähen in Gesellschaft erblickt man dann auch wieder die Möven, die dort eine bessere Tafel vorfinden als am Meeresstrande; dann sind sie auch für den Landmann nicht Unwetterpropheten, sondern willkommene Gäste.

Von den Vögeln, deren Heimat die nordischen Länder sind und die als Wintergäste bei uns weilen, ist die Nebelkrähe wohl der bekannteste. Schon im November langt diese bei uns an und während des Winters treibt sie mit den andern Krähen auf dem Felde und in den Örtern umher, um Nahrung zu suchen. Noch in der ersten Hälfte des März sehen wir sie vereinzelt unter den heimischen Krähen; jetzt im Anfang April trifft man sie nicht mehr an, sie hat ihre Sommerwohnung im Norden wohl wieder aufgesucht. Einzelne sollen auch im Sommer hier gesehen worden sein, doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, ein brütendes Paar in unsern Wäldern aufzufinden.

Unsere Drosselfänger fangen oft auf ihren letzten Dohnengängen, wenn der Winter schon mit seinem kalten Hauch unsere Fluren verödet hat, einen bunten Vogel mit seidenartigem Gefieder und von der Größe der Finken, den Seidenschwanz, den wir im Sommer nicht in unsern Wäldern finden. Er ist also ebenfalls ein Wintergast aus dem Norden.

Doch dürfte es noch zweifelhaft sein, ob er bloß auf seinem Durchzuge begriffen ist, oder sein Winterquartier bei uns aufschlagen will. Mitten im Winter habe ich ihn noch nicht im Walde gesehen. Es scheint auch, als ob er nicht regelmäßig Jahr für Jahr wandert, denn oftmals trifft man ihn im Herbste gar nicht an, während er in andern Jahren wieder recht zahlreich auftritt. Die Drosselfänger verkündigen dann einen strengen Winter.

Vor mehreren Jahren traf ich auf dem Spaziergange mitten im Winter einen Trupp fremder Vögel an, die, sehr beweglicher Natur, scheu das Weite suchten, wenn man sich ihnen näherte. Zu Hause gekommen,

suchte ich in einem naturgeschichtlichen Werke diese Fremdlinge näher zu bestimmen, und ich kam auf die Vermutung, daß es die Schneeammern sein mußten.

Als beständigen Wintergast können wir also wohl die Nebelkrähd aufführen, während andere nur in einzelnen Jahren, wahrscheinlich, wenn der Winter im Norden gar zu herrisch auftritt, ihr Quartier bei uns aufschlagen.

Ein Standvogel im wahren Sinne des Wortes ist der Spatz; vielleicht auch ist die Elster dahin zu rechnen; die Krähe ist nicht ein so ausgeprägter Standvogel wie diese.

Am meisten Interesse für uns haben, was das Wandern der Vögel anbetrifft, diejenigen Wanderer, die typische Zugvögel sind. Über die Zeit ihres Wegzugs und Wiederkehrens sind von Naturfreunden schon oft Beobachtungen angestellt, aber wie uns scheinen will, noch nicht in der Ausführlichkeit, daß man daraus bestimmte Schlüsse ziehen kann. Im allgemeinen kann man wohl die Regel aufstellen, daß am frühesten diejenigen wieder ihre Heimat aufsuchen, die ihre aus Gewürm und Insekten bestehende Speise auf dem freien Felde aufsuchen, wohingegen diejenigen, deren Aufenthalt und Nahrungsquelle der belaubte Baum ist oder die in der Luft den Insekten nachjagen, erst mit dem Beginn des Laubausbruchs wiederkehren; ihr Erscheinen im Frühling richtet sich also weniger nach bestimmten Terminen als nach dem Fortschritt der Vegetation. Sie finden deshalb auch einen reich gedeckten Tisch vor und lernen die Tücken des Vorfrühlings gar nicht kennen. Diese sind auch meistens die besten Sänger, und mit ihrem Erscheinen belebt sich erst die Natur in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit.

Was den Wegzug anbetrifft, so hat man wohl als Regel aufgestellt, daß diejenigen Vögel, die am frühesten ankommen, am spätesten wegziehen und umgekehrt. Allerdings trifft das wohl bei den meisten zu; doch macht der Storch eine rätselhafte Ausnahme von dieser Regel.

Einige Vögel haben hinsichtlich ihres Kommens und Gehens in der Volkssage und dem Volksglauben eine besondere Bedeutung gefunden; namentlich sind hierhin zu rechnen: der Storch, die Schwalbe und der Kukuck. Von einem langsam hinsiechenden Kranken spricht man wohl im Winter: er wird den Kukuck nicht wieder hören. Ein gutes Zeichen der Besserung soll es aber sein, wenn er den Kukuck wieder hört. Ob hier ein Aberglaube zu Grunde liegt, oder diese Annahme auf die Beobachtung sich gründet, daß die gefährlichste Zeit für solche Kranke die Zeit des Laubausbruchs ist?

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte. 9. Heft. Kiel 1891. In Komm. von Eckardt's Verlag. CXII u. 20 S. Prs. 2,40 M. Über Herrn Prof. Jansens inhaltreiche und anregende Abhandlung: Die Stadt Kiel und ihr Weichbild im Munde der Vorzeit ist an einer andern Stelle dieses Heftes eingehend berichtet. Mit dem neu ausgegebenen 9. Hefte beginnt die Herausgabe des zweiten Kieler Stadtbuches, zu dem die Einleitung im vorliegenden Heft enthalten ist. Der Herausgeber, Herr Chr. Reuter, macht die Leser im 1. Kap., nachdem er die Bedeutung der Stadtbücher als historische Quelle und Entstehung, Zweck, Inhalt und Anlage der Stadtbücher überhaupt dargelegt hat, mit den Äußerlichkeiten der gut erhaltenen Kieler Pergamenthandschrift des Rentebuches, aber auch mit dem Inhalt derselben im allgemeinen bekannt. Kap. 2 behandelt die Rechtsgeschäfte, Kap. 3 die Ergebnisse des Rentebuchs für die Geschichte der Stadt Kiel — für die meisten Leser zweifellos der anregendste Abschnitt. Im 4. Kap., welches „Die Hopfenhöfe" überschrieben ist, werden aus einer „Einlage" des Kieler Rentebuches Mitteilungen über den Hopfenbau in Schleswig-Holstein, besonders aber in Kiel gemacht. — Der Arbeit ist eine Karte beigelegt, die zeigt, welche Gegenden und Ortschaften Holsteins hauptsächlich bei der Besiedelung Kiels die Einwohner abgegeben haben. Die Arbeit ist für die Geschichte Kiels, aber auch weiterer Kreise unserer Heimat von einer solchen Bedeutung, daß die Heimat die Ergebnisse der Arbeit später noch kurz mitteilen muß.

An diese Arbeit reiht sich eine kurze Geschichte der Wiederherstellung der Klosterkirche.

Den Schluß des Heftes bilden Vereinsangelegenheiten. Hoffentlich tragen die wertvollen Arbeiten in den Mitteilungen der Gesellschaft dazu bei, derselben neue Mitglieder zuzuführen. Neu eintretende Mitglieder erhalten, soweit der Vorrat reicht, die bisher erschienenen Hefte unentgeltlich nachgeliefert. D.

J. Voß. Chronikartige Beschreibung der Insel Fehmarn. 2. Teil. Burg a. F. Kommissions-Verlag N. Dose. 151 S. Preis ?.

Der erste Teil ist dem Unterzeichneten noch nicht bekannt geworden. Dieser zweite Teil behandelt die Zeit von 1657, dem Polackenkriege, unter dem auch Fehmarn zu leiden hatte, bis zum Jahre 1876. Die Erzählung von den wechselnden Schicksalen der Insel und seiner echt deutschen Bewohner, die mehrfach ihr Eiland selbst verteidigen mußten, ist ein wertvoller Beitrag zur Kunde unseres Landes und seines Volkes. Es ist nicht möglich, den reichen Inhalt kurz wiederzugeben. D.

Schriften des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Band IX. 1. Heft. Kiel in Kommission bei Ernst Homann. 178 Seiten. Einzelpreis 4 Mark.

Herr G. Lüdeling berichtet über erdmagnetische Messungen im physikalischen Institute der Universität in Kiel. Dr. Knuth schildert die Pflanzenwelt der nordfriesischen Inseln. Herr Reinbold setzt seine Arbeit über die Tange der Kieler Föhrde (s. Heimat 1891, Maiheft S. 103 bis 104) fort. Er behandelt diesmal die Rottange (Rhodophyceen). Der Verfasser giebt Artbeschreibungen, einen Schlüssel zum Auffinden der Gattungen und erläuternde Bemerkungen über Vorkommen von Synonymen und darüber, wo die Pflanze abgebildet ist.

Zum Schluß folgt die an anderer Stelle ausführlich mitgeteilte Aufforderung zur Mitarbeit an einer Zusammenstellung der Litteratur der Landes- und Volkskunde Schleswig-Holsteins und ein Bericht über die Bibliothek und den Lesezirkel des Vereins. Dies wie das im Maiheft 1891 angezeigte letzte Heft des VIII. Bandes lassen erkennen, daß auch dieser Verein mit Erfolg an der Förderung unserer Landeskunde arbeitet.

D.

Adolph Hanssen. Schulwandkarte von Schleswig-Holstein nach den Meßtischblättern, Meyns geologischer Karte u. a. bearbeitet. 4 Blätter. Verlag Eckardt & Breymann (Haeselersche Buchhandlung in Kiel. Preis 8 M., aufgezogen mit Stäben 14 M.

Die Karte ist nach den besten vorhandenen Quellen mit großer Sorgfalt gezeichnet. Durch drei Farben, grün, gelb und grau, werden die drei geologisch und landwirtschaftlich unterschiedenen Bodenarten: Marsch, Geschiebesand und Geschiebelehm gegeneinander abgegrenzt. In eigenartiger Weise hat der Verfasser verstanden, gleichzeitig die Höhenverhältnisse in 5 Schichten klar und deutlich darzustellen. Die Küste ist durch eine kräftige dunkelblaue Linie umrandet; die Seeen sind ebenfalls blau gezeichnet, die Flüsse als kräftige schwarze Linien dargestellt. Ortschaften sind recht zahlreich eingetragen, doch so klein bezeichnet, daß sie das Kartenbild nicht stören. Feine rote Linien grenzen die Kreise gegeneinander ab, und kräftige Linien gleicher Farbe bezeichnen die Grenzen gegen die Nachbarländer. — Die Karte wird der Schule bei der Einführung in die Geographie unserer Heimatprovinz gute Dienste leisten; sie wird aber auch für alle von Interesse sein, die sich ein deutliches Bild von den Bodenverhältnissen unseres Landes machen wollen, da hier zum ersten mal geologische Verhältnisse und Höhenlage auf einer Karte dargestellt sind. D.

Aufforderung zur Mitarbeit an einer Zusammenstellung von Litteratur der Landes- und Volkskunde in Schleswig-Holstein.

Unter dieser Überschrift legt unser Vereinsmitglied, Lehrer A. P. Lorenzen in Kiel, Muhliusstraße 99 I, die Bedeutung einer Zusammenstellung der Litteratur für die Landes- und Volkskunde Schleswig-Holsteins dar und giebt im Anschluß an die „Normalbestimmungen der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland" eine Übersicht über den Inhalt „der Litteratur der Landes- und Volkskunde Schleswig-Holsteins", wie folgt:

I. Bibliographie der landeskundlichen Litteratur, Geschichte der Landeskunde und Verwandtes.
II. Landesvermessung, Karten und Rezensionen derselben; Pläne und Ansichten.
III. Landeskundliche Gesamtdarstellungen und Reisewerke über das ganze Gebiet.
IV. Landesnatur: Allgemeines, Oberflächengestaltung und geologischer Bau, Gewässer, Klima, Pflanzen- und Tierwelt.
V. Bewohner: Allgemeines, Anthropologie und Vorgeschichte, Gaukunde, Territorial-Entwicklung, allgemeine Siedelungskunde und sonstiges Geographisch-Historische; Mundartliches, Sprachgrenzen und Ortsnamen; Sitte, Brauch, Sage und Aberglaube; Bevölkerungsstatistik, Gesundheitsverhältnisse, wirtschaftliche Kultur, Industrie, Handel und Verkehrswesen und geistige Kultur.
VI. Zusammenfassende Landeskunde einzelner Bezirke und Ortschaftskunde mit ähnlichem Inhalt wie I. bis V.

Dies der Inhalt in seinen Hauptzügen, wie sie vorläufig, aber mehr ins einzelne gehend, entworfen sind. Aufzuführen sind nicht bloß die selbstständig erschienenen Abhandlungen, sondern vor allen Dingen gilt es, die hervorzusuchen, welche in Zeitschriften, Programmen, Jahresberichten oder gar in Tagesblättern veröffentlicht sind.

Da diese Arbeit die Kraft eines Einzelnen weit übersteigt, so bittet Lorenzen alle Freunde der schleswig-holsteinischen Landes- und Volkskunde, ihm ihre Unterstützung zu teil werden zu lassen und besonders ihm schon gesammelte Litteratur-Nachweise über einzelne Zweige der Landes- und Volkskunde oder über einzelne Bezirke zur Vergleichung und Ergänzung zukommen zu lassen. — Manche Schriften, welche selten oder wenig bekannt, aber für die Landeskunde von Bedeutung sind, werden noch in öffentlichen, Anstalts-, Vereins- und Privatbibliotheken zu finden sein.

Allen, welche mit sammeln und suchen helfen wollen, sendet Lorenzen auf Wunsch gedruckte Blätter zum Eintragen der nötigen bibliographischen Angaben. Da das ganze Unternehmen alle Arbeiten auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde erleichtern wird, da wir erst durch dasselbe eine genaue Übersicht über das erhalten, was unsere Vorfahren zur Landes- und Volkskunde beigetragen haben, so werden hoffentlich auch Mitglieder des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde bereit sein, mit sammeln und arbeiten zu helfen. H. Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 2. Februar 1892.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

Von H. Ehlers in Altona.

Dem ersten Heft des Werkes: „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft" von Dr. Richard Ehrenberg*) sind inzwischen das zweite und dritte gefolgt, welche den hohen Erwartungen, die man von der Fortsetzung hegen durfte, vollkommen entsprechen.

Der Inhalt des zweiten Hefts, in welchem an der Hand bisher unbekannter Urkunden „die Altonaer Fischer und ihr Streit mit dem Hamburger Fischeramte" ausführlich behandelt werden, ist für weitere Kreise nur insofern von Interesse, als der Ausgang des Streits für die wirtschaftlichen Anschauungen des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnend ist. Bei dem Fischreichtum der Unterelbe war die Hamburger Fischerei schon lange vor der Entstehung Altonas zu erheblicher Bedeutung gelangt; sie lag jedoch in den Fesseln des Zunftzwanges. Die ältesten Satzungen des Hamburger Fischeramts, welche im Jahre 1375 in die auf Anordnung des Rats veranstaltete Sammlung von Zunftrollen aufgenommen wurden, „weisen bereits deutlich den Zunftcharakter auf; denn sie enthalten zahlreiche, die Konkurrenz unter den Amtsbrüdern einschränkende Bestimmungen, wie auch einzelne auf den Fischereibetrieb bezügliche technische Vorschriften, und sie setzen die Höchstzahl der Mitglieder auf 50 fest." In diesen Satzungen wurde den Unterthanen der Schauenburger Grafen gestattet, die selbstgefangenen Fische zweimal wöchentlich auf dem Hamburger Markt zu verkaufen. Diese Erlaubnis wurde von dem Rate offenbar in der Absicht gegeben, die Bürger gegen

*) Vgl. Jahrgang I der „Heimat", Maiheft. S. 81—85.

Fischmangel und Überteuerung zu schützen. Als nun mit der Zeit die Fischer der benachbarten Landschaften ihre Ware in immer größeren Mengen zum Verkauf brachten, entstand zwischen ihnen und den Hamburgern ein langwieriger Streit, der häufig sogar in Thätlichkeiten ausartete. Verschärft wurde er noch dadurch, daß die Altonaer Fischer, welche dem beengenden Zunftzwange nicht unterlagen, sich im Anfange des 17. Jahrhunderts zu sogenannten Maskopeyen oder Gesellschaften vereinigten, und zwar in der Weise, daß einer die gefangenen Fische auf den Markt brachte, während die andern unausgesetzt weiter fischten, ein Betrieb, der den Hamburger Fischern durch ihre Zunftgesetze untersagt war. Der unerquickliche Streit wurde nun nicht etwa dadurch beigelegt, daß man auf hamburgischer Seite die Fischer von den Fesseln des Zunftzwanges befreite, damit sie dem aufstrebenden Wettbewerb der Altonaer wirksam begegnen könnten, sondern dadurch, daß die Gerechtsame der letzteren mit ihrer Zustimmung durch eine Verordnung des Pinneberger Drosten vom Jahre 1632 ebenfalls zunftmäßig beschränkt wurden. Seitdem war die Fischereigerechtigkeit untrennbar mit 18 bestimmten Häusern in Altona verbunden und vererbte sich mit diesen. Diese engherzige Abschließung machte ein weiteres Aufblühen der Altonaer Fischerei zur Unmöglichkeit. „Wir erinnern uns hierbei unwillkürlich der Thatsache," sagt Ehrenberg in diesem Zusammenhange, „daß die holländische Fischerei gerade um dieselbe Zeit sich ganz neu und großartig zu entfalten begann, daß auch England bald darauf diesem Beispiele gefolgt ist, während man in Deutschland — wir wissen es zur Genüge und spüren die Wirkungen bis zum heutigen Tage — nicht über kümmerliche Anfänge hinauskam, und nur die arktische Fischerei einiger Seestädte auch bei uns zeitweilig einen größeren Aufschwung nahm. Niemand soll glauben, hierfür etwa ausschließlich den dreißigjährigen Krieg verantwortlich machen zu können. Nicht dieser war der Hauptgrund unseres Zurückbleibens, sondern die Zähigkeit, mit der die Fischerei wie das gesamte übrige Gewerbe Deutschlands an den Formen des Mittelalters haftete. Nichts Lehrreicheres kann es in dieser Richtung geben, als die Entwickelung der Altonaer Fischerei, die doch nur im Kampfe mit dem Zunftzwange zu einiger, sogar zu verhältnismäßig großer Bedeutung gelangt war; denn um das Jahr 1639 gab es in Altona 18, in Hamburg 30 und in Blankenese 45 Fischereigerechtigkeiten. Aber gerade das Wort „Fischereigerechtigkeit" liefert uns den Schlüssel für die Thatsache, daß auch die Altonaer Fischerei über die Entwickelungsstufe, welche sie in den ersten hundert Jahren ihres Bestehens erreichte, nicht hinauskommen konnte."

Von allgemeinerem Interesse als das zweite ist das dritte Heft, weil dessen Inhalt mehr Beziehungen zur allgemeinen Kulturgeschichte darbietet. Das erste Kapitel handelt von Wirtshäusern, Accise und Bierbrauereien. Neben dem Fischfange war die Krügerei das älteste Gewerbe Altonas, zu dessen Aufblühen sie nicht unwesentlich beigetragen hat. Vor der Entstehung Altonas gab es in der ganzen Gegend nur zwei Krüge, den Ottenser und den Nobiskrug, von denen der letztere besonders bemerkenswert ist. Er lag auf Hamburger Gebiet, in der vom Grenzbache durchflossenen Einsenkung zwischen dem „Hamburger Berg", auf dem jetzt St. Pauli liegt, und dem „Heuberg", auf welchem Altona erbaut ist. Seine Lage wird noch heute durch das sog. Nobisthor zwischen der Altonaer Reichenstraße und der Langenreihe St. Paulis bezeichnet. Höchst interessant sind die beiden von Ehrenberg gegebenen Erörterungen über die Bedeutung des Namens, deren eine von dem Verfasser stammt, während die andere von einem Hamburger Forscher, dem Dr. med. Caspar, herrührt, der sich eingehend mit den in Niederdeutschland gar nicht seltenen Nobiskrügen beschäftigt hat und sich zu einer Auseinandersetzung über dieselben hat bereit finden lassen. Ersterem scheint es wahrscheinlich, daß der Name von den Grenzstreitigkeiten zwischen Hamburg und Altona herrührt, in denen Hamburg den Sieg davontrug. Durch den an der äußersten Grenze erbauten „Nobiskrug" wollte nun der Sieger das streitige Gebiet triumphierend als »nobis«, d. h. „uns", den Hamburgern, gehörend bezeichnen. Caspar deutet dagegen den Namen als „Hölle", d. h. den Aufenthaltsort der Verstorbenen, und erblickt in den sumpfigen oder doch wasserreichen Örtlichkeiten, an denen dieser Name haftet, Begräbnisstätten unserer heidnischen Vorfahren. Diese Auffassung stützt sich einesteils darauf, daß man von einem längst Verstorbenen säge: „De is nu all lang in Naberskroch", und von einem soeben Geschiedenen: „Nu is he all na Naberskroch", andernteils auf die sprachliche Ableitung des Wortes Nobiskrug. Caspar nimmt nämlich mit Kilian an, daß „Nobis" entstanden ist aus »in obis«, daß die Formen „Nabers" und „Nobels" dagegen korrumpiert sind, daß ferner »obis« abzuleiten ist von dem griechischen abyssos, ital. nabisso, was Abgrund, Tiefe, Unterwelt, Hölle bedeutet. Die Annahme, daß die Entstehung der „Nobiskrüge" in die heidnische Zeit zurückreiche, findet er bestätigt durch die üble Bedeutung, welche die Sprache später dem Worte beigelegt hat, indem sie dasselbe auf die Hölle im neueren Sinne, auf den grauenhaften Ort für die Seelen der Verdammten, anwendete, sowie durch den Umstand, daß er Teufel nicht nur als „Höllenwirt", sondern auch als „Wirt aus

dem Nobishause", als „Nobiswirt" bezeichnet wird. Endlich beruft er sich für seine Auffassung noch darauf, daß es in der Nachbarschaft des Hamburger Nobiskrugs mehrere nach dem Teufel benannte Örtlichkeiten giebt, wie z. B. Teufelsbrück, Övelgönne, in welchem Worte schon Grimm die Beziehung auf Teufel und Hölle nachgewiesen habe. Demgegenüber hält Ehrenberg seine Ableitung aufrecht. Er findet den Zusammenhang des griechisch-romanischen abyssos mit den nur in Niederdeutschland vorkommenden Nobiskrügen sehr locker, bestreitet, daß es bei den alten Deutschen Sitte gewesen sei, die Toten in feuchten Niederungen zu bestatten, und weist vor allem darauf hin, daß die Verwendung des Wortes Nobiskrug im Sinne von Hölle erst in neuerer Zeit üblich geworden zu sein scheine. Seine Ableitung des Namens gewinne dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die drei wichtigsten der von Caspar angeführten Nobiskrüge, nämlich der Hamburger, der Rendsburger und der Altmärker, sämtlich nahe an alten Grenzlinien belegen seien, und daß gerade solche Grenzgegenden mit ihren unzähligen Streitigkeiten mancherlei Namen ähnlicher Art hervorgebracht hätten, z. B. auch Altona und Övelgönne. Letztern Namen eines Vorortes von Altona deutet er unter Berufung auf die ebenfalls vorkommenden Formen Övelgönde und Üvelgünde als das ungern Gegönnte. In diesem Sinne erscheine es als das genaue Gegenstück zu dem „Nobishause", d. h. zu dem Hause oder Grundstücke, das der Sieger im Grenzstreite triumphierend als sein Eigentum bezeichnete. Für die Ehrenbergsche Auffassung spricht wahrscheinlich auch der Umstand, daß sich südwestlich von Neustadt ebenfalls ein Altona und ein Övelgönne finden, Höfe, welche mutmaßlich in der Zeit der Grenzkämpfe mit den Wenden ihren Namen erhielten.*)

Von dem „Krug Altona", dem ersten Hause des nach ihm benannten Orts, das Joachim v. Lohe im Jahre 1536 erbaute, wissen die Leser bereits aus den Mitteilungen im Maiheft des vorigen Jahrgangs. Dieser Krug blieb einige Jahrzehnte lang der einzige; doch bald nachdem die ersten flüchtigen Niederländer sich hier niedergelassen hatten, erhielten zwei derselben ebenfalls das Recht der Krügerei, so daß Altona schon im 16. Jahrhundert drei größere Krüge besaß. Im Anfange des 17. Jahrhunderts nahm der Verbrauch von Bier und Wein so bedeutend zu, daß im ersten Jahrzehnt desselben bereits 24 weitere Personen als Nebengewerbe Krügerei betrieben. Diese gewaltige Zunahme erklärt sich nicht etwa bloß aus der allerdings raschen Vermehrung der Altonaer

---

*) Vielleicht ist unter den Lesern der „Heimat" ein Kenner dieser Verhältnisse, der bestimmten Aufschluß geben kann. E.

Bevölkerung, sondern ist vor allem auch durch den starken Fremdenverkehr, namentlich aber durch den Verkehr der Hamburger hervorgerufen worden. Diese gingen fleißig nach Altona zu Biere, besonders wohl deswegen, weil die Getränke in Altona wesentlich billiger waren als in Hamburg. Zum Beweis dafür, eine wie wichtige Angelegenheit das Trinken hier zu Lande war, teilt Ehrenberg einen Bericht aus der Reisebeschreibung des Engländers John Taylor mit, der 1616 Hamburg besuchte. Dieser erzählt scherzweise: „Das erste Wort, so eine Amme oder Mutter ihre Kinder, wenn es Männlein seien, lehret, ist „Trunk" oder „Bier", so daß die meisten von ihnen in Tonnen, Halbtonnen oder Vierteltonnen verwandelt werden, stets angefüllt mit Hamburger Biere." Von seiner Durchreise durch Altona berichtet er: „Am Sonnabend langten wir in einem Flecken, alias einer Stadt an, eine englische Meile von Hamburg entfernt, mit Namen Altonah, welche von den Hamburgern so genannt wird, weil sie für ihren Profit ihnen „allzu nah" lieget, und die da bewohnet ist von allerlei Handelsvolk, so ihren Gerechtsamen im Wege stehet. Nicht sobald war ich allda gelandet, als ich mit meiner Gesellschaft mich in ein deutsches Trinkhaus verfügte, und nachdem wir vier Krüge guten Bieres, das so gelb war wie Gold, zu uns genommen, sagte unser Wirt, wir hätten vier Schillinge zu bezahlen, was mich zu dem Verdacht verleitete, es sei ein schlechtes Haus, weil die Rechnung so hoch war, bis ich endlich vernahm, daß die Schillinge hier nur Stüwer wären, d. h. drei Halbpfennige wert das Stück. Nachdem somit dieser grausame Schoß entrichtet war — in toto nicht mehr denn sechs englische Pfennige — gingen wir fürbaß gen Hamburg."

Für die Schankgerechtigkeit und die ausgeschänkten Getränke ließ sich der Schauenburger Graf eine „Krugheuer und Accise" zahlen, die einen sehr erheblichen Teil der regelmäßigen Einnahme bildeten, welche Altona ihm lieferte. Als die Krugwirtschaften so bedeutend zunahmen, wurde dies Gewerbe erheblich stärker besteuert.

Die ersten Keime des Altonaer Brauwesens fallen mit den Anfängen Altonas zusammen; denn schon der erste Altonaer, Joachim v. Lohe, braute gewöhnliches Rotbier. Die erste wirkliche Brauerei war indes der 1613 gegründete „Brauerhof", der zwischen der heutigen großen und kleinen Brauerstraße lag.

Im zweiten Kapitel des dritten Hefts, „Glückstopf-Geschichten", berichtet Ehrenberg von zwei in den Jahren 1589 und 1606 veranstalteten Lotterieen. Die erstere wurde von einem gewöhnlichen Abenteurer und Vagabund in Gemeinschaft mit einem Hamburger, Dr. Valentin

Rußwurm, die zweite von einem Hildesheimer unter allerlei betrügerischen Kunstgriffen ins Werk gesetzt. Es wird ein vollständiges Verzeichnis der ausgespielten Gegenstände mitgeteilt, das von nicht geringem kulturhistorischen Interesse ist.

Das dritte Kapitel endlich behandelt die Anlage der Palmaille, der schönsten Straße Altonas. Der Ort verdankt sie der weit verbreiteten Beliebtheit, welcher sich die Ballspiele im 17. Jahrhundert erfreuten. Das Wort Palmaille bedeutet eben ein Ballspiel ähnlich dem Croquet, wie auch die lange, an beiden Seiten mit Bäumen besetzte Bahn zu solchem Spiel. Es weist darauf hin, daß das Pallmail-Spiel in Italien entstanden sein muß; denn nur im Italienischen findet sich ursprünglich die Form »palla« im Sinne eines Balles oder einer Kugel, und »maglio« hieß ein hölzerner Hammer oder Schlägel. »Palla a maglio« bedeutet also: Das Kugelspiel mit dem Hammer. Zum Zweck eines solchen Ballspiels wurde von dem Grafen Otto V. die Altonaer Palmaille im Jahre 1638 in einer Länge von 2060 dänischen Fuß oder 647 Meter angelegt und mit 400 Bäumen in vier Reihen bepflanzt. Nach dem schon im Jahre 1639 erfolgten Tode des Grafen Otto verfiel die Palmaille einstweilen und wurde auch später nicht mehr zum Ballspiele hergerichtet.

Von dem Hauptinhalt der später noch erscheinenden Hefte des hochbedeutsamen Ehrenbergschen Werks werde ich den Lesern fortlaufend Mitteilung machen.

Verzeichnis der Landsäugetiere in Schleswig-Holstein.

Von **H. F. Wiese** in Schönkirchen.

Ich gebe hier eine Zusammenstellung der Säugetiere unseres Landes, soweit ich sie selbst aufgefunden habe oder ihr Vorkommen mir auf andere Weise nachgewiesen ist. Die Zahl der aufgeführten Arten beträgt 47 und wird sich gewiß noch vermehren lassen; da anzunehmen ist, daß es der kleineren Arten, namentlich aus der Familie der Fledermäuse und der Nager, hier noch mehr giebt, als die genannten. Wer Material zur Vervollständigung des Verzeichnisses liefern kann, wird um seine Beiträge gebeten. Bei den überall gemeinen und bekannten Arten sind Bemerkungen über das Vorkommen nicht gemacht.

Die Nachweisung von Boies „mammalischen Beiträgen" verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Alberti in Kiel. Auch den übrigen Herren, die mir Mitteilungen gemacht haben, spreche ich an dieser Stelle meinen Dank aus.

Fledermäuse.

Plecotus auritus L. Die langöhrige Fledermaus. Kommt in hiesiger Gegend vor.

Synotus barbastellus Daub. Die breitöhrige Fledermaus. Desgleichen.

Vesperugo noctula Daub. Die frühfliegende Fledermaus. Im zoologischen Museum zu Kiel findet sich ein Exemplar aus dem Viehburger Holz; Boie erhielt sie aus einer alten Eiche in Holstein. (Isis 1823 S. 966; 1826 S. 519.)

» pipistrellus Daub. Die Zwerg-Fledermaus. Nach Boie in Schleswig-Holstein häufig; auch in hiesiger Gegend gefangen.

» serotinus Daub. Die spätfliegende Fledermaus. Nach Boie in Schleswig-Holstein nicht selten; auch bei Schönkirchen.

Vespertilio daubentonii Leisl. Die Wasser-Fledermaus. Nach Boie in Schleswig-Holstein gemein in der Nähe von Teichen und Hölzungen. (Isis 1825 S. 1201.)

Insektenfresser.

Talpa europaea L. Der Maulwurf.

Sorex vulgaris L. Die gemeine Spitzmaus. Hier überall in den Knicks und auf Wiesen.

» pygmaeus Pall. Die Zwergspitzmaus. Nach Blasius: „Säugetiere Deutschlands" in Holstein.

» araneus Schrb. Die Hausspitzmaus. Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Hofrats Prof. Dr. Liebe in Gera hat derselbe sie, wie er als junger Mann Ostholstein durchwanderte, bei alten Hütten in der Gegend des Ukleisees gefunden.

» fodiens Pall. Die Wasserspitzmaus. In hiesiger Gegend, in der Nähe der Wasserlöcher und Gräben, mehrfach gefangen; ferner auf Krummendieck bei Itzehoe und bei Eutin beobachtet. (Heimat 1891 S. 34.)

Man hört zuweilen aus einem Knick oder aus dem Grase das klägliche Geschrei eines Frosches hervordringen. Gewöhnlich ist ein solcher bei einem seiner Hinterbeine von einer Spitzmaus gepackt, welche ihn in ihre Höhle hineinzuzerren sucht und alsdann beginnt, den Frosch von hinten anzufressen, indem sie erst das Fleisch von seinen Schenkeln herunterreißt und gierig verschlingt und dann sich in den Körper hineinfrißt. Der Frosch macht bei diesem unangenehmen Vorgang anfangs verzweifelte Sprünge, um sich

loszureißen, ergiebt sich aber bald in sein Schicksal und läßt sich bei lebendigem Leibe allmählich verzehren. Erst wenn es ihm ans Herz geht, senkt er den Kopf und stirbt.

Erinaceus europaeus L. Der Igel. Nicht allein in Wäldern und Feldern, sondern zuweilen auch in alten Scheunen, wo das Weibchen seine Jungen wirft. Dieselben kommen gegen den Herbst mit Sonnenuntergang allabendlich aus ihrem Lager hervorgeschnuppert; die Mutter folgt etwas später. Erstere lernen bald, vorgehaltene Fleischstücke von Sperlingen u. dgl. aus der Hand zu nehmen und in des Spenders Gegenwart zu verzehren.

Raubtiere.

Felis domestica Briss. Die Hauskatze.

Canis familiaris L. Der Hund.

» vulpes L. Der Fuchs. Da er als eifriger Mäusefänger auch seinen großen Nutzen hat, so sollte er nicht so rücksichtslos vertilgt werden, wie dies jetzt an vielen Orten seitens der Jäger, sogar mit Gift, geschieht.

Meles taxus Schrb. Der Dachs. In hiesiger Gegend, namentlich in den Gutsdistrikten, nicht selten.

Mustela martes L. Der Baummarder. Hier in Wäldern.

» foina L. Der Steinmarder. In Wäldern und in den Dörfern.

» putorius L. Der Iltis. In Wäldern, Feldern und Gebäuden.

» erminea L. Das Hermelin. Wie vorstehend.

» vulgaris L. Das Wiesel. Desgleichen.

» lutreola L. Der Nörz. Nach Blasius: „Säugetiere Deutschlands“ kommt er an den Seen bei Eutin vor.

Lutra vulgaris Erxl. Die Fischotter. Hier an Seen und Flüssen, zuweilen auch in Wasserlöchern auf den Koppeln.

Nagetiere.

Sciurus vulgaris L. Das Eichhörnchen.

Myoxus avellanarius L. Die Haselmaus. Bei Eutin (Heimat 1891 S. 34) und von Herrn Professor Liebe im Swentinethal gefangen.

Mus decumanus Pall. Die Wanderratte.

» rattus L. Die Hausratte. Soll noch an einigen Orten in den Herzogtümern, z. B. auf der Insel Alsen, vorkommen.

» musculus L. Die Hausmaus.

» sylvaticus L. Die Waldmaus. Häufig in Wäldern, Knicks und auf Äckern, im Winter einzeln auch in Häusern. Zuweilen

von außerordentlicher Größe. Vor einigen Wintern hatte sich eine Waldmaus in einem Nistkasten für Meisen, der hoch in einem Apfelbaum neben meinem Vogelfutterplatz hing, wohnlich eingerichtet und sich ein Nest aus trockenen Blättern darin zurechtgebaut. Sie kam von Zeit zu Zeit am hellen Tage den Baum herunter, fraß sich auf dem Futterplatze satt, lief mit großer Behendigkeit den Stamm wieder hinauf und schlüpfte in ihren Kasten.

Mus minutus Pall. Die Zwergmaus. Ziemlich häufig auf Äckern. Ihr zierliches kugelförmiges Nest findet sich zwischen Halmen und Gesträuch, in etwa 50 cm Höhe über dem Boden, angelegt. Da es sehr versteckt steht, so findet man es gewöhnlich erst im Herbst nach abgefallenem Laube.

» agrarius Pall. Die Brandmaus. Bei Flensburg (Heimat 1891 S. 35) und nach Mitteilung von Herrn Lehrer Kähler in Neustadt auch in dortiger Gegend.

Arvicola amphibius L. Die Wasserratte. Nebst ihrer Spielart, der Erdratte, hier nicht selten und zuweilen schädlich in Kartoffelfeldern. Sie wühlt sich Gänge neben den Kartoffelreihen her und holt von diesen aus die Knollen weg.

» arvalis Pall. Die Feldmaus. Häufig auf Äckern, vorzüglich auf den großen Koppeln der adligen Güter in weiterer Entfernung von den Knicks, wo sie, nebst Mus sylvaticus, bei starker Vermehrung dem Getreide und jungen Klee sehr schädlich wird. In der Nähe der Waldränder und Knicks wird sie von ihren hier hausenden kleinen Feinden: Iltissen, Wieseln und Spitzmäusen, in Schranken gehalten. Diese verhindern unter Beihülfe von Fuchs, Bussard, Turmfalken und Eulen hier das Auftreten derartiger Mäuseplagen, wie sie in buschfreien Gegenden vorkommen.

Eine rein weiße Varietät dieser Maus erhielt ich vor einigen Jahren aus hiesiger Feldmark.

» agrestis L. Die Erdmaus. Nach der Bezeichnung im Kieler Museum in Schleswig-Holstein vorkommend.

» glareolus Schrb. Die Röthelmaus. Diese hübsche, nicht häufige Maus findet sich an Waldrändern, Wällen, in Gärten, wo sie auch bei Tage im Sonnenschein umherläuft.

Lepus timidus L. Der Hase.

» cuniculus L. Das Kaninchen. Auch das wilde Kaninchen kommt im Lande vor und hat sich, nach Mitteilung von Herrn Ober-

förster Christ, in den letzten 5 Jahren in der Gegend von Neumünster verbreitet (Boostedt und Gadeland).

Cavia cobaya Pall. Das Meerschweinchen.

Wiederkäuer.

Cervus elaphus L. Der Edelhirsch. Im mittlern und südöstlichen Holstein. (In den Oberförstereien Segeberg, Barlohe, Neumünster, Quickborn.)

» dama L. Der Damhirsch. Hier häufig, namentlich in den adligen Gütern, wo man noch Rudel von 60 Stück und darüber antrifft. Es finden sich weiße und schwarze Spielarten.

» capreolus L. Das Reh. Häufig.

Ovis aries L. Das Schaf.

Capra hircus L. Die Ziege.

Bos taurus L. Das Rind.

Einhufer.

Equus caballus L. Das Pferd.

» asinus L. Der Esel.

Vielhufer.

Sus scrofa L. Das Schwein. Sehr vereinzelt kommen, aus andern Gegenden hergestreifte, Wildschweine im Lande vor.

Die wichtigsten Höhen und die bedeutendsten Seeen Schleswig-Holsteins.*)

Bei der Abfassung meiner Heimatskunde von Schleswig-Holstein standen mir die Resultate der Königl. Preuß. Landesaufnahme von 1878 nicht zur Verfügung; nachdem ich von denselben Kenntnis genommen habe, folgen die nachstehenden Höhenangaben. Sie werden gleichfalls dem kleinen Hefte beigelegt.

1. Hoiberg, Kr. Had., ... 96,6 m		4. Steensberg, Kr. Ap., .. 86,9 m
2. Andrup, „ „ ... 96,0 „		5. Potthoi, „ „ .. 84,4 „
3. Hoi Moos, „ „ ... 80,0 „		6. Knivsberg, „ „ .. 97,4 „

---

*) Den Lesern der Heimat wird hier eine inhaltreiche Zusammenstellung nach den „Meßtischblättern" der Königlich Preußischen Landesaufnahme geboten. Möge dieselbe dazu beitragen, alte irrige Angaben über die Höhen in unserm Lande endlich zu beseitigen. Leider fehlen auf den Meßtischblättern bei manchen Höhen die Namen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Volksmund Bezeichnungen dafür hat. Wer von den Lesern macht Herrn Starken oder der Schriftstelle Mitteilung darüber? Die Meßtischblätter geben noch eine große Zahl anderer Erhebungen an, die aber nicht aufgeführt sind, da Namen fehlen. Auch darüber sind Mitteilungen erwünscht. D.

7. Blauberg, „ „ .. 80,0 m
8. Tasteberg, „ „ .. 74,0 „
9. Düpplerberg, Kr. Sond., 68,2 „
10. Hügeberg, „ „ 80,5 „
11. Scheersberg, Kr. Fl., .. 69,7 „
12. Hürupholz, „ „ .. 82,2 „

Hüttener Berge.

13. Scheelsberg, Kr. Eck., 106,1 „
14. Aschberg, „ „ 97,4 „
15. Immenberg, „ „ 82,0 „
16. Tütenberg, „ „ 74,2 „

Bungsberg-Gruppe.

17. Bungsberg, Kr. Ol., 164,2 u. 168,0 „
18. Sternberg, Kr. Ol., .. 118,6 „
19. Voßberg, Kr. Pl., .. 126,0 „
20. Ravensberg, „ „ .. 115,0 „
21. Haßberg, „ „ .. 125,0 „
22. Mönchneversdorf, Kr. Ol. 140,0 „
23. Goldberg, „ „ 126,0 „
24. Weiberberg, „ „ 96,0 „
25. Gömnitz, Kr. Eutin, ... 93,0 „
26. Pavillon bei Wahrendorf, Kr. Old., ... 74,0 „

Pielsberg-Gruppe.

27. Pielsberg, Kr. Pl. 127,6 u. 133,0 „
28. Strezenberg, Kr. Pl., .. 129,0 „

Getrennt liegende Höhen.

29. Bei Bellin, Kr. Pl., 88,2 „
30. „ Rönfeldholz, „ „ 86,8 „
31. „ Blomenburg, „ „ 83,0 „
32. Ravensberg, „ „ 85,3 „
33. Parnaß, „ „ 64,0 „
34. Bei Emkendorf, „ „ 111,0 „
35. Heidberg, „ „ 71,6 „
36. Heiligerberg, Kr. Kiel, 78,5 „
37. Brammerberg, „ „ 70,0 „
38. Brüggerholz, „ „ 70,0 „
39. Bei Bostedt, Kr. Kiel, 93 u. 87,0 „
40. Ketelviert, „ „ ... 73,0 m
41. Hoherberg, „ „ ... 82,0 „
42. Bei Westensee, Kr. Rdsb. 88,5 „
43. „ Schierensee, „ „ 83,0 „
44. Blocksberg, „ „ 67,3 „
45. Boxberg, „ „ 76,1 „
46. Bei Hohenwestedt „ „ 77,8 „
47. Dellenberg, Kr. Steinb., 78,3 „
48. Stilkerberg, „ „ 79,0 „
49. Hennstedterholz, Kr. „ 83,0 „
50. Kaiserberg, „ „ 71,99 „
51. Lübscherbaum, „ „ 70,0 „
52. Grimmelsberg, Kr. Seg., 83,0 „
53. Rehmserberg, „ „ 87,3 „
54. Taterborn, „ „ 89,0 „
55. Kalkberg, „ „ 90,9 „
56. Stipsdorfer Höhe „ „ 81,2 „
57. Kagelsberg, „ „ 79,5 „

Kisdorferwohld.

58. Rathkrügen, Kr. Seg., 90,6 „
59. Kisdorferwohld, „ „ 88,0 „
60. Wieserberg, „ „ 75,8 „
61. Götzberg, „ „ 70,0 „

Getrennt liegende Höhen.

62. Wodansberg, S.-Dith., 37,1 „
63. Süllberg, Kr. Pinn., 85 u. 87,0 „
64. Bauersberg, Kr. Pinn., 91,6 „
65. Tafelberg, „ „ 80,0 „
66. Hohenhorn, Kr. Hamb., 71,0 „
67. Ziegenkrug, „ „ 70,0 „
68. Haferberg, „ „ 94,4 „
69. Klingenberg, Kr. Storm., 77,4 „
70. Bornberg, „ „ 58,6 „
71. Im Forst Sprenge, Kr. „ 89,7 „
71. „ „ Hahnheide, „ „ 100 u. 98,0 „
73 Barkau bei Eutin ... 77,0 „
74. Gieselrade „ „ ... 77,4 „
75. Ahrensbök „ „ ... 79,0 „

76. Struckdorf, Kr. Seg., 73,0 m
77. Wulfsfelde, „ „ 80,2 „
78. Goldener Hahn, „ „ 74,2 „
79. Parinerberg, Kr. Schwart., 72,1 „
80. Bruhuskoppel, Kr. Eutin, 76,0 „
81. Am Kellersee, „ „ 71,0 „
82. Bei Benz „ „ 110,0 „

Dünen.

In Eiderstedt 11 u. 14 m.
Auf Sylt 22,6; 24,2; 26,1; 28; 31 m.

Tiefebenen.

1. Bei Wilster ....÷0,8 m
2. Rethwisch ....÷0,6 „
3. Neuenbrook ....÷0,4 „
4. Am Kudensee ....÷0,2 „
5. Bei Tondern ....÷0,3 „
6. Hattstedter Marsch .....0,3 „
7. Bredstedt ....0,4 „
8. Ülvesbüll ....0,1 „
9. Witzwort ....0,2 „
10. Hallig Gröde..........1,6 „
11. Oland ....2,3 „
12. Hooge ....1,3 „

Seeen.

	m hoch	qkm
1. Hostrupsee	35,6 =	etwa 2,—
2. Gotteskoogsee	0,6 =	reichl. 2,—
3. Aventoftsee	0,7 =	1,5
4. Bottschlottersee	÷1,4	
5. Treßsee	25,7	
6. Idstedtersee	17,3	
7. Langsee	11,3 =	1,—
8. Bothkampersee	24,8 =	1,34
9. Schulensee	12,0 =	0,44
10. Westensee	7,2 =	6,50
11. Flemhudersee	7,0 =	2,25
12. Bistensee	11,0 =	reichl. 1,—
13. Wittensee	4,6 =	„ 8,—
14. Passadersee	20,4 =	2,—
15. Dobersdorfersee	20,9 =	3,—
16. Selentersee	37,0 =	22,—
17. Uglei	26,2 =	0,25
18. Eutinersee	26,9 =	0,29
19. Kellersee	24,4 =	4,5
20. Diecksee	22,0 =	3,5
21. Behlersee	22,0 =	3,—
22. Gr. Plönersee	21,6 =	31,4
23. Kl. Plönersee	21,0 =	2,50
24. Lankersee	20,1	
25. Postsee	21,5 =	3,5
26. Rehmsersee	41,5	
27. Stocksee	27,9	
28. Wardersee	26 u. 25,7 =	3,5
29. Segebergersee	28,5 =	2,—
30. Ratzeburgersee	4,4 =	13,5
31. Schallsee	35,0 =	18—20

Kiel, im Januar 1892. Starken.

Zur Flora der schleswigschen Bauerngärten.

Von Dr. Paul Knuth.

Im Juli-August-Heft der „Heimat" war ein hübscher Aufsatz des Herrn Prof. v. Fischer-Benzon: „Unsere Bauerngärten" aus der schleswig-holsteinischen Monatsschrift für Obst- und Gartenbau (Jahrgang 1891) abgedruckt worden, in welchem die vor 40 Jahren beliebten Gartengewächse der Bauerngärten in der Umgegend von Tondern und Lügumkloster mitgeteilt wurden. Im Juli verweilte ich nun einige

Tage in dem Försterhäuschen zu Dravit, an dessen Gartenflora Verf. anknüpft. Es mag interessant sein, zu erfahren, welche Veränderungen im Laufe des angegebenen Zeitraumes in Bezug auf die Flora der schleswigschen Bauerngärten eingetreten sind. Die aufgezählten Obst- und Gemüsearten sind dieselben geblieben; es wären nur Mährrettich (Cochliaria Armoracia L.) und Kürbis (Cucurbita Pepo L.) hinzuzufügen. Dagegen waren die in dem obigen Aufsatze aus dem Förstergarten zu Dravit mitgeteilten Zierpflanzen bis vor zwei Jahren, wo der jetzige Förster seine Stelle antrat, der Gewinnsucht der Menschen zum Opfer gefallen: wo sich vor 40 Jahren eine reiche Gartenflora fand, waren Kartoffeln gebaut worden. Neuerdings werden aber im Vorgarten der Försterwohnung wiederum Zierpflanzen angebaut, und es ist interessant zu bemerken, daß wieder eine Auswahl aus jenen seit langem gebräuchlichen Gewächsen genommen wurde. Von diesen notierte ich: Ranunculus repens L. flore pleno, Nigella damascena L., Delphinium Consolida L., Aconitum Napellus L., Paeonia officinalis L., Matthiola annua Sw., Cheiranthus Cheiri L., Viola tricolor L., Reseda odorata L., Dianthus barbatus L., Althaea rosea L., Rosa centifolia L., Spiraea salicifolia L., Aster sp., Bellis perennis L. fl. pleno, Calendula officinalis L., Syringa vulgaris L., Polemonium coeruleum L., Phlox panniculata L., Salvia officinalis L., Primula Auricula L., Galanthus nivalis L., Iris germanica L., Lilium bulbiferum L., Narcissus poeticus L., Phalaris arundinacea L. var. picta. Neu hinzugekommen sind: Spiraea Ulmaria L., Symphoricarpus racemosa L., Viburnum Opulus L., doch fehlt eine große Anzahl des v. Fischer-Benzonschen Verzeichnisses. Desto vollständiger fand ich die in demselben angeführten Gewächse in dem wohlgepflegten Garten des benachbarten Friedrichshof, nämlich: Thalictrum aquilegiifolium L., Ranunculus repens fl. pleno, Aquilegia vulgaris L., Nigella Damascena L., Delphinum Consolida L., auch fl. pleno, Aconitum Napellus L., Paeonia officinalis L., Matthiola annua L., Cheiranthus, Cheiri L., Viola odorata L., V. tricolor L., Reseda odorata L., Dianthus barbatus L., D. plumarius L., Lychnis chalcedonica L., Althaea rosea L., Rosa sp., R. pimpinellifolia DC., R. centifolia L., Spiraea salicifolia L., Symphoricarpus racemosa L., Aster sp., Bellis perennis L. fl. pleno, Gnaphalium margaritaceum L., Calendula officinalis L., Syringa vulgaris L., Vinca minor L., Polemonium coeruleum L., Phlox panniculata L., Salvia officinalis L., Primula elatior L., P. Auricula L., Buxus sempervirens L., Iris germanica L., Narcissus Pseudonarcissus L., N. poeticus L., Galanthus nivalis L., Tulipa Gesneriana L., Lilium candidum L., L.

bulbiferum L., Muscari botryoides L., Phalaris arundinacea L. var. picta.

Diesen schließen sich von anderen Gegenden Schleswig-Holsteins angeführte Pflanzen an: Hepatica triloba L. („Alpenveilchen" genannt), Helleborus viridis L., Chrysanthemum Parthenium L., Tanacetum vulgare L. foliis crispis, sowie eine Anzahl anderer teils krautiger, teils holziger Gewächse, von denen nicht wenige wohl schon lange in Gärten kultiviert werden, manche erst neuerdings beliebt geworden sind. Von Krautpflanzen bemerkte ich: Trollius europaeus L., Geranium sp., Spiraea Filipendula L., Sp. Aruncus L., Heracleum Sphondylium L., Astrantia major L., Dahlia variabilis Desf., Stachys lanata L. („Lämmerohr"), Rheum Rhaponticum L., Convallaria majalis L. („Liljenconveilchen"), Gladiolus communis L., Tradescantia virginica L., Osmunda regalis L., Aspidium Filix femina L., Blechnum Spicant L.

Von Bäumen und Sträuchern waren angepflanzt: Berberis vulgaris L., Vitis vinifera L., Ilex aquifolium L. („Christdorn"), Acer Pseudoplatanus L. (auch buntblättrig), Viburnum Lantana L., V. Opulus L., Crataegus Oxyacantha L. (Weißdorn und Rotdorn), Cydonia japonica L., Rubus odoratus L., Deutzia (rot und weiß blühend), Weigelia (auch buntblättrig), Hedera Helix L. (an Mauern blühend), Sambucus nigra L. (auch buntblättrig), Cytisus hirsutus L., Caragana arborescens Lam., Lonicera tatarica L., L. Ledebouri L., sowie eine Anzahl Nadelhölzer: Kiefer, Fichte, Balsamtanne, Edeltanne, Lärche, Eibe, Wachholder.

Ganz modern war ein Teppichbeet mit Mais, Tabak und Hanf in der Mitte und mit Lobelia Erinus L. (var. „Kaiser Wilhelm") und Coleus Verschaffeltei Lam. im Umkreise.

Kiel, im August 1891.

Etwas vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung.

Von Dr. **Friedrich Prien** in Neumünster.

Es dürfte manchem Leser dieser Monatsschrift nicht unlieb sein, zu erfahren, daß schon seit Jahren ein Verein besteht, der ähnliche Zwecke wie der unsrige verfolgt, nur ist sein Gebiet ein engeres. Ich meine den Verein für niederdeutsche Sprachforschung, der, am 20. Mai 1874 zu Hamburg gegründet, über ganz Niederdeutschland verbreitet ist und etwa 400 Mitglieder zählt, darunter gegen 50 Gesellschaften und Vereine. Wie sein Name schon sagt, setzt er sich die Erforschung der niederdeutschen Litteratur und Mundart zum Ziele; dieses sucht er zu erreichen durch Herausgabe eines Jahrbuches und eines Korrespondenzblattes, sowie durch Veröffentlichung von niederdeutschen Sprachdenk-

mälern. Eine Reihe von bedeutenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen liegt bereits vor: vom Jahrbuch 16 Bände, und vom Korrespondenzblatt ist der 15. Band nahezu fertig. Beide enthalten eine Fülle gediegener Arbeiten aus rein sprachlichem nicht nur, sondern auch aus dem Gebiete des niederdeutschen Volkslebens überhaupt, jenes mehr abgeschlossene Arbeiten bietend, dieses nach den verschiedensten Seiten hin aufklärend, anregend, berichtigend, ergänzend. Die bereits herausgegebenen Denkmäler sind: 1. Das Seebuch, hrsg. v. Koppmann, Breusing und Walther; 2. Gerhard von Minden, hrsg. v. Seelmann; 3. Flos unde Blankflos, hrsg. v. Waetzoldt; 4. Valentin und Namelos, hrsg. v. Seelmann; demnächst erscheint das Redentiner Spiel, hrsg. v. Schröder. Von den Drucken des Vereins liegen vor: 1. Mittelniederdeutsche Fastnachtsspiele, hrsg. v. Seelmann; 2. Das niederdeutsche Reimbüchlein, hrsg. von demselben; 3. De düdesche Schlömer, von dem holsteinischen Geistlichen Stricker, hrsg. v. Bolte; und im Drucke befinden sich die niederdeutschen Schau- und Zwischenspiele, hrsg. v. Seelmann und Bolte. In der Reihe der Wörterbücher sind erschienen: 1. Wörterbuch der westfälischen Mundart von Woeste; 2. Mittelniederdeutsches Handwörterbuch von Lübben und Walther; 3. Woordenboek der Groningsche Volkstaal von Molema; vorbereitet wird das Wörterbuch der waldeckschen niederdeutschen Sprache von Bauer und Collitz. Von den Forschungen enthält der 1. Band: Die Soester Mundart von Holthausen; der 2.: Volksmärchen aus Pommern und Rügen, hrsg. v. Jahn, denen sich noch 2 weitere Bände anreihen werden; der 5. und 6. Band sind im Drucke: jener wird die niederdeutschen Volksmundarten nach Aufzeichnungen der Niederländer, von Jellinghaus, dieser eine Sammlung niederdeutscher Alliterationen von Seitz enthalten. In jüngster Zeit hat der Verein die große Freude gehabt, seine Bestrebungen auch von staatlicher Seite gefördert zu sehen: das braunschweigische Ministerium hat ein Mitglied mit der Sammlung der Mundart des Herzogtums Braunschweig beauftragt und dasselbe durch Beurlaubung und Gewährung von Reisegeldern unterstützt; auf Anregung des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde ist ein anderer Herr von den Pflichten seines Amtes entbunden und empfängt eine Unterstützung, um Meklenburg behufs Sammlung von Volksüberlieferungen bereisen zu können. Bereits früher hatte ein hochherziger Gönner des Vereins, der verstorbene Rechtsanwalt Bauer, sein handschriftliches waldecksches Wörterbuch dem Verein zur Herausgabe übergeben und dazu 6000 *M.* gespendet. Die Theobald-Stiftung ferner ist bestimmt zur bibliothekmäßigen Sammlung von Drucken und Schrift-

werken in niederdeutscher und friesischer Sprache sowie von Arbeiten, welche diese Sprache selbst und die in ihr geschriebenen litterarischen Erzeugnisse behandeln. Endlich hatte der verstorbene ten Doornkaat-Koolman sein friesisches Wörterbuch den Mitgliedern zu ermäßigtem Preise überlassen und den Erlös ungekürzt der Kasse des Vereins überwiesen. — Schon aus dieser kurzen Übersicht wird einem jeden die Bedeutung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung einleuchten; neben ihm kann unser Verein sehr wohl bestehen, da sein Schwerpunkt nach anderer Richtung hin liegt. Dem Verdachte, von den Mitgliedern unseres Vereins einige abspenstig machen zu wollen, kann ich daher auch nicht ausgesetzt sein, wenn ich die Worte hierher setze, mit denen der verstorbene Lübben seine Einleitung zum ersten Jahrgange des niederdeutschen Jahrbuchs schließt: „Es sei jeder, der Liebe zur niederdeutschen Sprache fühlt, vor allem die, welche in und mit ihr groß geworden sind, denen das Niederdeutsche noch die Sprache des Herzens ist, deren Väter und Mütter diese Sprache zum Ausdruck ihrer Gedanken gebraucht haben, gebeten, diesem Vereine ihre freundliche Teilnahme zuzuwenden und dessen Zwecke fördern zu helfen." Der Beitrag ist 5 M. jährlich, wofür das Jahrbuch und das Korrespondenzblatt geliefert wird; zu näherer Auskunft wird der Kassierer Herr Dr. W. H. Mielck, Hamburg, Dammthorstr. 27, gewiß gerne bereit sein.

Der Kudensee.

Von H. Oeser in Gaarden.

Im südlichen Teile des Kreises Süderdithmarschen, unweit der Kreisgrenze, liegt der Kudensee. Hat derselbe auch nicht die Reize anderer waldumkränzter Seeen unserer lieben Heimatsprovinz, so weiß ihm doch der Einheimische Interesse und Bedeutung abzugewinnen. Eine Kahnfahrt auf demselben an einem schönen Sommerabend berührt angenehm, und wenn ein leiser Windhauch das denselben umgebene Schilf leicht bewegt, so wird man in eine ähnliche Stimmung versetzt, wie sie das Lesen der Kleistschen Idylle „Irin" hervorruft; wenigstens ist es dem Schreiber dieses so ergangen. In letzterer Zeit ist der See noch dadurch bekannter geworden, daß der südliche Teil desselben von dem im Bau begriffenen Nord-Ostsee-Kanal durchschnitten wird. Ein üppiger Rethwuchs umrahmt den See und in seiner Umgebung sind ausgedehnte Wiesen- und Moorländereien. Hätte man, wie anfangs geplant, die Kanallinie weiter nördlich gezogen, so wäre es nicht unwahrscheinlich

gewesen, daß man hier auf manche prähistorische Werkzeichen und Funde gestoßen wäre, wie es hier früher gemachte Funde vermuten lassen. An eine längst vergangene Zeit wird der dafür empfängliche Beschauer erinnert, wenn derselbe nördlich vom See, unweit der Mündung der Friedrichshöher Au in denselben, festes Land betritt. Lenkt derselbe seine Schritte von dieser Au nach Nordosten, so findet er bald ein verhältnismäßig hohes und recht umfangreiches Grundstück, welches auf der westlichen Seite fast unmittelbar an den See grenzt. Auf einer Generalkarte vom Kudensee aus dem Jahre 1791 ist der eine Teil dieses Grundstücks Wester-, der andere Osterburg benannt, ersterer Eigentum des Herrn Wiese, letzterer des Herrn Reimers in dem nahe gelegenen Dorfe Kuden. Ein Graben trennt beide Teile von einander. In diesem lagern auf seinem Grunde Balken und Holzteile von ungewöhnlicher Dicke und in großer Menge. Sie liegen quer durch und über einander und scheinen sich weit unter dem Erdboden fortzusetzen. Längs dem Graben gewahrt man eine Strecke aufrechtstehender Pfähle, denen man es ansieht, daß sie hier viele, viele Jahre gestanden haben. Wenn man an solcher Stätte steht, so drängen sich einem verschiedene Fragen auf, auf deren Beantwortung wohl Verzicht geleistet werden muß. Offenbar sind die hier liegenden Balken und Holzteile Trümmer eines, sei es durch Elemente oder durch Menschenhand, zerstörten Baues. Es liegt die Vermutung nahe, daß hier, wie auch ein bedeutender Schriftsteller Dithmarscher Geschichte und Landeskunde, Neocorus † 1630 (?), schreibt, ein Junkerhof gelegen habe. Ein anderer Schriftsteller, Bolten, geb. 1742 in Stapelholm, verlegt an diese Stelle eine Stadt oder ein Schloß (letzteres ist annehmbarer), worin die heidnischen Regenten über Dithmarschen gewohnt haben sollen. (Chronik des Landes Dithmarschen von 1833.) Bemerkenswert ist noch, daß von der hier gelegenen Burg ein Weg nach dem nahe gelegenen Dorfe Kuden geführt hat, der noch durch die oben genannten aufrechtstehenden Pfähle gekennzeichnet ist. Nachgrabungen an Ort und Stelle würden, wenn dieselben sich ausführen ließen und ausgeführt werden dürften, vielleicht mehr Licht über die Sache verbreiten. Sollte der eine oder der andere Kenner und Freund Dithmarscher Geschichte und Altertümer und Leser der „Heimat" genauere und gründliche Auskunft darüber geben können, dann wäre es mir als Dithmarscher und ich glaube auch andern sehr erwünscht.

Politische Reime.

Zur Beantwortung der Frage 11 im 1. Jahrgang S. 176.

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Der in Frage 11 genannte Reim ist auch bei Brunsbüttel bekannt, demnach wohl durch ganz Dithmarschen verbreitet. In hiesiger Gegend ist er nicht bekannt.

Dagegen sind noch andere Reime ähnlichen Inhalts in Umlauf, von denen mir bisher folgende bekannt geworden sind:

Kiddewiddewitt, min Mann is kamen,
" was hat'r gebracht?
" 'n Sack vull Plummen.
" hat's gut gemacht!
" den dänschen König,
" den deen ik nich,
" den Bonapart,
" den — ik wat.

oder:

Kiddewiddewitt, min Mann is kamen.
" wat hett'r denn brächt?
" 'n Sack vull Zwetschen.
" kumm her, min Schätzschen.
" den dänschen König,
" den deen ik nich,
" den solten Hering,*)
" den et ik nich.

Ein anderes:

Pip, Dän, pip!
Up Sweden büs du quit.
Dütschland mußt du ok verlaten,
Seeland mut Kantüffeln schrapen.
Pip, Dän, pip!
Up Sweden büs du quit.

(Dazu: In Handelmann, Topographischer Humor S. 18 u. 19:

Pip, Dän, pip!
Schonen büst du quit.
Vor Wismar (Stralsund) hest du lange legen,
Bei Gadebusch hest du Släge kregen.
Pip, Dän, pip!

Spottreim aus der Zeit des großen nordischen Krieges um das Jahr 1712. — Dazu entstanden im Jahre 1849, als die dänischen Schiffe

---

*) In Dänemark war die Beköstigung der Arbeiter weit schlechter als in unserer Heimat. Sie erhielten morgens einen Hering und ein Stück Brot, dann Grütze und Milch.

„Christian VIII.“ und „Gefion“ im Eckernförder Meerbusen verloren gingen, die folgenden zwei neuen Strophen:

Pip, Dän, pip!
To Water büst du rip.
Din Krischan in de Luft is flagen,
Din Giftjung hebben's ok dotslagen.
Pip, Dän, pip!

Pip, Dän, pip!
De sette di 'n Knip
Up din gewaltig grotes Mul.
Bi Eckernförd dar seet 'n Ul.
Pip, Dän, Pip!
Din leddige Büdel knip!)

Das in den Kriegsjahren vielgesungene „Hannemannsleed“ scheint ziemlich vergessen zu sein. Doch finden sich vielleicht hier und da noch andere politische Reime.

Zum Schluß sei hier noch des Spottnamens „Schockelmeier“ gedacht. Diesen Namen riefen die erbitterten Hamburger den Dänen zu, weil sie durch ihr Verhalten den Franzosen zu einem bequemen Einzug in Hamburg verhalfen, sie also gewissermaßen hineinschmuggelten.

Mitteilungen.

Ergänzungen zu „Osterbrauch und Osterglaube in unserer Heimat“. Siehe 1. Jahrg. Maiheft. S. 86 u. 87. In einigen Gegenden gilt folgende Wetterregel: Wenn am Ostermorgen die Sonne auf die Kanzel scheint, so steht ein gutes Jahr zu erwarten. — Der auf S. 86 angeführte Umsingereim wurde vielfach noch durch eine Fortsetzung ergänzt, deren Inhalt sich in ähnlicher Weise in andern Gegenden in den Weihnachts- und Fastnachtsreimen findet. Sie lautet:

Wo het jüm lütt dreebeent Hund?
Is de Katt ok noch sund?
Wonehm wahnt de grote rike Mann,
De uns den Bündel füllen kann?
Een, twee, dree, veer,
Wennt ok'n halben Dahler weer.
Baben in'n Husföst
Dar hangt de grotn langn Mettwöst.
Geft mi een.
Sünd se wat to kleen,
So geft mi twee vör een.

Sünd se wat tobraken,
Darüm wöllt wie se kaken.
Sünd se wat to fett;
Je beter ans se smeckt.

Das Frauenbier in Nordhastedt. Unter dem Namen „Frauenbier" wird in dem süderdithmarsischen Dorfe Nordhastedt ein eigentümliches Fest gefeiert, das alten Ursprungs ist. Über seine Entstehung wird erzählt, daß die Frauen des Dorfes sich einst in einem Kriege bei der Verteidigung der ½ Stunde entfernten „Schanze" oder „Süderhamme" sehr mutvoll und wirksam beteiligt haben und daß zum Andenken daran dieser Ehrentag für die Frauen gestiftet worden ist.

An einem der letzten Sonntage vor dem 13. Juni findet in jedem dritten Jahre die Feier statt. Vier von den Frauen der Hauseigentümer sind die Schaffnerinnen („Schaffers"), welche zum Feste einladen und die nötigen Vorbereitungen treffen. Das Schaffnerinnenamt wechselt nach der Reihenfolge der Wohnungen. Bei der Einladung wird der Beitrag von 10 Pfennig (früher 1 Schilling) eingesammelt; von den jungen Frauen, welche zum ersten Male mitfeiern dürfen, werden 90 Pfennige erhoben. Zwischen Reichen und Armen, Hauseigentümern und Mietern wird dabei kein Unterschied gemacht.

An dem festgesetzten Tage versammeln sich nachmittags um 4 Uhr die Festgäste. Im Saale hängt unter der Decke ein Pantoffel, ein Zeichen, daß heute die Frauen das Regiment führen. Sie bieten den Gästen Braunbier und Branntwein an und machen fleißig von ihrem alten Rechte Gebrauch, die Männer zum Tanze zu bitten. Aber mit dem Glockenschlage 12 ist ihre Herrschaft zu Ende. Der Pantoffel wird entfernt, und nun sind es die Männer, welche die Frauen zum Reigen führen.

Bis jetzt hat das Fest noch seine große Zugkraft bewahrt; denn es schließt sich ohne Not keiner aus.

Ellerbek. Eckmann.

Pferdeschädel unter Dreschdielen. Vor einigen Jahren kam ich hier dazu, wie man beim Ausschachten der Dreschdiele eines alten Hauses eine Anzahl von großen Pferdeschädeln fand, von denen ich nur noch drei unversehrte nebst Resten von zwei oder drei ferneren sah. Es wurde mir mitgeteilt, daß man solche in hiesiger Gegend öfters unter alten Dreschdielen vergraben fände. Als Grund für den auffallenden Brauch gab man mir an, „dat et bi't Döschen bäder dufft," es geschähe also, um dadurch eine gewisse Resonanz zu erzeugen. Auch sollten zu diesem Zwecke zuweilen andere Gegenstände vergraben worden sein, durch welche eine Höhlung unter der Tenne hergestellt wurde. — Ich muß bekennen,

daß mir diese Begründung etwas verdächtig vorkommt. Nur um des kräftigeren Klanges der Dreschflegel zu Liebe sich soviel Mühe und Kosten zu machen, wie sie die Beschaffung von fünf und mehr Pferdeschädeln erfordert, entspricht dem Charakter unserer bäuerlichen Bevölkerung sehr wenig. Sollte nicht hinter dem Vergraben der Schädel ein alter, auf heidnische Vorstellungen zurückgehender Brauch stecken, für den man die obige Begründung erfand, als das Bewußtsein von der ursprünglichen Bedeutung geschwunden war? Vielleicht vermag einer der Leser dieses Blattes darüber Aufschluß zu geben.

Hohenwestedt. Dr. C. Weber.

Wintergäste auf der Eider bei Rendsburg. Inmitten der strengen Kälte des Dezembers und Januars im Jahre 1890/91 stellte sich eine Schar fremder, nordischer Vögel bei uns in Rendsburg ein, welche das Interesse der Vogelliebhaber wachriefen und jung und alt belustigten. Während kleinere und große Gewässer mit dem stärker werdenden Froste sich immer fester verschlossen, blieb das durch einen doppelten Strom bewegte Wasser eines Untereiderarms offen und hier, obwohl in der Nähe des regsten Verkehrs, ließen sich jene Wintergäste, welche der Familie der Taucher und Tauchenten angehörten, nieder und trieben von früh bis spät ihr interessantes, neckisches Spiel. Fast alljährlich findet sich an dieser Stelle ein Zwergsäger (Mergellus albellus, auch Eisente genannt) ein. In diesem Jahre waren es fünf Pare; ob auch Schellenten darunter weilten, ließ sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Dagegen fanden sich anfangs Exemplare der größeren Sägerart (Mergus serratus) darunter, wovon zwei Weibchen außerhalb der Stadt erlegt wurden. Zuerst zeigte die Schar ein buntes regelloses Durcheinander, Zuzug und Abgang, Verschwinden im Wasser und Wiedererscheinen an einem andern, oft weit von dem Ausgangspunkte entfernten Orte, erschwerten die Beobachtung. Nach und nach stellte sich aber heraus, daß die bei weitem größte Anzahl der M. albellus Art angehörte. Fünf Pare hielten sich den ganzen Februar noch bei uns und erregten bei einigen die trügliche Hoffnung, sie dauernd in unsern Mauern zu erhalten. Sie zeigten nichts von Wildheit und scheuem Wesen, nur bei dem ersten Kanonenschuß am Geburtstage des Kaisers waren sie wie auf ein Zeichen unter dem Wasser verschwunden, tauchten wieder empor und verließen in zwei Kolonnen die Stätte bei dem Donner der folgenden Schüsse. Am nächsten Morgen waren sie jedoch sämtlich wieder da. In der Nähe der Meeresküsten mögen erwähnte Besucher öfter erscheinen, für das Binnenland bleiben sie eine immerhin seltene Erscheinung.

Rendsburg. H. Dreßler.

Nahrungsvorräte des großen Würgers. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die verschiedenen Würger, namentlich der rotrückige, welcher im Volksmunde den Namen Neuntöter*) führt, die Ergebnisse lohnender Jagdzüge für schlechtere Zeiten aufbewahren, indem sie Insekten, und andere kleinere Tiere der Reihe nach aufspießen und nach Bedarf davon zehren. Ebenso sorgfältig, wie diese Vorräte aufgespeichert wurden, werden sie von den Besitzern geschützt. Der große Würger (Lanius excubitor), welcher als Standvogel bei uns lebt, verfährt im allgemeinen ebenso. Da er jedoch meist von größeren Tieren, wie Mäusen, Maulwürfen und dergl., lebt, speichert er nicht ganze Reihen, wohl aber Teile von den erbeuteten Tieren auf. Im verflossenen Winter wurde mir ein Haselzweig gezeigt; auf einen Sproß desselben war eine halbe Maus kunstgerecht aufgespießt. Daß diese That von einem großen Würger stammt, nehme ich deshalb an, weil der vorhandene Teil noch gut erhalten war und alle andern Vertreter der Würgerfamilien im Dezember bereits verzogen sind.

Rendsburg. H. Dreßler.

Fremde Eier im Neste? Aus dem hohen Norden, wo Tausende von Wasservögeln gezwungen sind, auf schmalen Riffen und kleineren Inseln ihre Brutstätten dicht nebeneinander anzulegen, berichten uns Beobachter der Vogelwelt, daß diese Vögel nicht selten ihren Eierschatz auf Kosten der Nachbarn vermehren. Den Weibchen liegt meistens das Brutgeschäft ob; sie finden von den männlichen Gefährten weder durch Nahrungszufuhr noch durch Ablösung beim Brüten Unterstützung. Zwingt sie der Hunger, eine Zeit das Nest zu verlassen, um einen Bissen aus dem Wasser zu heben, so fallen die nächsten Nachbarinnen über das verlassene Nest her und transportieren in geschäftiger Eile soviel Eier in das ihrige, als eben möglich ist.

Auch von unsern Vögeln wird es hier und da behauptet, hauptsächlich von solchen, deren Ehrlichkeit nicht in dem besten Rufe steht. Die desbezüglichen Beobachtungen scheinen in der That begründet zu sein. Vor einiger Zeit wurden unserer Schule zwei Eier gezeigt, welche aus einem Rabenneste entnommen waren und wovon das eine nicht nur einhalb mal größer war als das andere, sondern auch ganz andere Gestalt und Färbung zeigte. Das größere wurde durch unvorsichtige Handhabung zertrümmert und ließ seine normale Gestaltung deutlich erkennen. Ich kann mir diese Erscheinung nicht anders deuten, als daß auch hier eine absichtliche Verschleppung und zwar aus dem Neste einer kleineren

*) Regenmörrer.

Art aus dem Geschlechte der Raben vorliegt. Sind ähnliche Fälle schon mehr beobachtet worden?

Rendsburg. H. Dreßler.

Aufforderung

Vor nicht langer Zeit ist an dieser Stelle an alle Freunde der Natur- und Landeskunde die Aufforderung gerichtet worden, die volkstümlichen Pflanzennamen zu sammeln, um sie auf diese Weise der Vergessenheit zu entziehen und womöglich Fingerzeige über Gebrauch und Wertschätzung der Pflanzen, sei es in der Gegenwart oder in früherer Zeit, aus ihnen zu gewinnen.

Mit einer verwandten Aufforderung richtet sich der Unterzeichnete heute an dieselbe Adresse. Jeder Ort, und sei er noch so klein, besitzt nämlich in gewissen Namen Nachklänge an frühere Verhältnisse und Begebenheiten, welche das gegenwärtige Geschlecht vielfach nicht als solche auffaßt, die aber in den Händen des sachverständigen Forschers zu reichlich sprudelnden Quellen der heimatlichen Geschichte werden können. Es sind die überall vorhandenen Flurnamen. Hier befinden sich z. B. einige Felder unter irgend einem dem ganzen Dorfe bekannten Namen, über dessen Bedeutung niemand etwas weiß, niemand auch nur nachdenkt; dort befindet sich ein Hügel, ein Thal u. s. w., dessen Name zwar der Gegenwart verständlich ist, von dem man aber nicht begreifen kann, wie derselbe eben auf diesen Ort fallen konnte. Manche Namen kehren in verschiedenen Gegenden wieder, und es läßt sich die Bedeutung derselben nur durch Vergleichung feststellen.

Ich glaube darum auf allseitige Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich es der Mühe wert erachte, dem Ursprunge und der Bedeutung dieser Namen nachzuschüren, und hoffe keine Fehlbitte zu thun, wenn ich jederman ersuche, derartige Namen nach Schreibweise und Aussprache mitteilen zu wollen unter Angabe der weiteren und engeren Örtlichkeit (Name der Gemeine — Fluß, Hügel, Weg, Acker, Wiese, Moor u. s. w.). Die Ergebnisse des Sammelns und Forschens, zu welcher es in unserer Heimat ja nicht an den fähigen und berufenen Kräften fehlt, würden in der „Heimat" veröffentlicht werden. Mitteilungen nehmen gerne entgegen die Schriftleitung und der Unterzeichnete *).

Kiel, Kirchhofsallee 42. J. E. Lorenzen.

*) Der Herausgeber der Heimat unterstützt die obige Bitte auf das dringlichste. Leider enthalten unsere „Meßtischblätter" vielfach irrige Angaben über die Flurnamen und es ist darum darauf zu achten, daß dieselben wirklich dem Volksmunde abgelauscht, oder alten Karten entnommen, nicht aber von neueren abgeschrieben werden. D.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Provinzial-Handbuch für Schleswig-Holstein. Herausgegeben mit amtlicher Unterstützung des Königlichen Ober-Präsidium und der Königlichen Regierung. Fünfter Jahrgang 1891. Kiel 1892. 702 S. Preis 10 M.

Das Buch ist in seiner jetzigen Gestalt eine reiche Quelle für die Kunde unserer Heimatprovinz. In seinem ersten Teil behandelt es: Die Geneologie des Königlichen Hauses, des fürstlichen Hauses Hohenzollern und des Hauses Holstein in seinen verschiedenen Linien; die Königlichen Titel und Wappen, die Ämter des Kaiserlichen Hofes und die Orden und Ehrenzeichen. Im zweiten Teil werden die obersten Reichs- und Staatsbehörden, sowie die Mitglieder des Bundesrats und die schleswig-holsteinischen Reichstags- und Landtagsabgeordneten genannt. Der dritte Teil bringt Mitteilungen über die Verwaltung der Provinz und die Provinzial- und Bezirksbehörden, die Organe der Selbstverwaltung, die Universität, die Eisenbahnen, gemeinnützige Vereine, Institute und Anstalten u. a. Der vierte Teil, welcher ohne Nachträge und Anhang 516 Seiten umfaßt, enthält eine Übersicht über die Kreis- und Lokal-Verwaltung und ihre Behörden. Auf eine Zusammenstellung der Kreise mit den Resultaten der Volkszählungen von 1880, 1885 und 1890 und einer Übersicht über die Erträge der direkten Steuern (Einkommen-, Klassen-, Gewerbe-, Gebäude- und Grundsteuer) folgen die Mitteilungen über die einzelnen Kreise. Von diesem wird der Flächeninhalt und der Grundsteuer-Reinertrag vom Hektar (und zwar im ganzen und einzeln für Ackerland, Wiesen und Holzungen), sowie die Volkszahl in den Jahren 1871, 1875, 1880, 1885 und 1890 angegeben; dann werden die Organe der allgemeinen Verwaltung genannt. Im Einzelnen werden die im Kreis gelegenen Städte und Flecken, sowie die Amtsbezirke aufgeführt. Bei den Städten und Flecken werden die Größe des Gebietes, die Volkszahl, der Haushaltungsplan, die Vermögens- und Schuldenverhältnisse, die städtischen Behörden und das Schul- und Kirchenwesen eingehend behandelt. Bei den Amtsbezirken werden die einzelnen Ortschaften aufgeführt und meistens dabei Volkszahl, Areal und der Grundsteuer-Reinertrag angegeben. Die vorstehende Inhalts-Übersicht, welche sich des Raumes wegen auf die Hauptzüge beschränken muß, zeigt, welchen Wert das Buch für die Kunde unseres Landes hat und wie viel es dem bietet, der sich ein Bild von den verschiedenen Verhältnissen desselben machen will. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 3. März 1892.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. – Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. – Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Garding am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts.*)

(Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins.)

Von B. Willers in Altona.

Bei der Teilung der Herzogtümer Schleswig und Holstein, welche Christian III. und seine Brüder 1544 auf dem Landtage zu Rendsburg vorgenommen hatten, waren die altfriesischen Lande Eiderstedt, Ewerschop und Utholm dem gottorpischen Anteil und damit der Oberherrlichkeit Herzog Adolfs, der als jüngster der drei fürstlichen Brüder zuerst gewählt hatte, zugefallen. Die Art seiner Herrschaftsführung (1544—1586) ist vorbildlich für seine Nachfolger geworden. Es war die Zeit der Befestigung der territorialen Gewalten, des Ausbaues der staatlichen Ordnung, welche sich über die alte landschaftliche Verwaltung erhob und die widerstrebenden Elemente, welche sich im Laufe einer langen Entwicklung herausgebildet hatten, kraftvoll in eine Form vereinigte.

---

*) Die Quelle vorliegender Abhandlung bildet eine Folge handschriftlicher Aufzeichnungen: Abschriften von Urkunden, fürstlichen Urteilen, Verordnungen der städtischen Behörden Gardings, welche einem in meinem Besitz befindlichen Exemplar des Eiderstedtischen Landrechts vom Jahre 1591 angehängt sind und wahrscheinlich von der Hand eines Gardinger Gerichts- oder Verwaltungsbeamten des 17. Jahrhunderts herrühren. Aus der Beschaffenheit dieser Quelle erklärt es sich, wenn die folgende Darstellung manche Lücken aufweist; ich würde daher für ergänzende Mitteilungen sehr dankbar sein.

Ein energisches, oft hartes Regiment faßte alle Kräfte des Landes zusammen. Das Abgabenwesen wurde geregelt, alte Naturallieferungen wurden in Geldleistungen verwandelt, wobei eine wesentliche Erhöhung derselben stattfand. Die Verleihung neuer und die Bestätigung alter Privilegien, die fürstlichen Beilager, der Bau der Schlösser zu Husum und Tönning verursachten dem Lande erhebliche Kosten. Dafür ward das materielle Wohl der Einwohner zielbewußt und kräftig befördert, namentlich unternahm Herzog Adolf bedeutende Deichbauten und ließ im Jahre 1572 ein neues Landrecht ausarbeiten.

Die Nachfolger Adolfs: Friedrich II. und Philipp, starben früh (1587. 1590); ihrem Bruder Johann Adolf war eine längere Regierung beschieden, die er in des Vaters Sinne führte (1590—1616). Bei der Verwaltung seiner eiderstedtischen Lande stand ihm in dem Staller Caspar Hoyer (1578—94) ein Mann von hervorragender Tüchtigkeit, rastlosem Fleiße und reiner Gesinnung zur Seite. Seinen unablässigen Bemühungen war es zu danken, daß bereits im Jahre 1591 eine neue verbesserte Bearbeitung des Landrechts mit angehängter Polizeiordnung erschien, welch' ersteres im Jahre 1595 eine abermalige Verbesserung erfuhr. Schon die Sprache dieser Bearbeitung spiegelt den Wandel der Zeiten ab; das Plattdeutsch des alten Rechtsbuches von 1572 ist dem Hochdeutschen gewichen. Handel und Verkehr erfreuten sich der besondern Sorgfalt des Herzogs; durch ihn sind die beiden Flecken Tönning und Garding zu Städten erhoben worden.

Wirtschaftspolitische Gründe waren es, welche den Herzog Johann Adolf bewogen, dem Flecken Garding, dessen Einrichtungen und Ordnungen hier einer Untersuchung unterzogen werden sollen, am 12. Oktober 1590 die Rechte einer Stadt zu verleihen, „insonderheit, weil wir befunden, daß solche Verordnung wegen des frömden, handtirenden Kaufmanns hochnöthig, nützlich und dienstlich sei, ... damit die angefangene Kaufmannschaft vnd Gewerbe umb so viel mehr vorthgesetzet und befördert werden müchte." *)

*) Das Gardinger Stadt-Recht enthält nach einem Eingange folgende 29 Titel: 1. Daß das Stedtlin Gardingen sich der gemeinen privilegien und Rechtsverordnungen des Landes Eiderstedt zu erfreuen. 2. Welcher Gestalt alle Sachen durch Bürgermeister und Rath entschieden werden sollen. 3. Vom Rathhause und Wagehause zu Gardingen. 4. Von Erwehlung Burger Meister und Rathspersonen. 5. Von Strafe der Mutwilligen. 6. Von Clagen und Contumatien. 7. Von Zeugen zu verhören, so nicht binnen Garding gesessen sein. 8. Von Arresta, Gaest- und Seherecht (?). 9. Von Appellation. 10. Von Sachen, davon nicht zu appelliren. 11. Von Teiche- und Straßen-Rechte. 12. Von Steindache. 13. Von Stadtsiegell. 14. Von Erbnehmung zwischen Mann und Frawen. 15. Von Wucher und Monath-

Dem Fremden kamen vor allem die Bestimmungen über Beschleunigung des Rechtsganges zu gute. Nach Landesrecht traten jeden zweiten Monat die acht Räte der Lande Ewerschop und Utholm in Garding zu einem Ding zusammen. Von diesem konnte an das aus 16 Räten bestehende Gericht der drei Lande, welches sich auf Viti im Mittsommer zu Tönning versammelte, endlich an die Herrschaft in Gottorp appelliert werden. Titel 2 des Stadtrechts verlieh dem Bürgermeister und Rat die Befugnis, in allen Sachen, aus denen dem Landesherrn keine Brüche zufiel, namentlich in Liquidations- und Schuldsachen Recht zu sprechen. Bei Sachen unter 100 Mark sollte vom Staller und 2 Landesräten in letzter Instanz erkannt werden, bei Sachen unter 50 Mark keine Appellation gestattet sein. Fälle, aus denen der Herrschaft Brüche zufiel, konnten nur in Gegenwart eines Stallers oder seines Vertreters entschieden werden. Sobald das Interesse eines Bürgers es erforderte, konnte der Magistrat die Waren eines fremden Kaufmannes mit Beschlag belegen und ihn selbst bis zum nächsten Gerichtstage in Gewahrsam behalten. Aus dem 5. Artikel des Stadtrechts, der von Strafe der Mutwilligen handelt, leitete der Rat die Befugnis des peinlichen Gerichts ab. Es kam darüber zu einem Prozeß mit den Eingesessenen der Lande, der durch ein fürstliches Urteil, Husum, 23. März 1601, dahin entschieden wurde, daß die Landschaft in der alleinigen Ausübung des Halsgerichts bestätigt wurde. Tönning wurde im Jahre 1648 die Hegung des Halsgerichts gestattet.

Dem hohen Zinsfuß, sowie dem an Raub grenzenden Wucher, welche im 16. Jahrhundert in Holstein herrschten, über welche auch Luther in seiner Schrift „Von Kaufhandlung und Wucher“ heftige Klagen erhoben hatte, war die im Jahre 1591 erlassene Polizeiverordnung, „dem Beispiele der Reichs-Polizeiordnung folgend,“ entgegen getreten; doch machten die Bedürfnisse des Handels manche Zugeständnisse nötig. Nach altem Landesgebrauch ward festgesetzt, daß von jeder Mark jährlich ein Schilling als Zins erhoben werden dürfe. Diese Bestimmung wurde von den Handeltreibenden als äußerst lästig empfunden; sie

---

gelte. 16. Wegen der Landtsammlung zu Hemmelhörn. 17. Von Brüche, so an die Bürgermeister fallen. 18. Von Annehmung eines Bürgers in Gardingen. 19. Von dem Dingstage Markt zu Gardingen. 20. Von Backen und Brauen. 21. Von Schlachtern. 22. Von Schustern. 23. Feuer-Ordnunge. 24. Von armen Leuten und Bettlern. 25. Von Büchsen abzuschießen. 26. Von Goldschmieden und andern Handtwerckern. 27. Von denjenigen, so sich Freiheit binnen Garding anmaßen. 28. Von der Scheidung zwischen Garding und der Bauerlage. 29. Von der Wacht zu Nachtzeiten.

klagten, daß es ihnen unmöglich sei, ihren Kredit aufrecht zu erhalten und den angefangenen Handel mit den Fremden fortzusetzen. Es ward daher gestattet und im 15. Artikel des Stadtrechts ausdrücklich bestätigt, sogenanntes Monatsgeld bis zu einem Fuße von 12 % auszuleihen, jedoch nur auf eine Frist von höchstens 3 Monaten. Bei Verlängerung dieser Frist trat der alt-übliche Satz wieder ein.

Die Verwaltung der Stadt lag in der Hand von zwei Bürgermeistern und 4 Ratsherren, denen 4 deputierte Bürger zur Seite standen. Die Bürgermeister wurden vom Staller aus dem Rate ernannt, die Ratsherren vom Magistrat und den 4 Deputierten aus den ehrlichen, verständigen und friedsamen Bürgern erwählt. Die Obliegenheiten der 4 deputierten Bürger wurden 1637 bei der Einteilung der Stadt in 4 Quartiere festgesetzt. Sie überwachen Straßen- und Hausanlagen, Wege, Deiche und Wasserlösungen; sie prüfen Maße und Gewichte und haben ein christliches Aufsehen auf Bier und Brot nach den Bestimmungen des Rats, erheben Steuern, von denen sie Ausgaben zu nötigen Verbesserungen machen können.

Erwuchsen den Einwohnern der Stadt durch die Einführung der neuen Ordnung erhebliche Kosten, so war die Herrschaft bemüht, diese auszugleichen, indem sie den Bürgern einerseits mancherlei Vorrechte vor den Landeseingesessenen einräumte, andererseits diese zu Hilfeleistungen heranzog. Wir begegnen einem System wirtschaftlicher Maßnahmen, welche sich auf alle Zweige des Lebens erstrecken, die sorgsam bemüht sind, die Rechte aller zu schützen, die einander zuwider laufenden Interessen im Gleichgewicht zu halten, die oft aber lästig werden, weil sie die freie Bewegung, deren namentlich der Handel bedarf, hemmen und teilweise unterdrücken.

Schon im Jahre 1575 hatte Herzog Adolf (Urkunde Marne, Dingstags nach visitationis mariae 1575) dem Flecken das Recht verliehen, am Dienstag jeder Woche einen freien Markt abzuhalten. Zugleich ward befohlen, die Straßen mit Steinpflaster zu versehen und ein Wagehaus zu öffentlichem Gebrauch zu errichten. Zu den Kosten sollten auch die umliegenden Kirchspiele, sowie alle, welche sich des Marktes bedienen wollten, beitragen. Die Pflasterung der Straßen war im Jahre 1590 zustande gebracht; die Errichtung des Wagehauses mußte im 3. Art. des Stadtrechts und später in einer Verordnung vom 20. Juni 1597 aufs neue eingeschärft werden. In einem andern Falle zeigten sich die Kirchspielsgenossen sehr entgegenkommend gegen das junge Stadtwesen, indem sie gestatteten, daß der Teil der Kirchenschatzung, welcher von den Bürgern aufzubringen war, von gewissen, auf 850 Demat geschätzten Lände-

reien erhoben werde, welche sich damals in den Händen von Gardinger Bürgern befanden, jedoch unter der Gerichtsbarkeit der Landschaft standen. (Schl.-H. Provinzialberichte von 1791. II. S. 120.) An der alten Dingstätte, dem Kirchhofe zu Garding, beschlossen Rat und Bürgerschaft ein neues Rathaus zu erbauen. Zur teilweisen Deckung der Kosten sollte unter demselben ein Keller angelegt werden, dem das Recht des alleinigen Ausschanks von fremdem Bier, Wein und „andern heißen Getränken" übertragen ward, ein Recht, das jedoch ein fürstliches Urteil vom 24. Febr. 1597 als den alten Privilegien des Landes zuwiderlaufend wieder aufhob. Von größter Wichtigkeit für den Handel der Stadt war die Verbindung derselben mit der Eider durch die Süder-Bootfahrt, welche bereits von C. Hoyer geplant, von seinem Sohne und Nachfolger Hermann (1594—1622) ausgeführt ward. Dieselbe ging von Garding nach Katingsiel und von dort durch die große Schleuse in die Eider. Die Kosten der Anlage wurden den Bitten der Bürger gemäß auf das ganze Land verteilt. Um das Jahr 1650 wurde unter dem Staller Kaspar Schwenk eine Verbindung mit Tönning durch die Norderbootfahrt hergestellt.

Eine Reihe von Verfügungen regelte das Gewerbsleben der Bürger. Die Brauer und Bäcker, für welche im Jahre 1572 eine Rolle aufgerichtet worden war, unterstanden strenger Aufsicht. „Unförmliches" Brot, „strafwürdiges" Bier fielen an die Armen; die „Wecken" als das „gesoeten (?) Brot" sollten „gänzlich aufgehoben sein." Eine neue Bäckerrolle, welche am 20. Dezember 1632 durch 4 von der Landschaft verordnete Männer aufgestellt wurde, setzte den Preis des Brotes den wechselnden Getreidepreisen gemäß fest. Zwei vom Rat Verordnete wachten strenge darüber, daß kein „koegisches" (am Marschfieber leidendes?) oder sonst „sträfliches" Vieh, noch solches unter 4 oder über 10 Jahren geschlachtet werde, auch hatten sie den Preis des Fleisches zu bestimmen. Die Goldschmiede durften nur 14lötiges Silber verarbeiten und waren verpflichtet, auf jedes von ihnen angefertigte Stück ihr Zeichen nebst der Jahreszahl zu setzen. Vereinigungen der Handwerker zum Zwecke der Preisfestsetzung waren verboten. Von besonderer Bedeutung für die Stadt war die zahlreiche Schuhmacher-Innung. Schon damals standen die Lande in lebhaftem Handelsverkehr mit dem Auslande, namentlich wurden Häute in großer Menge nach den Niederlanden ausgeführt. Den Gewerbetreibenden in Garding erwuchs daraus ein empfindlicher Schade, da es ihnen unmöglich wurde, ihren Bedarf an Leder gegen angemessene Preise zu decken. Dem Magistrat ward daher aufgetragen, die Zahl der Häute, welche jeder Meister im Jahr zu verarbeiten vermochte, festzustellen. Erst nachdem dieser Bedarf ge-

deckt war, sollte die freie Ausfuhr von Häuten gestattet sein; auch stand den Schustern zu Garding jeder Zeit das Vorkaufsrecht vor den Fremden zu. Dagegen wurde ihnen eingeschärft, gute, dauerhafte Ware, der lübischen gleich, zu liefern und dem Rat die Festsetzung der Preise zu überlassen. Diese Bestimmung fand in der Landschaft lebhaften Widerspruch. Die Bürger scheinen es nicht verstanden zu haben, sich ihrer Vorrechte in rechter Weise zu bedienen. Ein 1595 in Gottorp aufgerichteter Vertrag spricht von schweren Schäden im Handelswesen; die ausländischen Kaufleute waren vom Markt verdrängt worden; zwischen den Bürgern und den Eingesessenen der Lande waltete Mißtrauen und Hader. Zur Verschärfung der Gegensätze trug — nach dem Bericht des eiderstedtischen Chronisten Peter Sax — das Treiben einiger unruhiger Köpfe aus den begüterten und mächtigen Familien der Städte Tönning und Garding bei, welche sich nicht ohne Erfolg um die Gunst des herzoglichen Hofes beworben hatten und diesen für ihre hochfliegenden Pläne zu gewinnen suchten. Dieselben bezweckten nichts Geringeres, als den gesamten Handel der Landschaft in diesen beiden Städten zu vereinigen. Sie verwiesen auf das Beispiel benachbarter Königreiche, namentlich Großbritanniens mit seinen schnell zu Macht und Reichtum aufgeblühten Städten, und malten verlockend aus, wie in Zukunft der reich gewordene Bürger dem Bauern in Fällen der Not unter die Arme greifen werde. Auch stellten sie vor, daß es billiger sei, dem Landesgenossen, der des Landes onera mit trage, mit ihnen von einem Walle umschlossen sei, einen Vorteil zu gönnen als dem Fremden den Säckel zu füllen, versprachen, aus ihren großen „Faktoren" jederzeit gute Ware zu liefern, und beriefen sich endlich auf die göttliche Ordnung, welche jedem Stande die ihm eigene Beschäftigung zugewiesen habe. Gott, der Herr, habe die Landleute aufs Feld gesetzt, den Acker zu bebauen; Kaufmannschaft zu treiben wäre den Städten befohlen, und müsse man keine platonische Republik einführen wollen, Doppelung der Handwerke nehme stets einen üblen Ausgang.

Demgegenüber konnten sich die Vertreter der Landschaft auf das große Privilegium Herzog Adolfs vom 10. Juni 1572 berufen, welches den drei Landen freie Commercia, d. i. Handel und Wandel mit den Waren, die sie kaufen und verkaufen, bewilligte und daneben das ausdrückliche Versprechen enthielt, daß sie mit neuen Zöllen nicht beschwert werden sollten. Einen schändlichen Handel nannten sie das Treiben der Städte, der nur zum Schaden es Landmannes ausschlagen könne, der Vorkauf wäre höchst schädlich und iure communi verboten. Es entspann sich ein kostspieliger Prozeß, der am 24. Februar 1597 zu

Ungunsten der Städte entschieden wurde. Das Urteil lautete dahin: „daß Beklagte, die von Tönning und Garding, sich wieder der Lande ältere privilegia hinfüro und zu Ewigen Zeiten, keine besondere Freiheit in Kaufen und Verkauf anmaßen, noch mit dem Geringsten, in allen Wahren und Gühtern, was es wolle, den Ein- und Außlendischen in- und außerhalb der Freyen und Wochen Marketen, an keinem Ordte darinnen hindern, besondern mit den Clegern, den Eingesessenen des Landes, derer von unser Hochlöbl. Vorfahren und uns erhaltenen privilegien zugleich gebrauchen und sich unter einander bey solcher Freyheit in Kaufen und Verkaufen, also schiedlich, freund- und nachbarlich verhalten, daß der Frömde mit ihnen zu handeln, dadurch angereitzet werde, und sie als eines Herrn, unter einem gleich durchgehenden privilegien begriffene Untertahnen, dadurch der Nahrung und ihres Hinkommendes von Tage zu Tage Besserung erlangen und empfinden mögen."

Durch dieses Urteil ward die alte Marktberechtigung des Städtleins wohl nicht beschränkt; dagegen erkennen wir deutlich, wie das Bestreben, die Städte mit Sonderrechten auszustatten, zu den alten Freiheiten der Lande im Gegensatz stand, der die allzuschroffe Ausbildung des Systems hinderte, einer freien Gestaltung des Handelswesens den Weg bahnte.

Freien Handel und freies Gewerbe gestattete Garding innerhalb einer Mauern nur den eigenen Bürgern. Fremde konnten nach Vorzeigung eines von ihrer weltlichen Obrigkeit ausgestellten Zeugnisses über christlichen und ehrbaren Wandel in die Bürgerschaft aufgenommen werden. Seit 1575 besaß die Stadt einen freien Wochenmarkt, der allmählich namentlich für den Getreidehandel große Bedeutung gewann und den Tönninger Montagsmarkt überflügelte. Zu dem Markt, der am Dienstag jeder Woche abgehalten wurde, sollten nur die zugelassen werden, welche den Eingesessenen der Lande und der Städte freien Handel auf ihren Märkten erlaubten. Außerhalb desselben durfte kein Fremder in der Stadt Handel oder Hantierung treiben. Das Recht, auf dem Markte einzukaufen, begann für die Fremden erst mit dem Schlage der 10. Stunde; auch war es verboten, Waren, die nach der Stadt bestimmt waren, auf dem Heerwege aufzukaufen. Am 1. Mai 1680 verlieh Herzog Christian Albrecht der Stadt die Befugnis, zweimal im Jahre einen öffentlichen Viehmarkt abzuhalten.

Man ließ es nicht an Sorgfalt fehlen, das Städtlein in seiner äußeren Erscheinung zu heben. Der Magistrat übte das alleinige Gericht über Deiche, Dämme, Schleusen oder Wasserlösungen, über Wege, Straßen- und Hausanlagen. Nur in Fällen großer, augenscheinlicher Parteilichkeit konnte der Beschwerte an den Staller appellieren. Neue

Straßenanlagen bedurften der Genehmigung des Magistrats, der die Bürger anwies, wie weit sie ein- und aussetzen sollten, damit Unförmlichkeit der Gebäude verhütet werde. Niemand sollte ein altes Haus abbrechen, ohne ein neues an seine Selle zu setzen. Statt der alten Strohdächer mußten die neuen Häuser mit guten Steindächern versehen werden. Die Aufsicht über das Bauwesen lag den 4 deputierten Bürgern ob. Durch den Stock des Bürgermeisters, der von Nachbar zu Nachbar gesandt wurde, wurden die Bürger von Zeit zu Zeit an die notwendige Reinigung der Straßen gemahnt. Eine Verordnung vom Jahre 1637 verbot, Schweine auf den Straßen oder hinter den Häusern frei umherlaufen oder Pferde an den Wegen weiden zu lassen. Um in Feuersnöten schnelle Hilfe bei der Hand zu haben, hielten Bürgermeister und Rat unter dem Turm oder auf dem Rathause 50 lederne Eimer bereit. Die Bürger hatten nach ihrem Vermögen je einen, zwei oder drei Eimer, desgleichen Feuerleitern und Haken zu stellen, welche im Rathause, in der Kirche und den Eckhäusern aufbewahrt wurden; außerdem hingen Feuereimer in jedem Hause. Für Gebäude, welche, um weitere Ausbreitung eines Brandes zu hindern, abgebrochen werden mußten, leistete die Gemeinde Ersatz. Brach ein Feuer aus, so war jeder bei Strafe von einem Goldgulden verpflichtet, ungesäumt zur Hilfe herbeizueilen, und niemand durfte sich von der Brandstätte entfernen, ehe ihm sein Löschgerät zugewiesen worden war. Zum Amt der deputierten Bürger gehörte die Beaufsichtigung der Feuerstätten bei Bäckern und Brauern. Die Schornsteine sollten zweimal im Jahr gereinigt werden.

In einer dem Stradtrecht angehängten Urkunde vom 28. März 1591 hat der Staller Caspar Hoyer die Grenzen des Städtleins geordnet; im Jahre 1637 teilte man dasselbe in 4 Quartiere. An der Spitze jedes derselben stand ein Quartiermeister, der in manchen Fällen die deputierten Bürger bei ihren Amtsgeschäften zu unterstützen hatte. Bei Sterbefällen geleiteten die Nachbarn, und zwar aus jedem Hause des Viertels eine erwachsene Person, den Toten zur letzten Ruhestätte.

Strenge hielt man auf einen ehrbaren, ruhigen Wandel der Bürger. Den Quartiermeistern lag ob, wenn ein Streit ausbrach, Frevel oder Mutwillen geübt ward, die streitenden Parteien zu versöhnen und so „dem besorgenden Unheil besten Flietes vorthobögen.“ Gelang ihnen dies nicht, widersetzten sich die Unruhstifter, so schritten die Dreger, die 4 verordneten Diener des Rates, ein und führten den Übelthäter, falls keine genügende Bürgschaft geleistet wurde, in die Halseisen oder „andere Behaltnusse.“ Der Name der Dreger deutet wohl auf ihre amtsmäßige

Beteiligung bei Begräbnissen hin, wie ihnen denn auch bei jedem Todesfall im Kirchspiel eine billige Gebühr zufiel, wofür sie den Verstorbenen zu „beleuten" hatten. Außerdem wurde für sie von jeder Tonne Bier, die aus dem Städtlein ausgeführt ward, ein Schilling erhoben. Sie überbrachten die Ladungen und Mahnungen des Rates und teilten sich zu zweien in die nächtliche Bewachung der Stadt. — Bei einem Reichsthaler Strafe war es verboten, Büchsen innerhalb der Stadt abzuschießen; war ein Schade dadurch entstanden, den der Frevler nicht ersetzen konnte, so wurde dieser des Landes verwiesen.

Einen interessanten Einblick in das Leben, die Sitten und Gebräuche der Zeit gewährt die Polizeiordnung, welche Herzog Johann Adolf am 14. Januar 1591 für die drei Lande erließ. Sie enthielt nicht nur strenge Anordnungen über Kirchen- und Schulwesen, Handel und Wandel, sondern unterwarf auch das ganze bürgerliche und häusliche Leben einer straffen Zucht. Überall drängte sie auf Sparsamkeit und Ehrbarkeit; Kleider und Schmuck wurden für die einzelnen Stände genau vorgeschrieben, vor allem ward der Üppigkeit und dem Aufwande bei Hochzeiten, Kindelbieren und Begräbnissen gewehrt. Auf diese Ordnung, die wohl einer eigenen Darstellung wert wäre, kann hier nur soweit eingegangen werden, als in den Garding betreffenden Verfügungen auf dieselbe hingewiesen wird.

Den Wirten war es im 10. Artikel der Polizeiordnung bei schwerer Strafe verboten worden, Wein, Bier oder andere Getränke während des Gottesdienstes auszuschenken. Mit Unwillen und Ärgernis aber erfüllte die Obrigkeit das lustige, leichtfertige Treiben, welches sich am Sonnabend-Abend in Schenken und Krügen der Stadt regte; denn anstatt zu gebührlicher Zeit aufzubrechen und sich zu Hause auf den bevorstehenden, von Gott selbst geheiligten Sabbath oder Sonntag mit Andacht vorzubereiten, ließen sich nicht allein Landleute, sondern auch Bürger der Stadt in später Abendzeit in den Gasthäusern finden, blieben die ganze Nacht, auch wohl bis an den lichten Morgen, bei Bier, Thobak und Branntwein sitzen, wobei es nicht ohne Schelten und Flüche, nicht ohne Schlägerei und „Haartagen" abging. Solchem Ärgernis trat eine Verfügung des Rates vom 12. Oktober 1638 entgegen, welche verbot, am Sonnabend nach 9 Uhr irgendwelche Getränke auszuschenken, und den Dregern befahl, nach dieser Stunde die Schenkhäuser zu visitieren und Wirte und Gäste, welche der Ordnung zuwider gehandelt hatten, zu gebührlicher Strafe zu ziehen. Dieser Befehl mußte 1680 aufs neue durch Verlesen von der Kanzel eingeschärft werden.

Der „gute Montag", den die Handwerksgesellen nach altem Brauche

zu feiern liebten, sollte mittags um 12 Uhr beginnen und nicht länger als einen Tag währen. Wer am Dienstag Morgen nicht in der Werkstatt erschien, dem kürzte der Meister den Lohn und verweigerte ihm mittags und abends Brot und Bier.

Eine wahre Plage der Zeit bildete das fahrende Volk, Verbrecher, die sich an andern Orten „verschalkt" hatten, gartende Kriegs- und herrenlose Knechte, Handwerksgesellen, Quacksalber und Hausierer, Gaukler und lose Weiber, welche in Scharen das Land überfluteten, bettelten, stahlen und raubten, auch vor Mord und Brand nicht zurückschreckten, und gegen welche der einsam Hausende oft gänzlich wehrlos war. Den Wirten in Städten und Dörfern war es daher strenge verboten, Fremde länger als drei Tage zu herbergen, ohne sie dem Bürgermeister, dem Rats- oder Lehnsmann anzuzeigen, die sie denn genau prüften und, wenn sie verdächtig waren, des Landes verwiesen. Verweisung traf auch alle, welche auf Bettelei ertappt waren. Hartes und langes Gefängnis drohte dem, der dem Verbote zum Trotz zurückkehrte. Raub und Bedrohung wurden mit dem Tode bestraft. Dem angegriffenen Bürger oder Bauern war geboten, ein Geschrei zu erheben, worauf die Nachbarn zu seiner Hilfe herbeizueilen verpflichtet waren.

Viertelsmeister und deputierte Bürger hatten strenge Aufsicht auf das Gesinde in ihrem Quartier, damit Leichtfertigkeit und böses Exempel verhütet werde. Für aus ihrer Nachlässigkeit entstandenen Schaden hafteten sie selbst. Niemand durfte einem fremden Bettler ein Almosen reichen; vielmehr sollten dieselben durch Halseisen und Gefängnis abgeschreckt werden, das Land zu belästigen. Die einheimischen Armen, welche mit kundbarer Schwachheit und Leibesgebrechen beladen waren, so daß sie mit ihrer Hände Arbeit sich ihren Unterhalt nicht verdienen konnten, verzeichneten Bürgermeister und Rat in einem Register und versahen sie mit einem besonderen Zeichen. Ihnen reichte man eine Unterstützung aus der Armen-Kiste, über welche der Pastor, der Bürgermeister und die Lehnsleute des Kirchspiels gleichmäßig verfügten. Arme Kinder ließ man, sobald sie herangewachsen, ein Handwerk erlernen, damit sie des Bettelstabes nicht gewöhnt würden. Kaspar Hoyers Verdienst ist es, eine strenge Ordnung und Aufsicht im Armenwesen eingeführt, der bis dahin üblichen Verschleuderung der Mittel ein Ziel gesetzt zu haben. Sein treibender Eifer hatte die Bewohner der Lande Eiderstedt, Ewerschop und Utholm vermocht, zwei Armenhäuser, in Tönning und Garding, zu errichten, für welche ihnen Herzog Johann Adolf im Jahre 1594 das Patronat verlieh, damit in ihnen hausarme Leute, die ehrlich und unverdächtig, im Eiderstedtischen geboren waren

oder daselbst lange Zeit gedient hatten, in ihren alten Tagen Obdach und Pflege fänden, ein schönes Denkmal der Mildherzigkeit, der christlichen Gesinnung der Zeit.

Aus alter Zeit.

(Maiheft 1891.)

Die Veröffentlichung einer Sage von der Breklumer Kirche im Maiheft v. J. hat zwei Zuschriften aus dem Leserkreise der „Heimat" zur Folge gehabt, welche die Schriftleitung mir freundlichst übermittelte.

Herr Vollert in Pahlhude teilt mit, daß auch ihm die Sage bekannt ist, und zwar in wesentlich mit meiner Einsendung übereinstimmender Form; abweichend lautet jedoch die dritte Verszeile:

„dor nem ick woll Kelch vun'n Disch".

Die zweite Zuschrift rührt her von Herrn P. J. Lorenzen, Lehrer emer. in Schleswig, und lautet folgendermaßen:

„Im Maiheft d. Bl. wünscht Herr Petersen in Kiel gelegentliche Mitteilungen über eine Sage, die sich an die Kirche zu Breklum anknüpft. Ich habe während meines Aufenthalts auf der schleswigschen Westküste in den vierziger Jahren die Erzählung von dem Kirchenräuber und seiner Entdeckung gleichfalls mit Interesse vernommen und später wiederholt gelesen. Aus den mir zur Hand liegenden einschlägigen Schriften nenne ich zuerst „Petersens Wanderungen, Kiel 1839" und dann ein seltenes Büchlein „Strand- und Haidebilder von Thomas," 1846 bei Bade in Friedrichstadt gedruckt. Beide Schriftsteller knüpfen in ihrer Beschreibung der Breklumer Kirche die beregte Sage an einen alten Kirchenschrank und bringen auch die beiden ersten Strophen des von Petersen angeführten Verses. Die vermutete Chronik dürfte den beiden Skribenten ebenso unbekannt sein wie mir. Als eine alte Erinnerung schwebt mir aus der Jugendzeit vor Augen, daß mir „Schwabstedt" genannt worden ist als Ort der Entdeckung des wirklichen Kirchenräubers, wofür ich aber keine Bürgschaft übernehmen will. Sollten nicht die alten „Provinzial-Landesberichte" über die Sage Nachweisungen enthalten? Im übrigen möchte ich auf den fruchtbaren Altertumsforscher Nutzen hinweisen, welcher 1826 als Pastor in Breklum gestorben ist und in seinen antiq. annal. Band 3 die Breklumer Kirche, speciell auch den Sct. Olai-Schrank daselbst, beschreibt. Leider habe ich die Schrift nicht zur Hand, um daraus weiteres mitteilen zu können."

Indem ich beiden Herren freundlichen Dank sage, freut es mich, noch auf eine dritte, in diesem Heft mitgeteilte Einsendung, welche sich mit der Breklumer Kirche beschäftigt, hinweisen zu können.

Kiel, Ende Januar 1892. Petersen.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1891.

Von P. Knuth.

Bei der Zusammenstellung der vorjährigen phänologischen Beobachtungen in Schleswig-Holstein kann ich es mir nicht versagen, auf das am 26. November erfolgte Ableben desjenigen Mannes hinzuweisen, welcher nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, in der ganzen gebildeten Welt der Phänologie ihre jetzige Bedeutung gegeben hat, des Geheimrats Prof. Dr. H. Hoffmann in Gießen. Seit vielen Jahren hatte derselbe die phänologischen Beobachtungen in Europa in den „Berichten der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde" veröffentlicht und so gewissermaßen eine Centralstelle für diesen Zweig der Botanik geschaffen. Denjenigen Beobachtern aus Schleswig-Holstein, welche auch an Geheimrat Hoffmann ihre Aufzeichnungen einzusenden pflegten, diene zur Nachricht, daß Herr Dr. Egon Ihne in Friedberg in Hessen die Veröffentlichungen derselben in gleicher Weise, wie es bisher geschehen ist, fortsetzen wird.

Nach dem Gießener Schema führen bekanntlich auch wir unsere phänologischen Beobachtungen aus, und daß dieses wegen seiner Einfachheit und Bequemlichkeit das richtige sei, zeigt die Zunahme der phänologischen Stationen in Schleswig-Holstein. Nicht nur haben alle Beobachter des vorigen Jahres (bis auf einen, welcher im Laufe des Jahres versetzt worden ist) ihre Notizen wieder eingesandt, sondern es ist die Zahl der Beobachter um die Hälfte gestiegen, ein gewiß erfreuliches Ergebnis. Sodann haben mir noch eine Anzahl von Naturfreunden die Zusicherung gegeben, daß sie sich im nächsten Jahre gleichfalls an den Untersuchungen beteiligen wollen, so daß in der That der Phänologie in Schleswig-Holstein eine Stätte bereitet zu sein scheint.*) Nicht aber die Zahl der Beobachter in unserem Gebiete berechtigt allein zu dieser Hoffnung, sondern vor allem auch die in diesem Jahre schon sehr viel bessere Übereinstimmung der Resultate der Beobachtungen, welche darauf schließen lassen, daß dieselben mit großem Interesse an der Sache und mit verschärftem Verständnis angestellt sind.

Noch aber fehlen Viele, welche berufen sind, solche Untersuchungen anzustellen, und ich erneuere hiermit die Bitte an Freunde der Natur, sich an den phänologischen Beobachtungen in Schleswig-Holstein zu beteiligen und ihre Spaziergänge und ihren Aufenthalt im Freien durch Beobachtung der Natur zu einem höheren Genusse zu gestalten.*)

Zum Schlusse möchte ich auf die höchst interessante Thatsache hinweisen, daß Schleswig-Holstein sich rühmen kann, eine der ältesten phänologischen Stationen zu besitzen: seit dem Jahre 1750 sind mit wenigen Unterbrechungen in Augustenburg auf Alsen phänologische Untersuchungen angestellt worden.**) Wie uns F. H. Germar in der „Zeitschrift für populäre Mitteilungen aus dem Gebiete der Astronomie und verwandter Wissenschaften" 1. Bd. (1860) S. 194—199 berichtet, hatte kein Geringerer als der Herzog Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg 1750 angeordnet, daß das Datum (5. April) der ungewöhnlich frühen Laubentfaltung einer der Buchen im Schloßpark zu Augustenburg in die Rinde des Baumes eingeschnitten werde und daß in jedem folgenden Frühlinge die Zeitangabe dieses Ereignisses in derselben Weise fortgesetzt werde. Dies ist denn auch mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1856 geschehen. Seit 1886 macht Herr Apotheker W. Meyer wieder phänologische Beobachtungen in Augustenburg, so daß ich wohl mit Recht von einer der ältesten Stationen sprechen konnte, denn die ersten Beobachtungen dieser Art wurden von Linné 1748 in Upsala angestellt.

---

*) Da Herr Dr. Knuth zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in der nächsten Zeit aus Kiel abwesend sein wird, so habe ich die Versendung der Karten übernommen. Ich bin gerne bereit, jedem eine solche zuzusenden, der bereit ist, sich an den Beobachtungen zu beteiligen. Notwendig ist aber, daß die Anweisung, welche 1891 im Märzheft der Heimat, sowie in der Kieler Zeitung vom 11. und 12. März 1890 abgedruckt wurde, genau beachtet wird, wenn ein zuverlässiges Ergebnis erreicht werden soll. Dannmeier.

**) Eingehendere Mitteilungen hierüber habe ich in einem Aufsatze: „Phänologische Beobachtungen seit dem Jahre 1750" in der „Deutschen botanischen Monatsschrift" 1892, No. 2 (Februar) gemacht.

Ort.	Beobachter.	Corylus Avellana, Stäuben der Antheren.	Aesculus Hippocast., B. O. s.	Ribes rubrum, e. B.	Ribes aureum, e. B.	Prunus avium, e. B.	Prunus spinosa, e. B.	Prunus Cerasus, e. B.	Prunus Padus, e. B.	Pyrus communis, e. B.	Fagus silvatica, B. O. s.	Pyrus Malus, e. B.
Altona *)	W. Petersen und Horstmann, Lehrer	18. IV.	28. IV.	29. IV.		6. V.	11. V.	11. V.		11. V.	10. V.	13. V.
Apenrade	H. Hansen, Mittelschullehrer	18. III.	2. V.	4. V.		12. V.	14. V.	21. V.	18. V.	22. V.	6. V.	25. V.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	18. III.	10. V.	10. V.	18. V.	16. V.	1. V.	21. V.		22. V.	5. V.	27. V.
Bergedorf	Dr. Fischer, Real-Gymn.-Lehrer		25. IV.	4. V.		8. V.	9. V.	11. V.	19. V.	11. V.	3. V.	14. V.
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.	16. III.	2. V.	6. V.	16. V.	11. V.	14. V.	14. V.	14. V.	15. V.	3. V.	21. V.
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer	15. III.	10. V.	10. V.	20. V.	20. V.	15. V.	15. V.		20. V.	10. V.	25. V.
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer	2. IV.	1. V.	7. V.			16. V.	12. V.		19. V.	10. V.	22. V.
Gettorf	Jul. Mordhorst, Kantor		10. V.	30. V.		20. V.	20. V.	22. V.		20. V.	6. V.	27. V.
Glückstadt	Riessen, Gymnasial-Lehrer	Mitte III.	29. IV.			9. V.	15. V.	14. V.	18. V.	10. V.		
Hamburg	C. Kausch		1. V.	10. V.			9. V.	10. V.	15. V.	15. V.	9. V.	21. V.
Heide	H. Ruhe, Lehrer		2. V.	6. V.	20. V.	16. V.	21. V.	23. V.	23. V.	22. V.	10. V.	25. V.
Kiel	A. Hahn, Ob.-Realschul-Lehrer	15. IV.	1. V.	4. V.	14. V.	10. V.	11. V.	11. V.	18. V.	20. V.	6. V.	21. V.
Kiel	P. Kuuth	16. IV.	3. V.	5. V.	10. V.	12. V.	13. V.	12. V.	16. V.	13. V.	7. V.	24. V.
Kiel	H. T. Peters	14. III.	6. V.	4. V.	19. V.	8. V.	12. V.	14. V.	16. V.	17. V.	6. V.	24. V.
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Gymnasial-Lehrer	16. III.	28. IV.	2. V.		6. V.	9. V.	11. V.	11. V.	11 V.	3. V.	
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer		1. V.			13. V.		18. V.		22. V.	11. V.	22 V.
Lübeck	W. Junge, Sekundaner	15. III.	20. IV.	28. IV.	4. V.	4. V.	9. V.	12. V.	11. V.	14. V.	20. V.	24 V.
Marne	H. Christiansen, Real-Gymn.-Lehrer		3. V.	5. V.	8. V.	9. V.		10. V.	14. V.	16. V.		17 V.
Neustadt	P. F. Fiebig, Stadtrat	20. II.	6. V.	26. IV.	20. IV.	8. V.	6. V.	12. V.	15. V.	4. V.	4. V.	12 V.
Oldesloe	W. Lichtenberg, Gymnasial-Lehrer	5. IV.	2. V.	4. V.	9. V.	12. V.	10. V.	7. V.	22. V.	18. V.	3. V.	21 V.
Ratzeburg	R. Tempelmann, Rektor	14. III.	27. IV.	1. V.		8. V.	9. V.	11. V.	18. V.	12. V.	1. V.	16 V.
Rendsburg	Dreßler, **) Gymnasial-Lehrer	15. III.	27. IV.	6. V.	14. V.	10. V.	12. V.	14. V.	25. V.	23. V.	8. V.	25 V
Schleswig	Dr. Steen, Gymnasial-Lehrer	15. III.	1. V.	3. V.	8. V.	7. V.	12. V.	10. V.	18. V.	21. V.	9. V.	21 V
Segeberg	Dr. Buttel, Erster Seminarlehrer		7. V.	10. V.	13. V.	20. V.	10. V.	8. V.		19. V.		23 V
Tönning	E. Wagener, Lehrer		29. IV.	5. V.	13. V.	12. V.		21. V.	19. V.	22. V.	12. V.	25 V
Warder (Kreis Segeberg)	Schröder, Lehrer und Organist	16. III.	10. V.	4. V.		10. V.	15. V.	20. V.	19. V.	20. V.	11. V.	23 V
Wöhrden	C. Eckmann, Rektor.	5. IV.	8. V.	8. V.		11. V.	16. V.	18. V.		20. V.		23 V

*) Die Angabe Fagus sylv. und Betula alba a. L. V. 9. IX. und 10. IX. für 1891

**) Für den Juli Dreesen-Jevenstedt.

Betula alba, B. O. s.	Quercus pedunculata, B. O. s.	Lonicera tatarica, e. B.	Syringa vulgaris, e. B.	Fagus silv., Buchwald grün.	Narcissus poeticus, e. B.	Aesculus Hippocast., e. B.	Crataegus Oxyacantha, e. B.	Spartium scoparium, e. B.	Quercus pedunc., Eichwald grün.	Cytisus Laburnum, e. B.	Cydonia vulgaris, e. B.	Sorbus aucuparia, e. B.	Sambucus nigra, e. B.	Secale cereale hibern., e. B.	Atropa Belladonna, e. B.	Symphoricarpus racemosa, e. B.	Rubus idaeus, e. B.
1. V.	13. V.		23. V.	13. V.		23. V.	28. V.	21. V.		29. V.		25. V.	9. VI.	18. VI.		18. VI.	
18. V.	21. V.		29. V.	14. V.	14. V.	27. V.	4. VI.	2. VI.	2. VI.	2. VI.		1. VI.	21. VI.	17. VI.			12. VI.
12. V.	31. V.	31. V.	1. VI.	10. V.	10. V.	31. V.	28. V.		10. VI.	28. V.	1. VI.	2. VI.	28. VI.	12. VI.		6. VII.	15. VI.
1. V.	12. V.	26. V.	25. V.	10. V.		23. V.	29. V.		25. V.	30. V.	31. V.	27. V.	22. VI.	6. VI.		2. VI.	6. VI.
5. V.	13. V.	20. V.	13. V.	12. V.	15. V.	22. V.	1. VI.	12. VI.	25. V.	28. V.		31. V.	22. VI.	18. VI.		26. VI.	16. VI.
10. V.	25. V.		1. VI.	20. V.	27. V.	30. V.	10. VI.		10. VI.	15. VI.	10. VI.	1. VI.		20. VI.			20. VI.
11. V.			1. VI.	12. V.		28. V.	3. VI.		1. VI.	6. VI.	2. VI.	3. VI.	26. VI.				10. VI.
15. V.	25. V.	26. VI.	6. VI.	13. V.	21. V.	1. VI.	8. VI.		7. VI.	6. VI.	15. VI.		26. VI.	16. VI.		24. VI.	26. VI.
13. V.	22. V.		27. V.	16. V.		20. V.	27. V.			4. VI.		27. V.	22. VI.			30. VI.	
		26. V.	23. V.	12. V.	16. V.	25. V.	7. VI.	31. V.	26. V.	31. V.		30. V.	22. VI.			2. VI.	12. VI.
10. V.	24. V.		30. V.		21. V.	24. V.	4. VI.			3. VI.	4. VI.	25. VI.	17. VI.	1. VI.		25. VI.	10. VI.
19. V.	21. V.	30. V.	28. V.	9. V.	15. V.	25. V.	2. VI.	20. VI.	25. V.	3. VI.	25. V.		23. VI.	20. VI.		26. VI.	23. VI.
12. V.	19. V.		30. V.	13. V.	14. V.	26. V.	1. VI.		27. V.	1. VI.	29. V.	2. VI.	25. VI.	18. VI.	24. VI.	23. VI.	25. VI.
12. V.	22. V.	28. V.	29. V.	13. V.	15. V.	24. V.	23. V.		30. V.	2. VI.				24. VI.	7. VII.	24. VI.	24. VI.
5. V.	13. V.		20. V.			22. V.							20. VI.	1. VI.			
			29. V.		26. V.	26. V.	6. VI.			3. VI.	4. VI.		25. VI.	15. VI.			15. VI.
24. V.	28. V.	19. V.	24. V.	27. V.		1. VI.	3. VI.		4. VI.	7. VI.		6. VI.	12. VI.	5. VI.			13. VI.
		24. V.	27. V.		24. V.	23. V.	29. V.			1. VI.	24. V.	3. VI.	10. VI.	17. VI.		19. VI.	24. VI.
26. IV.	16. V.	1. VI.		10. V.	10. V.	29. V.	14. VI.		26. V.	15. VI.		19. VI.		2. VI.		18. VI.	
8. V.	18. V.	30. V.	29. V.	18. V.		25. V.	3. VI.	6. VI.	28. VI.	16. VI.	5. VI.		21. VI.	18. VI.		21. VI.	17. VI.
5. V.	14. V.	3. V.	26. V.	8. V.	13. V.	19. V.	25. V.		24. V.	29. V.	30. V.	26. V.	8. VI.	3. VI.		16. VI.	8. VI.
10. V.	24. V.	27. V.	28. V.	15. V.	23. V.	29. V.	3. VI.	6. VI.	29. V.	4. VI.	10. VI.	10. VI.	19. VI.	18. VI.		22. VI.	29. VI.
9. V.	21. V.	24. V.	24. V.	10. V.	18. V.	21. V.	26. V.	24. V.	25. V.	30. V.	28. V.	1. VI.	4. VI.	7. VI.		19. Vf.	19. VI.
			3. VI.		20. V.	28. V.					20. V.		22. VI.	18. VI.			
1. V.	14. V.	24. V.	28. V.	21. V.	21. V.	26. V.			30. V.	1. VI.	2. VI.	4. VI.	25. VI.			4. VI.	6. VI.
7. V.	29. V.	29. V.	29. V.	18. V.	15. V.	29. V.	4. VI.	1. VI.	1. VI.	7. VI.	7. VI.	7. VI.	25. VI.	12. VI.		20. VI.	20. VI.
			31. V.		24. V.		31. V.			1. VI.	3. VI.	1. VI.	24. VI.	18. VI.			19. VI.

in 9. X. und 10. X. umzuändern.

Ort.	Beobachter.	Salvia officinalis, e. B.	Cornus sanguinea, e. B.	Vitis vinifera, e. B.	Ribes rubrum, e. Fr.	Tilia grandifolia, e. B.	Ligustrum vulgare, e. B.	Lonicera tatar., e. Fr.
Altona *)	W. Petersen und Horstmann, Lehrer				29. VI.		4. VII.	
Apenrade	H. Hansen, Mittelschullehrer			15. VII.	14. VII.	14. VII.		
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	2. VII.	29. VI.	14. VII.	12. VII.	12. VII.	12. VII.	22. VII.
Bergedorf	Dr. Fischer, Real-Gymnasial-Lehrer				3. VII.	9. VII.	4. VII.	
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.				18. VII.	11. VII.	4. VII.	
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer		5. VII.	1. VII.	20. VII.	25. VII.	1. VII.	
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer							
Gettorf	Jul. Mordhorst, Kantor				16. VII.	18. VII.	24. VI.	
Glückstadt	Riessen, Gymnasial-Lehrer							
Hamburg	C. Kausch			10. VII.		11. VII.	10. VII.	
Heide	H. Ruhe, Lehrer			21. VII.	12. VII.	14. VII.	13. VII.	
Kiel	A. Hahn, Ober-Realschul-Lehrer	11. VII.	8. VII.	5. VII.	10. VII.	17. VII.	10. VII.	4. VIII.
Kiel	P. Knuth	1. VII.			18. VII.	16. VII.	15. VII.	
Kiel	H. T. Peters, Rentner		1. VII.	28. VII.	18. VII.		8. VII.	6. VIII.
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Gymnasial-Lehrer		17. VI.					
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer			16. VII.	13. VII.	13. VII.		
Lübeck	W. Junge, Sekundaner			3. VII.	2. VII.	20. VII.	17. VII.	
Marne	H. Christiansen, Real-Gymnasial-Lehrer		20. VI.	1. VII.	9. VII.	9. VII.	7. VII.	10. VII.
Neustadt	P. F. Fiebig, Stadtrat	10. VI.	24. VI.			27. VI.	21. VI.	
Oldesloe	W. Lichtenberg, Gymnasial-Lehrer		23. VI.	20. VI.	15. VII.	10. VII.	27. VI.	24. VII.
Ratzeburg	R. Tempelmann, Rektor	14. VI.	29. VI.	6. VII.	3. VII.	18. VII.	6. VII.	25. VII.
Rendsburg	Dreßler, **) Gymnasial-Lehrer				24. VII.	19. VII.		20. VII.
Schleswig	Dr. Steen, Gymnasial-Lehrer	24. VI.	1. VII.	8. VII.	4. VII.	10. VII.	12. VII.	21. VII.
Segeberg	Dr. Buttel, Erster Seminarlehrer				20. VII.	22. VII.		
Tönning	E. Wagener Lehrer			28. VI.	7. VII.	14. VII.	9. VII.	
Warder (Kreis Segeberg)	Schröder, Lehrer und Organist	10. VI.	10. VI.	13. VII.	15. VII.	9. VII.		20. VII.
Wöhrden	C. Eckmann, Rektor				13. VII.	11. VII.	12. VII.	

*) Die Angabe Fagus sylv. und Betula alba a. L. V. 9. IX. und 10. IX. für 1891 ist

**) Für den Juli Dreesen-Jevenstedt.

***) Die frühe Färbung der Blätter von Betula, Fagus und Quercus hat in der niedrigen

Lilium candidum, e. B.	Rubus idaeus, e. Fr.	Ribes aureum, e. Fr.	Secale cer. hib., Ernte-Anfang.	Sorbus aucuparia, e. Fr.	Atropa Bellad., e. Fr.	Symphoricarpus rac., e. Fr.	Sambucus nigra, e. Fr.	Cornus sanguinea, e. Fr.	Ligustrum vulgare, e. Fr.	Aesculus Hippocast., e. Fr.	Aesculus Hippo., a. L. V.	Betula alba, a. L. V.	Fagus sylvatica, a. L. V.	Quercus pedunc., a. L. V.
	10. VII.	12. VII.	28. VII.			11. VIII.				1. X.	3. X.	12.*) X.	12.*) X.	25. X.
			10. VIII.			30. VIII.	6. IX.			13. IX.				
20. VII.	22. VII.		4. VIII.	15. VIII.		20. VIII.	14. VIII.		18. IX.	12. IX.	28. IX.	4. X.	22. X.	2. XI.
							12. IX.		27. IX.				14. X.	24. X.
14. VII.	18. VII.	18. VII.	3. VIII.	Anf. IX.			8. X.			25. IX.	1. X.	12. X.	10. X.	
19. VII.	26. VII.		10. VIII.	1. IX.			24. IX.	25. IX.	30. IX.	1. X.	20. X.	20. X.	25. X.	7. XI.
							19. IX.							
10. VII.	17. VII.	17. VII.	3. VIII.			15. VIII.	1. IX.			10. IX.	20. X.		24. X.	30. X.
			1. VIII.	7. VIII.		17. VIII.	8. IX.			12. IX.	6. X.	6. X.	14. X.	24. X.
17. VII.							1. IX.			1. X.	18. X.	25. X.	15. X.	25. X.
20. VII.	21. VII.	26. VII.	30. VII.			1. IX.	15. IX.		18. IX.	24. IX.	10. X.	12. X.		19. X.
20. VII.	28. VII.	24. VII.	26. VII.	22. VIII.		6. VIII.	20. IX.			30. IX.			25. IX.	
17. VII.	19. VII.				6. IX.	9. VIII.	16. IX.			26. IX.	29. IX.	2. X.	4. X.	22. X.
14. VII.	12. VII.		1. VIII.	18. VIII.	2. IX.	10. VIII.	1. IX.			27. IX.	20. X.	20. IX.	10. X.	24. X.
13. VII.											17. X.	22. X.	28. X.	
22. VII.	22. VII.		1. VIII.				18. IX.			14. IX.	15. IX.			
	22. VII.	27. VII.	3. VIII.	8. VIII.			30. VIII.		15. IX.		12. X.			2. XI.
10. VII.	15. VII.		1. VIII.	8. VIII.		14. VIII.	12. IX.		19. IX.	15. IX.	23. IX.			
14. VII.	17. VII.	17. VII.	4. VIII.	30. VIII.			21. VIII.	16. VIII.		16. IX.	10. IX.	12. IX.	8. IX.	6***) IX.
	15. VII.	14. VII.	29. VII.	4. X.		10. VIII.	14. IX.	5. IX.	24. IX.	16. IX.	15. X.	5. X.	20. X.	25. X.
11. VII.	17. VII.		27. VII.	13. VIII.		16. VIII.	7. IX.			24. IX.	17. X.	25. X.	5. XI.	15. XI.
20. VII.	27. VII.	24. VII.	4. VIII.	16. VIII.		16. VIII.	19. IX.			21. IX.	11. X.	18. X.	20. X.	31. X.
19. VII.	14. VII.	26. VII.	10. VIII.	11. VIII.		23. VIII.	8. IX.	11. IX.	17. IX.	15. IX.	30. IX.	15. X.	18. X.	21. X.
		1. VIII.		29. IX.			26. IX.			29. IX.	16. X.			
20. VII.	20. VII.			12. VIII.		19. VIII.	7. IX.			17. IX.	9. X.	23. X.		4. XI.
14. VII.	20. VII.		1. VIII.	20. VIII.		21. VIII.	15. IX.	10. IX.		17. IX.	20. X.	20. X.	20. X.	26. X.
16. VII.	15. VII.													

in 9. X. und 10. X. umzuändern.

Temperatur einiger Nächte ihren Grund.

Heimatliche Hausinschriften.

Von **L. Frahm** in Poppenbüttel bei Hamburg.

Seit dem kurzen Bestehen der „Heimat" sind in ihr verschiedene Aufforderungen zum Sammeln von — ich denke an — Pflanzen- und Tiernamen, Volksreimen u. a. m. ergangen und durch sie von gutem Erfolge gekrönt worden. Trotzdem — und zwar ermutigt durch die genannten Beispiele — komme ich mit der Bitte, mir die Hausinschriften gütigst sammeln und zustellen zu wollen. „Das ist sehr bequem", wird mancher Leser denken, „sich durch die Mühe anderer auf einem Gebiete verdient zu machen!" Nein, meine Lieben, so denke ich in der That nicht. Es könnte meinetwegen gerne ein andrer Mitarbeiter die Zusammenstellung übernehmen; aber einer kann es ja doch nur, wenigstens die Anregung geben. Damit Sie, werte Leser, aber sehen, daß ich auf dem Gebiete schon Schritte gethan und tagelang von Ort zu Ort gepilgert bin, bringe ich Ihnen nachstehende Auswahl. — Es wird wahrlich Zeit, daß wir damit beginnen, die alten Häuser mit Fachwerk — und nur fast diese tragen Inschriften — werden immer seltener, sie verfallen entweder der Axt behufs Um- oder Neubaues oder den Flammen, und wir sind um ein Zeugnis von unseren Vätern ärmer!

Die Hausinschriften sind ganz entschieden ein lebendiger Spiegel aus dem Leben Derer, die vor 1, 2 und 3 Jahrhunderten lebten. Wie der Graphologe aus wenigen Zeilen den Charakter des Schreibers erkennt, so wird der rechte Kenner tiefe Blicke in das praktische und geistige Leben der Vorfahren thun. Als einen Kenner spiele ich mich nicht auf, ich bin nur ein Anfänger; aber haben wir die Zeugnisse erst gesammelt und in der „Heimat" vor uns, so ist viel gewonnen. — Die Hausinschriften finden sich vorzüglich in den Gegenden unseres Landes, wo Wohlstand herrschte, wo ein freieres und gebildeteres Geschlecht lebte. Da aber, wo der „Herr" seinen Untergebenen, Leibeigenen die Hausung zimmerte, wo der arme Landmann sich wohl selber seine „Kate" schuf, da sind sie eine Seltenheit.

Mit demselben Recht und dem begründeten Stolz, mit dem z. B. die freie Gemeinde zu St. Margareten an den Fries ihres Gotteshauses schrieb, daß sie dasselbe aus eigenen Mitteln erbauet habe, konnte der Erbauer eines stattlichen Hauses seinen Namen und den der Ehefrau, die Jahreszahl, die Veranlassung des Baues u. dgl. und sehr häufig einen guten Spruch in den Querbalken über der großen Thür, viel seltener über einer Seitenthür oder an der Seite, hineinmeißeln lassen.

Die meisten Inschriften geben Kunde von gottergebenen Bewohnern, und der Spruch:

Wer Gott vertraut, hat wol gebaut
Im Himmel und auf Erden

dürfte am häufigsten anzutreffen sein. In dem Dorfe Heist bei Ütersen traf ich ihn fast ausnahmslos. Unter den ersten hundert Sprüchen, die ich sammelte, war nur ein plattdeutscher, sechs derselben nur waren in Reliefmanier, also wie die Typen unserer Druckschrift herausgemeißelt — der Hintergrund war also vertieft — während 94 durch Kerbschnitt eingemeißelt waren. Nur 14 waren in deutscher, gothischer Schrift, die andern in lateinischer, Antiqua. Verzierungen hatten nur 7, Stern, Blumen u. s. w. Hausmarken fand ich im Kreise Pinneberg, aus dem ich nun folgende Inschriften anführe, garnicht.

1. Wo Gottes Segen grünt und sein Gedeihen blüht
Da wirdt mit leichter Müh das liebe Brot verdient.
Johann Schuld. Gischia Schuldten.
Anno 1786 Den 30 May. (Elmshorn.)

2. Gott gebe uns allen seinen göttlichen Segen
Herr denn ich Traue auf Dich. (Elmshorn.)

3. Was Gott Durch Fevers Givt
Uns Schmertslich Hat genommen
Das Wird Durch Seegens Hand
Uns Reichlich Wieder kommen.
Frantz Diederich Gätkens
Metta Cecilia Gätkens
1730. (Elmshorn.)

4. Das Feur Brante in der Nacht
Verzehrte Haus und Gut
Doch hat noch Gott an uns gedacht
Gerettet Fleisch und Blut.
1788. (Elmshorn.)

5. Gott ist mein Trost und Zuversicht
Weil Er mir Hülf und Gnad verspricht
Ich trau und bau auf Ihn allein
Gott ist und bleibt der Helfer mein.
(Langelohe bei Elmshorn.)

6. Herr las mir deine Gnade wieder fahren
und deine Hülffe nach deinem Worte.
Johann Kruse
Anna Catharina Kruse
Anno 1797 den 5. September. (Langelohe.)

7. Gott der bei uns ist hab ich lieb
Darum will ich Gott herlich*) Bitten

*) herzlich?

Das Er mich fortan behüte
und mit Segen überschütte.
Johan To Aspern
Elsabe To Aspern
Anno 1742. (Elmshorn.)

8. Gott erhalt dis Haus mit seiner Handt
Vnd bewahre es für Krieg und Brand
Und ob mihr gleich die Welt toht hassen
So wird mihr Gott doch nicht verlassen.
Marten Simsen
Anne Simsen (Ütersen.)

9. Herr Leit Und Führe Mich
So Lang Ich Leb auf Erden
1766 (Pinneberg.)

10. Hat dich Anst und noht betroffen
Ei getrost avf Gott zu hoffen,
Hat noch keinen ye gerevet
Freude folget das leit.
Anno 1735. (Lohe bei Ütersen.)

11. Avs noht Habe Ich Mussen Baven
Avf Gott Stehet Mein Vertrauen
Johann Kelting
Anna Kelting
Anno 1735 26 August
Gloryia Devm
Gott allein die Ehr. (Lohe bei Ütersen.)

12. Anno 1645 Den 5 Februarius is Hir Ein
Hausz van Den Swedischen Soldaten
Vorbrent in kriges Unrouw
Anno 1646 Den 25 Juni Is Didt Husz
Dorch Godtes Gnade van Johan Wite vnd
Siner Frouwen Alke Witen Wedder Erbauet.
(Neuendeich bei Ütersen.)

13. Gott deiner Vaterhuld die unser Leben schützte
Als unsre Wohnung ward zerstört durch deine Blitze
Befehlen wir dies Haus, schütz es für Feuers Gluth;
Im Segen es bewahr; für Sturm und Wassersfluth.
Anno 1798 (Klevendeich bei Ütersen.)

14. Gott bewahr dieses Haus und das ganze Land
Vor Feuer Wasser Krieg und Brand
1820 (Haselau.)

15. Sprich Ja Zu Meinen Thaten
Hilf Selbst Das Beste Rahten
Den Anfang Mitt und Ende
Ach Herr zum Besten Wende.
S. Peter Som Fledt. Anno 1733
Lucia Som Fledt. den 21 May.
(Neuendeich.)

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um Interesse für die Sache hervorzurufen und die Bitte um genaue Angabe beherzigen zu machen. Vor allen Dingen wolle man **genaue Abschrift**, Angabe der Schriftart, Ort, Jahr, Namen, etwaige Majuskelverzierungen, Zeichen ꝛc. beachten. Ich bitte, entweder nur eine Seite zu beschreiben oder jeder Inschrift einen besonderen Zettel zu geben, damit die Zusammenstellung nicht erst ein nutzloses Abschreiben erfordert.

Über die Breklumer Kirche.

Unter der Überschrift „Aus alter Zeit" befindet sich im 1. Jahrgang S. 88 die Erzählung von dem Diebstahl der heiligen Geräte aus der Kirche zu Breklum. Die Erwartung, daß dieselbe Anregung zu weiteren Mitteilungen über die Kirche und die Geschichte der Gegend geben werde, hat sich bisher nicht erfüllt.

Gelegentlich eines größeren Umbaues der Kirche in der Mitte der fünfziger Jahre, welcher von meinem verstorbenen Vater ausgeführt wurde, kam ich als kleiner Knabe öfters in dieses alte Gotteshaus.

Hier hörte ich Erzählungen aus alter Zeit und manche schauerliche Sage, die zu meinem Bedauern aber in meinem Gedächtnisse nicht bis jetzt gehaftet haben.

Besondere Nahrung empfing meine kindliche Einbildungskraft, als bei dem Umbau unterirdische Gewölbe eröffnet wurden, in welchen vielhundertjährige Leichen in ihren Särgen ruhten. Auch der Kirchenboden mit seinem vielen altertümlichen Gerümpel, hauptsächlich groben Holzschnitzereien und grotesken Malereien auf Holz, wurde von mir häufig besucht.

Die Kirche zu Breklum ist wahrscheinlich die älteste der dortigen Gegend. Sie soll der Sage nach von 3 adeligen Jungfrauen erbaut sein, welche auf einem Hofe in der Marsch, unweit Breklum, gewohnt haben. Die erhöhte Stelle, auf welcher der Hof, Bäcky genannt, gestanden haben soll, wird noch gezeigt.

Breklum ist ein neuerer Name; in alten Zeiten hieß das Dorf Breckling. Bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts war Bredstedt noch in Breklum eingepfarrt. Nachdem Bredstedt eine eigene Kirche erhalten hatte, wurde die im Westen der Breklumer Kirche befindliche „Bredstedter Karkendühr" zugemauert. Die Stelle dieser Thür war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts noch in der Mauer zu erkennen. Bei dem Umbau der fünfziger Jahre wurde an dieser alten Stelle der Haupteingang wieder hergestellt, wobei die Beseitigung des oben erwähnten Grabgewölbes sich als notwendig herausstellte. Bei der Er-

öffnung des Gewölbes zerfielen die Särge zum Teil, so daß die gut erhaltenen Leichname sichtbar wurden. Ob die Leichen der drei Erbauerinnen der Kirche, wie verschiedentlich angenommen wurde, in diesem Gewölbe mit enthalten waren, habe ich nicht erfahren können; jedenfalls waren es Personen von Rang und Vermögen, zum größten Teil aus Bredstedt, deren Leichname hier beigesetzt waren. Wohlhabende Einwohner aus Bredstedt haben noch im 17. Jahrhundert in vielfachen Beziehungen zu der Kirche in Breklum gestanden, trotzdem Bredstedt selbst eine Kirche hatte. So finde ich, daß der im Jahre 1647 in Bredstedt gestorbene Hardesvogt Johannes Stiidebeck in der Breklumer Kirche begraben liegt. Auch befand sich an der Kanzel in Breklum die Inschrift:

»Johann Wittemack, Capitan et Dickgraf, et Telsa Wittemack, Bonnonia: Dithm. conjuges hoc suggestum ex voto poss. Anno 1646.«

Ax. Ambrosius schreibt: „Dieser Johann Wittemack und seine Frau haben auch 1655 den vergoldeten Kelch und die Patelle (Patene) an die Kirche zu Breklum verehrt, nachdem die vorigen aus des Predigers Hause waren weggestohlen worden."

Ob die eingangs erwähnte schauerliche Erzählung sich auf diesen Diebstahl gründet, ist zweifelhaft, aber möglich.

Die Kirche zu Breklum ist im Laufe der Zeiten mehrfach durch Feuer verwüstet worden.

Heimreich schreibt, daß 1399 die Kirche „von den Dänen ist angestecket, und seyn alle, die vor ihnen in derselbigen geflohen, vom geschmolzenen Blei des Daches dieser Kirche jämmerlich zugerichtet und verbrannt worden."

Wenn in dem Buche „Nachrichten über das Amt Bredstedt" das Jahr 1315 genannt wird, in welchem die Soldaten des Königs Erich von Pommern die Kirche in Brand gesteckt haben sollen, so ist die Jahreszahl entschieden falsch; nach der Geschichte kann es nur das von Heimreich gemeldete Ereignis sein.

Im Jahre 1500 hat der Blitz den Turm entzündet, welcher bis auf das Mauerwerk abbrannte. Inzwischen wird noch ein mir nicht bekanntes Ereignis den Turm wieder vernichtet haben, da das jetzige Mauerwerk des Turmes nach der an demselben befindlichen Jahreszahl aus dem Jahre 1794 stammt. Der nicht genügend feste Turm hat kürzlich niedergelegt werden müssen; jetzt hat die Kirche einen schönen, wesentlich höheren Turm erhalten. Schließlich zu dem Alten noch etwas Neues: Aus der Mitte der Dachfirst der Kirche tritt ein ganz gewöhnlicher Schornstein hervor.

Hamburg, 24. Januar 1892. P. N. Hansen.

Für Freunde unserer einheimischen Vögel.

Auf die vielen infolge meiner „Bemerkungen zur orn. Litt.“ (Nr. 12 des vor. Jahrg.), teils unmittelbar, teils durch die Schriftleitung der „Heimat“ an mich gerichteten Anfragen diene hier als Antwort und zur näheren Auskunft:

1. Das von mir erwähnte „Vogelbild“ (Erste Wandtafel der wichtigsten deutschen Kleinvögel, der Schule und dem Haus gewidmet vom „deutschen Verein zum Schutze der Vogelwelt“) ist jetzt auch von Nichtmitgliedern für 3 M., aufgezogen für 5 M. 50 ₰ zu beziehen von dem Rendanten Herrn Rohmer in Zeitz. Ein erklärender Karton sowie die „kurzen Erläuterungen“ werden kostenfrei beigegeben. —

Es ist nur noch ein Rest von etwa 1000 Stück vorhanden. Ich wünschte, die meisten derselben würden für das schlesw.-holst. Haus und besonders für unsere Schulen erworben! —

Die zweite Tafel, ebenfalls von Prof. Görnig gemalt, wird bis Ende April fertig sein. Sie verspricht ein recht würdiges Seitenstück der ersten, ein schöner Schmuck für die Wand und ein vorzügliches Lehrmittel zu werden.

2. Als geeignetste Zeitschrift für die Mitglieder unsers Vereins sowie für jeden Freund der einheimischen Vogelwelt empfehle ich die „Monatsschrift“ des oben genannten Vereins, herausgegeben von Hofrat Prof. Dr. Liebe in Gera u. A. „Vereinsmitglieder zahlen einen Jahresbeitrag von 5 M. und erhalten dafür die Monatsschrift unentgeltlich und postfrei. Das Eintrittsgeld beträgt 1 M.“ Anmeldungen sind an Prof. Liebe in Gera oder Rendant Rohmer in Zeitz zu richten. — Die Monatsschrift bietet für diesen geringen Preis an Text und farbigen Beilagen Vorzügliches!

3. Eine vollständige und zuverlässige deutsche Vogelkunde ist: „Naturgeschichte der deutschen Vögel von C. G. Friederich. 4. Aufl. Mit 384 naturtreuen Farbendruck-Bildern. Stuttgart bei Julius Hoffmann. Preis 24 M.“ Fast sämtliche schleswig-holsteinischen Vögel werden in diesem mit ebenso viel Sachkunde und Geschick als Fleiß und Umsicht verfaßten Werk behandelt und bildlich dargestellt.

Husum, den 22. Februar 1892. Rohweder.

Anfrage.

Bernstein-Vorkommen in der Provinz Schleswig-Holstein. Mehr oder weniger dürfte es bekannt sein, daß der Bernstein in den Ziegel- und Mergelgruben, sowie an den Küsten unserer Provinz in Stücken

von verschiedener Größe vorkommt, und manchem dürfte es erwünscht sein, Näheres hierüber zu erfahren. Ich habe die Absicht, dieses Vorkommen zum Gegenstand einer Arbeit für die „Heimat“ zu machen und bitte deshalb alle Leser derselben, mir über diejenigen Funde, über welche sie sichere Kunde besitzen, Mitteilungen machen zu wollen. Auch die unbedeutendste Notiz ist mir willkommen.

Heide, den 30. November 1891. H. Siercks.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Dr. L. Boysen, Statistische Übersichten für die Provinz Schleswig-Holstein. 44 S. Kiel und Leipzig. Lipsius & Tischer. 1892. Preis gebunden 1 M.

Das Büchlein ist außerordentlich inhaltsreich. Es bringt statistische Zusammenstellungen über Areal, Bevölkerungszahl und Dichtigkeit der Bevölkerung (Kreise, Stadt- und Amtsbezirke), Zu- und Abnahme der Bevölkerung, die Bewegung derselben, das Kirchen- und Unterrichts-, Justiz- und Medizinalwesen, Kommunalsteuern, Sparkassen, Krankenkassen und Altersrenten, Armenpflege, Anstalten der Provinz, Ergebnisse der Berufszählung von 1882 u. s. w. Die endgültigen Ergebnisse der letzten Volkszählung sind hier nach Angabe des Verfassers zuerst mitgeteilt. — Andere Tabellen beziehen sich auf Landwirtschaftliche Verhältnisse (Areal und Grundsteuerreinertrag von Acker, Wiesen und Hölzung nach Kreisen, Ernteflächen, Ernteertrag, Durchschnittspreise, Viehstand u. s. w.). In etwa gleicher Ausführlichkeit sind die Gewerbe und Handel und Verkehr berücksichtigt. Da die Zahlen fast ausschließlich auf amtlichen Angaben beruhen, ist für die Richtigkeit die beste Bürgschaft geboten. Das kleine Büchlein will studiert sein, bietet dann aber des Interessanten für den Freund der Landeskunde sehr viel. D.

Vereins-Angelegenheiten.

Der Abschluß der Abrechnung für 1891 hat einen Kassenbehalt ergeben, so daß der geschäftsführende Ausschuß die größeren Arbeiten mit 30 M. für den Bogen bezahlen kann. Der Betrag wird den Mitarbeitern nächstens durch den Kassenwart, Herrn Peters, übersandt werden. Möge dies günstige Ergebnis dazu beitragen, der Heimat auch künftig tüchtige Arbeiten in reicher Zahl zuzuführen.

Der geschäftsführende Ausschuß.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 4. April 1892.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.



Heinrich Zeise.

Ein Lebensbild von L. Frahm.

In diesem Monat wird der Name Heinrich Zeise in den Grenzen unserer Heimat und darüber hinaus häufig genannt werden, denn am 19. April vollendet dieser Dichter und echte Lyriker Schleswig-

Holsteins sein 70. Lebensjahr, und da will es sich die „Heimat“ nicht nehmen lassen, dieses schlichte Gedenkblatt in den Ehrenkranz des edlen Gefeierten zu flechten. — An dem genannten Tage im Jahre 1822 ward Heinrich Zeise zu Altona geboren. Sein Vater war der gleichnamige Apotheker, ein hervorragender und allgemein geachteter Mann, der sich durch mehrere Fachschriften seiner Zeit bekannt gemacht hat. Ein schöneres Zeugnis aber stellt der Sohn ihm in den Zeilen aus:

„Das, Teurer, ist die einz'ge Blüte,
Die meine Hand Dir bieten kann,
Ich denk' in liebendem Gemüte,
In stiller Wehmut Deiner Güte,
Du Ehren- und Du Biedermann.“

Seine Mutter hieß Julie Zeise geb. Cordts, welcher Zeise ebenfalls in ergreifenden Liedern gedenkt. — In den „Erinnerungen aus dem Leben eines norddeutschen Poeten“ und noch ausführlicher im trauten Gespräch erzählt der Dichtergreis mit Vorliebe von seiner goldenen Jugendzeit, zu welcher ja so gerne die Erinnerung auf dem Lebenswege zurückkehrt. Sie war durch eine natürliche Erziehung und gesunde Ungebundenheit ausgezeichnet. Keine Überbürdung mit Aufgaben fesselte ihn, kein Schemen eines Examens dräuete; frisch und frei konnte er die Natur, zu der er sich schon früh hingezogen fühlte und die sich damals noch mehr als heute im Westen seiner Vaterstadt als „ein Satz voll Geist und Schönheit“ erwies, durchstreifen und die Eindrücke in sich aufnehmen, die ihn nachmals zum innigen und sinnigen Sänger der Natur werden ließen.

Nach seiner Konfirmation erwählte er aus naheliegenden Gründen den Beruf seines Vaters, blieb ein halbes Jahr in dessen Laboratorium und verbrachte dann eine dreijährige Lehrzeit in der Adler-Apotheke zu Landsberg a. W. Hier kam er zuerst mit poesieliebenden Männern in Berührung und veröffentlichte seine ersten dichterischen Erzeugnisse im „Telegraph,“ einer Frankfurter Zeitung.

Das folgende Jahr finden wir ihn wieder im Vaterhause, seine Kenntnisse verwertend und bereichernd und seinen Bekanntenkreis mit hervorragenden Männern erweiternd. Hier lernte er auch den durchreisenden Thorwaldsen kennen. Vom Herbst 1842 bis 1844 weilte er in Kopenhagen, gab sich ganz seinen Studien hin und bestand in ehrenvoller Weise sein Examen. Die Hauptstadt Dänemarks war damals ein Sammelplatz großer Männer, und Zeise verkehrte mit H. C. Andersen, Chr. Winther, H. P. Holst, Oehlenschläger, Oersted, P. L. Möller und besuchte Thorwaldsen, bei dessen Tod im Theater während einer Vorstellung von Halms

„Griseldis" er zugegen war. Nach dem Tode der Mutter verkaufte der Vater seine Apotheke und errichtete eine chemische Fabrik, in welche Zeise nach seiner Rückkehr von Kopenhagen eintrat. Im Jahre 1846 machte er eine Nordlandsreise und durchquerte zu Wasser und zu Lande die südlichen Teile von Schweden und Norwegen. Diese Reise hat anregend und erfrischend auf seinen Geist gewirkt, und er hat sie in einem Buche „Reisebilder aus dem Norden" in geradezu musterhafter Weise geschildert. 1851 verheiratete er sich mit Mathilde Paysen aus Plön, übernahm nach dem im Jahre 1863 erfolgten Tode seines Vaters die Fabrik, die er 1875 verkaufte. Es stellte sich bei dem sonst kräftigen Manne ein Gehörleiden ein, das sich bald zu vollständiger, unheilbarer Taubheit gestaltete. Obwohl ihm somit ein Hauptweg zum Verkehr mit Anderen genommen und eine Pforte zum tieferen Eindringen in die ihm so heilige Natur verschlossen war, so vermochte dieser Verlust doch nicht seine Herzensfreude und Seelenweihe zu stören. Wohl zog er sich mit seiner Familie auf einige Jahre in die einsame Gegend des Sachsenwaldes, nach Friedrichsruh zurück, siedelte darnach aber zu dauerndem Aufenthalt nach Eimsbüttel über. Hier in friedevoller Häuslichkeit, umsorgt von der liebenden Gattin — seine beiden Söhne mußte er in früher Jugend dahinsterben sehen, und seine beiden Töchter sind verheiratet — führt der Dichtergreis ein sorgenloses und dem litterarischen Schaffen gewidmetes Stillleben. Ein ausgedehnter Briefwechsel verbindet ihn mit Freunden und Verehrern von nah und fern, und hin und wieder hält einer von ihnen Einkehr in seinem gastlichen Hause. Doch nicht immer finden wir Zeise daheim; er unternimmt noch jetzt kleinere und größere Ausflüge in die Umgegend; noch im Sommer 1891 machte er eine Fahrt durch Holstein, Freunde und Genossen in *Itzehoe, Kiel u. a. O.* besuchend. Im Jahre 1875 hatte er eine größere Reise nach Süddeutschland bis in die Alpenländer gemacht, deren er sich gerne neben seinen Nordlandsfahrten erinnert. —

Nach diesem kurzen Abriß des äußerlich wenig wechselvollen Lebens erübrigt uns nun noch, Zeises Verdienste als Dichter und Schriftsteller zu würdigen.

Die Zahl seiner Gedichte ist eine sehr große, und ihr Inhalt ist ein recht verschiedener. Ob sein Lied ein kleines Bild aus dem Naturleben, ob es ein Stimmungsbild von Land und Meer ist, ob er den Stoff der vaterländischen Geschichte entnommen, oder ob er die Tiefen des Menschenherzens, die helle Freude oder den herben Schmerz in Jubel und Klage offenbart: immer ist sein Sang edel und wahr. Da ist kein Fehltritt, der Dichter bleibt sich immer treu; alles ist in der edlen

Anschauung des Dichtergeistes wiedergegeben, und wer seine Gedichte gelesen, wirklich gelesen hat, der muß bekennen: Wahrlich, ein echter Dichter, in dem kein Falsch ist. Am hervorragendsten erscheint mir die umfangreiche Sammlung „Aus meiner Liedermappe," 1883, aber schon seine früheren Gedichte tragen den Stempel wahrer Poesie, und die seines erst in diesen Tagen erschienenen „Spätherbststraußes" bezeugen die Geistesfrische des Dichtergreises und zeigen, daß „ein rechtes Herz garnicht umzubringen ist."

Zeise ringt nicht nach eigenartigen Formen, nicht nach effektmachenden Reimen; eine schlichte, vornehme Eleganz zeichnet seine Gedichte aus. Und das gerade zeichnet ihn aus.

Weil Zeise alles poetisch gestaltet und im schönsten Lichte zu gestalten sucht, so ist er auch Meister in der Prosa. Unter seinen 12 Werken sind nur 3 Prosaschriften: „Reisebilder aus dem Norden," 1848, „Kleine Bilder aus dem Naturleben," 1888, „Aus dem Leben und Erinnerungen eines norddeutschen Poeten," 1888, — aber sie sind sehr lesenswert.

Außerdem hat Zeise für die verschiedensten Zeitschriften und Sammelwerke poetische und prosaische Beiträge geliefert und sich endlich als gewandter Übersetzer aus den nordischen Sprachen bekundet.

Das Bild des arbeitsreichen, selbstlosen Lebens dieses echten Dichters und edlen Mannes übt auf jeden guten Menschen einen erhebenden Eindruck, und wir begrüßen Zeise an seinem Ehrentage um so herzlicher, als wir ihn einen der Unsrigen nennen dürfen.*)

Das Kochsalz.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung in Neumünster.

Von Hauptlehrer **Peters** in Kiel.

Mein Thema nennt ein Mineral, welches für das Leben des Menschen von der höchsten Bedeutung ist. Freilich wird es dem Laien nichts weiter sein, als die erste und beste Würze des Wohlgeschmacks. Es ist aber mehr! Salz ist auch ein notwendiges Nahrungsmittel, ebenso notwendig wie Brot und Fleisch. Ohne Salz würde der Mensch verhungern, den Salzhunger sterben.

Das geht schon daraus hervor, daß es ein nie fehlender Bestandteil der festen Gewebe unseres Körpers ist. Dabei ist nun höchst eigentümlich, daß die Quantität desselben sich stets gleich bleibt und von der durch

*) Das Cliché zu diesem Bilde verdankt die Heimat Herrn Verlagsbuchhändler Reher in Altona.

die Nahrung aufgenommenen Salzmenge völlig unabhängig ist. Letztere findet sich in den Flüssigkeiten unseres Körpers, im Blut, im Speichel, im Magensaft u. s. w. Es gelangt durch die Nahrung in den Körper und wird durch den Schweiß, Harn u. s. w. wieder ausgeschieden. Nur ein geringer Teil des aufgenommenen Salzes wird in die erwähnten Verbindungen der festen Gewebe umgewandelt. Nun könnte man meinen, daß das wieder ausgeschiedene Salz keinen weiteren Zweck erfüllt habe, als den, die Speisen angenehm zu würzen. Man würde mit dieser Annahme aber sehr im Irrtum sich befinden. Auch dieses Salz hat, ehe es wieder davon geht, zwei wichtige Arbeiten in unserm Körper verrichtet. Es befördert zunächst den Diffusionsprozeß, indem es besonders die Auflösung des wichtigsten Bestandteils unserer Nahrung, des Eiweißes, mit ermöglichen hilft und somit einen rascheren Umlauf der Säfte im Körper, eine schnellere Umwandlung der Nahrung in Blut zustande bringt. Zweitens aber fördert es indirekt die Verdauung dadurch, daß es die Absonderung der Verdauungssäfte stark anregt, so stark, daß der Feuchtigkeitsverlust der Schleimhäute sich, wie allgemein bekannt, als Durst fühlbar macht.

Die Wichtigkeit des Salzes hat denn auch die Menschheit von alters her, ich möchte sagen instinktiv, erkannt. Unsere Altvordern gewannen Salz, indem sie das Wasser ihrer Salzquellen auf glühende Kohlen schütteten, nachher die aus Kohle, Salz und Asche gemischte Kruste abschabten und zum Würzen ihrer Speisen gebrauchten. Nicht selten führten verschiedene Stämme der Salzquellen wegen blutige Kriege. Man schätzt den jährlichen Bedarf eines Menschen an Salz auf 6—7 kg. Doch sind die Angaben darüber schwankend. Auch ist der Salzverbrauch nicht in allen Ländern gleich. Während z. B. der Franzose sich mit 5,2 kg jährlich begnügt, soll der Deutsche 13,1 kg, nach einer älteren Schätzung sogar 19,8 kg verbrauchen.

Damit scheint auf den ersten Blick in Widerspruch zu stehen, daß es Völker gegeben hat und auch noch solche giebt, welche den Gebrauch dieser Würze nicht kennen. Indes ist das nur Schein. Zunächst muß festgehalten werden, daß sowohl die pflanzlichen, als auch die tierischen Nährstoffe salzhaltig sind, letztere aber bedeutend mehr als erstere. Diejenigen Völker also, welche ausschließlich oder vorwiegend von Fleischnahrung leben, haben kein Salz nötig, den von Pflanzenkost lebenden ist es unentbehrlich. Die Samojeden, welche fast nur von Renntierfleisch sich nähren, genießen kein Salz, obwohl ihr Land ihnen solches bietet. Der Reisende Schwarz erzählt, daß er sich drei Monate bei den Tungusen (zwischen Lena und Amur) aufgehalten und ihre ungesalzene

Fleischkost geteilt habe. Dabei habe er sich nicht nur durchaus wohl befunden, sondern auch niemals Bedürfnis nach Salz gehabt.

Bei den meisten Negervölkern Südafrikas dagegen, die hauptsächlich von Pflanzennahrung leben, gilt Salz für die größte Delikatesse. Schon Mungo Park erzählt: „Man sieht dort Kinder an einem Stück Steinsalz lecken, als wäre es Kandis, obgleich in den inneren Teilen des Landes die ärmeren Klassen sich diesen kostbaren Artikel so selten verschaffen können, daß Salz zu seinen Speisen essen soviel als ein reicher Mann sein heißt. Mir selbst hat die Seltenheit dieser Ware große Beschwerden verursacht. Der lange fortgesetzte ausschließliche Genuß von Pflanzennahrung erregt ein so peinliches Verlangen nach Salz, daß es sich mit Worten nicht beschreiben läßt."

Daß die Verschiedenheit des Salzbedürfnisses bedingt ist durch die Verschiedenheit der Nahrung, dafür liefern auch die Tiere einen Beweis. Während z. B. einem Kamel ein Stückchen Salz die liebste Leckerei ist und die Büffel Nord-Amerikas in großen Scharen an die salzigen Ufer des Missouri kamen, wo ihnen dann der Jäger auflauerte, kennen wir bei den Fleischfressern ein Bedürfnis nach Salz nicht.

Die Bedeutung des Salzes für die Pflanzenwelt ist noch nicht überall festgestellt. Besieht man die Pflanzen am flachen Strande eines auch nur mäßig salzigen Meeres, so fällt das verkümmerte Aussehen sofort auf. Bei Hochwasser werden sie mit Salzwasser überspült, und das können sie nicht vertragen. Andere Pflanzen dagegen sehen wir sehr üppig gedeihen, z. B. Plantago maritima, Aster trifolium, Cacile maritima u. s. w. Es sind die sogen. Salzpflanzen, welche zu ihrem Leben eine gewisse Menge Kochsalz bedürfen. In der Asche anderer Pflanzen findet man wohl eine geringe Menge Kochsalz; aber die Wissenschaft rechnet das zu den entbehrlichen Bestandteilen. Die Pflanze hat den Stoff nicht nötig; sie kann ihn nur nicht zurückweisen. Wenn man deshalb in der Landwirtschaft Kochsalz in geringer Menge als „Dünger" verwendet, so hat der stets indirekte Wirkung.

Damit ist aber die Bedeutung des Salzes für unser Leben nicht erschöpft; es findet auch nach der technischen Seite hervorragende Verwendung. Allgemein bekannt ist seine Anwendung zum Einpökeln von Fleisch, Gemüse u. s. w. Welch ungeheure Mengen von Salz erfordert jetzt allein der Heringsversand! Daß es die Verwesung aufhält, beruht hauptsächlich darauf, daß es eine Zusammenziehung der Fleischfasern bewirkt und dadurch einerseits einen Teil des Saftes auspreßt und andererseits die Poren verschließt, sodaß keine Luft eindringen kann. Weniger bekannt dürfte es sein, daß man die meiste Soda aus Kochsalz

gewinnt. Früher mußte man diese mühsam aus der Asche von Seepflanzen darstellen. Ihr Preis war sehr hoch und wurde zur Zeit der Kontinentalsperre unleidlich. Da erfand Leblanc das Verfahren, Kochsalz in Soda umzuwandeln.*)

Somit haben wir gesehen, daß dem Salz eine ganz hervorragende Rolle zugewiesen ist. Seine Bedeutung spiegelt sich denn auch in manchen Gebräuchen, Sprichwörtern u. s. w. So z. B. bieten die Russen ihrem Zaren, wenn er durch eine Provinz reist, Brot und Salz. Bei slavischen Völkern wird der erwartete Gast mit Brot und Salz willkommen geheißen, und der Araber betrachtet jeden, der mit ihm Brot und Salz gegessen hat, als seinen Schutzbefohlenen und Verbündeten; er beruft sich bei Streitigkeit darauf, daß der Gegner mit ihm Brot und Salz gegessen habe, d. h., daß es sich um den Bruch vertrauter Freundschaft handle. So verwebt sich die Vorstellung des Salzes in den Begriff alter Treue und Gastlichkeit, der Freundschaft und des vertrauten Umgangs. Es ist das Symbol des Dauernden. Halten wir doch selbst erst denjenigen Freund für erprobt, mit dem wir einen Scheffel Salz verzehrt haben. Ich schließe diesen Abschnitt mit dem Worte unseres größten Meisters; als er seinen Jüngern ihre hohe Aufgabe vorhalten wollte, wählte er in treffendem Bilde das Wort: Ihr seid das Salz der Erde!

Nunmehr wollen wir einen Blick werfen auf die verschiedenen Formen, in welchen das Salz vorkommt, und dabei zugleich die Entstehung derselben berücksichtigen. Salz kommt vor in fester Form als Steinsalz und als Steppen- oder Wüstensalz und in gelöstem Zustande in Salzseen, in Salz- oder Soolquellen und im Meere. Mit dem Meersalz müssen wir uns zunächst beschäftigen. Das Wasser der Oceane und ihrer Teile enthält die verschiedensten Salze; doch überwiegt das Kochsalz**) und soll hier vorzugsweise in Betracht gezogen werden. Eine kleine Tabelle möge den Durchschnittsgehalt an Kochsalz veranschaulichen:

---

*) Es ist im wesentlichen das folgende:

Aus $2\ NaCl + H_2SO_4$ entsteht

$Na_2SO_4 + 2\ (HCl)$.

Als Nebenprodukt erhält man also Salzsäure. Das schwefelsaure Natron wird nun mit kohlensaurem Kalk und Kohle geglüht.

Aus $Na_2SO_4 + CaCO_3 + 4\ C$ wird

$Na_2CO_3 + 4\ CO + CaS$.

Das Kohlenoxydgas entweicht, das übrige bildet eine geschmolzene Masse. Da aber die Schwefelkalkverbindung unlöslich ist, so laugt man die Soda leicht aus.

**) Unter 100 gr löslicher Niederschläge sind durchschnittlich 78,32 gr Kochsalz.

Atlantischer Ocean	3 % *)
Nordsee	$2^1/_2$ %
Ostsee	$1^1/_2$ %
Mittelmeer	$2^3/_4$ % *)
Stiller Ocean	?
Eismeere	? **)

Wie ist nun das Meerwasser salzig geworden? Vielleicht ist man zunächst geneigt, zu antworten, es habe an Salzlagern genagt und davon allmählich aufgelöst. Allein es zeigt sich, daß umgekehrt die letzteren dem Meere ihre Entstehung verdanken, wie später gezeigt werden soll. Die Annahme ist also hinfällig. Was die Wissenschaft zur Beantwortung obiger Frage sagen kann, ist etwa Folgendes: In verschiedenen Steinen, z. B. im Quarz, hat man kleine Wassermengen eingeschlossen gefunden und in denselben Salzkristalle entdeckt. Ferner ist etwas Salz wohl in jedem Ackerboden enthalten; der erwähnte Salzgehalt der Pflanzen deutet ja darauf hin. Werden nun solche Steine zertrümmert, wird solcher Boden ausgelaugt, beides natürlich mit Hülfe des Wassers, so wird das Salz aufgelöst, fortgeführt und kommt auf diese Weise durch Quell, Bach und Fluß allmählich ins Meer. Letzteres giebt durch Verdunstung ebensoviel reines Wasser ab, als ihm in Lösung zugeführt wurde; es mußte also nach und nach merklich salzhaltig werden. Wenn diese Erklärung richtig ist, so muß einerseits das Quell- und Flußwasser salzhaltig sein und andererseits das Meerwasser immer salziger werden. Das erstere läßt sich mit Hülfe der Chemie leicht nachweisen. Das letztere läßt sich nicht mit Sicherheit darthun; dazu gehören Beobachtungen, die sich über große Zeiträume erstrecken. Man hat aber erst in neuerer Zeit angefangen, das Meer auf seinen Salzgehalt zu prüfen. Indes wird von manchen Forschern bezweifelt, daß so geringe Salzmengen einen so beträchtlichen Salzgehalt zustande bringen können; nach ihnen ist letzterer vielmehr ein ursprünglicher. — In dem Urnebel, der einst unsern Erdball umhüllte, fanden sich ohne Zweifel auch Salzdämpfe, die dann bei der Abkühlung sich niederschlugen und vom Wasser aufgelöst wurden.

---

*) Nach Prof. Krümmel enthält das Mittelmeer 3,7—3,9 % Salze, also fast 3 % Kochsalz; dagegen beträgt der Salzgehalt des Atlantischen Ozeans durchschnittlich 3,5 %; das würde als Gehalt an Kochsalz ergeben 2,6 %. S. Krümmel, Der Ozean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Leipzig und Prag 1886. S. 93 ff. D.

**) Der Stille Ocean gleicht nach demselben Autor dem Atlantischen Ocean. Im nördlichen Eismeer soll der Gesamtgehalt an Salzen nicht unter 3 % betragen. D.

Daß aber durch den geringen Salzgehalt der Flüsse schließlich ein kleineres Gewässer salzig werden kann, beweisen am besten die Seen ohne Abfluß, die sogen. Steppenseen. Der bekannteste derselben ist wohl das tote Meer. Sein Wasser enthält 27% Salze, ist also gesättigt. Es wird gespeist von dem Jordan, der verhältnismäßig sehr viele salzige Bestandteile enthält. Sehr belehrende Beispiele bietet ferner die Kirgisensteppe. Der Boden derselben ist an vielen Stellen so mit Salz durchtränkt, daß nur Salzpflanzen gedeihen. Alles Flußwasser muß daher sehr salzhaltig sein. Der bekannteste Salzsee in dieser Gegend ist der Eltonsee auf der linken Seite der unteren Wolga. Er hat eine Tiefe von ½ bis 1 m und einen Umfang von etwa 50 km. Acht salzhaltige Flüsse liefern ihm das Wasser. Er ist gleichfalls mit Salz gesättigt, ja er setzt noch fortwährend Salz zu Boden. Die Gewinnung desselben ist sehr einfach: man steigt hinein und wirft das Salz mit Schaufeln hinaus. Der kleine See soll den dritten Teil des in Rußland verbrauchten Salzes liefern. — Ähnliche Beispiele ließen sich noch eine ganze Reihe anführen. Sie lehren uns, wie die Natur durch Anwendung kleiner Mittel große Wirkungen hervorbringt.

Eine Salzquelle hat dagegen wohl immer das Vorhandensein eines Salzlagers zur Voraussetzung; nicht selten sind letztere durch erstere entdeckt worden, z. B. das berühmte Steinsalzlager in Staßfurt.

Wir erwähnten schon, daß die Salzlager dem Meerwasser ihre Entstehung verdanken. Das kann nun nicht so gedacht werden, daß das Wasser eines Meeres oder Meeresteils einfach verdunstete und das Salz zurückblieb. Das würde nicht allzuviel bringen. Man hat berechnet, daß im Durchschnitt etwa 60 cbm Meerwasser 1 cbm Salz ergeben. Denken wir uns also den stillen Ocean mit einer mittleren Tiefe von 5000 m verdunstet, so würde das ein Salzlager von noch nicht 100 m Mächtigkeit ergeben. Nun hat aber das Salzlager bei Sperenberg, südlich von Berlin, beispielsweise eine Mächtigkeit von über 1000 m. Salzlager entstehen vielmehr in abgeschlossenen Meeresbuchten, die entweder keinen Zufluß von Süßwasser haben oder deren Verdunstung doch diesen Zufluß übertrifft. Ein solches Beispiel haben wir in dem Karabugas an der Ostseite des Kaspischen Meeres. Dieser Busen, der unser Holstein noch an Flächeninhalt übertrifft, steht nur durch eine schmale Straße mit dem See in Verbindung. Zufluß von der Landseite hat er nicht. Der 41. Parallelkreis durchschneidet ihn; er liegt also in einer warmen Gegend, und die Verdunstung ist recht stark. Der trockne Steppenwind aber sorgt dafür, daß diese nicht unterbrochen wird. Daher muß, um den Niveau-Unterschied auszugleichen, fortwährend Wasser aus dem See

in den Karabugas strömen. Aus der Menge des einfließenden Wassers hat man berechnet, daß sich täglich 3 Mill. kg Salz in dieser großen Abdampfpfanne zu Boden setzen, jährlich also über 1000 Mill. kg. Das ist ungefähr das Doppelte dessen, was Deutschland aus seinen Bergwerken und Salzquellen gewinnt. Hört nun schließlich der Zufluß zu einem solchen Busen einmal ganz auf, so verdunstet der letzte Rest des Wassers, der Wind verschüttet die Stätte mit Sand, und nach Jahren kommt vielleicht der Mensch mit seinem Bohrer an ein solches Salzlager.

Ein anderes Beispiel finden wir in Vorderindien. Östlich von der Indusmündung liegt der Busen von Katsch. Seine Verbindung mit dem Meere ist sehr schmal. Der Südwest-Monsun peitscht die Salzfluten in ihn hinein. Der in der andern Hälfte des Jahres wehende entgegengesetzte Wind kann die Fluten nicht so fassen, wenigstens nicht alles Wasser wieder entfernen; aber er führt die Dünste fort, welche durch die große Wärme aufsteigen. Fast alles Wasser verdunstet, und das Salz bleibt zurück. Der Busen von Katsch ist ein großer Salzsumpf geworden.

Daß nun auch die vorhandenen Salzlager sich aus dem Salzwasser abgesetzt haben, beweist schon ihre Schichtung. Alles geschichtete Gestein ist Niederschlag aus dem Wasser. Besonders aber deutet darauf ein anderer Umstand hin. Wie schon erwähnt, sind im Meer außer dem Kochsalz noch viele andere Salze enthalten, so namentlich Gips, kohlensaurer Kalk, Chlormagnesium, Chlorkalium, Bromnatrium u. a. Der Grad der Löslichkeit ist nun für diese verschiedenen Salze sehr verschieden; einige sind schwer, andere leicht löslich. Bei der Verdunstung muß das am schwersten lösliche Salz zuerst zum Niederschlag kommen, das am leichtesten lösliche zuletzt. In der That haben Versuche bewiesen, daß bei der Verdunstung des Meerwassers im allgemeinen zuerst Gips, dann kohlensaurer Kalk, dann Kochsalz und endlich Chlormagnesium, Chlorkalium, Bromnatrium u. s. w. abgesetzt werden. Natürlich ist hier auch die Menge des einzelnen Salzes, welche sich in der betreffenden Probe findet, von Bedeutung. Das sehr kalkreiche Wasser des Mittelmeers z. B. liefert zuerst einen Niederschlag von kohlensaurem Kalk. — Nun aber zeigen die Salzlager der Erde im allgemeinen dieselbe Reihenfolge. Gewöhnlich ist Gips das Liegende, z. B. bei Staßfurt und bei Segeberg. Bei dem erstgenannten Orte kommt man in einer Tiefe von etwa 250 m an das Salzlager, welches eine Mächtigkeit von 450 m hat. Das Steinsalz liegt unten und hat eine Mächtigkeit von etwa 300 m. Die einzelnen Schichten desselben haben eine Dicke von nur wenigen cm und sind durch sehr dünne Streifen von Gips, hier in der Form

von Anhydrit, d. i. wasserfreiem Gips, von einander getrennt. Diese Zwischenlagerung von Gips könnte nach dem oben erwähnten Lösungsverhältnis auffallend erscheinen. Es erklärt sich das aber durch die Annahme mehrerer Verdunstungsperioden. Nachdem in der ersten Periode Gips und Steinsalz sich abgesetzt hatten, erfolgte neuer Zufluß; es schlug sich zunächst wieder Gips, dann Steinsalz nieder u. s. w. Auf solche Weise kann Gips sogar das Hangende eines Salzlagers werden. Kam nämlich in der letzten Verdunstungsperiode das Kochsalz nicht mehr zum Niederschlag oder wurde dasselbe später wieder fortgespült, so blieb der Gips oben. So haben wir es in Segeberg. Eine nachträgliche Hebung hat dann später einen Gipsberg daraus geschaffen. Hieran möchte ich noch einige Bemerkungen knüpfen. Zunächst über die erwähnten Anhydritstreifen. Man hat dieselben Jahresringe genannt und also angenommen, daß jede Schicht einem Jahresniederschlag entspreche. Wäre das richtig, so würden zur Bildung des Lagers bei Staßfurt etwa 2000 Jahre erforderlich gewesen sein. Indes ist diese Annahme wohl mehr als gewagt. Die zweite Bemerkung betrifft die gewiß auffallende Thatsache, daß der Gips in zwei verschiedenen Formen sich findet, wasserhaltig und wasserfrei, letzterer Anhydrit genannt. Eine völlig genügende Erklärung hat die Wissenschaft noch nicht gefunden; man nimmt aber an, daß bei größerer Tiefe des Meeres, also unter bedeutenderem Druck, Anhydrit sich bildet und stützt diese Annahme auf den Umstand, daß an der Oberfläche, „am Tage", wie der Bergmann sagt, fast niemals Anhydrit, sondern nur Gips vorkommt. — Endlich sei noch derjenigen Salze gedacht, die, weil leichter löslich, sich über dem Steinsalz absetzen, der sog. Abraumsalze. Sie finden sich nicht gerade überall, aber an manchen Orten, bei Staßfurt z. B., in großer Menge. Früher betrachtete man sie als lästige Zugabe, neuerdings werden sie mit großem Nutzen ausgebeutet, da sie für die Landwirtschaft, für medizinische Zwecke u. s. w. großen Wert haben. — Damit verlasse ich die Erörterung über die Entstehung des Kochsalzes und wende mich nunmehr dazu, Ihnen die wichtigsten Fundorte vorzuführen. Dabei beschränke ich mich auf die norddeutsche Tiefebene, wobei denn natürlich unsere Heimatsprovinz hervorragende Berücksichtigung finden muß. Ich werde mich dabei zur Hauptsache an zwei Schriften halten: Jack, „Das Vorkommen von Salz in Schleswig-Holstein" und Dr. Haas, „Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins". Die Salzlager in der norddeutschen Tiefebene sind alt; die Wissenschaft setzt ihre Entstehung in die Dyasperiode. Der Meerbusen, in welchem sie sich absetzten, mag etwa folgende Umgrenzung gehabt haben: Teutoburger Wald,

Weserbergland, nordöstlicher Harzrand, sächsisches Bergland, Sudeten und dann ein niedriges Hügelland, welches in einem großen ostwärts gekrümmten Bogen zum frischen Haff zieht, dann nordwärts der Baltische Landrücken durch Preußen, Pommern, Mecklenburg, Holstein und Schleswig bis hinüber nach Helgoland. Dieser Busen war also nach Nordwesten hin offen. Seine Barre mag etwa auf einer Linie zu suchen sein, welche derjenigen von Helgoland bis zur Porta Westphalica entspricht. Innerhalb dieses Busens sind die bis jetzt bekannten wichtigsten Lager bei Inowrazlaw in Posen, bei Sperenberg, südlich von Berlin, Staßfurt, Halle, Lüneburg, Lübtheen in Mecklenburg und — Segeberg. (Schluß folgt.)

Der Seeräuber Alf.

Eine Erzählung aus dem Sundewitt.

Von **P. Franzen**, Schmedagger.

Wenn man mit dem Dampfschiff den Flensburger Hafen verläßt und auf die Höhe von Glücksburg gekommen ist, sieht man vor sich die kleine Halbinsel Broackerland mit der doppeltürmigen Kirche von Broacker. Südöstlich von Broacker bei Scheldewiig lag vor mehreren hundert Jahren eine Burg, die mit hohen Wällen und tiefen Gräben, deren Spur man noch daselbst im Boden findet, umgeben war. Nach dem Tode des rechtmäßigen Besitzers stand die Burg eine Zeitlang öde und verlassen. Die Folge war, daß sie nach und nach verfiel. Die umwohnende Bevölkerung mied dieselbe, weil es daselbst nicht mehr mit rechten Dingen zugehen sollte. Aber plötzlich verbreitete sich das Gerücht, daß die Burg wieder bewohnt sei; denn zur Nachtzeit hatte man Waffengeklirr und Kettengerassel gehört und Licht in der alten Burgruine gesehen. Die abergläubische Bevölkerung wurde dadurch in große Angst versetzt. Schließlich sah man bei hellem Tage Menschen in der Nähe der Burg, und es war jetzt zur Gewißheit unter der Bevölkerung geworden, daß die Burg von lebenden Wesen bewohnt war; von wem aber, das wußten sie nicht. Eines Tages aber sah man ein paar gutbemannte Vikingsnekken (kleine Fahrzeuge) von Scheldewiig aussteuern, welche nach einigen Tagen mit einem größeren Schiff im Schlepptau zurückkehrten. Jetzt wußte man mit Gewißheit, daß die alte Burg von Seeräubern bewohnt ward, und von der Zeit bat man in der ganzen Umgegend jeden Abend vor dem Schlafengehen: Der Herr beschirme uns gnädig vor den Seeräubern von Schelde. Die Seeräuber blieben aber ihrem Berufe treu und belästigten in keiner Weise die Landbevölkerung.

Die Burg am Scheldewiig wurde von einer gut organisierten Seeräuberbande bewohnt. Ihr Anführer war der grausame rote Ons. Mehrere Jahre trieben sie dort ihr Unwesen, unternahmen Vikingzüge aufs Meer und kaperten wo sie konnten. Durch Anbringung von Lichtern an den Strand lockten sie bei Nacht und Nebel die Schiffe auf den Grund und plünderten die Ladung, während die Besatzung hingerichtet wurde. In einer sturmvollen Herbstnacht trieb ein Schiff auf den Schelder Strand. Am Bord des Schiffes befand sich ein junger Edelmann aus dem südlichen Schweden mit Namen Alf. Dieser hatte aus seiner Heimat fliehen müssen, weil er den Mitbewerber um seine Braut Inger im Jähzorn erstochen hatte. Trotz der tapfersten Gegenwehr der Schiffsmannschaft, über die Alf nach dem Tode des Führers das Kommando übernommen hatte, wurde sie doch von der Bande des roten Ons, die dort auf der Lauer gelegen hatte, überwältigt und gefesselt nach der Burg geführt, um am andern Morgen hingerichtet zu werden. Als Ons am folgenden Morgen seine Opfer musterte, fiel sein Blick auf die schöne und kräftige Gestalt Alfs. Eine ihm unbekannte Macht und Weichheit zog ihn zu dem Jüngling hin. Nachdem Alf ihm sein Schicksal erzählt hatte, forderte Ons ihn auf, sein Genosse zu werden. Alf schauderte, wenn er daran dachte, ein Seeräuber zu werden. Aber auf der einen Seite winkte Freiheit, auf der andern der Tod. Er entschloß sich, das Anerbieten des roten Ons anzunehmen, aber nur unter der Bedingung, daß seinen mitgefangenen Gefährten die Freiheit geschenkt würde. Diese Forderung mag wohl dem wilden Ons, der nie ein Opfer aus seinen Krallen ließ, etwas wunderlich vorgekommen sein; aber er willigte ein, und Alf blieb bei ihm und wurde Seeräuber. Durch Mut und Keckheit stieg Alf so in der Gunst des roten Ons, daß selten ein Freibeuterzug unternommen wurde, ohne daß Alf dabei war.

Nachdem Alf längere Zeit bei Ons gewesen war, verfiel er in eine lange, schwere Krankheit, so daß man an seinem Aufkommen zweifelte; aber seine kräftige Natur gewann die Oberhand, und er erholte sich langsam wieder. Während der Krankheit Alfs hatte Ons auf einem Zuge in der Nähe der dänischen Inseln reiche Beute gemacht, darunter auch ein hübsches, junges Mädchen. Ons schenkte ihr das Leben und nahm sie mit auf seine Burg. Hier ließ er sie in ein abseits gelegenes Turmzimmer sperren, zu welchem er stets selbst den Schlüssel trug. Hier machte er ihr oft seine Aufwartung; sie aber wies ihn stets harmvoll zurück. Eines Tages, als Ons wieder auf Plünderung aus war, spazierte Alf im Burghofe. Aus dem bereits genannten Turmzimmer hört er einen Schrei und als er hinsieht, steht er starr und sprachlos vor Über-

raschung. Die er hier am Fenster stehen sieht, ist keine andere als seine Braut Inger, um derentwillen er die Heimat verlassen mußte. Alf eilt zur Thür des Turmzimmers und vernimmt hier die Schicksale seiner Inger, die ihm während der langen Jahre der Trennung die Treue gehalten. Täglich kommen sie auf diese Weise zusammen und sinnen auf einen Ausweg, sich die Freiheit zu verschaffen. Bald ist Alf vollständig hergestellt, und nun geht es an die Ausführung seines erdachten Planes. Von Ons erhielt er die Erlaubnis, 25 der besten Räuber und das schnellste Schiff auszuwählen, um auf eigene Hand einen Plünderungszug zu unternehmen. Als sie auf die See hinaus kamen, steuerte er in die Föhrde hinein, während sonst immer der Kurs nach auswärts gerichtet wurde. Jetzt erzählte er den Genossen seinen Plan, welcher darauf ausging, Inger zu befreien und dann einen sichern Schlupfwinkel aufzusuchen, und forderte sie auf, Ons zu verlassen, und ihn zu ihrem Anführer zu wählen. Das gelobten sie ihm alle mit einem feierlichen Eide. Er ließ jetzt durch den schmalen Meeresarm bei Ekensund steuern, der in eine größere Bucht führt, die heute den Namen Nübelnoer trägt. Von dieser Bucht geht eine kleinere nach Westen ins Land hinein, die nach Alf den Namen „Alnoer" (Alfsnoer) führt. Die ganze Bucht war damals von der Landseite mit großen, fast undurchdringlichen Wäldern umgeben. Hier im Walde, nahe dem Strande, wühlten sie den Erdboden aus und gruben eine Höhle mit zwei Ausgängen. Der eine Ausgang war nach der Seeseite, der andere führte nach der Landseite. Die Wände und die Decke wurden von großen Steinen gebildet, die später bei der Erbauung des Schlosses in Gravenstein als Grundsteine benutzt worden sind. Jetzt war das Nest fertig, nun aber galt es, den gefangenen Vogel zu befreien.

Eines Abends fanden sich die Räuber zu einem festliche Gelage zusammen, bei welchem tüchtig gezecht wurde. Alf und Genossen wußten es so einzurichten, daß sie Ons und seinen Leuten einen Schlaftrunk in die Krüge schütteln konnten. Der Trunk that schnell seine Wirkung, und bald schliefen die Opfer den Schlaf des Gerechten, so daß man ein Erwachen in den ersten 12 Stunden nicht erwarten durfte. Der Sicherheit wegen wurden sie außerdem noch mit starken Stricken gebunden, und auch die Wachtposten am Burgthore wurden gefesselt. Nun eilten Alf und Genossen zum Turmzimmer, sprengten die Thür, befreiten die Braut und verließen unter Mitnahme von Waffen und Mundvorrat die Burg. Am Strande angekommen bestiegen sie das beste Schiff und steuerten durch Ekensund nach der Höhle am Alfsnoer.

Erst spät am andern Morgen erwachte Ons aus seinem schweren Rausche. Als er sich und seine Genossen gebunden merkte, schäumte er

vor Wut. Sein erstes war, nach dem Turmzimmer zu eilen, aber das Zimmer war leer. Auch die Wachtposten fand er gebunden und geknebelt, und als er zum Strande kam, fehlte ihm sein bestes Schiff. Seine Raserei war fürchterlich, und die unschuldigen Wachtposten mußten ihre Unachtsamkeit mit dem Leben bezahlen. Als seine Wut sich etwas gelegt hatte, sah er gut ein, daß es unmöglich war, Alf und die andern Geflohenen zu verfolgen; denn einerseits wußte er nicht ihren Aufenthaltsort, und auch wußte er, daß seine Leute nur gezwungen auf Alf, den sie hoch schätzten, Jagd machen würden. Er beschloß daher, seine Rache auf eine passende Gelegenheit aufzuschieben.

Als Alf mit seinen Genossen an ihren Zufluchtsort gekommen war, hieß er sie willkommen in ihrem neuen Heim. Er ließ sich von ihnen nochmals den Eid der Treue schwören und verbot ihnen aufs Strengste, nie ohne die höchste Notwendigkeit Blut zu vergießen. Am ersten Abend nach der Flucht steuerte Alf mit seiner Braut und seinen Genossen gegen die Küste von Angeln und landete in der Nähe des heutigen Glücksburgs, wo damals das berühmte Ry-Kloster lag. Die frommen Mönche, die eben ihre Abendandacht hielten, erschraken nicht wenig, als sie von einer Bande wildaussehender Leute gestört wurden. Ohne den Mönchen weiteren Schaden oder Verdruß zuzufügen, ergriffen einige von Alfs Leuten einen Mönch, verbanden ihm die Augen und führten ihn auf ihr Schiff und segelten dann zurück nach der Höhle am Alfsnoer. Hier angekommen, zwangen sie ihn, Alf mit seiner Braut ehelich zu verbinden. Nach der Trauung brachten sie ihn wieder nach seinem Kloster und beschenkten ihn reichlich. Unter den Klosterbrüdern ging in langer Zeit die Sage, daß der Teufel ihnen diesen Streich gespielt hatte. Nach dieser Begebenheit ging alles seinen ruhigen Gang. Täglich unternahm Alf mit seinen Leuten Plünderungszüge, und oft wurde reiche Beute nach Hause gebracht. Wenn die beiden Freibeuter vom Alfsnoer und Scheldewiig sich auf der See trafen, wichen sie sich gegenseitig aus. Die Leute aber begrüßten sich stets mit einem lauten Hurra.

Die Regierung hatte einen hohen Preis auf die Ergreifung dieser beiden Freibeuter gesetzt. Diesen Umstand benutzte Ons, um seine Rache an Alf zu kühlen. Er verkleidete sich als Pilger und wanderte nach Schleswig. Hier erbot er sich, gegen eine hohe Belohnung ihnen den Aufenthaltsort Alfs zeigen zu wollen und bei seiner Ergreifung behülflich zu sein. Als der Handel abgeschlossen war, wurde abgemacht, daß die Höhle von der Landseite durch Soldaten angegriffen werden sollte, während Ons mit seinen Schiffen den Ausgang nach der Seeseite sperren sollte. Acht Tage nachher, als Alf eben in Begriff stand, einen Plünderungszug zu unternehmen, hörte man plötzlich

Waffenlärm von der Landseite, und bald sah man es im Walde von Soldaten wimmeln. Als Alf die Schiffe sah, wußte er gleich, wer ihn verraten hatte. Ein fürchterlicher Kampf entspann sich. Alf suchte den Soldaten das Eindringen in die Höhle zu verwehren; aber schließlich wurde die kleine tapfere Schar Alfs überwältigt. Alf mit seiner Bande wurde gefesselt nach Sonderburg geführt, während Inger auf eines der Schiffe des roten Ons gebracht wurde, welcher bald darauf nach Scheldewiig steuerte. Eines Morgens kurz darauf versammelte sich eine große Volksmenge in der Nähe von Gravenstein. Der unglückliche Alfs mit seinen Genossen sollte hingerichtet werden. Eben südlich von Gravenstein, wo heute die sogenannte „Troldlykke" liegt, war der Richtplatz. Alf, als Anführer der Bande, war der letzte, der enthauptet wurde. Am folgenden Morgen herrschte große Unruhe und Verwirrung in der Räuberburg am Scheldewiig. Der rote Ons lag ermordet auf seinem Bette. In seiner Brust saß ein kostbarer Dolch, worauf der Buchstabe A eingraviert war, tief eingebohrt. Den Thäter wußte man nicht; aber Inger war verschwunden, und zwei Tage nachher fand man ihre Leiche auf dem Grabe Alfs.

Mitteilungen.

Nachträgliche Mitteilung zu dem Aufsatze über die frühere Hochzeitsfeier in Henstedt. Wie in dem Aufsatze erwähnt, wurde beim Einholen des Brautschatzes hinter dem letzten Wagen des Zuges eine lebensgroße Puppe angebracht. Wie ich vor kurzem erfahren habe, galt diese in der Gegend von Brunsbüttel als das Bild einer Person, welche bestrebt war, die Schätze *am alten Orte zurückzuhalten.* Das Gleiche dürfte für andere Gegenden zutreffen, in denen dieser Brauch geübt wurde. Eschenburg.

Über die Entstehung des „Frauenbieres" zu Nordhastedt ist noch eine andere Sage bekannt als diejenige, welche Herr Eckmann mitteilt (Heimat 1892 Heft 2 S. 44). Diese erzählt Folgendes: In dem Riesenwohld, einem mächtigen Walde, der sich vorzeiten von Süderhastedt bis Tellingstedt und von Meldorf bis zur Ostgrenze des Landes erstreckte, hauste einst eine Räuberbande. Dieselbe geriet einmal mit den Nordhastedtern in Kampf, und es schien, als ob die letzteren unterliegen sollten. Da eilten gerade noch zur rechten Zeit die Frauen herbei und bewarfen die Räuber mit heißem Brei, kochendem Wasser u. s. w. Auf diese Weise gelang es nun den Nordhastedtern, Herr über die Räuber zu werden. Das Raubnest wurde darauf entdeckt und zerstört. Überreste

desselben werden noch heutigestags im Riesenwohld (so heißt nämlich noch jetzt eine Waldung auf dem Arkebecker Berg zwischen Nordhastedt und Albersdorf) gezeigt. Einer der schönen, langen Balken, welche die Decke der Höhle trugen, soll in der Nordhastedter Kirche angebracht sein. — Zur Belohnung der wackern Frauen wurde dann das „Frunsbeer" gestiftet.

Hadersleben. Hinrich Speck.

Tiergeschichten. 1. Starmatz und Spatz. An der Südwand meines Hauses, unter dem Schutz des überstehenden Daches hatte ich einen Kasten als Wohnung für Stare angebracht und hatte die Freude, denselben sogleich den ersten Sommer benutzt zu sehen. Im folgenden Frühling stellten sich die Bewohner glücklich wieder ein. Doch sie hatten die Rechnung ohne den — Spatz gemacht, der sich den Winter über in der Klause wohlgefühlt hatte. Gar bald begann das Starenpaar den Nestbau. Halme und Hälmchen wurden emsig herbeigeschafft, und mein Nachbar pflegte mir, wenn er den Starmatz mit einem Strohhalm durch die Luft lavieren sah, zuzurufen: „Wieder ein Balken!" Kaum aber war derselbe an Ort und Stelle geschafft, so kam der Spatz, riß ihn heraus und warf ihn an die Erde. Dann machte er sich auf und hielt Umschau nach Federn und Fetzen, Heede und Wolle und brachte solche in den Bau. Natürlich kamen dann die Stare und entfernten seine Mache auf dieselbe Weise.

Dieser Wettkampf dauerte mindestens 1½ Tag fort. Endlich schien es dem männlichen Star genug des grausamen Spiels zu sein. Als der Sperling sich um die Mittagszeit in den Kasten begeben hatte, flog er hinzu und schlüpfte gleichfalls in die Burg. Ein heftiger Kampf entspann sich, wovon ein wildes Geschrei Kunde gab. Der schwächere Spatz mußte Reißaus nehmen. Doch in der Zeit hatte die Starmätzin auf dem Pflock unter dem Flugloch Kampfstellung genommen und hieb mit kräftigen Schnabelschlägen auf den Spatz ein. Blutend und mit arg zerzaustem Gefieder — er fiel mehr, als daß er flog — huschte er in die kaum begrünte Hecke. Das Starenpaar freute sich offenbar des Sieges und flog bald arglos davon.

Kaum war das geschehen, so kam der Sperling wieder nnd setzte sich mit frechem Jieb, jieb, jieb! auf den Pflock. Dann flog er wieder davon und kehrte bald mit lang hinterher wehendem, verworrenen Garn — „Sluchter" nennt man's im Plattdeutschen — zurück und legte es in die Wohnung der Stare. Als ich ihn am zweiten und dritten Tage nicht mehr sah, glaubte ich, daß die Stare nun im friedlichen Besitz der Wohnung seien. Da vernahm ich im Kasten ein ängstliches Geschrei,

und das Starenweibchen flatterte oft klagend gegen den Kasten. Jetzt sah ich nach, zog den Star heraus und fand ihn mit so fest umstrickten Beinen, daß ich sie mit einer Schere lösen mußte. Ohne meine Hülfe wäre das arme Tier ohne Zweifel umgekommen. Am folgenden Tage gelang es mir, den Spatz durch einen Salonbüchsenschuß zu erlegen und dadurch den Frieden der nützlichen Bewohner herzustellen. L. Frahm.

Beobachtungen bei einer Krähe. Daß ein Storchpaar gern das einmal bewohnte Nest wieder für sich in Anspruch nimmt, ist bekannt. Auch die Stare scheinen den einmal innegehabten Brutkasten wieder zu beziehen. In einen Nistkasten eines Steuerbeamten in Neumünster kehrte mehrere Jahre nacheinander ein Star zurück, der wegen seines weißen Schwanzes sich leicht von den übrigen gleichartigen Vögeln unterscheiden ließ. Daß Zugvögel aber auch zum Winteraufenthalt denselben Stand wählen können, sah ich an einer Nebelkrähe, die nun schon seit 3 Wintern ihr gleiches Quartier bezieht. Diesem Tiere fehlt der Oberschnabel, den es vielleicht durch Anfliegen oder einen Streifschuß eingebüßt haben mag. So wie der Winter eintritt, kommt es mit einer ganzen Schar von anderen Krähen, Sperlingen ꝛc. auf den Schulhof einer hiesigen Schule (am Buchwaldtschen Hof) und hält sich in dessen unmittelbarer Nähe den ganzen Winter auf. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch die übrigen Nebelkrähen hier ihr festes Winterquartier haben. Ist es schon interessant, zu sehen, daß alle diese Tiere sich fast nur dann auf den Bäumen am Schulhof vorfinden, wann die Kinder auf dem Hofe sind, insbesondere zahlreich in der „Frühstückspause", so ist es das Gebahren jener Krähe noch mehr. Ihr Gebrechen erhöht ihre Not, macht sie darum auch zudringlicher, wo es gilt, einen Bissen zu erhaschen. Hat sie sich bei demselben niedergelassen, so verteidigt sie ihr Errungenes krampfhaft gegen die Mitbewerber, schiebt einen nicht zu großen Brocken mit Hülfe eines Fußes in den Mund, spießt aber einen größern, falls sie zu sehr bedrängt wird, mit dem Unterschnabel auf und fliegt mit ihm davon.

Kiel. Kröger.

Allerlei aus dem Leben heimischer Tiere. 1. Wenn wir die Mitte der cimbrischen Halbinsel, die teilweise aus Hügeln gelblich-weißen Sandes besteht, zum teil als uralten Meeresboden und jene Hügel als Dünen aus vorgeschichtlicher Zeit ansehen, so müssen einst Nord- und Ostsee an ihrem Fuße gebrandet haben.

Als schmales Riff erstreckte sich damals wohl das Land in die nordischen Meere, umgeben von meilenbreiten Untiefen, — ein Tummelplatz, eine Brutstätte für Möven, Strandläufer und andere Sumpf- und Wasservögel, und wo jetzt das Sandried, der Schafschwingel und die Pulsatille

vegetieren, sonnte sich wahrscheinlich vor Jahrtausenden auf warmem Sande der Seehund.

Entweder hob sich im Laufe der Zeit der Boden, so daß die früheren Untiefen jetzt trocken lagen, oder der Meeresspiegel sank und gab den Boden frei.

Wie dem auch sei, das wasserfrei gewordene Land, das jetzt in so reichem Maße mit Vegetation bedeckt, — von Mensch und Tieren bewohnt und belebt wird, war einst Meeresgrund und kann nur durch Einwanderung bevölkert worden sein.

Mir scheint, diese Einwanderung findet bis auf den heutigen Tag statt, denn noch in den letzten 60 Jahren sind manche Tiere, insbesondere Vögel, wenigstens in der Umgebung der Städte Schleswig und Flensburg eingewandert und heimisch geworden.

Die Belege, die ich hierfür in Nachstehendem anführe, sind zwar Resultate eigener Beobachtung, stehen daher vereinzelt, einseitig da und schließen deshalb etwaige Irrtümer nicht aus. Täusche ich mich, so kann es mir nur lieb sein, von denen widerlegt zu werden, die wie ich selbst beobachteten, und deren Erinnern über 60 Jahre zurückreicht.

Bereits als Knabe waren mir die Stimmen der Vögel meiner Umgebung durchaus vertraut, — ich kannte, wenn auch nicht ihre ornithologischen, so doch ihre volkstümlichen Benennungen, ihr Äußeres, ihren Nestbau, ihre Eier und ihre Lebensweise. Schwerlich würden so hervorragende Vögel, wie die in Folgendem erwähnten, mir entgangen sein, wenn sie überhaupt an meinen Aufenthaltsorten vorgekommen wären.

Folgende Arten, die jetzt jedes Jahr bei Schleswig nisten, waren mir trotz steter Aufmerksamkeit bis zu Ostern des Jahres 1835 völlig fremd geblieben: Pirol oder Goldamsel (Oriolus galbula L.), Nachtigall (Lusciola luscinia), Sprosser (Lusciola philomele), Hausrotschwänzchen (Rulicilla tithys.),*) Gartenrotschwänzchen (Rulicilla phoenicurus),**) Heuschreckensänger (Salicaria locustella) und der Wendehals (Jynx torquilla).

Im Jahre 1835 sah ich die erste Nachtigall bei Preetz. — Den Sprosser fand ich in den Jahren von 1865—70 jedes Jahr bis in den Hochsommer auf einem mit Schilfrohr bewachsenen Wall, der vom Klensbyer Holz über eine sumpfige Wiese nach der Schlei führt. Sehr oft lauschte ich dem eigentümlichen Schlag. Jetzt sind die Wiesen drainiert und planiert, der Wall ist aufgegraben, der Wald infolge der Bahn-

*) Bei Rohwedder und bei Steen Lusciola tithys.

**) Ebenda Lusciola phoenicurus.

anlage verschwunden und mit ihm auch wohl die hier so seltenen Vögel. Im Jahre 1840 hörte und sah ich den ersten Pirol in Eimsbüttel bei Hamburg, hier auch das erste Gartenrotschwänzchen. — 1851 beobachtete ich den mir bis dahin fremd gebliebenen Heuschreckensänger in Flottbek bei Altona.

Das Hausrotschwänzchen fand ich an allen erwähnten Orten damals noch nicht, dagegen 1868 den ersten Vogel dieser Art bei Haddeby, südlich der Schlei. Die jungen Vögel saßen auf einem Ziegelsteinhaufen nahe der dortigen Ziegelei und wurden von den Alten gefüttert; diese hatten also bereits dort genistet. Im Jahre 1874 nistete der Vogel schon nördlich der Schlei. — Zu Ende der fünfziger Jahre fand sich bei Schleswig auch der Wendehals ein, und brütet seit der Zeit dort jedes Jahr.

Manche andere Vögel aus Nord und Süd, wie Nußhäher, Wasseramsel, Blauracke, Bienenfresser, Blaukehlchen, Gartenammer, Sperbergrasmücke, Wiedehopf u. s. w. zähle ich, obgleich sie nur bei Schleswig einzeln vorkamen, nicht zu den neuen Ansiedlern daselbst, weil ich ihr dortiges Nisten nicht nachweisen kann, doch will ich hier nicht unerwähnt lassen, daß mein Vater vielleicht um 1823 oder 24 in Flensburg einige junge Wiedehopfe aufzog. Der Wiedehopf muß also damals dort genistet haben.

Hier schließe ich noch an, daß ich Mitte April des Jahres 1864 das Nest der Misteldrossel (Turdus viscivora L.) an der südlichen Lisiere des Idstedter Holzes mit einem Gelege von drei bereits hoch bebrüteten Eiern fand. Merkwürdig war mir dieser Fund nicht bloß der Seltenheit und des ausgezeichnet schönen Nestbaues wegen, sondern besonders auch wegen der frühen Brütezeit, die eine Durchwinterung der alten Vögel bei uns vermuten läßt, da doch sonst dieselben erst im April vom Süden zurückkehren und bei uns nur als Strichvögel auftreten. — Erwähnt sei noch, daß ich den kleinen Würger (Lanius minor L.) nur im westlichen Holstein, dort auch nistend fand, und daß sich einmal ein Pärchen des großen Würgers (Lanius excubitor L.) mit flüggen Jungen bei Schleswig zeigte.

2. Oculi — da kommen sie.
Quasimodo genet — auf Schnepfensuche geht.
Judica — sind sie auch noch da.
Palmarum — tralarum.

Wer hat die Waldschnepfe ziehen sehen? Ein alter, längst verstorbener, mir früher sehr befreundeter Jäger. Nach obigem alten Jägerspruch war er einst am 1. März auf Schnepfensuche in den Wald

gegangen, hatte sich bereits weidlich müde getrappelt und den ganzen Wald abgesucht, ohne etwas zu finden. Da zieht am Spätnachmittag schwarzes, drohendes Gewölk herauf, und er, um Schutz gegen das Kommende zu suchen, zieht sich unter eine starke Eiche zurück. Jetzt zieht's mit Brausen heran, und ein dichter Fall von großen Tauschneeflocken beginnt. Da erscheint plötzlich ganz lautlos eine Schar Vögel, anscheinend aus den dunklen Schneewolken sich herabsenkend, und verteilt sich über den Wald, vereinzelt hie und da einfallend. Die Art nicht erkennend und wohl wissend, daß die Waldschnepfe nur in der Nacht zieht, denkt er an diese garnicht.

Da inzwischen der Schneefall sich mindert, macht er sich auf den Heimweg, als plötzlich der Hund steht. Rasch macht er sich schußfertig und läßt den Hund avancieren. Eine Schnepfe kommt hoch und fällt im Feuer. Jetzt nimmt er die Suche wieder auf, findet durchs ganze Holz Schnepfen und macht eine vorzügliche Jagd.

Es kommt mitunter vor, daß ein Schnepfenpärchen auf seinem Zuge nach nördlicheren Brutstätten hier bleibt und nistet. Es wurde in demselben Walde, wo obige Scene spielte, in den dreißiger Jahren ein Nest der Waldschnepfe am Boden gefunden, das vier braune schwarzgefleckte Eier enthielt. Auf einem Jagdausflug in die Tondernsche Gegend wurde mir versichert, daß die Waldschnepfe dort in der Heide garnicht selten niste. Mir erscheint das jedoch fraglich und dürfte auf eine Verwechslung mit der Doppelschnepfe, dem sogen. Dreidecker (Scolopna major L.), zurückzuführen sein, die allerdings dort häufig ist.

3. Die Eigentümlichkeiten unseres lieben Frühlingsboten, des Stares, sind so allgemein bekannt, daß sie einer Erwähnung kaum bedürfen. Es gehört dahin auch sein Nachahmen verschiedener Vogelstimmen, wie der des Kibitzes, des Wasserhuhns, der Schwalbe, des Sperlings u. s. w. Daß aber ein Star laut, rein und anhaltend „Kuckuck!" ruft, wie mir das bei Schleswig vorkam, scheint mir doch der Mitteilung wert, — so auch die Eigentümlichkeit, für sein brütendes Weibchen Blumen zu pflücken und ihm aufs Nest zuzutragen. Crocus, Schneeglöckchen, Perlhyacinthen und Primeln nimmt er am liebsten.

4. Die Schwanzmeise (Parus caudatus) ist zwar kein seltener Vogel, doch nistet sie bei uns wohl nicht oft. Das Nest wird nicht wie von unsern anderen Meisenarten in Baumlöchern, Brunnenpfosten, Steinwällen 2c. angelegt, sondern steht frei in der Gabelung zweier starker Äste, gewöhnlich etwa in Manneshöhe über dem Boden. Krüppeligen, mit Flechten bewachsenen Eichen in Vorhölzern giebt der Vogel den Vorzug. Das Nest ist wie das des Zaunkönigs kugelig oval mit seit-

lichem Eingang. Es ist aus Moos gebaut, innen mit Federn gefüttert und äußerlich mit grauweißen Flechten, gleich den Ästen, zwischen denen es steht, bekleidet. Der weiße Kopf des brütenden Vogels schließt das Eingangsloch, und so ist das Nest sehr schwer zu entdecken. Es enthält 10—12 weiße, fast kugelige Eier. Täuscht mich mein Gedächtnis nicht, so fand ich sogar einmal ein Gelege von 14 Eiern.

5. Eine alte Wassermühle bei Schleswig hatte ein überschlägiges Rad. Wenn das Werk stand, konnte man hinter das Rad gelangen und befand sich dann unter dem Schott, in welchem das Wasser auf das Rad gelangte. Dies Schott leckte an verschiedenen Stellen in Strömen, und war das Werk in Thätigkeit, so war der ganze Raum hinter dem Rade mit spritzendem Wasser erfüllt. Trotz alledem brachte hier unter einem Balken viele Jahre, immer am selben Platz, ein Zaunkönigpärchen seine Brut auf, obgleich das Nest gewöhnlich von Wasser triefte. — Sehr oft findet man frische Nester des Zaunkönigs, die nie als Brutnester benutzt werden. Ist es das Männchen, welches diese Nester baut, um, wenn das Weibchen brütet, darin zu übernachten? — Der Mönch (Sylvia atricapilla) macht's ebenso. — Sind hiermit etwa auch die in dichten Dornbüschen stehenden Nester der Zwergmaus (Mus minutus) in Parallele zu stellen, in denen ich nie weder alte noch junge Mäuse fand? Hält die alte Maus überhaupt darin ihr Wochenbett nicht, und logiert etwa das Männchen nur während der Nacht darin?

6. Was man in neuerer Zeit alles von der Nützlichkeit des Maulwurfs sagt, dürfte sich lediglich auf die Vertilgung von Regenwürmern beschränken, die uns im ganzen genommen doch keinen nennenswerten Schaden verursachen. Das Füttern von Maulwürfen in halb mit Erde gefüllten Tonnen gelang mir nur mit Würmern. Käferlarven, insbesondere die so schädlichen Engerlinge, die Larven der Maikäfer rührten meine Gefangenen nicht an, und sie wären wahrscheinlich verhungert, wenn ich nicht rechtzeitig wieder Würmer gereicht hätte. Von sehr vielen Maulwürfen untersuchte ich außerdem den Mageninhalt, ohne jemals etwas Anderes als Regenwürmer zu finden. Wühler von Profession, ist ihm die Lockerung des Bodens ja nicht abzusprechen, — aber Landmann wie Gärtner werden doch wünschen, daß der Maulwurf ihnen die Sache allein überließe.

7. Es wird in Naturgeschichten durchgehends gesagt, daß die Spechte durch rasches und kräftiges Hacken dürre Äste in zitternde Bewegung setzen und dadurch das bekannte Trommeln hervorbringen. — Mir war diese Erklärung stets unwahrscheinlich. Ich benutzte daher einen günstigen Moment, als ein Specht ganz in meiner Nähe sich in

dieser Weise hören ließ. Durch dichtes Unterholz im Buchenhochwald mich anpirschend, erreichte ich bald eine starke Eiche, auf welcher der Vogel sich befand. Er kehrte mir den Rücken zu und saß nicht sehr hoch an einem abgestorbenen armdicken Ast, der jedenfalls so stark war, daß eine Axt erforderlich gewesen wäre, um ihn in zitternde Bewegung zu setzen. — Nachdem der Vogel einen Augenblick ruhig gesessen, legte er den Schnabel seitwärts an den Ast, bewegte nun den Kopf zitternd hin und her, und der Trommelton war da. Nun kletterte er weiter, drehte sich dabei so um den Ast, daß er mir seine linke Seite zukehrte, legte wieder den Schnabel seitwärts, so daß also dessen Spitze mir zugekehrt war, — die zitternde Bewegung des Kopfes erfolgte und damit wieder derselbe Ton. Demzufolge bin ich geneigt, diesen für einen heulenden Kehllaut des Vogels zu halten, in kurzen Zwischenräumen unterbrochen durch das Anschlagen des Schnabels.

Das viel umstrittene Meckern der Heerschnepfe (Scolopax gallinago L.) möchte ich auch auf Kehllaute des Vogels zurückführen, und zwar aus dem Grunde, weil der Vogel manchmal die besondere Flugbewegung, während der das Meckern erfolgt, auch ausführt, ohne daß man den fraglichen Ton hört.

8. Die freiwillige Paarung der Nebelkrähe (Corvus cornia) mit der Rabenkrähe (Corvus corone) beweist die nahe Verwandtschaft beider Arten. — In einem mir vorgekommenen Falle schien erstere das Männchen zu sein. Wie die Jungen gezeichnet waren, entging meiner Beobachtung, weil der betreffende Baum unersteiglich war. Ein aufgezogener Nachkömmling dieser beiden Arten war oben schwarz, unten grau. Ein schwarzer Fleck vor der Brust war wie bei der Nebelkrähe vorhanden, aber nicht wie bei dieser scharf abgegrenzt, sondern ging allmälig in die graue Farbe der Brust über.

Interessant wäre es zu wissen, ob diese Bastarde fruchtbar sind. Viele Versuche sind in dieser Richtung von mir mit Finkenarten angestellt. Es stellte sich heraus, daß Stieglitz-Kanarien und Grauhänfling-Kanarien, selbst in Rückpaarung mit reinen Kanarienweibchen, unfruchtbar waren. Grünfink-Kanarien blieben unter sich zwar auch unfruchtbar, während die Rückpaarung des Grünfinkbastard-Männchens mit reinen Kanarienweibchen gelang. Diese Viertelblut-Nachkommen blieben auch unter sich fruchtbar.

9. Einst hielt ich eine Blindschleiche (Anguis fragilis) im Zimmer in einem Glaskasten, die 6 lebende Junge gebar. Diese waren gelblich, weiß mit breitem schwarzen Rückenstreif. Der Schwierigkeit halber, die Kleinen mit geeigneter Nahrung zu versehen, erhielten Mutter und

Kinder die Freiheit. — War das Lebendiggebären nur eine Folge der Gefangenschaft, oder verhält sich das in der Freiheit ebenso, — und ist die Angabe, daß die Blindschleiche Eier lege, unrichtig?

Kiel. H. T. Peters.

Anfragen.

1. Auf einer Wanderung durchs östliche Holstein (Bruhnskoppel) machte ich mehrfach die Beobachtung, daß zwei mächtige Buchenstämme, einer Wurzel entsprossen, in einer beträchtlichen Höhe durch einen Querast mit einander verwachsen waren. — Wer hat ähnliche Erscheinungen beobachtet und wie ist dieses Naturschauspiel zu erklären?

2. Wie führen die Spinnen ihren Faden von einem Zweige eines Strauches in horizontaler Richtung zu einem anderen, wo es jetzt an jeglichem Verbindungswege fehlt?

3. Sollte es Thatsache sein, daß, wie vielfach behauptet wird, die Bienen ihren Herrn kennen und diesen z. B. weniger mit ihren Stichen belästigen?

Windbergen. J. Schwarz.

Vereins-Angelegenheiten.

Unsere Vereinsmitglieder mache ich wiederholt darauf aufmerksam, daß auf Wunsch noch einzelne Hefte zum Ersatz für etwa verloren gegangene nachgeliefert werden können. Die bezüglichen Wünsche bitte ich an Herrn Kleemann zu richten; doch bitte ich, darauf zu achten, daß auf dem Umschlag des Oktoberheftes irrtümlich „September" gedruckt ist; über dem Kopf des Heftes steht richtig Oktober 1891. Gleichzeitig mache ich diejenigen Vereinsmitglieder, welche die Heimat binden lassen wollen, auf die sehr geschmackvolle und preiswürdige Einbanddecke aufmerksam, die Herr Buchbinder Riemer angefertigt hat. Herr Riemer verdient, daß dieselbe recht vielfach benutzt wird.

Der Schriftleiter.

Berichtigung.

In die Aufforderung zum Sammeln der Flurnamen von Herrn Herrn J. E. Lorenzen ist durch eine Änderung von seiten des Schriftleiters ein sehr störender Fehler hineingekommen. Der vorletzte Satz soll lauten: Die Ergebnisse des Sammelns und Forschens, zu welchem u. s. w.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 5 u. 6. Mai 1892.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Das landesübliche Backwerk in Schleswig-Holstein.*)

Von **J. Mestorf** in Kiel.

Vor vierzig bis fünfzig Jahren fand man in Schleswig-Holstein auf dem Lande nur in den größeren Kirchdörfern gewerbsmäßige Bäckereien, die nicht etwa täglich, sondern nur an Sonn- und Festtagen frisches Brot lieferten und, was nicht an „die Kirchleute“ verkauft war, durch Brotträger und Brotträgerinnen (Stutenkerl, Stutenwif) über Land

---

*) Auf Anregung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine ist die Abfassung einer Geschichte des volkstümlichen Backwerks in ganz Deutschland in Aussicht genommen. Ich habe diesen Beschluß s. Z. mit Freuden begrüßt, weil ich längst erkannt hatte, daß in der vorschriftsmäßigen Bereitung und dem an bestimmte Tage oder Jahreszeiten sich knüpfenden Genuß von Speise und Trank ein schätzbares kulturgeschichtliches Material steckt, und da ich bereits mancherlei in dieser Richtung gesammelt hatte, erklärte ich mich gern bereit, den Beitrag aus Schleswig-Holstein zu diesem „Geschichtswerk“ zu liefern. Die Bearbeitung des gesammten Materials verzögert sich. Es erschien mir deshalb wünschenswert, was ich bis jetzt gesammelt, einstweilen durch Vermittlung der Heimat weiteren Kreisen bekannt zu machen, in der Hoffnung, daß dieser oder jener Leser sich geneigt finden werde, das Material vielleicht in einigen Punkten zu berichtigen, hauptsächlich aber dasselbe zu vervollständigen. — Ich benutze die Gelegenheit, allen denjenigen, welche meine Bitte um Mitteilungen über das in den verschiedenen Landestheilen übliche Backwerk freundlich berücksichtigt, hier meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Sie werden ihre Einsendungen in obiger Zusammenstellung wieder erkennen. Die bei mir eingegangenen darauf bezüglichen gütigen Zuschriften habe ich einstweilen im Archiv des Museums vaterländischer Altertümer niedergelegt, in der Absicht, sie für eine geplante größere Arbeit zu verwerten, wo ich dann die Quellen, aus welchen ich geschöpft, namenhaft anführen werde.

tragen ließen. Diese Brotträger und Brotträgerinnen übernahmen zugleich mancherlei andere Besorgungen, wodurch sie in der Regel mehr zu verdienen pflegten, als durch den Brotverkauf; denn nur für Kranke, altersschwache Leute und zarte Kinder kaufte die sparsame Bäuerin ein Weißbrot, die Gesunden nährten sich ausschließlich von Schwarzbrot. Roggenstuten (von gesichtetem Roggenmehl) und Weizenbrot wurden nur bei festlichen Gelegenheiten gebacken und gegessen.

Auf jedem Gehöft fand sich deshalb ein Backofen, ein bienenkorbförmiger Backsteinbau, der im Garten (Kruthof oder Appelhof) unter Bäumen versteckt zu liegen pflegte. Den Insten (Häuslingen) eines Großbauern war erlaubt, ihren Brotbedarf mit dem des Bauern zu backen, wofür sie diesem beim Kneten des Teiges helfen mußten. Erbaten andere Dorfeingesessene, die meist selbst einen Backofen besaßen, die Erlaubnis, denjenigen eines Bauern zu benutzen, so wurde dies gegen einen „Aarndag" gewährt, d. h. sie mußten als Gegenleistung in der Erntezeit für einen Tag einen Mäher und einen Binder stellen.

Das Backen.

Die Gerätschaften.

Der Backtrog (auf größeren Gehöften ein bis zu 6 Fuß langer, 2 Fuß breiter ausgehöhlter Baumstamm).

Der Aabenstaken = Schüreisen.

Die Krücke von Holz dient dazu, die Kohlenglut aus dem Ofen zu entfernen.

Der Aabenbessen oder Schleuder dient dazu, den Ofen von Asche und Ruß zu reinigen.

Das „Gasselbrett", ein Brett, auf welchem die Bröte zum Gasseln oder Gersteln in den Ofen geschoben werden.

Der Schieber wird zum Einschieben und Herausholen der Bröte gebraucht.

Den Kratzer braucht man, um die an den Wandungen des Troges haftenden Teigreste zusammen zu scharren.

Für die feinere Bäckerei dienen das Rollholz (zum Auswalzen des Teiges), Backbrett, Kuchenrad und Kuchenformen.

Am Abend vor dem Backtage wird der Teig angesäuert, d. i. $^2/_3$ der zum Backen bestimmten Menge groben Roggenmehles (in welchem noch die Kleie vorhanden) werden in den Backtrog geschüttet, der zerbröckelte Sauerteig und Salz darüber gestreut, und danach der mit kochendem Wasser übergossene Teig tüchtig durchgerührt. Bevor man den Rest des Backmehles darüber schüttet, drückte man ehemals (und es geschieht wohl auch jetzt noch) mit der Hand ein Kreuz in den Teig,

„damit die Hexen und Nachtgeister nicht daran können.“ In einigen Gegenden wurde dabei gesprochen: „Im Namen Gottes.“ Alsdann wird der Teig mit dem „Backlaken“ bedeckt, darüber das „Backbett“ (ein mit Federn gefüllter Pfühl) gebreitet und der Teig „zum Aufgehen“ sich überlassen.

Ist in früher Morgenstunde der Ofen geheizt (was der Bauer ehemals eigenhändig zu besorgen pflegte), da wird der Teig wacker geknetet, alsdann wird er „aufgenommen“, d. h. zu langen oder runden Brotlaiben geformt und diese mit einem Kreuz oder Fingertupfen oder mit einem Stempel gezeichnet, und danach gegasselt (gegerstelt). Zu dem Zwecke werden die Bröte auf dem „Gasselbrett“ in den Ofen geschoben, wo sie so lange stehen müssen, bis sie eine braune Kruste zeigen. Dann werden sie herausgenommen, mit einem dünnen Mehlbrei (von Gersten- oder Weizenmehl und Wasser oder mit Wasser oder mit schwarzem Kaffee!) bestrichen. Während der Zeit ist alles Feuer aus dem Ofen entfernt und dieser von Asche gesäubert. Nun wird das Brot hineingeschoben und die Thür mit dem „Ofenblock“ verschlossen. War die Arbeit so weit gediehen, da pflegten (und der hübsche alte Brauch ist noch nicht völlig ausgestorben) die Frauen hochzuspringen und zu jauchzen, „damit das Brot gut gerate“.

Obiges gilt ausschließlich von dem groben Roggenbrot oder Schwarzbrot, welches 3 Stunden backen mußte. Das feine Roggenbrot und das Weizenbrot oder feineres Hefengebäck wurden in kleineren Gefäßen angerührt, und pflegten in 1—2 Stunden gar zu sein.*)

Seitdem nun in jedem Dorfe ein Bäcker sein Gewerbe betreibt, zieht man es vor, das selbst bereitete Brot in seinem Ofen gar backen zu lassen; doch sind desungeachtet die altertümlichen Bauern-Backöfen noch keineswegs überall außer Thätigkeit gesetzt.

War das Schwarzbrot, wenn es aus dem Ofen kam, oben gerissen, da hieß es: Wenn dat Brot is baben reten, gift wat nies to weten. War es quer gerissen: Wenn dat Brot is reten öwern Knust, gift en Brut int Huus. War es der Länge nach gerissen: Wenn dat Brot is reten mit'n Knust, gift en Doden int Huus. (Bei feinem Roggen- und Weizenbrot pflegte man um das Aufreißen zu vermeiden, einen Längs- oder Querschnitt, Überschnitt, zu machen.

In einigen Gegenden macht man beim Anschneiden des Brotes mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes unter der Rinde. Versäumt man dies, „da mut de Dochter int Huus noch een Jahr umsümst freen.“

*) Auch der Hefenteig mußte vor dem Backen „aufgehen“ und zu dem Zweck einige Stunden warm stehen. Da geschah es wohl, daß die Hausfrau, wenn sie über keinen passenden Ort verfügte, das Teigfaß ins warme Bett schob.

Jeder greift gern nach dem Rindenstück, denn „de Köst (oder de Knust) bringt Glück und makt rode Backen." An manchen Orten wirft die Hausfrau beim Brotschneiden die erste Scheibe unter den Tisch oder legt sie bei Seite für die Hühner oder andere Haustiere. Um Zank und Unfrieden im Hause zu vermeiden, darf man das Brot nicht „aufs Gesicht" legen.

Um eine Übersicht des landesüblichen Backwerkes und seiner Bedeutung zu gewinnen, erscheint es zweckmäßig, dasselbe von 2 Gesichtspunkten zu betrachten. I. Was man an solchem in den Bäckerläden findet und zwar a. für die tägliche Nachfrage, b. zu den Jahresfesten und II. was in der Familie a. zu den Jahresfesten, b. zu den Familienfesten gebacken wird.

I. Im Bäckerladen.

Das Wahrzeichen der Bäckerinnung ist ein vergoldeter Kringel.

a. für die tägliche Nachfrage.

Schwarzbrod [1,*]) Feinbrot (auch Graubrot, Schönbrot, Sichtenbrot, Überschnitt, Roggenstuten genannt)[2], Weizenbrot[3] (Franzbrot[**]), Timpenstuten, (ein Brot mit 4 Zipfeln), Strumpf (ein Brot mit 2 Zipfeln), Rundstück[3], bunten Stuten[5] (Krintenstuten, Kräuterbrot, Klöben). Als kleineres Gebäck von feinem Hefenteig: Eiermaan (=mond), Maulschellen, Krintenbullen u. a. m. Theekuchen oder Platenkuchen und Butterkringel[6] pflegen in der Größe des Backbleches gebacken zu werden. Zwieback (im östlichen Holstein und auf Fehmarn Moschütten genannt), Kaffeebrot, Kringel[9] Blätter= oder Butterteig, Hufeisen (Blätterteig mit Obstfüllung), Obstkuchen, Mandelkränze, braune Kuchen, weiße Kuchen oder Honigkuchen. Diese Backwerke reichen sämmtlich mindestens bis in den Anfang des Jahrhunderts zurück.

b. zu den Jahresfesten.

Weihnacht. Klöben oder bunten Stuten[5], Kringel[9], Braune= oder Honigkuchen und Pfeffernüsse[10], und weiße (mit Zucker gesüßte) Kuchen und Pfeffernüsse und, Alt und Jung zur Freude, die Kindjees= oder Wihnachpoppen[11].

Faßnacht. Zu Faßnacht werden fette, reichlich gewürzte Hedwig[6] gebacken. Man ißt sie Morgens zum Kaffee, zum Frühstück mit einer Füllung von gehacktem Rauchfleisch, zu Mittag mit einer Füllung von Mandeln und Zucker, in Eiermilch und Abends noch

---

*) Die angefügten Ziffern weisen auf die Seite 104—107 befindliche Beschreibung des in diesen Blättern genannten Backwerks hin.

**) Die Benennung „Franzbrot" datirt seit der „Franzosenzeit". In Hamburg gab es damals einen Franschen Bäcker, der seines guten Backwerkes wegen berühmt war.

wieder zum Thee. In der Schenke wurde um Hedwig gewürfelt oder Karte gespielt.*)

Osterwoche. Am Gründonnerstag werden in Hamburg Judasohren[6] gebacken (ein flacher ovaler Fladen mit einer Kerbe, der eher einem Kuhfuß als einem Ohr ähnelt), und am Charfreitag Paschsemmel, ein mit Safran gefärbtes Gebäck in Gestalt eines Fisches.

Ostersonntag. Klöben (bunter Stuten[5]) und Osterfladen[6], ein flaches rundes Gebäck, welches ringsum den Rand mit hufeisenförmigen Figuren verziert ist.

Hat der Kukuk gerufen, da erscheinen in den Bäckerläden die harten Milchkringel[9] „Sadenkringel" (d. h. gesottene Kringel), welche in süße Milch oder Buttermilch gebrockt werden.

Im Spätsommer erscheinen die Appelstuten, flache Weizenbrötchen mit eingebackenen Apfelstückchen.

Auf den Jahrmärkten fand man in den Kuchenbuden unter mancherlei fettem und süßem Backwerk Puppen und Herzen von Honigkuchen- oder Zuckerkuchenteig. Sie waren buntfarbig bemalt, mit Sprüchen verziert oder mit Bildern beklebt. Wer auf den Markt ging, mußte den Daheimgebliebenen einen Marktstuten mitbringen, auch wurden auf dem Markt kleine Geschenke, vorzugsweise Kuchen in Herzform, unter den jungen Leuten ausgetauscht. An der Westküste erschien zum Jahrmarkt auch der Ankerstock[12] ein süßes Gebäck von der Form des Querholzes am Anker.

Nicht landesüblich und wohl von Holland eingeführt, scheint der in Friedrichstadt übliche Brauch am St. Nicolaus Tag (Sünner Klas) Figurenbrot zu verschenken: St. Niklas und „Niklas Farken", letzteres

---

*) Die alte Sitte, die Hedwig herauszupeitschen, verschwindet mehr und mehr. Ich erinnere aus meiner Kindheit, daß wir am Abend vorher heimlich die zierlichen Ruthen mit künstlichen Blumen und buntfarbigen Bändern anfertigten und aus Furcht, von den Geschwistern oder anderen Hausgenossen überlistet zu werden, kaum einzuschlafen wagten. Wer dann zuerst erwachte, eilte mit der Ruthe an das Bett der Eltern und Geschwister und schlug so lange auf die Decke und Hände, bis die Langschläfer sich zur Gabe einer Anzahl Hedwig bereit erklärten. Daß die älteren Hausgenossen den Kleinen den Spaß nicht verderben mochten, ist begreiflich und in zarter Kinder Hand war die Ruthe ungefährlich. Dahingegen scheinen die von roher Knecht- und Mägdehand ausgeteilten Ruthenhiebe bisweilen Anlaß zu ernsten Streitigkeiten gegeben zu haben. Ich fand in einem holsteinischen Gutsarchiv große Aktenstöße über einen Prozeß, der infolge solcher am Faßnachtmontag ausgeteilten Ruthenhiebe angestrengt war und sich jahrelang hingezogen zu haben schien. Dem polizeilichen Verbot des Hedwigausstäupens dürften ähnliche Ausschreitungen zu Grunde liegen.

mit vergoldetem Rüssel und Ringelschwanz. Man pflegte auch um diese Kuchen zu spielen, „wobei allerlei Kurzweil getrieben wurde."

II. Das Familiengebäck.

a. Zu den Jahresfesten.

Weihnacht. Braune Kuchen und Pfeffernüsse, weiße Kuchen und Pfeffernüsse[10], Kneppelkok[17], Halligknecker[15], Klieknecker, (Klieklepper[16]), Förtjen[18] (Futjen, Bratballen, Apfelkuchen) entweder in der „Augenpfanne" gebacken oder in Schmalz gekocht. Apfelscheiben, Butterteig, bunter Stuten, Roggenstuten. Dieselben Kindjeespoppen, die man bei dem Bäcker kauft, wurden und werden auch im Privathause gebacken, vorwiegend von Honigkuchenteig, auf dem Lande jedoch auch von feinem Brotteig.

Neujahr. Förtjen[18], Bunter Stuten[5], Eisenkuchen[14]. In dem Dorfe Wankendorf in Holstein wurden Eisenkuchen nur um Neujahr gebacken und zwar aus Roggenmehl, Syrup und etwas Pottasche. Jeder Hausgenosse bekam etwa ein Stieg (20 Stück); auch wurde an Nachbaren und Freunde davon verschenkt.

Am Neujahrsabend zog früher der Dorfschulmeister mit seinen Schülern von Haus zu Haus, um für ein frommes Lied Gaben an Lebensmitteln, namentlich Förtjen oder Apfelkuchen entgegen zu nehmen, die oft reichlich gespendet wurden. Jetzt geht nur noch die Schuljugend mit dem Rummelpott von Haus zu Haus und „schnurrt um Appelkoken."

Faßnacht. Die Hedwig wurden und werden nur ausnahmsweise im Hause gebacken, in der Regel beim Bäcker gekauft.

Ostern. Puffer[7] (Napfkuchen), Ketelkoken[7], Aabenkater[19], bunter Mehlbüdel oder groten Klüten (auch grote Hans genannt, wenn er von Weizenmehl bereitet war; oder, wenn von Buchweizenmehl, griese Jochen[8]). Am Charfreitag Eierkuchen mit Speck oder Schinken gebacken.

Dieselben Mehlspeisen wurden zum Pfingstfest bereitet.

Hatte der Kukuk gerufen, da gab es zur kalten Milch außer den beim Bäcker gekauften Kringeln an manchen Orten auch Krömen oder Kröpeln. Ein Weizenbrot wurde, wenn es aus dem Ofen kam, zerbröckelt und diese formlosen Stücke im Ofen wie Zwieback getrocknet, bis sie hart waren. Solche „Krumen" wurden in Blechkasten wochenlang bewahrt.

Der Sonnabend war ehemals bei Bürger und Bauer Pfannkuchentag[20]. In der Erntezeit wurden sie den Arbeitern aufs Feld

gebracht. Im Sommer und Herbst wurden Bickbeeren, Kirschen und Apfelscheiben hineingebacken. Zu den Festessen in der Erntezeit gehörten auch Aabenkater[19] und „Birnen in Teig" und Brot von neugeerntetem Roggen.

Bei Gildeschmäusen, Ringreiten und ähnlichen Frühlingsfesten gab es Kaschal (Kalteschale), bestehend in gesüßtem Bier, in welches Krömen oder mit Aniskörnern bestreute Kringel (Sadenkringel) gebrockt waren.

b. Zu den Familienfesten.

Geburtstag. Nicht eigentlich bei den Bauern, wohl aber in der Stadt wurde und wird ein großer Kringel von Hefen- oder Butterteig mit Zucker und Mandeln bestreut beim Bäcker bestellt, oder ein Kuchen mit so vielen Lichtern besteckt, wie das Geburtstagskind Jahre zählt.

Taufe. Ketelkoken[7], Bunter Stuten[5], Smêrnöt[13], Eisenkuchen[14].

Hochzeit. Bunter Stuten, Kleenklepper[4], Förtjen[18], Butterteig mit Pflaumenfüllung. Kaschal.

Begräbnis. An der Westküste, von Tondern bis nach Dithmarschen und auch in anderen Gegenden große Zuckerkringel. (Blätterteig mit Zucker bestreut), welche auch an die Träger und das Gefolge ausgeteilt wurden.*)

Bei sonstigen festlichen Gelagen. Ketelkoken[7], Aabenkater[19], Süsterkoken[7], Butterkuchen, Bunter Stuten[5] oder bunter Mehlbüdel[8], Kleenklepper[4].

Die Bestandteile des ältesten Kuchengebäckes lehrt uns der weitverbreitete Kinderreim:

Backe, backe Kuchen,
Der Bäcker hat gerufen,
Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Honig und Salz,
Milch und Mehl,
Safran makt den Koken geel.

Der Safran, im Mittelalter ein beliebtes Gewürz, kommt jetzt in Schleswig-Holstein kaum noch zur Anwendung. (Siehe indessen den Hamburger Paschsemmel.)

---

*) An manchen Orten war es Brauch, auf den geschlossenen Sarg einen Teller mit Citronen zu stellen, die von den Trägern an sich genommen wurden.

Der feine Hefenteich besteht aus Mehl, Milch, Eiern, Butter (oder Schmalz) und Hefe mit einem Zusatz von Zucker und Gewürz. Rosinen, Korinthen und Citronat (Succade) machen den Teig bunt. Ein bunter Stuten*) ist demnach ein mit Rosinen, Korinthen ꝛc. gewürztes Weizenbrot. An einigen Orten (Angeln) pflegte man statt der Rosinen klein geschnittenes Backobst (getrocknete Äpfel, Birnen, Pflaumen) in den Teig zu mengen, nachdem man es vorher im Wasser hatte aufquellen lassen.

Beschreibung des in vorstehenden Blättern genannten Backwerkes.

1 Schwarzbrot oder Grobbrot. Die Bereitung desselben ist bereits auf Seite 98 und 99 beschrieben.

2 Graubrot (Feinbrot, Schönbrot, Ausgesichtetes Brot, Überschnitt) wird aus gesichtetem Roggenmehl gebacken, mit kalter Buttermilch oder süßer Milch angerührt und einem Zusatz von Hefe und Salz; in üppigeren Haushaltungen auch von Butter, Eiern und Gewürz. Sauerbrot heißt ein Feinbrot, dem statt der Hefe Sauerteig beigemengt wird.

3 Weizenbrot wird in der allgemein üblichen Weise angerührt und nach den verschiedenen Formen benannt. Kleine Brötchen mit Längs- und Querschnitt heißen Rundstück. Die Benennung Semmel ist in neuerer Zeit eingeführt.

4 Kleenklepper oder Grandstuten wird entweder aus gemahlenem aber nicht ausgesiebtem Weizen mit Zusatz von Hefe, Milch und Salz bereitet, oder aus dem Mehl (Grand), welches sich aus der Weizenkleie aussieben läßt (ein sehr wohlschmeckendes, aber aus der gegenwärtigen Bäckerei verschwindendes Brot).

5 Bunter Stuten (oder Krintenstuten, Kräuterbrot, Klöben) besteht aus feinem Hefenteig mit Zusatz von Eiern, Butter, Zucker, Gewürz, Rosinen und Korinthen.

6 Eiermaan (Eiermond), ein ringförmiges kleineres Gebäck, Maulschelle, ein Rechteck mit Zucker bestreut, Judasohren (s. oben), Osterfladen, Hedwig, Thee- oder Platenkoken sind ebenfalls Hefengebäck, welches sich nur durch die Form und durch mehr oder minder reichlichen Zusatz von Fett oder Gewürz unterscheidet. Die Hedwig oder Heidenwecken sind nicht keilförmig, sondern rund und zu Faßnacht besonders fett und reichlich gewürzt.

7 Ketelkoken. Fand die Hausmutter sich gemüssigt, ein festliches Gebäck anzurichten, zu einer Zeit, wo kein Backofen im Dorfe

---

*) Stuten ist die volkstümliche Bezeichnung für alles Gebäck von feinem Hefenteig.

geheizt war, da goß sie den feinen Teig in einen mit Butter ausgestrichenen Kessel oder Grapen, setzte diesen in die glühende Asche, legte glühende Kohlen auf den Deckel und backte den Kuchen auf offenem Heerd. Derselbe Kuchen, in einer gerippten Form und im Ofen gebacken, heißt Puffer oder Süsterkoken.

8 Mehlbüdel besteht aus einem Hefenteig, der in ein leinenes Tuch geknotet und im Wasserbad gekocht wird. Unten auf das Tuch streut man eine dicke Lage Korinthen, die, wenn der Kloß gestürzt ist, oben liegen. Er wird auf einer Schüssel in geschmolzener Butter schwimmend serviert und zu geräuchertem Schinken, Rauchfleisch oder Mettwurst gegessen. Mengt man Rosinen und Korinthen in den Teig, so hat man den bunten Mehlbüdel.

9 Kringel, ein uraltes Gebäck in mancherlei Art: der große Butterkringel von feinem Hefenteig mit Zucker und geschnittenen Mandeln bestreut; der Sadenkringel, aus einfachem Teig, wird, nachdem er geformt, in kochendes Wasser geworfen, danach mit Anis, Kümmel oder Fenchelkörnern bestreut und im Ofen gebacken; Milchkringel, kleine einfache knusperige Kringel; Vierknacker, ringförmige gesottene Kringel aus Eiweiß und Mehl bereitet, und endlich Zuckerkringel aus dünnem Blätterteig mit Zucker bestreut.

10 Honig- oder Braune Kuchen und weiße Kuchen. Ein stark gewürzter mit Zucker oder Syrup gesüßter Teig. Obwohl der Name Honigkuchen sich hier und dort noch behauptet, wird doch der Honig kaum noch zum Süßen des Teiges benutzt. Außer den Kuchen, die mit Citronat und Mandeln belegt oder mit Zucker bestreut werden, formt man aus dem Teig kleine plätzchenförmige Kuchen, Pfeffernüsse genannt, obwohl unter den dazu gebrauchten Gewürzen der Pfeffer nicht vorherrscht.

11 Kindjeespoppen, Wihnachpoppen. Vorherrschend von Braunem- oder Weißenkuchenteig, hier und dort auch aus Brotteig, mit Fruchtsaft (Rothebeet oder Kirschensaft) bemalt und mit Goldschaum beklebt. Die von altersher überall wiederkehrenden Figuren sind: Adam und Eva, Reiter zu Pferde, Pferd, Hirsch, Schwein und Hase. (Kutsche, Mühle, Schiff sind jüngere Gebilde). In Angeln wurden sie, wenn das Brot in den Ofen geschoben war, auf einem Backblech oben auf das Brot gesetzt. Dieses Figurenbrot wird, wie ehemals auch die Honigkuchen, nur um Weihnacht und zu den Jahrmärkten gebacken.

12 Ankerstock, nur auf den Inseln an der Westküste bekannt, besteht aus Weizenmehl, Syrup und Fett, und hat die Form des Querholzes eines Ankers.

13 Smêrnöt sind kleine Kuchen wie eine Mandel oder Wallnuß geformt, aus Mehl, saurem Rahm, Butter und Zucker, die in Schmalz (smêr) gekocht werden. (Westküste).

14 Eisenkuchen. Isenkok, in der Form den sogen. Karlsbader Oblaten gleichend, entweder aus Weizenmehl, Rahm, Eiern und Gewürz bereitet (Westküste) oder aus gesiebtem Roggenmehl und Syrup mit einem Zusatz von Pottasche. Das Eisen, in welchem sie gebacken werden, gleicht dem Waffeleisen, jedoch mit flachen tellerförmigen Platten, statt der gefensterten Rechtecke. Auf der einen Platte pflegte eine Inschrift angebracht zu sein, auf der andern eine bildliche Darstellung. Nachdem die Eisen mit einer Speckschwarte oder mit zerlassener Butter gefettet, wurde ein Löffel voll Teig darauf gegossen, das Eisen geschlossen und auf die Kohlenglut gelegt. In Wankendorf (Holstein) fand man vor kurzem in den Bauerhäusern noch solche Eisen aus dem 16., 17. Jahrhundert, die jetzt leider an fahrende Händler verkauft sind.

15 Knerken (auf den Halligen), auf der Insel Föhr Hallig-knecker genannt, werden aus Rahm, Zucker, Butter und Mehl bereitet, in der Form kleiner Plätzchen oder Pfeffernüsse.

16 Klieklepper. Klienöt. Auf Föhr aus dem Rest des Gerstenbreies bereitet, mit dem man das Schwarzbrot überstrichen hatte; in Angeln aus den Teigresten, welche man aus dem Backtrog zusammenscharrte. Nachdem man diese Teigreste mit Syrup und bisweilen auch mit etwas Gewürz verbessert hatte, formte man Rollen daraus, die man in fingerdicke Stücke schnitt und auf dem Schwarzbrot gar backte, zur Freude der Kinder. Auch in Holstein kauften die Kinder beim Bäcker Klienöt (auch hölten Pepernöt genannt), die aus Weizenkleie oder aus Roggenmehl, Syrup und etwas Fett bereitet wurden.

17 Kneppelkok, fingerdicke viereckige Kuchen aus Roggenmehl, Syrup und Fett bereitet. (Nordschleswig).

18 Förtjen. Futjen, Bratballen. Ein kugelförmiges Gebäck aus feinem Hefenteig oder aus Mehl, Rahm, Eiern und Gewürz, welches in der „Augenpfanne" in Fett gebacken oder in Schmalz gekocht wird. Füllt man dieses Backwerk mit Äpfeln, so heißen sie Apfelkuchen.

19 Aabenkater oder „dicker Pfannkuchen." Ein Teig aus Mehl, süßer Milch, Eiern und Salz wird in eine mit Speckscheiben ausgelegte Schüssel gethan, mit Speckscheiben belegt und im Ofen (Aaben) gebacken. Mengt man geschälte und zerschnittene Birnen

hinein, heißt das Gebäck „*Birnen im Teig.*" Auf der Insel Föhr heißt der Aabenkater *Oonbras*; wird er in Ermangelung eines Ofens im Grapen gebacken, heißt er *smurpoon* (auf Sylt *Stuw*). Der Oonbras wurde am Sonntag und Mittwoch zum Mittagsmahl gebacken. Auch dort pflegte man in der Obstzeit zerschnittenes Obst in den Teig zu mischen.

20 *Pfannkuchen.* Das ächte Nationalgebäck. Aus Weizen- oder Gerstenmehl mit Milch, Eiern und Salz oder aus Buchweizenmehl mit kalter Buttermilch und Salz angerührt und in Butter oder Speck oder in minder gutem Fett gebacken (selten mit Hefezusatz). Im Sommer und im Herbst pflegt man Obst (Heidelbeeren, Kirschen oder zerschnittene Äpfel) in den Teig zu mischen oder auf den Kuchen zu legen. Im Pfannkuchenbacken ist die Schleswig-Holsteinerin Meisterin. Der Teig muß dünn über die Pfanne laufen, damit der Kuchen knusperig wird. Ist er auf einer Seite gebacken, da schüttelt die Köchin die Pfanne, um ihn zu lösen, wirft ihn mit einem Ruck in die Höhe und fängt ihn mit der Pfanne so auf, daß die noch ungebackene Seite nach unten liegt. Ja, einige Frauen und Mädchen zeigen dabei eine so staunenswerte Geschicklichkeit, daß sie, in zwei Pfannen backend, in jede Hand eine nehmen und das Kunststück des Umwerfens mit beiden zu gleicher Zeit ausführen.

Ein Überblick des in vorstehenden Blättern verzeichneten Backwerkes läßt manch kulturhistorisches Goldkorn entdecken. Wir finden da eine hochaltertümliche Kuchenart, die noch über das Alter des angeführten Kinderreims hinausreicht, indem sie nicht aus „sieben Sachen", sondern nur aus Syrup (ursprünglich wohl Honig), Mehl und Fett bereitet wurden und den Opferkuchen aus heidnischer Zeit gleichen dürften. Eine uralte Backform scheint auch das Gerät für die dünnen runden Eisenkuchen zu sein, die in der Heerdglut gebacken wurden. Für das hohe Alter dieser Kuchen spricht nicht nur ihre weite Verbreitung von Böhmen bis nach Schweden*) hinauf, sondern auch die primitive Bereitung der Wankendorfer Eisenkuchen aus Syrup (Honig), Mehl und Pottasche. Eine nicht minder altertümliche Opferspeise ist das bei Gildegelagen, am Erntetage, beim Ringreiten und anderen Frühlingsspielen gereichte *süße Bier mit eingebrockten Aniskringeln.* Auch da werden Bier

*) In Skandinavien heißen diese Kuchen rå (tunn rå, dünne rå und die feinere Sorte gorå), was in Nordschleswig wohl mißverstanden und mit „guter Rat" (god råd) übersetzt wird.

und Syrup an die Stelle von Meth und Honig getreten sein. Dieselbe Speise sehen wir die Braut an ihrem Hochzeitstage an bevorzugte Gäste austeilen. War sie aus der Kirche zurückgekehrt, da setzte sie sich vor „dat Hörnschapp" (Eckschrank), um die Gaben zu empfangen. Auf dem Schooß hielt sie eine zinnere Schale, die mit ihrem Namen und der Jahreszahl bezeichnet war (ein Hochzeitsgeschenk), aus welcher sie jeder Frau (!), welche ihr eine Gabe brachte, einen Löffel voll süßes Bier mit eingebrockten Kringeln reichte, ursprünglich ohne Zweifel Meth, Honig mit eingebrocktem Festbrot. Da haben wir die holsteinische Form jener Braut-Opferspeise, die anderorts als Timpenbri, smêrige Bohnen, sops of wine ꝛc. bekannt ist.

Ein ächt deutscher und gewiß hochaltertümlicher Brauch ist auch das Würfeln um die Festkuchen. Um Fastnacht wird in der Schenke um Hedwig gewürfelt oder Karte gespielt, am Jahrmarkt um den Ankerstock (Westküste und Inseln), um Weihnacht um Honigkuchen, die in Päckchen von 1 Pfund an Gewicht zum Gewinn ausgesetzt werden: das Würfeln um die Opferkuchen!

„De Pingsthöge."

Von Siebke in Bargteheide.

Das Volksfest „de Pingsthöge," „de Pingsten," „de Hanshöge," „Maienfest," „Fest der Maien" begann gewöhnlich am 2. Pfingsttage. Weil nicht an jedem Orte für den 2. Pfingsttag Musik beschafft werden konnte, so fand „de Pingsthöge" in einigen Ortschaften 8—14 Tage vor oder nach Pfingsten statt. Junge Mädchen banden 8 Tage vor dem Vergnügen in dem Hause, wo „de Pingsten" gefeiert werden sollte, einen Kranz. Auf diesem befand sich eine Krone, oder ein aus Papier hergestellter Hahn, der in Rauschgold prangte und ein Ei in dem Schnabel trug. Der Kranz, in dessen Mitte ein Eierring angebracht war, wurde am 2. Pfingsttage mit Musik nach dem Hause, wo in dem nächsten Jahre „de Pingsthöge" abgehalten werden sollte, getragen und hier auf den Giebel genagelt. Bei dem Hinbringen des Kranzes tanzten die Teilnehmer des Festes auf dem Dorfplatze um den Wegweiser. Der Großschaffer und sein Schaffermädchen hatten den Vortanz. Die Schaffer, bei denen man Großschafferknecht und Kleinschafferknecht unterschied, waren die Anstifter und Leiter des Festes. Sie zeichneten sich durch einen großen Blumenstrauß und durch eine eigentümliche Kopfbedeckung, den Schafferhut, aus. Der Schafferhut hatte eine kranzartige Unterlage, auf der 4 breite aus Papier und Blumen verfertigte Zinken waren. Letztere berührten sich unten und standen oben durch übereinander gelegte

Bügel in Verbindung. In jedem Zinken befand sich ein mit Blei umrahmter kleiner Spiegel. Die Unterlage, an welcher ringsum kleine Glasprismen saßen, hatte auf der Hinterseite ein herabhängendes rotes Tuch. Die Ernennung der Schaffer für das nächste Jahr geschah in der Weise, daß die im Amte stehenden Schaffer nach Beendigung des Tanzes, den sie um Mitternacht am 2. Pfingsttage machten, die Schafferhüte den Personen aufsetzten, die für das folgende Jahr als Schaffer ausersehen waren. An einigen Orten schlug der Großschaffer mit einem Stock gegen die Thür und rief, nachdem die Musik inne gehalten hatte, die Namen der neuen Schaffer in den Tanzsaal hinein.

Die „Pingsthöge" ging in dem Dorfe von Bauernhaus zu Bauernhaus. War in dem Hause, wo das Vergnügen der Reihe nach stattfinden sollte, Trauer, so wurde „de Pingsten" in dem benachbarten Bauernhause abgehalten. Die von den Schaffern 8 Tage vor Pfingsten eingeladenen Dorfbewohner brachten dem Hauswirte Butter und Milch. Schweinefleisch und Eier wurden von den jungen Teilnehmern in dem Dorfe gesammelt. Der Hauswirt, welcher den Namen „Pingstvatter" führte und einen großen Strauß sowie einen Spiegel auf der Brust als Abzeichen trug, bewirtete seine Gäste mit Schweinefleisch, Kartoffeln und „dickem Reis." In einigen Dörfern gab es nur Pfannkuchen und Heringe. Die vollbesetzten Tische standen während des Festes jedem Gaste zur Verfügung. Auch Kinder und arme Leute durften von den Speisen nehmen.

In der Nacht von Pfingstmontag auf Dienstag sammelten die Schaffer, von denen der eine ein Licht, der andere einen Teller trug, das Geld für Freibier. Aus letzterem bereitete man durch Hinzuthun von Eiern und Syrup Eierbier. Das Geld für die Musikanten wurde dadurch zusammen gebracht, daß jeder, „de mit hölt," einen Beitrag, der nicht unter 2 Schilling (15 Pfg.) sein durfte, lieferte. Reichten die Beiträge nicht aus, so mußte jeder Teilnehmer nachbezahlen, oder man erbat sich die fehlende Summe bei solchen Bewohnern, „de nicht mit holen dön." Das Tanzvergnügen war am 2. Pfingsttage und an dem folgenden Tage. Der Tanz begann 4 Uhr nachmittags und dauerte bis zum andern Morgen. „Die sogenannte Pfingsthäge" (Pfingsthöge), so bestimmt die Instruktion für die Vogteien der Ämter Reinbek, Trittau und Tremsbüttel vom Jahre 1804, „darf ohne erhaltenen, dem Bauervogt vorzuzeigenden und demnächst dem Hauswirt, bei welchem die Lustbarkeit angestellet wird, einzuhändigenden obrigkeitlichen Erlaubnisschein nicht gestattet werden und muß spätestens um 6 Uhr morgens geendiget sein." „Der Wirt, welcher ohne Erlaubnis und über die bestimmte Zeit die Lustbarkeit gestattet, wird zu 10 Rthlr. und jeder

Musikant, welcher länger, als bestimmt, aufgespielet, zu 1 Rthlr. Brüche condemniret, die Teilnehmer aber werden zu nachdrücklicher Ahndung gezogen."

Nach Beendigung des Tanzvergnügens gab es in einigen Ortschaften Pfannkuchen mit Syrup. Am 3. Tage, also am Mittwoch, war die Nachfeier, die darin bestand, daß man aß, trank, spielte und derbe Späße machte. Von den letzten sei „der Bärentreiber" erwähnt. Man kleidete einen Menschen in Tierfelle, band ihm einen Tierkopf vor und führte ihn unter der Bezeichnung „Bär" in dem Dorfe herum. Hierbei sammelten die Genossen des Bärentreibers Gaben für die Kunststücke des Bären. Stellenweise fand die Nachfeier am Sonntage nach dem Tanzvergnügen statt.

Seit 1879 ist „de Pingsten" nicht mehr. Überbleibsel dieses Volksfestes haben sich in einigen Dörfern bis in die Gegenwart erhalten. Die Benennungen „Maienfest," „Fest der Maien" könnten zu der Annahme führen, daß mit dem Pfingstfeste ein „Maifest" gemeint sei. „De Pingsthöge" scheint kein Maifest gewesen zu sein. In den Kirchenrechnungen aus den Jahren 1644—1775 ist davon die Rede, daß der „Pfingstmey," „Pfingstmay," „Kirch-Mey," „Kirchen-Mai," „Mai in der Kirche" „gehauen", „geführet", „geholet" ist. Daraus geht hervor, daß der Ausdruck „Mai," wenn er sich auch sprachlich auf den Namen des Monats zurückführen läßt, nicht den Monat Mai, sondern die frischen grünenden Birkenzweige, mit denen man um Pfingsten Wohnhaus und Kirche schmückte, bezeichnet. Die gebräuchlichsten Namen des erwähnten Volksfestes sind „de Pingsten" und „de Pingsthöge." Diese Namen sowie der Umstand, daß die Volksbelustigung gewöhnlich am 2. Pfingsttage begann, jedenfalls um Pfingsten stattfand, weisen darauf hin, daß „de Pingsthöge" der Pfingstzeit angehört. Professor Wutke sagt S. 21 in seinem Werke „Volksaberglauben der Gegenwart": „Das Pfingstfest ist weniger in das Gebiet des Aberglaubens gezogen worden, weil sich da weniger leicht heidnische Beziehungen anknüpfen ließen, wo es aber der Fall ist, waltet meist die Bedeutung eines Sommerfestes vor." Daß „de Pingsthöge" die Bedeutung eines Sommerfestes hat, dürfte aus dem Namen „Haushöge" (Johannisfreude) hervorgehen.

Das Kochsalz.

(Schluß.)

Nunmehr beschränke ich mich ausschließlich auf Schleswig-Holstein und führe die Orte, wo Salz vorkommt, der Reihe nach auf. Zunächst Segeberg. Zweierlei war es, was hier auf das Vorhandensein eines

Salzlagers in der Tiefe hindeutete, die hervorsprudelnden Soolquellen und der Gipsberg. Als man nun gar ein Stück Steinsalz im Gips fand, wurden in den Jahren 1804—1809 zwei Bohrungen vorgenommen. Die Unruhen des Krieges unterbrachen die Arbeit; man hatte das Salz nicht erreicht, war aber, wie die späterhin ausgeführte Bohrung beweist, keine 20 m von demselben entfernt gewesen. Aber schwach salzig schmeckenden Gips hatte man im Bohrmehl gefunden; die Hoffnung blieb. In den zwanziger Jahren bohrte im Auftrage der Regierung Professor Forchhammer, 1848 Ludwig Meyn, aber beide ohne Erfolg. Erst als die Lager von Staßfurt und Sperenberg das Vorkommen von Steinsalz in der norddeutschen Ebene bestätigten, erst als Schleswig-Holstein eine leistungsfähige und thatkräftige Regierung hatte, wurden die Bohrungen wieder aufgenommen. Am 1. April 1868 senkte man den Bohrer ein und erreichte am 14. Januar 1869 bei 148,14 m das Steinsalz. Abends 8 Uhr durchlief diese frohe Kunde die Stadt Segeberg. Man bohrte weiter und fand das Lager 139 m mächtig. Darunter lag wiederum Anhydrit. Auch auf der Stipsdorfer Feldmark wurde seitens des Staates gebohrt und gleichfalls das Lager erreicht. Bei einem dritten Bohrloch, das Graf Rantzau-Rohlsdorf etwa 3 km nordöstlich hinabsenken ließ, hatte man denselben Erfolg. Als man aber an das Niederbringen eines Schachtes ging, stellten sich zu große Schwierigkeiten ein; man gab die Sache auf, und seit 12 Jahren ruht das Unternehmen. Nur das Soolbad ist als Frucht desselben gegründet. „Glückauf für Segeberg!“ rief Ludwig Meyn, als man das Lager gefunden. Der Mund, der dies rief, ist leider für immer verstummt, den Ruf werden wir hoffentlich in nicht zu ferner Zeit wieder hören.

Noch früher als bei Segeberg scheint in Schobüll, nördlich von Husum, Steinsalz gefunden zu sein. So berichtet wenigstens Schröder in seiner Topographie. Fack meint, daß wohl nur an „Tagbau“ gedacht werden könne, also an eine Salzgewinnung in geringer Tiefe. Mit Rücksicht auf das dort vorkommende dolomitische Gestein, gleichfalls einem Gesellschafter des Salzes, empfiehlt er, Bohrungen anzustellen. Die sind bis jetzt nicht in Angriff genommen und ist Segeberg also zur Zeit der einzige Ort, wo man mit Sicherheit ein Salzlager kennt. — Reichlicher sind die Orte, wo Salzquellen hervorbrechen. Am bekanntesten ist hier Oldesloe. Schon im 14. Jahrhundert soll hier eine Saline gestanden haben. Im Jahre 1750 legte man ein Gradierwerk an; in den 40er Jahren sollen nach Meyn jährlich gegen 2 Millionen Pfund Salz gewonnen worden sein. Da die Soole aber nur 2½ % Salz enthielt, so wurde die Gewinnung zu kostspielig. Der Staat mußte Zuschuß leisten; 1868 ging die Saline ein. — Unzweifelhaft weist nun

die Soolquelle auf ein Salzlager hin; es ist darum begreiflich, daß man bei Oldesloe gebohrt hat. Das Resultat war, daß der Salzgehalt des Wassers mit der Tiefe abnahm und daß man schließlich auf Süßwasser stieß. Man kam also zu der Überzeugung, die Soole müsse seitlich zufließen. Ähnlich erging es bei Bramstedt. Die Quelle hat hier nur $1/4$—$1 1/2$ % Salz. Bei zunehmender Tiefe fand man ebenfalls eine Abnahme des Salzgehalts.

Bei Tralau, nordwestlich von Oldesloe, ist gleichfalls eine Salzquelle, und hier soll nach Fack in den Jahren 1711—1748 eine Saline gewesen sein. Außerdem nennt Fack noch Wolkenwehe zwischen Tralau und Oldesloe, Gadeland und Tastorf bei Neumünster, wo wenigstens früher Salzquellen waren. Endlich hat man in den Bohrlöchern unserer Provinz, welche teilweise zu andern Zwecken hinabgesenkt wurden, Soole getroffen. So hat das Bohrloch zu Lieth bei Elmshorn eine gesättigte Soole. Zu Lieth bei Heide bohrte man auf Petroleum und fand in einem Bohrloch gleichfalls Salzwasser.

Damit verlassen wir das Gebiet der unmittelbaren Beobachtung, müssen aber nun noch eine Reihe von Thatsachen anführen, die, wenn auch nicht mit Sicherheit, so doch mit einiger Wahrscheinlichkeit auf das Vorkommen von Salz hindeuten. Fack erwähnt zunächst die sog. Erdfälle. Salz und Gips sind beide im Wasser löslich, ersteres mit 27, letzteres mit $2/9$ %. Dringt nun in Gips oder Salz das atmosphärische Wasser ein, so löst es von beiden auf, fließt wieder ab, und es bilden sich Hohlräume. Besonders in Gipslagern sind solche unter dem Namen Schlotten bekannt. Als ein Beispiel nenne ich die Barbarossahöhle. Sind nun solche Hohlräume von losen Erdmassen bedeckt, wie bei unserer Bodenbeschaffenheit, oder wird bei zu großem Raum die Last des Gewölbes zu groß, so stürzt es ein, und es bilden sich Vertiefungen von mäßigem Umfang mit senkrechten Wänden. Nicht selten sind auf solche Weise Erdbeben entstanden, die sich von den vulkanischen dadurch unterscheiden, daß sie einen durchaus lokalen Charakter haben. Als solche Erdfälle nennt Fack den kleinen Segeberger See, die sog. „Hölle", auf der Högersdorfer Feldmark, die Kaninchenkuhle bei Nordoe, südlich von Itzehoe, einen kleinen See am Fuße der Hüttener Berge bei Breckendorf u. a. m. Er erzählt, daß zu Bissee, unweit des Bothkampers Sees, am 20. Mai 1596 eine lokale Erderschütterung stattfand, durch welche 10000 Bäume entwurzelt wurden. Aber auch in neuester Zeit fand bei Bahrenfeld (Altona) in der Nacht vom 24. zum 25. Jan. 1834 ein nicht unbedeutender Erdfall statt.

Auch führt Fack an, daß an einigen Orten unseres Landes, z. B. bei dem eben erwähnten Bahrenfeld, zu Owschlag und Peissen,

Salzpflanzen gefunden sind. Es wäre das ein Gebiet für unsere Botaniker.

Endlich schließt Jack von gewissen Flur- und Ortsnamen auf eventuelles Vorkommen von Salz. Daß dieser Schluß an sich berechtigt ist, zeigt ein Überblick über die Salzgegenden des weiteren Vaterlandes. Hier begegnen wir in den Namen der Salzorte häufig den Stämmen „hal" und sal"; sie sollen keltischen Ursprungs sein. Aus einer großen Zahl seien hier nur die bekannteren aufgeführt: Halle a. d. S., Halle in Westphalen, Hall am Kocher, Reichenhall, Hallein an der Salzach in Bayern, Hall und Hallstadt in Österreich, Hall in Tirol, Herzogenhall bei Kremsmünster, Friedrichshall am Neckar. Auch der Name „Salz" kommt häufig vor: Salzach, Salzburg, Salzbrunn u. s. w. Professor Geinitz in Rostock hat die Salzquellen Mecklenburgs zusammengestellt und nur wenige gefunden, wo der Name des in der Nähe liegenden Ortes nicht auf Salz hindeutet. So fand er einmal Soltow, einmal Selz, einmal Silz, dreimal Sülten, einmal Sülze, einmal Sulsdorf. An all diesen Orten sind noch jetzt Salzquellen. Da scheint es denn durchaus richtig, aus ähnlichen Namen bei uns auf früheres Vorkommen von Salz, wenn auch nur in der Form einer Salzquelle, zu schließen. Jack hat folgende aufgeführt: Groß- und Kleinsolt in Angeln, Soltholz, Soltbrücke, Soltfeld in ihrer Nähe, Sülzen in der Nähe von dem bereits erwähnten Peißen, Sulsdorf auf Fehmarn, Sulsdorf bei Heiligenhafen. Zu Kems bei Heiligenhafen heißt ein Stück Land Saalzer Camp, bei Dazendorf ist ein Saalzer Berg. Bei Glasau heißt eine Feldmark Soltenhof, zu Heidekamp bei Reinfeld ist ein Soltensee, bei Jersbeck heißt ein Schlag Soltenbeck, weiter südlich bei Garstedt eine Landstelle Sültkuhlen. Zu Bostedt bei Neumünster ist ein Soltwisch, bei Tungendorf ein Sulswisch; zu Ehmdorf, westlich von Neumünster, kommt Soltkuhl vor; bei Breckendorf heißt eine ausgebaute Stelle Sultenberg.

Die Ähnlichkeit dieser Namen mit denen Mecklenburgs ist jedenfalls auffallend. Verdanken diese dem Salz ihre Entstehung, weshalb sollte es bei uns anders sein?

Somit dürfte es unzweifelhaft sein, daß im Untergrunde unserer Provinz mächtige Salzlager bestehen, die sich zugleich mit denjenigen des übrigen norddeutschen Tieflandes in dem bereits geschilderten Meerbusen bildeten.

Nunmehr möchte ich mit wenigen Worten auf die Salzgewinnung zu sprechen kommen. Nur da, wo das Steinsalz in größeren Lagern und ziemlich rein vorkommt, kann an einen bergmännischen Betrieb gedacht werden. Mit Rücksicht auf die Kürze der Zeit möchte ich hierauf nicht näher eingehen. — Ist das Salz durch anderes Gestein, Thon,

Gips u. s. w., stark verunreinigt, so nimmt man zur Gewinnung das Wasser zur Hülfe. Zunächst arbeitet man im Lager Kammern aus und füllt diese dann mit Wasser. Die entstehende Soole pumpt man zu Tage, sobald sie reich genug ist. Das Ganze heißt Sinkwerk. Ähnlich ist der Betrieb durch Bohrlöcher, wie er in der Neuzeit vielfach zur Anwendung kommt. Man treibt zunächst ein weites Bohrloch bis auf das Steinsalz hinab und füttert es mit einer Röhre aus. In dieselbe läßt man eine enge Kupferröhre hinab. Den Zwischenraum zwischen beiden hält man stets mit Wasser gefüllt. Dieses löst Salz, und die Soole steigt nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren in dem engen Rohr in die Höhe. Da sie aber spezifisch schwerer ist, erreicht sie nicht den oberen Rand und muß deshalb durch Pumpen zu Tage gefördert werden. Sowohl bei dem Betrieb durch Sinkwerke, wie bei dem durch Bohrlöcher hat man es in der Hand, eine gesättigte Soole zu erhalten. Man beginnt deshalb sofort mit dem Versieden, was nachher näher beschrieben werden soll.

Die in der Natur vorhandenen Salzquellen sind selten gesättigt. Die Lösung sofort zu versieden, würde zuviel Brennmaterial erfordern. Deshalb wird sie zunächst gradiert, d. h. konzentriert in Gradierhäusern. Ich will versuchen, ein solches nach seinen wesentlichen Teilen zu beschreiben. Ein großes Holzbassin wird bis zu seinem oberen Rande in die Erde gegraben und nach allen Seiten mit einer Thonschicht, welche für Wasser undurchlässig ist, bestampft. Über demselben errichtet man ein hohes festes Balkengerüst und füllt die Zwischenräume desselben mit Dornbündeln aus, sodaß diese von jeder Seite des Gerüstes bis zur Mitte reichen, wo sie etwas höher liegen. Über dieser Dornwand befindet sich, vom Gerüst getragen, wieder ein Bassin, welches durch mehrere Ventile mit der Dornwand in Verbindung steht. Neben diesem Gradierhaus steht ein ebenso hoher Turm, der gleichfalls oben ein Bassin trägt. In dieses wird die Soole durch Pumpwerke hinaufgetrieben. Von da fließt sie in das Bassin des Gradierhauses und wird nun in entsprechender Menge auf die Dornwand hinabgelassen und zwar stets an der Windseite. Vermöge der Adhäsion wird die Oberfläche sämtlicher Dornen von der Soole benetzt, dadurch aber die Verdunstungsfläche sehr groß. Die Soole wird also erheblich bereichert am unteren Bassin anlangen. Ist die Bereicherung nicht genügend, so muß sie denselben Weg noch einmal machen. Bei billigem Brennmaterial konzentriert man sie nur bis etwa 15 %, sonst bis 20 % und darüber. Nur in der wärmeren Jahreszeit kann die Gradierung mit Vorteil betrieben werden. Sinkt die Temperatur bis auf 5 Grad und darunter, so nützt der ganze Prozeß nicht viel, selbst wenn die Luft nur wenig Wasserdampf enthält.

In Deutschland sind etwa 200 bis 260 Tage jährlich für den Betrieb geeignet. — Die Gradierung erfüllt indes noch einen zweiten Zweck. Es scheiden sich nämlich die schwerer löslichen Salze ab, namentlich der Gips. Die setzen sich dann als sog. Dornstein an die Dornen. Aus dem Grunde läßt man vielfach auch eine von Natur siedefähige Soole einmal über das Gradierhaus laufen. Die gehörig konzentrierte Soole wird nun folgendermaßen behandelt. Zunächst kommt sie in große gußeiserne Pfannen von einer Bodenfläche bis zu 100 qm und darüber und etwa 40 cm Tiefe und wird möglichst rasch zum Sieden gebracht. Dies setzt man solange fort, bis sich die ersten Salzkristalle auszuscheiden beginnen, die Soole also gesättigt ist. Diesen Prozeß nennt man das „Stören" und die Pfannen Störpfannen. Während des Störens werden Unreinigkeiten, die sich an der Oberfläche ansammeln, abgeschöpft; es dauert etwa fünf Stunden. Wollte man es bis zur Verdampfung der ganzen Wassermenge fortsetzen, so würde man Salzmehl erhalten. Für den Handel wird aber kristallinisches Salz verlangt. Daher muß man der Ausscheidung längere Zeit gönnen. Aus dem Grunde wird die Soole in die sogenannten Soggpfannen abgelassen. Das Soggen geschieht über mäßigem Feuer und dauert etwa 15 Stunden. Während desselben hebt man die sich ausscheidenden Salzkristalle heraus und packt sie zum Trocknen in Körbe.

Erheblich billiger stellt sich die Salzgewinnung in den Meersalinen oder Salzgärten. Hier übernimmt die Sonne die Verdunstung; mithin kann diese Art der Gewinnung nur in wärmeren oder wenigstens für eine Zeit des Jahres trocknen Gegenden betrieben werden. Dazu kommen noch folgende Bedingungen für die Anlage eines Salzgartens. Zunächst muß das Ufer möglichst flach sein, damit man das Meerwasser durch einen einfachen Kanal in die großen Bassins leiten kann. Sodann muß der Boden aus undurchlässigen Thonschichten bestehen, damit nichts von dem Salzwasser verloren gehe. Endlich darf die Saline nicht in der Nähe von Flußmündungen angelegt werden, denn da ist das Wasser mehr oder weniger brakisch. Diese Bedingungen findet man erfüllt an Stellen der atlantischen Küste Frankreichs und Portugals, sowie an vielen Stellen der europäischen Mittelmeerküste. Frankreich, Italien und Österreich haben hier Salinen. Allein die Salzgärten des Mittelmeers sollen ebensoviel Salz liefern, wie die Bergwerke und Salzquellen Europas zusammen.

Die Einrichtung derselben ist etwa folgende. Vom Meere aus führt der mit einer Flutklappe versehene Kanal in das möglichst große Sammelbassin. Dasselbe hat eine Tiefe von etwa 2 m. Aus diesem fließt es in die Klärbassins. Hier sollen die dem Meerwasser mechanisch

beigemengten Teile zu Boden sinken, weshalb für möglichst geringe Bewegung gesorgt werden muß. Infolge der Verdunstung schlägt sich auch schon ein Teil der schwer löslichen Salze nieder. Mehr noch geschieht das in den Anreicherungsbassins, in welche die Soole jetzt gelangt. Aus denselben pumpt man die stark bereicherte Soole in die gemauerten Kristallisationsbassins und zwar nicht mehr, als täglich verdunsten kann. In etwa 3—6 Monaten ist ein solches Bassin voll, und die Ernte kann beginnen. Man schlägt das Salz los und schichtet es in pyramidale Haufen. Mit Stroh bedeckt, bleiben diese eine Zeitlang stehen, damit der letzte Rest Wasser, in welchem die leicht löslichen Salze noch enthalten sind, ablaufen kann. Dieses fließt durch einen Kanal zum Meere zurück. Die Salinen auf Sicilien können zweimal im Jahre ernten. Soll das Salz ganz rein werden, so muß man es noch umkristallisieren. Meist wird es jedoch einfach auf Salzmühlen gemahlen und also ungereinigt in den Handel gebracht. Gewöhnliches Küchensalz ist in der That niemals chemisch rein. Daher rührt es auch, daß es so leicht feucht wird; chemisch reines Salz ist sehr wenig hygroskopisch.

Zum Schluß noch einige handelsstatistische Notizen. Europa bringt jährlich etwa 5000 Mill. kg Salz hervor, davon Großbritannien allein 1300 Mill. kg. Dann folgen Frankreich, Rußland, Deutschland u. s. w. Unser Vaterland gewann 1878 607 Mill. kg, wovon die Siedewerke etwa ⅔ und die Bergwerke ⅓ lieferten. Die salzreichste Landschaft ist natürlich die Provinz Sachsen mit dem eingeschlossenen Anhalt. Hier befindet sich das große Lager zu Staßfurt, sowie die größte Saline des Reiches zu Schönebeck an der Elbe. Auch bei Halle ist eine Saline. Nächst Sachsen folgen Württemberg, Hessen und Elsaß-Lothringen, dann Bayern, Thüringen, Hannover, Baden, demnächst Westfalen, die Rheinprovinz, Hessen-Nassau und Mecklenburg und endlich Brandenburg und Posen, während Schlesien, Preußen, Pommern, Schleswig-Holstein und das Königreich Sachsen kein Salz liefern. So stand es in den siebziger Jahren. Jedenfalls hat sich die Sache mit Beziehung auf Brandenburg, Posen und vielleicht auch Mecklenburg geändert, wo man neuerdings Bergwerke angelegt hat, beziehentlich bei Sperenberg, Inowrazlaw und Lübtheen. Diese bilden mit dem zu Staßfurt aber auch die einzigen Bergwerke unseres Vaterlandes. Aus dem Zollgebiet wurden 1872 ausgeführt reichlich 40 Mill. kg, während 80 Mill. kg eingeführt werden mußten. Der Staat belegt jeden Centner Salz, sei er nun im Inlande gewonnen oder aus dem Auslande eingeführt, mit einer Verbrauchssteuer von 6 M. Der Ertrag fließt in die Reichskasse. 1875 ergab die Salzsteuer eine Summe von fast 33 Mill. M.

Über einige Pflanzenarten, welche innerhalb der Provinz Schleswig-Holstein auf den Osten bezw. Südosten beschränkt sind.

Von Dr. med. Ernst H. L. Krause in Kiel.

Es besteht in Schleswig-Holstein ein beträchtlicher Unterschied im Landschaftscharakter der östlichen und westlichen Hälfte, und es ist deshalb nicht wunderbar, daß zwischen diesen beiden Landeshälften auch floristische Unterschiede hervortreten. Bereits 1876 hatte v. Fischer-Benzon versucht, durch Aufstellung von Listen der auf die östliche oder westliche Hälfte von Schleswig beschränkten Arten die Aufmerksamkeit der Botaniker auf diesen Punkt zu lenken. Indessen mußten diese Listen bei der damals noch wenig durchgeführten Erforschung der Flora unvollkommen ausfallen; vergl. v. Fischer-Benzons Bemerkung in Prahl's kritischer Flora II S. (17.) Erst das Erscheinen des Prahl'schen Werkes hat weitere Studien in dieser Richtung ermöglicht. Ich will mich hier nicht bei den westlichen Formen aufhalten, sie gehören zu den Begleitern des atlantischen Oceans, welche E. Roth 1883 ausführlich behandelt hat. Weniger beachtet sind bisher die auf den Osten und Südosten der Provinz beschränkten Formen, auf welche ich in Prahls Flora II S. 47*) kurz hingewiesen habe. Die rein östlichen Arten, welche bei uns die Westgrenze ihrer Gesamtverbreitung erreichen, wie z. B. Ledum palustre L., bedürfen keiner weiteren Erörterung. Wenn es in vielen Fällen nicht ganz klar ist, durch welche Faktoren die westliche Vegetationslinie solcher Arten bedingt wird, so ist das eine allgemein pflanzengeographische Frage, welche für unsere Provinz kein Spezialinteresse hat. Es giebt aber eine Anzahl von Arten, welche in Schleswig-Holstein eine nur lokale, scheinbar unmotivierte Westgrenze haben, und diesen gilt die folgende Betrachtung.

Folgende gute Arten der Dicotyledonen sind in Schleswig-Holstein auf den Osten und Südosten beschränkt, kommen aber in Großbritannien vor: Thalictrum minus L., Crambe maritima L., Helianthemum Chamaecistus Mill., Viola hirta L., V. stagnina Kit., Polygala amara L., Melilotus altissimus Thuill., Lathyrus paluster L., L. silvester L., Ulmaria Filipendula L. sp., Potentilla sterilis L. sp., Tanguisorba minor Scop., Sedum rupestre L., Helosciadium repens L. sp., Pimpinella magna L., Libanotis montana Crutz., Scabiosa Columbaria L.,

*) Die dort angeführten Salium verum, Verbascum Thapsus und Salsola Kali gehören — wenigstens für Schleswig-Holstein — zu den Küstenpflanzen, welche vom Binnenlande auf Kulturland beschränkt sind. Helichrysum hat im Gebiet seine Nordwestgrenze, fehlt in England.

Artemisia campestris L., Cirsium acaule L. sp., Sonchus paluster L., Pirola uniflora L., Ramischia secunda L. sp., Myosotis silvatica Ehrh. sp., Orobanche elatior Sutton, Phelipaea coerulea Vill. sp., Melampyrum cristatum L., Mentha Pulegium L., Betonica officinalis L., Teucrium Scordium L.. Primula elatior L., Samolus Valerandi L., Rumex aquaticus L., Polygonum Bistorta L., Hippophaë rhamnoides L.*)

Wie ist die Lücke in dem Wohngebiet dieser Arten zu erklären? — Dieselbe beschränkt sich nicht bei allen auf West-Schleswig-Holstein — reichlich ein Drittel der aufgezählten Arten fehlen auch dem Regierungsbezirk Stade, und manche weitere sind in diesem auf die südliche Hälfte beschränkt.

Das Klima ist im Westen unserer Halbinsel dem Osten gegenüber ausgezeichnet durch geringere Sommerwärme, geringere Winterkälte, stärkere Niederschläge und stärkere Winde. Hierdurch können jedoch die genannten Pflanzen vom Westen nicht ausgeschlossen sein, denn abgesehen von der Verbreitung in Großbrittannien wachsen mehrere von ihnen auch im hannoverschen Nordseegebiet.

Der Boden ist im Westen Schleswig-Holsteins im allgemeinen sandig, im Osten mehr lehmig. Aber auch dieser Unterschied kann die Verbreitung der in Rede stehenden Pflanzen nicht erklären, weil gerade unter ihnen viele Sandbewohner sind. Auch sind einige salzliebende Arten darunter, welchen es im Westen gewiß nicht an geeignetem Boden fehlt.

Die Lage der Halbinsel kann die eigentümliche Verteilung der Pflanzen ebenfalls nicht bedingen. Wäre für die dem Osten und Südosten eigentümlichen Arten die Annahme einer Einwanderung aus Südosten zulässig, so wäre damit doch nicht erklärt, weshalb die Wanderung nicht bis zur Westküste fortgesetzt wurde. Denn eine so junge Einwanderung, daß die Zeit zur Ausbreitung über die ganze Halbinsel nicht hingereicht hätte, können wir in Anbetracht des Vorkommens in Großbritannien nicht annehmen. Vielmehr sind eine ganze Anzahl von Arten östlichen Ursprungs, welche auf ihrer Wanderung England nicht erreicht haben, in Schleswig-Holstein in die westlichen Landschaften vorgedrungen, wie z. B. Hepatica triloba Gil., Anemone ranunculoides L., Ranunculus polyanthemus L., Corydalis cava L. sp., C. intermedia L. sp., Dianthus superbus L., Genista germanica L., Lathyrus vernus L., Campanula persicifolia L.

Es fragt sich nun zuletzt, ob in der Geschichte der Flora ein Grund für die besprochene Erscheinung in der Vertheilung der Arten zu finden ist. Betrachten wir zunächst die Kultur — und dann die geologische

*) Auf Helgoland erst seit einigen Jahrzehnten eingeführt.

Geschichte. Einige Arten gestatten wegen der Art ihrer Standorte und wegen ihrer zum Teil noch jetzt längs der Verkehrswege fortschreitenden Verbreitung die Annahme, daß sie in der Provinz erst neuerdings unter menschlichem Einfluß eingewandert sind; dahin gehören: Thalictrum minus (breitet sich in Mecklenburg an Wegrändern immer mehr aus), Melilotus altissimus (zumeist an Wegen und Ufern), Sanguisorba minor (Esparsetteunkraut, auch Kulturpflanze), Sedum rupestre (Küchenkraut), Scabiosa Columbaria (wie Thalictrum), Artemisia campestris, (wie Melilotus), Pirola uniflora (durch Nadelholzkultur verbreitet), Mentha Pulegium, Polygonum Bistorta (Kulturpflanze), Hippophaë rhamnoides (Kulturpflanze). Aber wenn auch die Möglichkeit zugegeben werden muß, daß diese Arten durch den Menschen ins Land gekommen sind, so ist doch für manche derselben die Wahrscheinlichkeit einer solchen Annahme sehr gering. Wir hätten dann von der andern Seite zu prüfen, ob etwa die in Rede stehenden Arten im Westen ausgerottet sein können. Wahrscheinlich machen läßt sich auch diese Behauptung nicht.

Hinsichtlich der geologischen Geschichte besteht zwischen dem Osten und Westen der Herzogtümer ein Unterschied darin, daß der Osten zweifellos von der zweiten Eiszeit betroffen und seit deren Ende von wesentlichen Veränderungen der Oberfläche anscheinend frei geblieben ist, während der Westen nur zerstreute und wenig ausgeprägte Spuren der zweiten Vereisung zeigt, dagegen zu dieser Zeit in großer Ausdehnung vom Meere überflutet gewesen sein muß (Tarbeker Austernbank.) Auch ist die Bodenoberfläche im Westen viel mehr durch Wasser ausgewaschen als im Osten. Können diese Umstände den floristischen Unterschied erklären? Sehen wir uns die behandelten Pflanzen einmal näher an, so finden wir, daß die allermeisten über den größten Teil von Europa oder doch über ganz Mitteleuropa verbreitet sind, und daß sehr viele von ihnen nicht nur Südschweden, sondern auch Norwegen erreicht haben. Unter den Arten von beschränkterer Verbreitung sind die meisten solche, welche in Mittel- und Westeuropa größere Verbreitung haben als im nordöstlichen Viertel des Erdteils; dahin gehören: Potentilla sterilis, Mentha Pulegium, Betonica officinalis, Teucrium Scordium und Primula elatior. Dagegen sind Pirola, Ramischia und Polygonum Bistorta borealalpin, Hippophaë gilt für montan—litoral, Crambe ist eine ausgesprochene Küstenpflanze, welche sowohl an der Ostsee als am Atlantischen Ocean und am Schwarzen Meere gedeiht, Samolus endlich ist eine salzliebende Allerweltspflanze. Dem Standort nach enthält die Liste Wald-, Wiesen-, Sumpf- und Dünenpflanzen, während typische Hochmoorformen nicht darunter sind.

In der That hat vorstehende Untersuchung nur das Eine ergeben,

daß in West-Schleswig-Holstein alle Vegetationsformationen ärmer an Arten sind, als man nach Klima, Boden, Lage und Kulturzustand des Landes erwarten könnte, ausgenommen allein das Hochmoor. Dasselbe wird sich ohne Mühe für das nordwestdeutsche Tiefland nachweisen lassen. Diese Armut der Flora kann nur durch die Geschichte, sei es Kultur- oder Erdgeschichte, bedingt sein. Leicht erklärlich wäre sie, wenn das deutsche Nordseeküstenland zu einer Zeit, als Schleswig-Holsteins Ostküste und das nordwestdeutsche Hügelland schon bewaldet und bewohnt waren, ein Binnenmeer gebildet hätte, welches durch Inseln oder Nehrungen in der Gegend der jetzigen friesischen Inseln von der eigentlichen Nordsee abgeschnitten war.

Wenn also die stellenweise nachgewiesene spät-interglaciale Senkung der Nordseeküste in dem eben angedeuteten Umfang stattgefunden und erst in postglacialer Zeit einer Hebung Platz gemacht hat, dann erklärt sich die Pflanzenarmut West-Schleswig-Holsteins aus dieser Episode der geologischen Landesgeschichte.

Es wäre natürlich verfrüht, wollte man diese Hypothese als Unterbau für weitere Betrachtungen benutzen. Erst muß die geologische Frage erledigt sein. Einige Beobachtungen und Ausführungen, welche geeignet sind, diese Hypothese zu stützen, finden sich bei C. Virchow „Das Kehdinger Moor" (Landwirtschaftliches Jahrbuch XII S. 88 ff., besonders S. 110—118) und R. v. Fischer-Benzon „Die Moore der Provinz Schleswig-Holstein" (Abhandl. d. naturwiss. Vereins in Hamburg XI, 3, besonders S. 28—32). Wegen der günstigen Wachstumsbedingungen, welche gerade die Hochmoorpflanzen auf neugehobenem, dem Seewinde ausgesetzten Lande finden, ist zu vergleichen A. O. Kihlmann „Pflanzenbiologische Studien aus Russisch-Lappland" (Acta Societatis pro Fauna et Flora fennica VI Nr. 3.)

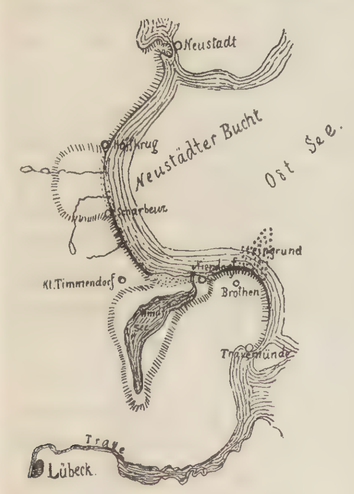
Es giebt in der Heimat noch andere Pflanzengruppen, welche weiteren Studiums würdig sind. In erster Linie sei hier aufmersam gemacht auf die im Vorstehenden schon gestreiften Arten, welche nur an der Küste und auf von der menschlichen Wirtschaft stark beeinflußtem Boden vorkommen. Als solche sind viele Chenopodiaceen bekannt, dahin gehören für Schleswig-Holstein auch Galium verum und Verbascum Thapsus und wie jüngst C. Weber in seiner Arbeit „Über die Zusammensetzung des natürlichen Graslandes in Westholstein, Dithmarschen und Eiderstedt" (Schriften d. naturwiss. Vereins für Schleswig-Holstein IX 2) nachgewiesen hat, Lolium perenne L. Auch Alopecurus pratensisL. scheint dahin zu gehören. Manche dieser Arten sind schon in Pommern und Brandenburg in den Binnenlandsformationen inländischer Pflanzen („Halbkulturformationen") weit verbreitet, und kann ein Studium ihrer Ver-

breitung und ihrer Lebensbedingungen vielleicht zur Lösung der Frage nach der Entstehung der Küstenflora wesentlich beitragen. Zunächst ist also wünschenswert eine Liste der Arten, welche in Schleswig-Holstein in der angegebenen Weise verbreitet sind.

Das Brodtener Ufer.

Von M. W. Fack in Kiel.

Das Brodtener Ufer*) ist einer der am längsten bekannten und am meisten abgesuchten Punkte an unserer Ostküste. Boll erwähnt es in seiner „Geognosie der deutschen Ostseeländer zwischen Oder und Eider“ (1846) nicht, auch bei Forchhammer „Bodenbildung der Herzogtümer Schleswig-Holstein“ (1848) wird Brodten nicht genannt, dagegen hat Dr. L. Meyn nach seinen geognostischen Beobachtungen 1848 dasselbe bereits gekannt und daselbst gesammelt. Als es einmal bekannt gegeben war, ist dieser Punkt vielfach, selbst von Sammlern weither besucht. Ich war im Jahre 1873 zum ersten Mal an diesem Punkte und bin seitdem wiederholt dagewesen, im Sommer 1891 drei Wochen lang.



Das genannte Ufer liegt zwischen Travemünde und Niendorf.**) Es ist an dem höchsten Punkte vor dem Dorfe Brodten***) 20 m hoch und flacht sich nach beiden Seiten herum allmählig ab. Es fällt steil ab zur Ostsee, hat nur einen schmalen Küstensaum und tritt stellenweise der Ostsee so nahe, daß man kaum passiren kann; bei hohem Wasserstand ist es nicht wohl möglich. Die Ostsee bespült den Fuß des hohen Ufers, unterwäscht es und so erfolgt von oben Nachsturz und allmählige Abnagung. Ehemals hat das Land zwischen Travemünde und Niendorf weiter in die Ostsee hineingereicht; der sogen. Stein-

---

*) Man schreibt sowohl Brodten wie Brothen, s. d. Karte. Die erstere Schreibweise scheint mir gebräuchlicher zu sein; letztere findet sich auf Lübeckischen Karten.

**) Niendorf war wohl ursprünglich ein Fischerdorf, ist jetzt der bedeutendste Badeort an der Ostküste. Im letzten Sommer hatte es 3200 Badegäste. Es zeichnet sich aus durch den reinen Strand, durch unmittelbare Nähe der Hôtels am Strande und durch die Umgebung.

***) Name stammt wohl vom slavischen brod = Fähre. Vergl. Großenbrode, Brodersdorf in der Probstei, Brodersby an der Schlei.

grund ist zweifellos der Überrest des ehemaligen Landes. Man vergl. Geerz Generalkarte von Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck. 1858.

Der Teil der Ostsee, welcher das Brodtener Ufer bespült, ist die sogenannte Neustädter Bucht, auch Lübsches Fahrwasser genannt. Es ist die weiteste Bucht an unserer Ostküste. Von Travemünde bis Neustadt i. Holst. hinüber sind es ca. 22 km, von Niendorf bis Neustadt 15 km, von Scharbeutz bis Neustadt immer noch 10—12 km. An dem Ufer ist das Wasser eine Strecke hinaus 1 bis höchstens 1½ m tief, dann aber fällt der Grund plötzlich ab auf 8—10 m; dieser Abfall heißt bei Fischern und Seefahrern die Scharkante, welche nicht blos hier, sondern auch in den Föhrden zu Kiel, Eckernförde, Flensburg vorkommt, überhaupt an der ganzen Ostseeküste sich bis zur dänischen Grenze hinauf zieht. In der Mitte der Bucht und namentlich nach außen hin steigt die Tiefe des Wassers auf reichlich 20 m. Die Bucht erscheint abgerundet auf der Karte, lief aber ursprünglich, wie die meisten Buchten an unserer Küste, nach Innen (Süden) spitz aus. Eine sumpfige Niederung zieht sich bis auf eine Meile ins Land hinein, in welcher jetzt noch der Hemmelsdorfer*) See als offenes Wasser zu sehen ist. Von Niendorf bis Timmendorf, etwa 4 klm lang, hat eine Sanddüne als Barre die innere Bucht von der äußern abgetrennt, so daß letztere nunmehr rundlich geformt ist.

Wie ist die Düne als jüngere Bildung dahin gekommen? Bei starkem Ostwind entsteht hier an der Küste ein mächtiger Wellenschlag gegen das Ufer, welcher dasselbe abspült und auswäscht; zugleich entsteht von der Ostsee her eine Strömung gegen das Ufer, welche sich dem Ufer entlang über Niendorf nach Timmendorf (westlich) wendet und namentlich Sand mit fortreißt. Anfangs bei Niendorf war die Strömung noch so stark, daß der Sand sich nicht oder doch nur in geringer Menge absetzen konnte, erst später, wenn die Strömung langsamer wird, also gegen Timmendorf hin, setzte sich mehr Sand ab. So kommt es denn, daß bei Niendorf die Düne nur ca. 3 m, dagegen bei Timmendorf 5, 6 m hoch geworden ist, zu welcher Höhe wohl nicht das Wasser allein, sondern auch der Wind mitgeholfen hat. Längs der Düne verläuft ein Fahrweg über Scharbeutz bis Haffkrug. Bei Niendorf ist die Düne so schmal, daß neben dem Fahrwege nur eine Häuserreihe steht (Johannsen's Hôtel); erst weiter nach Westen etwa in der Mitte des Ortes wird sie so breit, daß sie noch eine Häuserreihe mehr trägt; vor Timmendorf ist

---

*) Der Hemmelsdorfer See, 8 km lang, bei größter Breite von 4 km, liegt ganz im Niveau der Ostsee, ist in der Mitte 165 Fuß tief. Napoleon I. soll daran gedacht haben, hier einen Kriegshafen anzulegen.

sie noch breiter. Diese Düne hat nun, wie gesagt, den südlichen spitzen Teil der früheren Bucht abgetrennt, doch mußte dieser Teil mit dem Hemmelsdorfer See einen Abfluß suchen, den er gesetzmäßig an der niedrigsten Stelle der Düne, also Niendorf zunächst gefunden hat. Dieser Abfluß geht jetzt durch eine Schleuse in die Neustädter Bucht, welche das Wasser wohl ausfließen, aber bei hohem Wasserstand der Ostsee nicht wieder einfließen läßt.

Zwischen Niendorf und Timmendorf ist die Düne bepflanzt, auf den trockenen Stellen mit Nadelholz, in den Thälern und am Weststrande mit Erlen, Pappeln und Birken. In der Nadelholzanpflanzung wächst die Pulsatilla pratensis Mill. massenhaft, auch Hippophaës rhamnoides kommt hier vor und als häufige Strandpflanze Eryngium maritimum L. Auch Salix rosmarinifolia L. findet sich, vielleicht angepflanzt.*)

Zwischen Timmendorf und Scharbeutz ist das Ufer hoch und bewaldet. Zwischen Scharbeutz und Haffkrug zieht sich eine niedrige Wiesenfläche ins Land hinein, auch ehemals ein Einschnitt der Neustädter Bucht, ebenfalls durch eine niedrige Düne, auf welcher jetzt der Strandweg verläuft, abgetrennt, mit 2 kleinen Abflüssen zur Ostsee, die es wahrscheinlich machen, daß hier die Strömung, welche den Sand ablagerte, bald von der einen, bald von der andern Seite kam. Ebenfalls ist bei Neustadt ein Einschnitt ins Land nach Norden.

Das Brodtener Ufer zeigt die Bildung der Eiszeit**), den blaugrauen Geschiebemergel und auf ihm den gelben Blocklehm, ein Produkt der Abschmelzung und der spätern Drift. Bei meiner Anwesenheit im Sommer 1891 war durch vielen Regen die Uferwand so aufgeweicht, daß alles heruntergährte und so über die Lagerung wenig zu sehen war. Nur die beiden Hauptbildungen ließen sich erkennen. Früher beobachtete ich unter dem Geschiebe- (Glacial-) mergel den Brockenmergel; in dem ersteren zeigten sich Schollen von Kreide und miocänem Glimmerthon und zahlreiche Geschiebe mit Gletscherstreifen. Korallensand kommt stellenweise vor, doch nicht mächtig; der Blocklehm ist von verschiedener Mächtigkeit, höchstens 10 Fuß. Oben auf demselben liegen ein paar kleine Moore, die wohl als alluviale Bildungen anzusehen sind. Der Gletschermergel, weniger der Blocklehm, schließt Steine der verschiedensten Art ein und der Vorstrand ist damit wie übersäet, es sind zum Teil riesige Blöcke.

---

*) Ganz ebenso wie bei Niendorf liegen die Verhältnisse bei Eckernförde. Der Grund und Boden, auf welchem die Stadt liegt, ist ebenfalls eine Düne, eine Barre, welche das Noor von der Föhrde trennt. Der höchste Punkt dieser Barre liegt bei der Kirche, etwa $3^1/_2$ m hoch.

**) Nach meiner Ansicht gab es nur eine Eiszeit. Die Gründe dafür werde ich in einer späteren Arbeit darlegen.

Unter den Steinen des Brodtener Ufers ist eine Art, die viel gesammelt worden ist, um deren willen selbst größere Reisen nicht gescheut wurden. Es ist dies ein thonig sandiges Gestein von miocänem Alter mit zahlreichen Versteinerungen, welches, da es fast ausschließlich nur in Holstein gefunden wird, unter dem Namen Holsteiner Gestein bekannt ist. Dieses Gesteins wegen habe ich die Reise von Kiel mehrfach dorthin gemacht. Zum ersten Mal im Jahre 1873 sammelte ich an einem Tage 5 mal so viel, als im letzten Sommer in 3 Wochen. Das Gestein ist selten geworden, weil es von jedem Sammler zuerst und besonders gesucht wird. Das Gestein sieht, so lange es frisch ist, bläulich grau bis weiß grau aus. Die erstere Art wird durch Oxydation des beigemischten Eisens bräunlich grau oder braun rötlich. Ich habe alle Varietäten dort gesammelt. Frisch ist das Gestein hart und fest, zuweilen ist es aber aufgelockert und milde, sodaß sich einzelne Versteinerungen herausarbeiten lassen, doch bei weitem nicht in dem Grade, wie es bei dem gleichen Gestein von Stolpe der Fall ist. Die Zahl der Versteinerungen in demselben ist recht groß. Dr. Gottsche in Hamburg hat in seiner Molluskenfauna des Holsteiner Gesteins von Travemünde (das richtiger Brodten heißen sollte) 91 Arten aufgeführt, die ich alle bis auf ein paar besitze, zu welchen ich noch folgende von mir gefundene Arten hinzufügen kann:

Cancellaria contorta Bast., Cancellaria varicosa Broc., Cancellaria acutangularis Lk. (ist nach Hamburg gekommen), Fusus sexcostatus Beyr., Phos decussatus, v. Koen, Columbella Beyrichi v. Koen, Pyramidella plicosa Br., Solarium Dumonti Bosqu, Dentalium entale L., Tornatella tornatilis L., Orthostoma terebelloides Phil., Limacina hospes Rolle, Pecten aff. Brummelii Nyst, Astarte concentrica Gf., Cardium papillosum Poli, Thracia ventricosa Phil., Neaera rostrata Spengl., sodaß jetzt 108 Arten daher bekannt sind. Bei sorgfältiger Bearbeitung werden sich indeß noch mehr Arten ergeben. Alles in Allem sind in dem Holsteiner Gestein, Fisch- und Krebsreste nicht mit gerechnet, etwa 180 Arten gefunden worden. Versteinerungen von gleichem Alter finden sich bei Wien, Turin, in der Touraine, bei Bordeaux, Antwerpen u. a. O.

Woher stammen nun diese miocänen Geschiebe? Ohne Zweifel war ehemals im Nordosten oder Norden des Abschnitts Kiel-Travemünde in der großen Thalmulde zwischen Skandinavien und dem deutschen Mittelgebirge ein Miocänlager, das von dem vorrückenden Gletscher zur Zeit der Vereisung abrasiert wurde, von dem die oberen Partieen mehr nach Westen geschoben, die unteren Partieen weiter nach Osten, zuletzt im Brodtener Ufer abgelagert wurden. Daher mag es kommen, daß nach dem Ausspruch eines der ersten Kenner unseres Holsteiner Gesteins, nach Prof. v. Koenen in Göttingen, das Gestein von Brodten ein wenig älter

als das an andern Orten gefundene ist. Während das anderswo gefundene Gestein für mittelmiocän gilt, soll das Brodtener untermiocän sein. Vielleicht sind hier beide Altersstufen vertreten.

Die anderen Gesteine unterhalb des Brodtener Ufers sind sehr mannigfaltig; es sind teils krystalline Felsarten, teils Sedimentgesteine, die ihren Ursprung nordöstlich von uns haben. Zu den Ländern, denen sie entstammen, rechnen wir Jütland, Seeland, Schweden, Finnland, Livland, Gotland, Bornholm, Möen, Rügen und die große Thalmulde, in welcher jetzt die Ostsee liegt. Durch Eisbewegung sind sie in unsern Boden hineingebracht. Von den bei Brodten vorkommenden führe ich folgende als von mir gesehen auf:

1. Kambrische Gesteine, Fucoiden Sandstein mehrfach, einmal ein hübsch gestreifter; Skolithus Sandstein zahlreich; schwarze Kieselkalke mit kleinen Brachiopoden nicht häufig.

2. Silurgesteine: Vaginatenkalk, schwarzer Graptolithenschiefer, Wesenberger Kalk, Beyrichienkalk mehrfach, unter ihnen ein roter; Dolomit mit Ausscheidungen von Spatheisen auf Klüften.

3. Jurageschiebe selten: Sandstein mit Kohlenschmitzen, Sphärosiderit mit Pflanzenresten.

4. Kreidegesteine, Arnager Grünsand, Faxökalk selten, Feuerstein mit grüner Rinde nicht selten, Saltholmskalk sehr häufig, und als lose Versteinerungen Actinocamax subventricosus und Belemnitella mucronata, Gryphaea vesicularis, Echinocorys vulgaris Br., Echinoconus vulgaris, Porosphaera globularis, Phil. sp. und zahlreiche Bryozoen. Feuersteine massenhaft.

5. Tertiärgestein, Bolls aschgraues Tertiärgestein von eocänem Alter, Holsteiner Gestein selten, gelbgrüner und fleischroter Arragonit und ein Stück versteinertes Holz.

6. Als neueste Bildung Magneteisensand, aus Magneteisen- resp. Titaneisenkörnern mit Granaten, mehrfach und sehr schön auf dem Strandsande gefunden; er liegt gewöhnlich an der äußersten Grenze des Wellenschlages oben auf als schwarzer Ueberzug. Dieser Sand kommt wohl überall an unserer Ostküste vor; ich kenne ihn von vielen Stellen.

8. Gemengte krystalline Gesteine. Granit kommt zahlreich vor, weniger häufig ist der Gneus; schon Prof. Forchhammer spricht es aus, daß auf 10 Granite erst ein Gneus kommt. Diorit nicht zahlreich, einmal mit Granaten gefunden. Meyns Basalt mit Augit und Hyalosiderit einmal gesehen.

Zwei schöne Marmorblöcke liegen daselbst, sind aber mit gewöhnlichem Hammer schwer zu bearbeiten.

Überhaupt sind die Gesteine des Brodtener Ufers dieselben, wie ich sie auch anderswo, so am Kieler Hafen bei Laboe und unterhalb der „Gründe," wie hinter Friedrichsort unterhalb Schilksee gefunden habe. Das hohe Ufer unterhalb Aschau am Eckernförder Hafen hat viel Ähnlichkeit mit dem Brodtener, unterscheidet sich aber dadurch, daß ich bei Aschau noch nie, so oft ich daselbst sammelte, ein Stück Holsteiner Gestein gefunden habe, dagegen kommt Jurageſtein hier zahlreicher und schöner vor als bei Brodten.

Wer Interesse hat für die verschiedenen Gesteine unsers Bodens, wer eine Sammlung solcher Gesteine sich anlegen will, der findet an Steilufern eine große Mannigfaltigkeit von Arten und kann eine schöne Sammlung bald zusammenbringen. Wohl bieten auch unsere Sand- und Mergelgruben dieselben Arten, doch ist hier in der Regel nicht so viel aufgeschlossen, auch sind die Gesteine an der Seeküste schön rein gewaschen und leichter zu erkennen. Auch unter Sammelsteinen von Feldern, die häufig an Feldwegen haufenweise liegen, finden sich manchmal schöne Sachen.

Mitteilungen.

Für Insektensammler. Denjenigen Mitgliedern, welche sich bereits mit dem Sammeln von Insekten beschäftigen, oder die Lust und Neigung haben, sich diesem interessanten Studium zu widmen, diene zur Nachricht, daß in diesem Jahre die Kätzchen von Saalweiden, ebenso von der grauen und der geöhrten Weide sehr stark mit kleinen Räupchen besetzt sind und dadurch ein vorzügliches Mittel bilden, die Samlung zu vervollständigen, als auch von manchen bereits bekannten Tieren einmal die Raupen zu ziehen, da man hierdurch ja viel reinere Exemplare erhält, als beim Fangen der Falter. So sammelte ich am 10. d. eine Anzahl Kätzchen, ca. 2 l., aus denen ich 65 Räupchen erhielt. Am ersten Ostertage holte ich eine Umhängetasche voll Kätzchen, aus denen ich am nächsten Abend bereits 354 Räupchen heraussuchen konnte und am 2. Ostertage holte ich wieder aus einer anderen Gegend eine größere Portion Kätzchen, aus denen ich beim Ausschütten bereits 65 Räupchen erlangte; damit ist jedoch die Zahl der darin enthaltenen Räupchen noch keineswegs erschöpft, sondern ich glaube nach einigen Tagen noch einige Hundert Tiere daraus hervorsuchen zu können, da in den teils noch frischen Kätzchen ja noch Eier verborgen sind, aus denen noch Räupchen hervorschlüpfen.

Man nimmt zum Zweck des Sammelns die bereits verblühten oder doch voll aufgeblühten männlichen Kätzchen, streift mit der Hand den

Zweig hinab und thut die erbeuteten in eine Tasche, Kapsel, einen Beutel oder was man sonst zur Hand hat. Diejenigen Zweige, die am reichsten mit Blüten besetzt sind und die am bequemsten vor dem Anfluge sind, ergeben die meiste Ausbeute. Sodann nehme ich von jedem mir aufstoßenden Busch ein paar Hände voll und berücksichtige vor allem solche Büsche, die allein stehen, ersteres damit ich womöglich die verschiedensten Sorten erhalte, letzteres, weil die alleinstehenden Gebüsche von den verschiedensten Tieren aufgesucht werden. Kommt man mit seiner Ladung nach Hause, so bringt man sie in Glashäfen oder andere Gefäße, bindet ein Papier fest darüber und läßt sie, wenn es angeht, etwas warm stehen. Nach einigen Tagen schüttet man die Kätzchen auf ein weißes Blatt Papier und sucht nun sorgfältig nach jedem Tiere, das sich zeigt. Man lernt sehr bald die Raupen von den Dipterenlarven unterscheiden, da letztere fußlos sind. Die gefundenen Räupchen bringt man in ein kleineres Glas (Bierglas, Einmacheglas, oder was man sonst zur Hand hat), thut eine Anzahl Kätzchen hinzu und überläßt sie nun sich selber. Von Zeit zu Zeit müssen die Kätzchen durch neue ersetzt werden. Man nimmt aber nicht die alten heraus und wirft sie weg, weil man dadurch zu viele Raupen vernichten würde, sondern legt nur neues Futter hinein und überläßt es den Tieren selber sich das bessere Futter zu suchen. Sind keine Kätzchen mehr zu erlangen, so nimmt man Weidenzweige, thut auch wohl Salat, Löwenzahn, Hühnerschwarm oder anderes Kraut hinzu und erneuert jeden Tag oder wenigstens jeden zweiten Tag das Futter. Hält man die Tiere in Gläsern, so hat man den Vorteil, daß man sie zu jeder Zeit beobachten kann. Daß die Gläser jeden 2. Tag gewechselt werden, ist ein Gebot der Vorsicht, um Krankheiten zu vermeiden. Wer einen Garten hat, kann sich auch die Nahrungspflanzen darin anpflanzen und die Raupen in einem Gazebeutel daran binden. Sind die Raupen erwachsen, so muß ihnen ein Kasten zur Verfügung gestellt werden, der unten eine Abteilung mit Erde enthält, da manche Tiere sich in der Erde verpuppen. Die Erde ist stets mäßig feucht zu halten, weil sonst die Puppen austrocknen und so die aufgewandte Mühe vergeblich machen. — Interessant wäre es auch, mit Kollegen aus nah und fern zu tauschen, wozu die gesammelten Kätzchen ebenfalls ein geeignetes Mittel bieten, da junge Räupchen sich darin verkriechen und so die Reise bequem überstehen und wären mir solche Anmeldungen zum Tausch sehr lieb.

Hamburg, Venusberg 27. A. Junge.

Ein starkes Märzgewitter konnte am 26. März d. J. in der Grafschaft Rantzau beobachtet werden. In Barmstedt bemerkte man 5¼ Uhr Nachmittags ein Ferngewitter. 20 Minuten später türmten

sich am südwestlichen Horizont schwarze Wolken und gingen in zentralem Zuge über die Grafschaft. In der Zeit von 5 Uhr 40 bis 5 Uhr 45 erfolgten 4 gewaltige Schläge, die sämtlich in das große Voßlocher Gehölz niedergingen. Die Farbe der Blitze war bei den ersten drei Schlägen weiß, beim letzten rötlich. Ein starker Regenfall (Stärke 1) dauerte nur 7 Minuten, von 5 Uhr 33 bis 5 Uhr 40. In dem nahen Barmstedt war der Regen schwächer. Es fielen dort 1,8 mm. Die Luft war vor dem Gewitter schwül, wie an einem Gewittertage im August, nachher recht frisch, 8°. Der Wind hatte höchstens Stärke 2.

Kiel. B. Nissen.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

In den Mitteilungen aus dem mineralogischen Institut der Universität. Kiel, Band I. Heft 4, 1891 ist eine Arbeit unter dem Titel: „Die Kreide Schleswig Holsteins“ von Dr. E. Stolley.

Diese Abhandlung, 119 Seiten stark mit 4 Tafeln, ist ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Landeskunde; sie ist nur der Anfang oder der 1. Teil einer Arbeit über unsere Kreide, zu welcher die Fortsetzung folgen wird. In dieser Abhandlung wird zuerst das Geschichtliche über bisherige Arbeiten vorgelegt, darauf wird die Kreide der einzelnen Fundorte geologisch festgestellt; dann werden im paläontologischen Teil die Versteinerungen, unter ihnen viele neue, ausführlich beschrieben und viele sehr hübsch abgebildet. In größerer Artenzahl werden behandelt Mollusken, Echinodermaten und Foraminiferen. Wir finden unter ihnen alte Bekannte, zum Teil mit neuen Namen und eine große Anzahl neuer Sachen, vom Verfasser bestimmt. Fack.

Anfrage.

Wer vermag mir ein Exemplar von dem: „Bericht über die Versammlung des geognostischen Vereins für die Baltischen Länder I. Lübeck 1844 (?) zur Durchsicht zuzustellen? Ich habe denselben in hiesigen Bibliotheken vergeblich gesucht. Von einer Fortsetzung ist mir nichts bekannt geworden.

Kiel, Muhlius-Str. 99 I. A. P. Lorenzen.

Berichtigung.

Im Aprilheft der „Heimat“ S. 92 findet sich ein Fehler in dem Jägerspruch. — Der Sonntag zwischen Oculi und Judica heißt Lätare und die entsprechende Zeile des bekannten Spruches lautet: „Lätare — ist das Wahre.“ Quasimodogeniti ist der Sonntag nach Ostern. Merkspruch für die Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten: Quad, min Jung kann Röben eten.“ Quasimodogeniti, Misericordias domini, Jubilate, Cantate, Rogate, Exaudi. Kiel, E. H. L. Krause.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli u. August 1892.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Hadersleben.

Von **Emil Pörksen** in Itzehoe.

Im 7. Juni dieses Jahres beging die Stadt Hadersleben die Jubelfeier des 600jährigen Bestehens ihres Stadtrechts, und in einer Zeitschrift, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, geschichtliche Erinnerungen unserer meerumrauschten Heimat lebendig zu erhalten oder wieder aufzufrischen, darf daher eine Nachricht über diese alte, von den verschiedenen Zeitläufen wohl mehr, als irgend eine andere Stadt Schleswigs berührte Kulturstätte nicht fehlen.

„Wie manch andere Stadt an der Ostsee hat sich auch Hadersleben weit in das Innere der eigenen Föhrde zurückgezogen und um gegen feindliche Überfälle der wendischen Seeräuber gesichert zu sein, auf einer kleinen Insel, wo der Übergang am leichtesten war, sich einen Platz gewählt."

Der Name Hadersleben, welchen die Stadt von dem in der Nähe gelegenen Dorf Alt-Hadersleben übernommen hat, tritt urkundlich zuerst in Waldemars II. Erdbuch vom Jahre 1231 auf (Hathærslef hæreth, Haderslef harde.) Er ist nach Prof. Dr. Sach zusammengesetzt aus dem Eigennamen Hathær und der Endung lef, deren Wurzel in allen germanischen Sprachen wiederkehrt. Dieselbe, welche Hinterlassenschaft, Überbleibsel oder Erbe bezeichnet, hat in der ältesten Zeit wohl eine anschaulichere Bedeutung gehabt: Haus, Heim, das, in dem man blieb und was blieb. In dieser Bedeutung ist lef, leve zu fassen; es bezeichnete zugleich das Erbe, das bleibende Eigentum des einzelnen. Die ursprüngliche Form lef (leff, leve) hat sich in dänischen, lateinischen und niederdeutschen

Urkunden lange erhalten; erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts treten in hochdeutschen Texten Formen auf wie Haterschlewen (1547) und später rein hochdeutsch Haderschleben (1569). Von Anfang des 18. Jahrhunderts an hat sich die Benennung Hadersleben allein festgesetzt.*)

Das älteste urkundliche Zeugnis über einen Ort Hadersleff stammt aus dem Jahre 1273. Die Angaben des dänischen Chronisten Hvitfeldt, daß Hadersleben zweimal 1247 und 1271 in den Kriegen zwischen den dänischen Königen und schleswigschen Herzögen niedergebrannt sei, sind nicht urkundlich bestätigt; doch scheint schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts eine städtische Ortschaft vorhanden gewesen zu sein, an welche der gelehrte Saxo Grammatikus seine sagenhaften Mitteilungen über Hather und Harald Hildebrand anschloß. Auch eine Stelle des Stadtrechts, nach welcher der Tag, an dem der König Rügen gewonnen und damit die Wenden niedergeworfen hat (1169 Juni 5.), in Hadersleben als besonderer Festtag gefeiert wurde, deutet darauf hin, daß Hadersleben vielleicht schon 1169 besonders durch den wendischen Raubzug nach Alsen bedroht war. (Sach a. a. O.)

Hadersleben hatte zwar schon vor dem Jahre 1292 Weidegerechtsame im Norden der Stadt und Zollfreiheit im ganzen Herzogtum, also ein so ausgedehntes Privileg wie keine Stadt des Herzogtums mit Ausnahme von Schleswig, aber noch war der regsame Ort nicht in die Reihe der Städte eingetreten, und dieser Umstand hatte für die Bewohner manches Hindernis im Gewerbebetrieb zur Folge. Einsichtige und thatkräftige Männer aus der Verwaltung des Ortes bemühten sich daher schon seit Jahren, dem Ort die „Stadtgerechtigkeit“ zu verschaffen. Ihre Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt durch das im Jahre 1292 vom Herzog Waldemar IV. dem Ort verliehene Stadtprivileg mit sämtlichen Stadtrechten in Handel und Wandel, in Verwaltung und Gerichtsbarkeit.

Von Jahr zu Jahr nahm nun die junge Stadt zu, und bald begann sich in ihren Mauern ein nicht unbedeutender Wohlstand herauszubilden. Aber immer und immer wieder hatte der für eine ruhige Entwicklung zu ungünstig belegene Ort unter den verschiedenen Kriegen sehr zu leiden. Im Jahre 1351 wurde die Stadt von dem holsteinischen Grafen Klaus,

---

Prof. Dr. A. Sach. Der Ursprung der Stadt Hadersleben und die Verleihung des Stadtrechts durch Herzog Waldemar IV. im Jahre 1292. Programm des Kgl. Gymnasiums und Realgymnasiums für das Schuljahr 1891—92. Hadersleben 1892. Wie mir mitgeteilt wird, ist diese Abhandlung nur ein Teil der Schrift desselben Verfassers über Ursprung und Geschichte der Stadt Hadersleben, die nächstens im Verlage von Drensen in Hadersleben erscheinen wird.

welcher das Schloß Dorning (Törning) belagerte, eingenommen, und im Jahre 1420 wurde sie nach der Schlacht von Emmerwadt vollständig ausgeplündert.

Trotzdem und obgleich die Stadt schon im Jahre 1422 bei einer abermaligen Belagerung des Schlosses Törning durch die Dänen aufs Schwerste gebrandschatzt wurde und sich dann im Jahre 1438 nach schwerer Belagerung dem Grafen Adolf von Holstein auf Gnade und Ungnade ergeben mußte, bestand sie abermals die Probe, und schon kurze Zeit nachher zählte sie zu den bedeutendsten Städten Schleswigs, sodaß sie schon in der Landesmatrikel vom Jahre 1543 zu 200 Pflügen Kontribution angesetzt werden konnte, während z. B. Schleswig in dieser Zeit deren nur 120 aufzuweisen hatte.

Vom Jahre 1544 an bis zum Jahre 1580, also während noch nicht 40 Jahren, erlebte die Stadt Hadersleben eine eigentliche Glanzperiode, leider auch ihre einzige. Am 3. Mai 1521 war nämlich dem dänischen König Friedrich I. auf dem nahe bei Hadersleben belegenen Schloß Haderslevhuus ein Sohn geboren, der nachmalige Herzog Hans der Ältere. Dieser erhielt bei der Erbteilung am 9. August 1544 den sogenannten dritten Anteil der Herzogtümer: Hadersleben, Törning, Tondern, Lygumkloster, Nordstrand, drei nahe bei Rendsburg belegene Dörfer, Rendsburg, das Kloster Bordesholm und die Insel Fehmarn. In besonderer Anhänglichkeit an die Stätte seiner Geburt nahm der genannte Herr sofort nach der Überweisung seines Besitztums seinen Wohnsitz auf dem Schlosse Haderslevhuus und sorgte von da ab in ganz besonderer Weise für das Wohl der Stadt. Im Jahre 1557 ließ er das alte Haderslevhuus abbrechen und erbaute am östlichen Ende der Stadt ein neues, nach den damaligen Begriffen äußerst prächtiges Schloß, die sogen. „Hansburg." In der Stadt selbst stiftete der hohe Herr im Jahre 1566 ein Gymnasium und im Jahre 1569 ein für damalige Verhältnisse umfangreiches und mit Geldmitteln reich ausgestattetes Hospital. Alle Privilegien der Stadt hatte er schon früher bestätigt und neue dazu erwirkt, sodaß er nicht nur der größte Wohlthäter Haderslebens war, sondern auch als solcher allgemein anerkannt und verehrt wurde.

Leider starb dieser edle Fürst schon am 2. Oktober 1580 in dem Alter von 59 Jahren, und dieser Tag war für die ganze Stadt Hadersleben ein tiefer Trauertag; denn nicht nur der Verstorbene hatte für die Bewohner Haderslebens bis in die kleinsten Familienangelegenheiten seiner Bewohner hinein stets ein warmes Herz bewiesen, er wurde auch von jedem einzelnen Einwohner Haderslebens geliebt wie ein Vater von seinem Kinde. Trauernd standen Haders-

lebens Bürger an dem Sarge ihres Wohlthäters, und als am 14. Februar 1581 die herzogliche Leiche in die Domkirche nach Schleswig überführt wurde, da gestaltete sich dieser Leichenzug von seiten der Stadt und der Umgebung zu einem großartigen und tief ergreifenden Trauerzuge.

Von dieser Zeit an aber ging es mit Haderlebens Wohlstand wieder rückwärts, und was die Stadt in den verflossenen 36 Jahren geworden war, das hatte sie bald wieder eingebüßt, und nie hat sie es wieder gewonnen. Denn, merkwürdig genug, während der Zeit, da Herzog Hans seine Hand über Hadersleben gehalten hatte, war kein größeres Unglück über die Stadt hereingebrochen, kaum aber waren seine sterblichen Reste aus der Stadt entfernt, so begannen auch schon wieder allerlei Unglücksfälle die Einwohner der Stadt zu bedrängen. Der schlimmste derselben aber war der etwa 50 Jahre später, im Jahre 1627, eintretende große Brand, der den größten Teil der Stadt in Asche legte und dieselbe so in Armut und Verfall brachte, daß die Einwohner im Jahre 1629 nicht mehr imstande waren, die Königlichen Abgaben zu entrichten und sich der König Christian IV. veranlaßt sah, solche der Stadt auf 10 Jahre gänzlich zu erlassen.

Auch während der Zeit des 30jährigen Krieges hatte Hadersleben schwer zu leiden. Im Jahre 1644 nahm der schwedische General Feldmarschall Torstenson die Stadt ein, am 6. September desselben Jahres wurde derselbe von dem Grafen Christian Rantzau zwar wieder aus der Stadt vertrieben; aber schon im Dezember wurde auch dieser in der Nähe der Stadt geschlagen, diese aufs Schrecklichste geplündert und die schöne „Hansburg" niedergebrannt.

Während der nächsten zwölf Jahre hatte die Stadt nun einigermaßen Ruhe. Aber kaum begann sie, sich aus den Ruinen neu zu erheben, so ging die Not auch schon von Neuem wieder an. Im Jahre 1658 ging Carl Gustav von Schweden von Hadersleben aus mi seinen Truppen über den zugefrorenen Kleinen Belt und auf diesem Zuge verübten die fremden Söldlinge sowohl um als auch in Hadersleben die entsetzlichsten Schandthaten aller Art. Den Höhepunkt aller ihrer Not aber sah die Stadt im Jahre 1659, als die durchziehenden brandenburgischen, kaiserlichen und polnischen Hülfstruppen unter dem General Zarneczy dieselbe plünderten, in ihr mordeten, schändeten und brannten in einer Weise, die selbst für die damalige Zeit nirgends sonst ihres Gleichen aufzuweisen hatte. Dazu kamen noch Ruhr, Pest und eine furchtbare Hungersnot. Den letzten Rest gab ihr im Jahre 1759 eine zweite furchtbare Feuersbrunst, in der an einem Tage nicht weniger als 189 Häuser niederbrannten. Bei dieser Gelegenheit verbrannten auch

sämtliche Kirchenbücher der Stadt bis auf ein Taufregister vom 15. September 1737, das sich zufällig in der Wohnung des Predigers Saß befand und von diesem als einziger Gegenstand aus seinem brennenden Hause gerettet wurde.

Allmählich jedoch erhob sich auch diesmal das alte tapfere Hadersleben wieder aus der Asche, und diese ungemeine Zähigkeit seiner thatkräftigen Bewohner ließ hoffen, daß nun, da in Europa im Ganzen ruhigere Zeiten eingetreten waren, ihr Lohn in einem neuen Aufblühen des Ortes, des Handels und Gewerbes und mit ihnen in einem sich allmählich wieder entwickelnden Wohlstande bestehen werde. Aber es schien, als ob seit dem Tode des Herzogs Hans geradezu ein Fluch auf der Stadt laste. Kaum begannen sich Gewerbe und Handel wieder zu regen, so trat ein neues Hindernis für den Aufschwung Haderslebens ein; das war die Gründung des Ortes und der Gemeinde Christiansfeld. Die „mährischen Brüder“ kauften nämlich im Jahre 1771 durch ihren Bevollmächtigten Ernst Wilhelm Wobeser das nicht weit von Hadersleben belegene königliche Vorwerk Tyrstrupgaard; ihr späterer Prediger Johannes Prätorius aus Herrnhuth erwirkte vom König die Erlaubnis zur Gründung einer Kolonie, und der Bau für dieselbe begann im Jahre 1773. Nach wenigen Jahren schon hatte sich dieser neue Nachbarort Haderslebens so sehr entwickelt, daß er der alten, aber seit dem letzten Brande immer noch sehr armen Stadt eine geradezu gefährliche Nachbarschaft ward. Die von auswärts einwandernden „Brüder“ waren nämlich in industrieller Beziehung wie im Verkehr den infolge ihrer Jahrhunderte langen schweren Schicksale recht zurückgebliebenen Haderslebenern sehr überlegen; hinzu kamen noch der Reiz der Neuheit und das wirklich Neue, hier noch nie Gebotene, was die Christiansfelder zu bieten vermochten, und in kurzer Zeit war es durch alle diese Umstände dahin gekommen, daß man weithin in den Distrikten, die bisher aus Hadersleben ihre Bedürfnisse bezogen hatten, nur noch das für wirklich gut und preiswert hielt, was aus Christiansfeld kam.

Zwar bemühten sich die strebsamen Haderslebener redlich, es nach und nach ihren Nachbarn gleich zu thun, aber einesteils fehlte es ihnen, den Nordländern, ihren Nachbarn aus einer südlicheren Gegend gegenüber an der nötigen Geisteselasticität und an den einschmeichelnden, gefälligen Umgangsformen, anderenteils verfügten die „Christiansfelder Brüder“ auch über so manches, den Haderslebenern in keiner Weise zugängliche Geschäftsgeheimnis in Herstellung und Vertrieb ihrer Waren, daß es nur zu sehr zu befürchten stand, letztere würden schließlich ganz

unterliegen und Hadersleben allmählich zu einem Fischerdorf herabsinken, während Christiansfeld sich zur Stadt aufschwinge. Habe ich es doch selbst mehrfach erlebt, daß meine Eltern, die aus dem nördlichen Schleswig stammten, Geschenke für uns Kinder, wenn sie in ihrer Heimat zum Besuch gewesen waren, oder daß Verwandte in dortiger Gegend, die uns besuchten, solche Geschenke nur in Christiansfeld kauften, daß aber solche „Christiansfelder Sachen" auch hier bei uns in Holstein, wenn wir sie bekannten Geschäftsleuten zeigten, noch in den 40er und 50er Jahren unseres Jahrhunderts mit Bewunderung ob der „feinen" Arbeit und Staunen ob des „billigen" Preises betrachtet wurden, ganz abgesehen von dem Kopfschütteln, welches diese „Christiansfelder Sachen" auch oft unsern holsteinischen Handwerkern in jenen Jahren noch abnötigten, wenn sie nicht hinter den „Pfiff" der Herstellungsweise kommen konnten.

Aber trotzdem und alledem (nirgends in unserm Lande wohl mehr) hat sich die nordische Zähigkeit und innerliche Tüchtigkeit der Haderslebener bewährt. Obgleich auch in dem gegenwärtigen Jahrhundert die Stadt wiederholt den größten Drangsalen ausgesetzt gewesen ist, so z. B. im Jahre 1808 unter dem Marschall Bernadotte, im Jahre 1813 unter Tettenborn mit seinen Kosaken, 1848 während des schleswig-holsteinischen Krieges und im geringeren Maße noch 1864, und trotz der Christiansfelder Konkurrenz, so hat sie sich doch nach und nach zu einer verhältnismäßig wohlhabenden Landstadt wieder heraufgearbeitet. Wohl hörte man vor einigen Jahren manche ihrer Bürger] klagen, daß seitdem sie „deutsch" geworden, der Verkehr wieder merklich abgenommen habe, da das nahe Jütland es seit dieser Zeit sehr vermeide, mit der „preußischen" Stadt zu verkehren, daß auch der Verkehr zur See mit dem weiteren Dänemark sich bedeutend vermindert habe, und daß infolge dessen auch der Wohlstand wieder zu schwinden beginne, auch Kolding infolge der Abtretung von sieben Kirchspielen an Dänemark auf Kosten Haderslebens emporblühe. Ich habe solchen Klagen aber nie recht Glauben schenken können, da einesteils der Verkehr zwischen Jütland und Hadersleben Koldings wegen nie ein großer gewesen ist, andernteils aber der Verkehr von dem weiteren Dänemark her sich auch wohl ohne das „Preußischwerden" Haderslebens mehr den größeren, in direkterem Weltverkehr stehenden Handelshäfen zugewendet haben würde. Eine solche Wandlung liegt mehr in unserer ganzen merkantilen Zeitrichtung begründet, als in einer parteiischen Abneigung gegen eine seit kurzem einem andern Staat angehörende einzelne Stadt. Übrigens bestehen ja doch auch noch so viele Sympathieen zwischen der Bevölkerung Dänemarks

und einem großen Teil der Bürger Haderslebens, daß zu einer solchen Abneigung bis jetzt durchaus kein Grund ist. Und was das Abnehmen des Wohlstandes Haderslebens betrifft, so liegen mir die vollgültigsten Beweise dafür vor, daß solche Klage eine durchaus unberechtigte ist, um so mehr, als unsere Landesregierung es sich mehr als einmal hat aufs beste angelegen sein lassen, der Stadt nach Kräften aufzuhelfen. In nicht geringem Maße ist letzteres auch z. B. durch die Errichtuug eines gut besuchten Schullehrerseminars in dieser Grenzstadt des Landes geschehen. —

Möge denn die alte tapfere Stadt sich nach und nach immer mehr mit der neuen, für sie hoffentlich noch recht ersprießlichen Zeit, mit den neuen Verhältnissen befreunden, möge ihr als Lohn ihrer unvergleichlich zähen Ausdauer unter ihrer neuen Staatsangehörigkeit als einer der tüchtigsten Grenzstädte des deutschen Reichs noch eine schöne Blüte beschert sein: das ist unser herzlichster Wunsch zu ihrem 600sten Geburtstage; ihre Bürger und Bewohner aber mögen sich immer mehr bewußt werden, daß sie die Erfüllung dieses unseres Wunsches sehr in eigener Hand haben durch ein immer aufrichtigeres Anschließen an das deutsche Reich, an den ihr in zäher Ausdauer und Tüchtigkeit wahrlich voll ebenbürtigen preußischen Staat!

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Gewerbefreiheit und Zunftzwang in Ottensen und Altona 1543 bis 1640.

Unter diesem Titel hat Dr. Richard Ehrenberg kürzlich von dem Werke *„Altona unter Schauenburgischer Herrschaft“* das vierte Heft erscheinen lassen, das sich seinen Vorgängern ebenbürtig zur Seite stellt. Ein ungewöhnlich reiches geschichtliches Material, das bisher ungekannt in den Truhen der Staatsarchive zu Schleswig und Hamburg, in den Pinneberger Amtsbüchern, sowie in den Laden der Goldschmiede, Leineweber und Schmiede schlummerte, hat der Verfasser ans Licht gezogen, um durch dessen gründliche wissenschaftliche Bearbeitung zwei große Gebiete zu beleuchten, welche — wie er bereits im Vorwort zu dem ersten Heft versicherte — von einer tiefgreifenden Behandlung der Altonaer Geschichte manche Resultate erwarten dürfen: sie werden bezeichnet durch die Worte Toleranz und Gewerbefreiheit. „Was an Gutem und Schlimmem in diesen beiden Worten enthalten ist, das läßt sich aus der Geschichte Altonas wie aus einem Lehrbuche studieren.“ Dieses Studium

ist aber nicht etwa bloß für die Bewohner unserer Stadt, sondern auch für viel weitere Kreise in hohem Grade lehrreich.

In der Einleitung zu dem vorliegenden Hefte wird nachgewiesen, in welchem Umstande es begründet ist, daß die Altonaer Bevölkerung unter schauenburgischer Herrschaft und selbst noch in den ersten Jahrzehnten der dänischen Zeit, nämlich bis zur Erhebung Altonas zur Stadt durch König Friedrich III. im Jahre 1664, fast ausschließlich aus Gewerbetreibenden bestand. Bis dahin war Altona zwar kein „Fischerdorf,“ wie man gesagt hat — denn die Fischerei spielte nur anfangs eine verhältnismäßig große Rolle —, wohl aber ein großes Handwerkerdorf, „wie es in Deutschland kaum zum zweitenmal so eigenartig und bedeutsam existiert hat.“ Der Grund dafür lag in der geradezu brutalen Handhabung der Zunftgerechtsame, die in Hamburg gegen die sogenannten „Böhnhasen“ *) geübt wurde, und die in dem Maße ausartete, daß Kaiser Rudolf II. im Jahre 1607 gegen diesen bösartigen Unfug eigens ein Mandat erließ. Bei dem „Jagen der Böhnhasen“ kam es zu förmlichen Straßenkämpfen, zu Mord und Totschlag, ja zu unsittlichen Angriffen auf die Frauen der Böhnhasen. Aus diesem Grunde verlegten die Gehetzten ihren Wohnsitz nach dem schauenburgischen Dorfe Ottensen, der nächstgelegenen Ortschaft in der ganzen Umgegend Hamburgs. Nach der Entstehung Altonas in unmittelbarer Nähe Hamburgs richtete sich naturgemäß hierher der Strom der aus Hamburg auswandernden Handwerker, und von hier aus suchten sie ihre Erzeugnisse mehr oder weniger heimlich in die Stadt einzuführen.

Der Verfasser erkennt die große Bedeutung der Zünfte im Mittelalter für die Ausbildung des Gewerbes zu hoher technischer Fertigkeit, für die Sicherung solider Arbeit, für die Erziehung ihrer Angehörigen zu Zucht und Ordnung und die Erzeugung des Gefühls für Standes- und Berufsehre unter den Zunftgenossen vollkommen an. Aber er geißelt auch hier wieder, wie bei der Darstellung des Fischereigewerbes,**) jenes starre Festhalten an den überwundenen Formen des Mittelalters noch im 16. und 17. Jahrhundert, welches die gesunde Weiterentwickelung des gewerblichen Lebens in Deutschland so lange aufhielt. „Sobald die

*) Nach dem Aufsatz Dr. Otto Rüdigers über „Böhnhasen und Handwerksgesellen“ in dem Werke „Hamburg vor 200 Jahren, gesammelte Vorträge, herausgegeben von Th. Schrader,“ ist die Bezeichnung „Böhnhasen“ für nicht zünftige Handwerker dadurch entstanden, daß diese auf den Dachböden (plattdeutsch Böhn) zu arbeiten pflegten und von Zeit zu Zeit von den Amtsmeistern gejagt wurden wie die Hasen.

**) Vgl. Jahrgang II der „Heimat,“ Februarheft S. 26.

Zünfte ihr wichtigstes Ziel darin erblickten, ihren Angehörigen ein möglichst ruhiges Leben, einen möglichst müheloſen Erwerb zu sichern, in einer Zeit, welche raſcher und immer raſcher auf Verbeſſerung der Technik, auf Übergang zum Großbetrieb, auf Arbeitsteilung hinzudrängen begann, verkehrten sich ihre ſegensreichen Wirkungen in ihr Gegenteil." Der kundige Verfaſſer verſichert, daß es für die Wahrheit dieſer Thatſache kaum einen eindringlicheren Beleg gebe, als die Entwickelung des hamburgiſchen und des aufs engſte mit demſelben verknüpften Altonaer Gewerbes im 16. und 17. Jahrhundert.

Das erſte Kapitel hat die älteſten Zünfte in Ottenſen und Altona zum Gegenſtande. Bis zur Einwanderung der Niederländer bildeten neben Fiſchern und Krügern die Schuhmacher, Schneider, Leineweber und Schmiede die hauptſächlichſten Gewerbe in Ottenſen und Altona. Die in Hamburg gemachten Erfahrungen hinderten nicht, daß dieſe Handwerker an ihrem neuen Wohnſitze mit Bewilligung des Grafen auch unter ſich Zünfte bildeten. Bemerkenswert iſt dabei zunächſt, daß die Zünfte für einen ländlichen Bezirk errichtet wurden, und ſodann, daß ſie zwar aus dem Wunſche der Handwerker hervorgingen, zugleich aber ausgeſprochen fiskaliſchen Zwecken dienten. Denn wenn auch die Handwerker nicht mehr, wie in den frühmittelalterlichen Fronhöfen, ausſchließlich für den Grundherrn arbeiteten, ſo forderte dieſer doch einen Teil vom Erlöſe der verkauften Arbeit als Abgabe. Aus den Ordnungen, welche die Ämter ſelbſt vereinbarten, geht hervor, daß man in der Hauptſache nur noch das verwerfliche Ziel erſtrebte, das Monopol möglichſt gegen Eindringlinge zu ſchützen und den Wettſtreit unter den Amtsgenoſſen thunlichſt zu beſeitigen. Von den techniſchen und ſittlichen Erziehungsaufgaben früherer Zeiten war faſt nichts übrig geblieben, als eine formelle Prüfung, das Meiſterſtück, und der ebenfalls im weſentlichen nur formelle Nachweis der „Ehrlichkeit," d. h. ehelicher Geburt und eines unbeſcholtenen Lebenswandels.

Aus ſpäterer Zeit finden ſich direkte Aufforderungen der Schauenburger Grafen an die Pinneberger Beamten vor, die Anſiedelung von geſchickten Handwerkern in Altona zu fördern. Die Grafen wünſchten ihren eigenen Bedarf durch gute und preiswürdige Arbeiten zu decken und dieſe — kreditiert zu erhalten. Es iſt erklärlich, daß die Hamburger Ämter die ſtetige Erweiterung der Handwerkerdörfer vor den Stadtthoren mit zunehmendem Unwillen betrachteten. Heftige Beſchwerden bei Rat und Bürgerſchaft über die läſtige Konkurrenz hatten zur Folge, daß in Gemäßheit eines Beſchluſſes dieſer beiden Körperſchaften am Sonntag, dem 18. April 1563, ein Mandat gegen die Einführung fremder Arbeit

von den Kanzeln aller vier Kirchen verkündigt wurde. Hiernach durfte niemand Handwerkerarbeit außerhalb der Stadt machen lassen oder solche Arbeit zu anderer Zeit als während der freien Märkte in die Stadt bringen. Zuwiderhandelnde wurden mit Verlust des Werks und zehn Thalern Strafe bedroht. Nebenher wendeten die Ämter auch noch die Selbsthilfe an. So bestimmten z. B. die Goldschmiede in ihrem Statut, daß kein Meister ihres Amtes ohne Wissen und Willen der Älterleute einen Gesellen oder Jungen einstellen dürfe, der in Ottensen oder Altona gearbeitet hatte. Alle diese Maßnahmen aber wurden lahmgelegt durch den für das Altonaer Gewerbe außerordentlich förderlichen Einfluß der Einwanderung niederländischer und anderer Flüchtlinge im 16. Jahrhundert, mit dem sich das zweite Kapitel beschäftigt.

Die Reformierten, Taufgesinnten und portugiesischen Juden, welche aus den Niederlanden nach Hamburg geflohen waren, fanden hier in der lutherischen Geistlichkeit heftigen Widerstand, der noch dadurch verstärkt wurde, daß ein Teil der Bürgerschaft sich zu Ungunsten der Flüchtlinge von den Geistlichen beeinflussen ließ. Der Rat und der weiterblickende Teil der Bürgerschaft konnten diesen Widerstand nur in den Fällen überwinden, wenn die Aufnahme der Fremden unwiderleglich als im materiellen Interesse der Stadt liegend nachzuweisen war. Unter diesen Umständen siedelten sich viele derselben in Altona an. Im Jahre 1567 ließen sich hier die ersten niederländischen Religionsflüchtlinge nieder, gegen die sich indes nach Ausweis der Pinneberger Amtsbücher die vorhandenen Ämter zunächst abwehrend verhielten. Zum Beweise dafür, in welcher kleinlichen Weise die Amtsmeister ihre Rechte auffaßten und verteidigten, möge eins der von Ehrenberg mitgeteilten Beispiele hier eine Stelle finden. Am 31. Juli 1594 richteten einige Schuster von Altona und Ottensen an Drost und Amtmann zum Pinneberge ein „bewegliches Gesuch." Nach ihrer Rolle, schreiben sie, sollten sie jährlich einmal in ihres Ältermanns Hause zusammenkommen und allda eine Tonne Bier aufsetzen; und wenn ein fremder Knecht sich ins Amt befreie, solle der auch eine Tonne Bier in des Ältermanns Haus geben. Dieser „wohlgeordneten und wohlhergebrachten Gewohnheit ungeachtet und dersulwigen thoweddern" habe jüngst ein Knecht eine Tonne Bier, ohne Wissen und Willen des Ältermanns und der übrigen Bittsteller, in dem Hause eines andern Meisters mit Zuthun etlicher Mitmeister aufgesetzt, obwohl diesen Missethätern bekannt gewesen sei, daß am selben Tage in des Ältermanns Hause ebenfalls eine Tonne Bier aufgesetzt worden, „welches uns nicht wenig beschwerlich und verdrießlich." Dringend werden die Beamten ersucht, die Bittsteller bei alter Gerechtigkeit zu

schützen. — Die neuen Ansiedler, welche zünftige Gewerbe betrieben, hatten es vorzugsweise dem raschen Wechsel des Mitgliederbestandes, der für die Ämter in Altona und Ottensen geradezu charakteristisch ist, zu danken, daß sie nach einiger Zeit doch in dieselben aufgenommen wurden. Die Hamburger Ämter erhoben jetzt beim Rate erneute Beschwerden über die Zunahme der Altonaer Handwerkerbevölkerung, und der Rat ersuchte am 12. Februar 1586 den Pinneberger Drosten Simon Werpup um Abhilfe, jedoch ohne Erfolg. Nun griffen jene zur Selbsthilfe. Dies geht hervor aus einer im Jahre 1592 zwischen schauenburgischen und hamburgischen Kommissarien stattgefundenen Verhandlung, in welcher sich die Altonaer und Ottensener beklagten, daß sie von den hamburgischen Amtsmeistern „bisweilen gejaget und übel geschlagen würden, ungeachtet daß jene nichts, so den hamburgischen zu solchem Mutwillen und Übermut Ursach geben möchte, bei sich hätten." Der Graf ließ mit Gegenmitteln drohen, unter Hinweis darauf, daß der König von Dänemark versprochen habe, des Grafen Land und Leute wie seine eigenen schützen zu wollen; auch der Herzog von Lüneburg werde ihm ohne Zweifel helfen. Im folgenden Jahre kam zwischen dem Grafen Adolf und dem Hamburger Rat ein Vertrag zustande, „daß beyde Theile sollen schuldig seyn, wenn sich nachbarliche Gebrechen kunfftig zutragen, daß keine Thathandel sollen begangen werden." Trotzdem hörten die Gewaltthätigkeiten hamburgischerseits nicht auf; denn der Rat konnte nicht energisch dagegen auftreten, wenn er es nicht mit der Bürgerschaft verderben wollte.

Von einer bemerkenswerten Wendung der Gewerbeverhältnisse in Altona und Ottensen berichtet das dritte Kapitel. Mit dem Grafen Ernst kam im Jahre 1601 ein Fürst zur Regierung, der „Merkantilist" war. Er war es zwar nicht in dem großen Stile wie König Christian IV. von Dänemark; aber seine Wirtschaftspolitik trug doch nicht mehr ganz den alten engherzig-fiskalischen Charakter, vielmehr suchte er schon durch Hebung des Volkswohlstandes seine Einkünfte zu verbessern. Diese Wandlung wurde nachweisbar durch den Einfluß niederländischer Religionsflüchtlinge hervorgerufen. Ein Gesuch der in Hamburg wohnenden Reformierten um öffentliche Abhaltung ihres Gottesdienstes in Altona bewilligte er nicht bloß, sondern ließ auch erklären, daß er die „Handwerke frey geben" werde. Aber trotz dieser Zusicherung völliger Gewerbefreiheit vermehrte er zwei Jahre später die Zahl der Zünfte und versprach dabei, keine weitere Zunahme der Amtsmeister zu gestatten. „Gewiß ein höchst charakteristischer Rückfall aus den allermodernsten, für jene Zeit verfrühten Anschauungen in das entgegengesetzte Extrem der auf die Spitze getriebenen mittelalterlichen Gewerbeverfassung, ein Rückfall,

der für Altona ohne Zweifel damals ein weit schwererer Mißgriff war, als die sofortige Durchführung der Gewerbefreiheit gewesen wäre." Ebenso scheiterte der Versuch, eine Versöhnung mit den Hamburgern herzustellen; vielmehr wurde die Spannung nur noch eine größere.

Im Zusammenhange mit den Ausführungen des dritten Kapitels stehen diejenigen des vierten über den als „Freiheit" bezeichneten Bezirk. Graf Ernst erkannte sehr bald, daß er durch die von ihm verfügte Schließung der Ämter mit der Zeit eine nicht unerhebliche Einbuße an seinen Einkünften erleiden werde. Diese Erkenntnis führte zu einer abermaligen Wendung der gräflichen Handwerkerpolitik. Einer der von Hamburg zugewanderten niederländischen Taufgesinnten, François Noë aus Antwerpen, der dem Grafen Floret-Trip (eine Art Plüsch) lieferte, bewog ihn, die im Jahre 1601 verkündigte Gewerbefreiheit zu verwirklichen. Dies geschah nun in der Weise, daß die Altonaer Ämter kein Recht hatten, sich darüber zu beschweren. In der Gegend nördlich der jetzigen Reichenstraße, hart an der Hamburger Grenze, wo der Grund und Boden teils Ottensener Bauern gehörte, teils unmittelbares Eigentum des Grafen war, hatten damals schon Spekulanten größere Grundstücke billig gekauft und eine Anzahl Häuser gebaut, die dann vermietet und allmählich wieder veräußert wurden. Hier ließ sich nun François Noë vom Grafen Land anweisen und dasselbe mit dem Privilegium ausstatten, daß dort Handwerker aller Art sich niederlassen dürften, ohne von den Altonaer Ämtern irgendwie gestört zu werden. Von diesem sehr bemerkenswerten Vorgang, dem sich, soweit die Kunde des Herausgebers reicht, nirgends etwas Gleiches an die Seite setzen läßt, hat der ganze Bezirk den Namen „Freiheit" erhalten. Von allen Häusern, welche Noë hier errichten ließ, mußte er dem Grafen jährlich 3 Thaler in specie 10 s $1^1/_2$ ₰ als Michaelisschatz und Grundheuer entrichten, ferner „für jedes Part oder jegliches Hausgesinde, so die Häuser einhaben und bewohnen, es seien deren zwei, drei, mehr oder weniger in einer Behausung, jährlich einen Thaler." Von allen weiteren Auflagen sollte er „gänzlich entfreyet" sein. Vorbehalten blieben dem Grafen nur die „gemeinen Steuern," insbesondere die fünf- und die dreijährige Bitte, sobald eine solche Auflage den sämtlichen Unterthanen des Grafen auferlegt werden sollte. In späterer Zeit ist die Bezeichnung „Freiheit" auf zwei in jener Gegend angelegte Straßen übertragen worden. Die Annahme, daß sie auf die in Altona gewährte Freiheit der Religionsübung, insbesondere auf den Umstand, daß alle Gotteshäuser der nichtlutherischen Christen in diesem Bezirke erbaut wurden, zurückzuführen sei, ist demnach von Ehrenberg als falsch nachgewiesen. Gerade das älteste jener Gotteshäuser,

nämlich die Kirche der reformierten Niederländer, entstand schon zehn Jahre vor Errichtung der „Freiheit." Von dieser ist nämlich zum erstenmal im Pinneberger Amtsbuche unter dem Jahre 1612 die Rede, während die reformierte Kirche gleich nach dem Regierungsantritt des Grafen Ernst erbaut wurde. Ebensowenig gründet sich der Name „Freiheit" auf fiskalische Vorrechte; denn diese gab es in dem genannten Bezirk nur für die Grundeigentümer, nicht aber für die „Häuslinge," d. h. für diejenigen, die sich auf der Freiheit niederließen, ohne Grundeigentum zu erwerben. — Im Anhang zu dem vorliegenden Hefte teilt der Herausgeber ein undatiertes, von ihm ins Jahr 1639 gesetztes Aktenstück aus dem Königlichen Staatsarchiv in Schleswig mit, nämlich ein „Verzeichniß der Eigenthumber und Heußling, so in dem District der Freyheit zu Altonahe wohnen und wie es darumb beschaffen."

Das fünfte Kapitel beschreibt die „weitere Entwickelung bis zum Regierungsantritt des letzten Grafen von Schauenburg." Die Errichtung der „Freiheit" unmittelbar an der Grenze steigerte begreiflicherweise die Erbitterung der Hamburger Handwerker. Da alle gegen die Konkurrenz der Altonaer angewandten Mittel sich als unwirksam erwiesen, so machte der Rat im Jahre 1619 dem Sechziger-Kollegium den Vorschlag, den endlosen Streit durch Aufnahme eines Teils der kunstreichen Altonaer Meister, wo nicht zu beenden, so doch zu mildern, und zwar dachte man mit „etzlichen vornehmen Meistern aus den Ämtern der Schneider und Schuster" den Anfang zu machen. Wenn auch dem Anscheine nach diese Verhandlungen resultatlos verliefen, so scheint sich doch durch allmähliche Gewöhnung ein erträglicher Zustand zwischen den beiderseitigen Handwerkern herausgebildet zu haben. In den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, die im Jahre 1625 auch über unsere Gegend daherbrausten, ging auf Jahre hinaus jede Kunde von der gewerblichen Thätigkeit in Altona unter, bis mit dem Eintritt ruhigerer Zeiten die alten Klagen der Altonaer über die Hamburger Amtsmeister in erhöhtem Maße laut werden. Man hört wieder von Entwendungen ihrer Arbeitserzeugnisse, ihrer Werkzeuge und Gerätschaften, von blutigen Anfällen, ja von unsittlichen Attentaten auf die Frauen und von Einbrüchen in die Häuser auf gräflichem Gebiet. „Die Greuel des dreißigjährigen Krieges vermochten auf die Dauer doch nichts gegen die harten Herzen und Köpfe unserer Zunftmeister; vielmehr scheint die wüste Kriegszeit auch auf sie nur entsittlichend gewirkt zu haben." An diese Ausführungen schließt der Verfasser noch reichhaltige interessante Mitteilungen über die privatrechtlichen und technischen Verhältnisse einiger Gewerbszweige, aus denen ich nur eine besonders merkwürdige hervorhebe: Im Jahre 1612

erklärt der Altonaer Schuhmacher Simon Kannengießer, daß er von Dr. Rutger Ruland (dem berühmten Juristen, fürstlich lauenburgischen Rat, damals auch kaiserlichen Kommissarius) zum Einkauf von allerlei Leder die für damalige Zeit enorme Summe von 1150 ℛ geliehen erhalten habe. Von dem gekauften Leder hatte Kannengießer zur Zeit noch 51 Häute bei sich, deren Wert er auf 800 ℛ veranschlagt. Er verpflichtet sich nun, sobald er von diesem Leder etwas verkaufen sollte, jedesmal den Erlös zuzüglich Zinsen an Dr. Ruland zu bezahlen, bis zum Belaufe von 800 ℛ; wegen des Restes von 350 ℛ werden bestimmte Zahlungstermine festgesetzt, und für die ganze Forderung wird außer dem Leder auch des Schuldners Haus verpfändet. Es scheint danach, daß dieser Schuster auch einen schwunghaften Lederhandel betrieb.

Im letzten Kapitel berichtet Ehrenberg über die „Anfänge einer Großindustrie in Altona unter dem letzten Grafen," Otto V., der im Jahre 1635 zur Regierung kam. Dieser machte den ernstlichen Versuch, den durch den Krieg vernichteten Wohlstand des Landes mit neuen Mitteln zu heben, um hierdurch auch die völlig zerrütteten landesherrlichen Finanzen wieder zu bessern. Freilich bestätigte er 1636 die Amtsgerechtigkeiten der Goldschmiede, Leineweber, Schmiede und Schuster. Da aber hiermit für die Kasse des Grafen so gut wie nichts gewonnen war, so kam er schon im folgenden Jahre zu ganz entgegengesetzten Anschauungen. Den Anstoß zu ihrer Bethätigung gab ein Sayen-, Räßmacher und Handelsmann, der Mennonit Peter de Voß, welcher darum nachgesucht hatte, unter Gewährung „etlicher Freiheiten und Immunitäten" in Altona wohnen und dort seine Hantierung treiben zu dürfen. Im Gegensatz zu seinem vorjährigen Verhalten bewilligte der Graf dies Gesuch nicht nur, sondern er gab allen, „so demselben Handel zugethan," die Erlaubnis, Sayen und Räß (wollene Stoffe) in der Herrschaft Pinneberg zu machen, ja er verpflichtete sie sogar, mehr Verleger,*) Meister und Gesellen ins Land zu ziehen. Gegen das Gelübde der Unterthanentreue wurde dem Peter de Voß gestattet, ein unbeschlossenes Kollegium zu halten, und um möglichst viele Leute zum Eintritt in dasselbe zu bewegen, wurde allen Mitgliedern Befreiung von der wöchentlichen Kontribution, von Accise, Einquartierung der Soldaten und von allen andern Lasten, insbesondere auch vom Zoll auf alle zu dem Gewerbe

*) „Verleger" hießen nach Dr. Ehrenbergs Erklärung auch im vorigen Jahrhundert noch alle Fabrikanten, vorzugsweise aber — und das war die ursprüngliche Bedeutung des Wortes — solche Geschäftsleute, welche die von ihnen gekauften Materialien durch Hausarbeiter herrichten ließen, um sie dann wieder zu verkaufen, also nicht eigentlich Gewerbtreibende, sondern Händler ohne eigenen Fabrikbetrieb.

notwendigen Materialien, für die Dauer von zehn Jahren zugesichert. Dagegen erboten sich Peter de Voß und Genossen, „zu der gemeinen Landesbeschwerung je nach dem Fortgange ihrer Nahrung eine willkürliche, erträgliche Beisteuer zu thun, darin ihnen aber kein Ziel oder Maß gesetzet, sondern alles ihrem Gewissen anheim gegeben werden soll.“ (!) Bei dieser Norm für die Steuerzahlung erscheint es gewiß nicht verwunderlich, daß der Ottensener Vogt Hans Pape unter dem 28. Mai 1639 berichtete, er habe von Peter de Voß nichts gehoben, derselbe „aestimire und halte sich ganz frei.“ Nur von jedem Zeichen des Grafen, das auf ein festgesetztes Quantum der fertigen Ware geschlagen werden mußte, waren zwei Schilling Lübisch zu zahlen. — Dieses echt merkantilistische Privilegium des Peter de Voß bezeichnet den Anfang der Altonaer Großindustrie: Peter de Voß war ein „Verleger,“ der nicht mehr selbst in der Werkstatt arbeitete, sondern die Waren, welche er vertrieb, durch Hausarbeiter anfertigen ließ. „Auf ganz die nämliche Weise,“ sagt Ehrenberg, „hat sich auch in England im 16. Jahrhundert die Wollenweberei, im 17. die Baumwollenweberei zur Großindustrie entwickelt, und von dem »factor,« der eine ähnliche Rolle spielte, wie der deutsche „Verleger,“ hat wahrscheinlich das ganze moderne Industriesystem in England den Namen »factory system« erhalten.“

Aus einem Bericht des Ottensener Vogts Hans Pape an den Grafen vom 1. Mai 1639 geht hervor, daß sowohl dieser wie seine Beamten bereit waren, wieder zur Zunftpolitik zurückzukehren, wenn sich daraus fiskalische Vorteile erzielen ließen. So „endigt die schauenburgische Herrschaft für das Altonaer Gewerbe mit einem Fragezeichen. Von zielbewußtem Vorgehen konnte damals nicht die Rede sein, am wenigsten bei diesen Duodezfürsten, die nur von der Hand in den Mund lebten und stets nach dem griffen, was am raschesten und ausgiebigsten Einnahmen zu liefern versprach.“ H. Ehlers.

Der Plöner See.

Von **J. Kinder** in Plön.

Der große Plöner See gehört mit seiner 47 qkm haltenden Wasserfläche zu den größten Binnenseen der norddeutschen Tiefebene. Größer sind nur der Müritzsee mit 113 qkm, der Schwerinersee mit 63 qkm und der Spirding- und Mauer-See in Ostpreußen. Würde der kleine Plöner See, von welchem er durch einen nur wenige Meter breiten Landrücken getrennt ist, als seine geringere Hälfte angesehen werden, so könnte ihm eine Wasserfläche von mehr als 50 qkm angerechnet werden.

Obwohl der See noch 21 m über dem Spiegel der Ostsee liegt, so ist er doch für viele Gewässer des östlichen Holsteins ein Sammelbecken geworden, aus welchem die Wassermasse durch die Schwentine in den Kieler Meerbusen hineingeführt wird. *)

Die Schwentine (heiliger Fluß, slavisch swienty = heilig) bahnte sich in vorgeschichtlicher Zeit mit großer Gewalt einen Weg zum Meere. Aus drei Quellen im Gute Mönchneversdorf am Bungsberge entspringend, stärkte sie sich bald durch die Gewässer des Stendorfer Sees (33,2 m über dem Spiegel der Ostsee), des Sibbersdorfer Sees (28,66 m), des Eutiner Sees (27,5 m), des Kellersees (24,6 m), des Diek- und Behlersees (23,2 m) und trat (bei dem Gehöft Fegetasche) in den großen Plöner See ein. Kurze Zeit gebot die mit Thon durchsetzte Landenge, auf welcher jetzt die Stadt Plön liegt, Halt. Der Strom füllte das Plöner Seebecken und stürzte dann an drei Stellen zugleich über den Landrücken, grub sich ein tiefes Becken in den kleinen Plöner See und eilte weiter nach Wittmoldt. Bei dem Hofe Güsdorf wurde ein hoher Erdwall in einer Breite von 60—80 m durchbohrt. Darauf füllte der Fluß den Kronsee, zwängte sich bei dem Gute Wahlsdorf durch das widerstrebende feste Erdreich hindurch, schuf den Lankersee, wurde aber nochmals aufgehalten durch den großen Wehrberg vor Preetz. Das Wasser staute sich zu einer beträchtlichen Höhe auf, überschwemmte das Land in weitem Umkreise. Zuletzt konnte auch jene gewaltige Erdmasse dem Drucke nicht widerstehen. Sie wurde durchbrochen, und dann bohrte sich der Strom in starkem Gefälle zuerst in seeartiger Breite, darauf in enger Rinne einen Weg in die Kieler Bucht hinein.

Der Mensch zwang später einen Teil der Wasserkraft zu seinem Dienste und erbaute Mühlwerke zu Eutin, Gremsmühlen, Fegetasche, Plön, Preetz, Rasdorf, Oppendorf, Neumühlen.

Die Ufer des großen Plöner Sees sind hügelig, neigen sich aber zum größten Teile in flachem Bogen zum Wasserspiegel hinunter. Nur an drei Stellen sieht man steile Bergstürze, welche durch Unterspülung hervorgerufen wurden: am Hohen Berge, am Schloßberge, an den Plöner Alpen. Um diese Bergstürze hat die Sage ihre unsichtbaren Fäden gesponnen, erzählend von versunkenen Burgen und Reichtümern.

---

*) Dr. Willi Ule in Halle kommt bei seinen Untersuchungen der ostholsteinischen Seen zu der Schlußfolgerung, daß diese zahlreichen Wasserbecken in der Eiszeit durch die Arbeit der Gletscher in den Boden hineingegraben, mit Eis angefüllt und durch das Eis vor Überschüttung bewahrt worden seien. Nach dem Abschmelzen des Eises seien die Vertiefungen geblieben, welche dann durch die Kraft der Schmelzgewässer ihre letzte Form und ihre Verbindungsrinnen erhielten.

Bei der vor zwei Jahren vorgenommenen Auslotung des Sees ergab das Lot Tiefen bis zu 60,5 m, der Seeboden liegt demnach stellenweise 40 m unter dem Spiegel der Ostsee.

Von den zahlreichen Untiefen tragen viele slavische Namen, welche jedoch nur der Fischer noch kennt, der diese Untiefen als einträgliche Fisch- und Angelplätze sich merkte. Da giebt es ein Sepeler Sain, ein Godauer Sain (sciana = Wand), einen großen und einen kleinen Wandsberg (weda = Angel), Godauer Pains (piana = Schaum), einen Steinberg „up de Kamen" (camina = Steine) u. a. m.

Der Fischreichtum des Gewässers ist bekannt. Aale, Hechte, Brachsen, Barsche, Rotaugen, Karpfen, Schleie, Maränen, Rotfedern, Alande, Karauschen, Leiken, Gründlinge, Stuhren, Sandhechte, Schlammbeißer, Aalquabben werden mit der Sommer- und Winterwaade, mit der Angel und in Körben gefangen. Schon Danckwerth sagt in seiner Landesbeschreibung 1652: „Berühmt sind die große Plöner Aal."

Bemerkenswert ist der Aalfang in den Aalkisten, welche die fünf von dem großen in den kleinen See führenden Kanäle absperren. Der Aal folgt dem Wasserstrom und fällt in die mit eisernem Gitterwerk versehenen Kisten, welche das Wasser hindurchlassen, den Fisch aber festhalten. Das Durchschnittsgewicht des hier gefangenen Aals beträgt seit Jahrhunderten 1 kg. Wie bedeutend der Aalfang gewesen sein muß, erhellt aus dem Umstande, daß die Stadtgemeinde Plön, welcher von Alters her das Fangrecht in dem Augustmonat zustand, für diesen Monat allein vom Fischereipächter zeitweilig 1000 ℳ. Pachtgeld erhielt.

Auch die Brachsenfischerei brachte ehemals reichen Gewinn. Die Burgvögte und Amtmänner, welche im Namen ihrer Herren, der holsteinischen Grafen, der dänischen Könige und der Plöner Herzöge, auf der Burg Plön schalteten, sorgten mit größtem Fleiße für die Pflege und Schonung der Fische. Die naheliegenden kleinen Gewässer, der Schoesee, der Hoeft-, Suhrer-, Langen-, Madebroken-, Edeberg-, Vierer-, Pehmer- und Stocksee wurden schon im 15. Jahrhundert durch Fischpässe mit dem großen See verbunden. In jenen flachen Seen fanden die Brachsen ruhige und sichere Plätze für das Laichgeschäft und für die junge Brut. Obwohl das Plöner Nonnenkloster und die Burg für den eigenen Bedarf frei fischen durften, so trug doch die Seefischerei dem Landesherrn eine Jahrespacht von 689 Mark ein. Im Jahre 1755 lieferte der Fischereipächter täglich 18 Pfund Fische an die herzogliche Hofhaltung ab und zahlte dazu noch eine Jahrespacht von 240 Thalern.

Fast ebenso mannigfaltig wie das Volk in der Tiefe des Sees ist die Schar der Wasservögel, welche auf den Inseln, am Ufer, im Schilfe

nistet. Da tummeln sich Zwerg-, Küsten-, Fluß-, Raubseeschwalben, Taucher, Säger (Merginae), Gänsesäger, Mittelsäger mit schwarzgrünem Kopfe und Oberhals, Silber- und Lachmöven, Schell-, Schopf- und Tafelenten, bunte Tuffelenten, Pfeifenten, Brandgänse, Graugänse, Wasserhühner (Fulica atra), Tauchhühner, Tauch-Sumpfhühner, Wasserrallen, Regenpfeifer. Unbeweglich steht am frühen Sommermorgen der Fischreiher am Ufer und wartet auf Beute, am Tage lärmen Rohrsperlinge im Schilfe und die Gabelweihe zieht hoch oben ihre Kreise. Abends lassen die Kiebitze ihren schrillen Ruf auf den Wiesen ertönen. Im Juli aber vereinigen sich die Jäger zu großen Treibjagden, bei welchen Enten und Gänse in Haufen erlegt werden, auf der Ascheberger Treibjagd oft 150—200 Gänse.

Im Winter zeigen sich Höckerschwäne (Cygnus olor) und Singschwäne (Cygnus musicus), welche der Frost aus dem hohen Norden vertreibt. Auch diese fallen nicht selten den Kugeln der Schützen zum Opfer.

Wegen ihrer großen Tiefe beherbergen die Plöner Seen zahlreiche Arten wirbelloser Tiere: Krebse, Würmer, Mollusken, Infusorien, und dieser Umstand hat die Veranlassung zur Errichtung der ersten deutschen Biologischen Station gegeben. Die Anstalt wurde im Jahre 1892 unter der Leitung des Zoologen Dr. Otto Zacharias eröffnet. Das stattliche Stationsgebäude liegt unmittelbar am Ufer des großen Sees und empfängt aus diesem das erforderliche Wasser. Die Aufgaben der Station bestehen in der Durchforschung der Binnengewässer nach Pflanzen und Tieren aller Gattungen, in der Erforschung der Lebensverhältnisse, der Ernährung und der Fortpflanzung auch der kleinsten Geschöpfe. Die Ergebnisse der hier vorgenommenen Arbeiten werden Aufklärung schaffen über die Lebensbedürfnisse der nutzbaren Fischarten, über deren Parasiten und Krankheiten, auf kurzem Umwege also der rationellen Fischzucht zu gute kommen.

Jagd und Fischerei haben zuerst den Menschen veranlaßt, an den Ufern des Sees seine Hütten aufzuschlagen. Überall da, wo eine Au sich in den See ergoß, entstand eine Ansiedelung, so Bosau vor der Insel Bischofswerder, auf welcher der Bischof Vicelin in einem Zelte die erste Zeit seines Bistums zugebracht haben soll, wo der Priester Helmold um das Jahr 1171 die erste aller holsteinischen Chroniken schrieb; ferner Pehmen am Pehmer See, Nehmten, Godau, Sepel, Dersau, Ascheberg, das jetzt verschwundene Dorf „Zum Vierth" an der Fegetascher Au. Steinwaffen und Geräte, die in der Erde gefunden werden, weisen die Gründung jener Ansiedelungen in eine Zeit zurück,

von welcher keine Geschichte mehr erzählt. Die Stadt Plön verdankt ihre Erbauung den eisfreien Stellen, welche im Winter vor den Ausflüssen des großen Sees offen blieben und Sammelplätze für Fische und Wasservögel wurden. Bei den Eiswuhnen ließ der Wende sich dauernd nieder und hieß die Ansiedelung nach ihnen Plön. Hier konnte der den Wald lichtende Anbauer auch dann, wenn Feld und Wiesen keine Frucht hergaben, mit leichter Mühe den Lebensunterhalt erjagen.

Als später die ersten christlichen Missionare kamen und in Plön ein Gotteshaus errichteten, da weihten sie dasselbe dem heiligen Nikolaus, dem Patron der Seefahrer.

Nach der Vertreibung der Wenden im Jahre 1138 nahmen die sächsischen Eroberer deren Wohnplätze ein. Auf dem hochragenden Bischofsberge, von welchem aus das Heiligtum des Wendengottes Podaga über den See geschaut hatte, erbauten sie die Plöner Burg.

Den großen See teilte der Landesfürst mit dem Oldenburger Bischof, den Besitzern der Güter Nehmten und Ascheberg. Der ihm zugefallene größere Anteil wurde der Burg Plön zugelegt.

Sehr bald entstanden Streitigkeiten über die Fischereigrenzen im See, zuerst zwischen den holsteinischen Grafen und den Lübecker Bischöfen, dann zwischen den Plöner Herzögen und den Besitzern der Güter Ascheberg. Herzog Johann der Jüngere von Sonderburg ließ um das Jahr 1570, damit Mühle und Aalfang besser ausgenutzt werden könnten, den großen See um einige Fuß höher aufstauen und zur Sicherung des Staus im Westen der Stadt Erdwälle und Dämme anlegen. Der Ascheberger Gutsherr, dessen Wiesen das hohe Wasser überschwemmte, sandte seine Knechte und ließ die Dämme zerstören. Dann bot der Herzog wieder seine Plöner und Ahrensböcker Unterthanen auf, welche mit Feuerrohren und Spießen bewaffnet die Erdwälle ausbessern mußten. Sogar Blut wurde in dem Streite vergossen, der sich über ein halbes Jahrhundert hinzog. Aber die Wälle und der hohe Wasserstand blieben. Erst im Anfange des 19. Jahrhunderts fing man an, die Frage zu behandeln, ob es nicht zum Vorteile aller Seeanwohner notwendig sei, die Aufstauung wieder zu beseitigen. Im Jahre 1821 dachte man sogar daran, einen schiffbaren Kanal von der Trave durch den See, die Schwentine bis zum Kieler Hafen herzustellen, und Dr. F. A. Lorentzen veröffentlichte im „Staatsbürgerlichen Magazin“ eine Preisschrift über diesen Gegenstand. Die Ausführung scheiterte an dem Widerstande der Mühlenbesitzer. Erst im Jahre 1881 gelang es, auf Grund des Wassergenossenschaftsgesetzes vom 1. April 1879 die Anwohner des Sees zu einer Gesellschaft zu vereinigen, welche den Wasserspiegel um 4 Fuß

tiefer legte. (Die Höhe des Seespiegels beträgt jetzt nur noch 20,5 m über dem Spiegel der Ostsee.) Die Plöner Seemeliorations-Genossenschaft, wie die Gesellschaft genannt wurde, kaufte vom Fiskus die Plöner Wassermühle für die Summe von 145 000 M. und übernahm die Verpflichtung, das Mühlwerk zu beseitigen und niemals eine Aufstauung über die gegebene Höhe hinaus vorzunehmen. Sie gewann durch die Tieferlegung ungefähr 200 ha Uferland, konnte aber zeitweilige Überschwemmungen des kleinen Plöner Sees und der unteren Schwentine nicht verhindern.

In unserer eisenbahnreichen Zeit hat die große Wasserfläche für den Verkehr der Seeanwohner nicht mehr eine solche Bedeutung wie früher. Damals, als die Landwege noch schlecht waren, als es keine Kunststraßen gab, war es anders. Flöße und Kähne beförderten Bau- und Brennholz aus den Ascheberger und Nehmter Forsten nach der Stadt Plön, Ziegel und Dachpfannen von Bosau (aus den Wensiener Ziegeleien) und die Einwohner von Sepel und Godau brachten in Schiffen ihre Toten zur Kirche. Im Anfang der siebenziger Jahre begann ein eisernes Dampfboot regelmäßige Fahrten zwischen den Seeufern, mußte sie aber nach zehnjährigem Betriebe einstellen. Seit dem Jahre 1891 vermittelt wieder ein Schraubenschiff, welches durch Petroleum getrieben wird, den Verkehr der Uferbewohner. Außer dessen Flagge sieht man heute noch zahlreiche Wimpel kleinerer Lustfahrzeuge über dem Wasserspiegel flattern.

Überwältigend schön ist der Anblick von der Schloßterrasse über den See, wenn am Sommermorgen die weißen Segel auf der weiten stahlblauen Fläche lautlos dahingleiten. Rechts und links bilden die mit Wald bedeckten hügeligen Ufer prachtvolle Koulissen und vor uns erhebt sich aus dem Wasser heraus das Bosauer Kirchlein. Deutlich trägt die ruhige Luft die Glockentöne herüber, die den Sonntag, den Tag des Herrn verkündigen. An einem solchen Tage schrieb der dänische Reisende und Dichter Baggesen in sein Tagebuch: „Es ist der schönste Fleck auf dem Erdenkreise, ich will nicht weiter reisen, die Schönheit der Natur zu bewundern. Unmöglich, ich sehe nie eine Stelle wieder, wie die hier ist. Auf der ganzen Kugel blühet kein Paradies wie dieses. Hier will ich niederknieen, bis unter mir und über mir und um mich die ganze Schöpfung zertrümmert."

Erster Jahresbericht
über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Der Bot. Verein zu Hamburg, der sich die planmäßige Erforschung des Gebietes der Unterelbe zur Aufgabe gestellt hat, wurde am 7. Januar

1891 auf Anregung einer kleinen Zahl hiesiger Botaniker hin gegründet. Die Mitgliederzahl, welche am Gründungstage 13 betrug, ist zur Zeit auf 39 angewachsen. —

In den Sommermonaten des Jahres 1891 wurden vom Verein aus 8 größere Exkursionen in die weitere Umgebung Hamburgs unternommen; an diesen Ausflügen, auf denen auch zugleich die geschäftlichen Angelegenheiten des Vereins Erledigung fanden, beteiligten sich durchschnittlich 9 Mitglieder. Außer den 8 größeren Ausflügen sind wöchentliche Exkursionen von verschiedenen kleineren Gruppen des Vereins während des ganzen Sommers gemacht worden.

Die Vereinsversammlungen, welche statutengemäß im Winterhalbjahr monatlich stattfanden, erfreuten sich durchschnittlich eines Besuches von 15 Mitgliedern. — In den 4 Versammlungen des Winters 1891 ist die auszuübende Vereinsthätigkeit, sowie Anlage, Einrichtung und Verwaltung des Vereinsherbar näher erörtert und festgesetzt worden.

In den Versammlungen des Winters 1891/92 sind über nachstehend bezeichnete Themata Vorträge gehalten:

1. Einige interessante Pflanzen der hiesigen Flora, von Hrn. Otto Jaap, Lehrer in Hamburg.
2. Die Flora des Hochobirs (Karawanken), von Hrn. Justus Schmidt, Lehrer in Hamburg.
3. Einige interessante Pflanzen des östlichen Deutschlands, von Hrn. Dr. Prahl, Oberstabsarzt in Wandsbek.
4. Die Flora des Riesengebirges, von Hrn. W. Hansen, Lehrer in Hamburg.
5. Die in der Umgegend Hamburgs vorkommenden Rubus sp., von Hrn. F. Erichsen, Lehrer in Langenhorn.
6. Die Flora Hitzackers, von Hrn. W. Zimpel, Kaufmann in Hamburg.
7. Die Flora Thüringens, von Hrn. O. Jaap.
8. Einige seltenere Pflanzen Hamburgs, von Hrn. Just. Schmidt.
9. Einige wenig beobachtete Pflanzenformen aus der heimatlichen Flora, von Hrn. Dr. Prahl.
10. Monströse Bildungen an hiesigen Pflanzen, von Hrn. Jul. Herbst, Pharmazeut in Altona.
11. Referat über Nöldeckes Flora von Lüneburg etc., von Hrn. F. Erichsen.
12. Über zweifelhafte Pflanzen der hiesigen Flora, von Hrn. J. Schmidt und Hrn. O. Jaap.

Das Ergebnis der vielen, sowohl vom Verein, als auch von einzelnen Mitgliedern unternommenen Exkursionen war recht erfreulich. Wenn auch nicht zu erwarten war, daß gleich eine große Zahl neuer Pflanzen entdeckt werden würden, so gelang es doch dem eifrigen Bemühen der

Suchenden, einige Neuigkeiten in unserer Flora zu entdecken, verschollene Bürger derselben wieder aufzufinden und für seltenere Pflanzen neue Fundstätten festzustellen.

Aus der großen Zahl von Beobachtungen heben wir zunächst diejenigen hervor, welche sich auf einheimische Pflanzen beziehen, und zwar handelt es sich um neue Pflanzen und Pflanzenformen des Gebiets, sowie um verschollene Glieder desselben. Beobachtet sind:

Silaus pratensis Besser bei Geesthacht; genauere anzustellende Untersuchungen müssen ergeben, ob es sich um eine wirklich im Gebiete einheimische oder um eine vorübergehend vorkommende Pflanze handelt.

Carex Buxbaumii Wahlbg. im Eppendorfer Moor; seit Sickmann, 1836, nicht wieder beobachtet.

Alnus glutinosax incana auf der Uhlenhorst.

Colchicum autumnale L., eingebürgert auf Wiesen bei Langenhorn.

Hieracium stoloniflorum W. & K. bei Reinbek; war lange Jahre verschollen.

Hieracium Auricula L. in einem Park in Flottbek; war ebenfalls lange Zeit nicht mehr beobachtet.

Thesium ebracteatum Hayne bei den Luruper Tannen; in den letzten 20 Jahren nicht mehr gefunden.

Asplenium Trichomanes L. an der Kirchhofsmauer in Siek; seit Nolte, 1823, nicht mehr beobachtet.

Neue Formen für unser Gebiet waren:

Atriplex hastatum var. longipes Drej.
Batrachium fluitans var. Bachii Wirtg.
Botrychium Lunaria f. subincisa Roeper.
Potamogeton lucens f. validus Fieber.
Solanum nigrum var. stenopetalum A. Br.
Solanum nigrum var. villosum Lmk.

Zwei neue Formen von Scirpus compressus Pers. und Anemone ranunculoïdes L., die bis dahin noch nicht bekannt waren, werden später genauer beschrieben werden.

Neue Fundstätten für seltene Gefäßkryptogamen Hamburgs sind festgestellt:

Asplenium septentrionale (L.) Hoffm. bei Kasseburg, Kreis Herzogtum Lauenburg.

Asplenium Trichomanes L. am Falkenberg bei Neugraben unweit Harburgs, am Wege von Trittau nach Großensee im Kreise Stormarn.

Cystopteris fragilis Bernh. bei Winterhude unweit Hamburgs.

Botrychium Lunaria (L.) Sw. bei Poppenbüttel, Kreis Stormarn.

Lycopodium Selago L. bei Ahrensburg, Kreis Stormarn.
Lycopodium Chamaecyparissus A. Br. im Rosengarten bei Harburg.
Salvinia natans L. in der Dove-Elbe bei Hamburg.

Besonders reichhaltig erwies sich die Adventivflora Hamburgs in den beiden letzten Jahren. Seit vielen Jahren zeigen sich in unserer Umgebung eingeschleppte Pflanzen, zuweilen in großen Mengen; doch verschwinden dieselben meistens ebenso schnell, wie sie gekommen. Mag dieses zum Teil darin seinen Grund haben, daß ihnen seitens der Botaniker zu eifrig nachgestellt wird, zum Teil aber auch darin, daß die Orte, an denen man Pflanzen dieser Art antrifft, sich zu schnell verändern. Größtenteils findet man die Adventivpflanzen auf Schutthaufen und Baggererde, die mit Schutt und Kehricht gemischt ist. Erdhaufen dieser Art läßt man in der Regel 2—3 Jahre lagern, während welcher Zeit sich dieselben mit sehr üppiger Vegetation bedecken. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Schutthaufen zu Kulturen, Aufhöhungen ꝛc. verwendet, und demnach muß die Vegetation, welche zuweilen einen fremdländischen Charakter trägt, zu Grunde gehen. Daraus dürfte es sich erklären, daß von den vielen fremden Pflanzen, welche in den letzten 10 Jahren bei uns beobachtet worden sind, keine bis jetzt sich eingebürgert hat.

Namentlich reich an Fremdlingen war unsere Flora im Sommer 1890; dahingegen war das Jahr 1891 weniger ergiebig an Adventivpflanzen, weil, polizeilicher Vorschrift gemäß, ein längeres Lagern von Schutt ꝛc. nicht mehr gestattet ist. Das gesamte Abfuhrmaterial muß möglichst schnell untergepflügt werden. Nur ein Haufen von Kaffeehülsen am Elbufer unterhalb Blankeneses verdient aus dem Jahre 1891 der Erwähnung. Auf diesem zeigte sich eine außerordentlich üppige Vegetation von größtenteils brasilianischen Pflanzen, die leider bis jetzt nur zum kleinsten Teile bestimmt sind. An neuen Pflanzen unserer Adventivflora erwähnen wir aus den beiden letzten Jahren:

Agrostis nebulosa Boiss. & Reut., Alternanthera paronychioïdes St. Hil., Amarantus adscendens Loisl., Avena capillaris M. & K., Bidens pilosus L., Bidens leucanthus W. (als Art), Briza minor L., Bromus madritensis L., Bupleurum protractum Lk. Hoffmegg., Chorispora tenella D. C., Cicer arietinum L., Convolvulus sepium f. coloratus, Lange, Eleusine indica Gärtn. Festuca rigida Kth., Galium Aparine var. Vaillantii D. C., Glaucium flavum Crntz., Orlaya grandiflora Hoffm., Potentilla micrantha Ramond, Salvia nemorosa L., Setaria italica f. germanica P. B., Silene saponariaefolia Schott., Silene linicola Gmel., Solanum aculeatum Dun., Tragopogon major var. graminifolius Ritschl.,

Trifolium resupinatum L., Verbascum phoenicium L. und Vicia villosa var. glabrescens Koch.

An Adventivpflanzen, die schon in früheren Jahren bei uns gesammelt, aber in den beiden letzten Jahren, zum Teil recht häufig, wieder auftraten, führen wir an:

Aegilops cylindrica Host., Amarantus Blitum L., A. spinosus L., Ambrosia artemisiaefolia L., Anthemis ruthenica M. B., A. austriaca Jacq., Aremonia agrimonoïdes Neck., Asperula arvensis L., Atriplex litorale L., Beta maritima L., Blitum capitatum L., B. virgatum L., Brassica elongata Ehrh., Bromus brizaeformis Fisch. & Mey., B. commutatus Schrad., B. patulus M. & K., B. squarrosus L., B. unioloïdes Humb. & Kth., Caucalis daucoïdes L., Centaurea cristata Bartlg., Chenopodium ambrosioides L., Crataegus Azarolus L., Cynosurus echinatus L., Echinospermum patulum Lehm., Elymus caput Medusae L., Erysimum orientale L., Helminthia echioïdes Gärtn., Hordeum jubatum L., Lagurus ovatus L., Lathyrus Aphaca L., L. tuberosus L., Lepidium micranthum Ledeb., L. perfoliatum L., Medicago arabica All., M. Aschersoniana Urban, M. denticulata Willd., Melilotus parviflorus Desf., Narcissus poeticus L., N. pseudonarcissus L., Nasturtium austriacum Crntz., Phleum asperum L., P. graecum Boiss. & Heldr., Potentilla pilosa Willd., Rapistrum perenne All., R. rugosum All., Reseda alba L., Rhagadiolus stellatus Gärtn., Salvia silvestris L., Scandix Pecten Veneris L., Senecio vernalis W. & K., Sideritis montana L., Silene conica L., S. dichotoma Ehrh., S. gallica L., Sinapis juncea L., Sisymbrium Columnae Jacq., Stachys annua L., Trigonella laciniata L., Triticum cristatum Schreber, Tunica prolifera L., Turgenia latifolia Hoffm., Vaccaria parviflora Mnch., Verbascum Blattaria L., Vicia bithynica L., V. grandiflora Scop., V. lutea L., V. pannonica Jacq., V. pannonica var. purpurascens Koch und V. tricolor Seb. & Maur.

Hamburg, im April 1892. Justus Schmidt,
z. Z. I. Vorsitzender.

Bemerkungen zur neuen Litteratur über die Geographie Schleswig-Holsteins.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Die letzten Jahre haben uns mit einer verhältnismäßig reichen Litteratur von mehr oder weniger für den Schulgebrauch bestimmten Schriften über die Landeskunde unserer Provinz beschenkt. 1890 erschien eine neue Auflage der „Geographie der Provinz Schleswig-Holstein und

des Fürstentums Lübeck" von Prof. Dr. A. Sach; 1891 statt der zurückgezogenen ersten Ausgabe die zweite von der „Landeskunde von Schleswig-Holstein" von Dr. O. Scholz bei F. Hirt in Breslau, eine für die Provinz berechnete Ergänzung zu den bekannten Seydlitz'schen Büchern; 1891 ferner die „Landeskunde der Provinz Schleswig-Holstein" von J. N. Starken. Aus dem Jahre 1884 stammt die neueste Auflage von v. Osten's Buch: Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern.

Ich will hier keine eingehende Kritik dieser Schriften geben, sondern einige Bemerkungen über die heimische Geographie im allgemeinen machen, die für die Verfasser Fingerzeige zu — bei dem einen mehr, bei dem andern minder — notwendigen Verbesserungen in künftigen Auflagen sein mögen, und schließlich einige Mängel der einzelnen Schriften hervorheben.

Die Einteilung Schleswig-Holsteins in Marsch, Mittelrücken, östliches Hügelland sieht so einfach und verständlich aus, giebt aber doch oft Veranlassung zu falscher Anschauung. Der Name „Mittelrücken" — man denke an den bekannten Vergleich des Landes mit einem fetten Schwein — erweckt naturgemäß die Vorstellung, daß dort die eigentliche Höhe des Landes zu finden ist und nach beiden Seiten hin eine Abdachung eintritt. Und diesen Glauben findet man in der That recht oft. Anderswo wird Mittelrücken mit Wasserscheide, d. h. der Wasserscheide von Nord- und Ostsee, gleichbedeutend genommen; dann wäre es aber besser, in diesem Falle das Wort Wasserscheide zu verwenden. Wasserscheide und Höhenrücken weichen aber oft in auffallender Weise von einander ab (vergl. z. B. im Balkan, Himalaya), und auch in Schleswig-Holstein giebt die Begrenzung des östlichen und mittleren Teiles durch die Wasserscheide leicht zu erheblichen Mißverständnissen Anlaß. Der mittlere, unfruchtbare Landesteil bildet vielfach, so in der Südhälfte Schleswigs und in der ebenen Fläche von Großenaspe bis an die Eider eine Mulde, die zwischen Höhenzügen eingebettet ist; selbst den südlichen Teil der Provinz von der Segeberger Heide an kann man als Mulde mit einem im Westen nicht überall stark hervortretenden Uferrand bezeichnen. Wäre die Marsch nicht noch niedriger, so würde jenes unglückliche Wort „Mittelrücken" wohl kaum erdacht sein. Die Stadt Neumünster mit 22 m Höhe über Normal-Null liegt doch gewiß nicht auf einem „Rücken". Ein Rücken findet sich viel eher an der Wasserscheide von Trave und Schwentine. — Ich würde demnach empfehlen, das Wort „Mittelrücken" ganz zu meiden.

Zweitens ist es wohl Zeit, die Ergebnisse der neueren geologischen Forschung auch in der Schule vorzuführen, was noch nicht von allen

genannten Verfassern geschehen ist, am mangelhaftesten von Sach, dessen „Anhang" nur die Drift-Theorie kennt, die doch jetzt kaum noch einen Anhänger zählt. Die doppelte Vergletscherung des Landes, von denen die zweite sich vor allem im Osten geltend gemacht und den bunten Wechsel von Hügeln und Mulden geschaffen hat, läßt sich ohne Schwierigkeit dem Schüler begreiflich machen und erklärt ihm auch, warum überall die Steingeröllmassen sich im Boden vorfinden. Hier sehen wir eigentlich klarer als in der andern Frage, wie die Verwüstung der westlichen Dünenkette eingetreten ist, d. h. was es mit der sogenannten cimbrischen Flut auf sich hatte. Von v. Maacks Urgeschichte, die der Verfasser wohl hauptsächlich benutzt hat, dürfte doch wohl manches zu streichen sein.

Drittens muß ich es sehr bedauern, daß die Ergebnisse der neuen Landesvermessung so wenig, teilweise gar nicht berücksichtigt worden sind, und sie liegen doch schon etwa 10 Jahre auf den prächtigen Generalstabskarten und noch länger auf den Meßtischblättern vor. Daher sind die Höhenschichten-Karten vielfach geradezu falsch. Das eigentümliche, großwellige Gebiet zwischen Heide und Neumünster, wo die Eisenbahn mehrfach Steigungen von 1 : 60 aufzuweisen hat und Höhen über 70 m wiederholt vorkommen, tritt auf einigen Karten und auch in der Terrainbeschreibung völlig zurück. Auch anderswo sind die älteren Höhenangaben sehr falsch gegriffen: der Pariner Berg z. B. bei Schwartau mißt nicht 126 m, sondern nur 72, der Bornberg bei Bargteheide 59, nicht 81 m.

Viertens sind fast überall die Seeen ohne nähere Charakterisierung ihrer Eigentümlichkeiten aufgezählt; es sind aber die zahlreichen Moränenseeen des östlichen Hügellandes ganz anderer Art als die Strandseeen an der Ostseeküste und auf der Insel Fehmarn und die seichten Marschseeen, die der verfrühten Eindeichung des umliegenden oder anliegenden Gebiets ihren Ursprung verdanken.

Am inhaltreichsten von den genannten Schriften ist die von Sach. Ich vermisse bei ihm eine eingehende Berücksichtigung der Gewerbthätigkeit der verschiedenen Städte. Das geschichtlich Denkwürdige ist überall hervorgehoben; von den zahlreichen Etymologieen sind etliche wohl anfechtbar. Wenig schön ist die Karte. Bei Lampenlicht sind die Nuancen der gelben Farbe schwer zu unterscheiden. Die Küste von Süderdithmarschen ist ungenau gezeichnet, da eine Karte aus der Zeit vor der Eindeichung des Kaiser-Wilhelms-Kooges benutzt zu sein scheint; die Insel Trieschen fehlt ganz. Überhaupt möchte ich empfehlen, in der Marsch neben der Küstenlinie die Linie des wirklich eingedeichten Landes einzutragen, ist doch die Deichlinie die wichtigste und konstanteste in der Marsch. — Die Pohnshallig hängt bereits mit Nordstrand zusammen; der Damm von

der Küste nach der Hamburger Hallig war anzudeuten. Die Darstellung der Höhen läßt besonders in dem alten Holstengebiet westlich von Neumünster größere Genauigkeit vermissen. Steinhorst liegt nicht nordwestlich von Ahrensburg, sondern im nordwestlichen Lauenburg. — Sehr zu bedauern ist, daß Inhaltsverzeichnis und Register, ja auch die Seitenüberschriften fehlen; die bloßen Seitenzahlen nützen doch zu gar nichts. Für ein Buch, in dem man rasch etwas finden will, ist das ein recht unangenehmer Übelstand.

O. Scholz, Landeskunde. Ich rede nur von der 2. Auflage und lasse die erste ruhen. Im Ganzen recht brauchbar; bei der Ortskunde ist auf die Beschäftigung der Bevölkerung, besonders auf die gewerbliche Thätigkeit Rücksicht genommen. — Auch hier hätte etwas mehr für die Bequemlichkeit der Orientierung geschehen können; es wird z. B. verwiesen auf Kap. V., das man aber erst mühsam zu suchen hat; neben den Seitenüberschriften erforderten doch die Zahlen I., II. u. s. w. nicht viel Raum. — Die Höhendarstellung ist nicht tadelfrei; die „Nebenkämme, die sich von dem baltischen Höhenzuge abzweigen," wollen mir gar nicht behagen; ein Kamm existiert überhaupt nicht. Scholz scheint auch die Generalstabskarte nicht zu kennen, sonst würde er statt mancher Höhen, die er giebt, andere angeführt haben; genannt ist z. B. der Ketelvierth mit 73 m, nicht die nahe Boostedter Höhe mit 94, genannt der Götzberg mit 70 m, nicht die nahe Höhe bei Kisdorf mit 91 m. Ich möchte dem Verfasser raten, die Terraindarstellung bei Jansen (Poleographie) zu vergleichen, die von allen die richtigste ist, abgesehen davon, daß auch Jansen die Höhen nach alter Weise ohne Benutzung der Generalstabskarten giebt. Den höchsten Punkt Dithmarschens, den Schrumer Berg mit 79 m finde ich nirgends erwähnt. — Kleinere Versehen will ich *nicht weitläufig aufzählen*; z. B. Seite 21 unter Lütjenburg: „Eisenbahnverbindung mit Gremsmühlen (vergl. Oldenburg-Eutin)." Wozu diese eingeklammerten Worte? Hadersleben und Apenrade liegen doch nicht an der großen Eisenbahnlinie! Der Satzbau ist hin und wieder schwerfällig, unverständlich sogar Seite 29 Ende. — Das Fürstentum Lübeck hat Scholz in der Ortskunde zwischen die holsteinischen Kreise eingeschoben, was nicht zu billigen ist.

Die Bilder entsprechen nicht alle den heimatlichen Verhältnissen. Das sächsische Bauernhaus der oldenburgischen Gegend ist bei uns nicht sehr häufig und sieht auch etwas anders aus; es waren Abbildungen von den am meisten vorkommenden Häusern zu geben, also von dem gewöhnlichen aus dem altsächsischen hervorgegangenen Bauernhaus, von dem angelitischen und etwa auch vom Heuberge. — Das „Wohnhaus

auf der Hallig" sieht unwahrscheinlich kümmerlich aus.*) — Bei dem Bilde „Fischfang und Weidewirtschaft an der holsteinischen Küste" hätte die Gegend, aus der das Motiv entnommen ist, angegeben werden müssen; statt des Bildes: „Eingedeichte Nordseemarsch" war eins von der holsteinischen Küste zu wählen. Auf dem Kärtchen zum Nordostseekanal ist der Maßstab für die Höhe ganz falsch angegeben, er ist nicht 1 : 250000, sondern 1 : 1500.

Starken, Heimatkunde. Sehr mangelhaft sind auch hier die Höhenpunkte angegeben; in einem nachträglich erschienenen Anhang (siehe „Heimat" 1892, Seite 34) sind sie verbessert und andere nachgetragen; doch fehlen auch hier noch manche nennenswerte Punkte; aus Dithmarschen z. B. ist nur der Wodansberg mit 37 m erwähnt; es fehlt der höchste Punkt, der Schrumer Berg, (s. oben), dgl. der Hamberg bei Burg mit 62 m. — Die Bahnen sind so geordnet: „Zwei Küstenbahnen, verbunden durch Querbahnen, die teilweise den Grundstock und die Hauptbahnen bilden, ziehen von Lauenburg nach Kolding und von Altona nach Ripen." Abgesehen davon, daß die Bahn Lauenburg-Oldesloe-Neumünster-Flensburg keine Küstenbahn ist, muß man doch von der Hauptbahn ausgehen: Altona-Kolding, und das ist eine Bahn mitten durch das Land, die nur zwei an den westlichen Enden der Föhrden gelegene Städte berührt. Unverständlich ist die Bemerkung, „an den Zusammenhang Fehmarns mit dem Festlande erinnere die Sage vom Pferdekopf (Perekope gleich Landenge)," für alle, die die Sage und die Herkunft des Wortes Perekope nicht kennen, und das sind mindestens 90 % selbst der Gebildeten. Klar ist hier Sach. — Die Ortskunde ist sehr dürftig und die Ortschaften sind sehr ungleichmäßig behandelt; die Auswahl des Erwähnenswerten ist sehr willkürlich, sodaß bei dem einen Orte das erwähnt ist, was bei dem andern ungenannt bleibt. — In Süderdithmarschen werden u. a. Wöhrden, Hemmingstedt und Brunsbüttel genannt, dann heißt es: „Burg, Wöhrden und Hemmingstedt." Es fehlen wohl die Worte „historisch denkwürdig". Warum ist Hemmingstedt denn aber vorher genannt, ohne daß etwas Erwähnenswertes beigefügt ist?

Malente liegt nach der Bemerkung auf S. 14 in Holstein statt im Fürstentum Lübeck. — Am Schluß ist das Fürstentum Lübeck behandelt; die letzten Worte lauten: „Hafkrug**) und Scharbeutz sind gesuchte Badeörter." Besucht ist doch vor allem Niendorf! — Die Karten sind schlecht, etwa ein Jahrzehnt alt, ohne die neuen Eisenbahnen, ohne den Nordostseekanal, mit vielen Fehlern in der Küstenlinie, in der Abgrenzung von Marsch und Geest,

*) S. die Abbildungen in Traeger, die Halligen.

**) Falsch statt Haffkrug, ebenso Leetzen statt Leezen.

in der Zeichnung der Höhenstufen (besonders in dem Dreieck Heide-Neumünster-Itzehoe), in den Höhenzahlen (die meisten falsch), sogar in den politischen Grenzen, z. B. auf Karte 2 bei dem Fürstentum Ratzeburg, das doch von der roten Linie nicht umschlossen werden sollte. Auf Karte 1 ist südöstlich von Oldesloe eine Lübecker Enklave gezeichnet, wohl das Gut Frauenholz, das früher der Marienkirche in Lübeck gehörte, aber doch unter holsteinischer Territorialherrschaft stand. (Noch ärger macht es die Liebenow'sche Karte, die mehrere lübsche Stiftsdörfer einfach zum Lübecker Staatsgebiet rechnet). Empfehlen kann ich nach alledem diese Heimatskunde nicht.

v. Osten's Buch ist als Heimatskunde für Schule und Haus recht praktisch. Eine Durchsicht für eine neue Auflage ist in einigen Punkten allerdings erforderlich. — Die Existenz der Marschinsel Sandfoert mit der St. Andreas-Kapelle (S. 30) ist sehr zweifelhaft und dürfte nicht als etwas Historisches hingestellt werden.

Auch die Beschreibung der Kreise Norderdithmarschen und Süderdithmarschen sowie die der Kreise Steinburg und Pinneberg sind recht brauchbare Schriften desselben Verfassers.

Die Entwicklung des Gelbrands (Dyticus) im Zimmer.

Von K. Jessen in Kiel.

Um Anfang Mai wimmelt es in vielen kleineren Gewässern auf Feld und Moor von zahllosen Froschlarven. Im Laufe ihrer Entwicklung verringert sich ihre Zahl. Während aber diese Verminderung in einer Grube nicht sonderlich auffällt, ist sie anderswo eine so starke, daß man nach etwa 4—5 Wochen nur noch mit Mühe einige Tierchen fängt. Die Wassergruben, in denen man das letztere beobachtet, beherbergen wohl in den meisten Fällen eine größere Anzahl Gelbrandslarven. Sie sind es nämlich, die ganz besonders unter den Kaulquappen, auch unter den größeren, aufräumen, wobei sie allerdings von manchen anderen Räubern, z. B. von Libellenlarven und von dem Gelbrand selbst, unterstützt werden.

Ist schon dieser Umstand geeignet, uns auf die Gelbrandslarve aufmerksam zu machen, so verdient sie unsere Beachtung noch mehr aus einem anderen Grunde.

Unter unseren Käfern dürfte der Gelbrand als derjenige zu nennen sein, dessen Entwicklung sich am leichtesten im Zimmer beobachten läßt. Denn die Larve des Maikäfers entzieht sich den Blicken zu sehr,

während diejenige des Gelbrands jederzeit und in allen ihren Lebensäußerungen der Beobachtung zugänglich ist, wobei insbesondere auch die Häutung nicht unbemerkt bleibt.

Wer aus eigenem Interesse die Entwicklung des Gelbrands näher kennen lernen oder dieselbe im Schulzimmer beobachten lassen will und ein Aquarium nicht besitzt, der bedarf dazu nur eines Glashafens. Am besten eignet sich zu diesem Zwecke ein niedriger, weiter Hafen von 20—30 cm Durchmesser oder eine große Krystallisationsschale, doch ist auch jeder andere Glashafen von mindestens 15 cm Durchmesser völlig ausreichend. Man legt einen Stein hinein — etwa einen thon- oder kalkhaltigen — und benutzt frisches Brunnenwasser, wenn man klares Wasser aus einer Moorgrube oder einem Bache nicht haben kann. In dieses bringt man einige Wasserpflanzen. Sie halten das Wasser frisch und versorgen es mit Sauerstoff. Zwar atmet die Gelbrandslarve selbst keine Wasserluft, wohl aber thun es andere Tiere, die ihr als Nahrung dienen können. Die geeignetste Pflanze, von der schon einige Zweige hinreichen, ist die Wasserpest, Elodea canadensis, die jetzt überall verbreitet sein wird. Es ist eine untergetauchte Wasserpflanze, deren Zweige, auch ohne daß sie wurzeln, fortwachsen. Kenntlich ist sie an den länglich-lanzettlichen, paralellnervigen Blättern, die zu dreien ziemlich dichtgestellte Quirle bilden. Sodann läßt sich die untergetauchte Wasserlinse, Lemna trisulca, sehr gut verwenden. Der Bedarf an Tieren beschränkt sich auf die Larve nebst ihren Nährtieren und auf 3—5 größere Schlammschnecken, damit die Glaswand einigermaßen von Algen freigehalten wird und durchsichtig bleibt. — Es kann nur vorteilhaft wirken, wenn man bei Beschaffung der Pflanzen oder Tiere dem Brunnenwasser im Glashafen klares Moorwasser beimischt.

Die Larve des Gelbrands zeichnet sich durch Gefräßigkeit aus. Schon aus diesem Grunde wird man gut thun, nur eine einzige Larve zu halten. Wollte man einer größeren noch einige kleinere zugesellen, so dürften diese über kurz oder lang der großen zum Opfer fallen.

Während des Sommers findet man die Gelbrandlarven auf allen Entwicklungsstufen in den Moorgruben und in den Tränkstellen unserer Felder. Man ist also in der Lage, die Tiere von früher Jugend auf, von etwa 1 cm Länge an, aufwachsen zu sehen, muß dann aber in der ersten Zeit für das Vorhandensein kleinerer Wasserinsekten (Eintagsfliegenlarven 2c.) Sorge tragen. Weniger Mühe macht die Erhaltung der Larve, wenn man eine etwas größere zur Beobachtung wählt. Sie kann mit Kaulquappen gefüttert werden, die wohl in den meisten Fällen bequemer zu beschaffen sind. — Man wird mit Sicherheit darauf rechnen

dürfen, daß bei einer solchen Larve die letzte Häutung noch nicht stattgefunden hat, solange sie nicht über $2^{1}/_{2}$ cm mißt.

Die beigegebene Abbildung*) führt uns außer dem Männchen und Weibchen eine größere Larve des Gelbrands vor Augen. Mit ihren behaarten Beinen durchrudert sie das Wasser. Mit S-förmig gebogenem Körper sitzt sie ruhig an Wasserpflanzen, oder sie hängt, von zwei bewimperten Körperanhängen getragen, an der Oberfläche des Wassers, um zu atmen. Denn am Grunde dieser Federbüschel, also am Hinterende des Körpers, liegen die Atmungsöffnungen. Die eigenartige Körperhaltung sowohl, als auch die großen, zangenförmigen Oberkiefer sind sichere Kennzeichen des Tieres. Da es häufig an die Oberfläche kommen muß, sieht und fängt man es leicht.



Gelbrand (Dyticus marginalis) mit Larve und Kaulquappe. Rechts Weibchen, meistens mit längsgefurchten Flügeldecken; links Männchen mit glatten Flügeldecken und Saugscheiben an den Vorderfüßen.

Die beiden Oberkieferzangen sind der Länge nach durchbohrt und bilden so den Anfang des Nahrungskanals. Denn die Gelbrandslarve verzehrt ihre Beute keineswegs vollständig, sondern sie saugt dieselbe nur aus. Demgemäß ist die Zahl der Tiere, die sie zum Lebensunterhalt braucht, eine große. Ganz besonders gefräßig erscheint sie kurz vor der Verpuppung. — Ich glaube übrigens bemerkt zu haben, daß eine Larve,

*) Das Cliché zu obiger Abbildung ist dem Lehrbuch der Zoologie von Altum und Landois (Herdersche Buchhandlung, Freiburg i. Br.) entnommen.

die in ihrer Umgebung einen großen Reichtum von Nährtieren vorfindet, ihre Beute zuweilen nur unvollkommen aussaugt und sie bald wieder fallen läßt. Man wird daher die Froschlarven, die man sich zur Fütterung der Käferlarve verschafft hat, lieber nicht auf einmal, sondern nach und nach in den Behälter der letzteren bringen. In Ermangelung von Kaulquappen und kleinen Salamandern kann man der Larve auch zerteilte Regenwürmer geben. Die Reste, welche sie fallen läßt, muß man bald aus dem Hafen entfernen, damit nicht durch ihre Zersetzung das Wasser verdorben wird. Am bequemsten geschieht dies mit einem Glasrohr, das man am oberen Ende mit dem Finger verschließt und dann über die Tierleichen bringt. Beim Fortnehmen des Fingers reißt das eindringende Wasser die Tierreste mit in das Glasrohr hinein, dessen Inhalt nun herausgehoben werden kann.

Ob man bei eintretender Häutung den Vorgang selbst, also das Herausschlüpfen der Larve aus ihrem alten Kleide, zu sehen bekommt, hängt freilich bei nur einem Beobachtungstiere vom Zufall ab. Jedenfalls findet sich die abgestreifte Haut vor. Man bemerkt, daß die Oberseite des Bruchstücks in der Längsrichtung, und daß außerdem noch das Kopfschild gespalten ist. Im übrigen ist die abgelegte Haut unversehrt und läßt z. B. die Schwimmhaare, die Kieferzangen, Fühler und Augen, überhaupt alle äußeren Körperteile, deutlich erkennen. Vielleicht hat man Gelegenheit, die Gelbrandslarve kurz nach ihrer Häutung zu beobachten. Ihr neues Kleid erscheint zu Anfang zart. Es ist fast weiß von Farbe. Allmählich färbt es sich dunkler. Eine Larve, bei der ich diese Veränderung beobachtete, hatte nach 2—3 Stunden ihre frühere braune Färbung wiedererlangt.

Die Larven der einzelnen Gelbrandsarten werden verschieden groß. Gegen 5 cm und darüber beträgt ihre Länge kurz vor der Verwandlung. Die erwachsene Larve läßt Nährtiere, die ihr nahen, unbehelligt, verschmäht auch die dargereichte Nahrung. Ist dies bemerkt worden, so mag man sie noch etwa einen Tag sich selbst überlassen. Sie wird anfangen, an der Wand ihres Behälters unruhig umherzuwandern, macht auch wohl einen Versuch, aus dem Wasser emporzukriechen. Dies gelingt ihr zwar am Rande einer Wassergrube, hier indessen versucht sie es vergeblich, da die Glaswand zu glatt ist. Vielleicht untersucht sie auch deren Beschaffenheit mit den Kieferzangen. Nun ist es Zeit ihr zu Hilfe zu kommen, denn die Larve hat die Absicht, sich in die Erde hineinzugraben, um sich dort zu verpuppen. — Man hat vorher einen Blumentopf bereit gestellt, dessen Erde nicht fest, aber auch nicht allzu locker ist und eine mäßige Feuchtigkeit besitzt. Auf diesen bringt man

nun die Larve. Entschließt sie sich nicht gleich zum Eingraben, verläßt sie vielmehr unbeholfen kriechend den Topf, um einen Platz aufzusuchen, der ihr noch besser zusagt, so zwingt man sie zum Bleiben, indem man den Topf mit Drahtgaze verschließt oder ihn mit einer beschwerten Glasplatte so verdeckt, daß ein ausreichender Luftwechsel stattfinden kann. Vielleicht ist es der Larve noch angenehmer, wenn der Topf zunächst in eine stark geneigte Lage gebracht wird, da anzunehmen ist, daß sie sich leichter von der Seite als von oben eingraben kann; notwendig ist aber eine solche Lage des Topfes nicht. Natürlich darf derselbe nur soweit mit Erde gefüllt sein, daß die Larve sich zwischen dieser und der Decke ungehindert bewegen kann. — Als Grabwerkzeug dient ihr insbesondere der flache, vorn ziemlich scharf gerandete Kopf. Gelegentlich, aber wohl nur ausnahmsweise, wird auch ein Erdklümpchen mit den Kieferzangen gefaßt und nach oben gelegt.

Was nun weiter in der Erde vor sich geht, entzieht sich für uns erst der Beobachtung. Soll sich das Tier bis zum Käfer ausbilden, so wird es wohl kaum angehen, dasselbe noch vor dem Abstreifen der Larvenhaut zu stören; wenigstens habe ich einen derartigen Versuch nicht gemacht. Man halte aber die Erde durch Eingießen von Wasser in den Untersatz des Blumentopfes mäßig feucht.

2—3 Wochen nach dem Vergraben der Larve stürzt man den Blumentopf um, nachdem die Erde vorher gut angefeuchtet worden ist. Hatte die Larve ihre Puppenwohnung unmittelbar an der Topfwand hergerichtet, so sieht man die weiße Puppe sofort durch die Lücke hindurch in ihrer Wohnkammer liegen. Wo nicht, so untersucht man vorsichtig den Rand des Erdhaufens, um ihre Lage zu ermitteln, und hebt dann den oberen Teil sorgfältig ab. Auf diese Weise wird es meistens gelingen, die eine Hälfte der fast kugelrunden Höhle unversehrt zu erhalten, was jedenfalls in der Schule wünschenswert ist, damit die Kinder die schön geglättete Wandung der Höhle sehen und die sorgfältige und sicher nicht leichte Arbeit des kleinen Baumeisters achten lernen. Dessen einstige Haut liegt zusammengeschrumpft, im Rücken aufgespalten, neben der Puppe. Diese selbst ist weiß von Farbe, hat schwarze Augen und zeigt die Glieder des Käfers sehr deutlich. Bei der geringsten Berührung überzeugt sie den Beschauer durch lebhafte Bewegungen von ihrem Leben.

Die Puppe wird nun behutsam aus der Höhlung genommen und die Erde in den Topf zurückgebracht. Man mag versuchen, den Rest der Höhlung zuletzt als Ganzes in den Topf zu bringen. Zerbröckelt sie, so stellt man selbst eine ähnliche Vertiefung von flacher Halbkugel-

form her und bringt die Puppe hinein. Die Erde wird wiederum feucht gehalten und die Puppe vor den Sonnenstrahlen geschützt. Auch mag man den Topf dicht verdecken, um die Umgebung der Puppe zu verdunkeln. Wenn 3 Wochen nach dem Eingraben der Larve verflossen sind, wird die Puppe weiter beobachtet. Bald beginnen einzelne Teile im Innern der Hülle zu dunkeln, z. B. die Kiefer und die Fußkrallen des Käfers. Eines Tages, etwa 4 Wochen nach dem Eingraben der Larve, finden wir die Puppenhaut abgestreift, und in der Höhlung liegt ein Käfer, dessen Haut noch größtenteils gelblichweiß und zart ist. Allmählich, langsam färbt sie sich aus und erhärtet zugleich. — Es leuchtet ein, daß der Käfer unter den gewöhnlichen Verhältnissen seine schützende Jugendwohnung erst verläßt, nachdem sein Hauptpanzer völlig erhärtet ist. Ein Gelbrand, dessen Puppenwohnung ich nicht aufbrach, erschien 31 Tage nach demjenigen, an welchem er sich in seiner Jugendgestalt vergraben hatte, wieder an der Oberfläche. Er mochte während der Nacht oder frühmorgens hervorgekommen sein. Nachdem ich ihn ins Aquarium gesetzt hatte, entwickelte er noch im Laufe des Tages einen regen Appetit.

Eine Beobachtung der Entwickelung des Gelbrands, wie sie hier dargestellt ist, läßt sich unschwer in jeder Schule ausführen und erweckt das lebhafte Interesse der Kinder. In städtischen Schulen wird sie allerdings durch die Sommerferien unterbrochen. Man kann aber vor den Ferien die Häutung der Larve und deren Vergrabung beobachten lassen; eventuell mag auch noch die Puppe in ihrer stillen Kammer aufgesucht werden. Nach den Ferien wäre dann das Erscheinen des Käfers an der Puppe einer zweiten Larve zu beobachten. Man wird im Juli oder Anfang August auch große Larven finden, die dann nur noch für kurze Zeit ernährt werden müssen. Allerdings wäre es einfacher, die sämtlichen Beobachtungen fortlaufend an einem Tiere, und zwar nach den Ferien machen zu lassen. Nun habe ich zwar noch um die Mitte des September einen Gelbrand die Puppenhülle verlassen sehen, ob aber Larven, die ihre letzte Häutung erst im August bestehen, sich noch während des Herbstes zum Käfer ausbilden, oder schon als Puppen überwintern, vermag ich nicht zu sagen. Von der letzten Häutung der Larve bis zum Erscheinen des Käfers vergehen etwa 2 Monate. — In Landschulen läßt sich der ganze Entwicklungsgang vor den Sommerferien beobachten. Diejenigen Gelbrandslarven, die frühzeitig dem Ei entschlüpfen, werden im Verlaufe des Mai sich zum letztenmal häuten; einen Monat darnach werden sie zur Verpuppung in die Erde gehen und wieder nach einem Monat, also noch im Juli, wird der Käfer erscheinen.

Die Waldriesen Augustenburgs.

Die Ostküste Schleswig-Holsteins ist ausgezeichnet durch ihren Schmuck lieblicher Laubwälder, ganz besonders gedeihen Buche, Eiche und Esche in dem mit Lehm durchsetzten humusreichen, stets feuchten Waldboden. Die Nähe der See giebt eine feuchte, hohen Temperatur-Veränderungen nicht ausgesetzte Luft, so daß alle Bedingungen gegeben sind, eine vorzügliche Entwicklung der Laubhölzer zu ermöglichen. Wer hat sich nicht erfreut an Ostholsteins viel besungenen idyllischen Wäldern, Flensburgs von Wald umsäumter Föhrde. — Kaum hat die Sonne des Frühlings den letzten Schnee geschmolzen, so bedeckt sich der Waldboden mit vielen Tausenden von Anemonen, einem Blumenteppich, das Auge des Menschen nach langer, öder Winterzeit erfreuend. Das Unterholz entfaltet seine ersten Blätter, die hohen Bäume sprengen soeben die schützenden Decken ihrer Knospen. Noch kann die Sonne ungehindert ihre Strahlen auf den Waldboden senden, so daß der Blätterschmuck im Sonnenlichte in allen Schattierungen, vom zartesten hellen bis zum dunklern Grün erscheint. Fink und Amsel schmettern ihre fröhlichen Weisen und der Mensch möchte einstimmen in den Jubel der Vögel und dann wieder ergreift ihn andachtsvolle Scheu, gedenkend des Schöpfers, begreifend die heilige Scheu seiner Altvordern, die in den Waldriesen das Walten, den Sitz ihrer Götter erblickten.

Alsen, ehedem fast ganz bewaldet, hat in kleinen Waldbeständen die Reste früherer Waldherrlichkeit bewahrt. Ganz besonders sind im herzoglichen waldartigen Park bei Augustenburg wahre Riesen von Buchen, Eichen und Eschen verblieben. Buchen vom Umfang vielhundertjähriger Eichen, dem Wuchse einer Tanne vergleichbar, ragen gen Himmel, könnte die Krone des Baumes sich frei entwickeln, das schönste Ebenmaß in Stamm und Verzweigung bildend. Von drei uralten mächtigen Riesen-eichen, vereinigt in der Nähe des Witwenschlosses stehend, geht die Sage, daß unter ihnen von einem Augustenburger Herzoge und einigen hervorragenden Adligen um mitternächtige Stunde der Sturz des dänischen Staatsministers, Graf von Griffenfeldt, beschworen worden sei (s. Allen, Geschichte des Königreichs Dänemark).

Ein alter, von starken Eisenklammern zusammengehaltener Kirschbaum in noch größerer Nähe des Witwenschlosses wird von furchtsamen Leuten ängstlich gehütet; denn sein Fall, so meldet die Mär, würde ein Abbrennen des Schlosses verkünden.

Doch der Stolz des Parkes war eine uralte Rieseneſche. Nahe den oben genannten drei Schwureichen überragte sie dieselben an Höhe,

an Umfang ihnen gleichend. Der flüchtig Beobachtende hätte sie für eine Eiche gehalten, denn rauh und zerrissen gleich der letzteren war ihre Rinde, doch bald wurde man des Irrtums gewahr, denn junge Reiser entsproßten dem Fuße, die Belaubung einer Esche verratend; dann erhob sich überrascht der Blick und die in der gewaltigen Höhe kaum sichtbare Belaubung bestätigte, daß man vor einer Esche stehe. Mächtige Äste, für sich einem Baume vergleichbar, dem Riesenstamme entspringend, ragten empor, eine große Fläche des Waldes beschattend. Manch Wanderer suchte den herrlichen Baum, den man für den größten der Eschen des meerumschlungenen Landes, ja vielleicht der nordgermanischen Lande ausgab. Wäre nicht Christ erstanden, wäre noch Wuotan der Herrscher gewesen, gewiß, dann hätte der Baum auf geheiligter Stätte gestanden, weissagende Frauen hätten die Schicksalswürfel geworfen und geheiligte Männer den Dienst der Götter im Schatten des Waldriesen gepfleget. Doch verlassen hatten die Götter den einstigen Sitz und der Meerwind, den Schiffern der furchtbare, erhob aus SW. sich am zehnten Morgen des Christmonds, die jungen Stämme des Waldes wie Rohr im Winde beugend, wild schüttelnd und zausend die Riesen des Waldes. Manch starker Ast, den tückisch schleichend die Fäden des Pilzes durchdrungen, fiel prasselnd zu Boden, doch der zum Orkan sich steigernde Meerwind wollte größeres Opfer haben. Gegen 1 Uhr um Mittag war die Gewalt des Sturmes am höchsten. Ein lautes Krachen, ein donnerndes Tosen der niederschlagenden und zersplitternden Äste und der vielhundertjährige Riese des Waldes lag weitragend am Boden. Von der Gewalt des Falles waren fast sämtliche Äste, sogar einer der stärksten, für sich ein starker Baum, gebrochen, ein Chaos von Zweigen liefernd. Die nächststehenden jüngeren Buchenbäume hatte der fallende Riese wie Halme geknickt. — Die Macht des Sturmes nahm ab, am Abend nur leicht noch die Bäume bewegend. Ein Seufzen und Klagen im Winde um den gefallenen König des Waldes.

Die Höhe der Esche betrug vom Fuß bis zur höchsten Spitze 34 Meter.

In 8 Meter Höhe teilte sich der Baum in 3 ziemlich gleich starke Hauptäste, zwei dieser Äste teilten sich in ungefähr 15 Meter Höhe, der eine Ast in 3, der andere in 2 noch immer baumstarke Äste.

In 9 Meter Höhe war der eine starke Hauptast nach dem Falle durchgebrochen.

Der Umfang des Baumes betrug am Fuße, 40 cm über der Erde, 8 Meter. In 5 Meter Höhe hatte der Baum die gleichmäßigsten Proportionen bei einem Umfang von 4,35 Meter. Der Durchmesser des Beschattungskreises betrug 32 Meter.

Der Holzinhalt des Baumes umfaßte 58 Raummeter Nutz- und Brennholz und ca. 10 Meter Buschholz.

In ca. 3 Meter Höhe war der Baum abgebrochen. Eine nach SW. ragende Hauptwurzel hatte zuerst nachgegeben, zum Teil war dieselbe ausgerissen, zum Teil gebrochen. Die Schwere des Baumes selbst hatte dem Bruche nachgeholfen.

Bis zu ca. 4 Meter Höhe war der Baum hohl, von der Rotfäule zerstört, doch hatten die noch festen Wandungen des Holzes 30—50 Ctm. Stärke. Die Pilzfäden der Rotfäule hatten fast den ganzen Baum bis in die kleinsten Äste durchdrungen, wenngleich morsche Stellen, außer am Fuße bis zu 4 Meter Höhe nicht vorkamen.

In der nächsten Umgebung der Esche waren in den letzten 10 Jahren auffallend viele der stärksten Bäume im Sturmwinde niedergebrochen; fast jedesmal hattte die Rotfäule den Sturz veranlaßt.

Augustenburg. W. Meyer.

Die vorstehende Schilderung wird in einigen Punkten durch nachfolgende Mitteilungen aus einem Brief an die Direktorin des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer, Fräulein J. Mestorf, ergänzt, denen eine Abbildung des gestürzten Waldriesen beigedruckt ist.

Ein orkanartiger Sturm, welcher in den Tagen des 10. und 11. Dezember 1891 auch über Alsen dahin zog, zerbrach am unteren morschen Stammende im Schloßparke zu Augustenburg die bekannte große, alte Esche, eine Einzigkeit des schleswig-holsteinischen Laubwaldes.

Dieser herrliche Baum war die Hauptzierde des dortigen, ohnehin so üppig kräftigen Forstes und höchst wahrscheinlich der größte seiner Gattung im ganzen deutschen Reich.

Allen Einheimischen ehrfurchtsvoll bekannt, unterließen wohl wenig Besucher des Ortes durch Augenschein sich von der großartigen Entfaltung dieser Riesengestalt zu überzeugen und sich daran zu erfreuen.

Der am 11. nachmittags 1 Uhr erfolgte Sturz ward im Getobe des Sturmes von den Bewohnern Augustenburgs für einen heftigen Donnerschlag gehalten, obgleich er nicht in unmittelbarer Nähe des Ortes fiel, sondern einige hundert Schritte entfernt vom etwas entlegenen herzoglichen Palais seinen Stand hatte.

Die Ausmessungen des Baumes haben nach glaubwürdiger Versicherung folgendes Ergebnis gehabt: Höhe: 121 Fuß (34,5 m) ohne das lichte Gezweige. Durchmesser: am unteren Stammende etwa 9 Fuß (2,6 m). Holzmasse: 70 Raummeter Holz, ohne Zweige, d. h. leichtere.

Es ist sehr bedauerlich, daß während der Baum noch stand, eine

photographische Aufnahme nicht gemacht worden ist, da der dichte Bestand des umgebenden Anwuchses dies sehr schwer machte, fast verhindere.

Ich erlaube mir, anliegend einige Abbildungen des leider jetzt verschwundenen Waldriesen zu übersenden, welche von verschiedenen Punkten aufgenommen worden sind, indes zu meinem Bedauern alle lediglich das untere Stammende zeigen und daher nur ein höchst ungenügendes Bild desselben zu geben vermögen.



Die am 11. Dezember 1891 gestürzte große Esche im herzoglichen Schloßpark zu Augustenburg.

Möchte indes dies Wenige dazu beitragen, daß mindestens berichtlich und bildlich das Andenken an den Gewesenen bewahrt bleiben möge.

Die Photographieen verdanke ich der Güte des Herrn Kapitän Thomsen zu Augustenburg, welcher selbige eigenhändig aufgenommen und mir kostenlos für den „Anthropologischen Verein" übergeben hat.*)

Gunstrup, den 12. Februar 1892. H. Winkelmann.

Die zweite Generalversammlung unseres Vereins in Oldesloe

am 8. Juni 1892 war recht zahlreich, besonders auch aus Oldesloe und Umgegend besucht; im ganzen waren reichlich 100 Personen anwesend. Da der Vorsitzende, Gymnasiallehrer a. D. Fack, durch einen Trauerfall in der Familie seiner Tochter verhindert war, an der Versammlung teilzunehmen, so übernahm der Kassenwart, Hauptlehrer Peters, im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses die Leitung der Versammlung. Er eröffnete sie mit einer kurzen Ansprache, in welcher er darauf hinwies, daß auch unser Verein in dieser dem materiellen Gewinn nachhastenden Zeit zur Erhaltung des idealen Sinnes in unserm Volke beitrage. Er wolle an seinem Teile dazu helfen, daß das Interesse an unserer reichen Geschichte und die Liebe zu unserm schönen Lande, seinem wechselvollen Volksleben und seiner reichen Natur wachse und gedeihe. In diesem Streben liege die Berechtigung, ja Notwendigkeit des Vereins. Möge es ihm gelingen, ein rechter Volksverein zu werden.

Im Anschluß hieran berichtete der Redner als Kassenwart über die Verwaltung der Vereinskasse. Aus diesem Bericht entnehmen wir das Folgende: Die Rechnung des Vorjahres ist von auf der vorigen Generalversammlung erwählten Herren Hauptlehrer Kaehler in Neumühlen und Hauptlehrer Bröcker in Gaarden geprüft und richtig befunden; sie lag in der Versammlung zu jedermanns Einsicht aus. Der Kassenwart für das 1. Vereinsjahr wird von seiner Verantwortung entlastet. Die Einnahme betrug im ersten Vereinsjahr 3385,58 M., die Ausgabe (für Druckkosten, Porto und Versandkosten u. s. w.) 3118,70 M.. Der Kassenbehalt von 266,88 M. wurde verwendet, um die größeren Beiträge für die Heimat zu bezahlen und zwar den Druckbogen mit 30 M.. Die Ausgabe hierfür betrug 360,75 M. Der Fehlbetrag konnte leicht gedeckt

*) Nach einer derselben ist die Platte für die abgedruckte Abbildung in der bewährten Kunstanstalt von Edm. Gaillard in Berlin gefertigt. Sie giebt die Photographie völlig getreu wieder.

werden aus den Nachbestellungen auf den Jahrgang 1891. Die Einnahme des laufenden Vereinsjahres wird etwa 4000 M. betragen. Davon werden auf die Heimat, welche jetzt regelmäßig $1^1/_2$ Bogen statt wie zuerst geplant $^3/_4$—1 Bogen umfaßt, gegen 3200 M. verwendet werden. Von den noch verbleibenden 800 M. ist ein erheblicher Teil ausgegeben für das Mitgliederverzeichnis, Druck von Adressen und Umschlägen zum Versenden der Heimat und den Druck von 2500 Aufrufen. Nachdem noch Portoauslagen, Botenlohn und Reisekosten berichtigt sein werden, wird die Rechnung vielleicht mit einem kleinen Kassenbehalt abschließen.

Ein so junger Verein, wie der unsrige, darf es an einer kräftigen Arbeit zu seiner weiteren Ausbreitung nicht fehlen lassen. Der Verein zählt gegenwärtig rund 1850 Mitglieder; es ist zu hoffen, daß diese Zahl im Lauf des Jahres bis auf 2000 steigt.

Dadurch, daß der Vorsitzende des Vereins nicht an der Versammlung teilnehmen konnte, fiel sein Vortrag aus. Den ersten Vortrag hielt Oberlehrer Dr. Hansen aus Oldesloe über die Geschichte der plattdeutschen Sprache in unserm Vaterlande. Der Vortragende ging aus von der Zeit um das Jahr 1000, als das Christentum bei uns zur Herrschaft gelangte, und führte die Hörer bis in die neueste Zeit, in welcher die plattdeutsche Litteratur durch Klaus Groth und Fritz Reuter eine schöne Nachblüte erlebte. Man hat aber doch mehr und mehr erkannt, daß das Plattdeutsche nach und nach dem Hochdeutschen den Platz räumen wird. Der Vortragende zeigte, daß unser Verein die Geschichte unserer plattdeutschen Sprache und die Verbreitung ihrer einzelnen Formen wesentlich aufklären helfen kann.

Pastor Witt aus Neustadt gab im Anschluß an einzelne Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Kirchenrechnung in Lütjenburg ein Bild des städtischen und bürgerlichen Lebens im Mittelalter. Auch dieser Redner forderte dazu auf, daß man allerorts die Überreste früherer Zeiten hochhalten möge und wies darauf hin, daß besonders in Urkunden der Gilden und Zünfte wie in Stadt- und Kirchenbüchern noch manch wertvoller Beitrag zur Kultur- und Ortsgeschichte verborgen sei, der gehoben und allgemein zugänglich gemacht werden müsse. — Beide Vorträge werden in der Heimat abgedruckt werden.

Nach diesen Vorträgen forderte Konservator Dr. Lenz aus Lübeck die Anwesenden auf, ihre Aufmerksamkeit dem altsächsischen Bauernhaus zuzuwenden, das immer mehr verschwindet und dem nächsten Geschlecht kaum noch in der Wirklichkeit bekannt werden kann. Wünschenswert ist, daß der Grundriß alter Gebäude genau aufgezeichnet und eine oder

einige photographische Aufnahmen derselben gemacht werden.*) Der Geschichtsverein in Lübeck hat für sein Gebiet die Erforschung des altsächsischen Wohnhauses in Angriff genommen. Dr. Lenz wird in der Heimat Mitteilungen über dasselbe machen und Anfragen an die Mitglieder richten, um dieselben zur Mitarbeit anzuregen.

Lehrer Rohweder aus Zarpen hatte seine gesammelten und eingelegten Rubus- (Brombeer) - Arten, 40 bis 50 Arten, ausgestellt. Er berichtet über das Vorkommen derselben, über ihre Erkennungszeichen und fordert zum Sammeln auf.

Mit der Versammlung war eine reichhaltige Ausstellung verbunden. Sie umfaßte Bodenfunde, vorgeschichtliche Altertümer, Kirchen- und Innungsgeräte, Hausstandsgeräte früherer Zeit, alte Waffen, Schmucksachen und mehrere alte Urkunden und Bücher. Die meisten Besucher haben es gewiß bedauert, daß auf die Besichtigung nicht mehr Zeit verwendet werden konnte. Leider kann ein Verzeichnis der Aussteller wie der Gegenstände nicht abgedruckt werden, weil es zuviel Raum einnehmen würde.

Nach Schluß der Versammlung und nachdem die Ausstellung besichtigt war, blieb ein Teil der Besucher im Garten der Harmonie beim Glase Bier gemütlich beisammen, bis die Eisenbahn sie dem freundlichen, gastlichen Orte entführte oder die Abendstunde zum Aufbruch mahnte. Hoffen wir, daß der Verein bei der nächsten Generalversammlung, etwa in Flensburg, auf ein ebenso erfolgreiches Jahr zurückblicken kann.

Kiel, den 13. Juni 1892. H. Dannmeier.

Mitteilungen.

Antworten auf die Anfrage Nr. 1 im Aprilheft.

Über Verwachsungen von Bäumen. 1. Die im Aprilheft angeführte Erscheinung, daß zwei einer Wurzel entsprossene Buchenstämme durch einen Querast mit einander verbunden sind, kommt nicht so ganz selten vor. Mir ist diese Erscheinung in dem nahe liegenden Sachsenwalde mehrfach aufgestoßen, doch befand sich der Querast in der Regel nur einige Fuß hoch über der Erde. Auch im Wellingsbütteler Gehölz vermeine ich vor Jahren dieselbe Beobachtung gemacht

---

*) Sofern es die Mittel unseres Vereins erlauben, wird der Schriftleiter gerne Grundrisse und Ansichten wirklich eigenartiger, vorbildlicher Bauernhäuser in der Heimat wiedergeben lassen. Jedenfalls bittet er, Grundrisse und Ansichten für die Sammlungen des Vereins einzusenden.

zu haben. Bei der Entstehung solcher Verbindungen spielt wohl nur der Zufall eine Rolle, wie wohl meistens bei der Entstehung der Doppelstämme selbst. In den meisten Fällen dürfte dies letztere wohl seinen Grund in der zufälligen Zerstörung der Endknospe bei den noch jungen Bäumen haben, da hierdurch der Saft in größerem Maße in die Seitentriebe geleitet wird, wodurch dann diese zu größerem Wachstum veranlaßt werden. Gelingt es nun einem Triebe nicht, über einen andern die Herrschaft zu erlangen, so bilden sich beide mit der Zeit zu Stämmen aus, die eine gemeinschaftliche Krone haben. Daß nun ein Ast des einen zufällig die Richtung nach dem Zwillingsstamm hat, kann nicht verwundern. Durch gegenseitiges Reiben entsteht dann eine Verwundung, die mit der Zeit zum Verwachsen führt. Diese Annahme bildet auch keineswegs eine neue Hypothese, sondern ist den Gärtnern seit langem bekannt, da sich hierauf eine Veredelungsmethode, das Ablaktieren, gründet. Ein Edeling und ein Wildling werden dicht neben einander gestellt, dann schneidet man den Wildling schief ab, biegt einen Zweig des Edelreises, ohne ihn vom Stamme zu trennen, nach dem Wildling hinüber, entfernt an der Berührungsfläche die Rinde des Reises und verbindet beide mit der Schnittfläche, worauf dann die Verwachsung erfolgt. Nachdem die Operation geglückt ist, wird der Zweig vom eigeuen Stamm getrennt und wächst nun auf dem Wildling weiter. Die Annahme liegt ziemlich nahe, daß man diesen Vorgang ursprünglich der Natur abgelauscht hat. Auch das Pfropfen und Okulieren beruht auf demselben Grunde, nur daß man hier den Zweig resp. das Auge ganz vom eigenen Stamme lostrennt und es der treibenden Naturkraft überläßt, die Zellenbildung vom Stamme zur Knospe resp. zum Pfropfreise zu bewerkstelligen. Eine andere und wie mir scheint wichtigere Frage wäre die: ob im Falle einer Doppelbildung des Stammes wirklich immer eine solche stattgefunden hat oder ob nicht etwa zwei eng nebeneinander stehende junge Pflänzchen unter Umständen zusammenwachsen und so eine Doppelpflanze herstellen, die uns alsdann später als Doppelstamm erscheint? Wer im Frühlinge nach einem guten Buchenjahre den Wald durchwandert und die zu Tausenden hervorsprossenden Buchenpflänzlinge sieht, die mitunter aufs engste beisammenstehen, kann sich einen solchen Fall ganz wohl als möglich vorstellen. Bei krautigen Pflanzen kommen solche Verwachsungen unter dem Namen von Verbänderungen häufiger vor. So fand ich vor zwei Jahren bei Oldesloe ein Exemplar des lanzettblättrigen Wegetritts Plantago lanceolata, an welchem 5 Stengel der Länge nach zusammengewachsen waren. Im vorigen Jahre fand ich auf einem Schuttplatze ein Exemplar der geruchlosen Wucherblume

Chrysanthemum inodorum, an welchem alle Zweige verbändert waren. Der Grund für solche Verbänderungen ist meistens ein zu nahrhafter Boden, in beiden angeführten Fällen sicher, da die letztere Pflanze auf Straßenabfuhr, die erstere am Rande einer Chaussee wuchs, wohin beim Reinigen des Weges regelmäßig der Dünger hingeworfen wird. Durch einen zu fetten Boden tritt dann ein zu üppiges Wachstum ein, wodurch eine solche Häufung der Blätter und Stengel entsteht, daß dieselben keinen genügenden Platz neben einander finden und daher deformieren. Auch beim Roggen Secale cereale ist mir ein Fall vorgekommen, daß aus einem Korn mehrere Halme hervorwuchsen, deren Ähren alle ausgeartet waren. Das auffälligste Exemplar bestand aus einem Konglomerat von 7 Ähren, während bei den anderen die kleineren Seitenährchen mehr oder weniger verlängert waren. Hierher ist auch die Umbildung der Kleeblätter zu rechnen. So fand ich als Knabe einmal auf einem Kleefelde meines Vaters eine Pflanze, die nur wenige dreizählige, dagegen mehrere 4- und 5zählige Blätter aufzuweisen hatte, während ein Blatt sogar siebenzählig war. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie unter besonderen Umständen die Natur sich Abweichungen gestattet, und als solche sind jedenfalls auch doppelstämmige Bäume nebst Astverbindungen zu betrachten. —

Nachschrift: Die von mir angedeutete Möglichkeit der Verwachsung zweier benachbarter Pflanzen zu einer Doppelpflanze ist für mich durch eine zufällige Entdeckung zur Gewißheit geworden. Ein Ausflug am zweiten Ostertage nach Bahrenfeld hin führte mich nebst meinem Begleiter durch einen Feldweg, der von dem Tiefenstaken hinter Eimsbüttel nach dem Marktplatze zu führt. Derselbe begrenzt ein wiesenartiges Feld, welches im Sommer als Viehweide dient. Am Rande dieses Feldes stehen Bäume, meistens Eschen, Fraxinus excelsior, doch auch Erlen, Alnus glutinosa und Salix alba. An nicht weniger als 4 Stellen standen je zwei, drei resp. 4 der erstgenannten Bäume so dicht neben einander, daß sie, wie an der Stamm- und Rindenbildung deutlich zu erkennen war, aus verschiedenen Pflanzen zu einer einzigen zusammengewachsen waren. Die Vereinigung war immer an und eben über der Erde erfolgt, löste sich nach oben zu aber in die verschiedenen Stämme auf, so daß sie Doppelstämme bildeten. In dem einen Falle, wo vier Stämme neben einander standen, waren drei verwachsen und der vierte frei. Von diesem letzteren führt nun in einer Höhe von etwa 40 cm über dem Boden ein Ast unter einem Winkel von ca. 50° aufwärts nach einem der anderen Stämme hinüber, so daß an dieser Gruppe sich nicht allein das Zusammenwachsen verschiedener Bäume, sondern auch eine Astver-

bindung zwischen sonst getrennten Bäumen zeigt. Auch eine Verwachsung zweier Erlenstämme an ihrer Basis zeigte sich an derselben Örtlichkeit. Diese interessante Entdeckung war mir natürlich sehr lieb, und glaubte ich, sie deshalb als Nachtrag zu der bereits fertigen Arbeit bringen zu dürfen, umsomehr, als die vorhin aufgestellte Annahme durch dieselbe nicht wenig gestützt wird. Vielleicht lassen sich durch Beobachtungen auch solche Fälle bei der Buche feststellen, und möchte ich an dieser Stelle dazu anregen.

Hamburg. A. Junge.

2. Das Verwachsen von Stämmen und Ästen der Bäume, auch wenn diese verschiedenen Arten angehören, kommt gerade nicht selten vor, jedoch ist im letzteren Fall die Vereinigung selten so innig wie bei Bäumen gleicher Art.

Rechts am Fußsteig durch das Düwelsbecker Gehölz bei Kiel, da wo man in die Forstecker Baumschulen tritt, ist eine Eiche mit einer Rotbuche im Geäste zwei mal verwachsen. Auch die aus einer Wurzel entspringenden beiden Stämme der Buche sind unter sich zwei mal auf größere Flächen vollständig durch Verwachsung verbunden, und hier bietet sich schon der Beleg für das oben Gesagte. Im Park des Gutes Knoop, und zwar an der Nordwestseite des Schloßgrabens, auch zu Luisenlund bei Schleswig, sieht man Ähnliches.

Im Bettiner Holz bei Eutin, nicht weit von dem Fußwege, der von der Stadt durch dies Gehölz nach Gremsmühlen führt, ist eine Rotbuche, deren Stamm bereits in den vierziger Jahren gegen 1 Fuß Durchmesser hatte, ungefähr in der der Mitte seiner Stammeslänge mit einem stärkeren, aufrechtstehenden Rotbuchenstamme, etwa in der Höhe von 20 Fuß verwachsen, indem er sich mit letzterem in spitzem Winkel kreuzt.

Man hat den schwächeren, schräge liegenden Baum einst über dem Boden abgehauen, wahrscheinlich in der Voraussetzung daß dieser sich durch eigene Schwere aus seiner Verbindung mit dem stärkeren Stamme lösen und fallen würde. Dies geschah nicht, sondern der „angewachsene Baum" (unter dieser Bezeichnung kennt ihn jeder Eutiner) blieb in seiner schwebenden Lage, und grünt und wächst noch gegenwärtig, während der Stumpf seiner unteren Stammeshälfte frei in die Luft ragt. — Gewiß ist es einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art!

Der ganze Vorgang bei solchem Zusammenwachsen ist gewissermaßen eine natürliche Pfropfung, wie wir Gärtner sie bei hartholzigen, schwer anwachsenden Gehölzarten mitunter anwenden.

Es wird zu diesem Zweck der Wildling, der als Unterlage dienen soll, neben den edlen Baum gepflanzt, in geeigneter Höhe auf ein

Auge oder einen Seitenzweig zurückgesetzt, und der Kopf des Wildlings sodann an der, dem edlen Stamm zugekehrten Seite rehfußartig angeschnitten. Einen passenden Zweig des letzteren schneidet man in geeigneter Weise ebenfalls an. Nun werden beide Schnittflächen so vereint, daß mindestens einerseits Rinde an Rinde schließt. Die Vereinigungsstelle wird gut verbunden und mit Baumwachs luftdicht verklebt. Die Verwachsung erfolgt jetzt nach und nach, denn während das Edelreis anfänglich die nötige Nahrung vom Mutterbaum noch allein erhält, bezieht es bei fortschreitender Verwachsung diese auch bald vom Wildling und kann zur geeigneten Zeit durch einen Schnitt vom Mutterbaum ganz getrennt werden. Diese Art der Veredlung nennt der Gärtner Ablaktation oder Absäugung.

Auf natürlichem Wege vollzieht sich dieser Hergang, wenn sich zwei Äste oder Stämme hart aneinander legen. Bei starkem Winde entsteht hier verstärkter Druck verbunden mit Reibung und dem zufolge beiderseitige Verwundung. Erleidet die Berührungsstelle in längerer Zeit keine weitere Störung, so erfolgt hier, gerade wie beim gärtnerischen Ablaktieren, die Verwachsung durch beiderseitige Callusbildung.

Die Frage aber, ob eine mit einer Buche verwachsene Eiche, ähnlich dem erwähnten „angewachsenen Baum,“ nach gleicher Operation noch fortwachsen könne, ist nach gärtnerischen Erfahrungen entschieden zu verneinen.

Kiel, im April 1892. H. T. Peters.

Ein merkwürdiges Barometer. Unter gewöhnlichen Umständen kündet sich Ostwind vorher durch hohen Barometerstand, Westwind dagegen durch geringen Luftdruck an. Da Ostwind nun fast immer schönes Wetter, Westwind häufig trübe Witterung im Gefolge hat, so befragen wir gerne unser Barometer, um uns über die Veränderung im Luftkreise zu unterrichten. In den Norddörfern auf Sylt könnten jedoch die Leute ein Barometer entbehren. Sie haben ein natürliches „Wetterglas“ auf ihrem Hofe. Es ist — ihr Brunnen, und oft hört man die Leute beim Gespräch über das Wetter fragen: Was sagt unser Brunnen? — Die Brunnen sind aus Ziegelsteinen aufgemauert und mit einem durchlöcherten Deckel verschlossen. Der Wasserspiegel derselben steht in gleicher Höher mit dem Meeresspiegel, ca. 8—10 m unter der Bodenfläche. Sie enthalten schönes klares Trinkwasser und stehen doch mit dem Wasser des Meeres in Verbindung. Hoher oder niedriger Wasserstand des Meeres hat ein gleiches Steigen oder Fallen des Brunnenwassers zur Folge. Aber auch der Luftdruck übt einen wahrnehmbaren Einfluß auf den Brunnen aus. Sobald der Luftdruck zunimmt, saugt

der Brunnen die Luft in sich hinein, sodaß die aufgelegte Hand oder Papierstücke an den Löchern im Deckel festgesogeu werden. Ist der Luftdruck dagegen ein geringer, so strömt die Luft mit lautem Geräusch heraus, und der Deckel wird trotz der Öffnungen gehoben und klappt auf und nieder wie bei einem kochenden Topfe. Zugleich hört man ein sausendes Geräusch, das oft sogar im Hause vernehmbar ist. Es bleibt sich gleich, ob der Brunnen lange Zeit geöffnet gewesen ist oder nicht. — Ich habe bisher über die Ursache dieser merkwürdigen Einwirkung des Luftdrucks nichts erfahren, glaube aber dieselbe folgendermaßen erklären zu können. Das Mittelstück der Insel ist bis zu einer bestimmten Tiefe sandig. Dann folgt eine Thonschicht und darunter wieder Sand. Man muß durch diese Thonschicht hinabgraben, um Wasser zu finden. Die untere Sandschicht ist jedenfalls luft- und wasserhaltig. Wird der Luftdruck größer, so muß die äußere Luft sich mit der Luft unter der Thonschicht ausgleichen und findet keinen andern Weg, da die Thonschicht ziemlich undurchlässig ist, als den Brunnen. Er bildet gleichsam das Ventil, durch das die Luft aus- uud einströmt, um das Gleichgewicht herzustellen.

Langenfelde. Alb. Plagemann.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Dr. Eugen Traeger. Die Halligen der Nordsee, mit 3 Karten und 19 Textillustrationen. 117 Seiten. Stuttgart, Engelhorn. 1892. Preis 7,50 M. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde im Auftrage der Central-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgegeben von Prof. A. Kirchhoff. VI. Band, Heft 3.)

Über diesen höchst wertvollen Beitrag zur Heimatkunde Schleswig-Holsteins wird „die Heimat" ausführlich berichten. Ich unterlasse aber nicht, schon jetzt das Buch allen denen, die an diesen eigenartigen Inseln und ihren echt deutschen Bewohnern Anteil nehmen, besonders zu empfehlen. Es ist allgemein verständlich und anregend geschrieben und schon durch seinen Inhalt sehr interessant. Der Verfasser hat sich durch wiederholten Aufenthalt zu verschiedenen Jahreszeiten und eigene Beobachtungen gut mit seinem Gebiete vertraut gemacht. Möchte seine Mahnung, mit dem Schutz der Eilande nicht zu warten, bis nichts mehr zu schützen ist, nicht ungehört verhallen. D.

Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein. Band IX. Heft 2. Mit 1 Tafel u. 4 Figuren, 142 Seiten. Kiel, in Kommission bei H. Eckardt. 1892 Preis 4 M.

Das Heft enthält folgende Aufsätze. C. Weber: Über die Zusammensetzung des natürlichen Graslandes in Westholstein, Dithmarschen und

Eiderstedt. Th. Reinbold: Beiträge zur Algenvegetation des östlichen Teiles der Nordsee, im besonderen derjenigen der deutschen Bucht. P. Hennings: Beiträge zur Pilzflora von Schleswig-Holstein. L. Lewin: Pilze von der Insel Sylt. J. Prehn: Die Laubmoose Land Oldenburgs. C. Apstein: Das Plankton des Süßwassers und seine quantitative Bestimmung. G. Duncker: Der Elbbutt, eine Varietät der Flunder. G. Karsten: Über die Wirkungen kleiner Niveauänderungen durch die atmosphärischen Niederschläge. G. Karsten: Über die Benutzung der Naturkräfte. Sitzungsberichte. Das inhaltreiche Heft schließt sich würdig den bisher erschienenen Schriften des Vereins an. Mit demselben ist der 9. Band abgeschlossen.

Anfrage.

Giebt es in Schleswig-Holstein noch volkstümliche kunstgewerbliche Techniken und Erzeugnisse derselben?

Durch eine, allerdings im Grunde etwas eigennützigen Beweggründen entspringende Anfrage möchte ich die Aufmerksamkeit der Vereinsmitglieder auf ein Gebiet lenken, welches bisher in der „Heimat" nur gestreift worden ist, das indes zweifellos in das Arbeitsgebiet des Vereins „für Landeskunde" hineingehört, und das außerdem noch von anderen, allerdings außerhalb des Vereins liegenden Gesichtspunkten aus Beachtung verdient.

Unser modernes Kunstgewerbe ist ja in den letzten Jahrzehnten bewunderungswürdig rasch emporgeblüht, aber immer deutlicher zeigt sich, immer mehren sich die Stimmen Einsichtiger, welche hervorheben, daß wir in ihm bisher noch keine in unseren heutigen Verhältnissen, in unserem Leben, namentlich aber in unserem Volke und unserem Herzen wurzelnde Pflanze haben, sondern nur ein Treibhausgewächs, das in fremden Formen, in Gedankenkreisen vergangener Zeiten und Menschen und außerdem noch im Luxus der Wohlhabenden wurzelt. Nur ungesunde Nahrung kann's daraus saugen, und ändert sich das nicht bald, wird sich's zeigen, daß all die angestaunten, prunkenden Blüten taube Frucht tragen.

„Kunst und Volk gehören zusammen, wie Schlüssel und Schloß," so ungefähr sagt einmal Graf Tolstoi, und er hat Recht.

Wir müssen, wenn wir ein gesundes Kunstgewerbe haben wollen, danach streben, es volkstümlich zu machen, ihm im Herzen des ganzen Volkes den richtigen Standort, in der Mitarbeit und dem Interesse des ganzen Volkes die richtige Nahrung verschaffen.

Das ist der Gedankengang, auf dem der kleine Hamburger Verein „Volkskunst" fußt, und dem auch ich folgte, als ich vor nunmehr einem Jahre eine kleine, bescheiden bemittelte und ausgestattete Zeitung „Beiträge zu einer Volkskunst" gründete, welche sich zur Aufgabe stellt, den Weg ausfindig zu machen, auf dem eine Besserung angebahnt werden kann.

Es wird darin inbezug auf die Ornamentformen absolut auf die Natur selbst, auf das Studium unserer heimischen Formenwelt, namentlich der Pflanzenwelt zurückgegangen — dem Gedanken entsprechend, daß ein

volkstümliches Ornament auf allgemein bekannten oder wenigstens Jedermann in der Natur erreichbaren natürlichen Formen beruhen muß; es wird Gewicht auf Einfachheit gelegt, sowohl in Hinsicht auf Komposition, als auf Technik — dem Gedanken entsprechend, daß eine volkstümliche Kunst ganz besonders auch Einfach-Billiges muß schaffen können u. s. f.

Nun aber die Hauptsache für dies Mal! Es wird in den „Beiträgen zu einer Volkskunst" auch angestrebt, volkstümliche kunstgewerbliche Erzeugnisse aller Art als Anregungen für eine neue, gesunde, urwüchsige Volkskunst im Bilde zu sammeln — es werden das zumeist Bauernarbeiten, Fischerarbeiten u. dgl. sein, denn in ihnen zeigt sich am klarsten, was das eigentliche „Volk" instinktiv, unberührt von irgend welchen technischen und kompositionellen Finessen, nur der Notwendigkeit und dem praktischen einfachen Bedürfnis folgend, erdenkt und ferner, was das „Volk," seinem naiven Wohlgefallen folgend, ungeleitet durch kunstgewerbliche Lehrbücher, Prachtwerke u. dgl. an vergangenen Stilarten volkstümlich Richtiges und Verwendbares fand. Und das klar zu stellen, diesem „Volkstum" im Kunsthandwerk nachzuspüren, das ist natürlich hochwichtig für die Begründung der ersten Stufe einer „Volkskunst," eines „Volkskunstgewerbes." Was giebt es da nicht alles: Verzierungen an den Häusern, Möbel, namentlich Stühle und Truhen, Schnitzereien aller Art, Kästchen, Mangelbretter u. dgl., Töpferwaren, Schmuckgegenstände der Männer, wie der Frauen, Stickereien aller Art u. s. f.

Gewiß ist in Schleswig-Holstein gar manches in dieser Art noch in Übung oder wenigstens noch erhalten, wie es beispielsweise in Hamburgs Umgebung, in Vierlanden, in der Wilstermarsch und im Altenlande der Fall ist, und da die Kenntnis derartiger volkstümlicher nationaler Arbeiten doch sicher auch für den „Verein zur Pflege der Landeskunde" wichtig ist, so möchte ich hiermit an alle Mitglieder, die ja in großer Zahl überall verstreut und prächtig in der Lage sind, ihnen nachzuspüren, die Bitte richten, mir von derartigen volkstümlichen Techniken und Gegenständen schriftlich oder womöglich in Skizzen gütigst Kunde zu geben, um die Resultate einer derartigen Forschung in meiner Zeitung „Beiträge zu einer Volkskunst" in Farbendruck zu veröffentlichen. Mit Vergnügen würde ich dadurch eventuell entstehende Kosten ersetzen.

Die so erlangten Nachrichten und Skizzen könnten in der „Heimat" ja ebenfalls veröffentlicht werden und so zur Kenntnis aller Vereinsmitglieder gelangen.

All denen, die mir in dieser Sache behülflich sein wollen, danke ich im voraus herzlichst.

O. Schwindrazheim,
Herausgeber der „Beiträge zu einer Volkskunst."
Hamburg, St. Georg, Bleicherstr. 6 I.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 9 u. 10. Sept. u. Okt. 1892.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Zur Geschichte des Plattdeutschen in Schleswig-Holstein.

Vortrag auf der zweiten Generalversammlung zu Oldesloe am 9. Juni 1892.

Von Dr. R. Hansen in Oldesloe.

Wenn ich zum Gegenstand meines Vortrages die Geschichte der plattdeutschen Sprache gewählt habe, so befürchte ich nicht, die Grenze des von unserm Verein als Arbeitsfeld gewählten Gebietes, die Pflege der Natur- und Landeskunde überschritten zu haben, ist es doch die in einem Lande lebende Menschheit, die ihm erst seinen eigentlichen Charakter giebt, und unsere Heimat ist in dieser Beziehung recht eigenartig, da hier im Laufe der Jahrhunderte eine starke Mischung verschiedener mehr oder weniger verwandter Volksstämme vor sich gegangen ist und noch vor sich geht. Ich werde Ihnen keine neuen, abschließenden Ergebnisse mitteilen, hoffe vielmehr nur, für manche unserer Mitglieder anregend dadurch zu wirken, daß sie veranlaßt werden, in ihrer engeren Heimat auf manches zu achten, was ihnen nicht unbekannt ist, aber unbeachtet bleibt, weil eben die Anregung zur Beobachtung fehlt.

Ich will nicht auf die nur durch verschiedene nicht einwandfreien Schlüsse näher zu bestimmenden Zustände in der altgermanischen Zeit zurückgehen, mich also nicht auf die Völkerschaften einlassen, die vor der großen Völkerwanderung auf unserer Halbinsel saßen, sondern mit der Zeit beginnen, wo das Christentum anfing, festen Fuß zu fassen.

Um das Jahr 1000 finden wir in unserer Provinz eine Reihe von

Sprachen: im Norden den jütischen Dialekt, der dem skandinavischen Zweige des germanischen Sprachstammes angehört, aber dem Niederdeutschen in manchen Punkten sich nähert, im westlichen Schleswig und den Utlanden, den Inseln von Schleswig, das Insellaud Eiderstedt eingeschlossen, das Nordfriesische, im östlichen Schleswig das Angeldänische, einen zwischen Plattdeutsch und Jütisch stehenden Dialekt, im westlichen und mittleren Holstein das Niederdeutsche oder Plattdeutsche, im östlichen Holstein und Lauenburg die von den nach der Völkerwanderung eingewanderten Slaven gesprochenen slavischen Dialekte, die mindestens östlich von der Kiel, Neumünster, Bargteheide, Bergedorf verbindenden Linie vorherrschend waren. Einige deutsche Enklaven werden aber hier geblieben sein, wie z. B. Nehms und Nehmten durch ihren Namen, der im Slavischen für „deutsch" gebraucht wird, verraten.

Das Niederdeutsche, das damals im westlichen Holstein gesprochen wurde, war nur Volkssprache, nicht die Sprache der litterarischen Denkmäler, und auf ihre Formen können wir nur schließen aus einigen Bruchstücken altsächsischer Schriften, die andern Teilen des niederdeutschen Sprachgebiets entstammen. Was aus unserem Lande aus der Zeit bis fast zum Ende des 13. Jahrhunderts vorliegt, ist in lateinischer Sprache abgefaßt und stammt meistens aus der Hand der Geistlichkeit, die auch für die weltlichen Großen die Schreiber ihrer Urkunden zu liefern pflegte. Umgangssprache war das Lateinische jedenfalls beim Klerus und das wohl fast ausschließlich; von den weltlichen Großen ist es wahrscheinlich, daß sie sich überwiegend des Dialektes bedient haben. Das Plattdeutsche vermochte zunächst nicht, den Bestand der „heiligen" lateinischen Sprache zu gefährden; dagegen focht es während des 11., 12. und 13. Jahrhunderts einen hartnäckigen, aber schließlich völlig siegreichen Kampf gegen das Slavische im Osten; während das Deutschtum durch die kaiserliche Politik an das alte römische Reich und dessen Sprache angeklammert wurde, vollbrachte es zugleich eine Großthat im Osten, der gegenüber die Erfolge der Kaiser in Italien bedeutend zurückstehen müssen: es gewann das ehemals vorwiegend germanische Ostdeutschland dem eingedrungenen Slavenvolk vollständig wieder ab, und es wurden hier in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere deutsche Provinzen gewonnen, die in späteren Jahrhunderten berufen wurden, die führende Rolle in Deutschland zu übernehmen.

In Holstein gelang der Sieg der Deutschen wesentlich erst im 12. Jahrhundert nach schweren Kämpfen; die Mehrzahl der Slaven wurde vertrieben oder getötet, doch blieb ein nicht unbedeutender Rest übrig, der seine Sprache erst allmählich eingebüßt und dafür das Plattdeutsche

angenommen hat. Die Ortschaften, die den Namen Wentorp führen, ferner viele mit Klein zusammengesetzte, die ehemals ein vorgesetztes „Wendisch" hatten, wie Kleindisnack, Kleinparin, Kleinparketin, Kleintimmendorf u. s. w., sowie zahlreiche andere, die ehemals mit „Wendisch" bezeichnet wurden, haben ohne Frage ihre slavische Nationalität und Sprache längere Zeit behauptet. Da die ostholsteinischen Distrikte nach den Slavenkämpfen vielfach fast entvölkert waren, so riefen die Landesfürsten zahlreiche Kolonisten aus dem Flämischen, aus Westfalen und aus Friesland herbei, Leute, die den Holsteinern im ganzen sprachlich sehr nahe standen. Sie besetzten die wüsten slavischen Ortschaften, deren Namen sie meistens beibehielten; verhältnismäßig wenige sind nach den neuen Ansiedlern benannt, wie unser benachbartes Fresenburg. Wohl aber deuten auf die Einwanderung noch jetzt viele Personennamen. Allerdings gab es in jener Zeit noch keine festen, vom Vater auf den Sohn sich vererbenden Familiennamen; aber die zahlreichen Westphal oder Westfalen und die Frese oder Friesen, wie die Eingewanderten ursprünglich von holsteinischen Nachbarn benannt wurden, sind ohne Frage meistens Nachkommen jener Ansiedler. Die dialektischen Eigentümlichkeiten dieser Einwanderer und die Reste vom Slavischen sind vom Plattdeutschen im ganzen verdrängt worden. Sollten sich indes nicht vereinzelte Reste im Wortschatz oder in den Formen bis in die Neuzeit gerettet haben? Das kann vor allem ein Einwohner des betreffenden Distriktes untersuchen, und ich möchte die Mitglieder unseres Vereins, die aus dem östlichen Holstein kommen, bitten, gelegentlich auch auf Seltenheiten der Formen und des Wortschatzes zu achten. In Süsel wurden z. B. Friesen angesiedelt, die sich bei einem Überfall durch die Wenden mit ausgezeichneter Tapferkeit ihrer Angreifer erwehrten. Sollten dort noch vereinzelte Reste des Friesischen zu finden sein?

So siegreich nun auch das Plattdeutsche die andern Dialekte in Holstein überwand, so wagte es sich doch erst gegen 1300 zaghaft und vereinzelt in die Litteratur hinein; aus dem 13. Jahrhundert ist kaum mit Sicherheit eine plattdeutsche Urkunde aufzuweisen; alles ist lateinisch. Im 14. Jahrhundert erst nimmt es den Kampf gegen das scholastische mittelalterliche Latein auf und wird dann immer häufiger verwandt. Aus einer der ältesten Urkunden, dem Teilungsvertrag des Grafen Johann III. und Gerhard IV. teile ich eine Sprachprobe mit, aus der sich ergiebt, daß die Endungen viel voller sind als die heutigen, sonst aber die Gleichheit der Dialekte ersichtlich wird.

In Godis Namen. Amen. We Iohan van Godisgnaden Iunchern to Holzsthen unde tho Stormeren, bekennet in dhessen egenen breven,

dhat we ghededingeth hebben mit useme leven vedderen Gherde dersulves en herre, na Godes borth dhusent iar, drehundert iar, in deme sosteynden iare in dheme sonendhage, als men alleluia leghet des Sonavendes dhar vore oppe dheme huse tho dheme kyle, umme dhe hershop tho deme kyle, dhe hebbe me en twey gheleghet unde delet so we likes kunden na dheme rade user bedderven man also hir bescreven stheyt. Tho ersten legghe we to dheme huse to segeberghe dhe steth mit erer shede unde veltmarke, also se beleggen sint, dhe heide, also se Greve Iohan hadde, dhen urwolth och also en greve Iohan hadde und grev alf sin sone etc. etc. Over dhet guth, dath beleghen is the deme hus thume Kile, dhat we Greven Iohanne laten hebben sine leve daghe, na sime dodhe scal dat bliven bi deme kile, so wemen dhat thu volth de scal deme anderen so vele gudes laten wedher na rade user beyder man also dhat lic si.

Mit dem 15. Jahrhundert beginnt das Zeitalter der Blüte des Plattdeutschen als Litteratursprache; wesentlich fördernd war die Buchdruckerkunst, die zugleich eine ziemlich einheitliche Schreibweise des Plattdeutschen hervorrief; auch der Unterschied in den Formen in den verschiedenen niederdeutschen Mundarten beginnt sich abzuschleifen, natürlich nur in der Schriftsprache.

Da kam die Reformation, und mit ihr zunächst ein großartiger Aufschwung der plattdeutschen Litteratur, dann ein außerordentlich rasches Abfallen und endlich vollständiges Versiegen, in knapp 150 Jahren. Das Plattdeutsche hilft das scholastische Latein verdrängen, hat dann aber einen schweren Kampf gegen das wiederauflebende gute Latein im Munde der Gelehrten und besonders gegen die hochdeutsche Schriftsprache zu bestehen und zieht hierin den kürzeren.

Die Reformation brachte die Geister des gesamten Volkes in eine gewaltige Aufregung. Luthers Schriften sind nun in unserer Heimat wie in dem größeren Teile des plattdeutsch redenden Deutschlands nicht in dem Urtext, dem Hochdeutschen, sondern in plattdeutschen Übersetzungen bekannt geworden; die Bibel wurde wiederholt ins Plattdeutsche übertragen, Gesänge, Katechismen, Predigten, alles war plattdeutsch. Die Blüte des Plattdeutschen als Litteratursprache dauerte etwa bis in den Anfang des 30jährigen Krieges, da begann sie rasch zu welken. Ursache des Niedergangs war teils der Einfluß der höheren Schule, die mit allem Nachdruck das seit der Renaissance neu erstandene reine Latein lehrte und zur Vernachlässigung der Volkssprache beitrug; viel wirksamer war aber das Vorgehen der Kirche. Viele unserer jungen Geistlichen holten sich ihre Bildung auf hochdeutschen Universitäten, besonders zu

Wittenberg; sie lernten dort das Hochdeutsche gebrauchen und suchten diese durch Luthers Bibelübersetzung gewissermaßen geheiligte Sprache auch daheim zu verwenden; außerdem gab es damals bei uns sehr viele mitteldeutsche Geistliche, viel mehr als heutzutage, die natürlich auch das Hochdeutsche bevorzugten. Die heimischen Urkunden aus dem 16. Jahrhundert sind überwiegend plattdeutsch; das Lateinische schwindet, das Hochdeutsche nistet sich langsam ein; Christian III., der erste evangelische König-Herzog, wünschte schon den Gottesdienst hochdeutsch halten zu lassen. Ein starkes Schwinden des Plattdeutschen beginnt aber erst zur Zeit des 30jährigen Krieges; damals begann die schlesische Dichterschule, Opitz mit seinen Nachfolgern, den Dialekt als gemein hinzustellen und aus der Schrift zu verbannen; sie beförderte die Verbreitung der hochdeutschen Sprache, deren Sieg allerdings schon damals vorauszusehen war. Die letzte plattdeutsche Bibel wurde 1621 gedruckt; das letzte plattdeutsche Gesangbuch scheint das Hamburger von 1630 zu sein. Das bedeutendste plattdeutsche Werk unserer Provinz, die Geschichte Dithmarschens von Neokorus, ist in den 20er Jahren abgeschlossen; um 1650 gab Hans Dethlefs noch eine Geschichte Dithmarschens in plattdeutscher Sprache heraus, die indes bald darauf auch ins Hochdeutsche übertragen wurde; 1635 veröffentlichte Pastor Walther noch ein Buch über die Einrichtung des Gottesdienstes plattdeutsch; aber schon 1655 erschien das Kirchenbuch von Olearius hochdeutsch. In dem königlichen Anteile Schleswigs wirkte der Generalsuperintendent Dr. Stephan Klotz, ein geborener Westfale, von 1636—1668 im Amt, für die Abschaffung der plattdeutschen Predigt. Die Eintragungen in die Kirchenbücher wurden um dieselbe Zeit hochdeutsch, in Collmar schon im Jahre 1630 durch Pastor Frese oder Friese oder Frisius, wie er sich nannte.

Mit dem Vordringen des Hochdeutschen beginnt der Verlust des plattdeutschen Dialektes in seinem Formenreichtum, der bis dahin durch die Schriftsprache noch fest gehalten war; freilich mochten die vollen Formen in der lebendigen Sprache schon damals in Erlöschen sein. Zugleich reißt eine arge Verwilderung in vielen Eigennamen ein; die alten plattdeutschen Formen galten für vulgär und pöbelhaft, man mußte sie übertragen. Gebildete wählten im 16. Jahrhundert lateinische oder griechische Namen; da wurde ein Schmidt zum Fabricius, ein Köster zum Neocorus, ein Gottlieb zum Theophile, ein Schütt zum Sagittarius; später wurde der Name verhochdeutscht: da gab es einen gebildeten Baurmeister neben Burmester, da ward ein Kofoed zum Kuhfuß, ein Timmermann zum Zimmermann, ein Niemann zum Neumann und manch ein Clasen zum Clausen u. s. w.; auch die Ortsnamen verschonte

man nicht, und da die hohen Beamten mit schönem Beispiele vorangingen, so wurden manche verdrehte Formen oder Zwitterbildungen in der Schriftsprache allein üblich; da wurde z. B. Nienkarken zu Neuenkirchen, Bokholt zu Buchholz, Eeken zu Eichede, da giebt es Deichhausen neben Diekhusen. Besonders häufig sind Kirchdörfer und Güter mit hochdeutschen Namen beglückt; einige lauten jetzt halb hoch-, halb plattdeutsch, wie Neuenbrook, Brokdorf, Steinbek; dem Lande „Holstein" ist leider sein schauerlich entstellter Name geblieben, als ob Holsten mit „Sten" zusammengesetzt wäre. Auch unsere Stadt Oldesloe hat sich damals manche Wunderlichkeiten in ihrer Benennung gefallen lassen müssen.

Der Widerstand gegen die Einführung des Hochdeutschen scheint nicht nachhaltig gewesen zu sein, nicht so andauernd wie in Mecklenburg, wo 1659 die vortrefflichen pattdeutschen Satiren Lorembergs erschienen und plattdeutsche Predigten stellenweise bis ins 18. Jahrhundert hinein gehalten wurden. Indes veröffentlichte ein gewisser Raupach aus Tondern noch 1704 eine 74 Quartseiten dicke lateinische Dissertation von der unbilligen Verachtung der plattdeutschen Sprache.

Was die Handhabung des Plattdeutschen in seiner Blütezeit als Litteratursprache betrifft, so übte auf Satzbildung und Wortstellung das Lateinische nicht geringern Einfluß als auf das Hochdeutsche jener Zeit; manches ist lateinisch gedacht, deutsch ausgedrückt, und mit Gewalt wurde mitunter die lateinische Syntax dem plattdeutschen Idiom aufgedrungen. Bei unserm Hauptschriftsteller Neokor finden wir das gar nicht selten. Auch das Hochdeutsche zeigt allmählich seine Einwirkung auf das Plattdeutsche in Formen und Syntax. Als Schriftsprache wurde also das Plattdeutsche im 17. Jahrhundert verdrängt, doch blieb es zunächst die allgemeine Umgangssprache, auch in den Häusern der Gebildeten. Zunächst sehr langsam, und erst seit einigen Dezennien mit viel größerer Schnelligkeit begann das Hochdeutsche einen neuen Vernichtungskrieg gegen das Plattdeutsche, um alleinige Schrift- und Verkehrssprache zu werden. Ehe ich davon weiter spreche, ist der Versuch, das Plattdeutsche litterarisch neu zu beleben, zu erwähnen. Es handelt sich dabei nicht um kleine Schnurren und humoristische Geschichtchen in Dialekte, sondern um die Verwendung zu ernsten, ausgedehnten Dichtungen in gebundener und ungebundener Rede. Ziemlich unglücklich war der Versuch von J. H. Voß in seinen Gedichten „De Geldhapers" und „Winterabend," da er nicht den wirklich üblichen Dialekt gebrauchte, sondern ihm allerlei Endungen von Deklination und Konjugation anflickte, ein Mischmasch, das man keine „Sprache" nennen kann.

Ganz anders verfuhr der Dichter, der eine litterarische Nachblüte

des Plattdeutschen eigentlich bei uns hervorgerufen hat, Klaus Groth. Er verwandte, — mit veranlaßt durch die vielfach angefeindeten und verspotteten Bemühungen seines Landsmannes Klaus Harms, das Plattdeutsche von dem Vorwurf des Platten und Gemeinen zu reinigen und auch auf der Kanzel wieder zu verwenden, — die wirklich gesprochene dithmarsische Mundart, und bei der Meisterschaft, mit der er und der ziemlich gleichzeitig mit ihm auftretende Mecklenburger Fritz Reuter und manche ihrer Nachfolger, wie Johann Meyer u. a., die Mundart auch zu schwierigeren Stoffen verwandten, kann man es beinahe bedauern, daß wir dieses neue Aufblühen nur eine Nachblüte nennen dürfen; Groth selbst, der, von dem ersten Erfolge berauscht, es für möglich hielt, eine neue plattdeutsche Litteratursprache zu schaffen, hat später diesen Gedanken fallen lassen müssen. Zwar erschienen viele Wochen- oder Monatsschriften, besonders im 7. und 8. Jahrzehnte, in plattdeutscher Sprache; doch hat diese Hochflut bald nachgelassen, weil eben die meisten aus dem Volke wohl Plattdeutsch verstehen, es aber nicht ordentlich lesen können, da sie in der Schule ja nur Hochdeutsches lesen. Eine neue plattdeutsche Litteratursprache wird es daher auch in Zukunft nicht mehr geben; in politischem Interesse ist sie auch nicht einmal wünschenswert.

Nun zum Kampf des Hochdeutschen gegen das Plattdeutsche im gewöhnlichen Leben. Anfangs war es gewiß recht selten, daß sich eine ursprünglich plattdeutsche Familie des Hochdeutschen als Umgangssprache bediente. Zur Verbreitung des Hochdeutschen trug zunächst die Schule bei; sie verlangte auch das Sprechen dieser Sprache, nicht bloß das Verständnis, das für die Teilnahme am Gottesdienste ausreichte; doch beschränkte sich die Verwendung des Hochdeutschen noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts auf verhältnismäßig wenige Kreise. Seit der näheren Verbindung unserer Heimat mit dem übrigen Deutschland wurde die Gelegenheit, ja Notwendigkeit hochdeutsch zu sprechen, viel häufiger, und nicht nur bei einem großen Teile der Bürger in größeren und auch in kleineren Städten, sondern auch bei vielen Bauern galt es nach und nach für fein, wenigstens mit den Kindern hochdeutsch zu sprechen. Ist auch das Hochdeutsche nicht überall grammatisch richtig, es thut jedenfalls dem Plattdeutschen Abbruch, und man kann besonders in Städten die Beobachtung machen, daß den Kindern, die erst später plattdeutsch lernen, das Formengefühl für das Plattdeutsche verloren gegangen ist. — Es wäre von Interesse, festzustellen, wie weit der Gebrauch der hochdeutschen Sprache bereits um sich gegriffen hat, und ich glaube, die Redaktion der „Heimat" wird gerne Zusammenstellungen veröffentlichen,*)

*) Gewiß! Wer hilft im Sinne des Vortragenden beobachten und sammeln? D.

aus denen man ersieht, wie viele Leute oder Familien in einem Orte oder einem Distrikte durchweg hochdeutsch sprechen, in wie vielen Familien mit den Kindern hochdeutsch, sonst nur plattdeutsch gesprochen wird, in wie vielen endlich das Plattdeutsche die einzige Umgangssprache ist, ferner, wie viele Schulkinder bei Beginn der Schulzeit hochdeutsch reden. Ich glaube, daß hier manches Mitglied unseres Vereins sich leicht das Material verschaffen kann.

Einen besonders interessanten Kampf hat das Plattdeutsche im Schleswigschen auszufechten gehabt. Ich will den Verlauf dieses Kampfes nur kurz andeuten. Das Plattdeutsche drang bis zur Zeit, wo es aufhörte Litteratursprache zu sein, rasch vor, verdrängte das Friesische aus Eiderstedt und später auch aus Nordstrand und Pellworm, ebenso das Dänische aus dem südlichen Schleswig, das wohl immer überwiegend plattdeutsch gewesen ist, und aus dem größten Teile Angelns, wo um 1650 größtenteils plattdeutsch gepredigt wurde. Die Verdrängung des Plattdeutschen durch das Hochdeutsche erschwerte den Kampf des Deutschen ganz wesentlich. Es machte dem Plattdänisch Redenden nicht viel mehr Mühe, das Plattdeutsche als das Inseldänische zu erlernen; jetzt sollte er aber, um „verdeutscht" zu werden, für Handel und Wandel das Plattdeutsche, für Kirche und Schule das Hochdeutsche, das von seiner Mundart erheblich mehr abweicht, erlernen. Die natürliche Folge davon war, daß der Fortschritt des Deutschen ein ganz langsamer wurde. Die Versuche der dänischen Regierung, die Danisierung Schleswigs herbeizuführen, erzielten wohl ein etwas verbreiteteres Verständnis des Dänischen, aber bei dem passiven Widerstand der Bevölkerung keine Beeinträchtigung des Deutschen. Seit 1864 hat das Plattdeutsche im mittleren Schleswig Fortschritte gemacht und würde noch mehr erreicht haben, wenn das Hochdeutsche nicht ebenfalls in den gemischten Distrikten erlernt werden müßte. In dem nördlichsten Teile Schleswigs spielt das Plattdeutsche keine Rolle mehr; hier kämpft das Hochdeutsche allein gegen das Dänische und hat sich in Hadersleben, Apenrade, Sonderburg, Augustenburg, Norburg, Lügumkloster, Tondern einen Bruchteil der Bevölkerung, etwa 7000 Seelen gewonnen. Die Verdeutschung Nordschleswigs wird, wenn sie so fortschreitet, ohne das Mittelglied des Plattdeutschen vor sich gehen und zu einer gleich hochdeutschen Sprachinsel führen.

Der weitere Verlauf des Kampfes zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch wird bei uns fraglos der sein, daß das Hochdeutsche in den Städten ziemlich rasch mehr Boden gewinnen wird; langsamer, aber konstant wird das Land folgen. Viele kleine dialektische Eigentümlichkeiten werden zwar bleiben, aber sie sind bedeutungslos, wenn die Volksschulen

wie bisher weiterarbeiten. Ein Wiederaufleben des Plattdeutschen als Litteratursprache wird in keinem Falle eintreten, wäre auch nicht zu wünschen; so interessant das Holländische als eine Schriftsprache gebliebener plattdeutscher Dialekt auch ist, es ist politisch doch zu bedauern, daß zur Zeit der Absonderung Hollands vom Deutschen Reich das Hochdeutsche dort noch nicht Schriftsprache war; bei gleicher Sprache würden die uns so nahe verwandten Holländer dem Deutschen Reiche entschieden freundlicher gesinnt sein.

Was nun die innere Entwickelung des zum Dialekt gewordenen Plattdeutschen betrifft, so hat die Reichhaltigkeit an Formen und Vokabeln beträchtlich abgenommen. Wenn jemand von Ihnen den Versuch machte, z. B. einen Psalm oder einen Gesang mit vielen Abstraktis ins Plattdeutsche zu übertragen, so würde er bald finden, daß man viele Vokabeln im Plattdeutschen gar nicht mehr braucht. Manche interessante alte Vokabel ist verschwunden, andere sind aus dem Hochdeutschen, teilweise auch aus dem Dänischen eingeführt. Einige Worte galten im Laufe der Zeit nicht mehr für fein oder anständig, genau wie im Hochdeutschen und in andern Sprachen sich die Erscheinung darbietet, daß früher beliebte Ausdrücke durch andere ersetzt sind, weil sie eine schlechte Bedeutung erhalten oder für plebejisch angesehen wurden; auch die Wörter sind förmlich der Mode unterworfen. Das Wort „Hasen" für Strümpfe war vor 40 Jahren noch viel bekannter als jetzt und ist in manchen Familien absichtlich außer Kurs gesetzt; „Büx" verwandelte sich vielfach in „Hose," was im Hochdeutschen nur noch als Diminutivum von Damenlippen zu kommen pflegt; „Döns" wurde durch „Stube" ersetzt, „versupen" durch „verdrinken," während vor 200 Jahren auch hochdeutsch üblich war: „er ist ersoffen;" das seemännische „klar" für fertig ist an vielen Orten durch farri(g) oder fertig verdrängt; „redi" in ähnlichem Sinne ist sehr selten geworden; Kark wird zu Kirch, „tachendi" zu „achti" oder „achsig;" für „Vader" und „Moder" hat sich Vadder und Mutter, oder Papa und Mama eingedrängt, „Tante" hat das alte „Möm" oder „Medher" vielfach beseitigt. Mancher unserer Mitglieder wird darüber vielleicht schöne Beobachtungen machen können. Auch mögen eigentümliche Formen Anlaß zu Zusammenstellungen geben: wo sagt man z. B. „ick bün wän?", wo: „ick bün weß (west)?" Wie weit kommen die im Dithmarsischen hier und da gehörten Formen vor: wi bünt, jüm bünt, süm sünd? Wo ist die Grenzlinie der Formen „gut" und „got," „Fru" und „Fro"?

Eine nicht geringe Summe von alten plattdeutschen Ausdrücken steckt noch in den mitunter recht wunderlichen Flur- und Höhennamen, deren Sammlung auch aus anderen Gründen für die Landesforschung ein

wahres Bedürfnis ist; ich möchte die Mitglieder unseres Vereins bitten, hier zu thun, was sich thun läßt, sammeln, ehe die Ausdrücke dem Gedächtnisse des Volkes entschwinden, und das tritt in unserer Zeit sehr leicht ein, da der Wechsel der besitzenden und der arbeitenden Bevölkerung auf dem Lande ein viel stärkerer geworden ist als früher. Wenn ich einzelne zu dem Sammeln solcher Namen und seltener Ausdrücke und Formen, nicht nur derer, die im gewöhnlichen Leben, sondern auch solcher, die in den verschiedenen Berufszweigen vorkommen, veranlassen könnte, so habe ich den Zweck meines Vortrages erreicht.

Die Schlacht bei Idstedt.

Von K. Jansen.

Vorbemerkung. Die nachstehende Darstellung der Idstedter Schlacht beruht auf einem von mir gehaltenen, von Herrn Averhoff in Kurzschrift wiedergegebenen Vortrage.

Da derselbe auf Grundlage einer kurzen Zusammenstellung der wesentlichen Thatsachen ohne Vorbereitung der Form und des Ausdrucks unter dem beständigen Widerstreit der drängenden Zeit und des unübersehbaren Stoffes frei gehalten worden ist, darf er wohl für Lücken im Zusammenhang, Ungleichheiten der Anordnung, Mängel im Ausdruck, die durch kleine Änderungen nicht ganz zu beseitigen waren, auf billige Nachsicht rechnen. Nur in diesem Vertrauen habe ich meine Zustimmung dazu gegeben, ihn gedruckt in einen weiteren Kreis ausgehen zu lassen. Das lebendige Wort, niedergeschrieben, zeigt allemal ein fremdartigtes Gesicht. K. J.

Die Stellung von Idstedt bildet das Gegenstück zu der von Schleswig. Sie hat ihre Stärke, namentlich zur Verteidigung gegen Norden, in der meilenlangen Bodenspalte des Arenholzer, Reeth- und Lang-Sees und seiner Fortsetzung der Wellspanger Au und Wiesenniederung. Die Lücke in diesem tiefen Abschnitt, zugleich die Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee, wird durch die bewaldete Hügelplatte ausgefüllt, welche zwischen dem Idstedter Krug und der Westspitze des Lang-Sees abzufallen beginnt. Bloßgestellt ist nur die westliche Flanke, zumal, wenn bei großer Hitze, wie 1850, die Moore gangbar werden. Auch die nördlich und westlich vorliegenden Wasserläufe bieten wegen der umgebenden Wiesen bedeutende militärische Hindernisse und sind nur auf Brücken zu überschreiten. Die ganze Aufstellung der schleswig-holsteinischen Armee erstreckte sich 3 Meilen von Osten nach Westen und 1½ Meilen von Norden nach Süden.

Was am 23. abends und 24. Juli morgens von schleswig-holsteinischen Streitkräften in der Front gestanden hat, wird auf 25 788 Mann unter 457 Offizieren mit 88 Geschützen angegeben. Die Dänen

dagegen hatten 37 189 Mann unter 794 Offizieren. Die Stärke der schleswig-holsteinischen Armee verhielt sich also zu der der dänischen etwa wie 3 : 4 oder 6 : 9. Das Verhältnis der Führenden zu den Geführten fiel vollends sehr zu Ungunsten der Schleswig-Holsteiner aus. Hier kam ein Offizier auf 56, bei den Dänen einer auf 46 Mann.[1]) Rechnet man nun den Mangel an Zusammenhang und Schulung, an innerem Gefüge und Werth in unserer Armee noch hinzu, wie ihn Willisens unheilvolle Herumwerfungen der Boninschen Ordnung herbeigeführt hatten, so konnte man im voraus kaum anders sagen als: die Schleswig-Holsteiner werden unterliegen.

Am 24. war alles soweit vorbereitet, daß der Zusammenstoß erfolgen mußte. Schon früh rückten die Dänen auf der Chaussee gegen Poppholz und Helligbek an, und ungefähr zu derselben Zeit sah man bei unserer ersten Brigade eine große dunkle Masse westlich der Treene nach Süden sich vorbewegen, deren Zahl mit annähernder Genauigkeit von Offizieren geschätzt werden konnte. Es war die zur Umgehung bestimmte 3. dänische Brigade, Schepelern.

Auf beiden Punkten nördlich und westlich der Hauptstellung kam es bereits am 24. zu einzelnen, nicht ganz unblutigen Gefechten. Die auf und an der Chaussee nördlich von Helligbek aufgestellen schleswig-holsteinischen Heeresteile hatten den Befehl, ihre Stellung nicht aufs äußerste zu verteidigen, sondern allmählich in die Hauptstellung zurückzugehen, denn Willisen wollte zum Angriff auf die Dänen erst von dieser aus übergehen.

Dieser allgemeine Plan wurde auch im wesentlichen ausgeführt. Die schleswig-holsteinischen Heeresteile bei Poppholz zogen sich auf Helligbek zurück. Um 2½ Uhr wurde jedoch vom 15. Bataillon infolge eines mißverstandenen Befehls das Gefecht aufs neue aufgenommen, auch von der Vorhut, und über den Hellig-Bek vorgedrungen. Die Dänen verfügten aber über 5 Bataillone, denen nur 5 Kompagnien gegenüberstanden. Dennoch haben die letzteren den Feind lange genug aufgehalten. Um 6½ Uhr erstarb das Gefecht der Vorhut zum 2. Male.

Gleichzeitig war die umgehende dänische 3. Brigade ebenfalls zum Angriff übergegangen, namentlich bei Sollbrück. Obgleich die Handvoll der hier aufgestellten Jäger tapfer widerstand, erzwangen die Dänen den Übergang über die Treene und drangen gegen Jübek vor, um der schleswig-holsteinischen Armee in die linke Flanke zu fallen. Gegen 6½ Uhr wurde aber gegen sie der Gegenangriff mit 2 Bataillonen eröffnet, und

[1]) In der preußischen Armee kommt durchschnittlich ein Offizier auf 40 Mann.

sie wurden über die Treene zurückgeworfen, Espertoft besetzt. Am Abend des 24. stand es also für uns noch gut. Die Offiziere stimmten darin überein, daß ihre Truppen munter darauf gegangen seien.

Am Abend wurde im Idstedter Krug von Willisen den Brigadeführern der Plan für den folgenden Tag vorgelegt. Der Angriff sollte um 4 Uhr eröffnet werden, wenn nicht etwa die Verteidigung bis dahin unglückliche Ergebnisse geliefert hätte. Derselbe sollte vom rechten Flügel her, d. h. der 2. Brigade, Abercron, beginnen; die andern Brigaden dann staffelförmig folgen, also mit der ganzen Schlachtlinie eine große Linksschwenkung vorgenommen und im Falle des Gelingens die dänische Armee in die Moore oder gar an die Westküste geworfen werden.

Diesem ebenso vortrefflichen wie naheliegenden Plan blieb aber das Gelingen versagt. In der Nacht lief nämlich eine Meldung ein, daß die Zahl der nach Westen herummarschierenden Dänen nicht so bedeutend sei, als man gedacht habe. Hieraus schloß Willisen, die Macht, welche ihm in der Mitte und am rechten Flügel gegenüberstehe, sei zu stark, um zu einem Angriff einzuladen. Darum wurde der Befehl an die einzelnen Brigaden geschickt, nicht früher vorzugehen, als bis die Fanale angezündet seien.

Am 25. Juli, bei aufgehender Sonne, begannen die Dänen ihren Vormarsch bei Helligbek, rechts und links von der Chaussee. Besonders auf der westlichen Seite, im Buchmoor, im Buchholz, namentlich bei der Ziegelei und bei Engbrück kam es zu einem harten, wechselnden Kampfe wiederholt Mann gegen Mann. Auf der rechten Seite der Chaussee galt es für die Dänen, Idstedt zu erreichen, den nächsten stärkeren Stützpunkt der schleswig-holsteinischen Vortruppen, die durch die Beschaffenheit des Bodens genötigt wurden, ihren rechten Flügel mehr zurückzubiegen und auf Idstedt hin zu weichen, wo Anschluß an die Hauptstärke zu gewinnen war. Die Angriffe der Dänen auf Idstedt wurden zunächst vom 15. Bataillon sehr tapfer aufgenommen. Rechts schloß sich das 4. Jägerkorps auf dem hohen Nord- und Ostufer des Idstedter Sees und im Gryder Holz an. Lange stand das Gefecht um Idstedt sehr günstig für die Schleswig-Holsteiner. Die Dänen verstärkten sich aber mehr und mehr, ihre Übermacht wurde immer fühlbarer, allmählich kamen auch Teile der 2. dänischen Division heran, welche hauptsächlich gegen Ober- und Nieder-Stolk gerichtet gewesen war. So ging nach etwa einer Stunde Nord-Idstedt, gleichzeitig auch das Plateau im Osten des Sees verloren. Noch wurde der südlich des Idstedter Baches gelegene Teil des Dorfes und am untern Ende des Sees das Gryder Holz behauptet. Es war etwa 6 Uhr. Sobald Willisen sah, daß die Dänen hier „eine sehr

gefährliche Richtung" eingeschlagen hätten [1]) und in den Besitz wichtiger Punkte zu kommen drohten, glaubte er, die Zeit sei gekommen, die Fanale anzuzünden und den Gegenangriff zu beginnen. Die Fanale wollten aber des Regens wegen nicht recht brennen; es mußten auch Adjutanten zur mündlichen Benachrichtigung abgeschickt werden. General von der Horst, schon lange nördlich von der Fuhrt des Langsees zum Vorgehn bereit, ging nunmehr mit der 3. Brigade auf Ober- und Unter-Stolk vor. Die 4. Brigade mußte erst südlich vom Wester-Gehege herankommen. Als dann das 13. und 14. Bataillon auf zwei verschiedenen Wegen gegen Idstedt vorgingen, kamen sie, um den Verlust von Nord-Idstedt zu verhüten, eben zu spät. Diese beiden Bataillone gehörten zu den neugebildeten, auch nicht glücklich mit Offizieren versehenen, und befanden sich einer Aufgabe gegenüber, die selbst einem Laien als eine sehr schwierige einleuchten muß. Sie sollten durch den südlichen Teil des Dorfes vordringen, auf enger Straße über die lange Brücke der Au gelangen und dann den nördlichen Teil einnehmen unter einem feindlichen Geschütz- und Gewehrfeuer von allen Seiten her. Da kam ihnen auch noch das 15. Bataillon in einiger Auflösung entgegen. Zusammengedrängt auf der Brücke und in den Dorfwegen, ausgesetzt dem konzentrischen Feuer des Feindes, zeigten die neugebildeten Bataillone nicht die erforderliche Festigkeit. Selbst Fachleute von reifer Kriegserfahrung haben es begreiflich gefunden, daß sie in Auflösung gerieten. Wenn Willisen, der eben um diese Zeit an diesen Punkt gekommen war, als er diese Auflösung sah, den Soldaten zurief: „Ihr Hundsfötter!" so kam der Vorwurf, der in diesem Scheltwort lag, nicht in richtiger Gestalt an die richtige Adresse; denn *er* hatte diese Bataillone so zusammengewürfelt, daß sie eines festen Haltes entbehrten; *er* hatte sie an einen so entscheidenden Punkt seiner Stellung gebracht, als es eben zu spät war, ihn zu halten und schwierig bis zur Unmöglichkeit, ihn wieder zu nehmen.

Der Eindruck, den dieser mißlungene Angriff gemacht hatte, setzte sich nun in Willisens Herz sehr fest und blieb wirksam während der ganzen weiteren Leitung der Schlacht.

Mittlerweile war die Uhr etwa 7 geworden, und noch wußte man von der 3. und 2. Brigade nichts. General von der Horst war schon um 4 Uhr nördlich von der Fuhrt gewesen und befand sich hier 1—1½ Stunden in einer sehr üblen Lage, da er, mit dem Rücken an den See gelehnt, jeden Augenblick einen Angriff erwarten konnte. Er durfte aber

---

[1]) Es war die Absicht Kroghs, die feindliche Linie zu durchbrechen und die Mitte derselben abzuschneiden. Dänisch. Generalstabs-Werk.

nach dem ausdrücklichen Befehl des Obergenerals nicht vorgehen. Endlich brannten die Fanale. Nun setzte er sich mit dem 5. Jägerkorps und dem 9., 10. und 11. Bataillon in breiter Kolonne über die Heide und dann die Anhöhen hinauf nach Ober-Stolk in Bewegung. Der Regen hatte noch nicht aufgehört, die Luft war sehr dunkel und „diesig", vom Feinde zeigte sich nichts. Streifwachen sagten aus, das Dorf schiene unbesetzt, von der Horst nahm aber an, daß es besetzt wäre. Er marschierte in Kolonne hinein, das 5. Jägerkorps voran, dann die 1. und 2. Kompagnie vom 9. Bataillon, Hauptmann Lütgen. Mitten im Dorfe stieß man plötzlich auf das dänische 13. Bataillon. Beide Teile waren gleich überrascht, aber die Dänen wurden auseinandergesprengt und nach Norden zurückgeworfen. Das dänische Bataillon gehörte zur 2. Division, deren Oberbefehlshaber General Schleppegrell war. Als dieser plötzlich, schon auf den Idstedter See vorgedrungen, in seiner Flanke jenes lebhafte Gewehrfeuer erschallen hörte, meinte er anfangs, es seien Bauern, welche auf seine Soldaten schössen. Er schickte einen Adjutanten ab, der aber sogleich erschossen wurde. Nun wurde eine halbe Schwadron Kavallerie entsandt. Mit der Entschlossenheit, welche der dänischen Kavallerie eigen ist, stürzte sich diese halbe Schwadron in den engen Dorfwegen auf das Jägerkorps. Nach beiden Seiten an die Knicks gedrückt, schossen die Jäger eine große Anzahl von Reitern und Rossen nieder, die übrigen aber stürmten fort, trafen auf den Kommandierenden des 9. Bataillons, ritten ihn nieder, drangen ins 9. Bataillon hinein, wurden aber so empfangen, daß nur 3—4 von der gesamten Mannschaft der halben Schwadron übrig blieben.

Damit war aber der Kampf in und bei Stolk keineswegs zu Ende. Die Dänen faßten sich wieder. Schleppegrell zog weitere Streitkräfte heran. Umsonst: Schleppegrell mit mehreren der tüchtigsten seiner Offiziere wurde erschossen.[1]) Auch 3 Kanonen erbeuteten die Schleswig-Holsteiner. Da stürmte wieder eine Schwadron Dänen hervor, um die Kanonen zu retten. Auch diese tapfern Reiter wurden fast sämtlich durch ein wohlgezieltes Nahfeuer niedergelegt. Noch gelang es den Dänen, einen Teil des Dorfes zu halten. Der Angriff des herangezogenen 10. Bataillons warf endlich die Dreizehner ganz aus dem Dorfe hinaus.

Mittlerweile war die Bewegung, welche die Dänen gegen Wellspang gemacht hatten, soweit gekommen, daß sie über Unter-Stolk hinausging. Nördlich vom Lang-See, südlich der Brigade von der Horst, zeigten sich

---

[1]) Ein roher Granit-Ständer meldet: Her faldt Schleppegrell. In Stolk wurden mir Zweifel geäußert, ob er an der richtigen Stelle stände.

dänische Uniformen. Nun wollte das Unglück — selbst das dänische Generalstabswerk sucht darin die Entscheidung des Kampfes um Stolk — daß der Souschef des Generalstabes (Chef war von der Tann, der aber für diesen Posten wohl auch nicht geschaffen war), Major Wyneken, von Wellspang her auf diesen Teil des Schlachtfeldes kam. Er war eine verneinende, etwas mephistophelische Natur und hatte großen Einfluß auf Willisen, von dessen Milde — oder sagen wir lieber Schwäche — gegen seine Offiziere er oft einen weitgehenden Gebrauch machte. Er ritt nach Ober-Stolk und verlangte von der Horst zu sprechen. Ihm wurde gesagt, dieser sei „da vorne.“ Wyneken konnte ihn nicht finden, vielleicht ging er nicht weit genug nach „vorne.“ Er ließ darum von der Horst sagen, die 2. Brigade könne nicht vordringen, Idstedt sei schon genommen, er müsse sobald als möglich zurückkommen, übrigens nehme er (W.) das 11. Bataillon mit — über welches doch von der Horst das Verfügungsrecht hatte — um die Fuhrt zu verteidigen! So geschwächt, sah sich von der Horst in einer üblen Lage, da seine übrigen Soldaten sich in der unvermeidlichen Unordnung eines heftigen Kampfes mit dem wieder vorgedrungenen Feind befanden. Aber rasch ließ er durch Signale alles zusammenrufen, was erreichbar war, etwa 3—400 Mann, wandte sich südwestlich auf den Idstedter See zu, dessen nordöstliches Ufer samt dem Gryder Holz von Dänen besetzt war. Was blieb ihm übrig, als sich auf diese zu stürzen? Natürlich entstand durch diesen Angriff von hinten bei den Dänen eine ungeheure Verwirrung. („Ubeskrivelig Forvirring“ G. W.) Die Erschütterung der dänischen Armee hier wie bei Ober-Stolk war weit stärker, als die Schleswig-Holsteiner wahrnahmen und als Willisen und andre leitende Persönlichkeiten während der Schlacht erfuhren. Denn dieser Stoß auf die dänische Division Schleppegrell war es, der die schleswig-holsteinische Armee vor einem noch viel schwereren Geschick bewahrt hat, als es ihr ohnehin beschieden war. Sobald als diese Nachrichten an den dänischen General Krogh gelangten, als die Verwirrung ihren Höhepunkt erreicht hatte und „alles sich äußerst ungünstig zu stellen schien“ (G. W.), rief er die 3. Brigade zurück. Zwischen 7 und 8 Uhr gaben Krogh und die leitenden dänischen Offiziere die Schlacht ungefähr verloren, wenigstens haben sie die ersten Vorbereitungen zur Sicherung des Rückzugs bereits gemacht. Um dieselbe Zeit ungefähr gab auch Willisen die Schlacht verloren. Während aber Krogh zunächst alles thut, um seine erschütterten Verbände wieder herzustellen, unter Drangabe des winkenden Erfolges der Umgehung seine Streitkräfte konzentrierte und die Wiederaufnahme des Kampfes fest im Auge behielt, traf Willisen bereits kurz nach 8 Uhr die Anstalten zum völligen Rück-

zuge dadurch, daß er die erste Brigade im Westen der Chaussee ohne Not in die Stellung am Arenholzer See zurückrief. Der Entschluß, die Schlacht überhaupt aufzugeben, mag bei Willisen jetzt noch nicht ganz fest gestanden haben. Aber die Einleitungen dazu waren getroffen, ein nicht unbedeutendes Stück Bodens war aufgegeben; der Rückgang der 1. Brigade zog den der Vorhut nach sich.

In der nunmehr eingenommenen Hauptstellung auf dem Plateau nördlich vom Westergehege entspann sich ein mehr als anderthalb Stunden fortgesetzter Geschützkampf, der als ein vollständiges Stehen der Kriegswage angesehen werden kann. Es handelte sich darum, wer zuerst sich verloren gab. Von den verschiedensten Seiten stürmten auf Willisen verschiedenartige Einflüsse ein, bis er schließlich nach offenbar sehr langem Schwanken endgiltig auf seinen ersten Gedanken zurückkam.

Zu diesen Einwirkungen gehören die Vorgänge bei der 2. Brigade, welche auf dem rechten Flügel, bei Wellspang, stand. Oberst Abercron war früh morgens den Abhang zur Mühle und Brücke am Ostende des Lang-Sees hinabmarschiert, die sanft ansteigende Höhe nördlich hinauf gegen die drei Bataillone der 2. Division, welche unter dem Obersten Krabbe standen. Bevor noch das Gefecht in rechten Gang gekommen war, traf der früher erwähnte Gegenbefehl auch bei der 2. Brigade ein. Abercron hielt es demnach für nötig, durch die Enge an der Mühle bis auf das hohe Südufer zurückzugehen, soweit seine Bataillone nicht von den Dänen südlich von Böklund festgehalten wurden. Hier wartete er auf das Brennen der Fanale. Als diese angezündet waren, wurden sie des Wetters wegen nicht gleich bemerkt. Erst um 6 Uhr wurde der Befehl zur Wiederaufnahme der ursprünglichen Anordnung des Vorgehens durch Hauptmann Wiedburg an Abercron überbracht.[1]) Nun wurde dieselbe Bewegung von neuem gemacht, hinab ins Thal, über den Mühlendamm, die flache Bodenerhebung jenseits hinan. Auch diesmal wollte, trotz einzelner kräftiger Angriffe, das Gefecht im ganzen nicht recht vorwärts gehen. Es standen 3 Bataillone Dänen gegen 4 Bataillone Schleswig-Holsteiner. Waren diese somit in einem nicht unerheblichen Vorteil, so läßt sich andrerseits nicht verkennen, daß die stark bebuschten Knicke, die vielen kleinen Koppeln, die gewundenen Wege den Angriffsbewegungen und zumal denen der Artillerie große Schwierigkeiten entgegensetzten. Dennoch ist soviel nicht mit Erfolg zu bestreiten: Abercron wußte seine

---

[1]) Der Brigade-Adjutant, Hauptmann von der Heyde, will zugleich das Feuer der Fanale gesehen haben. Vgl. von Abercron, die Schlacht bei Idstedt. Zeitschrift für S.-H.-L. Geschichte, Bd. 20.

Übermacht nicht in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen. Ungefähr um 8 Uhr trafen Meldungen von den Vorgängen bei Stolk und bei Idstedt ein, welche wohl die Angriffsbewegungen von der Horsts kannten, aber von den großen Wirkungen nichts wußten, die durch diesen Stoß auf dänischer Seite empfunden wurden. Der Oberst möge nach eigenem Ermessen handeln. Wyneken, der bald nachher auch eintraf, und andere Schwarzseher sagten sogar, von der Horst sei gefallen.

Diese Nachrichten bewogen Abercron, mit der Hauptstärke abermals zurückzugehen. Nur einige Abteilungen blieben auf der nördlichen Seite des Einschnitts zurück, unter ihnen die erste Abteilung des 6. Bataillons, Hauptmann Lettgau, der durch entschlossenes Widerstehen und Vorgehen dem Feinde bis gegen 11 Uhr wirksam die Stirn bot. Um dieselbe Zeit waren entsprechende Meldungen auch an den dänischen Oberst Krabbe gekommen, aber anstatt sich zurückzuziehen, blieb er stehen und erreichte so mit 3 Bataillonen mehr als Abercron mit 4.

Wyneken kam zu Willisen zurück und brachte, wie er selbst sich ausdrückt, „trübe Botschaften." Namentlich wußte er sehr viel zu erzählen von der großen Auflösung, welche sich in der Armee verbreitet habe. Der Eindruck dieser Meldungen auf Willisen muß, wie Wyneken selbst meint, sehr bedeutend gewesen sein, umsomehr, als auch Willisen von der Wirkung des Stoßes bei Ober-Stolk keine genügende Vorstellung haben konnte, dagegen die eigene Erschütterung im schwärzesten Lichte sah.

Vielleicht etwas nach 9 Uhr hat Willisen an Gerhardt, den Führer der Vorhut, und an Wissel, den Befehlshaber der Artillerie, den Befehl erlassen, allmählich den Rückzug anzutreten. Beide Befehlshaber erklärten einstimmig, sie sähen keine Veranlassung, das zu thun, denn die schleswig-holsteinische Armee stehe noch vor und auf ihrer Hauptstellung. Wissel fühlte sich imstande, den Feind, der sich damals nicht rührte, bloß mit dem schweren Geschütz fernzuhalten, und Wyneken selbst mußte anerkennen, daß die Sache keineswegs verzweifelt stehe. Dieser ritt zu Willisen zurück, um ihm das mitzuteilen. Was Willisen darauf gesagt hat, weiß man nicht. Er schickte aber Wyneken sofort an Abercron zurück mit dem Befehl, er solle die Stellung bei Wellspang bis zum Abend zu halten suchen, denn Willisen habe die Absicht, wenn etwas Besonderes eintrete, die Straße auf Missunde zum Rückzug zu benutzen.

Noch also um 9½ Uhr, als sich links und rechts von der Chaussee jener furchtbare Geschützkampf entsponnen hatte, war der feste Entschluß zum Rückzuge nicht gefaßt.

Die Entscheidung ist erst durch die Bewegung auf dem linken Flügel erfolgt. Dieser war schon am 1. Tage bedroht gewesen. Am Haupttage

drangen größere Massen der Dänen ernstlicher gegen ihn an. Die Meldung kam, daß weiter nach Süden hin die Dänen sich in großer Anzahl entwickelten, bei Silberstedt. Um 10 Uhr hat Willisen jedenfalls von dieser Bewegung, welche die Dänen in den Rücken der schleswig-holsteinischen Armee bringen mußte, Kunde gehabt, und diese Kunde konnte ihn nur darin bestärken, wiederum zu seinem ursprünglichen Gedanken zurückzukehren, daß mit dieser Armee, — welche er nach dem 13. und 14. Bataillon beurteilte, — nichts zu machen sei. Der Herzog von Augustenburg berichtet nun, daß er Willisen zu bestimmen gesucht habe, er möge ausharren und womöglich zum Angriff übergehen. Der Herzog verließ Willisen mit dem Eindruck, daß er ihn dauernd umgestimmt habe. Für den Augenblick war dies vielleicht der Fall, aber Willisen konnte sich nicht zu einem Nicht-Willisen machen. Immerhin mag er einige Zeit den Gedanken festgehalten haben. Noch zwischen 11 und 12 Uhr muß Willisen daran gedacht haben, die Stellung zu behaupten, denn er hat damals noch einen beträchtlichen Teil der 1. Brigade, welche längere Zeit ruhig beim Arenholzer See gelegen hatte, wieder vorgehen lassen in die linke Flanke der Dänen, „um möglichst viel Lärm zu machen." Das dauerte aber nur kurze Zeit. Da gelangte die angeführte Meldung an Willisen — man weiß nicht, von wem zuerst — daß die Dänen bereits von Silberstedt auf Schuby vordrängen, also die Hauptrückzugsstraße für die Hälfte der Armee zu besetzen im Begriff wären. Nun muß von Willisen der Beschluß endgültig gefaßt sein, die Schlacht abzubrechen. Es wird etwa 12½ Uhr gewesen sein. Damals hatten die Dänen die Zeit, wo der Kampf der Infanterie ruhte, aufs beste und kräftigste benutzt, um die taktische Ordnung der einzelnen Bataillone wieder herzustellen, die auch ganz auseinander gegangen war — so sagt das Generalstabswerk selbst — und schon seit etwa 1½ Stunden hatte der dänische Obergeneral, der zeitweilig entschieden an den Rückzug dachte und die Vorbereitungen dazu traf, den Entschluß gefaßt, wenn er die taktische Ordnung hergestellt habe, den Angriff gegen die schleswig-holsteinische Aufstellung am und im Wester-Gehege zu wagen. Fast genau um dieselbe Zeit, als Willisen die Schlacht abbrechen wollte, beginnt die Vorbewegung der dänischen Infanterie gegen den abziehenden Feind, namentlich auf der Chaussee gegen die Artillerie. Es entstand große Verwirrung. Ein Teil der schleswig-holsteinischen Kavallerie — wohl das einzige Mal, daß diese eingriff — suchte die Geschütze, welche die Dänen bereits genommen hatten, herauszuhauen. Es gelang ihr nicht trotz ihres tapferen Angriffs. Genau in diesem Augenblick war es, als die dänische 3. Brigade, die schon dicht vor Schuby stand und eben im Begriff war, die

Straße für die ganze 1. Brigade der Schleswig-Holsteiner zu sperren, von dem Befehl des dänischen Obergenerals erreicht wurde, um jeden Preis sofort zurückzukehren. Dieser Befehl war, wie wir wissen, dem Oberkommando durch den Vorstoß von der Horsts entrissen worden. Solange hatte also der Bote gebraucht, um den Befehl zu überbringen.

Damals stand noch die erste Abteilung des 1. Jägerkorps mit einer Schwadron und 4 Geschützen bei Gammellund und schon waren die Höhen eben südlich von dem brennenden Idstedt Krug von den Dänen besetzt. Eine Ordonnanz jagte heran und rief uns eiligst zurück. Bald hieß es: Nun rette sich, wer kann! In blindem, aber richtigem Triebe drängte alles westlich durch das Moor um den Arenholzer See herum. Die Stimme des Hauptmannes versagte, alle Ordnung hörte auf, mit der äußersten Anstrengung kamen wir westlich des Arenholzer Sees glücklich nach Schuby, wo von den Dänen nichts mehr zu sehen war.

Der Rückzug wurde auf mehreren Straßen nicht überall in bester Ordnung bewerkstelligt. Die Hauptmasse der Armee sollte eine Seitenstellung bei Fahrdorf einnehmen, damit die wenig geordneten Marschsäulen nicht der dänischen Kavallerie preisgegeben wären. Aber am Abend um 10 Uhr ließ Willisen Alarm schlagen, und nun mußte die ganze Armee ohne jegliche Nötigung — denn die Dänen zogen äußerst langsam nach, auch sie waren vollkommen erschöpft — nachdem sie teilweise 2 × 24 Stunden auf den Beinen gewesen war, den Nachtmarsch nach Süden antreten. Bekanntlich trägt der zur Herstellung der Ordnung nicht bei.

So war denn die Schlacht verloren. Nachdem ich aufs neue die einzelnen Vorgänge in ihrer wirklichen Bedeutung zu erkennen und zu würdigen, ihren Zusammenhang und ihr Aufeinanderwirken mir möglichst zu vergegenwärtigen gesucht habe, kann ich nicht unbedingt mehr sagen: Willisen hat die Schlacht aufgegeben, obwohl sie gewonnen war. Folgende Erwägungen fallen schwer ins Gewicht. Willisen hatte so gut wie keine Reserve mehr. Die im Zentrum zur Verfügung stehenden Bataillone, die am Arenholzer See mitgerechnet, 14 an der Zahl, waren zum Teil erschüttert, ihre taktische Ordnung nicht genügend wieder hergestellt. Ihnen gegenüber hatten die Dänen für ihren Angriff 22, darunter noch zwei ganz frische, beisammen, die während des Geschützkampfes kräftig wieder geordnet waren. Die Wirkung des von der Horstschen Stoßes auf Stolk konnte Willisen nicht erkennen, das in wenig Augenblicken bevorstehende Zurückgehn der dänischen Umgehungs-Brigade nicht voraussehn: er sah einem ungleichen Kampfe unter bedrohlichen Bedingungen entgegen. So faßte er seinen Entschluß. Soviel aber kann man

sagen: hätte Willisen stärkere Nerven, einen klareren Kopf und einen festeren Willen gehabt, so hätte die Stellung wohl behauptet werden können. Unter den Umständen, wie sie eben lagen: mit dieser damals nicht mehr festgefügten Armee, mit diesem Generalstabe, mit diesem leitenden Kopfe an der Spitze konnte wohl kaum etwas Besseres gethan werden, als die Schlacht aufzugeben, wenn man es nicht auf eine gänzliche Niederlage ankommen lassen wollte.

Die Schlacht kostete uns 2808 Mann, die Dänen hatten sie viel teurer bezahlen müssen, sie hatten 3618 M. an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Aber sie hatten gesiegt.

Der schwarze Tod in unserer Heimat.

Von **F. Konstmann** in Flensburg.

Unter den mannigfachen Heimsuchungen, von denen im Laufe der Jahrhunderte die Bevölkerung unserer Heimat betroffen worden ist, treten neben Kriegsdrangsalen und Überschwemmungen besonders die großen Volkskrankheiten hervor. Die größte und furchtbarste derselben ist der schwarze Tod gewesen. Mehr denn ein halbes Jahrtausend ist seitdem vergangen; aber bis auf den heutigen Tag haben sich Sagen und dunkle Überlieferungen über das entsetzliche Ereignis ringsum in den Ländern, auch in unserer Provinz, erhalten. Sie legen Zeugnis ab von dem gewaltigen Eindruck, den die Seuche auf die Völker gemacht hat.

Ein derartiges Ereignis verdient sicherlich die sorgfältigste Beachtung der Geschichtschreiber. Es fehlt denn auch nicht an ausführlichen Darstellungen, die teils allgemeiner Art sind, teils einzelne Länder oder Landschaften betreffen. Das Material über das Auftreten der Epidemie in unserer Heimat findet man zerstreut in vielen Werken. Den einzigen Versuch, eine Gesamtdarstellung zu geben, hat im Jahre 1855 ein Arzt in Altona gemacht.[1] Seine Abhandlung ist aber in verschiedener Hinsicht unzulänglich. Nicht nur sind mehrere wertvolle Nachrichten dem Verfasser unbekannt geblieben, sondern es fehlt auch jegliche Kritik der Überlieferung, und von den beiden grundlegenden Fragen nach der Datierung und dem Wege der Einschleppung ist die erste völlig unrichtig, die zweite gar nicht beantwortet. Es dürfte daher an der Zeit sein, dem ersten Versuch einen zweiten folgen zu lassen. Insonderheit dürfte eben

---

[1] C. C. Mahr, Erinnerungsworte an den schwarzen Tod in den Herzogthümern Schleswig und Holstein vor nunmehr fünfhundert Jahren. Hamburg, Hoffmann und Campe.

jetzt das Interesse in hohem Grade sich dem Gegenstande zuwenden, da noch die Schrecken einer, wenn auch unvergleichlich gelinderen, Epidemie in aller Angedenken sind.[1])

I.

Über den Charakter der Krankheit hat kein Zeitgenosse in unserer Heimat Nachrichten überliefert. Wir müssen uns daher in diesem Punkte ganz auf die Schilderungen fremder Ärzte und Schriftsteller stützen. Da aber die Krankheit in den verschiedenen Ländern in den Hauptzügen dasselbe Gepräge beibehalten hat, so können wir dies auch ohne jedes Bedenken thun.

Aus allen Berichten geht unzweideutig hervor, daß die Krankheit eine morgenländische Beulenpest war. Unter heftigem Fieber und unleidlichem Durst entstanden an den Oberschenkeln, in den Achselhöhlen und am Halse Drüsengeschwülste, die, wenn sie sich öffneten, übelriechenden Eiter entluden. Hin und her am Körper erhoben sich Brandbeulen, und es zeigten sich verschieden gefärbte, rote, schwarze und bläuliche Flecke in der Haut. Neben diesen Symptomen, die jede Pestepidemie aufweist, wird aber mehrfach Bluthusten oder Blutbrechen in Verbindung mit stinkendem Atem erwähnt, was auf eine schwere Erkrankung der Lungen hindeutet. Guy de Chauliac, der berühmte Leibazt des Papstes Clemens VI. in Avignon, schreibt: „Die Krankheit währte hier 7 Monate und trat in zwei Formen auf. Die erste dauerte zwei Monate und äußerte sich durch andauerndes Fieber und Blutspeien, woran die Leute in drei Tagen starben; die andere dauerte fünf Monate und äußerte sich durch Fieber und durch Brandbeulen und Geschwülste an den Extremitäten, und die Kranken starben nach Verlauf von fünf Tagen." In Konstantinopel erlagen nach dem Bericht des Exkaisers und Geschichtschreibers Kantakuzenos, dessen Sohn zu den Opfern der Seuche gehörte, nicht wenige schon am ersten oder zweiten Tage der Krankheit; wer aber länger als 2—3 Tage lebte, verlor die Stimme und litt sehr an Schlafsucht.

Von allen Beobachtern wird hervorgehoben, daß die Krankheit im höchsten Grade ansteckend war. Nicht nur durch unmittelbare Berührung wurde sie übertragen, sondern auch das Anhauchen, ja selbst die Nähe eines Kranken war verhängnisvoll. Ebenso genügte die Berührung der von einem Gestorbenen benutzten Kleider, um den Krankheitskeim in sich aufzunehmen.[2])

---

[1]) Es ist die letzte Influenza-Epidemie gemeint.

[2]) Hecker, die großen Volkskrankheiten des Mittelalters (herausgeg. von Hirsch), Berlin 1865, S. 23—33. C. Lange, den sorte Död (Dansk Maanedsskrift 1862). S. 102—105.

Personen verschiedenen Alters und Geschlechts scheinen nicht im gleichen Maße für die Ansteckung empfänglich gewesen zu sein. Junge Leute wurden leichter ergriffen und erlagen der Krankheit schneller als Greise, und Frauen starben in größerer Anzahl als Männer.[1])

Den Zeitgenossen erschien die Seuche als etwas völlig Neues, bisher Unbekanntes. Von allen früheren Pestepidemien unterschied sie sich durch die schwere Lungenaffektion, die auch die unerhörte Sterblichkeit herbeiführte. Nur bei der großen Epidemie um die Mitte des 14. Jahrhunderts und den folgenden Seuchen der nächsten Jahrzehnte trat sie in Verbindung mit den Drüsen und den übrigen Symptomen der Bubonenpest auf. Man kann daher den schwarzen Tod als eine durch Lungenaffektion abgeänderte Pest bezeichnen. Erst in diesem Jahrhundert ist man derselben Kombination von krankhaften Erscheinungen wieder begegnet. Am Südabhange des Himalaya (speziell in den Provinzen Garwal und Kumaon) trifft man auf eine pestartige Krankheit, die in den Jahren 1815—1821 und 1836—1838 sich epidemisch über einen Teil Hindostans ausgebreitet hat. Dem Berliner Professor Hirsch ist es gelungen, die Identität dieser von ihm als „indische Pest" bezeichneten Krankheit mit dem schwarzen Tode des vierzehnten Jahrhunderts nachzuweisen.[2])

Über die Ursachen der Seuche herrschten unter den schwer betroffenen Völkern die verschiedensten Ansichten. Am verbreitetsten war die Annahme, daß Gott um der Sünden willen die Menschheit heimgesucht habe, wie zur Zeit der Sündflut. Viele richteten ihren Blick auf die Sterne und wiesen auf eine Konjunktion der Planeten Saturn, Jupiter und Mars hin, die am 24. März 1345 stattgefunden hatte; andere gaben den Juden die Schuld, die durch Vergiftung des Brunnenwassers die Krankheit herbeigeführt haben sollten. Für uns hat folgende Stelle aus der Lübecker Chronik besonderes Interesse: „Wat de sake weren des stervendes unde der anderen, de darna quemen, dat is gode bekant unde is vordecket an den vorborghenen schatten siner grundelosen wisheyt, allenen, dat vor is hir beschreven, dat de planeten unde sternen scholden anvlote gheven to deme stervende. Dat is war, dat se nicht en synt de erste und hogheste sake, mer god allenen; de planeten sint men instrumenta unde tekene, vormiddels den werket god unde vullenbringhet sinen willen. Ik love, dat de bosheit der lude, de sik vormeret an der lesten tyd der werlde unde wert io groter unde groter, si en sake dar

---

[1]) K. Lechner, das große Sterben in Deutschland in den Jahren 1348—1351, Innsbruck 1884, S. 17.

[2]) Hecker, a. a. O. S. 101—118.

sik umme vormeren ok de wrake der pyne, also de lerer willen der hilgen schrift. Unde is dat also, so sint desse stervende, orloghe, vorretnisse unde al de plaghe, de nu scheen, mer de tekene, de cristus heft ghesproken in den hilgen evangelien, dat se scholen scheen vor der lesten tyd; wu langhe vore, dat is nicht beschreven, wente dat god is alleneghen bekant." [1])

Auch die Witterungsverhältnisse werden als Ursache angegeben. Wir hören von Mißwachs und Überschwemmungen, von Heuschrecken und Erdbeben. Die Zeitgenossen erzählen, „unter entsetzlichen Stürmen seien Kröten, Schlangen, Eidechsen und Skorpione in giftigem Regen auf die Erde gefallen, darauf hätten Blitz und Hagel unzählige Menschen getötet und schließlich Feuer und Qualm vom Himmel schlagend den Rest alles Lebens vernichtet." [2]) Aber dabei vergessen sie nicht, hervorzuheben, daß diese Ereignisse sich in fernen, fremden Ländern zutrugen. In der schon erwähnten Lübecker Chronik heißt es: „Dese Ding de scheghen ok in deme ses unde verdichsten jare over mer, dar de peper unde inghever west, to dathagio. [3]) An der stat vlot en water, dat wart vormenghet met utermaten vele wormen unde slanghen, de vreten alle de vrucht up, de in deme lande was; en grot deel, we dat water anrurde, de vil neder und was dot." „Vortmer to imperio, meddes tusschen kathagium unde persiam, reghendet vur also snevlocken; dat vur vorbrande stede, borghe unde land, berghe unde dale, manne unde vrowen unde stene, eft se drughe holt hedden ghewesen. Dat vur ghaf groten rok van sik; we den rok sach, de ne levede nicht enen halven dach; we ok den mynschen sach, de den rok gheseen hadde, de ne levede nicht langhe." [4]) Spätere Geschichtschreiber wissen viel von derartigen Dingen zu erzählen, so daß man schließlich auf Grund ihrer Berichte zu der Annahme gelangt ist, eine ungeheure Revolution sei in der Natur ausgebrochen und habe die Krankheit hervorgerufen. [5])

Eine Untersuchung der damaligen Witterungsverhältnisse nach gleichzeitigen Schriftstellern ergiebt aber keineswegs ein so abnormes Bild, und Höniger hat den Beweis erbracht, daß auf die Berichte aus viel späterer Zeit in diesem Punkte kein Gewicht zu legen sei. [6]) Es sollen

---

[1]) Grautoff, Chronik des Franciscaner Lesemeisters Detmar I. S. 276—277.

[2]) Höniger, der schwarze Tod in Deutschland, Berlin 1882, S. 54.

[3]) Gathajo, Kathai = China.

[4]) Grautoff, a. a. O. S. 264.

[5]) Hecker, a. a. O. S. 34—40.

[6]) Höniger, a. a. O. S. 9—11.

daher, soweit nicht unsere Heimat in Betracht kommt, nur einige besonders bedeutsame und am meisten glaubwürdige Angaben hier in aller Kürze Erwähnung finden.

Im August des Jahres 1337 zeigten sich in Franken Heuschreckenschwärme, die durch ihre Größe die Sonne verdunkelten. Wo sie sich niederwarfen, bedeckten sie fußhoch den Boden und fraßen alles Korn auf den Feldern, so daß sie Hungersnot hervorriefen. Gebete und Prozessionen vermochten nicht, sie zu beseitigen. Starben sie aber, dann verpesteten sie rings umher die Luft, so daß ansteckende Krankheiten entstanden. In den drei folgenden Jahren zeigten sie sich wieder, immer von Osten nach Westen durch die Länder ziehend.

Die Überschwemmungen sollen in Deutschland 1342 ihren Höhepunkt erreicht haben und wurden mit der zu Deukalions Zeit verglichen. Alle Flüsse stiegen über ihre Ufer; viele Häuser und Dörfer wurden weggespült, und Menschen und Tiere ertranken zu Haufen. Man konnte über die Mauern von Köln wegsegeln; in vielen Städten wurden die Brücken fortgerissen, und Erfurt stand am 21. Juli ganz unter Wasser. Im nächsten Jahre wiederholten sich die Überschwemmungen. Da sie aber das Korn verwüstet hatten, und Wein und Obst in der feuchten Luft nicht reifen wollte, so entstand eine entsetzliche Hungersnot, und viele mußten auf elende Weise ihr Leben fristen, indem sie gekochtes Stroh mit ein wenig Öl oder Butter vermischt aßen. Auf Feldern und Wegen fand man damals schon Leichname, während die Gesundheit der Übriggebliebenen durch die kümmerliche Speise untergraben wurde.

Am 25. Januar 1348 fand in Kärnthen ein furchtbares Erdbeben statt. Die Stadt Villach wurde vollständig zerstört; ihre Ringmauer stürzte in den Graben, und Tausende kamen um. Zehn feste Örter stürzten zusammen, und ein Berg zerriß und fiel in einen tiefen See, wobei sieben Dörfer untergingen. Hie und da spaltete sich die Erde, und schädliche Gase scheinen ihr entstiegen zu sein; denn es wird berichtet, daß die Menschen eine ganz ungewöhnliche Betäubung überkam und viele ohnmächtig wurden.[1]

Unter den Naturerscheinungen, die nach späteren Chronisten in den der großen Krankheit voraufgehenden Jahren in Schleswig-Holstein auftraten, ist zuerst der heftige Sturm „am Tage Clementis" (23. November) 1334 zu erwähnen. Das Meer erhob sich dabei über alle Dämme, und viele Menschen kamen ums Leben.[2]

---

[1] Lange, a. a. O. S. 93—98.

[2] Mahr, Erinnerungsworte 2c. S. 37.

Das Jahr 1338 brachte Teuerung und Seuchen, die besonders im Herzogtum Schleswig wüteten. Die Marschländer hatten drei auf einander folgende sehr nasse Jahre gehabt, so daß das Korn vor der Menge des Wassers nicht wachsen konnte; wo aber etwas zur Reife gekommen war, konnte es der Nässe wegen nicht in die Scheunen gefahren werden. Man suchte sich wohl dadurch zu helfen, daß man Garben an die Flügel einer Windmühle band und sie vierzig Tage und Nächte daran ließ, um sie durch die schnelle Bewegung zu trocknen; aber die Not wurde so groß, daß hin und wieder Menschen vor Hunger umkamen. „Wegen des beständigen Regens konnte man auch kein Salz machen. Daraus entstanden Krankheiten unter den Leuten, die Mangel an Lebensmitteln litten, und deren manche starben, auch auf dem Felde tot gefunden wurden. Bei einigen hatten sich im Magen oder in dem Unterleibe Würmer erzeugt, welche bei den Leichen in großer Anzahl aus dem Munde hervorkrochen. Man hielt dieses Übel für eine Strafe Gottes wegen des vernachlässigten Gottesdienstes." [1])

Überschwemmungen fanden statt 1338 und 1342. Durch die erste soll die Eider gewaltsam aufgerissen und Eiderstedt bedeutend verkleinert worden sein; die zweite, die man gewöhnlich als die „Magdalenenflut" bezeichnet, weil sie am Tage der heiligen Maria Magdalena (25. Juli) eintrat, verwüstete besonders Dithmarschen. Die weit bedeutenderen Überschwemmungen der Jahre 1354 und 1362 kommen hier nicht in Betracht.

Eine eigenartige Naturerscheinung, die unter den Vorboten des schwarzen Todes wohl am häufigsten genannt wird, war nach dem Berichte späterer Chronisten ein großer, schwarzer, stinkender Nebel, der von Osten nach Westen die Länder durchzogen und die Luft verpestet haben soll. In Schleswig-Holstein beobachtete man nach Cypräus denselben im Jahre 1348; hier schlug er aber die Richtung von Norden nach Süden ein. [2])

1350 herrschte in Dänemark und den Herzogtümern große Dürre, worauf Mißwachs und Hungersnot folgte, so daß Menschen und Tiere vor Hunger und Durst umkamen. Die Bischöfe ordneten einen Buß- und Bettag an, und die Bevölkerung gelobte, Prozessionen zu veranstalten. Knaben und Mädchen sollten in Begleitung eines Priesters mit Reliquien und Kreuzen die Felder durchwandern und Gott unter Gesang

---

[1]) Christiani, Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Flensburg 1776, Bd. II, S. 417 (nach Cypräus)

[2]) Theodor Storm läßt in seiner Novelle „Ein Fest auf Haderslevhuus" den Nebel im September 1349 aufkommen und die Pest unmittelbar darauf folgen.

anrufen, daß er fortan nicht wieder eine so furchtbare Plage über das Land möge kommen lassen.[1])

Die Frage, in welchem Verhältnis alle diese Naturereignisse zur Epidemie standen, läßt sich kurz dahin beantworten, daß sie nicht die Ursache derselben waren, daß sie aber dazu beigetragen haben, die Menschen für die Aufnahme des Krankheitskeimes empfänglich zu machen.[2])

Aber auch in dieser Hinsicht darf man denselben nicht zu große Bedeutung beilegen. Weit mehr wurde die Bevölkerung für die Krankheit disponiert durch die hygieinischen Mißstände jener Zeit. Sie sind es in erster Linie, welche die beispiellose Verbreitung der Epidemie erklärlich machen.

Die Häuser waren größenteils aus Holz oder Fachwerk gebaut; der Fußboden bestand aus Erde oder Lehm und war für gewöhnlich mit Stroh bedeckt, das gewiß nicht allzu oft erneuert wurde. Der Rauch vom Herd fand seinen Ausweg durch eine Öffnung im Dach, die durch einen verschiebbaren Rahmen geschlossen werden konnte; Schornsteine waren noch fast ganz unbekannt und fanden erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts allgemeinere Verbreitung.

In den Städten waren die Häuser eng aneinander gedrängt, damit innerhalb der Mauern oder des Walles möglichst viele Wohnungen Platz fanden. Die Straßen waren sehr eng, schmutzig und ungepflastert; Scharen von Schweinen wühlten in dem Schmutz der Gassen umher. Nur in einzelnen großen Städten Europas, wie Paris und London, hatte man mit der Pflasterung begonnen. Dijon, die Hauptstadt Burgunds, wurde erst seit dem Jahre 1391 gepflastert, Augsburg seit 1415, Kopenhagen erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts.[3]) Selbstverständlich hatte man in den Städten unserer Provinz noch nicht den geringsten Anfang gemacht. Hin und wieder scheint man wohl durch gesetzliche Bestimmungen auf Reinhaltung der Straßen gedrungen zu haben; aber die Anordnungen wurden fast nie befolgt, und noch in einer viel späteren Zeit haben Fürsten und städtische Behörden die größten Anstrengungen machen müssen, um die erwähnten Übelstände auch nur zu mildern.[4])

---

[1]) Reinhardt, Valdemar Atterdag og hans Kongegjerning, Kjöbenhavn 1880. S. 197. Mahr hält irrtümlich die Prozession für eine Maßnahme gegen die Pest.

[2]) Bekanntlich führt man gegenwärtig die Pest, wie alle Infektionskrankheiten, auf die Verheerung des Körpers durch Mikroorganismen (Bacillen) zurück.

[3]) Lange, a. a. O. S. 100—101.

[4]) Viele Belege findet man in dem Buche von Mansa: Bidrag til Folkesygdommenes og Sundhedspleiens Historie i Danmark (1873).

„In solch einer mittelalterlichen Stadt, von Wall und Graben umschlossen, mit engen, winkeligen, ungepflasterten Gassen mußte die Seuche sich üppig entwickeln können.“ [1])

Große Mißstände herrschten hinsichtlich der Beerdigung der Toten. Die Kirchhöfe befanden sich inmitten der Stadt bei den Gotteshäusern. Viele Verstorbene fanden aber ihre Ruhestätte in den stark besuchten Kirchen selber. Ein Grabeshauch schlug dem entgegen, der die Thür öffnete. Er strömte aus den Kapellen der Seitenschiffe, drang aus dem Chor hervor und quoll unter den Leichensteinen des Fußbodens empor; er legte sich erstickend auf alle, die sich drinnen zum Gottesdienste versammelten. [2]) Erst zur Zeit des schwarzen Todes und durch das beispiellose Sterben veranlaßt, hat man an einigen Orten (z. B. in Wien, Erfurt, Magdeburg; auch in Kiel, wie nachher ausgeführt werden soll) begonnen, die Toten außerhalb der Städte zu begraben, wie man denn die furchtbare Krankheit mit Recht als die „Wiege der Sanitätspolizei“ bezeichnet hat. Fast überall aber hielt man es mit der Bestattung wie bisher; ja man ließ sogar stellenweise die Toten unbeerdigt liegen.

Auch die Leibespflege wurde vernachlässigt. Die heilige Agnes wurde kanonisiert, weil sie sich aus Frömmigkeit jedes Bad versagte. Noch 1430 richtet Vincenz Swofheim von Liegnitz sich gegen den Vorschlag der Ärzte, daß man zur Vermeidung der Ansteckung mit der Reinigung des Körpers den Anfang machen müsse, und verlangt in erster Linie die Reinigung der Seele, weil die Pest ein Diener des göttlichen Zornes sei. [3])

(Fortsetzung folgt.)

Eine ornithologische Reise nach Sylt.

Von Eugen Fr. Kretschmer.

Seitdem J. Fr. Naumann, der Altmeister der deutschen Ornithologie, im Jahre 1819 seine berühmte Reise *) nach den nordfriesischen Inseln unternommen hat, bildet dieses hochinteressante Gebiet, speziell die Insel Sylt mit ihren großen Vogelkolonien, einen mächtigen Anziehungspunkt für alle Ornithologen, die das Leben und Treiben der so artenreichen marinen Vogelwelt durch eigene Anschauung kennen zu lernen wünschen. Vermißt man auch heutzutage — unter dem Einfluß fortschreitender

---

[1]) Höniger, S. 66.

[2]) Troels Lund, Dagligt Liv i Norden i det 16de Aarhundrede II (1880). S. 89.

[3]) Höniger, S. 67—69.

*) Oken's Isis, Jahrg. 1819, Heft 12, S. 1845—61.

Kultur und thörichter menschlicher Eingriffe — das ungeheure Gewimmel der tausenden und abertausenden von Seevögeln, wie es Naumann in seiner Reisebeschreibung uns so anziehend schildert, so ist die Anzahl doch noch groß genug, um dem begeisterten Ornithologen einen unvergleichlichen Genuß und Gelegenheit zu einer Fülle der interessantesten biologischen Beobachtungen zu geben. In neuerer Zeit hat das Vogelleben der Insel Sylt in einigen bedeutenden deutschen Ornithologen ausgezeichnete Beobachter und Beschreiber gefunden. So hat sich Rohweder in Husum, der durch seine ornithologischen Publikationen weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt ist, die Beobachtung und den Schutz der nordfriesischen Vogelwelt zur Lebensaufgabe gemacht und seit fast einem Vierteljahrhundert stattet er seinen Schutzbefohlenen regelmäßige Besuche ab. In seiner Begleitung und unter seiner Führung unternahmen vor 12 Jahren der große, der Wissenschaft leider zu früh entrissene, Eugen v. Homeyer,*) vor 6 Jahren P. Leverkühn**) ornithologische Reisen nach dem Nordende der Insel Sylt und entwarfen uns in ihren Reiseberichten ein lebendiges Bild ihrer Erlebnisse und Beobachtungen in den Vogelkolonien des Lister Landes. Wenn ich nun heute — nach abermals 6 Jahren — eine Reise nach Sylt wiederum zum Gegenstand einer Schilderung mache, so geschieht dies einerseits in der Absicht, allen Freunden der Nordseevogelwelt einen neuen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Sylter Brutkolonien abzustatten, andererseits möchte ich auch allen Lesern dieses Blattes, denen die Arbeiten oben genannter Autoren nicht bekannt sind, eine genauere Beschreibung dieses zu den interessantesten ornithologischen Gebieten Deutschlands gehörenden Teiles ihrer engeren Heimat geben.

Nachdem mir Herr Rohweder auf meine briefliche Anfrage in liebenswürdiger Weise seine Ratschläge für die zweckmäßigste Einrichtung meiner bevorstehenden Tour gegeben hatte, reiste ich am 4. Juni d. J. von Kiel über Tondern nach dem kleinen Flecken Hoyer, dem Ausgangspunkte der zwischen dem Festlande und der Insel Sylt verkehrenden Dampfer. Schon an der Hoyer Schleuse zeigte sich das erste Bild des der Nordsee eigentümlichen Vogellebens. Scharen von Rotschenkeln (Totanus calidris), Austernfischern (Haematopus ostrilegus), Alpenstrandläufern (Tringa alpina), auch einige Brandenten (Tadorna damiatica),***) tummelten sich durch die stei-

*) E. F. v. Homeyer, Reise nach Helgoland, Sylt, List rc. Frankfurt a. M. 1880.

**) P. Leverkühn, Reise nach Sylt. „Monatsschrift des Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt.“ Jahrgang XI, No. 12.

***) Nomenklatur nach: „Dr. A. Reichenow, Systematisches Verzeichnis der Vögel Deutschlands.“

gende Flut von den Watten vertrieben an dem sumpfigen, mit faulendem Seegras und Tang bedeckten Gestade umher. Hier sah ich auch die ersten Silbermöven (Larus argentatus) mit langsamen majestätischen Flügelschlägen über unseren kleinen Raddampfer „Sylt" dahin schweben. Während die Lachmöve (Larus ridibundus) der eigentliche Charaktervogel des deutschen Ostseestrandes ist, gehört die Silbermöve fast ausschließlich der Nordsee an und bildet in ihrem herrlichen weißen Gefieder den schönsten Schmuck der friesischen Inseln und Küsten. Spät am Abend langte das Schiff nach einer unruhigen Fahrt durch das Wattenmeer in dem kleinen Hafenorte Munkmarsch an, um seine Passagiere sofort zur Weiterbeförderung nach dem Seebade Westerland an eine kleine Sekundärbahn abzugeben.

Ich verbrachte in dem zu so früher Jahreszeit noch wenig besuchten Badeorte die Nacht und brach am nächsten Morgen schon frühzeitig auf, um mit meinen ornithologischen Streiftouren zu beginnen. Das erste Ziel sollte das Südende der Insel, das öde Dünengebirge von Hörnum, sein. Ich überschritt die schmale Dünenkette, die Westerland vom Meere trennt, und erblickte vor mir plötzlich den mächtigen Ocean, ein überwältigender Anblick für mich, der ich die Nordsee in ihrer erhabenen Schönheit heute zum ersten Male sah. Brandend und tosend trieben die von dem nächtlichen Sturme noch aufgeregten Wogen an das Gestade, um an den weit in das Meer hinausragenden Steinbuhnen hochaufspritzend zu zerschellen. Über den schaumgekrönten Wellenkämmen schaukelten sich leichten Fluges mit ihrem kreischenden „kriäh" die zierlichen Küstenseeschwalben, über den hohen Dünenketten im Hintergrunde schwebten einige der prächtigen Silbermöven, während am fernen Horizont die Segel der die Nordsee alljährlich besuchenden internationalen Fischerflottille auftauchten.

Versunken in dieses herrliche Schauspiel wanderte ich langsam auf dem von zahllosen Muscheln, faulenden Fischen und Schiffstrümmern bedeckten Gestade dahin, bis mich der Anblick der ersten Silbermövenkolonie veranlaßte, weiter in das Dünengebirge einzudringen. Mit ihrem eigenartigen, in kurzen Intervallen rauh hervorgestoßenen „haha, hahahaha," das fast an menschliches Lachen erinnert, empfingen mich wohl Hundert dieser prächtigen Dünenbewohner und umflogen in weiten Kreisen den Störer ihres Brutplatzes. „Unbeschreiblich schön waren sie, wenn sie so paarweise vor mir schwebten, das stets größere Männchen dann seinen Hals ausdehnte und seine Stimme hören ließ. Das blendendste reinste Weiß als Hauptfarbe, mit dem angenehmen leichten Aschblau des Rückens sanft in einander verschmolzen, die sammetschwarzen Enden der großen Schwungfedern mit ihrem schneeweißen Spitzchen, der goldgelbe

Schnabel mit dem prächtigen roten Fleck, das liebliche gelbe Auge, alles zusammen macht ein vortreffliches Ganzes."*) Auf den Kämmen der Dünen, an den steilen Abhängen, unten in den kleinen Dünenthälern, überall fand ich die kunstlosen, meist aus trockenem Dünengras geformten Nester. Ich zählte ca. 30 Stück, doch nur ein einziges enthielt eins der typischen, grünlichen dunkelbraun gefleckten Eier, die fast die Größe von Gänseeiern erreichen. Statt dessen bemerkte ich im Dünensande zahlreiche Fußspuren, die mir zeigten, daß die Kolonie wohl schon vor Morgengrauen von Eiersammlern abgesucht worden war. Auch ein Pärchen Austernfischer mußte in der Nähe sein Nest haben, wie ich aus dem ängstlichen Gebahren und dem unaufhörlichen „twiditt, twiditt" der beiden mich umfliegenden Gatten schließen konnte. Ich fand nach kurzem Suchen in einer Sandmulde ohne jede pflanzliche Unterlage die 4 mit den spitzen Polen zentralwärts gerichteten Eier. Sie waren hochbebrütet und bereits angepickt. An einer steil abfallenden Dünenwand entdeckte ich unter einem überhängenden Grasbüschel auch das Nest einer weißen Bachstelze (Motacilla alba) mit 6 unbebrüteten Eiern. Der zierliche „Wippsterz" ist in den Sylter Dünen gar nicht selten, denn er findet sowohl an der Meeresküste, als auch an den vielen inmitten der Dünenthäler gelegenen kleinen Tümpeln ausreichende Nahrung.

Gegen Mittag langte ich in dem an der Südostseite der Insel gelegenen Dörfchen Rantum an. Inmitten weit ausgedehnter, von zahlreichen Schafherden belebter Wiesenflächen gewährt der kleine Ort einen reizenden Anblick und wohlthuenden Kontrast zu dem öden Dünengebirge. Hier sah ich auch Brandenten in größerer Zahl, die in ihrem herrlichen schwarz-weiß-roten Gefieder überall aus dem grünen Rasenteppich hervorleuchteten. Sie werden hier, wie auch in anderen Teilen von Sylt, in halb gezähmtem Zustande fast als Haustiere behandelt. Die Einwohner graben ihnen in rasenbewachsenen Hügeln lange, oft vielverzweigte, unterirdische Gänge, welche in eine Anzahl geräumiger Brutkessel auslaufen. Diese sind durch Öffnungen von obenher für die Hand leicht zugänglich und können durch viereckig ausgestochene Rasenstücke verdeckt werden. Jeder Bau hat nur einen Zugang, wird aber meist von mehreren Enten bewohnt. Während der Brutzeit werden die Nester täglich revidiert und den brütenden Bergenten (nordfr. Barig-Enn) die großen, glänzendweißen Eier fortgenommen. Auf diese Weise verschaffen sich die Besitzer solcher Baue im Jahre eine nicht unbeträchtliche Menge der schmackhaften — dem verwöhnten Gaumen vielleicht etwas thranig

---

*) Nach Naumann.

vorkommenden — Eier. Für eine weitere Vermehrung der Enten wird dadurch Sorge getragen, daß den Weibchen schließlich 4—6 Eier zum Ausbrüten überlassen werden. Für diesen nicht unbedeutenden Nutzen genießen die schönen Vögel, deren Dunen außerdem den Eiderdunen an Zartheit kaum nachstehen, bei den Insulanern einen unbedingten Schutz und ein Erlegen der „Barig-Enn" ist bei strenger Strafe verboten. —

Beim Überschreiten der Wiese empfingen mich mit ihrem ängstlichen „Kiwit" zahlreiche Kibitze, diese keiner Sumpfwiese fehlenden Kosmopoliten. Sie mochten ebenso wie der nicht minder zahlreiche Rotschenkel — hier „Klire" genannt — wohl schon Junge im Grase verborgen haben. Außer dem zierlichen und zutraulichen Alpenstrandläufer (Tringa alpina), beobachtete ich kurz vor Rantum noch die Feldlerche (Alauda arvensis), Wiesenpieper (Anthus pratensis), Steinschmätzer (Saxicola oenanthe) und zu meinem Erstaunen auch den Kuckuck, *) der hier, wo weit und breit kein Baum oder Strauch zu sehen war, aus dem dichten Wiesengrase aufflog. —

Nach kurzer Rast in dem freundlichen Dörfchen setzte ich meine Dünenwanderung fort, um die großen Silbermövenkolonien südlich von Rantum zu besuchen. Das Dünengebirge wird hier immer großartiger und steigt schließlich bis zu einer durchschnittlichen Höhe von ca. 150 Fuß an. Groteske Bergketten wechseln mit breiten Thalkesseln und tiefen Schluchten, so daß man sich eher in eine wilde Hochgebirgslandschaft, als in ein ödes totes, vom Flugsand aufgebautes Dünenfeld versetzt glaubt. Hier ist das eigentliche Brutgebiet der Silbermöven! Überall hatten sie, den einen oder anderen Ort besonders bevorzugend, bis weit hinunter an das Südende der Insel, ihre Nester angelegt. Viele hunderte fand ich im Laufe meiner Wanderung, doch nur ein verschwindend kleiner Teil war mit Eiern belegt. Trauernd schwebten die prächtigen Vögel über ihren leeren Nestern, oder umkreisten mit ängstlichen „haha," die zahlreichen, die Dünen absuchenden Eiersammler, deren schonungslose Hand sie in diesem Jahre wohl schon mehr als einmal ihrer Hoffnungen beraubt hatte. **)

---

*) Nach Rohweder legt Cuculus canorus auf Sylt seine Eier fast ausschließlich in die Nester von Alauda arvensis, Anthus pratensis und Saxicola oenanthe. S. Heimat 1891 S. 203.

**) Die Möven hatten in diesem Jahre schon Anfang Mai mit dem Legen begonnen. Da sie nun, wenn sie ihrer Eier beraubt werden, meist 3 Gelege machen, werden sie wohl am 10. Juni — dem Beginn der von den Rantumern (!) angesetzten Schonzeit — zum großen Teil schon ihrer Reproduktionsfähigkeit verlustig gegangen sein. In dieser Annahme wurde ich durch den Umstand bestärkt, daß ein relativ großer Teil der gesehenen Eier Farben und Bildungsanomalien aufwies, eine Erscheinung, die meist erst bei späteren Gelegen aufzutreten pflegt. — Kr.

In einem Dünenthale traf ich 4 halbwüchsige Burschen aus Westerland, die mit ihrer reichen, in großen Körben verpackten Beute Rast gemacht hatten. Ich zählte über 250 Eier der Silbermöve, außerdem einige Dutzend vom Austernfischer (Haematopus ostrilegus), der Küstenseeschwalbe (Sterna macrura), der Eiderente (Somateria mollissima), der Sturmmöve (Larus canus) und dem Rotschenkel (Totanus calidris). Auch die winzigen Eier der Zwergseeschwalbe (Sterna minuta) werden nicht verschmäht, doch — last not least — meist gleich am Fundorte verspeist! — Im ganzen mögen an diesem Tage (5. Juni) allein in den Hörnumer Dünen weit über 600 Eier gesammelt worden sein.

Regel- und ordnungslos wird das Eiersammeln hier betrieben, denn da die Kolonien jetzt keine bestimmten Besitzer mehr haben, wie früher, steht es jedem frei, nach Belieben die Vögel ihrer Eier zu berauben. Ja nicht einmal das Nest der so seltenen Eiderente wird verschont; die Eier sollen sogar, wie mir ein einheimischer Gourmand versicherte, ganz besonders „**fett**“ schmecken. Daß bei einem so schonungslosen Verfahren die Vogelkolonien auf das empfindlichste geschädigt werden müssen, ist klar, und mit erschreckender Gleichmäßigkeit kann von Jahr zu Jahr eine rapide Abnahme des Bestandes konstatiert werden. Was nützt es, wenn nach dem Paragraphen des Gesetzes das Eiersammeln wohl verboten, doch niemand vorhanden ist, der die Einhaltung der Gesetzesvorschriften überwacht! Was hilft es, wenn biedere, edeldenkende Männer, wie mein freundlicher Wirt Thomas Nissen in Rantum, die Wiederherstellung der alten Zeiten anstreben, die gesetzlich erlassenen Schutzbestimmungen binden ihnen die Hände und zwingen sie, ruhig dem allmählichen Untergange der Vogelkolonien, die ihren Vätern einst so reiche Ausbeute brachten, zuzusehen. —

Ich verließ die Dünen, um mich jetzt einer weiten Meeresbucht am östlichen Strande zuzuwenden, wo ich eine Kolonie von Sterna macrura anzutreffen hoffte. Doch auch hier zeigten mir die leeren Nestmulden, die vielen im Sande ausgeprägten Fußspuren, das wehmütige „Kriäh“ von 80—100 mich hochumkreisenden Seeschwalben, daß auch diese Brutstätte den Augen der Eierräuber nicht entgangen war. Dagegen herrschte auf dem Wattenmeer, das von der Flut verlassen, soweit das Auge reichte, überall den von Muscheln und Seeschnecken bedeckten Meeresgrund zeigte, ein überaus reges Vogelleben. Große Scharen von Austernfischern, Rotschenkeln, Alpenstrandläufern suchten eifrig in kleinen Löchern und Pfützen nach den vom Meere zurückgelassenen Mollusken und Fischchen umher. Zahlreiche Brandenten sonnten sich in beschaulicher Ruhe meist paarweis auf den kleinen Sandbänken und die zierlichen

Regenpfeifer (Charadrius hiaticula und alexandrinus)*) liefen eilfertig auf dem steinigen Strande dahin, oder umflogen mich mit ihrem melancholischen „tuit.“ Lange konnte ich mich von diesem anziehenden Bilde echten Nordseevogellebens nicht trennen und die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als ich endlich den Heimweg antrat. Kurz vor Rantum stattete ich noch der Vogelkoje einen Besuch ab. Ich hatte das Glück, hier den Wärter der Koje, Herrn Hansen aus Rantum anzutreffen, der sich in bereitwilliger Weise erbot, mir die Einrichtung dieses hochinteressanten Entenfangapparats zu zeigen. Trotzdem die Entenkojen schon oft beschrieben worden sind, so wird es doch vielleicht manchem Leser angenehm sein, auch an dieser Stelle etwas darüber zu erfahren.

In einem möglichst vor Störungen geschützten Dünenthale befindet sich ein ca. 70—80 ar großer quadratisch ausgegrabener Teich, der von einem 2—3 Meter hohen, mit Hecken und Sträuchern dicht bewachsenen Erdwall umgeben ist. Die 4 Ecken des Walles sind in ca. 20 Meter lange Kanäle — Pfeifen genannt — ausgezogen. Jede Pfeife ist auf der einen Seite von einem Erdwall, auf der anderen von manneshohen Rohrschirmen, welche mit der Pfeife nach ihrem Ende zu spitze Winkel bilden, eingefaßt. Den ganzen Kanal bedeckt ein Drahtdach, das nach außen zu immer niedriger werdend schließlich in einen reusenartigen Netzsack ausmündet. Hinter dem Walle befindet sich außer einem kleinen Häuschen für den „Kojenmann“ noch der Futterplatz für die halbgezähmten Lockenten, die hier das ganze Jahr hindurch gefüttert und so an ihren Wärter gewöhnt werden. Kommt nun die Zugzeit (August bis November) heran, so fallen die vorüberziehenden Wildenten, meist Anas boschas, crecca, penelope, acuta und clypeata, durch ihre gezähmten, an den Flügeln gelähmten Artengenossen herbeigelockt, auf dem Teiche ein und ziehen sich langsam mit diesen in die Pfeifen, in denen reichlich Gerste als Futter gestreut ist. Glaubt der Vogelfänger eine genügende Anzahl in dem Kanal, so tritt er durch die Rohrschirme gegen den Teich zu gedeckt, an die Pfeife heran und zwingt die erschreckt aufflatternden Wildenten, nach dem Ende des Kanals und in die dort aufgestellte Reuse zu flüchten. Während jetzt die zahmen Enten ruhig zurück in den Teich schwimmen, werden die zappelnden Gefangenen aus dem Netzwerk ausgelöst und durch eine mit geschicktem Handgriff bewirkte Torsion der Halswirbelsäule getötet.

Auf diese Weise fing man in früheren Jahren in den großen Sylter und Föhrer Vogelkojen im Laufe einer günstigen Saison oft je 20—30000

*) Beide Arten sah ich nur sporadisch auf Sylt vertreten; viel häufiger fand ich sie an der Ostsee in der Nähe von Kiel. Kr.

Enten. Jetzt beträgt die Zahl höchstens nur noch ebensoviel hundert. Die Rantumer Vogelkoje wurde erst im Jahre 1880 erbaut, während die weit ergiebigere und besser angelegte Koje bei Kampen, an der Nordostseite der Insel, schon aus dem vorigen Jahrhundert stammt (1767 erbaut). — Am Morgen des nächsten Tages fuhr ich mit meinem freundlichen Wirte, dem die Aufsicht über die an der Westküste zur Befestigung des Meeresstrandes angestellten Dünengraspflanzer übertragen ist, nach dem südlichen Teile von Hörnum. Hier sollte an einer Stelle die so seltene kaspische Meerschwalbe (Sterna caspia, nordfriesisch Huhenstjern oder Skril-Teanken) brüten; noch im vorigen Jahre waren 3 Nester mit je 2 Eiern gefunden worden. In einem mächtigen Dünenkessel, dem sagenberühmten Kressen-Jakobs-Thal, trennte ich mich von meinem Begleiter und drang durch das wilde, von zahlreichen Silbermöven belebte Dünengebirge nach dem äußersten Südende der Insel — Odde genannt — vor. Doch von der Riesenseeschwalbe war nichts zu sehen, nur ihre kleineren Verwandten, Sterna macrura und minuta, brüteten in größeren und kleineren Kolonien hier und da auf dem breiten Kieselstrande. Erst 8 Tage später (am 14. 6.) sah Herr Nissen, wie er mir nachträglich mitteilte, die ersten „Skril-Teanken" auf Hörnum. Am 19. 6. entdeckte er eine Kolonie an der Südostseite der Insel; er fand im ganzen 12 Nester, von denen 9 je 1, 3 je 2 Eier enthielten. Diese neue Kolonie der kaspischen Seeschwalbe ist gegenwärtig die **einzige** in ganz Deutschland.*) Hoffentlich gelingt es Herrn N., den Brutplatz in diesem, wie auch in künftigen Jahren vor den Nachstellungen der Eiersammler zu bewahren! — Ganz in der Nähe fand er auch eine kleine Niederlassung (7 Nester mit je 2 Eiern) der Brandmeerschwalbe (Sterna cantiaca), die seit vielen Jahren zum ersten Male wieder auf Odde brüten soll. —

Noch an demselben Tage trat ich den Rückweg an, um mich jetzt dem durch seine großen Vogelkolonien altberühmten Nordende der Insel, dem Lister Lande, zuzuwenden. Von Rantum fuhr ich per Wagen nach Wenningstedt, einem kleinen Badeorte nördlich von Westerland, und setzte von dort aus am nächsten Morgen meinen Weg zu Fuß nach List fort.

(Schluß folgt.)

*) Auf dem Ellenbogen brüteten in diesem Jahre nur 2 Paare. Vergleiche weiter unten.

Heimatliche Hausinschriften.

Gesammelt von L. Frahm in Poppenbüttel.

1. Fortsetzung.

Die auf Seite 66—68 der „Heimat," 1892, erlassene Aufforderung zur Sammlung von Hausinschriften ist von einigem Erfolg gewesen. Den Herren Ahrens in Dakendorf bei Curau, Carstensen in Achtrup, Eschenburg in Holm und F. Lorentzen in Kiel, deren Einsendungen ich nachstehend veröffentliche, sei hiermit herzlicher Dank ausgesprochen. Diese eingesandten Inschriften ergeben hauptsächlich drei neue Gesichtspunkte:

a. Dem Zeitgeiste gemäß wurden nicht wenige Hausinschriften in lateinischer Sprache abgefaßt. (Vgl. die Lateinisierung der Namen in dem in diesem Heft veröffentlichten Vortrag des Herrn Dr. Hansen in Oldesloe.)

b. Einige Sentenzen befinden sich auch über den Stubenthüren. (Doch wolle man künftig sorgfältig prüfen, ob die Inschrift der Thür entspricht, ob sie auch zu groß ist und der Balken vielleicht über der großen Thür sich befand. In dem Dorfe Appen bei Pinneberg fand ich einen Balken mit gut eingeschnitzter und sogar ausgemalter Inschrift, der jetzt zum Anbinden der Pferde vor einem Wirtshause benutzt wurde.

c. In den Gegenden, wo man schon früh massiv baute, schnitt man die Inschriften den Ziegeln ein.

16.
Ach Herr dv legest mir eine Last avf
vnd hilfst mir sie tragen.
Ich rvfe dich an mein Hordt
dv wirst mich erhören.
Harm Wördemann
Anna Margret Wördemanns
Anno 1731.

(Antiqua mit vertieftem Hintergrund.) (Holm bei Üterſen.)

17.
Ach Jesu du und deinen Segen
Sei mit mir auf meinen Wegen.
Hansz Hinrich Kahlandt
Maria Elsabe Kahlandts
AO 1791

(Antiqua mit vertieftem Hintergrund.) (Holm bei Üterſen.

18. Auf . Gott . und . das . Glüt .
Ho . fe . ich . a . le . Au . gen . blich.
Jo . han . Erns . Glück.
Anno 1754.
(Antiqua eingemeißelt.) (Holm bei Ütersen.)

19. Gott bewahre ⊙ dis Havs —⊕—
den Abschiedslevten zvm Schots ⊙
Jörgen Dvnker.
Anna Dvnker.
Anno 1710 Den 22. November
(Antiqua eingemeißelt.) (Holm bei Utersen.)

20. Wer Gott vertravt, hat wohl gebavt
Im Himmel vnd avf Erden
Wer sich verlässt auf Jesvm Christ
Dem mvs der Himmel werden
Hans Kruhs
Anna Margaretha Kruhssen
Anno 1768.
den 17 Mai
(Antiqua mit vertieftem Hintergrund.) (Holm bei Ütersen.)

21. 5 Soli Deo Gloriia
Anno 1710
K. A. H. W. E. N.
(Antiqua eingemeißelt.) (Holm bei Ütersen.)

22. In gloriam dei et
salutem proximi. 1780.
(Schule zu Augustenburg.)

23. WOL. VOR. GANGEN. DINGE. | BETRACHT. VND. IEGEN | WERDICHE. NIMBT. INACHT ⁝ | DAR. VT. THOKVM STICH | ER · MEHTENKAN · DE | HOLICK · VOR · EIN | WISER · MAN ⁝ 1656. |
(Wer vergangene Dinge betracht't rc.) (Klockries.)
Die Buchstaben sind vor dem Brennen der Ziegelsteine in diese eingeschnitten. Die senkrechten Linien zeigen an wie die Buchstaben auf die einzelnen Steine verteilt sind. Die 7 Ziegel, welche die Inschrift enthalten, bilden über der Hausthür eine Reihe.

24. Je mehr der neider Sunfft
mit mis gunst mich bestreuet,
Je mehr der Höchste mich
mit Seegens Krafft verneüet.
Ao 1623. (Niebüll.)

(Deutsche Schrift, in Stein vertieft, „Ao" Lateinschrift.)

25. ||||||| Du MVST ||||||| DARVAN ||||||| GEDENKE ||||||| DARAN |||||||

Ohne Jahreszahl, jedenfalls aus dem 17. Jahrh. (Klockries.)

Die Buchstaben sind vor dem Verbrennen der Ziegelsteine in diese eingeschnitten. Die senkrechten Linien zeigen an, wie die Buchstaben auf die einzelnen Steine verteilt sind, ||||||| bedeutet einen Stein ohne Inschrift. Die ganze Inschrift bildet eine Reihe (über der Hausthür).

26. *A T T E N D I T E.*

Quam spem habere possumus qui mala faciunt, quando illi perituri sunt qui bona inter mittunt.

Jahreszahl nicht zu erkennen. (Leck.)
Lateinschrift, in Relief, „Attendite" in der Form wie oben.
(Übersetzung: Achtet auf!
Welche Hoffnung können wir haben, die wir Böses thun, wenn jene schon untergehn, die (auch) Gutes thun.)

27. HANS · HINRICH · STEHN · ORA · Et LABORA ·
MARIA · CHATHARINA STEHNS ·
DEN · 7 · TEN IUNIUS ·: ANNO · 1785 :·

(Eingemeißelt an einem ehemaligen Wohnhaus, jetziger Scheune zu Dakendorf.

28. HERR · IESV · HILFF · VND
LAS · ALLES · WOL · GELINGEN ·
HANS · KRVS · ANNO 1715.
(Vogelsang-Borby b. Eckernförde.)

29. DER · HER · BEWAR · DIN
IN · GANCK · VNT
VT · GANCK · VAN
NV · AN · BETIN
EVECHL · IT · AMEN.
ANO · 1585.
(Kielerstraße in Eckernförde.)

30. Den Ein- und Ausgang mein
Lass Dir, o Herr, befohlen sein.
(Eckernförde 1830.)

(In gemalter lateinischer Schreibschrift über einer Stubenthür.)

Die beiden letzten Inschriften allein, einen Zeitraum von nahezu 300 Jahren umfassend, bekunden, daß sie ein Kulturelement repräsentieren, und meine Bitte zum Sammeln noch „in diesem Jahre" sei nochmals wiederholt.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

„Aus Eutins vergangenen Tagen." Vorträge gehalten im hiesigen Bürgerverein von Pastor Aye. Verlag von W. Struve in Eutin.

Der Herr Verfasser hat sich bereits als Altertumskundiger, als Vorsitzender des hiesigen Altertumsvereins, sowie durch mancherlei Anregungen zur Erhaltung der in Privatbesitz und in öffentlichen Gebäuden vorhandenen Altertümer, durch Ausgrabungen alter Grabstätten, aus deren teils recht wertvollen Funden es ermöglicht wurde, im „Verein" eine Art kleinen „Museums" von Altertümern anzulegen, einen Namen gemacht. Er hatte schon im Winter von 1889/90 mit Rücksicht darauf, daß Eutin im Jahre 1891 auf ein Bestehen seit 750 Jahren zurückblicken kann, diese Vorträge begonnen, nachdem er selbstverständlich schon längere Zeit vorher durch Einsicht in alte Chroniken, Geschichtswerke, Annalen, Schriften, Urkunden u. s. w. dazu den Grund gelegt hatte. Die Zusammenstellung dieser Vorträge zu dem gegenwärtigen Buche ist um so verdienstvoller, als dasselbe nicht allein die Entstehung und die Entwickelung Eutins bis zur Zeit von vor etwa 100 Jahren erzählt, sondern auch daneben herlaufend und eng damit verbunden eine Geschichte des ganzen östlichen Holsteins, der Vertreibung der Wenden, der Niederlassung deutscher Stämme, der Einwanderung holländischer Kolonisten giebt, und endlich das Auftreten der ersten christlichen Heiden-Apostel und deren Wirksamkeit bis zur Gründung des „Oldenburger" Bistums und der ersten Kirchen in Bosau, Oldenburg, Eutin u. s. w., sowie den Zusammenhang der Geschichte dieses Gebietes mit der Lübecks, Hamburgs und ganz Holsteins behandelt. Das erste Heft bringt nach einer kurzen Vorrede ein schwungvolles, den letzten Kampf von Kaiser Karls Heerscharen mit den Ureinwohnern um den Opferaltar des heidnischen Gottes „Prove" auf dem „Wienbarg bei Putlos" darstellendes

Gedicht und versetzt uns dann sofort mit einer sinnigen Beschreibung der ostholsteinischen Hügel-, Wald- und Seenlandschaften mitten in die ersten Legenden von der Einwanderung Tuiscos im Jahre 101 nach der „Sündflut," welche unser erster Chronist Cogelius vor 200 Jahren oder Petersen, der Chronist von Oldenburg, niederschrieb. Es folgt dann die Zeit vor etwa 2000 Jahren mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen nach dem Süden, das Eindringen der Angelsachsen und im 4. oder 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Erscheinen der Wenden, denen „Eutin" oder „Utin" unstreitig seinen Namen verdankt, bis dann vor 750 Jahren, etwa um 1140, holländische Kolonisten sich hier niederließen. Der Bedeutung und dem Herkommen des in so verschiedener Schreibweise vorkommenden Namens unserer Stadt widmet Verfasser einen größeren Raum und giebt dann eine Art topographischer Beschreibung der Lage derselben zwischen den beiden Seen am Fuße des Königsberges, und geht dann über zur Gründung des Oldenburger Bistums durch Otto den Großen. — Das zweite Heft beginnt mit der Schenkung der bekannten 300 „Huben" (Hufen) 1154 je an die von ihm gegründeten Bistümer Ratzeburg, Lübeck und Schwerin durch König Friedrich zur Zeit der unbeschränkten Alleinherrschaft Herzog Heinrichs des Löwen auch in diesen überelbischen Landen und des Bischofs Gerold in Bosau. Dann folgt um 1156 die Schenkung Eutins an den Bischof von Lübeck, die Erhebung Eutins zur Stadt (oppidum) am 13. November 1256, die Verleihung des „Lübschen Stadtrechtes" und die Gewährung, das bekannte Stadtwappen zu führen, durch Bischof Johann II. Hieran schließen sich nun reine „Utinensien," Erwähnung alter Rittersitze in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, auf welche noch mancherlei alte Namen von Koppeln oder Waldparzellen, ja von benachbarten Dörfern (Fissau, Meinsdorf u. a.) hinweisen, Kaufbriefe u. s. w., bis denn schließlich im Jahre 1309 die Stadt zum Bischofssitz selbst erhoben wird und ein eigenes Domkapitel erhält. — Der dritte Vortrag beschäftigt sich hauptsächlich mit diesem, der Einrichtung desselben, und zurückgreifend mit der Gründung und Weiterentwickelung der Kirche selbst, deren innerer Gestaltung und Ausschmückung und mit den dazu gehörigen kirchendienstlichen Gebäuden, dann der Darstellung der gottesdienstlichen Zeremonieen, Abgaben und Gepflogenheiten. — Im vierten Heft führt uns Verfasser in die Verfassung des städtischen Gemeinwesens ein und giebt aus alten Originalurkunden und dem „Eutiner Stadtbuch" eine Menge Namen von Bürgern an, von denen viele aus den Jahren 1469—1500 sich noch jetzt in unserer Stadt finden, geht dann auf die gesellschaftlichen Verhältnisse über, mit ihren „Gilden,"

deren Gerechtsamen und sonstigen Einrichtungen und schließt mit der Beschreibung der Münz- und Geldverhältnisse um 1490. — Das fünfte Heft beschäftigt sich nun, entgegengesetzt dem vorigen, mit den „auswärtigen Angelegenheiten" des Fürstentums und seiner Bischöfe und mit deren Verhältnissen zu den holsteinischen Grafen von 1250 an, bis zum Antritt der Regierung Bischof Diedrichs II. am 19. November 1492 und enthält unter anderem sehr interessante Aufschlüsse über die Gründung unseres Schlosses und weiter über die Zerstörung alter Raubnester in der Umgebung der Stadt und über verschiedene Verpfändungen von Liegenschaften an das Domkapitel, und umgekehrt von Besitztümern der Bischöfe an die holsteinischen Grafen u. s. w., aus welchen bereits die jetzige Gestalt unseres Fürstentums sich erkennen läßt. — Mit dem sechsten Vortrag beginnt die Erzählung von der Einführung der Reformation vorläufig in Lübeck. Der Verfasser nimmt an, daß diese dort schon vor 1524 Eingang gefunden habe, aber erst 1530 offiziell eingeführt worden sei. Für Eutin schiebt sich dieser Zeitpunkt hinaus bis ins Jahr 1535, wo Paulus Severini, ein gelehrter Mönch aus Ripen in Jütland, der selbst in Wittenberg bei Luther gewesen war, der erste protestantische Prediger an hiesiger Stadtkirche wurde, wo er bis 1569 wirkte. Daß die Einführung bei uns mit großer Eile geschah, und dadurch mancherlei Unzukömmlichkeiten und Verlegenheiten entstanden, wird in oft drastischer Weise geschildert. — In diese Zeit (1534—1549) fällt auch die sogen. holsteinische Grafenfehde. 1552 erscheint die Pest, die Verarmung und Verödung in ihrem Gefolge hat, und 1566 werden der Stadt zum ersten Male, von Bischof Eberhard von Holle, ihre Privilegien bestätigt. Den Schluß macht eine Aufzählung der Bischöfe von Vizelin und Gerold an bis zu Eberhard II. von Holle, der im Juli 1586 starb, und welchem Stadt, Kirche und Schule ganz ungemeine Förderung verdanken. Nach ihm tritt die jüngere Linie des Hauses Holstein-Gottorp in das Bistum ein und herrscht in ununterbrochener Reihenfolge, zuletzt als Herzöge und Großherzöge von Oldenburg im Fürstentum und in Eutin bis jetzt. — Das siebente Heft verbreitet sich auch noch über mancherlei Vorkommnisse, die in jene Zeit fallen und die hier bei Gelegenheit einer Wanderung durch die Straßen der Stadt besprochen werden, wie das erneute Auftreten der Pest und anderer ansteckenden Krankheiten, und die Verheerungen, welche große Brände anrichten. — Der achte Vortrag führt uns durch die Wirren des 30jährigen Krieges, von denen Eutin in mannigfachster Weise heimgesucht und fast entvölkert wird, so daß man um die Mitte des 17. Jahrhunderts nur 500 Einwohner zählte. An die Erzählung von zwei aber-

maligen großen Bränden (1642 und 1678) schließt sich eine Beschreibung der Stadt nach einem alten, um diese Zeit gezeichneten Plan an, auf dem bereits das Schloß in annähernd seiner jetzigen Gestalt und der Schloßgarten in französischem Stil mit seinen Gebäuden verzeichnet sind, dann viele neuere Straßen, Gebäude u. s. w. Ebenso folgt nun ein Bericht über die Zunahme der Bevölkerung und mit dieser parallel gehend die Vervollkommnung der Gemeindeverfassung, Ordnung der Zünfte und Gilden, Verteilung der Gemeindelasten u. a. m. und schließt ab mit der Erwähnung der noch jetzt bestehenden „Totengilde" seit 1668 und der „Schützengilde" seit 1680. — Auch der neunte Vortrag beschäftigt sich mit diesen Dingen, bringt dabei aber noch specialia, Erzählungen aus alten Akten: ein Zauberer, eine Achtserklärung, eine Urfehde u. s. w., schließlich die „Gesetze" (Satzungen) der Schützengilde mit ihren Strafen, Einnahmen und Gerechtsamen. Sie hatte bis zum Jahre 1725 ihre Feste auf dem Königsberge und siedelte dann nach ihrem jetzigen Festplatze, dem „Vogelberge," über. — Das zehnte Heft bringt nun hauptsächlich eine Geschichte der Bischöfe aus dem Hause Holstein-Gottorp, welche später zugleich Grafen von Delmenhorst und Herzöge von Oldenburg wurden, die Streitigkeiten, welche durch die Wahl des ersten Bischofs veranlaßt wurden und dessen Einsetzung vorhergingen und welche in höchst ergötzlicher Weise geschildert werden. Besonders interessant sind davon die Erzählung vom Tode Bischof August Friedrichs am 1. Oktober 1705, die Besetzung des Schlosses durch den holsteinischen Kapitän Nummers und die Beschießung durch den dänischen Generalmajor Passow mit „1 Regiment Dragonern, 1 Regiment Infanterie, 4 Geschützen und 1 Mörser" und schließlich die dennoch durchgesetzte Einsetzung des früher erwähnten „Gottorpischen" Bischofs am 8. Oktober. Die nächsten Jahre vergehen aber immer noch unter großen Streitigkeiten zwischen dem dänischen Prinzen Karl und den holsteinischen Herzögen, bis dann endlich am 15. Mai 1709 Christian August die Bestätigung als Bischof von Kaiser Joseph I. erhielt. — Die Vorträge elf und zwölf sind in einer Besprechung nicht zu trennen, denn sie behandeln die Geschichte unserer Stadt und des Fürstentums von 1773 an in Verbindung mit der der oldenburgischen Herzöge und dem unter ihrer milden, kunstsinnigen und kunstverständigen Regierung veranlaßten Aufenthalt hervorragender deutscher Geistesheroen in Eutin und seiner von der Natur mit so herrlichen Landschaftsbildern ausgestatteten Umgebung, welche ja besonders Johann Heinrich Voß zu seinen wunderbar lieblichen Naturschilderungen begeisterten. Wir erfahren Genaueres und teilweise sehr eingehend und ersichtlich mit Liebe Zu-

sammengestelltes über das Zusammenleben von Stolberg und Voß, ihre Zerwürfnisse und ihr endliches fast feindliches Auseinandergehen. Wir sehen Herder im Jahre 1769 in Eutin erscheinen; 1779 tritt Carl Maria von Webers Vater in den herzoglichen Dienst, freilich nur für kurze Zeit. 1785 stirbt der Herzog Friedrich August, und sein Neffe, Prinz Peter Friedrich Ludewig, tritt die Regierung des Bistums als letzter Fürstbischof an, während der schwachsinnige Sohn des Verstorbenen, Herders Zögling, Prinz Peter, in Plön den Herzogstitel in thatenlosem Leben bis 1823 fortführt. Wir erfahren Näheres über diese Episode der Geschichte des oldenburger Hauses, über welche in den Geschichtswerken sonst nichts zu finden ist. Weiter werden Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote," Syndikus Overbeck aus Lübeck, der Vater des berühmten Malers, Georg Philipp Schmidt („von Lübeck"), der Philosoph Jacobi, Friedrich Köppen, Johannes Geibel, der Vater des Dichters, Wilhelm von Humboldt, Nicolovius u. a. erwähnt. Kurz, es ist dem Verfasser keine der vielen bekannten Persönlichkeiten entgangen, welche mit dem im Voßschen Hause verkehrenden Kreise von Männern in irgendwelche Berührung gekommen sind. Namentlich ragen aus jener Zeit noch eine Menge Namen in die Gegenwart hinein, von deren Trägern noch Nachkommen unter uns weilen, wie die v. Halem, Hellwag u. a., sodaß das Interesse beim Lesen stets wach erhalten und neu angeregt wird bis zu Ende. — Verfasser tritt dann noch einmal im Jahre 1817 mit Voß in das stille Rektorhaus am großen Eutiner See und sucht mit ihm alle die Stätten wieder auf, welche dem Dichter durch den Verkehr mit den Freunden so unvergeßlich wert geworden waren. Verfasser schließt dann mit den Versen:

Denn es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten, giebst Du ihm ein Gastgeschenk,
Läßt er Dir ein schöneres zurück. —
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Der Herr Verfasser ist im Begriff, dieser ersten Serie von Vorträgen eine zweite folgen zu lassen, aber in ganz anderer Auffassung. Während die erste Serie die Geschichte unserer Stadt, wie oben angegeben, in fortlaufenden, die Jahre verfolgenden geschichtlichen Abhandlungen brachte, wird der Herr Verfasser in den folgenden Heften mehr die gesellschaftlichen Faktoren durch Herausgreifen einzelner Episoden und in novellistischer Form zur Darstellung bringen, wie z. B. die Geschichte unseres Schlosses, der Kirche, die hier stattgehabten Hexenprozesse, die verheerenden Krankheiten und Brände u. s. w. Es ist danach anzu-

nehmen, daß die folgenden Hefte auch für fernerstehende Leser in diesen kulturgeschichtlichen Abhandlungen noch mehr des Interessanten und Fesselnden bringen werden und wünschen wir dem Herrn Verfasser auch für die neue Serie eine gleiche Anzahl von Abonnenten.

Eutin. H. Roese.

Schulflora von Nord- und Mittel-Deutschland von H. Schade in Kiel. In dem vorliegenden Werke hat sich der Verfasser, der den Lesern der Heimat durch eine vor Jahresfrist erschienene Bestimmungstabelle der Coniferen noch in Erinnerung sein dürfte, das Ziel gesteckt, zu einer gründlichen Pflanzenkenntnis auf möglichst einfachem Wege zu führen. Was den ersten Teil betrifft, so scheint dies vollkommen gelungen; denn in korrekt sachlicher Weise wird der Bestimmende ziemlich sicher auf die Gattung geführt und hat zugleich eine klare Übersicht über die betreffende Familie des natürlichen Systems. Auch dem weniger geübten Botaniker wird die Bestimmung von Pflanzen ermöglicht, einerseits durch Erläuterungen, Hilfstabellen und Doppelwege (Bestimmung der Umbelliferen nach Blüten und Blättern sowie nach den Früchten, der dikotylen Bäume und Sträucher nach Blüten sowie nach Früchten und Blättern), andererseits durch Vermeidung alles Fremdartigen in der Terminologie. Im zweiten Teil, welcher die Gattungen mit Angabe und kurzer Charakteristik der wichtigsten Arten in alphabetischer Folge aufführt, will mir diese Anordnung weniger gefallen, da die auch für die nahestehenden Gattungen und Arten vorteilhafte Übersichtlichkeit bedeutend beeinträchtigt wird, und der Vorteil des schnelleren Auffindens nur ein geringer ist. Im übrigen ist bei der Bestimmung der Arten die bündige Hervorhebung der Hauptmerkmale und scharfen Gegensätze anerkennenswert wie im 1. Teil. Das Werk ist daher ein sehr schätzenswertes Hilfsmittel zur Erlangung eingehender Pflanzenkenntnis, und ich empfehle es jedem selbständig arbeitenden Botaniker, dem Anfänger als sicheren Führer, dem Kundigen als zuverlässigen Begleiter.

Rendsburg, den 6. September 1892. H. Dreßler.

Mitteilungen.

Antworten auf die Anfrage Nr. 3 im Aprilheft. Das Verhalten der Bienen gegen den Bienenvater. 1. Während eines Zeitraumes von 14 Jahren betrieb ich Bienenzucht mit großer Vorliebe, sowohl mittelst der Berlepsch'schen Kasten mit beweglichem Bau, als auch mit Strohkörben. Nach jahrelangen eingehenden Versuchen machte ich wiederholt die Erfahrung, daß, wenn ich mit den erwähnten

Kasten gute Erfolge erzielte, der Strohkorbzüchter mit weniger Kosten, Mühen und Zeitaufwand eben dasselbe erreichte. Hatte aber dieser nichts erzielt, so ich erst recht nicht. Mir erschien das Vorteilhafte der meisten gewaltsamen Eingriffe in den Haushalt der Bienen überhaupt sehr fraglich, daher kehrte ich denn in den letzteren Jahren zu der einfacheren, billigeren, weniger zeitraubenden Strohkorbzucht zurück, und hatte nie Ursache, das zu bereuen.

Aber freilich, auch bei dieser will die Natur der Biene gekannt und berücksichtigt sein. Richtig ist indessen, daß zur genaueren Beobachtung und Erforschung der Eigentümlichkeiten des Bienenlebens, der bewegliche Bau sich ganz vorzüglich eignet und somit des Anregenden viel bietet.

Von einem Kennen ihres Herrn kann bei Bienen nicht wohl die Rede sein, wenn auch ein und der andere eifrige Bienenvater das so gern von seinen Lieblingen sagt, vielleicht auch glaubt.

Zwar ist es gerade nicht undenkbar, daß die Person, die fortwährend mit den Bienen verkehrt, von ihnen, vermöge ihrer scharfen Sinne, (der Geruchssinn dürfte hier obenan stehen), in gewissem Grade unterschieden werden könne, jedoch fehlt hiefür jeder Beweis.

Dagegen steht fest, daß die Bienen ihren Herren mit Stichen durchaus nicht verschonen, sobald dieser ihnen lästig wird. —

Man beachte auch den Umstand, daß nach allgemeiner Annahme die Bienen, mindestens während der Volltrachtzeit, sich in drei bis vier Wochen abnutzen, das heißt, durch Abnutzung der Flügel flugunfähig werden. Der stets folgende junge, eben der Zelle entschlüpfte Nachwuchs aber kennt doch ganz unbestreitbar den Züchter nicht. Freilich kennt dieser aber seine Lieblinge um so besser! Er weiß recht gut, daß die Biene überhaupt nur sticht, um sich und ihre Brut zu verteidigen, dagegen das ruhige Nahen des Menschen fast garnicht beachtet, falls sonst in den Stöcken alles in Ordnung ist.

Ein weiselloses oder ein von raubenden Bienen angefallenes Volk ist allerdings stets aufgeregt und gegen jeden ohne Unterschied stechlustig. Trotzdem wird sich der Züchter nicht nur seinem eigenen, sondern auch fremden Bienenständen, selbst in der Flugzeit und Flugbahn, ungescheut nahen. Er braucht sich dabei keinesregs in Tabakswolken zu hüllen, solange alle seine Bewegungen nur langsam und ruhig sind. Dennoch wird ihm doch ab und an ein Stich zuteil, den indeß ein richtiger Züchter nicht beachtet. Wirds ihm aber doch mal zu arg, was auch wohl vorkommt, nun — so macht er eben langsam „Kehrt" und entfernt sich ruhig, wie er gekommen.

Der Neuling und Nichtkenner dagegen verliert leicht schon beim

Gesumme oder gar beim ersten Stich die Fassung, schlägt dann mit Armen und Beinen um sich, wie mit Windmühlflügeln, und wird gerade deshalb jämmerlich zerstochen! Schwärmende Bienen zeigen sich im ganzen harmloser, als man im allgemeinen glaubt. Man kann getrost mitten in dem Schwarmtumult stehen, falls man nur jede rasche Bewegung vermeidet. Meine Schwärme habe ich stets gestockt, ohne Hände oder Gesicht zu verhüllen; nur die Augen pflegte ich durch eine Brille zu schützen.

„Auf die Art des Umgehens mit den Bienen kommt's also schließlich an, — die Persönlichkeit an sich ist ihnen gleichgültig."

Kiel, im April 1892. H. T. Peters.

2. Es ist eine durch die Erfahrung bestätigte Thatsache, daß Berufsimker im täglichen Umgang mit ihren Bienen verhältnismäßig wenig durch deren Stiche belästigt werden. Ob dies für alle Bienenbesitzer zutrifft, ist wohl sehr fraglich, denn sonst wären sämtliche von kühnem Mute zeugende Schutzmittel der Herren Bienenväter überflüssig: bei 20° R. im Schatten eine Kappe über den Kopf gezogen, mit einem eisernen Drahtgeflecht in der Gesichtsgegend gleich dem Gitter an den Tierbuden einer Menagerie en miniature, doppelte Strümpfe, dicke Vollhandschuhe, alles bienendicht verschnürt. Der erfahrene Imker, der in gewöhnlichen Fällen weder Gesicht noch Hände beschützt und höchstens mit einer brennenden Zigarre oder Pfeife im Munde seine Lieblinge zu zügeln weiß, müßte über diese „Herren Bienenritter in voller Rüstung" herzlich lachen. —

Einen scharf ausgeprägten Ortssinn dürfen wir unsern Bienen nicht abstreiten; daß ihr photographischer Apparat aber so meisterhaft arbeitet, um das Bild ihres Herrn dauernd im Gedächtnis zu behalten, ist bei der kurzen Lebensfrist (in der Flugzeit ca. 4 Wochen) wohl höchst unwahrscheinlich. Ob ihr scharfer Geruch sie ihren Herrn kennen lehrt, wage ich nicht zu behaupten.

Daß der Imker sich dennoch eines besonderen Schutzes von seiten seiner Bienen erfreuen darf, liegt wohl mehr an ihm selbst als an den Immen. Das ganze Geheimnis der Imkerpraxis, welches selbst das beste Lehrbuch über Bienenzucht nicht zu enthüllen weiß, sondern das jeder einzelne persönlich entdecken und an sich erproben muß, besteht zur Hauptsache in der ruhigen, besonnenen Behandlung der Völker. Jede hastige Bewegung, jegliches unnützes Zwinkern mit den Augenlidern können die zartfühlenden und sehr scharf sehenden und hörenden Bienen nicht leiden. Nicht minder verhaßt ist den Immen die durch große Wärme beschleunigte Ausdunstung unserer Haut. Der erfahrene Imker

beherzigt dies und wird unwillig, doch nicht über seine Bienen, sondern über sich selbst, wenn er von dem Giftstachel getroffen wird, denn er hat sich nicht „meisterhaft" in der Handhabung seiner Lieblinge benommen. Den Schmerz überwindet er leicht, sein Körper hat sich längst an das Bienengift gewöhnt, vielmehr ist er bekümmert um seinen Liebling, der seinen Übermut mit dem Leben bezahlen mußte. — Versuche keiner, nach dem erzürnten Angreifer zu schlagen oder gar „hasigen Laufs" aus seinem Bereich zu kommen, denn dadurch reizt er seinen Feind nur um so mehr. Heißt doch auch ein Sprichwort: „Wer vor den Bienen läuft, den verfolgen sie." (= Furcht macht Widersacher kühn.)

Barfod, Lehrer.

Auch ein Kampf ums Dasein. In den Sommerferien des vorigen Jahres machte ich von Segeberg aus eine Bootfahrt über den See nach Stipsdorf. Im Hohlweg, der zur Dorfstraße hinaufführt, wurde ich auf einen großen Regenwurm (Lumbricus terrestris L.) aufmerksam, der gewaltige Anstrengungen machte, über den Fußsteig in den anstoßenden Graben zu gelangen. Die lebhaften Bewegungen dieses Tieres bei der Mittagshitze fielen mir auf und erweckten in mir das Verlangen, hinter das Geheimnis dieser ungewöhnlichen Erscheinung zu kommen. Bald lag auch des Rätsels Lösung klar vor meinen Augen. Dem dunklen Schoß der Erde entstieg da, woher auch der Wurm zu kommen schien, ein grimmiger Gesell in Gestalt eines Tausendfußes (es war eine Art Lithobius), um auf den Riesen Jagd zu machen. Bald hatte er ihn eingeholt und sofort unternahm er einen Flankenangriff auf ihn. In der Gürtelgegend versetzte er ihm einen Biß, nach welchem der Wurm für 3 bis 4 Sekunden völlig gelähmt schien, da er seine Bewegungen augenblicklich einstellte. — Als er sich dann aber wieder anschickte, aus der Nähe des gefährlichen Feindes zu kommen, versetzte ihm dieser noch 3 Bisse. Jedesmal trat Lähmung ein, die immer länger anhielt und nach welcher die Bewegungen immer mehr an Energie einbüßten. Der letzte Biß hatte den Riesen getötet. Das schien auch der Tausendfuß zu wissen; denn er begab sich von der Stelle seines Angriffs nach hinten und begann, das Schwanzende des Wurmes packend, seine Beute an einen sicheren Ort zu zerren. Als ich nach einer halben Stunde wiederum den Kampfplatz betrat, herrschte dort wieder der Friede Gottes.

Zarpen. C. Rohweder.

Pferdeschädel unter Dreschdielen. Unter Bezugnahme auf meine Mitteilung im Februar-Hefte der Heimat von diesem Jahre hat Herr Heinr. Carstens in Dahrenwurt bei Lunden die Güte gehabt, mir zu schreiben, daß es sich bei dem Vergraben von Pferdeschädeln unter den

Dreschdielen „ohne Zweifel um ein Bauopfer handelt." Die Leser, welche sich über diesen eigentümlichen, abergläubischen Brauch näher unterrichten wollen, finden darüber Mehreres in des genannten Herren „Urquell, Monatsschrift für Volkskunde," Bd. II, S. 25, 189—190. Es sei mir hier nur gestattet, auf eine selbst gemachte Erfahrung hinzuweisen, die mir bei dieser Gelegenheit einfiel, und welche beweist, wie lebhaft hier und da noch bei unserem Landvolke die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung der in Rede stehenden Bräuche ist. Nämlich als jungem Manne wurde mir von den Leuten meines Vaters (in der Ukermark) gelegentlich allen Ernstes versichert, daß die Mauern eines gewissen, von einem Freimaurer errichteten Gebäudes wiederholt einstürzten und nur dadurch standfest gemacht werden konnten, daß man heimlich ein neugeborenes Kind darinnen lebendig vermauert hätte.

Über das Quacken der Frösche. Durch die Anfrage von einem Herrn Thiessen im Februar-Heft 1891 der „Heimat," unsere Frösche betreffend, werde ich an das im Frühjahr an lauen Abenden in kleinen Teichen und Wassergräben stattfindende Froschkonzert erinnert, und erlaube mir hierüber eine, wie mir scheint, notwendige Aufklärung zu geben. Ist man doch im allgemeinen der Meinung, daß diese Konzerte von dem grünen Wasserfrosch (Rana esculenta) herrühren; diese Meinung ist jedoch eine irrige. Wenn selbst auch Dr. Fr. Schoedler in dem von ihm herausgegebenen „Buch der Natur" sagt: „daß der Wasserfrosch in großer Gesellschaft an schönen Sommerabenden ein lautes Konzert anstimmt," so wird es freilich wohl als eine große Verwegenheit erscheinen, wenn ein Laie sich herausnimmt, diese Meinung geradezu als eine irrige hinzustellen; doch dies kann mich trotzdem nicht abhalten, meine mehrmaligen wie langjährigen Beobachtungen und Untersuchungen zu verschweigen, weil diese sogenannten Konzerte von Laubfröschen (Hyla arborea) ausgeführt werden. — Schon als Forst- und Jagdlehrling (Anfang der dreißiger Jahre) bin ich durch eigene Untersuchung zu dieser Gewißheit gelangt, und habe in späteren Jahren aus einem kleinen Teiche, unmittelbar an meinem Garten belegen, während des Quackens Frösche (Laubfrösche) gefangen und sie meinen Kindern in der Stube gezeigt.

Sie sollen aber nicht glauben, daß ich derjenige bin, der diese Entdeckung machte; ich wurde von einem stud. jur. — leider ist dieser schon gestorben —, welcher zugleich ein großer Naturfreund war, darauf aufmerksam gemacht. Dieser, mein Lehrprinzipal und ich, saßen an einem schönen Frühlingsabend vor der Hausthür und hörten dem im nahegelegenen Teiche lauten Froschkonzert zu. Der Herr Studiosus fragte

uns, ob wir auch wüßten, welche Art Frösche den Gesang ausübten. Natürlich waren wir damals, wie noch heute viele, der Meinung, daß die großen grünen Wasserfrösche den Gesang hervorbrächten. Der Student lachte und sagte: „Lauter Laubfrösche!"

Sofort mußte ich einen sogenannten Kollerketscher herbeiholen, und unser Fang bestand zu unserm Erstaunen in 5—6 Laubfröschen.

Wenn man aufmerksam auf den Ton des einzelnen Frosches lauscht, so hört man auch deutlich das bekannte Laubfroschquacken, nur durch ihre größere Zahl und durch die verschiedenen Töne, tiefere und höhere, von älteren oder jüngeren Fröschen, wird es ein förmliches Konzert.

Was nun noch die Anfragen im Februar-Heft betrifft, so glaube ich nach meiner Beobachtung behaupten zu dürfen, daß die sogenannten Kaulquappen, welche nach mehrmaligen Verwandlungen als kleine Frösche, besonders nach einem warmen Regen, auf Landstraßen und Wegen umherhüpfen, keine Frösche, sondern Kröten (Pelobates fuscus) sind.

Wo diese unzähligen Tierchen im Winter und überhaupt bleiben, darauf fehlt auch mir die Antwort; da sie aber anderen Tieren, namentlich Vögeln, zur Nahrung dienen, so wird ihre Zahl hierdurch schon erheblich vermindert.

Dieselbe Frage kommt auch bei den Laubfröschen: wo bleiben diese — wie noch so manches Andere? In all diesen Dingen weiß die Natur selbst das Gleichgewicht zu halten.

Es würde mich freuen, wenn mein Kapitel Frösche betreffend dazu beitragen würde, die Leser der „Heimat" zu veranlassen, sich selbst von der Richtigkeit meiner Aussage zu überzeugen. Allerdings sind diese kleinen Kreaturen sehr aufmerksam, stellen sofort ihren Gesang ein, wenn sie etwas Geräusch in ihrer Nähe vernehmen, fangen damit aber bald wieder an, wenn Stille eintritt.

Rastorf. A. Rotermann.

Vereins-Angelegenheiten.

In dem Bericht über die 2. Generalversammlung unseres Vereins in Oldesloe (s. Juli- u. August-Heft S. 167 u. ff.) fehlt die Mitteilung, daß die von den Satzungen geforderte Neuwahl eines Vorstandsmitgliedes erfolgt ist. Durchs Loos war festgestellt, daß der Schriftführer unsers Vereins, Herr Kleemann, ausscheide. Derselbe wurde aber durch Zuruf wiedergewählt. Das Amt eines Revisors wurde Herrn Eckmann übertragen. — Der geschäftsführende Ausschuß glaubte Anfang September, obwohl das Heft gesetzt war, wegen der in unserer Provinz und besonders in unserer schwer betroffenen Nachbarstadt Hamburg infolge der Cholera-Epidemie herrschenden Erregung von dem Versenden der Heimat absehen zu müssen; die Mitglieder erhalten daher noch einmal ein Doppelheft. Ich kann hinzufügen, daß der geschäftsführende Ausschuß nicht daran denkt, die „Heimat" öfter als Doppelheft auszugeben.

Kiel, den 19. September 1892. Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 11. November 1892.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Der schwarze Tod in unserer Heimat.

Von F. Konstmann in Flensburg.

(Fortsetzung.)

II.

Der schwarze Tod entstand in Asien 1346; ob China, wie es gewöhnlich heißt, oder Indien, wie russische Quellen besagen und Hirsch und Höniger annehmen, die eigentliche Heimstätte gewesen ist, möge dahingestellt bleiben. Über das Auftreten in den inneren Ländern Asiens haben wir keine zuverlässigen Nachrichten; aber unzweifelhaft drang die Seuche hauptsächlich längs den großen Handelsstraßen nach Westen vor. Solcher Handelsstraßen gab es zu damaliger Zeit drei. Die eine führte um das Nordende des kaspischen Meeres nach Südrußland und der Halbinsel Krim, die zweite um das Südende desselben Gewässers nach Kleinasien und Syrien, die dritte von Bagdad über Arabien nach Ägypten. An den westlichen Endpunkten dieser Straßen finden wir die Krankheit im Jahre 1347. Über die ungeheuren Menschenverluste in den Ländern Vorderasiens und Nordafrikas haben wir schon genauere Berichte. Viele Städte verödeten fast gänzlich. Man sah nur Leichname in den Karawanserais und an den Straßen. In Kairo starben in der schlimmsten Zeit täglich 10—15000 Menschen. Man trug die Toten auf Tischen, Leitern und Thüren fort und warf sie in große Gruben. Ganz Nordafrika ward ähnlich heimgesucht. Die Leichname lagen auf den Feldern umher und verpesteten die Luft. Dem Papst in Avignon ward mitgeteilt, daß im Orient 23840000 Menschen weggerafft seien. Detmar schreibt

zum Jahre 1346: „Dessulven jares unstund de grote plaghe der mynsheit des ghaen (jähen) dodes erst in den iherusalemeschen landen over mer unde in der heidenscap, de by veftich, sestich hundert dusent unde ane (ohne) tal neder vellen unde waren dot; dat stund nicht sere to claghen, wente (weil) se godes viande sint."

Auf diese Weise hatte sich die Epidemie Europa so genähert, daß es unmöglich war, sie fernzuhalten. Auch geschah zu diesem Zwecke nichts; der lebhafte Handel auf dem Mittelmeer nahm seinen ungestörten Fortgang. Immer zahlreicher und schrecklicher drangen die Nachrichten über die Plage nach Europa und erzeugten in den Herzen der Menschen eine unbeschreibliche Angst.

Von den Küsten des schwarzen Meeres wurde die Krankheit auf dem Seewege nach Europa eingeschleppt; nach Konstantinopel kam sie aus dem Lande „der hyperboräischen Skythen," wie Kantakuzenos bezeugt. Nach den westlichen Ländern am Mittelmeer brachten sie genuesische Handelsfahrzeuge. Gabriel de Mussis aus Genua, ein Zeitgenosse, berichtet, daß, als die Tataren die genuesische Kolonie Kaffa belagerten, unter ihnen eine schreckliche Krankheit ausgebrochen sei. In ihrer Bosheit hätten sie mittelst Wurfmaschinen die Leichen ihrer verstorbenen Kameraden in die belagerte Stadt geschleudert, die alsbald von der Seuche ergriffen worden und ein Ausgangspunkt für die Weiterverbreitung geworden sei. Flüchtige Italiener hätten von da die Krankheit nach Genua gebracht. In ergreifenden Worten klagt de Mussis, daß sie ihren Angehörigen und Freunden mit dem Kuß des Wiedersehens zugleich den Stempel des Todes aufdrückten. [1])

Über die Wanderung des schwarzen Todes durch die Länder Europas sollen hier nur einige der wichtigsten Nachrichten mitgeteilt werden. [2])

Noch im Jahre 1347 erreichte die Krankheit Genua. Den Winter hindurch breitete sie sich nur langsam aus; aber im Frühjahr 1348 überzog sie in kurzer Zeit ganz Italien. Genua verlor $^6/_7$ seiner Bewohner (etwa 40 000 Menschen), Florenz nach der niedrigsten Schätzung $^3/_5$ (60 000), Rimini $^2/_3$, Bologna $^3/_5$, Venedig $^3/_4$ (100 000). In der letzgenannten Stadt blieben von 1250 adeligen Ratsherren nur 380 am Leben, von 24 tüchtigen Ärzten nur 4. Die Übriggebliebenen mieteten um hohen Preis Schiffe, um nach den Inseln zu entfliehen, so daß die

---

[1]) Lechner, a. a. O. S. 20 (nach Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten, Bd. III).

[2]) Ausführlichere Darstellungen finden sich bei Hecker und Lange; speziell für Deutschland sind die Werke von Höniger und Lechner zu vergleichen.

stolze Stadt öde und menschenleer stand. Eine ausführliche Schilderung der Schrecken der Pestzeit hat uns der Augenzeuge Boccaccio in der Einleitung zu seinem berühmten Novellencyklus »Decamerone« gegeben.[1]) Der etwas kürzere Bericht des Chronisten von Siena lautet folgendermaßen: „Zu der Zeit begann in Siena die große Sterblichkeit (la grande Mortalita), die größte und traurigste und schrecklichste, die man namhaft machen oder sich vorstellen kann; und sie dauerte bis zum Oktober. Sie war so furchtbar, daß Männer und Frauen fast plötzlich starben; und der Vater wollte kaum bei seinem Sohne bleiben, der eine Bruder floh den andern, die Frau verließ den Mann; denn man sagte, die Krankheit stecke schon durch den Blick oder den Atem an. Und so geschah es, daß in den Monaten Mai, Juni, Juli und August so viele Menschen starben, daß niemand gefunden wurde, der sie für Geld begraben wollte. Hatte aber einer einen Verwandten, der starb, so nahm er ihn, sobald er den letzten Seufzer ausgehaucht hatte, mochte es nun Nacht oder Tag sein, und trug ihn mit Hülfe von zweien oder dreien zur Kirche; und dann begruben sie ihn, wie sie am besten konnten, an dem nächsten besten Orte und bedeckten ihn mit ein wenig Erde, damit die Hunde ihn nicht verzehrten. An manchen Stellen in der Stadt wurden große Gruben hergestellt, in welchen man die Leichname so begrub, daß man sie hinunterwarf und mit ein wenig Erde bedeckte und darauf andere Leichname hineinwarf und diese ebenfalls bedeckte. Und ich, Agniolo di Tura, genannt Grasso, habe mit meinen eigenen Händen meine fünf Söhne in ein Grab gelegt, und ähnlich erging es vielen andern. Einige Leichname aber waren so schlecht bedeckt, daß die Hunde sie hervorzogen und fraßen. Keine Glocken läuteten, kein Mensch beweinte die Toten, wen er auch verloren hatte; denn fast alle erwarteten selber den Tod. Der Zustand war ein derartiger, daß das Volk glaubte, es würde nicht einer übrig bleiben, und viele Menschen glaubten und sagten: dies ist das Ende der Welt." Auf dem Marktplatze (piazza del Campo) zu Siena steht noch jetzt eine kleine, prächtig geschmückte Kapelle, die von den Überlebenden als memento mori erbaut wurde.[2])

Von der Mittelmeerküste her war gleichzeitig die Pest in Spanien eingedrungen. Die Verluste waren hier weit geringer, obgleich die Krankheit länger währte. Am 26. März 1350 starb König Alfons XI. von

---

[1]) Die Schilderung der Pest in Bulwers Roman „Rienzi" stützt sich auf diesen Bericht Boccaccios.

[2]) Siena hatte damals 100 000 Einwohner und war das Haupt der Ghibellinenstädte, während das benachbarte Florenz guelfisch war.

Castilien, der eben Gibraltar belagerte. Er ist der einzige König in Europa gewesen, den der schwarze Tod abgerufen hat.

Noch vor Ende des Jahres 1347 trat die Krankheit an der Südküste Frankreichs (Marseille) auf. Schon im Januar 1348 erreichte sie Avignon, damals eine bedeutende Stadt und die Residenz des Papstes Clemens VI. Die Kirchhöfe waren bald überfüllt; ebenso ein neuer, den der Papst der Stadt geschenkt hatte. Da ließ Clemens den Rhonefluß weihen, damit man die Leichname in denselben hineinwerfen könne. Überhaupt war er während der Schreckenszeit (es starben täglich 500 Personen, in Summa 60000; unter denselben war Petrarcas „Laura") eifrig darauf bedacht, zum Wohle der unglücklichen Bevölkerung beizutragen. Er half manchem Elend ab, unterstützte die Armen und ließ sie beerdigen und stellte Krankenpfleger und öffentliche Ärzte an. Vom Süden her zog nun die Pest durch ganz Frankreich, wo sie furchtbare Verwüstungen anrichtete. In Paris wütete sie namentlich im Herbst; an einem Tage wurden 1328 Leichname beerdigt. Vergebens empfahl Erzbischof Fulco de Chanac Wallfahrten nach den Reliquien des heiligen Sebastian; die Heiligtümer, sonst so kräftig, erwiesen sich diesmal als machtlos. Im Hospital Hôtel Dieu starben täglich 500 Kranke, obgleich sie von den barmherzigen Schwestern mit beispielloser Opferwilligkeit und Hingabe gepflegt wurden. Philipp VI. floh vor Angst aus der Stadt; aber seine edle Gemahlin Johanna blieb, um die Not der Armen zu lindern; am 12. Dezember wurde sie selber ein Opfer der Seuche.

Im Herbst 1348 überschritt der schwarze Tod den Kanal und gelangte so nach England; in London währte die Krankheit vom November genannten Jahres bis Pfingsten 1349 und raffte 100000 dahin. Fast ein Jahr hindurch wütete sie in England, wo gleichzeitig eine furchtbare Seuche unter dem Vieh ausbrach. Das Sterben war besonders unter den niederen Ständen groß, doch starb auch König Eduards Tochter Johanna, und Canterbury verlor drei Erzbischöfe nach einander. Die Schotten wollten die Not ihrer Feinde, der Engländer, zu einem Einfall in ihr Land benutzen; aber sie mußten schnell in ihre Berge zurückfliehen, von dem unheimlichen Gast gefolgt, der nun auch in ihrem Lande zahlreiche Opfer sich holte. Irland dagegen blieb fast ganz verschont.

Auf verschiedenen Wegen gelangte der schwarze Tod nach Deutschland, wo man ihn als „das große Sterben," den „großen Tod," den „jähen Tod" bezeichnete. Von Frankreich drang er im Jahre 1349 über Savoyen und Burgund nach der Schweiz und nach dem Elsaß vor; von der Nordküste des adriatischen Meeres ausgehend, durchzog er Kärnthen und Steiermark und gelangte so nach Österreich (1349). Doch scheint

es, daß er auch, von Italien kommend, den Alpenwall (Brennerpaß) überstiegen hat, einer Handelsstraße folgend, die Deutschland mit Italien verband; es sollen schon 1348 einige Städte des südlichen Bayern von der Krankheit erreicht worden sein.[1]) In Wien trat sie um Ostern 1349, in Straßburg erst im Juli desselben Jahres auf. Vom Süden und Südwesten drang sie nun langsam nach dem Norden und dem Osten vor. In Köln erschien sie erst Ende Dezember 1349; sie hatte also fast ein halbes Jahr nötig gehabt, um die kurze Strecke von Straßburg nach Köln zurückzulegen. „Es liegt etwas schleppend Langsames in der Bewegung der Krankheit, das „sausende Roß" in Linggs Dichtung „Der schwarze Tod" ist eine arge poetische Licenz."[2]) Der größte Teil des mittel- und niederdeutschen Landes wurde erst im Jahre 1350 von der Seuche befallen.[3]) 1349 und 1350 sind also die eigentlichen Pestjahre in Deutschland gewesen; 1351 wurden nur noch einige östliche Teile des Kaiserreiches heimgesucht. Die Sterblichkeit war in Deutschland geringer als in Italien und Frankreich; der vierte Teil der Bewohner soll der Seuche zum Opfer gefallen sein. Doch war das Elend auch hier an manchen Orten groß. In Wien starben an einem Tage 1400 Personen, von den Priestern der Stephanskirche wurden 54 hingerafft, und die Stadt verlor zwei Dritteile ihrer Bevölkerung. Als die Kirchhöfe überfüllt waren, warf man die Leichen in sechs große Gruben, nach einer, jedenfalls erheblich übertriebenen Angabe in jede 40000.[4]) Ähnliches geschah zu Erfurt. In Straßburg, wo die Pest noch verhältnismäßig gelinde auftrat, starben 16000 Menschen. Aus Bremen liegen sehr genaue Angaben vor; man zählte im Kirchspiel St. Marien 1816, im Kirchspiel St. Martin 1415, im Kirchspiel St. Ausgarius 1922 und im Kirchspiel St. Stephanus 1813, zusammen 6966 Tote. Im Barfüßerkloster zu Magdeburg blieben nur drei Personen am Leben. Der Verfasser der Schöppenchronik wohnte in dieser Stadt mit neun andern in einem Hause zusammen; von diesen starben acht hinweg. Eine fernere Angabe lautet: „Anno 1350 in dem groten sterben tho Magdeborch storwen viff scheppen in viff wecken vnnd bleven noch sesse am levende." In diesen Angaben liegt ein relativer Maßstab für die Größe des Verlustes.[5])

Nach Norwegen wurde die Krankheit (»store Manndauden«, d. h.

[1]) Lechner S. 23—24.

[2]) Höniger S. 23.

[3]) Höniger S. 25. Lechner S. 42.

[4]) Lange a. a. O. S. 119.

[5]) Lechner S. 59.

das große Leutsterben) im Sommer 1349 über das Meer von England gebracht. Ein englisches Schiff, dessen Besatzung fast ausgestorben war, lief in den Hafen von Bergen ein. Ohne sich um die Seuche zu kümmern, brachte man die Ladung ans Land, und alsbald begann in der Stadt das Sterben, das sich darauf nach allen Richtungen hin ausbreitete und furchtbare Verluste verursachte.[1]) 1350 wütete darauf der schwarze Tod (»Digerdóden« = der große Tod) in Schweden. In Stockholm sah man die Straßen mit Leichen bedeckt, da es unmöglich war, alle zu begraben. Hin und her im Lande starben ganze Kirchspiele aus.

Rußland wurde erst 1351 von der schwarzen Pest erreicht. „Auch in diesem Lande war die Sterblichkeit groß, und es wiederholten sich dieselben Scenen der Trauer und Verzweiflung wie bei den Völkern, die nun schon das Schlimmste überstanden hatten: dieselbe Art der Totenbestattung, dieselbe grauenvolle Gewißheit des Todes, dieselbe dumpfe Erstarrung der Gemüter. Reiche entsagten ihren Schätzen und schenkten ihre Dörfer und Ländereien den Kirchen und Klöstern, denn dies war nach den Vorstellungen des Zeitalters das sicherste Mittel, der Gnade des Himmels teilhaftig und der Vergebung begangener Sünden gewiß zu werden. Auch in Rußland brachte Furcht und Grauen die Stimme der Natur zum Schweigen: Väter und Mütter verließen ihre Kinder und Kinder ihre Eltern in der Stunde der Gefahr."[2]) Pskow verlor zwei Dritteile seiner Einwohner. Als die Kirchhöfe nicht mehr ausreichten, begrub man die Toten auf Feldern und in Wäldern. Die unglücklichen Bewohner riefen den ehrwürdigen Bischof von Nowgorod, daß er käme, ihre Stadt zu segnen. Er folgte dem Ruf, ohne sich vor der drohenden Gefahr zu fürchten, reiste nach der schwer betroffenen Stadt und veranstaltete feierliche Prozessionen. Bald aber fiel er selber der Seuche zum Opfer. Es scheint, daß das große Sterben wenigstens bis nach Moskau hin das Land durchzogen hat; denn 1353 starb in dieser Stadt der Großfürst Simon Iwanowitsch der Stolze mit seinen sieben Kindern.[3])

1353 erlosch in Rußland die schreckliche Epidemie, wie ein Feuer, das keine weitere Nahrung findet. Acht Jahre (1346—1353) hatte sie bedurft, um ihre grauenhafte Wanderung durch die drei Erdteile der alten Welt zu vollenden. Ob auch die Länder der neuen Welt heimgesucht wurden, darüber wissen wir nichts. Die Angabe von Hirsch, daß Grönland betroffen worden sei,[4]) ist unrichtig. Auch Island blieb verschont.

---

[1]) Munch, Det norske Folks Historie, 2den Afdeling, Bd. I.

[2]) Hecker S. 54—55.

[3]) Lange S. 123—124.

[4]) Hecker S. 54.

III.

In der vorstehend gegebenen kurzen Darstellung der Wanderung des schwarzen Todes durch die Länder Europas ist absichtlich auf die cimbrische Halbinsel keine Rücksicht genommen. Es sollen nun die vorhandenen Nachrichten, die sich auf diese beziehen, ausführlicher mitgeteilt werden.

Über die Verbreitung der Pest im Nord- und Ostseegebiet ist besonders beachtenswert die Angabe des Franziskaner Lesemeisters Detmar, der im Jahre 1385 auf Anregung zweier Ratsherren die alte Lübecker Chronik, die seit der Zeit des großen Todes nicht geführt worden war, neu bearbeitete und fortführte. Er schreibt: „Desulve grote plaghe quam seder in cristene land. Erst wart se vornomen in pulle (Apulien), darna in ungharen, darna in sicilien in avinion, darneghest to marsilien, darna in vrancriken, darna in engheland, darna vele lude storven; darna in vlanderen, von vlanderen in norweghen, darna in sweden, von sweden in denemarken, in nortiutlande (Jütland) unde uppe selande; darna in prutzen, to koninghesberch, to melbinghen (Elbing) was grot sterven.“ [1])

Aus diesen Worten ergiebt sich mit einiger Sicherheit, daß die Seuche schon in Jütland und in Preußen wütete, ehe sie Lübeck und das benachbarte Gebiet (also besonders auch Schleswig-Holstein) erreichte. Nun wissen wir aus zuverlässigen Nachrichten [2]), daß sie schon im Herbst 1349 von der See her in Preußen eingeschleppt worden ist. Wann und woher kam sie aber nach Jütland? Neuere dänische Geschichtsschreiber (Suhm, Allen, Estrup, Munch) geben übereinstimmend das Jahr 1348 an; auch halten sie an der alten sagenhaften Überlieferung fest, daß ein von England kommendes norwegisches Schiff, dessen Mannschaft ausgestorben war und das an der Westküste Jütlands strandete und ausgeplündert wurde, den schwarzen Tod hierher gebracht habe. Die neuesten Untersuchungen von Lange, Mansa und Reinhardt haben aber zu dem Ergebnis geführt, daß 1348 unmöglich das richtige Jahr sein könne. Ein Blick auf die oben mitgeteilten Nachrichten über Gang und Verbreitung der Krankheit ist auch schon völlig ausreichend, um die Unmöglichkeit dieser Annahme erkennen zu lassen. An der Angabe der Sage von dem gestrandeten Schiffe dürfte aber nach der Ansicht Mansas und Reinhardts festzuhalten sein; sie setzen die Strandung in den Herbst 1349, so daß demnach fast zu gleicher Zeit Norwegen, Jütland und Preußen

[1]) Grautoff I. S. 263.

[2]) Höniger S. 24.

von der See her die Epidemie empfangen hätten. Lange dagegen hält es aus mehreren Gründen für wahrscheinlich, daß die Krankheit erst 1350 in Dänemark zum Ausbruch gekommen und daß sie nicht von England über das Meer, sondern von Norddeutschland auf dem Landwege in dieses Land gedrungen sei, also auch auf unserer Halbinsel den Weg von Süden nach Norden eingeschlagen habe.[1]) Bei Höniger findet sich folgende Angabe: „Demnächst hat die Pest mit Beginn des Jahres 1350 Jütland ergriffen und verbreitet sich von da südwärts über Schleswig und Holstein."[2]) Es ist also zunächst hinsichtlich der Zeit keine völlige Übereinstimmung unter den neueren Forschern vorhanden; aber deutlich wird's, daß entweder spät im Jahre 1349 oder früh im Jahre 1350 Jütland erreicht wurde. Verschieden sind auch, wie wir sehen, die Annahmen hinsichtlich des Weges, auf welchem der Krankheitskeim nach diesem Lande verschleppt wurde; aber überwiegend ist gegenwärtig die, daß es auf dem Seewege (also wohl von England) und zwar nach dem nördlichsten Teil der Halbinsel geschehen ist und daß dann der Weg der Seuche nach dem Süden ging. Auch die mitgeteilte Stelle bei Detmar dient zur Bestätigung dieser Annahme. Das Resultat ist also dieses: Entweder spät im Herbst 1349 oder mit Beginn des Jahres 1350 tritt die von der Nordsee her eingedrungene Krankheit im nördlichen Teil Jütlands auf und verbreitet sich von da südwärts.

Die mehrfach erwähnte Sage lautet folgendermaßen: „Einst ist in Jütland eine entsetzliche Pest gewesen, die man dort das Männerersticken oder den Zeichentod („Mandeqvæl," „Mærkedød") nannte. Von derselben wird erzählt, daß sie von England hergekommen sei. Es lebte nämlich in diesem Lande eine junge Frau, die war mit einem alten Manne verheiratet. Da sie aber einen Liebhaber hatte, ließ sie sich von einem alten Weibe einen Rat geben, um von dem Mann befreit zu werden. Das Weib gab ihr den Rat, ein Stück von dem Magen eines toten Mannes zu zerhacken und in das Essen ihres Gatten hineinzuthun. Durch Befolgung dieser Anweisung wurde sie Witwe und glaubte nun, mit ihrem Geliebten in sündhafter Gemeinschaft leben zu können. Aber beide erkrankten und starben bald darauf, und die Krankheit, die auf diese Weise zum Ausbruch kam, breitete sich über ganz England aus. Zu der Zeit geschah es, daß die Mannschaft eines von England kommenden Schiffes ausstarb, worauf das Schiff bei Vendsyssel in Jütland strandete. Als die Küstenbewohner an Bord gingen, wurden sie von der Pest ergriffen, und es starben viele in dortiger Gegend.

[1]) Lange S. 120—122.

[2]) Höniger S. 24—25.

Damals war Palle Juul Besitzer von Ulstrup. Zu ihm kam zwei Tage vor Weihnachten ein umherziehender Mann, der um Aufnahme in sein Haus bat. Palle Juul wies ihn, als er hörte, daß er von solchem Männererstickeu gekommen sei und dazu noch Kleider und andere Gegenstände mit sich führte, zum Prediger, vermeinend, er würde dort Unterkunft finden. Als er darauf in der heiligen Nacht um die Mitternachtsstunde mit seinen Leuten zur Kirche ging, war der Prediger nicht anwesend. Er schickte deshalb nach dem Hause desselben, gebot aber aus Vorsicht dem Knechte, mit dem Winde zum Pfarrhaus zu reiten. Die Thür war verschlossen und wurde nicht geöffnet, als der Knecht anklopfte. Er zertrümmerte daher ein Fenster und rief in die Stube hinein, und ein auf der Diele liegendes halbtotes Weib antwortete: „Ach und weh, was für einen Gast hat uns Palle Juul ins Haus geschickt! Alle sind gestorben, die hier im Hause wohnten, und ich bin halbtot." Als Palle Juul diese Antwort zu hören bekam, ließ er gleich die Wagen aller Leute nehmen und nach den Dünen hinausbringen und ließ Pfähle vor die Thüren schlagen. Später verbreitete sich die Pest über das ganze Land." [1])

Unter den Städten Jütlands wurden besonders Wiborg, Aalborg und Aarhuus schwer betroffen, die fast ihre sämtlichen Bewohner verloren. Ein Distrikt von 7 Meilen Länge zwischen Kolding und Skive lag zu Pontoppidans Zeit (Anfang des 18. Jahrhunderts) ganz unbewohnt und unbebaut, und die Tradition nannte den schwarzen Tod als die Ursache. Ausführlichere und zuverlässigere Nachrichten liegen indes nur aus Ripen vor. Es war zu jener Zeit Sitte, daß vermögende Personen bei ihrem Tode einer Kirche oder einem Kloster Schenkungen an Geld oder Grundbesitz vermachten, wofür die Mönche sich verpflichteten, jährlich eine Messe (Seelenmesse) für ihr Heil zu lesen. Kinch („Ribe Byes Historie") teilt mit, daß im Jahre 1350 in Ripen nicht weniger als 18 Seelenmessen gestiftet worden seien, während sonst durchschnittlich nur jedes Jahr eine derartige Schenkung an die Domkirche stattfand. Man ersieht daraus, wie groß die Sterblichkeit auch in dieser Stadt gewesen sein muß. Kinch berechnet, daß etwa die Hälfte der Bevölkerung hingerafft worden ist. Offenbar hat die Pest nur in dem erwähnten Jahre in der Stadt gewütet; denn 1348 wurde nur eine Seelenmesse gestiftet, 1349 nur zwei, 1351 und 1352 keine einzige. Die 18 bezüglichen Todesfälle verteilen sich auf die Zeit vom Januar bis Dezember, doch

---

[1]) Die Sage ist nach Familienaufzeichnungen der Nachkommen Palle Juuls mitgeteilt bei Mansa a. a. O. S. 67.

Vergl. auch Thiele, Danmarks Folkesagn II. S. 57—58.

so, daß im Januar und Februar vier, im März und April keine, in den folgenden Monaten bis Anfang September die meisten (im August allein 6) eingetreten sind. Kinch und Mansa scheinen sämtliche Todesfälle der Pest zuzuschreiben. Dann müßte aber die Seuche 11 Monate allein in Ripen gewütet haben. Dies kann nicht der Fall sein; denn aus einer beträchtlichen Anzahl von Nachrichten aus den verschiedensten Ländern wissen wir, daß sie durchschnittlich eine Dauer von 4—6 Monaten hatte und daß sie sich nur ausnahmsweise 7—8 Monate an einem Orte gehalten hat.[1]) Es giebt keine einzige Stadt in ganz Europa, in welcher wir die Krankheit 11 Monate hindurch finden. Es sind demnach die ersten oder die letzten (oder die ersten und die letzten) Todesfälle nicht dem schwarzen Tode zuzuschreiben. Wir haben also guten Grund, anzunehmen, daß er erst später als im Januar 1350 sich in Ripen zeigte. Da im März und April keine denkwürdigen Todesfälle eintraten, so liegt es nahe, den Beginn des großen Sterbens für den Monat Mai anzunehmen. Wir haben geglaubt, diesen Punkt umständlicher erörtern zu müssen, da die Datierung des schwarzen Todes für Schleswig-Holstein von dem Resultat abhängig ist.

Im Mai 1350 erreichte die Pest auf einem anderen Wege auch die Grenze unserer engeren Heimat im Süden. Von Preußen her ist sie um Pfingsten (16. Mai) nach der alten berühmten Hansestadt Lübeck eingeschleppt worden. Ein von den Lübeckern gefangener Jude sagte aus, „daß das Verbrechen der Vergiftung (nämlich der Brunnen) in verschiedenen Gegenden von Preußen bis zu unserer Stadt Lübeck auf Anstiften der Juden verübt worden sei.“ [2])

Aus Lübeck liegen ausführliche und höchst interessante Nachrichten vor, die daher nach den Chroniken Detmars und Reimar Kocks († 1569 als Pastor der St. Petri-Kirche) hier unverkürzt Aufnahme finden.

Detmar schreibt: „In demesulven jare (1350) des somers von pinrsten bet to sunte mychaelis daghe do was so grot stervent der lude in allen dudeschen landen, dat des ghelikes ne was ervaren unde het noch de grote dot, hirumme dat he mene (allgemein) was over vele lant, ok dat he kreftich was over vele lude, also dat an vele steden de teynde mynsche kume blef levendich. In der stad tho lubeke storven by eneme naturliken Daghe sunti laurentii (10. August) von der enen

---

[1]) In Limburg währte z. B. die Epidemie 3 Monate, in Modena 4, in Lübeck und Magdeburg $4^1/_2$, in Venedig, Hannover und Erfurt 6, in Frankfurt $6^1/_2$, in Avignon und Nowgorod 7, in Pisa $7^1/_2$, in ganz Oberitalien 9 Monate.

Weitere Angaben bei Lechner S. 52.

[2]) Lechner S. 44 (nach dem „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit“ VII, 314).

vesper tho der anderen XXV hundert volkes betolt.[1]) De lude ghinghen alse doden unde er sturven vele van angheste unde vruchdeten, wente se weren des unbewonet.[2])

Der Bericht Reimar Kocks zum Jahre 1350, der sich allerdings teilweise nur auf Tradition stützt und in der Zeitangabe jedenfalls ungenau ist, lautet folgendermaßen: „Tho Lubeck begunde de Pestilentie ok up S. Lorentii Avendt, van der einen Vesper went (bis) tho der andern storven 2500 Minschen, unnd den Sommer over scholen tho Lubeck gestorven sin 80 dusent Minschen; effte averst dat mogelick si, lath ick einen anderen berekenen und richten.[3]) Averst dith is de Warheitt, dat eine geschwinde Pestilentie is gewesen aver Junck unnd Alt, Arme und Rike. Wente ick finde, dat in einem Sommer an der Pestilentie sin gestorven elfen Persohnen uth dem Rade tho Lubeck, unnd sint dith ere Nahmen: H. Herman van Warendorpe, H. Marquart van Coßfelde, H. Johan Molenstrate, H. Heinrich van Alen, H. Tideman van Gustrow, Burgermeister H. Tideman van Ultzen, H. Wedeken Klingenbarch, H. Arnolt van Bardewik, H. Herman van Dulmen, H. Wedekindt Warendorp, H. Gottschalk van Velin.

Idt willen Etlike seggen unnd ist eine gemeine Sage, dat idt so si thogegangen, dat ein Radt van Lubeck mit den Borgern si eineß geworden up St. Laurentii Avendt, dat men de Stadt beth an den Ellenbrok, dar de Galge steidt, wolde twisschen der Traven unnd Wakenisse vorlengen, welcke de Borger allmechtich erfrowet, dewile se bi dem Rade dat lange bearbeidet unnd erlanget hedden, unde gingen gesundt unde mit Genogte tho Huß. Averst ee de Avendt anquam, weren vele hundert Doden in der Stadt, dar vele ock mede up dem Rathhuse gewesen weren. Suß secht me darvon, averst ick hebbe beth hertho noch nehne geschrevene Chronike bekamen konen, dar ick inne finden konne, wowol ick vele Jahr darna gesocht.“ [4])

Diesen Berichten ist noch hinzuzufügen, daß im Dominikanerkloster 38 Mönche starben.[5])

(Schluß folgt.)

---

[1]) Im Chron. Ruf. steht „viftheyn hundert.“

[2]) Grautoff I S. 276.

[3]) Andere Quellen haben 90 000 und 9000. Über die Größe Lübecks im 14. Jahrhundert ist besonders zu vergleichen Schäfer, die Hansestädte und König Waldemar IV., 1879 (gekrönte Preisschrift).

[4]) Grautoff I. S. 471—472.

[5]) Lange S. 120.

Eine ornithologische Reise nach Sylt.

Von Eugen Fr. Kretschmer.

(Schluß.)

Die Gegend um Wenningstedt, zwischen Westerland und Kampen, ist ein weites flaches Heidegebiet, das in ornithologischer Hinsicht wenig Interessantes bietet. Außer den hier ungemein häufigen Feldlerchen sah ich nur noch den Wiesenpiper, die weiße Bachstelze und einige Haus- und Rauchschwalben (Hirundo rustica und urbica). Der Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis), den Naumann im Jahre 1819 noch in großer Menge im Heidekraut (Erica vulgaris) nistend fand, ist jetzt schon seit vielen Jahren auf Sylt als Brutvogel nicht mehr beobachtet worden.**)

Für Altertumsforscher sind die zahlreichen, in der Heide zerstreut liegenden Hünengräber von Wichtigkeit; sie werden, ebenso wie der große Kampener Leuchtturm, von Westerländer Badegästen während der Saison viel besucht.

Ich wandte mich dem Oststrande zu und langte nach einem anstrengenden Marsche durch lockeren Dünensand oder zähen Wattenschlick gegen Mittag in dem Dörfchen List an. Der kleine, nur aus wenigen Häusern bestehende Ort liegt, von grünen Wiesen und fruchtbaren Saatfeldern umgeben, in einem weiten Dünenkessel an der Südseite des Königshafens. In früherer Zeit bot dieser tief in das Land einschneidende Meerbusen einen vortrefflichen, weitberühmten Kriegshafen. Jetzt ist die Bucht vollständig versandet und bildet zur Zeit der Ebbe nur den Tummelplatz für die zahlreichen gefiederten Inselbewohner.

In dem gemütlichen Gasthause des Dörfchens machte ich eine kurze Rast und setzte dann in Begleitung des Fußgensd'arm Leukhardt, der sich mir in freundlichster Weise als Führer erbot, meine Dünenwanderungen fort. Herrn Leukhardt ist während der Brutsaison in diesem Jahre die Aufsicht über die großen Lister Vogelkolonien übertragen worden und mit anerkennenswertem Eifer und regem Interesse unterzieht sich der Beamte seiner überaus schwierigen Aufgabe, die Nester vor Beraubung durch Eiersammler zu schützen. Bei der großen Ausdehnung der Kolonien und den schwierigen Terrainverhältnissen ist selbstverständlich eine genaue Bewachung nicht durchführbar, trotzdem gelang es Herrn L., in ca. 3 Wochen gegen 30 Eierräuber zur Anzeige zu bringen.

Wir überschritten den westlichen Dünenwall und befanden uns nach kurzem Marsche über ein weites, mit Heidekraut und Dünengras be-

---

**) Nach Rohweder brütet Charadrius pluvialis noch vereinzelt auf dem Mittelrücken der schleswigschen Halbinsel. Kr.

wachsenes Hochplateau inmitten einer starken Kolonie der Silbermöven.*) Überall flogen uns die mächtigen Vögel von ihren auf den höchsten Dünenkuppen befindlichen Nestern entgegen und empfingen uns mit ihrem eigentümlichen ängstlichen Lachen. Der ganze Brutplatz bot einen weit erfreulicheren Anblick, als alle die Kolonien, die ich auf Hörnum gesehen hatte. In kurzer Zeit fand ich ca. 40 mit 1, 2 und 3 Eiern belegte Nester; Farbenvarietäten waren nicht zu sehen. Die Gelege schienen zum großen Teil bereits stark bebrütet zu sein, deshalb trugen auch die Vögel hier eine größere Ängstlichkeit zur Schau, wie im Süden der Insel. Fortwährend ließen sie ihr langgezogenes klagendes „kriau oder kriäu" ertönen. Näherte man sich einem Neste, so umflogen einen die beiden Gatten mit lautem, ängstlichen „hia, hia, hia," oder stießen mit rauhem „käk, käk" auf den unwillkommenen Störenfried herunter, sodaß man oft den Luftzug der breiten Schwingen verspüren konnte.

Hier inmitten dieser Mövenkolonie fand ich auch das erste Nest der Eiderente. Es war in allernächster Nähe zweier Larus argentatus-Nester ganz frei und offen auf dem Rücken einer Düne angelegt. Bis auf kurze Entfernung näherte ich mich dem unbeweglich auf dem Neste verharrenden Weibchen, das sich in seinem schlichten dunkelbraunen Gefieder nur wenig von dem dürren, die Nestmulde umgebenden Heidekraut unterschied. Erst als ich es fast mit dem Fuße berührte, flog es mit kurzem schwerfälligen Flügelschlage auf, um sich in geringer Entfernung von uns wieder niederzulassen. Wir deckten die 5 glänzenden, schön dunkelgrünen Eier sorgsam mit den bräunlichen Dunen zu, um sie vor den Augen der Silbermöven zu verbergen. Nicht selten kommt es nämlich vor, daß letztere in wenig nachbarschaftlicher Weise die unbedeckt weithin sichtbaren Eier anpicken und verzehren. Trotz der vielen Nachstellungen, die dieser interessante, in ökonomischer Beziehung durch seine vorzüglichen Dunen wichtige Vogel von seiten der Menschen und Möven erfährt, ist seine Zahl auf List in letzter Zeit wieder in erfreulicher Zunahme begriffen. Gensd'arm Lenkhardt schätzt die in seinem Revier brütenden Eidervögel auf ca. 40—50 Paare. Wir beide fanden im Laufe des Nachmittags 10 Nester mit 3—5 Eiern.

Wir verließen die Dünen und durchquerten ein weites, mit dürftigem Graswuchs bedecktes Wiesenthal, um nach dem Ellenbogen, dem einstmals so berühmten Vogel-Dorado, zu gelangen. Hier stand in früheren

*) Wenn auch die mehr lokalisierten Lister Kolonien auf den Beschauer einen imposanteren Eindruck machen, so halte ich sie dennoch für weniger zahlreich als die mehr zerstreuten Hörnumer Niederlassungen. Kr.

Zeiten die seltsame Residenz der Lister Eierkönige,*) die in unumschränkter Gewalt das Scepter über ihre gefiederten Unterthanen schwangen. Bei rationeller Behandlung und Schonung sollen alljährlich hier allein gegen 30 000 Silbermöveneier gesammelt worden sein, die nach der Metropole des Reiches — Kopenhagen — exportiert, dem Besitzer eine bedeutende Einnahme brachten. Die Eier der kleineren Vogelarten, der Seeschwalben, Austernfischer, Regenpfeifer ꝛc., von denen ebenfalls gegen 20—30 000 jährlich gefunden wurden, erhielten die Gehülfen des Eierkönigs als Lohn für ihre Unterstützung. Heutzutage würde es Schwierigkeiten machen, auch nur den zehnten Teil jener Zahlen zusammenzubringen, wenigstens versicherte mir mein Begleiter, der ja alltäglich die Brutkolonien durchstreift, daß er die Zahl der in diesem Jahre vorhandenen vollen Nester auf höchstens 6—700 schätzen würde.

Am Strande des Königshafens weiter schreitend, näherten wir uns bald dem altberühmten Brutplatze der kaspischen Seeschwalbe (Sterna caspia), der für alle Ornithologen von größtem Interesse ist, da er seit langen Jahren die **einzige** Kolonie dieses seltenen Vogels in Deutschland enthielt. Leider wurden die traurigen Nachrichten, die ich bereits in List über den diesjährigen Stand der Kolonie gehört, in vollstem Maße bestätigt. Leer und verlassen fand ich die Stelle, auf der seit Jahrhunderten**) die Riesenseeschwalben ihre Brut groß gezogen hatten, nicht **ein** Nest war zu finden, ja nicht einmal den **Vogel**, auf dessen Anblick ich mich seit Jahren gefreut, bekam ich zu Gesicht. Noch zu Naumanns Zeiten — vor ca. 70 Jahren — brüteten viele hundert Paare zwischen den beiden Leuchttürmen der Ellenbogen-Halbinsel; seitdem hatte die Zahl zwar bedeutend abgenommen, sich aber trotzdem in den letzten Jahrzehnten auf einem ziemlich gleich bleibenden Niveau von jährlich 20—30 Paaren erhalten. Wie mir der Wärter des östlichen Leuchtturmes erzählte, war die Kolonie im Vorjahre durch Eiersammler von der Insel Röm zweimal geplündert worden. Darauf hatten die Meerschwalben den Ellenbogen verlassen und sich auch in diesem Jahre bisher nur vereinzelt und vorübergehend gezeigt. Erst 3 Wochen später (am 27. 6.) erhielt ich von Herrn Leukhardt zu meiner Freude die Nachricht, daß

---

*) In seinem Werkchen: „Sagen und Erzählungen der Sylter Friesen“ erzählt uns C. P. Hansen eine hübsche Historie von den Leiden und Freuden des Eierkönigs „Peter des Kleinen.“

**) Einer alten friesischen Sage nach wurde der dänische König Friedrich III. wegen der Härte, die er zur Zeit einer großen Wassersnot gegen seine Unterthanen bewies, mit seinen bösen Ratgebern in „schreiende Backer“ (= Sterna caspia) verwandelt. Chr. Johansen, Halligenbuch. Schleswig 1866.

sich nachträglich doch noch **zwei** Brutpaare eingefunden hätten; die mit je 2 Eiern belegten Nester befanden sich in der Nähe des alten Brutplatzes. So leicht es war, den seltenen Vogel zu vertreiben, so schwer wird es wohl gelingen, ihn wieder zur vollzähligen Rückkehr nach dem Ellenbogen zu bewegen. Nur durch sorgfältige Schonung und dauernde Beschützung — zu der besonders die beiden Leuchtturmwärter aufgefordert sein mögen — wird sich dies ermöglichen lassen.

Statt der Giganten unter den Seeschwalben hatten sich an dem mit kleinen Kieseln bedeckten Meeresstrande die Pygmäen ihrer Art — die Zwergseeschwalben (Sterna minuta) — niedergelassen. Wir fanden die Nester mit den niedlichen kleinen Eiern neben Gelegen von Sterna macrura*) und Haematopus ostrilegus. — Auf unserem Weitermarsche, der uns bis zur äußersten Spitze der Halbinsel führte, sahen wir außer einigen Nestern der Silber- und Sturmmöve, der Eiderente und dem hier überaus häufigen Austernfischer nichts besonderes. Auffallend nur war ein Nest der Silbermöve, dessen Anlage von der gewöhnlichen Nistweise des Vogels auf Sylt vollständig abwich.**) Die 3 Eier lagen nämlich in der gewöhnlichen Nestunterlage auf einer E r d s c h o l l e am Ufer eines kleinen Baches.

Um den weiten Rückweg nach List um den Königshafen herum abzukürzen, benutzten wir die gerade bestehende Ebbezeit, um quer durch das Wattenmeer direkt unser Ziel zu erreichen. Wenn auch das Wasser, das in Prielen und Löchern stehen geblieben war, uns oft bis über die Kniee reichte, und das Waten in dem zähen Schlick überaus ermüdete, so wurden wir doch durch den großartigen Anblick, der sich uns in der Mitte des Königshafens bot, reichlich für unsere Mühe entschädigt. Gleichsam als ob sich sämtliche gefiederten Bewohner der einsamen Nordseeinsel hier versammelt hätten, bedeckten, soweit das Auge reichte, mächtige Vogelscharen das Wattenmeer. Überall wimmelte es von Austernfischern, Strandläufern, Regenpfeifern und Rotschenkeln, die in unruhiger Hast

---

*) Daß die auf Sylt brütende Art wirklich Sterna macrura und nicht hirundo ist, unterliegt wohl keinem Zweifel mehr. Ich hatte vorher an der Ostsee oft Gelegenheit gehabt, beide Arten neben einander zu sehen und ihre markanten Unterschiede kennen zu lernen, die Differentialdiagnose machte mir deshalb auf meiner Sylter Reise keine Schwierigkeiten. Naumann erwähnt, daß er Sterna macrura **stets** im Rasen und **nie** in Gesellschaft von Sterna minuta brütend angetroffen habe. Ich fand dagegen auf Sylt **meistens** beide Arten **nebeneinander** brütend; auch waren die Nester zum größten Teile im bloßen Sande — zwischen kleinen Steinen — oder auf angeschwemmten Tanghäufchen angelegt. — Vergleiche auch Boie, ornithologische Beiträge. Isis 1822. S. 71. Kr.

**) Auf der kleinen Hallig Süderoog brütet Larus argentatus im Rasen. Kr.

lärmend und schreiend die Sandbänke und Watten nach Nahrung absuchten. Die Luft war erfüllt von dem ohrenbetäubenden Gekrächze vieler hundert Seeschwalben, während ganze Schwärme von Möven, Eidervögeln und Brandenten sich bei unserem Nahen wie weiße Wolken erhoben und dem offenen Meere zustrebten. Dazu die seltsam-romantische Szenerie der öden Inselküste, das nahe Dünengebirge mit den kahlen, durch die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten Gipfeln, die weißen, muschelbedeckten Sandbänke, das weite Meer, dessen fernes Branden und Tosen die nahende Flutwelle verkündete — fürwahr ein herrliches Nordseebild, das mir stets unvergeßlich sein wird!

Die Nacht war bereits angebrochen, als ich, zwar müde, aber hochbefriedigt, von meinem Ausfluge zurückkehrte. Für den nächsten Tag hatte ich eine Segeltour nach der kleinen Hallig*) Jordsand, ca. 15 km östlich von List, geplant, da ich dort die Brandseeschwalbe (Sterna cantiaca)**) brütend anzutreffen hoffte. Leider erfuhr ich jedoch, daß sich die „Kent'schen Seeschwalben" infolge der vielen Nachstellungen in diesem Jahre nicht auf Jordsand eingefunden hätten. Die Nester der ebenfalls dort brütenden kleineren Seeschwalben, Austernfischer 2c. sollten überdies am Tage zuvor von Eiersammlern aus Westerland vollständig ausgeraubt worden sein. Nach diesen wenig ermutigenden Nachrichten entschloß ich mich, die Tour aufzugeben und am nächsten Tage nach Munkmarsch zurückzukehren.

Schon bei Tagesanbruch war ich wieder mit Herrn Leukhardt in den Dünen, um vor meiner Abreise noch dem Brutplatz der Sturmmöven (Larus canus) südlich von List einen Besuch abzustatten. Die Sturmmöve ähnelt der Silbermöve in der Färbung fast vollständig, sodaß es schwer fällt, die Vögel gesondert von einander zu unterscheiden. Sieht man jedoch beide Arten nebeneinander, so fallen einem sofort der kleinere schlankere Bau, der lebhaftere elegantere Flug und die schmäleren Flügel der Sturmmöve in die Augen. Läßt sie vollends ihr klagendes „gnia, gnia" ertönen, so ist eine Verwechslung nicht mehr möglich. Die Anzahl der Brutpaare war relativ gering, ich schätzte die Kolonie auf höchstens 30—40 Nester. Außerdem brütet jedoch Larus canus hin und wieder vereinzelt zwischen den Niederlassungen der Silbermöven. Die Sylter Kolonie ist deshalb bemerkenswert, weil sie als der südlichste Punkt des Brutgebietes der Sturmmöve gilt.

---

*) Unter einer **Hallig** versteht man den insularen Rest des in geschichtlicher Zeit durch Sturmfluten, Eisgang und die Gezeitenströmungen zerrissenen Marschlandes (Traeger).

**) Brütet in großer Menge auf Norderoog, vereinzelt auf Süderoog, Amrum und neuerdings auch auf Hörnum. Vergleiche oben.

Auf dem Rückwege nach Munkmarsch stattete ich der Kampener Vogelkoje einen kurzen Besuch ab. Inmitten dichter Hecken und Gebüsche gelegen bietet sie auch verschiedenen Singvögeln einen geeigneten Aufenthalt. Ich beobachtete hier den Hänfling (Acanthis cannabina), rotrückigen Würger (Lanius collurio) und die Rohrammer (Emberiza schoeniclus). Leider konnte ich die innere Einrichtung der berühmten Vogelkoje nicht näher besichtigen, da der Wärter abwesend war. Ein selbständiges Eindringen in dieses Heiligtum ist streng verboten! In der Nähe von Kampen trennte ich mich von meinem freundlichen Begleiter und setzte meinen Weg nach Munkmarsch allein fort. Hier bestieg ich nach kurzem Aufenthalt das Dampfschiff, das mich nach dem Festlande zurückbringen sollte. Als das Schiff im großen Bogen die Lister Tiefe passierte, sah ich noch einmal die langgestreckten Dünenketten an meinen Blicken vorüberziehen, noch einmal den weiten Königshafen und den Ellenbogen, dann entschwand das einsame Nordsee-Eiland langsam meinen Blicken und ließ mir nur die Erinnerung an die schönen Tage, die ich auf ihm verlebt.

Bevor ich meine Arbeit beendige, sei es mir zum Schluß noch gestattet, mit einigen Worten auf die brennende Frage zurückzukommen, was zum Schutze und zur Erhaltung der Sylter Vogelkolonien zu thun sei. Leider steht es mit unumstößlicher Gewißheit fest, daß die Silbermöven von Jahr zu Jahr mehr abnehmen, und die Befürchtung liegt nahe, daß — wenn nicht rechtzeitig Gegenmaßregeln getroffen werden — die Nordseedünen früher oder später ihres schönsten Schmuckes beraubt sein werden. Es liegt nicht in meiner Absicht, noch einmal auf das viel besprochene Thema über die Zweckmäßigkeit des Mövenschongesetzes zurückzukommen, soviel will ich jedoch hervorheben, daß die gesetzlichen Schutzbestimmungen mit größter Konsequenz und Strenge durchgeführt werden müssen, um einen wirklichen Erfolg zu haben. Nicht hoch genug sind in dieser Angelegenheit die Verdienste Rohweders anzuerkennen, der unermüdlich im Interesse seiner Schutzbefohlenen thätig ist. Erst in diesem Frühjahr wandte er sich an die Königliche Regierung und bat Se. Excellenz den Herrn Oberpräsidenten und den Regierungspräsidenten persönlich um die sorgfältigste Überwachung der Eiersammler. Es gelang ihm, Interesse für seine Wünsche zu erregen, und eine Folge seiner Bemühungen ist es, daß die Königliche Regierung während der diesjährigen „Eiersaison“ wieder einen Gensd'armen in List stationiert hat, sowie, daß die beiden Feuerwärter auf dem Ellenbogen amtlich angewiesen sind, die Kolonie der kaspischen Seeschwalben vor Eierdieben zu schützen.

Vielleicht lassen sich diese Schutzmaßregeln in Zukunft auch auf die

Hörnumer Dünen ausdehnen, die ja jetzt, wo sie den Brutplatz der kaspischen und Kent'schen Seeschwalben enthalten, den Lister Kolonien in keiner Weise mehr nachstehen. — Nur so läßt es sich hoffen, daß das interessante Nordsee-Vogelleben, das nicht nur ästhetisch und wissenschaftlich, sondern auch praktisch von größter Bedeutung ist, unserer Heimat noch recht lange erhalten bleibt!

Kleine Geschichten aus dem Tierleben.

Nach eigener Beobachtung von J. Eckert in Reinfeld.

1. Stare und Sperlinge.

Wie alljährlich, so entspann sich auch Ende März 1886 ein heißer Kampf zwischen den Staren und Sperlingen um die von den letztern in Besitz genommenen Nistkästchen, der auch diesmal mit der Vertreibung der frechen Eroberer endete. In scheinbarem Frieden lebten die erst so heftig sich befehdenden Vögel neben einander, bis die Zeit kam, wo sie Junge hatten. Da hörte ich eines Morgens früh auf der Dachrinne, dem gewöhnlichen Tummelplatze der Sperlinge, Stare und Schwalben, ein außergewöhnliches Schreien der Grauröcke, und als ich durch das geöffnete Fenster blickte, sah ich etwa 20 Sperlinge, die sehr lebhaft, bald paarweise, bald im Chor sich unterhielten, wobei sie immer hin- und herhüpften und oftmals die Plätze wechselten. Mit lautem Schreien erhoben sie sich urplötzlich, flogen auf einen unmittelbar an meinem Garten liegenden Bracheacker, füllten ihre Schnäbel mit ausgeeggten, trockenen Quecken und stopften den Starkasten so voll von dem Unkraut, daß die Eltern nicht zu ihren Jungen kommen konnten und ängstlich schreiend und wehklagend über die Frevelthat umherflogen. Ich legte schnell eine Leiter an, nahm das Nistkästchen herunter und befreite es von den zähen Wurzeln. Glücklicherweise waren die Jungen noch am Leben, und erfreut und beruhigt hängte ich den Kasten an seinen Platz. Die Alten flogen sofort hinzu. Als ich nach etwa zwei Stunden hinaufsah, hingen zu meinem Erstaunen wieder lange Queckenfäden aus dem Flugloche heraus. Schnell ließ ich den gefährdeten Kasten herunterholen; doch kam diesmal leider die Hülfe zu spät: die vier Starjungen waren alle erstickt. Das war die Rache der Lumpen an den Unschuldigen.

2. Sperlinge und Schwalben.

Einen ähnlichen, wenn auch etwas gerechteren Racheakt führten im nämlichen Sommer die scheinbar so friedlichen und schwächlichen Schwalben

gegen ein Sperlingspaar aus. Dasselbe hatte ein Schwalbennest in Besitz genommen, und alle Versuche der Erbauer der Wohnung, sie wieder zu gewinnen, scheiterten an der Wachsamkeit und mannhaften Streitlust der Eroberer. Da ergaben die Schwalben sich in ihr Schicksal und bauten unmittelbar neben der geraubten eine neue Wohnung. Als aber die Sperlinge ihre Jungen ausgebrütet hatten, versammelten sich eines Tags in früher Morgenstunde reichlich zwanzig Schwalben auf der Dachrinne und pflogen lebhaft mit einander Rat, wobei sie zwitschernd und zwatschernd hin- und herhuschten. Nach geraumer Zeit erhoben sich alle, wie auf ein Kommandowort, flogen nach der andern Seite des Hauses, füllten rasch ihre Schnäbel mit Morast und verklebten mit staunenswerter Schnelligkeit das Flugloch des geraubten Nestes. Die Sperlinge schrieen laut auf, suchten sich anzuklammern, die Schwalben fortzubeißen, — doch diese ließen sich durch nichts beirren, bis sie ihr Rachewerk vollendet hatten. Das Sperlingspaar setzte sich auf die Rinne, piepste recht laut und flog davon, die Jungen dem Erstickungstod preisgebend.

3. Frosch und Maus.

Die in den Wardersee hineinfließende Bisnitz bildet in ihrem Oberlaufe die Grenze zwischen den Ortschaften Pöhls und Rehhorst, und wird auf einem schmalen Steg bei Benutzung des Fußsteigs überschritten. Als ich eines Tags über den Steg ging, sahe ich, daß das Wasser bachaufwärts in sonderbarer Weise sich kräuselte. Beim Hinzutreten bemerkte ich, daß ein grüngelber Wasserfrosch eine Maus beim Hinterbein gefaßt hatte und sich abmühte, sie unter's Wasser zu ziehen. Obgleich sie sich nach besten Kräften wehrte, mußte sie doch schließlich der größern Stärke unterliegen. Der Frosch zog sie richtig unter Wasser, blieb dann eine Zeitlang ruhig liegen, vielleicht um den Tod seines Opfers abzuwarten und schwamm dann mit einigen kräftigen Stößen ins Kraut hinein.

4. Die Ameisen.

Auf dem zwischen zwei Hölzungen liegenden Hofe K. in der Nähe Eutins hatten die Bewohner durch die großen braunen Waldameisen (Formica rufa) recht viel zu leiden; sie drangen in alle Räume hinein, und Zucker, Honig, Syrup, Korinthen und Rosinen waren nicht einmal in den Schränken vor ihnen sicher und wurden deshalb in der sogen. „besten Stube“ auf einen Tisch gelegt, dessen Platte auf einer Säule ruhte, und den man darum für unzugänglich hielt. Eine Zeitlang schienen die genannten Sachen dort auch genügend geschützt; doch nach etwa acht

Tagen hatten die naschhaften Insekten ihren Weg auch dahin gefunden. Und wie? Sie kletterten in langen Zügen an den Tapeten in die Höhe, spazierten dann an der Decke entlang und ließen sich, wenn sie oberhalb des Tisches waren, auf diesen herabfallen. Nach geschehener Sättigung aber liefen sie an den Tischrand und ließen sich wieder auf den Teppich fallen. — Erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es, die zudringlichen Gäste los zu werden.

5. Der Affenpintscher.

Freund T., der zugleich die Agentur einer Hagelversicherungsgesellschaft hatte, besaß einen überaus klugen Affenpintscher, mit dem er sich viel und gerne beschäftigte. An einem Abende kam ein Nachbar zu T., um die Prämie für den Versicherungsschein zu bezahlen und legte einen Thaler auf den Tisch. Als nun T. nach dem Nebenzimmer ging, um das Protokoll zu holen, näherte sich der Nachbar zufällig dem Tisch. Sofort verließ der Hund seinen Platz, sprang auf einen Stuhl, von da auf den Tisch, faßte den Thaler nach einiger Mühe ins Maul und hielt ihn so lange fest, bis sein Herr hereinkam und das Buch auf den Tisch legte. Erst da ließ der Pintscher das Geldstück fallen und legte sich in seinen Korb, den Fremden immer verstohlen anblinzelnd, als traue er ihm nicht recht.

Alle Beispiele zeigen, meiner Ansicht nach, daß den Tieren eine gewisse Überlegung innewohnt, die ich über den angebornen Instinkt zu stellen recht geneigt bin.

Die Bienenzucht bei unseren Vorfahren.

Von **Peter Ahrens**, Landwirt in Willinghusen bei Hamburg.

Mit den Worten „ein Land, wo Milch und Honig fließt“ pflegte man früher die Fruchtbarkeit eines Landes zu kennzeichnen. Daß auch unser Schleswig-Holstein hierzu gehört, daran mangelt es nicht an Beweisen. Was den von mir hier ins Auge genommenen Honigreichtum unseres Landes anbetrifft, so boten früher die vielen Gemeinde-Weiden und Hölzungen in Verbindung mit den angebauten Ölfrüchten, dem Klee, Buchweizen und die oft massenhaft vorkommende Heide von früh bis spät eine ergiebige Bienenweide. Waren so die Grundbedingungen zu einem lohnenden Betriebe der Bienenzucht vorhanden, so fehlte es auch nicht an Kräften, solche auszunutzen, und im Verein mit den guten Handelsverbindungen (weil an Welthäfen, Hamburg, Lübeck ꝛc., gelegen) die Produkte, Honig und Wachs, in alle Weltgegenden zu bringen. —

Holsteinischer Honig und der Holsteiner Kenntnisse in der Bienenzucht waren bekannt in fernen Gegenden. „Muß man nicht neidisch werden," heißt es in einem alten Bienenbuch, „wenn ein Spediteur bekannt macht, er habe 200 Tonnen Holsteinischen Honig erhalten." *)

Welche Bedeutung die Bienenzucht früher in Holstein gehabt, das ersieht man aus dem von G. Stumpf, Professor der Kameralwissenschaften in Greifswald anno 1795, herausgegebenen Bienenbuch. Es heißt da wie folgt: „Die Holsteinische Bienenzucht ist eine der vorzüglichsten und ergiebigsten. Die Bienenzucht ist allda rein wie zünftig, die rechten Meister werden ganz allein Imker genannt. Ein Bienenherr, der nicht sein Meisterstück abgelegt hat, darf sich dieses Namens nicht anmaßen. Mehrentheils haben diese Imker wenig und gar kein andres Gewerbe außer der Bienenzucht. Sie ernähren sich bis zum Ueberfluß davon. Sie setzen ihren Vorzug darin, daß einer den andern in der Zahl der Mutterstämme überwiege. Gleichwie die reichsten Schäfer ihr Vermögen in der Zahl der Schafe zeigen. Man setzt den Vorzug ferner darin, daß man bei Ausstattung der Töchter ihnen 600 bis 800, ja 1000 Thaler, die aus der Bienenzucht erworben sind, mitgeben kann. Ihr Meisterstück besteht darin: Wer ein Meister oder Imker werden will, der muß das Kunststück leisten, daß einige Wochen vor Johannis alle seine Bienen abgeschwärmt haben. Wer dieses nicht kann, erhält die Ehre nicht. Dieses Kunst- oder Meisterstück wird gleichsam verschworen geheim gehalten."

Dieses „gleichsam verschworen" geheim gehaltene Geheimnis bestand in der richtig angewandten Frühjahrsfütterung, wie weiter ersichtlich: „Vor ihren Bienenhäusern haben sie hölzerne Tröge stehen, darin füttern sie ihre Bienen im Frühjahr mit aller Macht, und wenn ich mich des wahren Ausdrucks bedienen darf, sie stürzen ganze Eimer voll Honig in diese Tröge, gleich als wenn man Schweine füttert." — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — „Dadurch setzen sie ihre Bienen in den kräftigen Stand, zeitig die Brut nicht nur zu setzen, sondern ihr innerlicher Zustand giebt ihnen auch überflüssige Fütterung für die Brut. Hierin besteht die Hauptsache ihres Kunststücks."

Soweit die Ausführungen des Verfassers, die mit den mündlichen Überlieferungen, die mir gemacht sind, übereinstimmen; wie noch nachstehende Äußerung eines alten Imkers zeigt, der, wie ich bestimmt weiß,

---

*) Aus „Die Bienenzucht ꝛc.," von Lossow, Prediger emer. in Seefeld i. d. M. Berlin, ohne Jahreszahl. Dem Inhalt nach zu Anfang dieses Jahrhunderts.

ein Vermögen von ein paar Tausend Thalern aus der Imkerei herausgeschlagen hatte. Mein Vater hatte sich, als er 1848 leidend vom Feldzuge zurückkam, einige Bienenstöcke angeschafft, um zur Hebung seines Brustleidens, wie ihm angeordnet, Honig zu haben. Da kommt zu Mitte Mai der alte Imker zu ihm, um seine Bienen zu besehn. Nach der Besichtigung fragte er meinen Vater, ob er keinen Honig zum Füttern habe, worauf dieser erwiderte, die Bienen hätten ja Honig genug im Korbe. „Ja Saen," sagte der Alte, „wenn du Swarms hebben wult, denn muß du faudern." War der Alte sonst auch, wie alle seines gleichen sind, verschlossen, so hatte er durch dieses Wort das Geheimnis verraten.

In einem späteren Artikel werde ich klarzulegen versuchen, welche wichtige Rolle Honig und Wachs in früheren Zeiten bei unseren Vorfahren gespielt haben, denn bis vor Einführung des Rohrzuckers (12. Jahrhundert) war Honig das einzigste Versüßungsmittel. Aus dem Honig stellte man den Meth her, welcher bekanntlich das Nationalgetränk der Norddeutschen war und schon in der nordischen Göttersage erwähnt wird. Häufig kommt er unter dem Ausdruck Wein vor. Urkundlich nachgewiesen hat die Kultur des Weinstocks aber erst etwa 613 in der Umgegend von Straßburg angefangen und erst um das Jahr 1000 ist der Weinbau über ganz Deutschland verbreitet worden. Unsere modernen Getränke, bayrisch Bier und Branntwein, sind ebenfalls späteren Ursprungs, der Ursprung des Bieres ist zweifelhaft, der Branntwein stammt aus dem 12. Jahrhundert.

Auch das Wachs fand früher eine viel weitergehende Verwendung, namentlich in Kirchen. Honig und Wachszehnten bildeten früher stehende Abgaben an Landesherren und Kirchen und Klöster.

Mitteilungen.

Eigentümlicher Ort eines Vogelnestes. Als vor mehreren Jahren auf einer Schiffswerft in Kappeln die Arbeiter damit beschäftigt waren, die Rippen („Spanten") eines hölzernen Schiffes mit Planken zu besetzen, wurden sie plötzlich auf einen sie umflatternden und heftig schreienden Vogel aufmerksam. Als sie die betreffende Stelle genau untersuchten, fanden sie zwischen den „Spanten" ein Vogelnest, welchem als Unterlage zufällig zwischen die Rippen gefallene Holzspäne dienten. Um bei der beständigen Erschütterung des Schiffskörpers ein Zusammenfallen des mit Eiern belegten Nestes zu verhindern, befestigten die Arbeiter ein Brett unterhalb desselben; außerdem wurde die betreffende Stelle zunächst

noch nicht mit Planken bekleidet. Trotz des großen Lärms und ihrer Nähe blieben die Vögel, Rotkehlchen (Luscinia rubicula L.), beim Brutgeschäft und nach einigen Wochen flogen sie mit den Jungen davon.

Schleswig. Dr. Steen.

St. Elmsfeuer auf Sylt am 17. Februar d. J. Am 17. Februar d. J. zwischen 7 und 8 Uhr abends hatten wir auf Sylt eine ziemlich heftige Schneeböe. Der Wind war westlich mit einer kleinen Abweichung nach Süden. Während dieser Böe hatten wir Gelegenheit, das St. Elmsfeuer zu beobachten, in einer Stärke, wie es wohl selten vorkommen mag. Durch Zufall sahen wir zunächst, daß unsere Stöcke, wenn wir sie in die Höhe hielten, an der Spitze ein Strahlenbündel zeigten, welches je nach der Heftigkeit des Windes an Größe zu- und abnahm. Wir beobachteten Strahlenkegel von 1 bis reichlich 2 cm Durchmesser. Der Ausgleich zwischen den Elektrizitäten war so stark, daß wir deutlich ein Knistern und ein Geräusch hörten, das dem Summen einer kleinen Fliege nicht unähnlich war. Das Licht war ein gelblich weißes; bei schwächerem Ausströmen färbte sich dasselbe bläulich. Als das Wehen an Heftigkeit zunahm, nahmen wir selbst an den Fingern der hochgehobenen Hand, ja, an jeder einzelnen Wollfaser des Handschuhes, auch an den Spitzen der Barthaare Strahlen wahr. Ebenso leuchteten alle hervorstehenden Spitzen an den Häusern. Die Isolatoren an den Telegraphenstangen erschienen als Laternen mit schwachem Licht.

Allmählich ließ der Wind nach, und mit dem Abflauen desselben verlor die Erscheinung an Stärke, bis wir schließlich nichts mehr wahrnehmen konnten, obwohl noch fortwährend Schnee fiel.

Westerland Sylt, den 26. Februar 1892. E. H. Wulf.

Bücherschau.

Dr. L. Meyn's schleswig-holsteinischer Hauskalender für 1893. 25. Jahrgang. Garding, Druck und Verlag von H. Lühr & Dircks. 177 Seiten. Preis 50 Pfg.

Die Verlagshandlung hat den Kalender zu seinem Jubelgange in ein neues Gewand gekleidet; der Druck ist jetzt deutlich und schön und das Format größer und bequemer, als früher. Sie hat damit gewiß manchem Freunde des Kalenders seine Wünsche erfüllt und ist auch einer Bitte der „Heimat“ nachgekommen. Nach den eigentlichen reichhaltigen Kalendernachrichten begrüßt Johann Meyer am Anfang des unterhaltenden Teiles „unsen schleswig-holsteenschen Huskalenner to sin erst

Jubelfest.“ Außer Meyer treffen wir auch in diesem Jahr die bewährten Mitarber J. F. Ahrens, J. Edert, J. H. Fehrs, Christian Kirchhoff, Heinrich Zeise u. a. Möge der Kalender auf seiner 25. Wanderung in recht vielen Häusern und Familien ein willkommener Diener sein.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. 7. Jahrgang 1891—92. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. XVI und 559 Seiten. Freiburg im Breisgau. Herdersche Buchhandlung. In Leinenband 7 *M.*

Es scheint unmöglich zu sein, auf so beschränktem Raume einen Überblick über die Fortschritte auf dem Gebiet der eigentlichen Naturwissenschaften, der Astronomie, Technologie, Forst- und Landwirtschaft, Anthropologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, der Länder- und Völkerkunde, sowie der Industrie und des Handels zu geben, und es ist sicher, daß die einzelnen Berichte dem Spezialstudium nur ausnahmsweise dienen können. Ebenso gewiß ist aber, daß zahlreiche Freunde der Naturwissenschaften, die sich über die Fortschritte auf den genannten Gebieten unterrichten wollen, das Jahrbuch mit Dank zur Hand nehmen werden, und allen diesen ist es angelegentlich zu empfehlen. Das Jahrbuch hat ein systematisches Inhaltsverzeichnis und ein alphabetisches Register.

E. L. Trouessart. Die geographische Verbreitung der Tiere. Aus dem Französischen von W. Marschall. Mit 2 Karten in Farbendruck. Leipzig, J. J. Weber, 1892. VI und 372 Seiten. In Originalleinenband 4 *M.*

Vorliegendes Buch ist ein Teil von Webers naturwissenschaftlicher Bibliothek. Der Verfasser giebt zuerst eine Übersicht über die tiergeographischen Regionen, bespricht dann die Verbreitungsmittel der Tiere und führt darauf die Verbreitung der Landtiere, Süßwassertiere, der flugfähigen oder Lufttiere, sowie der Meerestiere vor. Nachdem noch die Verbreitung der Tiere nach Tiefe und Höhe erörtert, schließt das Buch mit einer Darlegung der Beziehungen der Paläontologie zur Zoogeographie. Für den wissenschaftlichen Wert bürgt der Name des Übersetzers, Professor Marschall in Leipzig, der durch seine „Spaziergänge eines Naturforschers“ und als Mitarbeiter an der neuen Ausgabe von Brehm's Tierleben gezeigt hat, daß er vorzüglich versteht, anregend und klar zu schildern und naturwissenschaftliche Fragen erörtern. Das Buch ist, wie es dem Plan der ganzen Sammlung entspricht, klar und faßlich geschrieben. Es hat außer dem Inhaltsverzeichnis ein Sachregister, ein geographisches und ein Autorenregister. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

2. Jahrgang. № 12. Dezember 1892.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Der schwarze Tod in unserer Heimat.

Von F. Konstmann in Flensburg.

(Schluß.)

Etwa gleichzeitig, im Frühjahr 1350, sind nach den vorstehenden Ausführungen die Grenzen unserer Provinz im Norden und Süden von der Seuche erreicht worden. Möglich ist es jedoch, daß die Nordgrenze (Ripen) etwas früher betroffen worden ist als die Südgrenze (Lübeck). Jedenfalls müssen wir also den Ausbruch der furchtbaren Epidemie in Schleswig-Holstein in das Jahr 1350 verlegen. Alle Einzelangaben (mit einer einzigen Ausnahme, Eiderstedt betreffend; vergleiche unten) weisen uns in dieses Jahr.[1]) Früher gab man gewöhnlich, wie für Dänemark, 1348 an, so z. B. Christiani, der aber doch hervorhebt, daß 1350 die Krankheit am schlimmsten gewütet habe, so auch Mahr, der sogar andere Angaben energisch als unrichtig zurückweist. Mehrfach finden wir 1349 und 1350 als Pestjahre bezeichnet, z. B. bei Wimpfen („Geschichte und Zustände des Herzogtums Schleswig"), bei Jensen („Angeln") und bei K. J. Clement („Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen"). Doch kann Clement mit Recht die beiden Jahre festhalten, da er auch die Ostfriesen berücksichtigt, in deren Landschaft schon 1349 die Krankheit sich gezeigt hat.

Wo der doppelte Peststrom, der jetzt unsere Provinz durchzog, zu-

[1]) Für Hamburg wird ebenfalls der Ausbruch der Seuche zum Jahre 1350 gemeldet (Lappenberg, Hamb. Chron. S. 236).

sammengetroffen ist, läßt sich nicht feststellen; wahrscheinlich ist es im Herzogtum Schleswig geschehen. Vielleicht ist das der Grund gewesen, weshalb die Sterblichkeit in diesem Teile unserer Heimat am größten war.

Die Nachrichten über das Auftreten des schwarzen Todes in Schleswig-Holstein sind nur spärlich; es ist daher geboten, sie hier möglichst vollständig zu berücksichtigen.

In Neustadt hat die Krankheit 1350 gewütet, wie Christiani mitteilt; er fand die Nachricht darüber auf der ersten Seite einer alten, im Stadtarchiv aufbewahrten Handschrift, die Mitteilungen über das Hospital der Stadt enthält.[1]) Eine wohlthätige Frau, „Wiebe Lange, Marquardes Wyff," schenkte im genannten Jahre der Heiligengeist-Stiftung Hof und Dorf Rücketien, jetzt Rettin.[2]) Ohne Zweifel handelt es sich um Stiftung einer Seelenmesse.

In Kiel waren die Kirchhöfe innerhalb der Stadt infolge der großen Sterblichkeit im Jahre 1350 in dem Maße überfüllt, daß ein neuer Begräbnisplatz beschafft werden mußte. Man wählte, vermutlich aus hygieinischen Rücksichten, einen solchen außerhalb der Stadt bei dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Dorfe Brunswiek, wo der Ritter Nicolaus Split dem Rat und der Gemeinde der Stadt ein Grundstück überließ. Graf Johann der Milde und sein Sohn Adolf willigten in die Erbauung einer hölzernen Kapelle zu Ehren des heiligen Apostels Jakob, der Märtyrer Fabian und Sebastian und der heiligen Gertrud ein; doch durften auf dem Platze ohne besondere Erlaubnis keine weiteren Gebäude aufgeführt werden; auch durfte man den Kirchhof nicht mit einem Graben umgeben. Die kirchliche Bestätigung erfolgte durch den Erzbischof Gottfried.[3])

Im Sommer desselben Jahres, genau um dieselbe Zeit, als in Lübeck und Ripen die Sterblichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte (August), wütete die Seuche auch am verderblichsten in der alten Stadt Schleswig. Es wird berichtet, daß hier am 9. August innerhalb vierundzwanzig Stunden über 100 Menschen starben.[4])

Aus Flensburg liegt keine Nachricht vor; ebenso wenig, wie es scheint, aus den übrigen Städten des Herzogtums; doch ist es außer allem Zweifel, daß sie sämtlich von dem unheimlichen Gast heimgesucht worden sind.

Wenden wir uns der Westküste zu, so finden wir zunächst die An-

---

[1]) Christiani, Geschichte der Herzogtümer III. S. 468.

[2]) Jensen-Michelsen, Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte II. S. 243.

[3]) Christiani III. S. 451—452.

[4]) Sach, Geschichte der Stadt Schleswig, S. 153.

gabe, daß auf Amrum die Menschen auf Wegen und Stegen tot hinfielen. „Wer über die Thüren der Pestkranken einatmete," heißt es, „war nicht zu retten." Im Kirchspiel Morsum auf Silt blieb nicht der fünfte Teil der Einwohner am Leben und starb ein ganzes Dorf aus.[1]) Nur die allereinsamsten Strand- und Dünendörfer und einige Halligen blieben verschont. Damals wurden die sogenannten Pestkuhlen auf den friesischen Kirchhöfen aufgeworfen und die Leichname haufenweise hineingeworfen.[2])

Eine nordfriesische Überlieferung besagt, daß die Krankheit mit heftigem Niesen begann, weshalb man seit jener Zeit dem Niesenden „Gott help!" in Holstein noch jetzt „Gesundheit!" zuruft. In dem dänischen Geschichtswerke von Barfod („Fortällinger af Fädrelandets Historie" S. 325) findet sich dieselbe Angabe. Da indes kein Zeitgenosse das Niesen als Vorbote oder auch nur als Symptom des schwarzen Todes angiebt, ist auf die Tradition in diesem Punkte kein Gewicht zu legen. Vielleicht liegt eine Verwechselung mit einer der späteren Epidemien katarrhalischen Charakters (Influenza) vor.[3])

---

[1]) Clement, Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen, S. 47.

[2]) C. P. Hansen, Chronik der fries. Uthlande, S. 51. Vergl. hierzu die Sage bei Müllenhoff S. 568.

[3]) Die größte Influenzaepidemie verheerte in den Jahren 1580—1582 die Herzogtümer. Man bezeichnete sie als „spanische Pip." Damals verlor z. B. das alte Nordstrand den dritten Teil seiner Einwohner. — Die Entstehung des Brauches, dem Niesenden einen Gruß oder Glückwunsch zuzurufen, läßt sich übrigens durch den Hinweis auf ein bestimmtes historisches Ereignis überhaupt nicht erklären. Der Brauch findet sich bei den verschiedensten Völkern in allen fünf Erdteilen; er ist sicher uralt und dürfte mit der Anschauung vieler Naturvölker zusammenhängen, nach welcher Krankheiten durch Geister verursacht werden, die in die Menschen fahren. Unter den modernen Kulturvölkern lebt er fort als „Überbleibsel in der Kultur," ohne daß ein Bewußtsein von der ursprünglichen Bedeutung vorhanden ist. Selbstverständlich wird nun hie und da versucht, eine natürliche Erklärung zu finden; ein solcher Versuch ist es, der in der oben angeführten nordfriesischen und dänischen Überlieferung uns entgegentritt. Ähnliche Versuche aus alter Zeit sind folgende: Als Prometheus um Erhaltung seines künstlichen Menschen fleht, giebt derselbe durch Niesen das erste Lebenszeichen von sich (altgriechisch); Jakob bittet, die Seele des Menschen möge nicht, wie ehedem, aus seinem Körper entweichen, wenn er niese (althebräisch); Papst Gregor der Große fleht um Abwendung der Seuche in den Tagen, wo die Luft so giftig war, daß einer, der nieste, daran starb (früheres Mittelalter). Aus diesen erdichteten Ereignissen erklärt die Legende die Thatsache, daß der Gebrauch der Niesformeln sich so lange erhalten hat. Daß der Brauch vor der Zeit des schwarzen Todes auch in Deutschland vorhanden war, geht aus folgenden Citaten, die Grimm in seiner Mythologie anführt, hervor: »Die Heiden nicht endorften niesen, da man doch spricht »Nu helfiu Got!« »Wir sprechen, swer niuset, Got helfe dir.« Man vergleiche die interessanten Auseinandersetzungen in Tylors „Anfänge der Kultur" (Leipzig 1873). Band I. S. 97—104.

Nach Eiderstedt, das damals noch eine Insel war, soll die Krankheit nach der gewöhnlichen Annahme erst 1351 vorgedrungen sein. Sie hauste hier so schrecklich, daß kaum der vierte Mann am Leben blieb.[1]) Was die Datierung betrifft, so hat man auf die Lage Eiderstedts hingewiesen, um das so späte Erscheinen der Epidemie zu erklären. Indes bemerkt schon Sachs, daß einige Schriftsteller das Jahr 1350 angeben (»Annales Slesvico-Holsatenses«: „Anno 1350 was de grote Doed off te pestilentia"). Es dürfte wohl am wahrscheinlichsten sein, daß in dem der ersten Angabe zu Grunde liegenden chronikalischen Werke ein chronologischer Fehler, wie sie so häufig auftreten, vorhanden ist, und daß die Seuche etwas später im Jahre 1350 in Eiderstedt sich gezeigt, wo sie dann bis Martini (11. November) gedauert hat. Die Frage muß freilich eine offene bleiben. Wir können daher als Resultat der vorstehenden Ausführungen nur sagen: Der schwarze Tod hat entweder vom Frühling bis Martini 1350 oder vom Frühling 1350 bis zum Spätherbst 1351 (was aber weniger wahrscheinlich ist) unsere Provinz heimgesucht.

Zahllos sind in unserm Lande die Opfer des „großen Todes" gewesen. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand blieb verschont. Nur wenige der Hingerafften können namhaft gemacht werden. Außer den bei Kock aufgeführten Ratsherren ist zunächst Deutschlands berühmter Schalk, Till Eulenspiegel, zu nennen, der im Heiligengeist-Stift zu Mölln, wie es heißt, im Beisein seiner Mutter, der Seuche erlag. Darüber heißt es in der Hettlingischen Sassenchronik: „Während einer Pest im Jahr 1350 starb Ulenspeygel to Möllen."[2]) Die bekannte Inschrift seines Grabsteins hat dieselbe Jahreszahl.

Wahrscheinlich ist auch Bischoff Johann an der Pest gestorben. Detmar schreibt *unmittelbar* hinter den mitgeteilten Worten über die Ursachen der Krankheit: „Dessulven somers (1350) starf biscop iohan mul, unde wart gegraven an deme dom tho lubeke.[3])

Nach den Untersuchungen Biernatzkis ist auch Gerhard V., einer der holsteinischen Landesherren, ein Opfer der Epidemie geworden. Die betreffende Stelle seiner Abhandlung lautet: „Höchst merkwürdig ist indes, was wir über seinen bisher ebenso wie seine ganze Persönlichkeit unbekannten Tod aufgefunden haben. Heinrich Rantzau führt nämlich in seiner Landesbeschreibung bei Westphalen I, S. 34 an, daß im Jahre 1530 Gerardus comes Gerardi filius peste grassante gestorben und in

---

[1]) Heimreich, Nordfr. Chronik (herausg. v. Falck), S. 245.

[2]) W. Menzel, Deutsche Dichtung II. S. 84.

[3]) Grautoff S. 277.

Reinfeld begraben sei. Diese Namen und daß in Reinfeld ein Schauenburger Erbbegräbnis war, zeigen, daß hier von Schauenburger Grafen die Rede ist, welche aber 1530 längst ausgestorben waren. Die Jahreszahl muß also verdruckt sein, was in Westphalen bekanntlich sehr oft passiert. Das einfachste ist offenbar, die 3 und 5 umzustellen und 1350 zu lesen; da konnte offenbar ein Gerhard, Gerhards Sohn, sterben, und zwar muß es unser Gerhard sein, denn sein Vater muß in den zwanziger Jahren desselben Jahrhunderts gestorben sein, sein Großvater aber starb 1312; andere Gerhards, die zugleich Söhne eines Gerhard waren, giebt es aber in unserm Grafenhause nicht. Bestätigt wird dies dadurch, daß unser Graf sich wie sein Vater in Lübeck aufgehalten zu haben scheint und also Reinfeld die nächste Familiengruft war. Bestätigt wird es auch dadurch, daß unser Graf Gerhard V. nach 1350 nirgends mehr erwähnt wird, ferner dadurch, daß Detmar des Todes der andern beiden Gerharde, die eines Gerhard Söhne waren, gedenkt, ohne sie an einer Pest sterben zu lassen. Zur Gewißheit aber dürfte die Sache dadurch erhoben werden, daß 1350 gerade das Jahr war, wo der schwarze Tod auf seinem furchtbaren Zuge Holstein verheerte." „So wäre denn also auch einer unserer holsteinischen Landesherren jener verheerenden Seuche erlegen, und so gut wie die niedern Stände hat sie die Fürstenfamilien getroffen. Gerhard V. ist ungefähr einige 30 Jahre alt geworden." [1])

Unter den Dörfern, die durch die Krankheit zu Grunde gingen, werden genannt: Henscherade in Süderdithmarschen, wo alle ausstarben bis auf einen Mann und seinen Sohn, die nach Fehmarn verzogen, Katsee bei Burg, Bitterslohe bei Reinfeld, Skovhuse im Kirchspiel Ulkebüll auf Alsen, Süderhever. Verschwunden sind auch um diese Zeit die Ortschaften: *Temeke bei Eppendorf, Alsfleth in Dithmarschen*, Vogelsang bei Preetz, Gammeloppener bei Apenrade, Eblikrop im Amte Bredstedt, Spenting, Baustrup und Solbye in Angeln. [2]) Indes muß es dahingestellt bleiben, ob der schwarze Tod bei allen die Ursache gewesen ist.

An ausgestorbene Dörfer erinnert auch die interessanteste schleswigholsteinische Sage vom schwarzen Tod, die zur Erklärung der sprichwörtlichen Redensart: „Der liebe Gott kehrt davor um, wie vor Grammdorf" dient. Wir besitzen dieselbe in zwei inhaltlich sehr von einander abweichenden Fassungen, einer plattdeutschen und einer hochdeutschen. [3])

---

[1]) Nordalbingische Studien, Bd. III (Kiel 1846), S. 176—177. Vergl. auch Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte I. S. 229.

[2]) Mahr S. 47. Jensen, Angeln, S. 89.

[3]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder, S. 241. Frahm, Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz, 1890, S. 120—121.

Man hat verschiedentlich die Meinung geäußert, daß die großen Heidestrecken in der Mitte unserer Halbinsel infolge des großen Menschenverlustes durch die Pest und der dadurch bedingten Vernachlässigung des Feldbaus entstanden seien.[1]) Wenn nun auch die Erklärungsweise eine unrichtige sein mag, so geht doch daraus hervor, welch einen gewaltigen Eindruck das Ereignis auch auf die Bewohner unseres Landes gemacht hat. Spätere Chronisten erzählen, daß die Häuser leer standen, nur von Hunden und Katzen bewohnt, daß das Vieh ohne Hirten auf den Feldern ging. Zur Zeit, als Hvitfeldt seine Chronik schrieb (1595 bis 1604), lagen noch viele Felder öde, die nach seinem Zeugnis vor den Tagen des schwarzen Todes wogendes Korn trugen.

Holstein soll zwei Dritteile seiner Bevölkerung eingebüßt haben, und in Schleswig soll nur jeder fünfte Mensch am Leben geblieben sein. Jedenfalls ist hier, wie anderswo, der Prozentsatz zu hoch angegeben. Doch fehlen alle Mittel, um die Angaben richtig zu stellen. Alle Versuche, für ganze Länder oder für ganz Europa die Größe des Menschenverlustes durch die furchtbare Epidemie anzugeben, sind ohne wissenschaftlichen Wert, da die Einwohnerzahl unbekannt ist. Der Engländer Barnes giebt für Deutschland die Zahl 1244434 an, Peinlich („Geschichte der Pest in Steiermark," Graz 1876) 2200000, Hecker für ganz Europa 25 Millionen, indem er annimmt, daß unser Erdteil den vierten Teil seiner Bevölkerung verlor.[2]) Doch dürfte diese Annahme zu niedrig gegriffen sein. Lange schreibt: „Sicher dürfen wir annehmen, daß die meisten Länder mehr als die Hälfte und die größeren Städte einen noch größeren Teil ihrer Bevölkerung verloren haben."[3])

Die Bemühungen der Ärzte blieben größtenteils erfolglos. Sie *empfahlen (z. B. in Italien und Frankreich, wo die ärztliche Kunst am* weitesten vorgeschritten war) Flucht von den verpesteten Örtern oder wenigstens Absperrung, Anzünden großer Feuer, um die Luft zu reinigen[4]), Abführmittel und Aderlässe zur Reinigung des Körpers und Entleerung des Bluts, Theriak und ähnliche schweißtreibende Mittel. Auf die Bubonen wurden erweichende Umschläge gelegt, oder man brannte sie mit dem Glüheisen. In unserer Heimat fanden sich zu jener Zeit keine eigent-

[1]) Mahr führt auch die Vernachlässigung unserer Verkehrswege auf die Seuche zurück (S. 53).

[2]) Hecker, die großen Volkskrankheiten des Mittelalters, S. 55.

[3]) Lange, a. a. O. S. 185.

[4]) Papst Clemens VI. sperrte sich in Avignon ganz von der Außenwelt ab und umgab seinen Aufenthaltsort mit großen Scheiterhaufen. Wahrscheinlich hat ihm de Chauliac dieses angeraten.

lichen Ärzte vor; Mönche und Priester behandelten vorwiegend die Kranken. Ebenso wenig gab es Apotheken. Die Medikamente kaufte man von herumziehenden Händlern (Circumforanei), die aber um die Mitte des 14. Jahrhunderts nur selten hierher kamen. Es ist wahrscheinlich, daß man hier den Aderlaß angewandt hat, da derselbe schon längst bekannt war. Am 21. Januar 1286 wurde z. B. für das Kloster zu Preetz angeordnet, daß die Jungfrauen in demselben sich viermal jährlich zur Ader lassen sollten. An Stelle des teuren und schwer zu beschaffenden Theriak hat man wohl ähnlich wirkende Mittel, wie Raute, Salbei, Holunderblüte und bolus armena angewandt, da dieselben schon in einem alten handschriftlichen Arzneibuch aus dem 15. Jahrhundert als Pestmittel empfohlen werden. Als Abführmittel hat man ohne Zweifel Aloe, als Kräftigungsmittel Wein benutzt. Daß auch hier im Lande allerlei Pflaster und Umschläge von zerquetschten Pflanzenteilen auf die Drüsen gelegt worden sind, ist anzunehmen.

Neben allen diesen natürlichen Mitteln sind aber auch die übernatürlichen, wie Gebete und Prozessionen, Besprechen, Amulette, Anrufung der Heiligen (besonders des heiligen Rochus) zur Anwendung gekommen.[1]

IV.

Um das Bild zu vervollständigen, bedarf es noch eines Hinblicks auf die hauptsächlichsten Folgen des großen Ereignisses.

Die Ansichten der mehrfach erwähnten Schriftsteller, die jene Zeit zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht haben, gehen in diesem Punkte weit auseinander. Hecker sieht in dem schwarzen Tode ein Ereignis von ungeheurer Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, und seiner Ansicht hat man im wesentlichen beigepflichtet, bis das Buch von Höniger erschien (1882). Höniger und nach ihm Lechner haben sich Mühe gemacht, nachzuweisen, daß der Einfluß ein weit unbedeutenderer gewesen sei, als man bis dahin annahm. Die Wahrheit wird hier, wie gewöhnlich, in der Mitte liegen.

Die historische Bedeutung des schwarzen Todes ist in zwei Umständen begründet: in dem ungeheuren Menschenverlust und in der beispiellosen Erschütterung der Gemüter.

Am wenigsten tritt sie auf dem eigentlich politischen Gebiete hervor. Dies erklärt sich daraus, daß in fast allen Ländern Europas eine annähernd gleiche Schwächung durch den Menschenverlust eintrat. Doch war das Ereignis auch in politischer Hinsicht nicht bedeutungslos.

---

[1]) Mansa, Bidrag til Folkesygdommenes og Sundhedsplejens Historie, S. 84.

In Deutschland scheint es, daß die allgemeine Anerkennung Karls IV. mit der Epidemie in Verbindung stand. Den Kriegführenden riß diese das Schwert aus der Hand. Ludwig von Ungarn, der ein Heer gegen Neapel führte, um den Tod seines ermordeten Bruders zu rächen, schiffte sich schnell nach der Heimat ein. Philipp VI. und Eduard III. gingen endlich auf die wiederholten Vermahnungen des Papstes ein und schlossen einen Frieden, der allerdings von kurzer Dauer war. Der Krieg zwischen Schweden und Rußland starb hin. Auch in unserer Heimat hat die Seuche wohl auf einige Zeit den Waffen Ruhe geboten.[1] „Auf einer zu Lübeck ausgeschriebenen Versammlung 1350 brachte König Waldemar einen Vergleich zwischen den Markgrafen von Brandenburg, dem Herzoge Wilhelm von Lüneburg, dem Herzoge von Sachsen, Pommern und Mecklenburg, imgleichen dem Herzoge Waldemar von Schleswig und den Grafen Heinrich und Claus von Holstein, wie auch Adolf von Schauenburg zustande. Vermöge desselben sollte ein allgemeiner Friede und allgemeine Freundschaft stattfinden. Allein die waren nicht von langer Dauer."[2]

Auf wirtschaftlichem Gebiet treten die Folgen deutlicher hervor. Viele Arme wurden plötzlich reich, indem sie ihre Verwandten beerbten. Die meisten gaben sich dem Müßiggang hin, da sie so plötzlich in den Besitz von Reichtümern gelangt waren. An Arbeitern fehlte es ringsum in den Ländern. Das Korn blieb an manchen Orten auf den Feldern stehen zu verderben, da es an Händen fehlte, es in die Scheunen zu schaffen. Der Arbeitslohn stieg ungeheuer; in England soll in der Erntezeit der Tagelohn dem Preise für eine Kuh gleichgekommen sein. In verschiedenen Ländern mußte es Arbeitgebern und Arbeitnehmern verboten werden, so unerhörte Löhne zu geben oder zu nehmen. Auch die Handwerker verlangten das dreifache der früheren Preise.[3]

Der Eindruck, den das unerhörte Sterben auf das Gemüt der Menschen machte, hatte bei den verschiedenen Naturen ganz verschiedene Folgen. Einige wandten sich in der Not von aller Eitelkeit der Welt ab, erwarteten in frommer Gottergebenheit ihr Schicksal und ermahnten auch ihre Kinder und Nachbarn, ein gleiches zu thun. Solches Verhalten bildete aber die Ausnahme. Wie die Regel war, ersehen wir aus den Worten des Florentiners Villani: „Da die Menschen in geringer Anzahl vorhanden waren und Überfluß an irdischem Gut geerbt hatten, so ver-

---

[1]) Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte I. S. 238.

[2]) Christiani II. S. 436.

[3]) Lange S. 189—190. Lechner S. 71—86.

gaßen sie, was geschehen war, als ob es nie gewesen wäre, und gaben sich einem verderbteren und ungeregelteren Leben hin, als sie früher geführt hatten. Sie trieben ihre Zeit in Müssiggang hin, überließen sich maßlos dem Schwelgen, dem Wirtshausleben, der Wollust und dem Spiel, stürzten sich in zügellose Verschwendung, erfanden besondere Trachten, ungewöhnliche Moden und unziemliche Bräuche und gaben jedem Kleidungsstück eine neue Form. Vom gemeinen Volk wollte weder Mann noch Weib die gewohnten Arbeiten verrichten wegen des außerordentlichen Überflusses an Reichtümern. Sie verlangten die teuersten und feinsten Speisen und verheirateten sich mit Mägden und unzüchtigen Frauenzimmern, die sie in die Kleidung der verstorbenen ehrbaren und angesehenen Frauen steckten. Auf diese Weise ergab fast unsere ganze Stadt sich ohne Rückhalt einem unsittlichen Leben, und ähnlich, ja noch schlimmer ging es in andern Städten und Ländern zu. Nach den Nachrichten, die ich habe einholen können, gab es keinen Teil der Welt, wo die Menschen maßvoll lebten; da sie dem göttlichen Zorn entgangen waren, glaubten sie, die Hand des Herrn sei müde geworden."

Was unsere Heimat betrifft, so wissen wir, daß schon in den Jahrzehnten vorher der sittliche Zustand des Volkes viel zu wünschen übrig ließ. Die unablässigen kriegerischen Unruhen hatten ihre Spuren den Charakteren eingegraben. Insonderheit wird berichtet, daß die Sittenlosigkeit bei den Großen und Vornehmen, unter dem Adel und der Geistlichkeit sich vorfand und nicht nur durch Trunksucht, Völlerei und Unzucht, sondern auch durch tyrannisches Gebahren den Geringeren gegenüber sich äußerte. Doch konnte man auch unter den Bürgern dieselben Laster antreffen, besonders bei den nun schon ausgearteten Gilden. Trotz des elenden Zustandes im Lande nahmen Luxus und Wollust überhand.[1] Der schwarze Tod hat selbstverständlich auch in unserm Lande das Übel verschlimmert.

An dem allgemeinen Sittenverfall waren auch in hohem Grade die Geistlichen beteiligt. Ein sehr großer Teil derselben war der Krankheit zum Opfer gefallen, vielleicht ein Zeichen davon, daß die Priester in der schweren Zeit ihre Pflicht treu erfüllt haben. Jetzt galt es, die Lücken wieder zu füllen. Man mußte die geltenden Regeln unberücksichtigt lassen, um diesen Zweck zu erreichen. In England wurden z. B. viele in den geistlichen Stand aufgenommen, die, wie es heißt, „reine Idioten waren und kaum lesen, geschweige denn Gelesenes verstehen konnten," und in Norwegen machte man achtzehnjährige Jünglinge zu Predigern,

[1] Mansa a. a. O. S. 55.

obgleich das kanonische Recht ein Alter von 30 Jahren vorschrieb. Auf solche Weise kamen viele Elemente in die Geistlichkeit hinein, die dem Stand nur zur Unehre gereichten, denen es in erster Linie darum zu thun war, ein bequemes Leben zu führen, und die sich nicht um ihre Pflichten kümmerten, die auch die geistlichen Verrichtungen nicht auszuführen verstanden. An den meisten Orten kamen sie in Reichtum und Überfluß hinein, indem nicht allein die Besitztümer der Kirche jetzt einer kleinen Zahl von Priestern und Mönchen angehörten, sondern auch zur Zeit des großen Sterbens viele Gaben an Kirchen und Klöster gespendet worden waren. So schreibt z. B. Detmar zum Jahre 1351: „Do was en erbare geistlik man, broder emeke, en gardian to lubeke to sunte katherinen, de brak in der vastene dat olde kloster to grunde neder, wente dat was to male geworden inronnich, des en kunde men nicht bewaren. Dar bouwede he bynnen dren iaren en schone kloster wedder van den almissen guder lude, de dar wurden gegheven des iares vore an deme groten dode.“ [1]) Bei Reimar Kock lautet der Bericht folgendermaßen: „Anno 1351 buweden de Moneken tho S. Catrinen ein gantz nie Closter van den Almissen derjennigen, so in dem vorigen Jare in der Pestilentie gestorven weren, wente na deme de Lude dagelickes hastigen wech sturven, was iderman vorschrocken, wente nemandt vormodede sick den negesten volgenden Dach aff tho leven; derhalven lepen de Lude Nachtes unnd wurpen Geldt, Sulver unnd Goldt aver de Muren up den Kerckhoff in Hopeninge, dat se dorch Vorbede der Moneken uth dem Vegefure mochten gefreyedt werden. Idt is ock noch Ogenschin, welck ein geweldich Buwent datsulvige Closter is, also dat iderman bekennen moth, dat idt uth einen vullen Budell gebuwet is.“ [2])

Über eine Schenkung an das Hospital zu Neustadt ist schon oben berichtet.

Am 10. August 1350 schenkten Hinrik van der Helle und seine Frau Grete zu ihrem Seelenheil den Klosterfrauen zu Itzehoe zwei Hufen, $1/3$ von zwei Hufen, einen Hof nebst einer Koppel nach ihrem Tode. [3]) Ohne Zweifel ist die Schenkung durch die Epidemie veranlaßt, die also auch in oder bei Itzehoe um den 10. August gewütet hat. Im selben Jahre schenkte Johannes Stenwarden einen halben Acker in Stenbeck

[1]) Grautoff I. S. 277.

[2]) Grautoff I. S. 472.

[3]) Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, Bd. VIII. Anhang S. 6.

zur Hälfte an St. Petri in Hamburg, zur Hälfte an das Kloster zu Reinbek. Sein Testament ist ebenfalls am Laurentiustage unterschrieben.[1])

Die Geistlichen gingen vielfach den andern Ständen mit Beispielen von Ausschweifung und Sittenlosigkeit voran. Die Mönche betrachteten die Reichtümer der Klöster als ihr Privateigentum und gebrauchten sie in Ruchlosigkeit und Schwelgerei, ohne daß ihnen seitens ihrer Vorgesetzten ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

So mußte es denn auch dahin kommen, daß der geistliche Stand mehr und mehr sein Ansehen und seine Achtung verlor, und wenn auch der schwarze Tod durch die vielen Schenkungen, die er veranlaßte, zunächst die Macht der Geistlichkeit vergrößert hat, so hat er doch andererseits dazu beigetragen, die Bedeutung derselben zu untergraben, und insofern hat er dazu mitgewirkt, die Zustände zu schaffen, die später zur Reformation der Kirche führten.

In der Geschichtschreibung finden wir zwei bedeutsame Bewegungen aufs engste mit der Epidemie verknüpft: die Geißelfahrt und den Judenbrand. Diese beiden großen Bewegungen sind es vornehmlich, die in Deutschland der Zeit des schwarzen Todes ein so eigenartig dämonisches Gepräge geben. Für unsere Provinz haben sie kaum Bedeutung gehabt. Eine Schar von Flagellanten (Geißlern, Kreuzbrüdern) ist allerdings bis nach Lübeck vorgedrungen (Ostern 1349). Darüber heißt es bei Detmar: „Dersulven geiselbrodere quam en rote vor de stad to lübeke unde leten werven to den heren (Ratsherren), dat se mosten in de stad ghan, ere sette unde eren orden to wisende. Do bespreken sik de heren mit deme biscope van lubeke unde mit wisen papen unde mit moneken, de spreken, dat it nen recht levend were, unde men scholde se to rechte bannen; also vort kundeghede se de biscop to banne. Do ne wolden ok de rathmanne en nen orlof gheven in de stad to ghande, wente de heren hadden anghest, weren de hovedlosen lude in de stad ghekomen, dat vele ghuder lude in densulven misloven ghekomen unde ghetreden weren. Doch quam er en del darin, de nemen de heren unde leden se setten to des vronen hus; ok hadden desulven hovedlosen lude to kolne (Köln) an deme ryne de ioden dod gheslaghen, unde we ok up ere sette gicht sprak (wer ihre Bräuche tadelte), den sloghen se, wor se des bekomen kunden. Mer do desse rede van dessen luden vor den paves clemens quam unde so unredlik was, do let he se bannen over al de hilghen kerken.“[2]) Ob die Geißler weiter in Holstein oder gar in

[1]) Nordalbingische Studien, Bd. III. S. 252.

[2]) Grautoff a. a. O. S. 275.

Schleswig hineingekommen sind, darüber haben wir keine bestimmten Nachrichten. Spätere Geschichtschreiber erzählen, daß sie sogar bis nach Dänemark gekommen seien; aber da man gemerkt habe, daß sie viele lasterhafte Handlungen vollführten, seien sie auf Befehl des Königs aus dem Lande gewiesen worden.

Juden gab es zu jener Zeit in unserer Heimat nicht; selbst in Lübeck und Hamburg waren solche noch nicht seßhaft.[1]) Verhöre wegen Brunnenvergiftung fanden freilich 1350 in Lübeck statt; man hatte eine Frau und einen angeblich von Juden gedungenen Mann greifen lassen. Zu einer eigentlichen Verfolgung ist es jedoch nicht gekommen. Über die Judenverfolgungen schreibt Detmar: „Des tech men den gedoften ioden, de sik vor cristene lude helden, unde beden der gotghuder lude almusen, dat de mit vorghifnisse, de se den luden gheven, dat volk to deme dode brochten. Dat wart van en gheseen unde worden anghelastet unde worden ghebrand; do bekanden se in ereme dode, dat it war were, dat se it hadden ghedan, unde dat ir vele were, de in dersulven sake in der cristenheit ghinghen. Se segheden, dat de rike ioden in den groten steden dat bedacht hedden der cristenheit to vorderfnisse, wente se sint der martere unses heren ghevanghen lude hebben wesen, unde wolden nu koninghe unde heren worden sin over al den cristendom."[2])

Judenbrand, Geißelfahrt, Pest — eine furchtbare Trias; grauenvoll waren die Erscheinungen, die durch dieselbe heraufbeschworen wurden. Aber auch die Zeit, da solche Schrecken herrschten, wurde von der ringenden Menschheit überstanden, und die Dunkelheit des Mittelalters, in dessen Aberglauben diese Blätter hie und da uns einen Blick haben hineinthun lassen, mußte endlich, wenn auch erst nach Jahrhunderten, dem Lichte einer besseren Zeit weichen.

Bedeutungsvolle Zeichen und Zeiten für den Landwirt und seine Hausfrau.

(Nach alten Bauernregeln.)

Von **H. Eschenburg** in Holm bei Ütersen.

Es giebt wohl kaum einen Erwerbszweig, bei welchem der Betrieb und der Erfolg in gleichem Maße vom Wechsel der Jahreszeiten und

---

[1]) 1397 am 23. Januar urkundet der Rat von Lübeck über die Bedingungen der Aufnahme des Jakob Abrahamson, des ersten Juden, der für Lübeck aufzuweisen ist. Vergl. Hanserecesse I, 78.

[2]) Grautoff I. S. 263. Vergl. auch S. 270.

den täglichen Witterungserscheinungen abhängig ist wie bei der Landwirtschaft. Infolge dieser Abhängigkeit sah der Ackerbauer sich schon in frühester Zeit genötigt, die erwähnten Faktoren in gebührender Weise zu würdigen.

Mit hoffendem Blicke verfolgte er daher die allmähliche Zunahme der Tageslänge und Luftwärme und das daraus resultierende Erwachen des Tier- und Pflanzenlebens. Frohen Sinnes schaute er die fortschreitende Entwicklung der in seinen Dienst gestellten Gewächse, mit aufmerksamem Auge prüfte er die ersten Anzeichen der Reife, die ihn zur Ernte mahnten, und mit besorgtem Gemüte sah er endlich den Winter einziehen, der ihm ein unwillkommener Gast war, weil er zu früh seine Thätigkeit auf Acker und Wiese lahmlegte. Durch solche stetige Naturbeobachtung erwarb der Landmann sich gewisse Kenntnisse über den alljährlichen Verlauf des Naturlebens, die er mit der Zeit immer mehr erweiterte und die in bestimmten, kurzgefaßten Regeln zum Ausdruck kamen. Diese pflanzten sich von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht weiter fort und haben zum Teil allgemeine Verbreitung erlangt, während manche wiederum nur in gewissen engbegrenzten Gegenden unsers Landes bekannt sind.

Ihr Ursprung weist also schon darauf hin, daß sie im allgemeinen als zutreffend gelten können, wenngleich ihre Anknüpfung an bestimmte Tage nicht so buchstäblich genommen werden darf. Doch, wie schon erwähnt, ist der Landmann noch keineswegs seines Erfolges sicher, wenn er sich auch mit seiner Wirtschaft gewissenhaft den Verhältnissen der verschiedenen Jahreszeiten anpaßt. Die täglichen Witterungserscheinungen bleiben vielmehr die ausschlaggebende Bedingung, von der sein Wohl und Wehe abhängt.

Anhaltende Dürre sowohl als andauernde Nässe können seine schönsten Hoffnungen zu nichte machen. Doch ist in unserer Heimat die erste Plage weniger zu fürchten als die letztere, daher die landläufige Redensart:

„De drög'n Jahrn bed de nattn nich um Brod."

Es ist demnach von größter Wichtigkeit für den Landwirt, seine Arbeiten mit den jeweiligen Witterungsverhältnissen dergestalt in Einklang zu bringen, daß es ihm gelingt, stets das trockene und Regenwetter in rechter Weise auszunutzen. Er fühlte darum von jeher das Bedürfnis, wenigstens für die nächste Zukunft einigermaßen über die Wetterlage ins Klare zu kommen, und es gelang ihm auch, in der Atmosphäre manche ziemlich zuverlässige Anzeichen dafür zu finden:

Die Höfe um Sonne und Mond gelten als Vorzeichen von Nieder-

schlägen. Diese werden auch durch ein starkes Morgenrot angezeigt: „Morgenrot bringt Water in'n Sot."

Beginnt dann gar etwa um 10 Uhr morgens der Regen, so hat man sicher „'n Hüttndag" zu erwarten.

Regnets dagegen schon am frühen Morgen, so tröstet der Bauer sich: „Morgengäst kriegt keen Harbarg" und erwartet mit Bestimmtheit um 10 Uhr eine Wendung zum Bessern. Heiteres Wetter wird durchs Abendrot verkündigt: „Abendrot makt Weller god." Die gleiche Hoffnung hat man, wenn am Abend „de Voß brut" oder, wie es anderwärts heißt: „de Voß sick bād't." Verschwindet aber die Sonne beim Untergang ins Trübe, so sagt man:

„De Sünn geiht in'n Sump,
morgn regnt, dat 't plumpt."

Bezüglich des dörrenden Ostwindes, der bei uns namentlich im Frühjahr anhaltend aufzutreten pflegt, lautet die alte Regel: „Wenn de Wind mit de Höhner to Wimen geiht, denn steiht he ok weller mit ehr op."

Neben solchen atmosphärischen Wetterzeichen glaubte der Landmann ferner durch wiederholte Beobachtungen gefunden zu haben, daß auch das Verhalten mancher Tiere einen bestimmten Schluß auf den in Aussicht stehenden Witterungswechsel zulasse, und so gelangte eine beträchtliche Anzahl von Vertretern aus den verschiedensten Tierklassen in den Ruf, gute Wetterpropheten zu sein, wie z. B. außer manchen andern auch Maulwurf, Kuckuck, Schwalbe, Laubfrosch, Spinne und Schnecke. Doch ist es nicht meine Absicht, mich hierüber weiter zu verbreiten.

Wenn aber weiter auch die Meinung im Volke entstanden ist, daß die Festzeiten oder die Tage der Kalenderheiligen das Wetter beeinflussen könnten, so scheint es, als wenn der Hang zum Aberglauben unsere Vorfahren verleitet hat, ohne weiteres aus dem Zufall eine unumstößliche Regel abzuleiten. Soweit namentlich die unserer Heimat eigentümlichen Bauernregeln mit bestimmten Zeiten in Verbindung gebracht sind, mögen sie hier im Anschluß an den Jahreslauf folgen.

Der Anfang unsers Jahres fällt in die alte Festzeit der heiligen zwölf Nächte und daher gilt schon der erste Tag im Jahre als ein bedeutungsvoller. Doch mag dies des Zusammenhangs halber beim Jahresschlusse Erwähnung finden.

Diese alte Festzeit schließt zum sechsten Januar, dem Fest der heil. drei Könige ab. Dann etwa spürt man zuerst eine geringe Zunahme der Tageslänge, und der Landmann ruft erfreut:

„Hilgen dre Könige hett de Dag 'n Hahnentritt gewunnen."

Der Januar ist noch ein rechter Wintermonat. Aber gegen Ende desselben beginnt der Saftstrom in unsern Holzgewächsen und daher heißt es vom 20. Januar:

„Fabian Sebastian
lett den Saft int Holt gahn."

Mit Beginn des zweiten Monats mehren sich die Anzeichen für einen Wechsel zu gunsten des Landmannes. Der Tag hat etwa zwei Stunden zugenommen, und die Sonne entfaltet schon mehr Macht. Die Lerche läßt bei günstigem Wetter ihr erstes Lied hören, und eine alte Bauernregel sagt: „Lichtmeß krigt de Ganner*) 'n Fro."

Ist der Bauer zugleich Imker, so wird ihn ein heiteres Wetter am Lichtmeß (2. Februar) erfreuen, denn:

„Lichtmeß hell und klar
gifft 'n god Immenjahr."

Der gewissenhafte Landwirt aber achtet darauf, daß er um Lichtmeß noch die Hälfte seiner Futtervorräte lagern hat, denn er weiß nur zu gut, daß noch manche Woche vergehen kann, ehe die Weide seinem Vieh genügende Nahrung bietet.

Treibts der Februar auch nicht immer so arg wie der Januar, so ist er doch ein gefürchteter Wintermonat. Und wenn die Lerche schon vor Lichtmeß gesungen hat, so wird sie nach dieser Zeit sicherlich noch wieder schweigen müssen. Nur selten bleibt der berüchtigte „Faßlabendstot" aus, von dem es heißt: „De deiht ok mennig ol Wiw den Dod." Daher sagt die alte Regel:

„Wenn de Dag fangt an to längn,
fangt de Winter an to strengn."

Doch erwartet man, daß die Macht des Winters gegen Ende des Monats gebrochen wird. Der heilige Petrus soll ihn am 22. Februar vertreiben, denn: „Peter Stuhl fallt 'n hittn Steen int Water, denn daut dat von ünnern op."**) Darum heißt es auch:

„Peter Stuhl
krigt de Pogg weller 'n Mul."

Dieser Tag ist auch der letzte Termin zur Aussaat des Winterroggens, jedoch nur der Vormittag; mit dem Nachmittag beginnt die Saatzeit des Sommerroggens.

Nach andern Regeln erwartet man diesen Witterungswechsel zum 24. Februar (Matthias). So soll wenigstens bei Brunsbüttel die Rede von dem heißen Stein sich auf diesen Tag beziehen.

---

*) Gänserich.

**) Christian Jensen, Verfasser von: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen u. s. w." berichtet, daß auch auf den nordfriesischen Westseeinseln die Rede gehe, Peter habe einen warmen Stein ins Wasser geworfen.

Setzt aber der Winter sich zu dieser Zeit aufs neue fest, so sind die Aussichten höchst ungünstig, denn:

„Früst dat Matthiesnacht,
früst dat veertig Nacht."

Der März ist schon neun „Sommertage" schuldig, aber den vollen Frühling dürfen wir selbst vom April noch nicht erwarten; und wenn er auch noch so schön thut, so heißt's doch:

„Is keen April so got
he gift 'n Tunpahl 'n witt'n Hot."

Wie wenig man ihm trauen kann, sagt treffend der alte Reim:

„De April
deiht wat he will."

Den Wünschen des Landmanns entspricht es, wenn er trockenes Wetter bringt, denn:

„De April mut spâkn *)
un de Mai mut nâtn.

Bis zum ersten Mai muß die Roggensaat sich kräftig entwickelt haben:

„Maidag mut sick 'n Krei in'n Roggn verstekn können."

Denn zum alten Maitag (10. Mai) soll er schon Ähren zeigen. Ein kalter und nasser Mai gilt für die Landwirtschaft als günstig:

„Kolt'n natt'n Mai
füllt Hus un Schün beid."

oder:

„Kolt'n natt'n Mai
ritt den Bur den Sack twei."

Doch am ersten Tage in diesem Monat ist trockenes Wetter wünschenswert mit Rücksicht auf die Milchwirtschaft:

„Wennt Maidag regnt, weent de Holländer, denn regnt de Botter bitter."

Ähnlich heißt es bei Kaltenkirchen:

Wennt Maidag regnt, regnt de Frucht von de Melk, denn hett de Regn 'n ganzen Sommer keen Verslag. Wennt Maidag drög is, drinkt de Holländer 'n Buddel Win."

Die sorgsame Hausfrau pflanzt am Abend vor Maitag ihre „Maidagsbohnen," in der Hoffnung, daß sie besonders gut gedeihen werden. Am Himmelfahrtstage sät sie aus gleichem Grunde ihre „Himmelfahrtswurtln" (gelbe Wurzeln, Möhren) und pflanzt auch wohl am Abend vorher Bohnen. Die Hauptpflanzzeit dieser Gartenfrucht fällt jedoch mit der Saatzeit des Buchweizens zusammen. Für beide gilt als die beste Saatzeit Urbanus (25. Mai) nebst den drei vorhergehenden und den drei nachfolgenden Tagen. Zu Vitus (15. Juni) pflanzt man noch die „Vitsbohnen."

---

*) Der Dünger spâkt, d. h. zersetzt sich besser, wenn er trocken untergepflügt wird.

**) Über Ostermorgen vergl. „Heimat" Maiheft 1891 und Februarheft 1892.

Etwa um diese Zeit gelangt die erste Periode im Wachstum der Pflanzen zum Abschluß:

„St. Vit
ännert sick de Tid,
denn dreiht sick dat Blatt an'n Bom." *)

sagt die alte Regel.

„St. Vit
is den Habern sin Tid"

ruft der Landwirt, um zu bezeichnen, daß derselbe jetzt in die Höhe strebt, vorausgesetzt, daß genügende Feuchtigkeit im Boden vorhanden ist, sonst ist's übel bestellt. Daher heißt's auch:

„St. Vit
sett den Habern hoch oder sit."

Auch sei noch der alten Bauerregel gedacht:

„Vits Gass'n **) un Jobs (25. Juli) Kohl
deiht ***) selten wohl,"

mit welcher jedenfalls bezeichnet werden soll, daß diese Termine zu spät sind.

Um Johannis (24. Juni) tritt gewöhnlich eine Regenperiode ein, die nach altem Glauben 6 Wochen †) anhält, wenn's am Johannitag regnet. In gleich üblem Rufe stehen die Tage der Siebenschläfer (27. Juni) und sieben Brüder (7. Juli), denen sogar eine siebenwöchentliche Regenzeit folgen soll. Um Johanni beginnt die Heuernte, der etwa Mitte Juli die Flachsernte folgt. Der Flachs muß unbedingt erst „de Margrethenbaß" (13. Juli) haben, doch wirds vielfach auch für besser erachtet, wenn er noch erst „de Jakobsbaß" bekommt.

Am Tage Abdon (30. Juli) mäht der Landwirt Disteln, weil sie dann einen hohlen Stengel haben, in welchem sich das Regenwasser ansammelt, wodurch die Pflanze zum Abfaulen gebracht werden soll.

Zu Jakobi (25. Juli) soll der Roggen reif sein, sicherlich jedoch zum 1. August:

„Peter Kett
is de Roggn fett."

Von großem Übel ist der Regen an diesem Tage, da ihm eine sechswöchentliche Regenzeit folgt. Darum klagt der Bauer:

„Regnt dat Peter Kett,
fallt de Aarn in 'n Dreck."

---

*) Dasselbe hörte ich von Johannis. Eine alte Tante erläuterte es so: von Johannis an neigen sich die Blätter, so daß sie herunterhängen, während sie vorher mehr wagerecht abstehen. Dannmeier.

) Gerste. *) gedeiht.

†) Nach anderer Regel 4 Wochen. Eine Redensart lautet: „Vör Johanni mut de gans Gemeen um Reg'n beetn; na Johanni kannt en ol Wiw alleen. Dannmeier.

Gegen Ende des Monats, um Bartholomäus (24. August), dem Abreisetag des Storches, beginnt der zweite Grasschnitt. Die an diesem Tage erzeugte Butter wird für sehr heilkräftig gehalten.

Der September erfreut den Landwirt durch den „Metjn-" (Regenwurm-) oder Altweibersommer, der sowohl die Kartoffelernte als auch die Aussaat des Winterkorns begünstigt. Die Michaeliswoche sowohl als die Galluswoche im folgenden Monat werden für ungünstige Saatzeiten gehalten.

Mit St. Gallus (16. Oktober) beginnt die Schlachtzeit, denn nun macht die Aufbewahrung des Fleisches keine Sorge mehr, steht doch schon der Winter vor der Thür und wartet auf die günstige Gelegenheit, seinen Antrittsbesuch zu machen und:

„Allerhilgen
sitt de Winter opn Tilgn."

Sehr bedeutungsvoll ist endlich die Zeit der heiligen zwölf Nächte von Weihnachten bis heiligen drei Könige, die das alte und neue Jahr mit einander verknüpft. Bekannt ist die alte Wetterregel: „Wittn Wihnacht'n, gröne Ostern — oder: Grönen Wihnacht'n, witt'n Ostern.

Den Landwirt erfreuen Niederschläge in dieser Zeit:

„Wenn in 'n Twölften de Busch vollhangt, gift dat'n god Bokweet'njahr," oder wie es in andern Gegenden heißt: „Wenn in'n Twölft'n de Tun vull Lecken hangt, gift dat'n god Bokweet'n- un Fruchtjahr" (Obstjahr).

Am Weihnachtsabend muß der Hausvater die jungen Obstbäume schütteln oder ihnen ein Geschenk bringen, indem er ein kleines Geldstück hinter ihre Rinde steckt, so daß diese darüber wächst, dann werden sie einen reichern Ertrag geben.

Am Neujahrsmorgen fütterte man früher das Vieh so früh wie möglich, damit es im neuen Jahr gut gedeihe. Bei Brunsbüttel tränkte man die Kühe vor Sonnenaufgang, damit sie im Sommer nicht „birs'n" *) sollten. Nach altem Glauben dürfen die Kuhställe „in'n Twölften" nicht gereinigt werden, sonst „versett de Köh de Kalwer." **)

Mit Bezug auf die Wetterbestimmung bleiben noch die Quatembertage und die Wochentage zu erwähnen.

Von den ersteren behauptet man, daß sie die Hauptcharakter des Wetters für die nächsten 6 Wochen, oder nach anderer Meinung gar für das nächste Vierteljahr bestimmen.

Unter den Wochentagen ist namentlich der Freitag von Bedeutung.

---

*) Das Rennen der Kühe, wenn sie bei großer Hitze arg von Insekten geplagt werden.
**) Weiteres über diese heilige Festzeit folgt in einer andern Arbeit.

War das Wetter bis dahin beständig schlecht oder gut, so darf man an diesem Tage einen Umschlag erwarten, und wie das Wetter am Freitag war, so wirds auch am Sonntag sein. Auch achtet man darauf, ob am Sonnabend nach Vesperzeit und am Sonntag während des Gottesdienstes kein Regen fällt, denn dann wird die Woche gutes Wetter bringen.

Es ist noch des alten Volksglaubens zu gedenken, nach welchem die Zeichen des Tierkreises, die Mondphasen oder gar die Tagesstunden beim Säen und Pflanzen zu berücksichtigen sind, damit die Gewächse besser gedeihen.

Die Hausfrau hütet sich, zu säen und zu pflanzen, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses steht. Besser bewähren sich dagegen die Zwillinge, „de Bokweetenjungs," die mit besonderer Vorliebe als Saatzeit für Buchweizen und weiße Bohnen erwählt werden. Auch die Wage ist ein günstiges Zeichen, und gelbe Wurzeln (Möhren) sät man an den Tagen der Fische, den Regentagen.

Bezüglich der Mondphase gilt als stehende Regel, daß alle Gewächse, die einen Ertrag oberhalb der Erde bringen sollen, bei zunehmendem Mond, dagegen alle Knollen-, Zwiebel- und Wurzelgewächse bei abnehmendem Mond gesät werden. Beim Vollmond sät man Blumensamen, der einen möglichst hohen Prozentsatz gefüllter Blumen liefern soll. Will man aber recht viele Erbsen und Bohnen ernten, so muß man diese zu solcher Tageszeit legen, wenn die Uhr viele Stunden anzeigt. Zur selben Zeit wird auch die Bruthenne aufs Nest gebracht.

Sind diese alten Bauernregeln auch nicht mehr Allgemeingut unsers Volkes, so sind sie doch immerhin noch ziemlich verbreitet und finden mehr Beachtung, als man denken möchte.

Mitteilungen.

Der Weihnachtsstern. Ein ebenso sicheres Zeichen für das Herannahen des Weihnachtsfestes wie die Stutenpuppen mit den Korinthenaugen, die man in den Bäckerläden sah, war für uns das Erscheinen des Weihnachtssternes. Wie glücklich waren wir als Kinder, wenn wir 8—14 Tage vor Weihnachten von unseren Gespielinnen hörten: „Gestern Abend war der Stern bei uns!" Hofften wir doch, daß er heute zu uns kommen würde. Und wirklich, die Hausthür klingelt und herein kommen zwei oft schon recht bejahrte Frauen mit einem „Stern". Dieser Stern hatte vier Spitzen und war von einer Spitze zur andern wohl ein Meter lang, meistens mit Tapetenresten beklebt. In der Mitte desselben war hinter einer Glasscheibe ein Talglicht angebracht und in einem der spitz zulaufenden Zacken befand sich ein kleines Fensterchen, woraus ein Puppenkopf hervorguckte, welcher Herodes vorstellen sollte. Befestigt war der Stern an einem Fuß und zwar so, daß er in seiner eigenen Ebene von rechts nach links gedreht werden konnte. — Nun setzten die Frauen ihren Stern in die Stube, wo wir alle versammelt waren und begannen, indem sie ihn hin und herdrehten, mit ihrer wenig lieblichen Stimme, meistens halb hoch- und halb plattdeutsch, in „eigener Melodie" zu singen:

O Stern, steh' still in diesem Haus,
Herodes guckt selber zum Fenster heraus,

Wir wünschen dem Hausherrn einen goldenen Tisch.
An allen 4 Ecken gebrat'ne Hühner und Fisch.
In der Mitte soll sein
Ein Becher mit Wein,
Darin soll des Hausherrn Gesundheit wohl sein.
Wir wünschen der Hausfrau
Eine goldene Kron',
Zum künftigen Jahre
Einen jungen Sohn.
Wir wünschen dem Sohne
Ein gesatteltes Pferd,
An der einen Seite zwei Pistolen,
An der andern Seite ein blankes Schwert.
Wir wünschen der Mamselle
Einen goldenen Kamm,
Im zukünftigen Jahre
Einen jungen Mann.

Dann erhielten die Frauen ihren Schilling und empfahlen sich mit folgendem Vers:

Habe Dank für diese Gabe,
Diese Gabe ist aller Ehren Wert,
Wir danken der Hausfrau
Und auch dem Wirt.
Der liebe Gott wolle in Gnaden geben
Ihnen ein recht langes, vergnügtes Leben.

So in Lunden bis etwa zum Jahre 1860.

Ob dieses „Sternlaufen" auch an andern Orten in Dithmarschen Sitte war, weiß ich nicht. Für uns war es immer ein schöner Tag und ein Zeichen, daß nun wirklich bald Weihnachten wurde. Später ist es, wenn ich mich recht erinnere, untersagt worden, weil es als Bettelei angesehen wurde.

Heide, den 15. Mai 1892. Tony Siercks.

Der Abbruch des Brothener Ufers. In einer kleinen Schrift: „Landeskunde von Lübeck" von Dr. Lenz, 1890, wird mitgeteilt, daß das Brothener Ufer in diesem Jahrhundert, also in 90 Jahren um 60 Meter abgespült sei. Der sogenannte Steingrund als Überrest des ehemaligen Landes erstreckt sich 7 Kilometer in die See hinein. Der Abbruch ist also $^2/_3$ Meter im Jahr; doch ist derselbe wohl nicht jährlich gleichmäßig gewesen; es wird bald weniger, bald mehr abgebrochen sein, und da der Steingrund ursprünglich spitz auslief, wird ehemals der Abbruch noch größer gewesen sein. Rechnen wir aber durchschnittlich $^2/_3$ Meter im Jahr bei einem Abbruch von im ganzen 7 Kilometern, so dauert derselbe bereits 10500 Jahre.

Kiel. Fack.

Berichtigungen.

Seite 43, Zeile 9 von oben **där settn se** statt de sette.
„ 71 „ 15 von oben **Göring** statt Görnig.
„ 150 „ 13 von oben Alnus glutinosa **X** incana statt A. glutinosax incana.
„ 158 „ 20 von oben para**ll**elnervigen statt parale**ll**nervigen.
„ 160 „ 18 von oben der **Brustringe** statt des Bruchstücks.
„ 162 „ 12 von oben **Hautpanzer** statt Hauptpanzer.
„ 212 Hausinschrift Nr. 21. Die **5** ist zu streichen.
„ 223 „ 14 von oben **Quaken** statt Quacken, ebenso im Briefkasten auf dem Umschlage des Novemberheftes.

Außerdem siehe Berichtigungen S. 96 und 128.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Mitglieder-Verzeichnis

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

1892.

---

a. Ehrenmitglied.

Dr. Buttel, Seminarlehrer, **Segeberg.**

b. Ordentliche Mitglieder.

Abel, Lehrer, **Elsdorf** b. Rendsburg.
Aders, Lehrer, **Bergholz** b. Weddingstedt pr. Heide i. H.
Ahrens, Lehrer, **Dakendorf** b. Curau.
Ahrens, Lehrer, **Mühlenbarbek** b. Kellingh.
Ahrens, Lehrer, **Rellingen** b. Pinneberg.
Ahrens, Landwirt, **Willinghusen** b. Schiffbek b. Hamburg.
Albertsen, Lehrer, **Eggebek.**
Alslev, Lehrer, **Abel** b. Tondern.
Andresen, Pastor, **Hellewatt.**
Andresen, Lehrer, **Nottmark** b. Fünenshaff.
Asmussen, Lehrer, **Bargfeld** b. Bargteheide.
Asmussen, Lehrer, **Idstedt.**
Asmussen, Lehrer, **Schulau** b. Wedel.
Asmussen, Lehrer, **Sieversdorf** b. Preetz.
Averhoff, Lehrer, **Hedewigenkoog** b. Wesselb.
Bager, Lehrer, **Ketting** b. Augustenburg.
Bahnsen, Lehrer, **Flatzby** b. Sörup.
Bahr, Amtsvorsteher, **Bilschau** b. Flensburg.
Barfod, Lehrer, **Lottorf** b. Haddeby b. Schlesw.
Beckmann, Lehrer, **Norderwisch** b. Marne.
Behrens, Lehrer, **Tönningstedt** b. Sülfeld.
Bergmann, Inspektor, **Seedorf** b. Schlamersd.
Berlage, Pastor, **Gnissau.**
Berner, Lehrer, **Duvenstedt** b. Wohldorf.
Bernhardt, Lehrer, **Sonderburg.**
Biel, Lehrer, **Lütjenburg.**
Bielenberg, Lehrer, **Tökendorf** b. Schönkirch.
Bielenberg, Lehrer, **St. Margarethen.**
Bielfeldt, Lehrer, **Reinsbek** b. Pronsdorf.
Biernatzki, Pastor, **Bargum** b. Mönkebüll.
Blöcker, Lehrer, **Erfde.**
Blunk, Lehrer, **Burg i. D.**
Blunk, Lehrer, **Schmachthagen** b. Oldesloe.
Blunk, Organist, **Klein-Wesenberg** b. Reinf.
Bock, Lehrer, **Bielenberg** b. Glückstadt.
Böhmcker, Hauptlehrer, **Ekhorst** b. Stockelsd.
Bohn, Lehrer, **Krempe.**
Borrmann, Lehrer, **St. Michaelisdonn.**
Borst, Lehrer, **Medolden** b. Scherrebek.
Böttcher, Organist, **Büchen**, Lauenburg.
Böttcher, Organist, **Siek** b. Ahrensburg.
Böttger, Lehrer, **Rümpel** b. Oldesloe.
Boysen, Landwirt, **Büttjebüll** b. Bredstedt.
Boysen, Organist, **Großenaspe.**
Boysen, Lehrer, **Sophienthal** b. Schafhaus.
Braasch, Lehrer, **Blocksdorf** pr. Langwedel.
Braasch, Rechenmeister, **Hemme** in Norderdithmarschen.
Bracker, Lehrer, **Husberg** b. Neumünster.
Breiholz, Lehrer, **Thaten** b. Hanerau.
Brix, Landwirt, Torfstreu- und Preßtorf-Fabrik in **Sankelmark** b. Barderup.
Brodersen, Lehrer, **Hörup** b. Augustenburg.
Brorsen, Rektor, **Schlichting** b. Lunden.
Butenschön, Lehrer, **Kiebitzreihe** b. Siethwende.
Calov, Lehrer, **Glasholz** b. Ascheberg i. H.
Carstens, Lehrer, **Dahrenwurth** b. Lunden i. H.
Carstens, Lehrer, **Tönning.**
Carstensen, Lehrer, **Achtrup** b. Leck.
Carstensen, Lehrer, **Fredesdorf** b. Leezen.

Christensen, Präpar., **Westerende** b. Ballum.
Claussen, Lehrer, **Elpersbüttel** pr. Meldorf.
Clementsen, Lehrer, **Sarzbüttel** b. Nordhast.
Cohrt, Lehrer, **Pries** b. Friedrichsort.
Cors, Organist, **Haselau** b. Ütersen.
Dabbert, Lehrer, **Osterborstel** b. Tellingstedt.
Dall, Lehrer, **Schottsbüll** b. Ekensund.
Dankleffsen, Lehrer, **Borgwedel** b. Schleswig.
David, Lehrer, **Schenefeld.**
Delfs, Müller, **Neumühlen** b. Kellinghusen.
Dennert, Lehrer, **Kulpin** b. Ratzeburg.
Dethleffsen, Lehrer, **Garstedt** b. Langenhorn.
Dethmann, Lehrer, **Wöhrden** i. H.
Dibbern, Hufner, **Flüggendorf** b. Schönkirch.
Dibbern, Lehrer, **Grömitz.**
Diekgräf, Lehrer, **Gribbohm** b. Schenefeld i. H.
Diekgräf, Lehrer, **Homfeld** b. Innien.
Dierks, Buchhändler, **Garding.**
Dierks, Lehrer, **Kollund** b. Viöl.
Dirks, Lehrer, **Wittstedt** b. Ober-Jersdal.
Dittmer, Pastor, **Seester** b. Elmshorn.
Dobberthin, Lehrer, **Stocksee** b. Ascheberg i. H.
Dohse, Lehrer, **Schönhorst** b. Kirchbarkau.
Doose, Lehrer, **Thürk** b. Eutin.
Dreessen, Organist, **Jevenstedt** b. Rendsburg.
Drews, Lehrer, **Wesselburener Koog** b. Wesselburen.
Dühren, Organist, **Mustin** b. Ratzeburg.
Dührkop, Pastor, **Tolk** b. Grumby.
Ehlers, Lehrer, **Stubben** b. Steinhorst in Lauenburg.
Erichsen, Lehrer, **Broacker.**
Erichsen, Hufner, **Lunden** pr. Norburg.
Ernst, Lehrer, **Kattbek** b. Jevenstedt.
Esch, Lehrer, **Westerbüttel** b. Eddelak.
Eschenburg, Lehrer, **Holm** b. Ütersen.
Fabian, Lehrer, **Westermühlen** pr. Hohn.
Fack, Lehrer, **Struckdorf** b. Segeberg.
Fesefeld, Lehrer, **Halstenbek.**
Flohrs, Lehrer, **Enge** b. Leck.
Fock, Lehrer, **Puls** b. Schenefeld.
Fokuhl, Lehrer, **Buchholz** b. Ratzeburg.
Frahm, Lehrer, **Lockfeld** b. Reinfeld.
Frahm, Lehrer, **Poppenbüttel.**
Francke, Lehrer, **Meiendorf** b. Alt-Rahlstedt.
Frankenberg, Lehrer, **Fockbek** b. Rendsburg.
Freese, Lehrer, **Arenlohe** b. Tornesch.
Freese, Lehrer, **Lindhöft** b. Gettorf.
Frenssen, Pastor, **Hennstedt** in Norder-Dithmarschen.
Friedrichs, Lehrer, **Krems II** b. Segeberg.
Früchtenicht, Hofbesitzer, **Rosengarten** b. Ütersen.
Fuhlendorf, Lehrer, **Schülp** b. Wesselburen.
Fuhlendorf, Lehrer, **Westermoor** b. Itzehoe.
Fürsen, Pastor, **Boren** b. Süderbrarup.
Gäde, Lehrer, **Muxall** b. Probsteierhagen.
Geckler, Lehrer, **Cuxhaven.**
Genstorff, Lehrer, **Schwienkuhlen** pr. Ahrensbök.
Gimmini, Lehrer, **Dörpling** b. Tellingstedt.
Glamann, Organist, **St. Georg** b. Ratzeburg.
Glindemann, Lehrer, **Arnitlund** b. Ober-Jersdal.
Glindemann, Landmann. **Böken** b. Innien.
Glindmeier, Lehrer, **Ramhusen** b. Brunsbüttel.
Gosch, Lehrer, **Gröderssby** b. Arnis.
Göttsch, Lehrer, **Hinschenfelde** b. Wandsbek.
Greßmann, Lehrer, **Norderbrarup** in Angeln.
Greve, Lehrer, **Poppenbüll** b. Garding.
Groth, Anstaltslehrer, **Osdorf** b. Blankenese.
Haase, Lehrer, **Dägeling** b. Itzehoe.
Haase, Hauptpastor, **Grube** i. H.
Habke, Lehrer, **Ostrohe** b. Heide i. H.
Hadenfeld, Lehrer, **Grundhof** b. Husby.
Hamer, Lehrer, **Friedrichsgabe** b. Quickborn.
Hansen, Lehrer, **Baistrup** b. Tingleff.
Hansen, Lehrer, **Deichhausen** b. Wesselburen.
Hansen, Frl., Lehrerin, **Heist** b. Ütersen.
Hansen, Lehrer, **Wallsbüll** b. Flensburg.
Hansen, Lehrer, **Wik** b. Kiel.
Harbeck, Lehrer, **Schafstedt** b. Albersdorf.
Harder, Lehrer, **Dockenhuden** b. Blankenese.
Hargens, Lehrer, **Flehde** b. Lunden.
Harms, Lehrer, **Dörnick** b. Ascheberg i. H.
Harms, Lehrer, **Pahlhude.**
Harms, Lehrer, **Süderwisch** b. Marne.
Hasenbein, Lehrer, **Brockdorf** b. Wilster.
Haß, Lehrer, **Bergstedt** b. Hamburg-Barmbek.
Haß, Lehrer, **Stampe** b. Kiel.

Hasselmann, K., 316 West second Street, Davenport, Jowa, United States of America. 3 Exemplare der „Heimat".
Heeschen, Lehrer, **Dannau** b. Lütjenburg.
Hein, Lehrer, **Hüttenwohld** pr. Bornhöved.
Dr. Hennings, **Reinbek.**
Heuck, Lehrer, **Wenkendorf** pr. Petersdorf a. Fehmarn.
Hildebrandt, Lehrer, **Hainholz** b. Elmshorn.
v. Hildebrandt, Gutsbesitzer, **Osterrade** b. Bovenau.
Hinrichsen, Lehrer, **Ehndorf** b. Neumünster.
Hinsch, Lehrer, **Eidelstedt.**
Hinsch, Lehrer, **Lokstedt** b. Hamburg.
Hintz, Lehrer, **Kükels** b. Leezen.
Hinz, Lehrer, **Süngerau** b. Großenwiehe.
Hollm, Förster, **Hüttenwohld** pr. Bornhöved.
Hollmann, Hofbesitzer, **Hammer** b. Kiel.
Holm, Lehrer, **Ellhöft** b. Süderlügum.
Holm, Organist, **Lensahn.**
Holtmeier, Lehrer, **Epenwörden** b. Meldorf.
Homfeldt, Lehrer, **Lockstedt.**
Honnen, Hofbesitzer, **Kl. Kummerfeld** b. Neumünster.
Hutzfeldt, Förster, **Rohlstorf** b. Segeberg.
Jacobs, Lehrer, **Strübbel** b. Blankenmoor.
Jacobsen, Lehrer, **Süderbrarup.**
Jansen, Amtsvorsteher, **Beusloe** b. Neustadt i. H.
Jebsen, Lehrer, **Baurup** b. Apenrade.
Jensen, Lehrer, **Arensburg,** Hamb. Chaussee.
Jensen, Hardesvogt z. V., **Christiansfeld.**
Jensen, Küster, **Drelsdorf** b. Breklum.
Jensen, Lehrer, **Övenum** a. Föhr.
Jensen, Lehrer, **Rethwisch** b. Neuenbrook.
Jensen, Lehrer, **Schieren** b. Segeberg.
Jensen, Lehrer, **Wimmersbüll** b. Süderlügum.
Jeve, Lehrer, **Wyk** a. Föhr.
Johannsen, Gemeindevorsteher, **Hamdorf** b. Rendsburg.
Johannsen, Organist, **Hattstedt.**
Johannsen, Lehrer, **Krumstedt** b. Meldorf.
Jöhnk, Lehrer, **Großenrade** pr. Burg i. D.
Joosten, Lehrer, **Kastrup** pr. Gramm, Schlsw.
Jörn, Lehrer, **Schulau** b. Wedel i. H.

H. P. Jürgensen, **Nice** (dep. Alpes maritimes) France. 4, Rue Croix de Marbre, 3e étage.
Iwersen, Lehrer, **Hüttblek** b. Kaltenkirchen i. H.
Kafemann, Ingenieur, **Bremen,** Georgstr. 64.
Kahl, Lehrer, **Fahrenkrug.**
Kähler, Pastor, **Kirchbarkau** b. Voorde.
Kähler, Lehrer, **Stolkerfeld** b. Idstedt.
Karnatz, Lehrer, **Gr. Gladebrügge** b. Segeberg.
Karstensen, Lehrer, **Bojendorf** pr. Petersdorf a. F.
Kerkamm, Lehrer, **Badersdorf** a. Fehmarn.
Ketels, Pastor, **Bordesholm.**
Klahn, Lehrer, **Wentorf** b. Lütjenburg.
Kloppenburg, Lehrer, **Lemsal** b. Glashütte.
Knust, Lehrer, **Kaltenkirchen.**
Koch, Lehrer, **Berlin** b. Schlamersdorf.
Köster, Lehrer, **Böhnhusen** b. Voorde.
Köster, Lehrer, **Süderdeich** b. Wesselburen.
Kröger, Lehrer, **Beldorf** b. Hanerau.
Kröger, Lehrer, **Bösdorf** b. Plön.
Krohn, Lehrer, **Gosdorf** b. Cismar.
Kronika, Lehrer, **Kl. Gladebrügge** b. Segeberg.
Dr. med. Kroß, **Horst** i. H.
Krützfeldt, Lehrer, **Schönwalde** i. H.
Kühl, Lehrer, **Neuendeich** b. Ütersen.
Kuhr, Organist, **Pronsdorf.**
Kummerfeld, Jagdaufseher, **Bilsener Brück** pr. Quickborn.
Lahann, Lehrer, **Langwedel** b. Nortorf.
Lähndorff, Lehrer, **Ellerhoop** b. Barmstedt i. H.
Landahl, Lehrer, **Holtsee** b. Sehestedt.
Lange, Pächter, **Beschendorf** b. Gr. Schlamin.
Lange, Lehrer, **Jenfeld** b. Alt-Rahlstedt.
Langreen, Pastor, **Gr. Flintbek.**
Lassen, Lehrer, **Grönnebek** b. Rödding.
v. Leesen, Amtsvorsteher, **Hodorf** b. Itzehoe.
Lembke, Lehrer, **St. Annen** b. Lunden.
Lembke, Lehrer, **Norderhostrup** b. Rothenkrug.
Leverkühn, P., **München.**
Lindelof, Organist, **Spandet** b. Arnum.
Lindemann, Lehrer, **Edemannswisch** b. Wöhrden i. H.
Lindemann, Amtsvorsteher, **Westerwohld** b. Nordhastedt.

Lohmann, Gastwirt, **Flüggendorf** b. Schönkirchen.
Löhndorf, Lehrer, **Timmdorf** b. Gremsmühlen.
Looft, Lehrer, **Pöschendorf** b. Schenefeld.
Looft, Lehrer, **Sommerland** pr. Siethwende.
Lorenzen, Hofbesitzer, **Uphusum** b. Bredstedt.
Lübbe, Lehrer, **Reitbrook** b. Hamburg.
Lucht, Landmann, **Krambek** b. Todenbüttel.
Lüthje, Lehrer, **Goldenbek** b. Pronsdorf.
Lützen, Lehrer, **Trennewurth** b. Marne.
Lycke, Lehrer, **Hvidding**.
Lycke, Lehrer, **Roagger**.
Maack, Lehrer, **Harkesheide** b. Quickborn.
Maaß, Lehrer, **Groß-Nordende** b. Ütersen.
Maaß, Lehrer, **Padenstedt** b. Neumünster.
Mangels, Lehrer, **Stubbendorf** b. Reinfeld.
Marten, Lehrer, **Holsbunge** b. Eckernförde.
Marten, Lehrer, **Sterup**.
Martens, Lehrer, **Barsbek** b. Schönberg i. H.
Martens, Lehrer, **Seefeld** b. Oldesloe.
Martens, Lehrer, **Stein** b. Laboe.
Matthiesen, Lehrer, **Bommerlund** b. Schafhaus.
Matthiesen, Hauptlehrer, **Norderstapel** b. Süderstapel.
Matthiessen, Lehrer, **Garbeck** b. Wensien.
Matzen, Pastor, **Fjelstrup**.
Meinert, Lehrer, **Lieth** b. Heide.
Meinert, Lehrer, **Lütjenhorn** b. Achtrup pr. Leck.
Meints, Lehrer, **Schnatebüll** b. Leck.
Melfsen, Koogsinspektor, **Gottesgabe** b. Niebüll.
Meyer, Lehrer, **Wolfenbüttel** b. Meldorf.
Michelsen, Pastor, **Klanxbüll** pr. Neukirchen.
Mirow, Pastor, **Wacken** b. Itzehoe.
Möding, Pastor, **Bannesdorf** b. Burg a. F.
Molter, Lehrer, **Föhrden-Königshügel** b. Hohn.
Moritzen, Lehrer, **Hollingstedt** b. Schleswig.
Nannsen, Lehrer, **Hobstin** b. Gr. Schlamin.
Neelsen, Organist, **Sieseby**.
Nerong, Lehrer, **Dollerup** b. Langballig.
Nickels, Hofbesitzer, **Marienhof** b. Husum.
Nicolaisen, Präparand, **Langballig**.
Niese, Lehrer, **Rottmark** b. Ketting a. Alsen.
Nissen, Lehrer, **Bimöhlen** b. Bramstedt.
Nörenberg, Lehrer, **Borsfleth** b. Krempe.
Offt, Lehrer, **Lüdersbüttel** b. Tellingstedt.
Ohl, Lehrer, **Delve**.
Oppermann, Lehrer, **Lutterbek** b. Laboe.
Pagelsen, Forstverwalter, **Rönnerholz** b. Kiel.
Pahl, Lehrer, **Koldenbüttel** b. Friedrichstadt.
Palmus, Lehrer, **Tandslet** a. Alsen.
Paulsen, Lehrer, **Damp** b. Eckernförde.
Paulsen, Lehrer, **Großensee** b. Trittau.
Paulsen, Lehrer, **Gr. Hansdorf** b. Ahrensburg.
Paulsen, Lehrer, **Schlagsdorf** b. Petersdorf a. F.
Peters, Lehrer, **Hemmingstedt** b. Heide i. H.
Petersen, Lehrer, **Bodsbüll** b. Ballum.
Petersen, Lehrer, **Branderup**.
Petersen, Lehrer, **Bredsteen** a. Alsen.
Petersen, Lehrer, **Friedrichsgabekoog** b. Büsum.
Petersen, Lehrer, **Haby** b. Gr. Wittensee.
Petersen, Lehrer, **Hasenmoor** b. Bramstedt.
Petersen, Lehrer, **Öwersee** b. Tarp.
Petersen, Lehrer, **Rapstedt** b. Tingleff.
Petersen, Lehrer, **Rissen** b. Blankenese.
Petersen, Lehrer, **Struckum** b. Bredlum.
Planthaber, Lehrer, **Schlutup** b. Lübeck.
Puls, Lehrer, **Helse** b. Marne.
Ramm, Lehrer, **Geltorf** b. Schleswig.
Ramm, Lehrer, **Wollmersdorf** b. Meldorf.
Ramundt, Lehrer, **Süderholm** b. Heide.
Rath, Lehrer, **Gr. Thurow** b. Ratzeburg.
Reese, Inspektor, **Hornheim** b. Kiel.
Reggelsen, Lehrer, **Rodenäs** b. Hoyer.
Rehder, Lehrer, **Neu-Wittenbek** b. Gettorf.
Reimers, Pastor, **Altenkrempe** b. Neustadt i. H.
Reimers, Lehrer, **Langenhals** b. Elmshorn.
Reimers, Lehrer, **Oxstedt** b. Cuxhafen.
Reimers, Lehrer, **Rethwischdorf** b. Oldesloe.
Richardsen, Hofbesitzer, **Viehburg** b. Kiel.
Rieper, Lehrer, **Bovenau**.
Ritters, Lehrer, **Renz** b. Tingleff.
Rodewald, Lehrer, **Schmedeswurth** b. Neufeld.

Rohlfs, Lehrer, **Kronprinzenkoog** b. Marne.
Röhlk, Küster, **Westensee** b. Bokelholm.
Röhrs, Lehrer, **Fuhlendorf** b. Bramstedt.
Rohwedder, Lehrer, **Aastrup** b. Hadersleben.
Rohwedder, **Wedel** i. H.
Rönnau, Pastor, **Bau** b. Pattburg.
Rönnpag, Lehrer, **Prinzenmoor** b. Hamdorf.
Rotermann, Förster, **Rastorf** b. Preetz.
Rühr, Gärtner, **Schrevenborn** b. Altheikendorf.
Ruhsert, Lehrer, **Wester-Markelsdorf** b. Petersdorf a. F.
Sambraus, Lehrer, **Lütjensee** b. Trittau.
Sander, Lehrer, **Christiansholm** b. Friedrichsholm.
Saß, Lehrer, **Dellstedt** b. Tellingstedt.
Schacht, Lehrer, **Elsdorf** b. Hamdorf.
Scheel, Organist, **Breitenberg** b. Itzehoe.
Schlange, Lehrer, **Tremsbüttel** b. Bargteheide.
Schlüter, Lehrer, **Bendorf** b. Hanerau.
Schlüter, cand. theol. **Elmschenhagen.**
Schlüter, Naturalien- u. Lehrmittelhandlung, **Halle a. S.**, Wuchererstr. 8.
Schlüter jun., Lehrer, **Warnitz** b. Feldstedt.
Schlüter, Lehrer, **Wohldorf.**
Schmalmack, **Schnelsen** b. Altona.
Schmidt, Oberknabenlehrer, **Brunsbüttel.**
Schmidt, Lehrer, **Steinbek** b. Segeberg.
Schöwing, Lehrer, **Treya** pr. Schleswig.
Schramm, Lehrer, **Neuenkrug** b. Garding.
Schröder, Lehrer, **Gr. Bornholt** b. Hanerau.
Schröder, Lehrer, **Holstenniendorf** b. Schenefeld i. H.
Schröder, Lehrer, **Mehlbek** b. Hohenaspe.
Schröder, Schachtmeister, **Thongrube** b. Itzehoe.
Schuldt, Lehrer, **Frestedt** b. Süderhastedt.
Schulze, Lehrer, **Wolfskrug** b. Fleckeby.
Schumacher, Organist, **Herzhorn.**
Schüth, Lehrer, **Pinnebergerdorf.**
Schwarz, Lehrer, **Lepahn** b. Preetz.
Schwarz, Lehrer, **Rieseby.**
Schwarz, Lehrer, **Windbergen** b. Meldorf.
Sibbert, Lehrer, **Großendorf** b. Barmstedt.
Sieck, Verwalter, **Bothkamp** b. Kirchbarkau.
Sievers, Lehrer, **Emmelsbüll.**
Sievers, Lehrer, **Göls** b. Wensin.
Sievers, Lehrer, **Ottendorf** b. Kiel.
Sohrt, Lehrer, **Flensburg.**
Sörensen, Lehrer, **Ulkebüll** b. Sonderburg.
Speck, Lehrer, **Grabau** b. Sülfeldt.
Speck, Lehrer, **Schafstedt** b. Albersdorf.
Spethmann, Präparand, **Bargstedt** b. Nortorf.
Stäcker, Lehrer, **Fiefharrie** b. Bordesholm.
Stahmer, Lehrer, **Bahrenhof** b. Wakendorf.
Stark, Förster, **Timmbrook** b. Preetz.
Steen, Lehrer, **Rade** b. Wohldorf.
Steffen, Lehrer, **Süderdeich** b. Wesselburen.
Steffens, Lehrer, **Moordiek** b. Wrist.
Frl. Sophie Stehn, 614 Georg-Straße, San Franzico, California U. S. A.
Stolten, Hauptlehrer, **Stelle** b. Weddingstegt b. Heide.
Storm, Lehrer, **Stolpe** b. Neustadt i. H.
Tagge, Lehrer, **Wasbek** b. Neumünster.
Tamm, Lehrer, **Brokenlande** pr. Neumünster.
Tamm, Organist, **Großenbrode.**
Tempcke, Lehrer, **Ostorf** b. Gettorf.
Thedens, Gastwirt, **Odderade** b. Nordhastedt.
Theilen, Hofbesitzer, **Fockendorf** b. Wilster.
Thiessen, Hofbesitzer, **Jützbüttel** b. Albersdorf.
Thiessen, Lehrer, **Rindorf** b. Meldorf.
Thoms, Lehrer, **Maasbüll** b. Nienbüll.
Thomsen, Lehrer, **Sandacker** b. Leck.
Thomsen, Lehrer, **Schalkholz** b. Tellingstedt.
Thomsen, Lehrer, **Wester-Schnatebüll** b. Leck.
Thomsen, Lehrer, **Toghale** b. Mögeltondern.
Thomsen, Reichstagsabg., **Zennhusen** b. Hemme.
Thomssen, Lehrer, **Maasholm** b. Kappeln.
Thullesen, Hofbesitzer, **Stoltelund** b. Schafhaus.
Tiedemann, Lehrer, **Österrade** b. Albersdorf i. H.
Timm, Lehrer, **Gr. Buchwald** b. Brügge
Timm, Lehrer, **Krummbek** b. Kurau.
Timm, Lehrer, **Westerrade,** b. Geschendorf.
Todsen, Küster, **Loit** b. Apenrade.

Tonn, Lehrer, **Weede** b. Segeberg.
Tönsfeldt, Lehrer, **Weddingstedt** b. Heide i. H.
Törn, Lehrer, **Archsum** b. Keitum.
Vettner, Lehrer, **Laboe**.
Vierth, Lehrer, **Schülldorf** b. Rendsburg.
Vollert, Lehrer, **Oldenbüttel** b. Hanerau.
Vollertsen, Lehrer, **Geschendorf** b. Segeberg.
Vollstedt, Lehrer, **Feldstedt**.
Vorrath, Lehrer, **Schmilau** b. Ratzeburg.
Voß, Lehrer, **Kattrepel** b. Neufeld.
Voß, Lehrer, **Ohlsdorf** b. Hamburg.
Voß, Lehrer, **Schellhorn** b. Preetz.
Voß, Lehrer, **Schuby** b. Schleswig.
Voß, Lehrer, **Wohlde** b. Friedrichstadt.
Warncke, **Winseldorf** b. Pinneberg.
Warnebold, Gärtner, **Bundhorst** b. Ascheberg i. H.
Warnsholdt, Lehrer, **Nordhastedt**.
Wedekind, Organist, **Borby** b. Eckernförde.
Weiland, Pastor, **Grundhof** b. Husby.
Weiland, Pastor, **Schottburg**.
Wernecke, Lehrer, **Stapelfeldt** b. Alt-Rahlstedt.
Wiese, Lehrer, **Süderhastedt**.
Winther, Lehrer, **Endrupskov** b. Gramm (Schleswig.)
Witt, Lehrer, **Gudendorf** b. Meldorf.
Witt, Pastor, **Hohenaspe** b. Itzehoe.
Witte, Lehrer, **Holtsee** b. Eckernförde.
Worm, Lehrer, **Iller**, Kreis Sonderburg.
Wrage, Lehrer, **Nahe** b. Sülfeld.
Wulf, Lehrer, **Neuendorf** b. Elmshorn.
Wulf, Lehrer, **Tewskoppel** b. Gnissau.
Wulff, Lehrer, **Heilshoop** b. Zarpen.
Wulff, Lehrer, **Holtenau**.
Wulff, Lehrer, **Rehhorst** b. Zarpen.
Wüstenberg, Organist, **Stellau** b. Wrist.
Zach, Lehrer, **Dunkelsdorf** b. Ahrensbök.
Ziems, Müller, **Rantzau** b. Plön.

Albersdorf i. H.

Dethmann, Lehrer.
Naß, Lehrer.
Petersen, Lehrer.

Altona.

Adam, Lehrer, Ottensen, Bahrenfelderstr. 143.
Both, Lehrer, Waterloohain 10 II.
Böting, Herrengarderobenmagazin, Königstraße 63.
Claussen, Lehrer, Stuhlmannstr. 5.
Claussen, Lehrer, Gr. Freiheit 59.
Dahm, Schulvorsteher, Steinstr. 85 II.
Eckmann, Lehrer, Ottensen, Holländische Reihe 97.
Ehlers, Lehrer, Stuhlmannstr. 7 II.
Hagge, Lehrer, Gerberstr. 20.
Hahn, Lornsenstr. 27 II.
Hansen, Lehrer, Schauenburgerstr. 126 III.
Harder, Buch- u. Kunsthandlung, Königstr. 96. 2 Exemplare der „Heimat."
Hartmann, Lehrer, Kl. Fischerstr. 50 III.
Hinrichsen, Zahntechniker, Gr. Bergstr. 226 I.
Hoff, Oberlehrer, Kl. Fischerstr. 50.
Hölck, Lehrer, Humboldtstr. 45 III.
Holdorf, Lehrer, Karolinenstr. 7 II.
Horstmann, Lehrer, Adolfstr. 159 III.
Horstmann, Lehrer, 1. Knaben-Mittelschule.
Jacobsen, Lehrer, Ottensen, Eulenstr. 75 II.
Iden, Vorschullehrer, Holstenstr. 125.
Ingwersen, Lehrer, Schuhmacherstr. 46 II.
Kähler, Lehrer, Lohmühlenstr. 91 part.
Kaestner, Lehrer, Ottensen, Eulenstr. 75 II.
Krakau, Unzerstr. 1 II.
Kruse, Schulvorsteher, Wohlers-Allee 14.
Dr. Lehmann, Gr. Bergstr. 240.
Levsen, Lehrer, Allee 91 I.
Lorenzen, Lehrer, Georgstr. 66 II.
Lungwitz, Lehrer, Steinstr. 60 II.
Dr. Mau, Ölkers-Allee 37.
Dr. Mehmel, Oberlehrer, Kl. Gärtnerstr. 73.
Dr. Michaelsen, Mörkenstr. 98.
Michelsen, Lehrer, Rolandstr. 1 II.
Mielcke, Lehrer, Weidenstr. 91 III.
Neidhardt, Stuhlmannstr. 7 II.
Nicolaudius, Lehrer, Steinstr. 91 A I.
Pahl, Lehrer, Kl. Fischerstr. 50 III.
Räthke, Bureauvorsteher, Hamburgerstr. 94 II.
Reese, Lehrer, Langenfelderstr. 10 I.
Ruhe, Lehrer, Steinstr. 91 A I.
Schmalfeldt, Lehrer, Bahnhofstr. 9.
Schmalmack, Schulvorst., Gr. Gärtnerstr. 145.

Schmarje, Rektor.
Schmisch, Kaufmann, Gr. Elbstr. 36.
Schulz, Lehrer, Wilhelmstr. 90 I.
Dr. Schüth, Königstr. 77 II.
Sisum, Lehrer, Gr. Bergstr. 249 III.
Thede, Schulvorsteher, Holstenstr. 19 II.
Thiessen, Lehrer.
Thomsen, Lehrer, Holstenstr. 98 I.
Tödt, Lehrer, Holstenstr. 55 III.
Tönsfeldt, Rektor, Allee 239 II.
Tralau, Lehrer, Ottensen, Bahrenfelderstraße 213 I.
Trede, Lehrer, Wilhelmstr. 84 II.
Völckers, Lehrer, Langenfelderstr. 10 I r.
Wächter, Rektor, Adolfstr. 10.
Wiese, Lehrer, Schauenburgerstr. 110 II.
Willers, Lehrer, Lohmühlenstr. 106 I.
Wisser, Lehrer, Lohmühlenstr. 120.
Wulf, Lehrer, Adolfstr. 159 III.
Wulf, Lehrer, Wilhelmstr. 63.
Wulff, Lehrer, Wohlers-Allee 48.

Alt-Rahlstedt.

Chalybaeus, Propst.
Dreessen, Lehrer.
Schweer, Lehrer.

Apenrade.

Christiansen, Hauptlehrer.
Clausen, Lehrer.
Hansen I, Lehrer.
Hansen II, Mittelschullehrer.
Koch, Hauptlehrer.
Krieger, Vorsteher der Kgl. Präp.-Anstalt.
Mosehuus, Kreisschulinspektor.
Schlichting, Rektor.
Seger, Mittelschullehrer.
Westphal, Mittelschullehrer.

Augustenburg.

Dr. Berke, prakt. Arzt.
Bruhn, Lehrer.
Meyer, Apotheker.

Bargteheide.

Prill, Organist.
Siebke, Lehrer.

Südholsteinischer Bienenzucht-Verein zu Hamburg: 5 Mitglieder. Vertreten durch Malermeister Schacht-Bargteheide.

Barlt.

Denker, Kirchspielschreiber.
Kann, Lehrer.

Barmstedt.

Bösch, Direktor.
Tank, Lehrer.

Beringstedt.

Hadenfeld, H., Hofbesitzer.
Hadenfeld, J., Hofbesitzer.

Blankenese.

v. Ehren, Beamter, Wedeler Chaussee A 58.
Feldhusen, Lehrer, Schulstr.
Kröger, Gasthofbesitzer.
Roth, Buchbinder, Hauptstr.

Blekendorf b. Lütjenburg.

Hinrichs, Lehrer.
Mau, Pastor.

Braak b. Boostedt pr. Neumünster.

Henning, Gemeindevorsteher.
Vogelberg, Förster.

Bramfeld b. Hamburg-Barmbek.

Johannsen, Lehrer.
Mohr, Lehrer.
Sorgenfrei, Lehrer.

Bramstedt.

Hehnke, Lehrer.
Kühl, Lehrer.
Rohweder, Lehrer.

Bredstedt.

Busch, Postverwalter.
Schmidt-Petersen, Dr. med.

Brodersdorf b. Laboe.

Oppermann, Lehrer.
Vöge jun., Hufner.

Burg a. F.

Fock, Lehrer.

Kühl, Institutsvorsteher.
Langbehn, Organist.
Rathje, Redakteur.
Rix, Lehrer.
Voß, Lehrer.
Wisser, Apotheker.

Busdorf pr. Schleswig.

Hein, Lehrer.
Neelsen, Lehrer.

Büsum.

Albrecht, Rektor.
Dr. Stubbe, Pastor.
Stüben, Lehrer.

Deezbüll b. Niebüll.

Franck, Lehrer.
Laackmann, Pastor. 2 Exempl. der „Heimat".

Dietrichsdorf b. Neumühlen.

Kath, Werkmeister, Hafenstr. 147.
Pete, Werkmeister, Schwentinestr. 83.

Eckernförde.

Bielenberg, Hauptlehrer.
Bladt, Lehrer.
Gebler, Seminarlehrer.
Green, Mittelschüler, Pferdemarkt.
Dr. Gregorovius, Seminardirektor.
Harder, Seminarlehrer.
Hennings, Lehrer.
Huckfeldt, Lehrer.
Lau, Zollverwalter.
Lorentzen, Konsul.
Maack, Rektor.
Meßmer, Lehrer.
Off, Lehrer.
Scheel, Präparand.
Stegelmann, Stadtkassierer.
Streckenbach, Apotheker.
Traulsen, Lehrer.
Bielfeldt, Seminarist.
Brammer, "
Bröker, "
Bruhn, "
Doose, "
Ehlers, Seminarist.
Feddersen, "
Feldmann, "
Lölkes, "
Hagenah, "
Hoffmann II, "
Jessen, "
Johannsen, "
Katzmann, "
Kruse, "
Kühl, "
Mackeprang, "
v. Osten, "
Pehrs, "
Poppe, "
Ramm, "
Rieken, "
Rouwolf, "
Schacht, "
Schmidt "
Schröder, "
Tams, "
Thomsen, "
Drake, Präparand.
Moltzen, "

Eddelak.

Carlsen, Lehrer.
Petersen, Pastor.

Ellerau pr. Quickborn.

Ahrens, Lehrer.
Braasch, Lehrer.

Ellerbek.

Ahrens, Lehrer.
Becker, Lehrer.
Blunck, Lehrer.
Delfs, Lehrer.
Eckmann, Hauptlehrer.
Krützfeldt, Hauptlehrer.
Prange, Lehrer.
Puck, Buchbinder.
Reimers, Lehrer.
Scheel, Lehrer.

Elmenhorst b. Bargteheide.
Schultze, Lehrer.
Vesper, Gastwirt.

Elmshorn.
Behrens, Lehrer.
Boyen, Lehrer, Peterstr.
Kremer, Holzhändler.
Lubeseder, Rentier.
Meyer, Rektor, Schulstr.
Pumplun, Lehrer.
Rathjens, Lehrer, Schulstr.
Rottgardt, Lehrer, Lindenstr.
Schwartz, Lehrer, Lindenstr.
Sörmann, Lehrer, Kirchenstr.
Stolten, Lehrer, Westerstr.
Stölting, Organist, Schulstr. 26.
Ströh, Lehrer, Norderstr.
Wieck, Lehrer, Bauerweg.
Wittenburg, Lehrer, Schulstr.

Eutin.
Aye, Pastor.
Jebe, Pharmazeut.
Kröger, Apotheker.
Petersen, Lehrer.
Roese, Hofgärtner a. D.

Faulück pr. Kappeln.
Möller, Lehrer.
Schmidt, Gemeindevorsteher.

Flensburg.
Adler, Amtsgerichtsrat.
Andresen, Nicolai, Angelburgerstr. 8.
Bernhardt, Hoflieferant.
Bruhn, Lehrer, Johannisstr.
Cassuben, Königl. Forstmeister.
Callsen, Lehrer.
Dose, Lehrer.
Eiler, Kreistierarzt.
Engel, Hauptlehrer.
Hansen, Lehrer, Hafendamm 52.
Hansen, Lehrer, Husumer Chaussee 5.
Henningsen, Lehrer, Sophienstr. 2.
Johannsen, Lehrer, Fries. Straße.
Johannsen, Lehrer, St. Nicolai-Kirchhof 2.
Konstmann, Lehrer, Königstr. 16.
Kröger, Hauptlehrer, Neumarkt 13.
Langfeldt, Lehrer, Waldstr. 17.
Löhmann, Hauptlehrer, Joh.-Kirchhof.
Mohr, Lehrer, Marien-Kirchhof 2.
Molsen, Lehrer, Norderstr. 19.
Nielsen, Lehrer, Sandberg 11.
Paulsen, Lehrer, Große Straße 52.
Paulsen, Lehrer, Königstraße 16.
Petersen, Lehrer, Friesische Straße 79.
Petersen, Lehrer, Johannisstr. 45.
Petersen, Lehrer, Bredeberg 7.
Petersen, Lehrer, Neumarkt 13.
Schenck, Hauptlehrer, Marien-Kirchhof 6.
Schenck III., Lehrer, Haresleer Weg 51.
Schott, Lehrer, Waitzstr.
Schütt, Lehrer, Sophienstr. 5.
Trenktrog, Lehrer, Friesische Straße 19.
Voigt, Lehrer, St. Johannis.
Voß, Lehrer, Ritterstr. 4.
Wittrock, Lehrer, Waitzstr. 16.

Gr. Flottbek b. Kl. Flottbek.
Cords, Stellmachermeister.
Lüdemann, Landmann.
Möhring, Mühlenbesitzer.
Möller, Garten-Ingenieur.
Staudinger, Baumschulenbesitzer.
Struse, Lehrer.

Kl. Flottbek.
Hingst, Lehrer.
Stockfleth, Lehrer.

Friedrichskoog b. Marne.
Diener, Lehrer.
Landschoof, Lehrer.

Friedrichstadt.
Feddersen, Rektor.
Förft, Lehrer.
Nommensen, Lehrer.
Sieden, Lehrer.

Gaarden.
Bielenberg, Lehrer.
Bierend, Lehrer.
Brodersen, Lehrer.

Broecker, Hauptlehrer.
Einfeldt, Lehrer.
Franck, Lehrer, Augustenstr. 30 II.
Gabrohn, Werkmeister, Augustastr. 31.
Hansohm, Lehrer.
Horn, Kaufmann, Schönbergerstr. 63.
Kahlström, Lehrer.
Kiewitt, Lehrer.
Leisner, Hauptlehrer.
Maas, Lehrer.
Meißner, Königl. Maschinenmeister, Norddeutsche Straße 48.
Möller, Lehrer.
Ohl, Lehrer.
Rathje, Lehrer.
Riecken, Lehrer.
Rieper, Lehrer.
Röhlck, Lehrer.
Tiedje, Hauptlehrer.

Gettorf.

Jepsen, Amtsvorsteher.
Mordhorst, Kantor.

Glückstadt.

Wiebers, Lehrer.
Mahn, Lehrer.

Gravenstein.

Dr. Feddersen, prakt. Arzt.
Krending, Postgehülfe.

Gremsmühlen.

Frahm, Mühlenbesitzer.
Süchting, Förster.

Hademarschen b. Hanerau.

Cornelssen, Tierarzt.
Erich, Organist.

Hadersleben.

Dreesen, Buchhandlung.
Kraft, Lehrer, Norderstr. 745.
Lauridsen, Buchhändler.
Lausten, Mittelschullehrer.
Michelsen, Seminarlehrer.
Petersen, Lehrer.

Ankersen, Seminarist.
Bierwirth, "
Brix, "
Clausen, "
Feddersen, "
Fries, "
Gehrke, "
Heide, "
Hohgrefe, "
Jensen, "
Lähndorff, "
Meyer, "
Michelsen, "
Paulsen "
Rathje, "
Säger, "
Schmidt, "
Segeberg, "
Speck, "
Thomsen, "
Thomsen, "
Wilde, "
Wyk, "

Hamburg.

Andresen, Lehrer, Eimsbüttel, Osterstr. 79 II
Bast, Lehrer, Hamburgerstr. 155.
Becker, Lehrer, Spaldingstr. 81, hochp. v.
Beyle, Lehrer, Barmbek, Bachstr. 12.
Billerbeck, Lehrer, Barmbek, Wandsbeker straße 34 a I.
Blöcker, Lehrer, St. Pauli, Glashütten straße 92 I b.
Bölke, Lehrer, Holzdamm, Klosterschule.
Bollhorn, Realschullehrer, Klosterallee 104 II
Braker, Hauptlehrer, Beethovenstr. 41.
Brackhan, Architekt, Eimsbüttlerstr. 48.
Brandt, Lehrer, Frankenstr. 5 III.
Brussen, Krämer, St. Pauli, Marktstr. 12 pr
Dr. Büchel, Weidenallee 14.
Burmeister, Lehrer, Barmbek, Lohkoppel 16
Carstens, Lehrer, St. Georgskirchhof 26 II
Carstens, Hohenfelderstr. 9 II.
Cordts, Hauptlehrer, St. Pauli, Seilerstr. 4
Dannmeyer, Lehrer, Eimsbüttel, Weiden stieg 4.

Denker, Lehrer, Papendamm, Volksschule.
Denker, Lehrer, Sophienallee 40.
Diesel, Oberlehrer, Kraienkamp 1.
Erfurt, Lehrer, Bartelsstr. 36 II.
Erichsen, Lehrer, St. Pauli, Karolinenstraße 29, Hinterhaus 7 II.
Jack, Kaufmann, Hermannstr. 8 I.
Frahm, Lehrer, Grindelberg 15.
Freytag, Lehrer, Ankelmannstr. 85.
Gottsch, Hauptlehrer, St. Pauli, Paulinenplatz 8.
Dr. Gottsche, Kustus am Naturhistorischen Museum.
Grelck, Lehrer, St. Pauli, 2. Bernhardstr. 1 I.
Gripp, Lehrer, Schellingstr. 72 III.
Haas, Lehrer, Uhlenhorst, Theresienstieg 2.
Hahn, Kaufm., St. Pauli, Bartelsstr. 74 II.
Hansen, Lehrer, Bürgerweide 15.
Hansen, Lehrer, Woltmannstr. 10 III.
Hansen, Postsekretär, Hohenfelderstr. 11.
Harten, Lehrer, Barmbek, Markt 5.
Hatje, Lehrer, Grindelberg 5/7, Hinterh., 3 I.
Heesche, Lehrer, St. Georg, Brennerstr. 51 II.
Hesse, Hauptlehrer, Rosenallee 11.
Dr. Heinemann, Lehrer, Rutschbahn 3.
Hilbert, Lehrer, Uhlenhorst, Winterhuderweg 86 II.
Hinze, Kaufmann, bei der Mühren 65.
Hoffmann, Oberlehrer, Grindelberg 1.
Hohle, Lehrer, Barmbek, Im Langenrehm 15.
Homfeld, Lehrer, Hopfenstraße 7.
Hornung, Hauptlehrer, Eimsbüttel, Kl. Weidenstieg 5 II.
Horstmann, Hamm, Jordanstr. 49.
Huck, Lehrer, Barmbek, Wilhelminenstr. 17.
Hüttmann, Lehrer, Jägerstr. 46.
Jaap, Lehrer, Elisenstr. 17.
Japp, Lehrer, Holzdamm, Klosterschule.
Junge, Lehrer, Venusberg 27.
Just, Lehrer, Eimsbüttel, Eduardstr. 1 III.
Kanne, Lehrer, Barmbek, Bramfelderstr. 62a.
Kausch, Lehrer, Borgfelde, Mittelweg 23 III.
Kellermann, Hauptlehrer, Barmbek, Richardstraße 4 II.
Kiehn, Kaufmann, Grindelallee 84.
Kiene, Maurermstr., Obere Querstr. 3 I.
Frau L. Klahn, Witwe, Roterbaum-Chaussee 73, Hinterhaus 9, prt. links.
Klostermann, Lehrer, Glashüttenstr. 12 II.
Kneesch, Lehrer, Wandbeker Chaussee 253 II.
Dr. Köhler, Eimsbüttel, Hoheweide 13 II.
Krabbenhöft, Lehrer emer., Eimsbüttel, Paulinenallee 14.
Lahann, Lehrer, Barmbek, Pestalozzistift.
Laute, Lehrer a. d. Volksschule für Mädchen, Borgfelde, Bürgerweide.
Levin, Lehrer, Bundesstr. 34 III.
Lieberg, Hauptlehrer, Eimsbüttel, Hoheweide 13 II.
Lindemann, 1. Lehrer der Seminarschule, Grindelhof 80.
Dr. Löckermann, St. Georg, Hansaplatz 2 IV.
Lüders, Vorsteher d. Museums f. Völkerkunde, Schweinemarkt.
Lüthje, Hauptlehrer, Altonaerstr. 58.
Maas, Hauptlehrer, Hohenfelde, Angerstraße 21 II.
Martensen, Lehrer, Hohenfelde, Angerstr. 23 I.
Merkel, Lehrer a. d. Seminarschule St. Pauli, Altonaerstr. 48, Hinterhaus I rechts.
Meyer, Lehrer, Hohe Bleichen 35.
Meyer, Gastwirt, St. Pauli, Neuer Kamp 7.
Meyer, Uhlenhorst, Blücherstr. 43.
Dr. Michow, Privatgelehrter, Roterbaum-Chaussee 71.
Dr. Mielcke, Lehrer a. d. höh. Bürgerschule v. d. Holstenthor.
Mittgaard, Lehrer, Eimsbüttel, Osterstr. 69 III.
Mix, Lehrer, Hamm, Stöckhardtstr. 3.
Mohr, Lehrer a. d. Volksschule Borgfelde, Bürgerweide.
Möller, Lehrer, Eimsbüttel, Vereinsstr. 83 III.
Möller, Hauptlehrer, Hohenfelde, Steinhauerdamm 6.
Müller, Beamter, Grindelallee 60 II.
Müller, Lehrer, Uhlenhorst, 1. Humboldtstraße 7 I l.
Nagel, Kaufmann, Eimsbüttel, Schulweg 2.
Dr. Noelting, Steindamm 113.
Pahl, Lehrer, Hammerdeich 26 I.

Partz, Hauptlehrer, Barmbek, Flachsland 49.
Passig, Kaufmann, St. Pauli, Neue Rosenstr. 27.
Paulsen, Hauptlehrer, Münzstraße.
Philippsen, Beamter, Eimsbüttel, Parkallee 18 II.
v. Pöppinghausen, Gerichtsschreiber, Amsinkstraße 47.
Rathjen, Lehrer, Eimsbüttel, Emilienstr. 34.
Dr. Rautenberg, Professor, Lübeckerstr. 13.
Reher, Lehrer, St. Georg, Nagelsweg 71.
Reich, Beamter, Hohenfelde, Neustr. 28, Haus 2 I.
Reimers sen., Journalist, Hammerdeich 257.
Reimers, Beamter, Steindamm 138 IV.
Reimnitz, Lehrer, Barmbek, Johannisstr. 15 I.
Reinhardt, Lehrer, Barmbek, Vogelweide 11 II.
Reutzow, Beamter, St. Pauli, Seilerstr. 3 II.
Rischawy, Lehrer, Vierländerstr. 14 II.
Rohde, Oberlehrer, St. Pauli, Antonistr. 12.
Sander, Beamter, Eilbek, Wandsbeker-Chaussee 105.
Sasse, Kanzlist, St. Pauli, Feldstr. 47.
Schacht, Cigarrenfabrikant, Borgfelde, a. d. Bürgerweide 67.
Schmarje, Hauptlehrer, Barmbek.
Schmidt, Lehrer, a. d. Koppel 98 II.
Schmidt, Hauptlehrer, Schanzenstr. 33.
Schmidt, Subdirektor, Schleusenbrücke 8.
Schnede, Lehrer, Angerstr. 23.
Frl. Schnepel, Holzdamm, Klosterschule.
Schnitger, Schulvorsteher, Uhlenhorst, Blücherstr. 4.
Frl. Schöne, Lehrerin der Klosterschule, Holzdamm.
Schultz, Beamter, Eimsbüttel, Vereinsstraße 41 II.
Schultz, Lehrer, Barmbek, Hamburgerstr. 196 I.
Schulze, Lehrer, Holzdamm, Klosterschule.
Schümann, Hauptlehrer, St. Pauli, Hopfenstr.
Schütt, Lehrer, Colonnaden 46 I.
Schütz, Lehrer, Kurze Mühren 40.
Schwieker, Lehrer, Eimsbüttel, Osterstr. 89 III.
Schwindrazheim jun., Herausgeber der „Beiträge zur Volkskunst“, St. Georg, Bleicherstr. 6 I.

Sievers, Hauptlehrer, St. Pauli, Seilerstr.
Sievers, Lehrer, Eimsbüttel, Hafenw. 10.
Sievers, Krämer, St. Pauli, Jägerstr. 18.
Sparbier, Lehrer, Eimsbüttel, Marthastr. 53.
Dr. Stechert, Astronom a. d. Deutschen Seewarte, Schäferkampsallee 48.
Stichel, Lehrer, Sägerplatz 15 I.
Struve, Lehrer, Eimsbüttel, Henriettenstraße 16 III.
Stuhr, Lehrer, Heidenkampsweg 170 II.
Tackmann, Lehrer, Eimsbüttel, Lockstedter Weg 8.
Tagge, Lehrer, Hopfenüraße.
Thedsen, Lehrer, Elisenstr. 5 III.
Voß, Barmbek, Holstenkamp 9 I.
Wagner, Lehrer, Holzdamm, Klosterschule.
Dr. phil. Wagner, Oberlehrer, Neubertstr. 15.
Wagner, Lehrer, Eimsbüttel, Müggenkampstraße 67 part.
Walther, Hauptlehrer, Eimsbüttel, Osterstr.
Warncke, Hauptlehrer, Uhlenhorst, Schulweg.
Wermerberg, Lehrer, Fruchtallee 68, Hs. II.
Frl. Westerkamp, Klosterschule.
Winter, Hauptlehrer, Eimsbüttel, Schulweg 7.
Witt, Lehrer, Nikolaistr. 9.
Wunstorf, Hauptlehrer, Eimsbüttel, Bismarckstraße 5.
Dr. Zahn, Direktor der Klosterschule, Holzdamm.
Zechner, Lehrer, Barmbek, Wandsbeker-Straße 63.
Ziehes, Gerichtsschreiber, Barmbek, Wohldorferstraße 7 III.
Zimmermann, Schneidermeister, Hohe Bleichen 5.
Zimpel, Kaufmann, Neue Gröningerstr. 40.

Hasloh b. Quickborn.

Dahmlos, Lehrer.
Huckfeldt, Lehrer.

Hassee b. Kiel.

Dibbern, Lehrer.
Schroeter, Gärtner.
Wolff, Gärtner.

Havikhorst b. Oldesloe.

Hoffmann, Lehrer.
Schmidt, Hufner.

Heide i. H.

Eimfeldt, Lehrer.
Flickenschild, Lehrer.
Koch, Organist.
Lammers, Dr. med.
Petters, Lehrer.
Ruthl, Lehrer.
Sieerks, Lehrer.

Heiligenhafen.

Becker, Lehrer.
Sieden, Lehrer.
Westphalen, Lehrer.

Heiligenstedten pr. Itzehoe.

Kleemann, Malermeister.
Michaelsen, Organist.
Naggel, Hofbesitzer.
Schröder, Gastwirt.

Helgoland.

Schmidt, Lehrer.
Schröder, Pastor.

Hohenwestedt.

Bergmann, Lehrer a. d. Landwirtschaftsschule.
Bewensee, Organist.
Comradi, Direktor.
Hamschild, Präparateur.
Lange, Oberförster.
Rohweder, Lehrer.
Saggau, Stationsvorsteher.
Schweim, Lehrer.
Dr. Weber, Lehrer a. d. Landw. Lehranstalt.

Hohn b. Rendsburg.

Dulborg, Kantor.
Harms, Pastor.
Marquardsen, Lehrer.

Husum.

Beuck, Lehrer.
Brunn, Gymnasiallehrer.
Ingwersen, Apotheker.
Rohweder, Gymnasiallehrer.
Römer, Regierungsbaumeister.

Innien.

Breiholz, Lehrer.
Dammann, Lehrer.
Gloy, Amtsvorsteher.

Itzehoe.

Christiansen, Lehrer.
Davidsen, Schriftsetzer, Kirchenstr. 15.
Gieseler, Lehrer.
Hatje, Kantor.
Leesemann, Lehrer.
Petersen, Lehrer.
Pipgras, Lehrer.
Pörksen, Schriftsetzer, Breitenburgerstr.
Ralfs, Lehrer, Breitenburgerstr. 19.
Rasch, Buchbinder, Breitestr.
Schreck, Hauptlehrer.
Schröder, Pastor.
Schult, Lehrer.
Steinbrück, Magistrat der Stadt Itzehoe.
Splieth, Feldschmiede.
Warnstedt, Pol. Präsident z. D.

Kappeln.

Ehlers, Lehrer em., Prinzenstr.
Nissen, Lehrer.

Kassau b. Neustadt i. H.

Schöning, Lehrer.
Struve, Lehrer.

Keitum auf Sylt.

Lienau, Lehrer, jetzt Stuvenborn b. Sülfeld.
Paulsen, Lehrer.

Kellinghusen.

Brügge, Lehrer.
Wischmann, Lehrer.

Kiel.

Dr. Ahlmann sen., Bankier, Holstenstr. 32.
Ahrens, Gewerbeschuldirektor, Gartenstr. 27.
Ahrens, Lehrer, Harmsstr. 14.
Dr. Alberti, Brunswikerstr. 5.
Amelow, Maurermeister, Holtenauerstr. 72.

Asmussen, Lehrer, Ringstr. 40.
Averhoff, Lehrer, Fährstr. 9.
Beckmann, Instrumentenmacher, Vorstadt 10.
Behnke, Rentier, Düsternbrook 42.
Bellmann, Lehrer, Ringstr. 32.
Frl. Bergmann, Lehrerin, Klinke 26 II.
Bielenberg, Lehrer, Friedrichstr. 10.
Frl. Blemhuser, Lehrerin, Sophienblatt 47.
Blunck, Lehrer, Exerzierplatz 4.
Bockendahl, Dr. med., Hospitalstr. 6.
Bokelmann, Landes-Ökonomie-Rat, Jägersberg 9.
Böttcher, Handelsgärtner, Markt 18.
Böttger, Lehrer, Ringstr. 99.
Brandt, Rentier, Walkerdamm 2 a.
Brandt, Justizrat, Damperhofgasse 2.
Brandt, Dr., Professor, Beselerallee 26.
Brandt, Lehrer, Koldingstr. 5 I.
Breiholz, Dr., Wanderlehrer des landw. Gen.-Ver., Sophienblatt 83.
Breymann, Buch- und Kunsthandlung, Exerzierplatz 2.
Brodersen, Lehrer, Ringstr. 46.
Bruhn I, Lehrer, Gerhardstr. 32.
Bruhn II, Lehrer, Kirchhofsallee 28.
Bruhn, Schreibersgast, Kommando der Marine-Station der Ostsee.
Bruhn, Kastellan, Königl. Schloß.
Bülk, Lehrer, Kirchhofsallee 6.
Burmeister, Lehrer, Jägersberg 19.
Busch, Zimmermeister, Exerzierplatz 17.
Carstens, Pianohandlung, Friedrichstr. 14.
Christiani, Feldinspektor, Boninstr. 32.
Claas, Werftbetriebs-Sekretair, Koldingstr. 32.
Clasen, Lehrer, Stiftstr. 3.
Clausen, Lehrer, Dammstr. 50 a.
Clausen, Pastor, Ringstr. 20.
Cohrt, Lehrer, Hafenstr. 20.
Dannmeier, Hauptlehrer, Lornsenstr. 59.
Denckert, Lehrer, Schauenburgerstr. 40 II.
Dibbern, Lehrern, Jungfernstieg 15.
Dierck, Lehrer, Gerhardstr. 19 II.
Dietz, Rektor a. D., Schloßstr. 32 II.
Dimigen, Lehrer, Holtenauerstr. 52.
Dohm, Lehrer, Gartenstr. 10.
Dohrn, Lehrer, Unterestr. 17.
Doormann I, Hauptlehrer, Koldingstr. 1 a.
Doormann II, Hauptlehrer, Eckernf. Chauss. 12.
Doormann III, Lehrer, Möllingstr. 22.
Doormann IV, Lehrer, Kronshagenerweg 35.
Doose I, Lehrer, Fleethörn 57.
Doose II, Lehrer, Lornsenstr. 22.
Doose III, Lehrer, Ringstr. 56.
Dusch, Kaufmann, Ringstr. 66.
Frl. Ebbesen, Lehrerin, Gasstr. 14.
Eckardt, Buch- u. Kunsthandlung, Schwanenweg 26.
Ehlers, Hauptlehrer, Hasseldieksd. Weg 12.
Enking, Hauptlehrer, Dammstr. 44.
Erichsen, Lehrer, Schloßstr. 34.
Fack, Gymnasiallehrer a. D., Schulstr. 14.
v. Fehren, Kaufmann, Königsweg 22.
v. Fischer-Benzon, Dr., Professor, Gymnasial-Oberlehrer, Dammstr. 18.
Flemming, Dr., Professor, Düsternbrook 55.
Först, Lehrer, Boninstr. 35 II.
Fuß, Oberbürgermeister, Beselerallee 42.
Frl. Gardels, Lehrerin, Muhliusstr. 3.
Gänge, Organist, Fleethörn 59 II.
Gartzen, Kaufmann, Hafenstr. 22.
Godtfring, Lehrer, Sternstr. 9.
Gosch, Lehrer, Holtenauerstr. 152.
Gotthardt, Hardesvogt z. V., Adolfstr. 48.
Gotthardt, Lehrer, Knooperweg 146.
Dr. Göttsch, Kronshagenerweg 3.
Grandke, M.-Verw.-Mt. an Bord S. M. Tp. Div. Bt. „D 7“.
Grauel, Lehrer, Königweg 23.
Gröhn, Lehrer, Stiftstr. 3.
Claus Groth, Dr., Professor, Klaus Groth-Platz 1.
Groth, Lehrer, Möllingstr. 22.
Haack, Architekt, Jägersberg 3.
Haas, Dr., Professor, Niemannsweg 14.
Hagge, Lehrer, Koldingstr. 27.
Hahn, Photograph, Brunswikerstr. 14.
Hahn, Dr., Ober-Realschullehrer, Brunswikerstr. 37.
Hansen II, Lehrer, Karlstr. 34.
Hansen III, Lehrer, Schulstr. 16.

Hansen IV, Lehrer, Königsweg 63.
Hansen, Kaufmann, Sophienblatt 16 II.
Hansen, Landes-Versicherungsrat, Waisenhofstr. 38.
Hansohm, Goldschmied, Vorstadt 56.
Hanssen I, Lehrer, Wilhelminenstr. 51.
Hartz, Lehrer, Schulstr. 14.
Harz, Kaufmann, Langereihe 6.
Haß, Hauptlehrer a. D., Kirchhofsallee 26.
Hecht, Lehrer, Hohenbergstr. 9 III.
Hein, Gärtner, Wilhelminenstr. 51.
Heinemann, Lehrer, Unterestr. 6 I.
Frl. Helms, Lehrerin, Muhliusstr. 86 I.
Hennings, Lehrer, Hopfenstr. 28.
Herchenröder, Hoffriseur, Holstenstr. 30.
Frl. Herrmannsen, Lehrerin, Knooperweg 12.
Heuck, Vergolder, Vorstadt 43.
Heuer, Lehrer, Kirchhofsallee 6.
Heuer, Baggermeister, Kirchhofsallee 30.
Hinckelmann, Kaufmann, Brunswikerstr. 22.
Hinckelmann, Lehrer, Schulstr. 14.
Hingst, Lehrer, Gasstr. 22.
Hinkelmann, Kgl. Fischmeister, Sophienbl. 80.
Hinrichsen, Lehrer, Hospitalstr. 26.
Hinz, Lehrer, Stiftstr. 3.
v. Hofe, Lehrer, Langereihe 10.
Hoff I, Lehrer, Möllingstr. 6.
Hoff II, Lehrer, Mittelstr. 8.
Hoffmann I, Hauptlehrer, Am Stern.
Hoffmann II, Lehrer, Jägersberg 21.
Hoffmann III, Lehrer, Kirchhofsallee 6.
Hoppe, Lehrer, Prüne 22.
Horn I, Hauptlehrer, Jägersberg 21.
Horn II, Lehrer, Brunswikerstr. 20.
Jäger, Lehrer, Muhliusstr. 56.
Jahn, Rentier, Gartenstr. 12 II.
Jansen, Dr., Professor, Holtenauerstr. 88.
Jappe, Droguist, Holtenauerstr. 9.
Jarchov, Lehrer, Stiftstr. 3.
Jensen, Gymnasiallehrer, Muhliusstr. 62.
Jensen, Buchdruckereibesitzer, Karlstr. 25 II.
Jessen I, Lehrer, Eckernförder Chaussee 1.
Jessen II, Lehrer, Schaßstr. 15.
Dr. Illing, prakt. Arzt, Wall 36.
Ilsemann jun., Gärtner, Hassee er Weg 19.
Johannsen, Lehrer emer., Papenkamp 66.
Jöns, Lehrer, Ringstr. 83.
Junge, Hauptlehrer, Sandkuhle 7.
Jungmann, Lehrer, Brunswikerstr. 3.
Jürgensen, Lehrer, Gartenstr. 27.
Iversen, Lehrer, Oberestr. 9.
Frl. Iwersen, Lehrerin, Holtenauerstr. 28 II.
Kaack, Lehrer, Hafenstr. 20
Kähler, Buchbinder, Klinke 11.
Kähler, Rentier, Vorstadt 40.
Kalepky, Dr., wiss. Lehrer, Muhliusstr. 77 a.
Karl, Rentier, Lerchenstr. 17.
Karsten, Dr., Geh. Reg.-Rat, Professor, Küterstr. 8.
Käselau, Lehrer, Ringstr. 75.
Kerner, Cigarren- u. Tabakhandl., Sophienblatt 6.
Kleemann, Hauptlehrer, Kirchhofsallee 30.
Kloppenburg, Hauptlehrer, Waisenhofstr. 2.
Knuth, Dr., Ober-Realschul-Oberlehrer, Lornsenstr. 52.
Kohlhagen, Tabak- und Cigarrenhandlung, Sophienblatt 24 b.
Koll, Lehrer, Muhliusstr. 55.
Kraus, Regierungsrat, Schloßgarten 11.
Krause, Dr., Marine-Stabsarzt, Muhliusstraße 64.
Frl. Kraushaar, Lehrerin, Harmsstr. 4 II.
Kröger, Lehrer, Holtenauerstr. 52 II.
Krumm, Ober-Realschul-Lehrer, Bergstr. 6.
Kühl, Hauptlehrer, Gartenstr. 22.
Kuhlgatz, Stadtschulrat, Gartenstr. 10.
Lage, Segelmacher, Pfaffenstr. 14.
Lahann, Lehrer, Unterestr. 15.
Lange, Lehrer, Harmsstr. 9.
Langemann, Dr., wiss. Lehrer, Holtenauerstraße 116.
Laubinger, Apothekergehülfe, Hohestr. 16.
Lehmann, Dr., Professor, Hohenbergstr. 4.
Lepthin, Lehrer, Ringstr. 93.
Lipsius, Buch- und Kunsthandlung, Falckstraße 9. 6 Exemplare der „Heimat“.
Löden, Lehrer, Ringstr. 59.
Lorentzen III, Lehrer, Oberestr. 9 I.
Lorenzen II, Lehrer, Kirchhofsallee 42.

Lorenzen I, Lehrer, Muhliusstr. 99.
Lund, Hauptlehrer, Gartenstr. 27.
Lüthje, Lehrer, Knooperweg 140.
Maaßen, Lehrer, Waisenhofstr. 3.
Martens II, Lehrer, Feldstr. 3.
Martens, Hauptlehrer, Holtenauerstr. 26.
Martens III, Lehrer, Gr. Kuhberg 50.
Martensen, Lehrer, Jungmannstr. 72.
Martini, Schlachtermeister, Markt 5.
Mau, Pastor, Lorentzendamm 12.
Mehlert, Lehrer, Knooperweg 146.
Meltz, Kunstgärtner, Holtenauerstr. 168.
Merckel Wallmeister a. D., Muhliusstr. 45.
Frl. Mestorf, Direktorin des Museums vaterländ. Altertümer, Burgstr. 2.
Dr. Meybrinck, wiss. Lehrer, Niemannsweg 2.
Meyer, Hotelbesitzer, Sanssouci.
Meyer I, Lehrer, Schaßstr. 10 I.
Meyer II, Lehrer, Prüne 30.
Dr. Meyer, wiss. Lehrer, Bergstr. 11.
Meyer, Vorsteher, Lübecker Chaussee 1.
Mohr, Lehrer, Königsweg 93.
Möller, Komtorist, Boninstr. 24.
Möller, Lehrer, Gerhardstr. 15.
Müller, Amtsgerichtsrat, Bergstr. 3.
Myrau, Lehrer, Ringstr. 59.
Niepa, Redakteur, Ringstr. 48.
Nissen I, Lehrer, Holtenauerstr. 38.
Nissen II, Lehrer, Waisenhofstr. 46.
Otto, Lehrer, Holtenauerstr. 49.
Peters, Hafenmeister, Karlstr. 33.
Peters, Hauptlehrer, Waisenhofstr. 4.
Peters, Rentier, Gerhardstr. 32.
Frl. Peters, Lehrerin, Ringstr. 80.
Peters, Gymnasiallehrer, Königsweg 20.
Petersen I, Hauptlehrer, Ringstr. 65.
Petersen II, Lehrer, Ringstr. 91.
Plümer, Direktor, Lornsenstr. 52 a.
Pöhls, Lehrer, Koldingstr. 27.
Postel, Apotheker, Löwenapotheke.
Prüß, Lehrer, Unterestr. 29.
Rahn, Handlungskommis, Kl. Kuhberg 12 II.
Rathjen, Schieferdecker, Sophienblatt 22 a.
Reese I, Lehrer, Dammstr. 19 a.
Reese, Buchbinder, Klinke 8.
Rehberg, Lehrer, Weberstr. 9.
Rehder, Lehrer, Harmsstr. 3.
Rehder, Lehrer, Schauenburgerstr. 31.
Renard, Photograph, Sophienblatt 18.
Frau Rendtorff, Konsistorialrat, Jägersberg 8.
Rendtorff, cand. phil., Hamb. Chaussee 25.
Riemer, Buchbinder, Vorstadt 20.
Rieper II, Hauptlehrer, Knooperweg 140 a.
Rohlfs, Hauptlehrer, Teichstr. 1.
Rohweder, Maurermeister, Ringstr. 49.
Rohwer, Küster, Waisenhofstr. 42.
Rühr, Goldschmied, Dänischestr. 12.
Ruhsert, Lehrer, Gartenstr. 22.
Runge, Lehrer, Gerhardstr. 22.
Schade, Gymnasiallehrer, Waisenhofstr. 18.
Schellhorn, Kaufmann, Sophienblatt 22 a.
Schmidt, Cigarren-Versand-Geschäft, Damenstraße 72.
Schmidt, Institutsvorsteher, Düsternbrook 81.
Schwenn, Ober-Realschullehrer, Ringstr. 99.
Sell, Lehrer, Karlstr. 8 II.
Sellmer, Kaufmann, Waisenhofstr. 43.
Simonsen, Lehrer, Gerhardstr. 19.
Sörensen, Lehrer, Harmsstr. 5.
Splieth, Lehrer, Kirchenstr. 8.
Frl. Stange, Lehrerin, Dänischestr. 9.
Starken, Hauptlehrer, Prüne 16.
Steffen II, Lehrer, Exerzierplatz 17.
Steffen III, Lehrer, Mittelstr. 9.
Stegemann, Lehrer, Ringstr. 87.
Steger, Lehrer, Klosterkirchhof 33.
Stickel, Rechnungsrat, Friedrichstr. 2.
Stiegmann, Bureau-Assistent, Schauenburgerstr. 13 II.
Stolley, Hauptlehrer, Bäckergang 7.
Stoltenberg, Lehrer, Jägersberg 19.
Ströh, Lehrer, Ringstr. 86.
Strohmeyer, Lehrer, Langereihe 10.
Struve I, Lehrer, Gr. Kuhberg 18.
Struve II, Lehrer, Ringstr. 86.
Struve III, Lehrer, Schulstr. 14.
Stuhr, Lehrer, Bergstr. 8.
Suhr I, Lehrer, Kirchenstr. 6.
Suhr II, Lehrer, Unterestr. 29.
Tamm, Zollbeamter, Sophienblatt 65.

Tams, Lehrer, Exerzierplatz 1.
Teschner & Frentzel, Buchhandlung, Brunswikerstr. 46.
Tiedemann, Anstaltsdirektor, Ringstr. 55.
Timm, Lehrer, Ringstr. 95.
Tönsfeldt, Lehrer, Ringstr. 89.
Unterhorst, Lehrer, Kastanienstr.
Vöge, Lehrer, Schauenburgerstr. 11.
Volbehr, Buchbinder, Kehdenstr. 24.
Vollbehr, Stadtkassierer, Düsternbrook 144.
Vollstedt, Lehrer, Holtenauerstr. 9.
Vosgerau, Lehrer, Holtenauerstr. 42.
Voß, Lehrer, Unterestr. 6.
Westphal, Lehrer, Fährstr. 29.
Wichmann, Stadtrat, Kehdenstr. 27.
Wiese, Blockdrechsler, Waisenhofstr. 29.
Wischer, Lehrer, Klinke 10.
Witt, Lehrer, Waitzstr. 8.
Wolansky, Provisor, Hofapotheke.
Wolff, Hauptlehrer, Gr. Kuhberg 35 II.
Wolgast I, Lehrer, Ringstr. 84.
Wolgast II, Lehrer, Am Stern 31.
Wulff, Lehrer, Exerzierplatz 13.
Arp, Präparand.
Beckmann, „
Egge, „
Feddersen, „
Friedrich „
Hagen „
Heesch, „
Hein, „
Hinz II, „
Kirschner, „
Klein, „
Langmaack, „
Leptien, „
Maatz, „
Marxen, „
Röhren, „
Pörksen, „
Reshöft, „
v. Riegen, „
Rothbarth, „
Schätzel, „
Schlotfeldt, „
J. Schmidt, Präparand,
M. Schmidt, „
Schneider, „
Schümann, „
Schütt, „
Schultz, „
Sieh, „
Stange, „
Struck, „
Tode, „
Weinreich, „

Kleinsolt pr. Flensburg.

Engel, Hauptlehrer.
Schmitt, Lehrer.

Kletkamp b. Lütjenburg.

Hodorff, Verwalter.
Köhler, Sekretär.

Kollmar i. H.

Dibbern, Lehrer.
Möller, Organist.

Lägerdorf b. Itzehoe.

Andresen, Lehrer.
Hansen, Lehrer.
Schröder, Lehrer.
Wöbcke, Lehrer.

Langenfelde b. Langenfelde-Stelling.

Handorf, Lehrer.
Plagemann, Lehrer.

Lauenburg a. d. E.

Peterssen, Lehrer.
Sager, Lehrer.

Leitmeritz in Böhmen.

Heinr. Ankert, stud. jur., Neuthorgasse 17.
Schmidt, Fachlehrer.

Lebrade b. Plön.

Meyer, Organist.
Ohl, Pastor.

Leipzig.

Steenbock, Neudeitzerstr. 16 III.
Wachsmuth, Leipziger Schulbilderverlag, Gutenbergstr.

Lübeck.

Bödeker, Hauptlehrer, Pferdemarkt 5.
Brockmann, Lehrer, Charlottenstr. 9 I.
Burmeister, Lehrer a. d. 2. Knaben-Mittelschule, Mühlenstraße 48.
Dr. Freund, Oberlehrer, Gartenstr. 14.
Hammerich, Gymnasiallehrer, Schlümacherstr.
Hennings, Lehrer, Schüsselbuden.
Koch, Hauptlehrer, Mädchen-Mittelschule, Königstraße.
Dr. Lenz, Konservator.
Pechmann, Hauptlehrer, Burgstr.
Schädel, Lehrer am Progymnasium, Schulhaus Paulstraße, vor dem Burgthor.
Thöle, Lehrer, Charlottenstr. 14 I.
Wienke, Lehrer, Blanckstr. 17.

Lügumkloster.

Clausen, Pastor.
Heil, Postmeister.
Mörck, Dr. med.
Most, Lehrer.
Petersen, Rentmeister.
Petersen, Hauptlehrer.
Roost, Lehrer.
Schwark, Amtsrichter.

Lunden.

Tornils, Lehrer.
Marten, Lehrer.
Rulffs, Pastor.

Malente b. Gremsmühlen.

Harms, Organist.
Schmüser, Lehrer.

Marne.

Altmüller, Buchdruckerei.
Hartmann, Dr. med.
Holm, Lehrer.
Lindemann, Lehrer.
Mau, Hauptpastor.
Momsen, Lehrer.
Stöfen, Hofbesitzer.

Maugstrup b. Hammeleff.

Groth, Pastor.
Baumgarten, Lehrer.

Meldorf.

Bremer, Buchhändler.
Diestel, Gärtner.
Goos, Lehrer.
Heesch, Lehrer.
Frl. Jürgens, Lehrerin.
Lange, Lehrer.
Maaßen, Hauptlehrer.
Schlobohm, Lehrer.
Thiessen, Lehrer emer.
Walter, Lehrer.
Frl. Wiese, Lehrerin.
Wulf, Lehrer.

Mölln in Lauenb.

Bohnhoff, Lehrer.
Frahm, Lehrer.
Schulz, Kantor.
Steffens, Mittelschullehrer.
Völkel, Rektor.

Mönkeberg b. Altheikendorf.

Pries, Lehrer.
Stoltenberg, Gastwirt.

Moorege b. Ütersen.

Hennings, Lehrer.
Tode, Lehrer.

Münsterdorf b. Itzehoe.

Osbahr, Lehrer.
Wulf, Organist.

Morsum pr. Keitum auf Sylt.

Block, Pastor.
Möller, Lehrer.

Neuenbrook.

Schröder, Lehrer.
Willhöft, Organist.

Neuheikendorf b. Altheikendorf.

Burmeister, Lehrer.
Petersen, Lehrer.

Neumühlen bei Kiel.

Bielfeldt, Lehrer.
Claus, Lehrer.
Kähler, Hauptlehrer.
Krukau, Hauptlehrer.
Kuphaldt, Lehrer.
Lohse, Lehrer.
Strohmeyer, Lehrer.

Neumünster.

Asmußen, Lehrer.
Brackmann, Lehrer.
Bremer, Tuchfabrikant.
Bünz, Eisenbahn-Beamter.
Bürger-Kasino.
Burmeister, Kaufmann.
Christiansen, Lehrer.
Delfs, Kaufmann.
Dittmann, Apotheker.
Dittmann, Lehrer.
Franzen, Lehrer.
Ganzer, Kaufmann.
Gerdes, Lehrer.
Göttsche, Lehrer.
Hasenberg, Kaufmann.
Hauschildt, Kaufmann.
Hinselmann jun., Großflecken.
Jochimsen, Lehrer.
Manns, Lehrer.
Marckmann, Lehrer, Wittorferstr. 28.
Marckmann, Lehrer, Kuhberg 33.
Michaels, Zahnarzt.
Mohr, Kornkaufmann.
Möller, Lehrer.
Muuß, Lehrer.
Nissen, Lehrer.
Nissen, Vorsteher der Güterexpedition.
Paasch, Lehrer.
Pein, Lehrer.
von Pein, Privatier.
Pöhls, Lehrer.
Dr. Prien.
Röper, Lehrer.
Rottgardt, Lehrer.
Scheel, Lehrer.
Schmidt, Schmiedemeister.
Schulse, Lehrer.
Sell, Lokomotivführer.
Sieh, Lehrer.
Sievers, Stellmacher.
Stolley, Lehrer.
Struve, Lehrer.
Suhr, Lehrer.
Suhren, Lehrer, Haart.
Tanck, Hauptlehrer.
Timm, Lehrer.
Vollert, Eisengießereibesitzer.
Voß, Lehrer.
Westphalen, Tuchfabrikant.
Wiese, Lederfabrikant.

Neustadt i. H.

Kähler, Lehrer.
Meyer, Lehrer.
Schröder, Lehrer.
Frl. Staacke, Buchhandlung.

Niebüll.

Dünnweber, Lehrer.
Tietgen, Lehrer.

Nienstedten pr. Kl. Flottbek.

Bohm, Lehrer.
Kark, Lehrer.
Paulsen, Propst.
Ramcke, Lehrer.

Nordstrand.

Randschau, Lehrer.
Simonsen, Lehrer.
Steenbock, Lehrer.

Nortorf.

Cayé, Dr. med.
Detlessen, Lehrer an Kardels Postinstitut.
Doose, Lehrer.
Holdmann, Lehrer.
Hoop, Lehrer.
Frl. Jensen, Lehrerin.
Pahl, Lehrer.
Schröder, Lehrer.
Reimers, Kaufmann.

Oering b. Sülfeld.

Petersen, Lehrer.
Speck, Lehrer.

Oldenswort.

Dwenger, Organist.
Ketels, Lehrer.

Oldesloe.

Baetz, Hauptpaster.
Balke, Lehrer am Realprogymnasium.
Edert, Kantor.
Frähmke, Postbeamter.
Grude, Hutfabrikant.
Dr. Hansen, Oberlehrer am Realprogymnasium.
Harmsen, Pastor.
Hirsch, Civil-Ingenieur.
Höppner, Lehrer.
Relling, Stadtrat.
Singelmann, Rendant.
Suck, Lehrer.

Oppendorf b. Schönkirchen.

Lembke, Hofpächter.
Stoltenberg, Förster.
Prehn, Amtsvorsteher.
Thode, Müller, Oppendorfer Mühle.

Osterhever pr. Garding.

Lüthje, Lehrer.
Schröder, Lehrer.

Övelgönne pr. Altona-Ottensen.

Schlichting, Lehrer.
Volckens, Lehrer, Flottbeker Chaussee.

Pahlen pr. Tellingstedt.

Nössel, Fabrikbesitzer.
Vollert, Lehrer.

Pellworm.

Klüver, Lehrer.
Mäckelmann, Lehrer.

Petersdorf a. Fehmarn.

Kock, Hauptpastor.
Laugesen, Lehrer.
Petersen, Organist.

Pinneberg.

Erdmann, Rektor.
Rave, Weinhändler.

Plön.

Dr. Goos, Kreis-Physikus.
Kinder, Bürgermeister.
Speck, Lehrer.

Preetz.

Kaack, Lehrer.
Lorenzen, Lehrer.
Graf v. Reventlou, Klosterpropst.
Struve, Hauptlehrer.

Gr. Quern.

Flor, Pastor.
Holm, Apotheker.
Schnack, Lehrer.

Quickborn.

Alberti, Pastor.
Ehmsen, Lehrer.
Möller, Lehrer.

Ratzeburg.

Burmeister, Organist.
Cobabus, Kantor.
Dr. Hellwig, Gymnasiallehrer.
Kammerhoff, Lehrer.
Mirow, Seminarlehrer.
Rumpf, Lehrer.
Dr. Schütt, Kreisschulinspektor.
Tepelmann, Rektor.

Rausdorf b. Friedrichsruh.

Diestel, Lehrer.
Walter, Pappfabrikant.

Reinfeld.

Burmeister, Lehrer.
Edert, Lehrer emer.

Rendsburg.

Bischoff, Pastor.
Brix, Lehrer, Kronprinzenstr.
Brütt, Landrat.
Dreßler, Gymnasiallehrer.

Friedrichsen, Lehrer emer.
Granzow, Lehrer a. d. höh. Mädchenschule.
Hansen, Hauptlehrer.
Hansen, Kantor, Eisenbahnstr. 217.
Mohr, Färbereibesitzer.
Möller, Lehrer, Baronstr. 421.
Petersen, Lehrer, Am Kirchhof.
Ruge, Gymnasiallehrer.
Schroedter, Lehrer, Wilhelmsthal.
Thoden, Lehrer, Eisenbahnstr. 1.
Dr. Volbehr, prakt. Arzt.

Sande b. Bergedorf.

Brüdt, Lehrer.
Gloyer, Lehrer.
Röttcher, Lehrer.
Werner, Lehrer.

Satrup in Angeln.

Andresen, Lehrer.
Redlessen, Carl.

Schlamersdorf.

Brodersen, Organist.
Bruhn, Pastor.

Schleswig.

Dr. Adler.
Debus, Taubstummenlehrer, Lollfuß.
Dethleffsen, Buchhändler, Stadtweg.
Königliche Domschule.
Franke, Taubstummenlehrer, Friedrichsberg.
Greve, Hauptlehrer, Norderdomstr. 15.
Hauschildt, Stationsvorsteher, Bahnhof Altstadt.
Jürgensen, Lehrer, Fischbrückstr. 2.
Köhler, 1. Lehrer d. Taubstummen-Anstalt II.
Kruse, Taubstummenlehrer, Lollfuß 83.
Leonhard, Redakteur, Stadtweg.
Lorenzen, Lehrer, Stadtweg.
Ovens, Taubstummenlehrer, Michaelisstr.
Metting, Kantor, Friedrichsberg.
Michaelsen, Lehrer, Langestr. 24.
Paulsen, Lehrer, Schubystr. 4.
Dr. Sager.
Dr. Schneider, Geh. Reg.- u. Schulrat.
Schnittger, Hauptpastor.
Dr. Steen, Gymnasiallehrer.
Terno, Gymnasial-Vorschullehrer, Langestraße.
Timm, Lehrer, Domziegelhof 1.
Warnecke, Taubstummenlehrer, Haddebyer Chaussee.

Schönberg i. H.

Hansen, Lehrer.
Dr. Plönnis, Direktor der Ackerbauschule.

Schönhorst pr. Schönkirchen.

Behnke, Lehrer.
v. Dadelszen, Hofpächter.

Schönkirchen.

Arp, Gastwirt.
Dibbern, Uhrmacher.
Erich, Organist.
Mühlenhardt, Pastor.
Schmidt, Hufner.
Stolten, Lehrer.
Wiedemann, Bäcker.
Wiese, Amtsvorsteher.

Schwartau.

Güntzel, Privatier.
Jürgens, Postdirektor a. D.
Langfeldt, Lehrer.
Rischmüller, Hauptlehrer.
Utermöhl, Lehrer.

Segeberg.

Berg, Steuerrat.
Böttger, Tischlermeister, Hamburgerstr.
Bracker, Lehrer.
Clairmont, Lehrer.
David, Hauptpastor.
Hintz, Seminarist, Oldesloerstr. 33.
v. Hose, Seminarlehrer.
Jessen, Gastwirt.
Jürgens, Schneidermeister, Kielerstr.
Dr. Iversen, Kreistierarzt.
Klühe, Gastwirt.
Klüver, Lehrer.
Kophal, Chr.
Lorentzen, Müller, Mühlenstr. 9.

Mähl, Lehrer.
Meyer, Buchhändler.
Meßmer, Lehrer.
Plambeck, Bürgermeister.
Richter, Rektor.
Raabe, Meiereiinspektor.
Roß, Lederhändler.
Schultz, Töpfermeister.
Stahmer, Lehrer.
Stolten, Gastwirt, Hamburgerstr. 45.
Studt, Kaufmann, Oldesloerstr. 7.
Suhr, Bahnhofswirt.
Tietgen, Cigarrenfabrikant.
Dr. Tofft.
Vest, Zimmermeister.
Vogt, Kaufmann, Kirchstr. 45.
Weidemann, Kaufmann.
Woite, Seminarlehrer.
Bülck, Seminarist.
Bustorf, "
Cornelissen, "
Fischer, "
Hinsch, "
Honnens, "
Jargstorf, "
Kruse, "
Müller, "
Querling, "
Raabe, "
Rieper, "
Rober, "
Dose, "
Eberhardt, "
Feil, "
Göttsch, "
Hagge, "
Hein, "
Horns, "
Piening, "
Meßwarp, "
Rohwedder, "
Schöving, "
Staven, "
Voß, "
Waller, "
Brügge, Seminarist.
Danker, "
Dose, "
Göttsche, "
Hellweg, "
Jessen, "
Ivers, "
Kabel, "
Hamann, "
Kähler, "
Karstens, "
Kluth, "
Laß II, "
Mohr, "
Möller, "
Raabe, "
Schmidt, "
Schnack, "
Schnackenberg, "
Sivert, "
Woldt, "

Sehestedt.

Hachmann, Lehrer.
Iwersen, Lehrer.

Steinfeld pr. Schleswig.

Horst, Lehrer.
Orthmann, Lehrer.

Steinhorst i. L.

Lucht, Apotheker.
Petersen, Lehrer.

Süderheistedt b. Hennstedt.

Laß, Lehrer.
Rothgardt, Lehrer.

Süderstapel.

Dau, Kantor.
Jessen, Lehrer.

Tating.

Engelhardt, Barbier.
Schwennesen, Lehrer.

Tellingstedt.

Frantzen, Lehrer.
Lau, Pastor.

Tetenbüll pr. Katharinenherd.

Harder, Pastor.
Thiessen, Tierarzt.

Tondern.

Burgdorf, Kreisschulinspektor.
Dethleffen, Seminarlehrer.
Schöppa, Kreisschulinspektor.
Stoltenberg, Seminarlehrer.
Anthony, Seminarist.
Backsen, "
Blunk, "
Brodersen, "
Brüning, "
Büchert, "
Carstens, "
Carstensen, "
Carstensen, Th. "
Cordsen, "
Danker, "
Eggert, "
Grohmann, "
Hansen, J., "
Hansen, L., "
Hansen, Th., "
Haß, "
Jensen, "
Johannsen, "
Jürgensen, "
Knutzen, "
Koopmann, "
Kruse, "
Lage, "
Lobsien, "
Lorenzen, H., "
Matzen, "
Nicolaysen, "
Paulsen, "
Peters, "
Petersen, H., "
Petersen, Th., "
Rasmussen, "
Rickers, "
Ruhsert, "
Schröder, O., "
Schröder, Th., "
Sinjen, Seminarist.
Sonderburg, "
Sönnichsen, "
Sörensen, "
Struck, "
Svendsen, "
Thiesen, "
Tießen, "
Voigt, "
Zanker, "

Ütersen.

Christiansen, Mittelschullehrer.
Grünkorn, Pastor.
Marckmann, Lehrer.
Meßtorff, Bürgermeister.
v. Osten, Organist.
Reimers, Lehrer.
Stange, Lehrer.
Asmussen, Seminarist.
Bull, "
Burmeister, "
Ehlers 1, "
Göttsche, "
Hoop, "
Karstens, "
Kruse, "
Lavorenz, "
Mertens, "
Maas, "
Mewes, "
Mohr, "
Reimers, "
Saggau, "
Schmahlfeldt, "
Schulze, "
Schwabel, "
Tiedgen, "
Wulff, "
Behrens 1, "
Bubbe, "
Brasch, "
Clausen, "
Glüsing, "
Hamann, "

Hars, Seminarist.
Havemann, "
Höge, "
Kähler, "
Landau, "
Laß, "
Meincke, "
Kanniger, "
Ruwoldt, "
Schildt, "
Suhr, "
Wiencke, "
Wolfram, "
Asmus, "
Behrens II, "
Dreeßen, "
Duggen, "
Ehlers II, "
Freitag, "
Gaedicke, "
Jahrstorf, "
Jürgensen, "
Plähn, "
Rohwer, "
Rolfs, "
Scharnberg, "
Scheel, "
Westphahl, "

Valermoor b. Burg i. D.

Meifort, Gemeindevorsteher.
Sierck, Lehrer.

Wandsbek.

Ahrens, Lehrer.
Brügmann, Lehrer, Wendemutstr. 2.
Dittmann, Lehrer, Schulhaus.
Dittmers, Lehrer, Lübeckerstr. 49 II.
Hamkens, Gärtner, Oktaviostr.
Dr. Hunnius, Kreisphysikus.
Ivers, Lehrer, Schulhaus.
Koberg, Lehrer, Langestr. 52.
Lüttgens, Stadtrat, Löwenstr. 45.
Maack, Lehrer, Kampstr. 89 I.
Mejer, Stadtrat.
Puvogel, Magistrat der Stadt Wandsbek.
Timm, Lehrer, Schulhaus.

Wankendorf.

Stahl, Lehrer.
Trede, prakt. Arzt.
Wensien, Lehrer.

Warder b. Segeberg.

Griebel, Probst.
Schröder, Organist.

Wellingdorf b. Neumühlen (Holst.)

Behn, Tapezier.
Groth, Lehrer.
Krah, Lehrer.
Schlüter, Lehrer.
Schütt, Makler.

Wesselburen.

Göttsch, Lehrer.
Jasper, Lehrer.
Pagels, Lehrer.
Peters, Rektor.
Schrum, Lehrer.
Wetzel, Apotheker.

Westerland a. Sylt.

Appel, Lehrer.
Wulf, Lehrer.

Wilster.

Dickhaus, Hauptpastor.
Groht, Kunstgärtner.

Windeby b. Eckernförde.

Axt, Verwalter.
Lund, Förster.
Schweder, Gärtner.

Winnert pr. Rantrum.

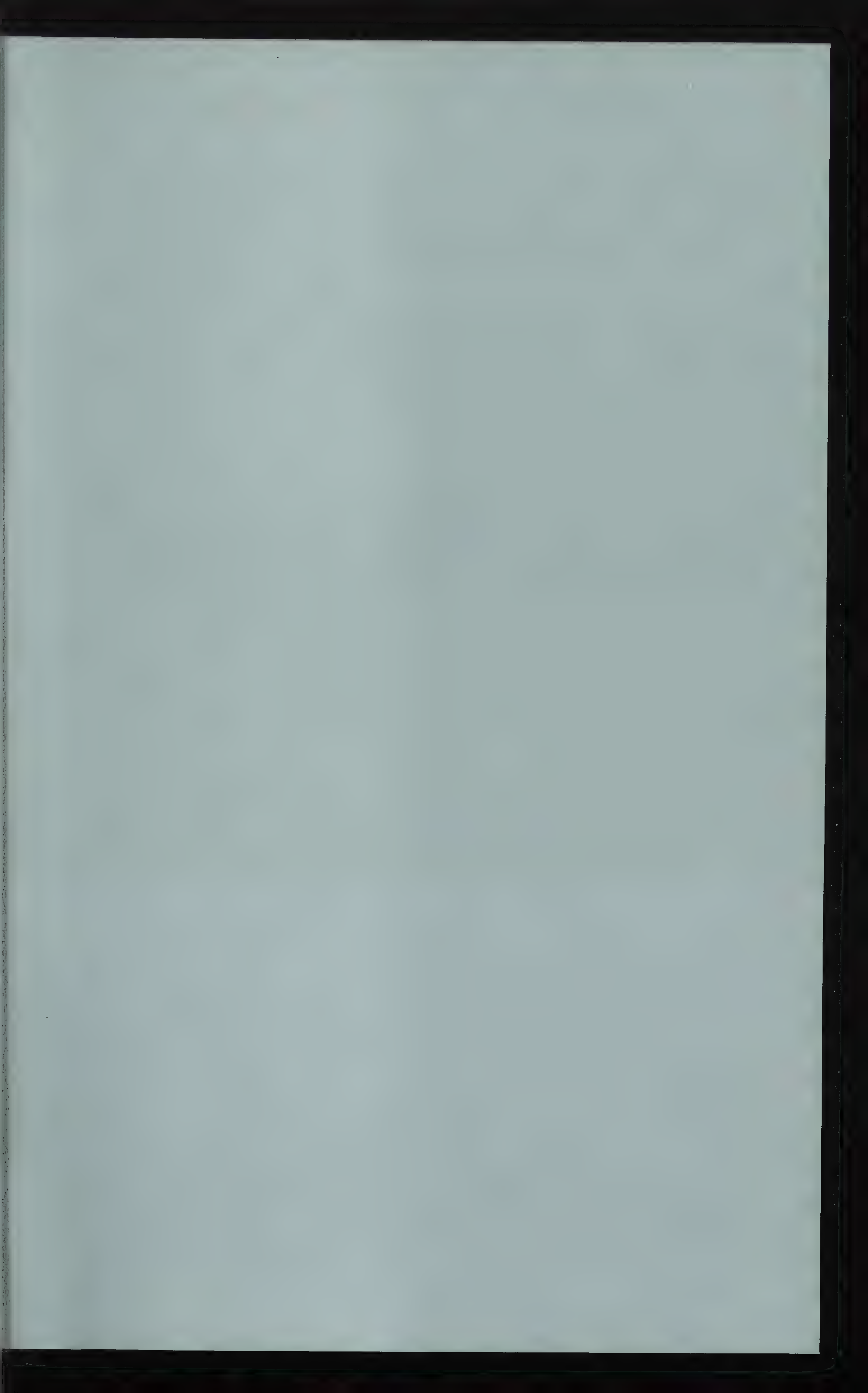
Lötje, Lehrer.
Matthiesen, Hauptlehrer.

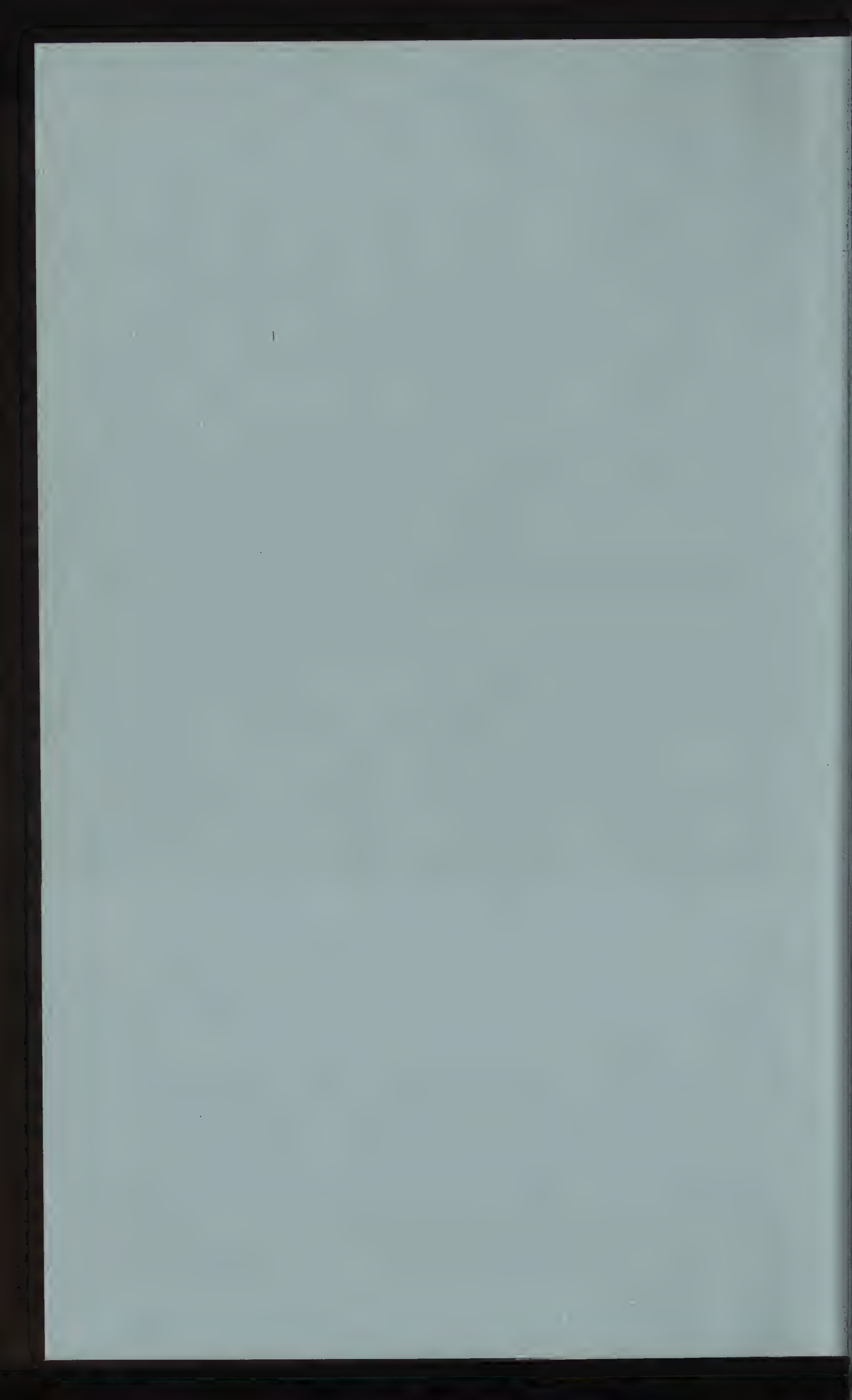
Wulfsfelde pr. Pronstorf.

Spethmann, Hufner.
Trüller, Lehrer.

Zarpen.

Busch, Organist.
Rohweder, Lehrer.
Thomsen, Pastor.





Die Heimat.

Monatsschrift

des

Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde

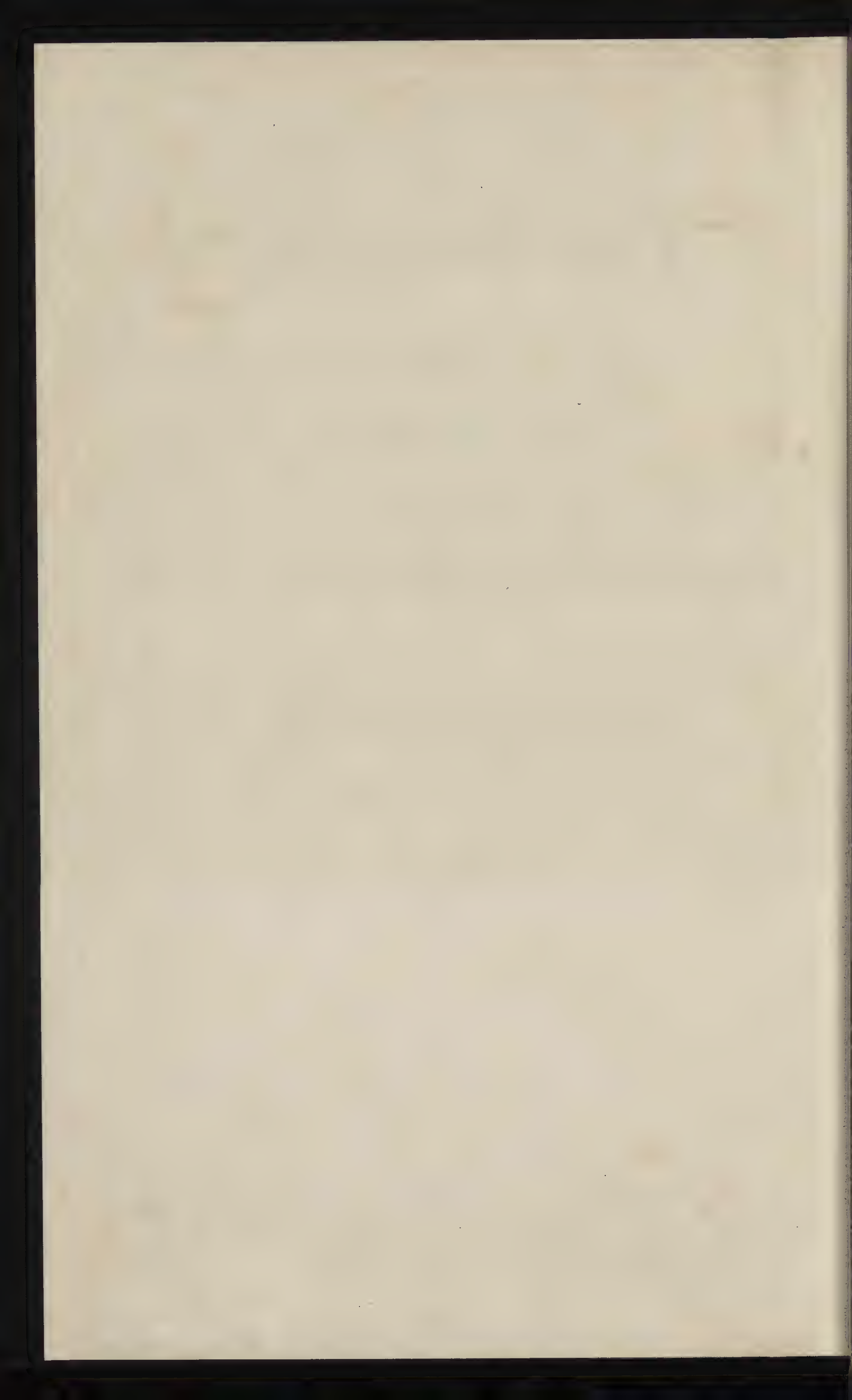
in

Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

III. Jahrgang.

Kiel, 1893.

Druck von A. F. Jensen.



Inhalts-Verzeichnis.

I. Geschichte, Altertums- und Volkskunde.

II. Natur- und Landeskunde.

III. Litteratur u. s. w.

IV. Vereinsangelegenheiten.

V. Verzeichnis der Abbildungen.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. | № 1. | Januar 1893.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

An unsere Leser.

Wie die Mitteilungen unseres Schriftführers unter Vereinsangelegenheiten zeigen, hat sich der Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde u. s. w. auch in seinem zweiten Jahr gut weiter entwickelt. Trotzdem giebt es aber noch manche Freunde der Natur-, Landes- und Volkskunde, die den Verein noch nicht kennen gelernt haben. Sie für denselben zu gewinnen, darin möchten alle Mitglieder den geschäftsführenden Ausschuß unterstützen.

Der Herausgeber der Heimat dankt allen, die ihn im abgeschlossenen zweiten Jahr als Mitarbeiter unterstützt haben, und bittet alle Vereinsmitglieder, sich auch künftig als seine Mitarbeiter anzusehen, indem sie selbst Mitteilungen oder größere Aufsätze einsenden, oder dadurch, daß sie den Herausgeber auf solche Personen aufmerksam machen, welche den Verein als Mitarbeiter der Heimat unterstützen können. Der Verein hat in den beiden ersten Jahren den Verfassern der größeren Aufsätze in der Heimat 30 M. für den Bogen bezahlt; ein gleiches wird auch im dritten Jahr geschehen können.

Für das nächste Jahr sind dem Schriftleiter u. a. in Aussicht gestellt: ein größerer Aufsatz über den Nord-Ostsee-Kanal von Herrn Regierungsbaumeister Tinkanzer, eine Anzahl Bilder aus der vorgeschichtlichen Zeit von Fräulein Mestorf. Beide Reihen von Aufsätzen werden hoffentlich, soweit erwünscht, illustriert werden können. Der Ausschuß für die Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals in unserer Provinz hat für die „Heimat“ Photographien der vier in Kiel ausgestellten Entwürfe zur

Verfügung gestellt. Der Herausgeber hofft, dieselben den Lesern in der „Heimat" bald in guten Abbildungen vorlegen zu können.

Auch darin erbittet sich der Herausgeber die Unterstützung der Leser, daß sie ihn auf Gebiete hinweisen, deren Behandlung in der „Heimat" erwünscht ist.

Bei derartig gemeinsamer Arbeit dürfen wir auch im neuen Vereinsjahr auf gutes Gedeihen für den Verein und seine Monatsschrift hoffen.

Dannmeier.

Die Akademischen Heilanstalten in Kiel.

Ein Gedenkblatt zum 70sten Geburtstage Friedrich v. Esmarch's.

Von Emil Pörksen.*)

Am 9. Januar d. J. sind es siebenzig Jahre, seit in der Stadt Tönning der jetzige Leiter der chirurgischen Abteilung der Kieler akademischen Heilanstalten, Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Friedrich v. Esmarch, geboren wurde. Da sowohl die Kieler Universität, als auch das ganze Land dem genialen Arzt und akademischen Lehrer viel zu danken haben, die medizinische Wissenschaft überhaupt aber den Genannten zu ihren hervorragendsten Männern zählt, so mag das Grund genug sein, wenn an dieser Stätte einleitend auch mit Rücksicht auf den Genannten eines Tages gedacht wird, den wir gewohnt sind, im Leben des Menschen als einen besonderen Feiertag zu begehen. Da aber die Entwickelung der akademischen Heilanstalten unserer Provinz zu einem guten Teil auf die Verdienste Friedrich v. Esmarch's zurückzuführen ist, so habe ich geglaubt, auch aus diesem Grunde in den folgenden Blättern den Lesern einen Beitrag zur Geschichte dieser Anstalten gerade zu diesem Tage bringen zu dürfen, um so mehr, als die genannten Heil-

---

*) Quellen: „Chronik der Universität Kiel." 1854—92.
„Krankenhauslexikon für die Königl. Preuß. Staaten." Bd. 1.
„Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen," von P. Chr. Hansen.
„Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1796—1828," von Lübker und Schröder.
„Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829—1866," von Dr. Ed. Alberti.
„Schleswig-Holsteinische Provinzial-Berichte," herausgegeben von Professor A. Chr. H. Niemann (Jahrg. 1797, Heft 2, 1798, Heft 5).
Persönliche Mitteilungen des Herrn Geheimen Medizinalrats Professor Dr. Friedrich von Esmarch.
„Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königl. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel." 1889—92.

anstalten an sich es wohl wert sind, daß sie im Volke mehr bekannt werden.

Die akademischen Heilanstalten der Universität Kiel gehören zu den ältesten human-sanitären Anstalten unseres Landes. Sie haben bereits im Jahre 1885 das erste Jahrhundert ihres Bestehens, wenn auch nicht als akademisches Institut, so doch als Klinik, vollendet, und im abgelaufenen Jahre 1892 sind es neunzig Jahre, seit sie zu den Anstalten unserer Landesuniversität gehören. Auch aus diesen Gründen kann es nicht ohne Interesse sein, einen Rückblick auf ihre Entstehung, auf ihre weitere Geschichte und auf ihre Wirksamkeit zu werfen. Besonders interessant aber ist ein Blick in die Geschichte ihrer Entwickelung seit den letzten 37 Jahren; denn beim Beginn dieser Jahresreihe, mit der Berufung Esmarch's, traten die Anstalten in ein neues Entwicklungsstadium ein.

Dem Verfasser der folgenden Arbeit war es vergönnt, einen Einblick sowohl in die gegenwärtige Einrichtung der Anstalten und in die ärztliche und pflegerische Thätigkeit in ihnen, als auch in die geschichtlichen und statistischen Berichte der Direktoren der genannten Anstalten ihren einzelnen Zweigen nach zu thun, und dieser Einblick hat in ihm den Wunsch erregt, die betreffenden Nachrichten einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, daß 1) das Interesse für das genannte Institut möglichst allgemein geweckt und dadurch 2) seiner Wirksamkeit möglichst breite Wege gebahnt werden.

Die Geschichte der akademischen Heilanstalten in Kiel ist folgende:

Im Jahre 1785 gründete der Professor der Medizin Georg Heinrich Weber in Kiel daselbst auf Privatkosten eine Klinik unter dem Namen „Krankenanstalt.“ Diese Anstalt war zu Anfang durchaus ein klinisches Privatinstitut; doch gelangte dieselbe sehr bald zu solcher Bedeutung, daß jährlich zwischen 200 und 300 Kranke von ihr unentgeltlich mit Medizin und ärztlicher Hülfe versehen werden konnten, und bereits drei Jahre nach der Gründung des Instituts war der Stifter „durch Hülfe der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde, durch die Munifizenz vieler fürstlicher Personen und durch sonstige freiwillige Beiträge“ in den Stand gesetzt, für seine Anstalt ein eigenes Gebäude zu erwerben.

Dieses erste Krankenhaus in Kiel wurde im Jahre 1788 eingerichtet. Dasselbe bestand in einem außerhalb der Stadt, an der Prüne gelegenen, mit großem Garten versehenen Hause, welches geräumig genug war, um 50 Kranken Aufenthalt und Pflege zu bieten.

So klein verhältnismäßig dieser Anfang war, so war doch schon er

von den segensreichsten Folgen für die Stadt, besonders zu Zeiten epidemisch auftretender Seuchen, und es wurde bald der Wunsch laut, es möge die Anstalt an die Universität übergehen und so zu einer öffentlichen Landesanstalt erhoben werden.

Nach mehrfachen Verhandlungen verstand sich Weber zu einer solchen Übertragung seiner „Krankenanstalt“ an das Land, und im Jahre 1802 ging dieselbe mit den Gebäuden und einem Kapital von 15 000 M. nach jetzigem Gelde als Universitäts-Klinik an den Staat über. — So entstanden die akademischen Heilanstalten der Universität Kiel.

Die ersten Direktoren der akademischen Heilanstalten waren: für die medizinische Klinik Professor Weber, der Gründer der „Krankenanstalt,“ für die chirurgische Klinik der „Archiater“ (Oberarzt) Fischer.

Obgleich nun die Heilanstalten ihr eigenes, nach und nach für ihre Zwecke, so weit es die Umstände erlaubten, mehr und mehr zeit- und zweckgemäß eingerichtetes Heim in einem eigenen Gebäude besaßen, so war dieses doch nichts weniger als genügend, und man sah sich deswegen genötigt, so bald wie möglich auf eine Erweiterung der Räumlichkeiten Bedacht zu nehmen. Durch An- und Umbau des ursprünglichen Krankenhauses an der Prüne schien eine solche Erweiterung nicht thunlich, und man mußte sich deshalb nach einer anderweitigen Räumlichkeit, in welche die eine der beiden Kliniken verlegt werden konnte, umsehen. Eine solche Räumlichkeit fand sich endlich im Jahre 1811 in einem in der Flämischen Straße belegenen Hause. Dasselbe wurde sofort angekauft und nach der nötigen Erweiterung von der chirurgischen Klinik bezogen. Das neu angekaufte Gebäude, jetzt die chirurgische Abteilung der akademischen Heilanstalten bergend, erhielt den Namen „Friedrichshospital,“ und in diesem Gebäude hat dann die oben genannte Klinik bis zum Umzug der ganzen Anstalten in die gegenwärtigen klinischen Baulichkeiten ihr Heim gehabt, während die medizinische Abteilung in dem alten Gebäude an der Prüne verblieb.

Über die jetzt mit den Heilanstalten verbundene Königl. Hebammen-Lehr- und Gebäranstalt sind speziellere Nachrichten über die Gründung und Entwickelung mir nicht zur Hand, und so kann ich nur die kurze Bemerkung geben, daß diese Anstalt im Jahre 1805 entstanden ist. Ihr erstes Heim hatte die genannte Anstalt in dem Konviktsgebäude am Klosterkirchhof; doch blieb sie hier nur bis zum Jahre 1811. In diesem Jahre wurde für die Anstalt dann ein in der Fleethörn belegenes Haus nebst Garten angekauft, und nachdem dasselbe für den

bezüglichen Zweck so weit thunlich eingerichtet worden war, von derselben bezogen. Auch diese Anstalt hat bis zu ihrem endlichen Umzug in die jetzigen Gebäude keinen weiteren Wechsel in ihren Räumlichkeiten erlebt, sondern trotz der schweren Übelstände, die sich für dieselbe auch in dem Hause in der Fleethörn mehrfach bemerkbar machten, in demselben ausharren müssen bis zu ihrer Verlegung mit den anderen Abteilungen der Heilanstalten. Der erste Direktor der Hebammen-Lehr- und Gebäranstalten war der Professor Chr. Rud. Wilh. Wiedemann.

Von besonderer Bedeutung war das oben genannte „Friedrichshospital" für das Land in den Jahren 1848--50 (von 1841—49 unter Professor Langenbeck's, von da an bis 1854 unter Professor Stromeyer's Direktion), da in diesen, als den Kriegsjahren, viele Schwerverwundete daselbst Aufnahme, Behandlung und Heilung fanden. Aus der Schule dieser Zeit stammt auch ein großer Teil der wichtigen Erfahrungen des jetzigen Direktors der chirurgischen Klinik, v. Esmarch's, der, zuerst unter Langenbeck, dann unter Stromeyer, in dieser Zeit Assistenzarzt am „Friedrichshospital" war.

Das ist in kurzen Zügen die Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte der akademischen Kliniken während der ersten Hälfte des von ihnen zurückgelegten Jahrhunderts. Die Entwickelung der Anstalten während dieser Zeit war sehr beschränkt, obgleich an denselben mehrfach ausgezeichnete Ärzte, wie Weber, Günther, Langenbeck und Stromeyer, arbeiteten. Es war das eine Folge der ungünstigen Lokalverhältnisse, die erst durch den Einzug in den im Jahre 1862 vollendeten Neubau gehoben werden konnten. Der Jahrgang 1855 der Universitäts-Chronik enthält eine bezügliche Klage, doch ist bereits in demselben Jahrgang die Mitteilung enthalten, daß ein Neubau von drei akademischen Krankenhäusern höheren Orts bewilligt, auch ein dem König eigenthümlich gehörendes, besonders hinsichtlich der Salubrität günstig belegenes Grundstück zu diesem Behuf der Universität geschenkt worden sei.

Von nicht geringerer Bedeutung, als obiger Beschluß und genanntes Geschenk ist für die Kliniken die um dieselbe Zeit erfolgte Ernennung des damaligen Privatdozenten Dr. Esmarch zum interimistischen Direktor der chirurgischen Klinik. Derselbe, wie es an der betreffenden Stelle in der Universitäts-Chronik heißt, „ein talentvoller Arzt und Lehrer," war unter Langenbeck und Stromeyer gebildet und entsprach im vollsten Maße den an einen Direktor einer solchen Anstalt zu stellenden Anforderungen; er erwarb sich um die ihm übertragene Anstalt und dadurch um das Land und die Universität alsbald

große Verdienste. — Als erstes ist die dringende Mahnung zum Beginn des Neubaues der Krankenhäuser und sonstiger klinischer Anstalten gleich nach seiner Anstellung als interimistischer Direktor des „Friedrichshospitals" zu nennen. Dieser Mahnung begegnen wir bereits in seinem ersten Jahresbericht über die Frequenz und den Stand der chirurgischen Klinik, und sie wiederholt sich von dieser Zeit an fortgesetzt, bis endlich seinem Drängen nachgegeben und mit dem Bau begonnen wurde. Aber nicht nur der drängenden Mahnung begegnen wir, sondern aus diesem Bericht geht ferner hervor, wie der neue Direktor mit rascher, kräftiger Hand unmittelbar eingriff, um, so lange die Anstalt noch in den alten Baulichkeiten verbleiben mußte, auch dort wenigstens das Höchstmögliche zu erreichen und gerechten Anforderungen möglichst Rechnung zu tragen.

Bereits in seinem ersten Jahresbericht macht Esmarch folgende Mitteilungen, die genugsam beweisen, sowohl, wie es hohe Zeit war, daß die Leitung der Anstalt einer frischen Kraft übertragen ward, als auch, daß die dringende Mahnung dieser Kraft, endlich den Neubau zu beginnen, nur zu begründet war. Die Mitteilung lautet:

„Von den Hospitalskranken starben 12, darunter 5 an Pyämie (Blutvergiftung) nach Operationen. Diese Krankheit fordert seit langer Zeit alljährlich eine Zahl von Opfern unter den Operierten des „Friedrichshospitals." Es nehmen dadurch manche Operationen einen üblen Ausgang, welche unter günstigen Verhältnissen einen guten Erfolg zu haben pflegen. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Lage und Einrichtung des Krankenhauses zur Entwickelung dieser Krankheit das Meiste beiträgt." — — — „Obgleich nun die Erbauung eines neuen Krankenhauses an einer geeigneteren Stelle in Aussicht steht, so erscheint es dem Unterzeichneten doch als Hauptaufgabe, bis zur Vollendung desselben die einmal vorhandenen Übelstände des alten nach Kräften zu bekämpfen, und namentlich durch geeignete Maßregeln der Entwickelung schädlicher Miasmen und Kontagien vorzubeugen. Es wurden daher an den Thüren und Fenstern der Krankenzimmer Ventilationsvorrichtungen angebracht und die Krankenzimmer selbst so oft als möglich vollständig gelüftet und gereinigt. Während der Ferien wurde die Zahl der Kranken so weit vermindert, daß ein Zimmer nach dem andern eine Zeitlang unbelegt bleiben und dessen Wände neu getüncht werden konnten. Die seit vielen Jahren im Gebrauch gewesenen und ohnehin sehr schlechten Federbettdecken wurden abgeschafft; an ihre Stelle kamen Wolldecken, welche sich leicht vollkommen reinigen lassen. Die alten und unzweckmäßigen Klosets wurden durch neue, moderne von einfacher Konstruktion ersetzt. — Durch diese Maßregeln und durch Anwendung passender desinfizierender Mittel bei den

schwereren Krankheitsfällen ist es gelungen, die Luft in den Räumen des Krankenhauses merklich zu verbessern," u. s. w.

Es soll keineswegs dem verdienstvollen Vorgänger Esmarch's, dem Professor Stromeyer, ein Vorwurf gemacht werden, als habe er nicht seine Pflicht gethan, sondern nur das soll durch die vorstehenden Mitteilungen bewiesen werden, daß langjährige Übelstände, wie sie bei der Belegenheit der chirurgischen Klinik als unvermeidlich erschienen, durch das thatkräftige Eingreifen Esmarch's dennoch beseitigt wurden, und wie mit diesem Vorgehen eine Neu- und Umgestaltung der Anstalt angebahnt wurde. — In der That, schon dieses erste Vorgehen Esmarch's ist ein Verdienst, dessen sich sowohl Land als Universität stets dankbar zu erinnern haben werden.

Am 21. Oktober 1857 erfolgte bei der Universität die Mitteilung, daß der bisherige Privatdozent und interimistische Direktor der chirurgischen und Augenklinik, Dr. Fr. Esmarch, zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Augenheilkunde und zum Direktor des „Friedrichshospitals" ernannt sei. Sein Kollege an der medizinischen Klinik, Professor med. et chir. C. F. Götze, wurde bald nachher zum Etatsrat ernannt. Hierdurch wurden auch die Verdienste dieses Mannes, der, wie Stromeyer, in aufopferndster Thätigkeit der Universität, wie dem Lande eine ganze Reihe von Jahren unter den ungünstigsten Verhältnissen gedient hatte, anerkannt. Das Andenken auch dieser beiden Männer wird, so lange die akademischen Heilanstalten in Kiel bestehen, unvergessen bleiben.

An der Königl. Hebammen-Lehr- und Gebäranstalt, die ebenfalls zu den klinischen Anstalten der Kieler Universität zu rechnen ist, arbeitete seit April 1849 der Professor der Mäeutik, Karl C. Th. Litzmann, als Vorsteher, und auch dieser Mann entwickelte eine so segensreiche Lehr- und ärztliche Thätigkeit, daß auch er zu den verdienstvollsten Mitgliedern des Direktoren-Kollegiums der akademischen Heilanstalten zu rechnen ist. Auch seine Thätigkeit erfuhr den Ausdruck verdienter Anerkennung durch die im Jahre 1862 erfolgte Ernennung zum Etatsrat.

Im Juli 1858 verstarb der Etatsrat Götze, und um dieselbe Zeit ward der praktische Arzt und Privatdozent Dr. med. Karl H. C. Bartels in Kiel zum interimistischen Direktor der pathologisch-medizinischen Klinik bestellt, welches Amt ihm zugleich mit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor der Pathologie am 23. Mai 1859 definitiv übertragen wurde. — Auch Bartels war

ein ausgezeichneter Arzt und Lehrer, und nicht weniger, wie dem Direktor der chirurgischen Klinik, Friedrich Esmarch, haben die akademischen Heilanstalten sowohl, wie die Universität selbst ihm ein rasches Aufblühen und eine erhöhte segensreiche Wirksamkeit zu danken.

Auch in seinen jährlichen Berichten über die medizinische Klinik tritt sofort, nachdem er die Leitung derselben übernommen hatte, die Klage über die unzureichenden räumlichen und sanitären Einrichtungen der Anstalten hervor; und gleich wie Esmarch war auch er thatkräftig bestrebt, den Übelständen auch unter den noch obwaltenden ungünstigen Verhältnissen abzuhelfen. Eine auch von ihm im Jahrgang 1859 der Universitäts-Chronik gemachte bezügliche Mitteilung sowohl über die vorhandenen Übelstände, wie über seine Thätigkeit, denselben abzuhelfen, ist von hohem Interesse und beweist, was sowohl die Universität als Lehrer, wie die akademische Klinik als Direktor an Bartels gehabt hat. Sie lautet: „Im Sommer 1859 wurden die Räumlichkeiten für Kranke im Hospital durch Ausbau eines größeren Zimmers im dritten Stock erweitert. Der ganze dritte Stock des Gebäudes war bisher blos als Bodenraum benutzt worden. Trotz der auf diese Weise hergestellten größeren Bettenzahl vermochte doch das Krankenhaus dem Bedürfnis nicht immer zu entsprechen; wiederholt mußte Kranken wegen absoluten Mangels an Platz die begehrte Aufnahme verweigert werden. Unter so bewandten Umständen war eine zeitweilige Überfüllung der einzelnen Zimmer sowohl, wie des ganzen Krankenhauses unvermeidlich, deren üble Folgen sich in dem ungünstigen Verlauf mancher Krankheitsfälle nur allzu deutlich erkennen ließen. Es zogen sich nicht nur die einzelnen Fälle von entzündlichen Prozessen in den Respirationsorganen sehr in die Länge, sondern wiederholt mußten wir die Erfahrung machen, daß solche Prozesse zu tuberkulösen Entartungen der Lungen führten, und daß Personen, welche wegen anderweitiger Erkrankungen längere Zeit während der Wintermonate im Hospital bettlägerig zubrachten, von Pneumonie (Lungenentzündung) oder Pleuritis (Brustfellentzündung) mit reichlichem Erguß befallen wurden. Eine im Laufe des letzten Winters vorgenommene chemische Untersuchung der Luft in dem größeren für weibliche Kranke bestimmten Zimmer im zweiten Stock, dessen bauliche Einrichtung besonders fehlerhaft ist, wies in dieser Luft einen Kohlensäuregehalt von 4 pro mille nach. Durch Herstellung besonderer Ventilationsvorkehrungen ist dieses Verhältnis seitdem gebessert worden."

Wie gerechtfertigt solche Klagen gewesen sind und wie ihre Berechtigung von jeder einsichtigen Seite anerkannt wurde, das beweist auch eine bezügliche Äußerung des Kirchenrats Dr. Carl Lüdemann

in seinem Rektoratsbericht von 1853—55. Es heißt in demselben: „Das sog. akademische, der medizinischen Klinik dienende Krankenhaus — — — —, zu einer Zeit erbaut, wo die Einwohnerzahl Kiels fast um die Hälfte geringer war, als gegenwärtig, bot, abgesehen von seiner jetzt in vieler Beziehung mangelhaft befundenen inneren Einrichtung, bei weitem nicht genügenden Raum zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken dar, und sein noch nicht hinlänglich geordnetes Verhältnis zur Armenkommüne entzog ihm vielfach gerade diejenigen Kranken, deren Behandlung für die Zwecke eines klinischen Instituts am meisten austrägt. Das in einem ganz andern Stadtteil gelegene, der chirurgischen Klinik dienende Hospital gewährt ebenfalls einen im Verhältnis zum gegenwärtigen Bedürfnis viel zu beschränkten Raum und konnte, abgesehen von seiner wenig günstigen Lage, schon dadurch, daß es vorher einem andern Zweck gedient hatte, und nur so weit dieser es zuließ zum Krankenhause eingerichtet worden war, seinem nächsten Zweck nur in sehr unvollkommener Weise dienen. Die für die mäeutische Klinik bestimmte Gebäranstalt ward durch ihre ungünstige Lage und das größtenteils in Folge derselben sich stets wieder einstellende Kindbettsfieber zur Beschränkung und schließlich zur Suspendierung ihrer Thätigkeit genötigt.“ —

Im Juli 1862 endlich wurde der bereits 1859 begonnene Bau der neuen akademischen Heilanstalten beendet, und noch in demselben Jahre wurden sie bezogen. Durch die endliche Fertigstellung dieses Baues war nun eine Grundlage für die weitere Umgestaltung der Kliniken geschaffen, und diese wurde alsbald von den drei Herren, denen die Leitung der Anstalt oblag, Esmarch, Bartels und Litzmann, energisch weiter geführt, so daß in kurzer Zeit die akademischen Heilanstalten in Kiel zu einem human-sanitären Musterinstitut umgeschaffen wurden.

Ehe wir zu einer Beschreibung dieser neuen Baulichkeiten und Einrichtungen, wie sie sich nach ihrer Vollendung darstellten, schreiten, mag hier ein kurzer Überblick der Geschichte ihrer Gründung gegegeben werden. Wir entnehmen denselben dem Jahrgang 1862 der Universitäts-Chronik, wo derselbe wie folgt gegeben ist:

„Seit Jahren war die Notwendigkeit eines Neubaues der akademischen Heilanstalten anerkannt. Bereits hatte die Regierung dem Professor Langenbeck Aussicht auf den Neubau eines chirurgischen Hospitals, dem Professor Michaelis auf den Neubau einer Gebäranstalt eröffnet. Der Ausbruch des Krieges, der Weggang des einen und der Tod des andern

hemmten die Verwirklichung dieser Pläne. Nach eingetretenem Frieden, im Herbst 1853, wurde gleichzeitig von dem Professor Stromeyer der Antrag auf Erbauung eines medizinisch-chirurgischen Krankenhauses, von dem Professor Litzmann der auf den Neubau einer neuen Gebäranstalt gestellt. Die Königl. Ministerien gingen bereitwillig auf diese Anträge ein und erwirkten im Mai 1854 eine Königl. Resolution, durch welche der Bau eines medizinisch-chirurgischen Krankenhauses, sowie einer Gebäranstalt nebst dazu gehöriger Direktorialwohnung genehmigt wurde. Als Bauplatz für das Krankenhaus hatte Professor Stromeyer ein nördlich vom Schloßküchengarten gelegenes Grundstück vorgeschlagen; dasselbe wurde jetzt angekauft. Um den Bau der Gebäranstalt zu ermöglichen, wurde ein daranstoßender Teil des Schloßgartens von Sr. Majestät dem Könige als Bauplatz geschenkt. Mit Zustimmung der Ministerien wurde auf den Antrag der Professoren Panum und Weber die Errichtung eines physiologischen und pathologisch-anatomischen Instituts in den Bauplan aufgenommen und auf direkte Veranlassung der Ministerien der Plan zu einer zweiten Direktorialwohnung für den Direktor des Krankenhauses einer Prüfung unterworfen. Im November 1854 wurden die von dem Königl. Bauinspektor Herrn Krüger ausgearbeiteten Detailpläne nebst den Kostenanschlägen eingereicht. Sie umfaßten das allgemeine Krankenhaus nebst Maschinenhaus und die Gebäranstalt nebst dazu gehöriger Direktorialwohnung in ihrer gegenwärtigen Situation, eine zweite Direktorialwohnung, jener entsprechend, vor dem Krankenhause belegen, ein vereinigtes physiologisches und pathologisch-anatomisches Institut an der Stelle des gegenwärtigen Leichenhauses. Mehrere Jahre vergingen indessen, ohne daß die Genehmigung zum Bau erteilt wurde. Erst im Sommer 1857 erhielten wir die Mitteilung, daß die Königl. Ministerien sich für den Beginn des Baues entschieden hätten, doch sollten die Bauprojekte zuvor auf das Maß der disponiblen Geldmittel, 220000 Rthlr. (495000 M.), eingeschränkt werden. Die Grundzüge dieser Reduktion wurden in einer am 16. Oktober unter dem Vorsitz des Universitäts-Kurators und in Gegenwart des Herrn Etatsrats Müllenhoff als Vertreters der Königl. Ministerien abgehaltenen Konferenz festgestellt. Die Pläne der beiden Kunstanstalten blieben hierbei unangetastet, dagegen schrumpfte das pathologisch-anatomische Institut zu dem gegenwärtigen Leichenhause zusammen; das physiologische Institut, das Pockenhaus und die zweite zum allgemeinen Krankenhause gehörige Direktorialwohnung wurden gänzlich gestrichen. Aber auch diesen so reduzierten Bauplänen blieb die Genehmigung versagt. Es ward die Wahl des Bauplatzes wieder in Frage gestellt, da von seiten der Stadt das Anerbieten gemacht wurde,

einen übrigens ungeeigneten Bauplatz auf städtischem Gebiet der Universität unentgeltlich zu überlassen. Auch nachdem dieser Plan verworfen, verging ein ganzes Jahr, während dessen die Angelegenheit völlig zu ruhen schien. Endlich im Herbst 1859 empfingen wir einen neuen, den Gegenstand wieder aufnehmenden Erlaß der Königl. Ministerien. In demselben wurde die für den Bau verwendbare Summe endgültig auf 200 000 Rthlr. (450 000 M.) festgesetzt und demgemäß eine abermalige Reduktion der Baupläne für notwendig erklärt und die Grundlage derselben bestimmt vorgeschrieben. Nach diesen Vorschriften mußte jetzt auch der Umfang der beiden Hauptgebäude, des allgemeinen Krankenhauses und der Gebäranstalt, reduziert werden. Dagegen wurde das s. Z. gestrichene Pockenhaus in einem kleineren Maßstabe wieder hergestellt. Im November 1859 wurden die Pläne und Kostenanschläge in ihrer neuen Umarbeitung eingesandt, im Mai des folgenden Jahres erfolgte die Genehmigung zum Bau, dessen Leitung dem Bauinspektor Herrn Krüger übertragen wurde, und schon im Dezember desselben Jahres konnte das Richtfest begangen werden. Der Plan für die gesamten mechanischen Einrichtungen war von dem Civil-Ingenieur Herrn Timmermann in Hamburg entworfen und wurde unter seiner Leitung ausgeführt. Im Juli 1862 war der Bau im Innern vollendet und die Anstalten wurden bezogen. Die Umgebung freilich, namentlich des medizinisch-chirurgischen Krankenhauses, ist noch wüst und öde; hoffen wir, daß auch hier bald die ordnende und bessernde Hand angelegt werden darf." —

(Schluß folgt.)

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft.

(Fortsetzung.)

Aus dem dreißigjährigen Kriege.

Nach Dr. **Ehrenberg** von **H. Ehlers** in Altona.

Wenngleich seit dem im Jahre 1669 erschienenen Abenteurerroman „Simplicius Simplicissimus" Christoffels v. Grimmelshausen die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges häufig geschildert worden sind, so erregt doch jede neue Darstellung unser lebhaftes Interesse, sobald sie nur, wie das vor einigen Monaten erschienene fünfte Heft des Ehrenbergschen Werkes „Altona unter Schauenburgischer Herrschaft," bisher ungedruckte Quellen zur Grundlage hat, und der Verfasser es wie in dem vorliegenden Falle versteht, die zusammenhangslosen archivalischen Nachrichten zu einem lebensvollen Gesamtbilde zu

verarbeiten. Außer früher schon genannten Quellen hat Ehrenberg diesmal insbesondere die Hamburger handschriftliche Chronik des Janibal benutzt.

In die eigentlichen Kriegsereignisse wurde Holstein erst im Frühjahr 1625 dadurch verwickelt, daß Christian IV. von Dänemark mit einem Teile der niedersächsischen Kreisstände gegen den Kaiser Ferdinand II. die Waffen ergriff; aber einen Vorgeschmack von den Schrecken des Kriegs bekam die Grafschaft Pinneberg schon in den Jahren 1620 und 1621. Sie war freilich wie das benachbarte Hamburg neutral geblieben, vermochte aber ihre Neutralität nicht wie die mächtige Handelsstadt zu wahren. Dänische Einquartierung hatte ein kleiner Bezirk des Landes bereits im Jahre 1620, als die nahe Festung Glückstadt gebaut wurde. Schlimmer aber wurde das Land im folgenden Jahre betroffen, als Graf Ernst von Schauenburg sich von dem Kaiser Ferdinand in den Reichsfürstenstand erheben ließ und sich den Titel „Fürst und Graf von Holstein" beilegte. Dies war dem König Christian, der schon wiederholt schwach begründete Ansprüche auf die Grafschaft erhoben hatte, ein erwünschter Vorwand, einen größeren Teil des Landes zu besetzen, um so mit Nachdruck gegen die vorgebliche Anmaßung des Grafen Widerspruch zu erheben. Die dänischen Truppen hausten besonders entsetzlich in Nienstedten, Groß- und Kleinflottbek. „Die Soldaten," heißt es in einem Bericht, „losiren sich bei 15, 16, ja wohl 20 Personen in ein Haus, panquetiren, fressen und saufen Tag und Nacht, und da ihnen schon die Leute das Liebste und Beste nach Vermögen gerne leisten, wollen sie sich damit nicht contentieren, sundern uffs herrlichste mit Lämmern, Hühnern, Wein und Hamburger Bier tractiert sein, und was sie nicht verzehren, verderben sie ohne Scheu, hauen Schafen und Lämmern ohne Unterschied die Köpfe ab, zu geschweigen, daß sie auch ehrlicher Leute Weiber und Mägde nicht verschonen." Die Bewohner wurden gebrandschatzt, des Grafen Teiche und Weiher abgelassen und ausgefischt, ja nach einem andern Bericht wurden den armen Leuten, um Geld von ihnen zu erpressen, die „Fußsohlen so lange gebraten, bis der Dampf aus den Strümpfen geschlagen, ingleichen anderen die bloßen Beine in siedendheiß Wasser gesetzet, noch andere Personen mit den Haaren hinter die Pferde gebunden und geschleifet." Alle diese Gewaltthaten geschahen, obgleich hier im Norden noch Friede herrschte, und Graf Ernst konnte sein Land nur dadurch von ihnen befreien, daß er an Dänemark 30000 Thaler zahlte und auf fernere Führung des Fürstentitels verzichtete.

Von Drangsalen geringerer Art blieb die Grafschaft auch in den nächstfolgenden Jahren nicht verschont; zum eigentlichen Kriegsschauplatz, zur Stätte grauenhafter Verwüstung aber wurde sie erst, nachdem König

Christian am 17. August 1626 von Tilly bei Lutter am Barenberge völlig geschlagen worden war, und nun die durch die Niederlage demoralisierte Soldateska in der Grafschaft und den angrenzenden Landesteilen Winterquartiere bezogen hatte, um die entstandenen Lücken wieder auszufüllen. Schon am 9. Februar 1627 berichtete der Amtmann Georg Steinhoff in Pinneberg dem Grafen, bei den Bewohnern der Grafschaft herrsche „gar eine große Armut, und nunmehr all ihr Korn weg und verzehrt, und sie vom Viehe gar kein Geld machen können.“ Der Handel geriet völlig ins Stocken, zumal in Hamburg andauernd Pest und rote Ruhr herrschten, welche Krankheiten schon Ende Oktober 1626 nach der Aussage „eines vornehmen Priesters zu St. Nicolai“ bei 13000 Menschen dahingerafft hatten. Diese Sachlage macht es begreiflich, daß die Altonaer sich gegen die dänischen Soldaten, die doch ihre Freunde sein wollten, „wie Türken benahmen.“ Die Pinneberger Beamten befürchteten schlimme Folgen dieses Verhaltens und ersuchten den Grafen dringend, den Altonaern bei Leibesstrafe zu befehlen, den Dänen freundlicher entgegenzukommen. Auch die von ihnen selbst erwählten Quartier- und Rottmeister dürften nichts Eigenmächtiges vornehmen. *)

Im Sommer des Jahres 1627 rückten Tilly und Wallenstein, deren Truppen während des Winters größtenteils im Herzogtum Braunschweig und in der Grafschaft Oldenburg, teils auch in den Stiftern Bremen und Verden einquartiert gewesen waren, gegen Holstein heran. Obgleich der Pinneberger Amtmann Dr. Stapel den König Christian wiederholt dringend gebeten hatte, die Grafschaft ihrer Neutralität nicht zu berauben, legte dieser doch eine Besatzung in das Schloß Pinneberg, ließ es sofort stärker befestigen, bei Elmshorn, Trittau und an andern Orten Schanzen aufwerfen und auch in Glückstadt die gräflichen Unterthanen täglich zur Schanzarbeit anhalten. Hamburg kaufte sich mit einer ansehnlichen Geldsumme von jeder Belästigung der Kaiserlichen los, und Bürger und Soldaten konnten von den neu errichteten mächtigen Festungswällen aus dem Vorbeimarsche in Ruhe zusehen. Halb verhungert langten die kaiserlichen Truppen bei Hamburg an; denn da die Dänen die Elbe beherrschten, so war es ihnen leicht, dem Feinde die Zufuhr vom Auslande abzuschneiden. Diese Notlage benutzten viele gewissenlose Hamburger, sich in kurzer Zeit zu bereichern. Die ausgehungerten Soldaten waren nämlich bereit, gegen Brot und Eßwaren die wertvollsten Beutestücke herzugeben.

*) Diese „Quartier- und Rottmeister,“ die ersten selbstgewählten Beamten Altonas, verdankten nach Ehrenbergs Erklärung ihre Existenz augenscheinlich dem Bedürfnisse der Verteidigung von Haus und Hof.

Der Rat machte diesem Wucher indes sofort ein Ende und ließ die Armee mit Lebensmitteln genügend versorgen. Während nun Hamburg völlig unbelästigt blieb, hausten Tillys Truppen in der Grafschaft Pinneberg wie hungrige Wölfe; Schloß Pinneberg, bei dessen Belagerung Tilly eine Verwundung seines Beines erlitt, wurde am 22. oder 28. September erobert und in einen Trümmerhaufen verwandelt. „Die Berichte der Pinneberger Beamten," sagt Ehrenberg, „hören seit dem Einmarsche der Kaiserlichen zunächst völlig auf." Vermutlich sind die Beamten gleich damals nach Hamburg geflüchtet, wo wir sie ein Jahr darauf wiederfinden. Hamburg war zu jener Zeit, wie Janibal sich ausdrückt, „eine Pflegerin vieler tausend Menschen." „Für alle umliegenden Landschaften und weit darüber hinaus erwies es sich als ein Segen, daß diese Stadt vom Kriege verschont blieb. Hamburg verdankte das nicht allein seinen neuen Befestigungen und seinem Geldsacke, sondern wohl in noch höherem Grade der Thatsache, daß alle Welt die große Handelsstadt brauchte. Weder König Christian noch Tilly und Wallenstein, überhaupt kein Heerführer konnte Hamburg entbehren, wo Proviant und Kriegsmaterial stets zu haben waren, wo sich die Vertreter der fremden Mächte mit Vorliebe aufhielten, und wo der politische Nachrichtendienst einen seiner wichtigsten Mittelpunkte hatte." Die Grafschaft Pinneberg dagegen geriet durch die schrecklichen Kriegsereignisse in die schwerste Bedrängnis, und Graf Ernst, dessen Stammlande schon früher völlig ruiniert worden waren, kam jetzt in die allergrößte Verlegenheit. Die Erhebung von Steuern und sonstigen Abgaben war fürs erste in der ausgesogenen Grafschaft Pinneberg unmöglich. Auch die Waldungen lieferten keinen Ertrag, weil die Bauern den Holzdiebstahl in großem Maßstabe betrieben. Ehrenberg führt den mangelhaften Waldbestand unserer Gegend vorzugsweise auf diesen großartigen Frevel zurück. Manchen Bauern ging es überhaupt nur in der ersten Zeit des Krieges schlecht. „Als gar nichts mehr bei ihnen zu holen war, konnten sie etwas aufatmen und sich sogar durch Beraubung des Landesherrn, durch Wegelagern und dergleichen ihrerseits wieder erholen." Von der fast unglaublichen Verwilderung des Landvolkes in der damaligen Zeit zeugt die Schilderung, die der Pastor Johann Rist in Wedel von der Lebensweise mancher Bauern während der zweiten Hälfte des Krieges in einem Zwischenspiele seines 1653 erschienenen Dramas: „Das friedejauchzende Teutschland" entwirft, eine Schilderung, die Ehrenberg in einem Anhange mitteilt, und die er als in völliger Übereinstimmung mit den aktenmäßigen Berichten der Pinneberger Beamten stehend bezeichnet. Da erzählt ein Bauer einem Fremden, wie es kommt, daß er und seinesgleichen sich gar nicht nach dem Frieden sehnen. „Nu it

Krieg is," heißt es da u. a., „unde dat use Overicheit usk nichts to befehlen heft, de Kriegers usk ok so rechte veel nich mehr to brüen un to scheren fatet, wenn wi man den Böversten unde den anderen Affencerders (Offiziere) unse Tribuergelder tides genog betalen, so möge wi dohn allent wat wi willt. Tovören muste wi vaken (oft) des Söndages Morgens twe heele Stunde in der Karken sitten, dat enem de Ribben im Live weh deden; nu gunne wi usem Kröger Peter Langwams dat Geld unde supen dar erst en god Öselken (kleines Flüssigkeitsmaß) Bramwin vör in de Panße (Bauch), dar kann man denn en Vat vull Speck und Kohl upfreten, dat enem de Buck davon quäbbelt (wackelt). Unde wenn wi usk denn glik mit Kannen unde Strifhöltern im Kroge dicht wat herummer kihlet (keilen, prügeln), dat vaken en groht Pool Blodes under dem Diske steiht, so dröfe wi dar nich stracks Bröke vör geven, alse wi eer Dages in Fredenstiden dohn musten. Use olde Overicheit heft nu Gott lof so veel Macht nich, dat se enen lahmen Hund ut den Aven künne locken, unde use Pape heft ok dat Harte nich, dat he usk dat ringeste Wort to weddern segt, unde wat heft he ok veel to seggen? maket he doch averlank sülvest rechtschapen lustig mede unde plegt mannigen leven Dag mit dem Feneker (Fähnrich), Schreianten (Sergeanten), Kapperal, der Sülverngarte (Sauvegarde), de in usem Dörpe ligt, bim Merketender edder ok bi usem Kröger Lankwams to sitten, unde supt, dat he Dörnsen unde Kameren vull spiet." Auf die Frage, woher er denn die Mittel zu diesem lustigen Leben nehme, antwortet der Bauer frech: „Wo, gy sund wol en rechten dummen Düwel, Junker, dat gy dat nich wetet! Staat dar nene Böme nog im Holte, de wi dahl hoven unde nar Stadt föhren könnt? Ick hebbe vaken in einer Weken so veel Holt afhacket unde verköft, dar ick een half Jahr de Contributie van geven können. Todeme skulle wi nich so drade wat stehlen können as de Soldaten? Ja, ja, Munsör, wi hebbet dat Musend (Mausen) ja so fix lehret, as de besten Musketerers, wi dörfet jo man averlank uppem passe, in der Buskasie (Boccage, Gehölz) efte ok im Graven liggen unde luren up, wenner so vörnehme Affencerders, Kooplüde unde anner reisend Volk vorövertüt — wo plegge wi der mank to hagelen, dat se bim Wagen dahl ligget, als de Flegen edder Schniggen, dar make wi denn friske Büte unde latet ehnen nich eenen Faden an ehrem helen Life, unde seht, Hunne unde Vösse mötet ok jo wat to freten hebben, unde welker Düvel wetet denn, efte it Buren edder Soldaten dahn hebben? Todeme ok, staat dar nich en Hupen Herrenhüse, Amtstaven unde der gelicken Gebuwe leddig, dar man de Finster, Muersteene, Hauensteene, Dehlen, Balken, Iserwerk unde wat süß noch nagelfast ist, licht utbreken,

na de Stadt föhren unde dersülvest vör half Geld kann vörköpen? O, dar hebbe wi Huslüde mannigen stolten Dahler van maket!"

Die finanziellen Verlegenheiten des Grafen von Schauenburg wurden von der Stadt Hamburg zu dem Versuch benutzt, eine Erweiterung ihres Gebiets zu erlangen. Die dortige Kämmerei hatte ihm 10000 Thaler geliehen, und als er nun den eingegangenen Verbindlichkeiten nicht nachkommen konnte, schlug man ihm in seiner äußersten Not die Abtretung der Vogtei Ottensen oder der Elbinseln vor. Daß es nicht dazu kam, verdankte der Graf dem Tilly, der sich im Gegensatz zu Wallenstein, freilich erst nach unendlich langem Bitten, im Herbste 1628 bereit finden ließ, die Einquartierungskosten zu ersetzen, und bald darauf sogar versprach, einen Teil der Einquartierung aus der Grafschaft zurückzuziehen. Es war aber auch die höchste Zeit; denn das Ländchen war buchstäblich fast bis auf den letzten Blutstropfen ausgepreßt, und nach einem Bericht des Amtmannes Dr. Stapel an den Grafen vom 9. Dezember 1628 waren „die Marschleute mehrenteils tot." Dennoch dauerte es noch ein halbes Jahr, bis die letzten kaiserlichen Truppen abgezogen waren. Um das Maß des Unglücks übervoll zu machen, herrschte wie in Hamburg auch in Altona die Pest in solchem Grade, daß sie nach amtlichem Bericht an einzelnen Tagen über 20 Menschenleben dahinraffte und in „Altona und Ottensen keine 20 Häuser rein" waren. Am 12. Mai 1629 wurde der Friede von Lübeck abgeschlossen; aber erst am 20. Juni konnte Dr. Stapel berichten, daß die Grafschaft gänzlich frei von Einquartierung sei. Der Schaden, den das Land in den beiden Jahren erlitten hatte, wurde vom Grafen auf vier Millionen Goldes beziffert. Auch nach dem Abzug der Kaiserlichen trat noch nicht Ruhe und Frieden ein. Schon Anfang Juli ließ der Glückstädter Kommandant den Pinneberg mit einer Compagnie Dragoner besetzen. Als diese endlich auf anhaltende Bitten des Drosten beim dänischen König die Grafschaft wieder verließen, nahmen sie alles mit, was die Kaiserlichen übrig gelassen hatten. Im folgenden Jahre (1630) belegte Oberst Holck auf Wallensteins Veranlassung Altona und Umgegend mit 500 Mann Fußvolk, die er jedoch auf eigene Kosten zu unterhalten sich bereit erklärte. Daß die Grafschaft in den nächsten Jahren von den schlimmsten Bedrängnissen verschont blieb, dankte sie nur dem Umstande, daß der Graf von den kriegführenden Parteien die Neutralität des Landes („Salvaguardia") immer aufs neue durch hohe Kontributionen erkaufte. So zahlte er zum Beispiel im Jahre 1635 monatlich 550 Thaler an den schwedischen General Leslie.

Ein besonderes Kapitel widmet Ehrenberg der „Zersprengung

des Wiederholdschen Regiments durch die Bauern der Grafschaft Pinneberg, geschehen in Altona am 15. April 1637." Zu denjenigen evangelischen Fürsten, die sich nach dem Prager Separatfrieden vom 30. Mai 1635 für französisches Geld zur Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser bereit finden ließen, gehörte in erster Linie der Landgraf Wilhelm v. Hessen-Kassel, dem Frankreich am 21. Oktober 1636 eine jährliche Subsidienzahlung von 200000 Thalern zusicherte. Unter andern Kriegsleuten erbot sich auch der Oberst Reinhold Wiederhold, dem Landgrafen Truppen zuzuführen. Gegen Zahlung von 12000 Thalern sammelte er an der Weser ein stattliches Regiment um sich, das er auf des Landgrafen Befehl zunächst noch für einige Zeit ins Quartier legte. Er wählte dafür die Grafschaft Pinneberg, obwohl dieselbe von den Schweden und Dänen, wie auch vom Kaiser Salvaguardien mit schwerem Gelde erkauft hatte. Die Angst der Bevölkerung vor der drohenden Einquartierung war um so größer, als man erwarten mußte, daß der Dänenkönig die Gelegenheit benutzen werde, die von anderer Seite verletzte Neutralität der Grafschaft auch seinerseits nicht mehr anzuerkennen. Es war vergeblich, daß die gräfliche Regierung den Landgrafen von Hessen dringlichst ersuchte, Pinneberg „unbetrübet" zu lassen. Am Osterdienstage, dem 11. April 1637, kam Wiederhold unvermutet mit seinem Regiment auf zahlreichen Fahrzeugen von Harburg herüber, landete die Mannschaft zwischen Altona und Ottensen und ließ sie gefechtsbereit aufmarschieren. In der Kirche zu Ottensen wurde gerade die Frühpredigt gehalten; aber sobald es bekannt wurde, daß das fremde Kriegsvolk in der That angelangt sei, verließ alles die Kirche, und die Altonaer Einwohner griffen zu den Waffen, um die Eindringlinge abzuwehren. Es kam jedoch noch nicht gleich zu Gewaltthätigkeiten, da Oberst Wiederhold einerseits dem Ottensener Vogt Hans Pape erklärte, er wolle nur ganz kurze Zeit verweilen, und andererseits seinen Soldaten unter Trommelwirbel bei Leibesstrafe gebieten ließ, „den Einwohnern keine Überlast zu thun, sondern mit des Hausmanns Kost vorliebzunehmen." So konnten die Altonaer Quartiermeister ohne erheblichen Widerstand vorläufig die Mannschaft unterbringen. Sobald der Drost Anton von Wietersheim und der Amtmann Dr. Stapel Nachricht von dem Geschehenen erhalten hatten, erschienen sie bei Wiederhold und erklärten, daß die Einquartierung, als den feierlichen Verträgen widerstreitend, nicht gestattet werden könne. Demgegenüber berief sich Wiederhold auf seine Ordre und wies darauf hin, daß die Königin Christine von Schweden auch die Lande des Herzogs von Lüneburg-Harburg salvaguardiert und dieselben sogar für den Fall, daß sie nach Deutschland

kommen sollte, sich zur Unterhaltung ihrer eigenen Küche vorbehalten habe, daß aber nichtsdestoweniger auch dort Einquartierung erfolgt sei. Übrigens solle die schwedische Salvaguardia respektiert werden; er beabsichtige nur einen Durchzug und werde Altona verlassen, sobald ihm andere Quartiere angewiesen seien. Der Drost kehrte darauf nach Pinneberg zurück, während der Amtmann in Altona blieb. Nach Briefen Wiederholds, die bei den Akten liegen, sowie nach einem wahrscheinlich auch von ihm verfaßten anonymen Schriftstück mit dem Titel: „Grundtlicher Bericht, welchergestallt das Hessische Wiederholdische Regiment zu Fuß zu Altona im Ampt Pinnenberg den 15. April von den Bawrn durch Geheiß und Anführung ihrer Beampten morderischer und verrätherischer Weise ist überfallen und zertrennet worden," forderte der Drost nach seiner Rückkehr aus Altona die Eingesessenen der Grafschaft zum bewaffneten Widerstande auf; der Drost behauptet dagegen in einem am 18. April in Altona aufgenommenen notariellen Protokolle, die Bauern hätten sich aus freien Stücken zusammengerottet. Überhaupt stellen die beiderseitigen Berichte die ganze Entwickelung der Angelegenheit im eigenen Interesse völlig verschieden dar, so daß die Feststellung des Thatbestandes außerordentlich schwierig ist. Schon die Stärke des Wiederholdschen Regiments wird verschieden angegeben. Während auf hessischer Seite meist von 800 Mann die Rede ist, sprechen die Pinneberger Berichte nur von 400 bis 500 Mann. „Die Ehre des Sieges und die Schande der Niederlage," sagt Ehrenberg, „spielten eben bei diesem Handel — wie übrigens auch sonst sehr oft in damaliger Zeit — gar keine Rolle; es war eine reine Interessenfrage, und zwar handelte es sich im vorliegenden Falle ausschließlich um eine Geldforderung auf Schadenersatz, weshalb der tapfere Oberst seinen Schaden möglichst hoch, die andere Seite ihn möglichst niedrig veranschlagte."

Inzwischen geschah alles nur Erdenkliche, um die Erbitterung der Bevölkerung gegen die ungebetenen Gäste aufs höchste zu steigern. Der Befehl des Obersten an seine Soldaten, den Altonaern keine Überlast zu thun, wurde mißachtet. Auch mit dem Allerbesten, was man den Leuten gab, waren sie nicht zufrieden; vielmehr forderten sie „wider die kundbare Unmöglichkeit und Unvermögenheit ein mehreres und besseres mit bedräulichen Worten." Der Unterhalt jedes Offiziers kostete täglich 10, 12 und mehr Thaler, der des Regiments in den vier Tagen seines Aufenthalts fast 400 Thaler. Überdies verbreiteten die Soldaten das Gerücht, es würden in wenigen Tagen noch 400 Dragoner zu ihnen stoßen. Während nun der Amtmann am 15. April aufs neue mit Wiederhold über den Abzug gegen Erlegung einer entsprechenden Geldsumme

verhandelte, zog ein großer Haufe bewaffneter Bauern auf Altona heran. Nach dem hessischen Berichte fielen sie ohne weiteres über die ausgestellten Wachtposten her und hieben nieder, was ihnen in den Weg kam, während die Altonaer hin und wieder aus den Häusern auf die Soldaten schossen. Der Oberst hatte sich eines solchen feindlichen Überfalls infolge der feierlichen Versicherung des Amtmanns, es solle nichts Thätliches gegen ihn vorgenommen werden, nicht versehen, und als er auf die Straße trat, waren die Seinigen schon in voller Unordnung auf der Flucht begriffen. So konnte er nichts weiter mehr thun, als mit etwa 200 gesammelten Soldaten auf dem Hamburger Gebiet Posto zu fassen und dort während der Nacht zu verbleiben. Der Bericht der Pinneberger Beamten dagegen sagt, der Oberst habe, bevor der letzte Versuch gütlicher Einigung gemacht wurde, „seine Völker in Ordnung gesetzet, an allen Orten die nächsten Gassen mit starker Macht bestellt und die Schlagbäume zumachen lassen.“ Als nun gar von zwei Leuten aus Altona „mit Vorweisung zweier Strohbüsche, worinnen Pulver verwahret und die Lunten angelegt,“ gemeldet worden sei, die Soldaten seien „Altona in Brand zu stecken gesinnet,“ und als sodann von den Soldaten „zuerst Feuer auf die Bauern gegeben“ worden, da seien die Leute weder durch Zurufe und Drohungen, noch durch Schläge seitens der Beamten zurückzuhalten gewesen, und sie hätten nicht nachgelassen, bis die Soldaten über den Scheidebach ins Hamburger Gebiet gewichen seien. Es ist indessen wohl unzweifelhaft, daß die Soldaten von den Bauern überrascht worden sind; sonst wäre der Ausgang gewiß ein anderer gewesen. Auch blieb ein erheblicher Teil der Waffen und Munition in Altona zurück.

Am 17. April zog Wiederhold von Bergedorf über die Elbe nach Winsen, wo er die Reste seines Regiments einquartierte. Als seine schriftliche Drohung, er werde stärker wiederkommen, um sich zu rächen, wenn ihm nicht der erlittene Schaden ersetzt werde, erfolglos blieb, sandte er am 27. April etwa 150 seiner Musketiere nach Ottensen, die dort nachts einbrachen und mehrere Häuser rein ausplünderten. Der Vogt wurde aus dem Bette geholt und übel zugerichtet, nach Winsen mitgeführt und dort mehrere tagelang an Händen und Füßen gefesselt. Wiederhold behielt ihn als Geisel und nahm ihn einige Wochen später nach Minden mit. Erst nach neun Monaten gab er ihn gegen Zahlung von 190 Thalern wieder frei. Der Landgraf von Hessen wurde nach langen Verhandlungen dadurch zufrieden gestellt, daß man ihm aus den Einnahmen des Amtes Pinneberg in Holland ein Schiff für 4000 Thaler kaufte und verehrte.

Für die Grafschaft hatte die Wiederholdsche Episode noch ein übles Nachspiel. Was man befürchtet hatte, trat ein: die Dänen besetzten sie von neuem, und sie hatte wiederum viel Schweres zu erdulden. Vergeblich ritt der Amtsschreiber in Begleitung einiger „Fußknechte" (Soldaten) monatelang auf den Dörfern umher, um die rückständigen Steuern einzutreiben. Am 16. Mai 1637 berichtete Heinrich Wiestmann aus Altona über den Zustand des Ortes folgendermaßen: „Es sind über 60 Häuser schon ledig, deren Inwohner in dem Tumulte davon gefahren. Wir leben eine elende, betrübte Zeit. Es ist Niemand, der aus Hamburg Linnen auf die Bleichen, Garn den Webern, Silber den Goldschmieden, Seide den Posamentmachern, Zeug den Schneidern, in Summa nichts herausgetrauet. Da vor diesem wohl hundert spazieren herausgegangen, gehen jetzt nicht zehn."

Im weiteren Verlaufe seiner Veröffentlichungen in dem vorliegenden fünften Heft behandelt Ehrenberg eine Reihe von Gegenständen, die unzweifelhaft das Interesse der Altonaer in hohem Grade wachzurufen geeignet sind, aber ein solches allgemein nicht beanspruchen können. Die Verzichtleistung auf eine in sich zusammenhängende Darstellung der Entwickelung unserer Stadt verschaffte dem Verfasser die Möglichkeit, manches einzelne Vorkommnis aus Altonas Vergangenheit in den Bereich seiner Erörterungen zu ziehen, das in einer „Geschichte Altonas" keinen Platz hätte finden können.

Altes und Neues aus dem Haushalte des Kuckucks.

Nach Dr. **Eugène Rey** von **Eugen Fr. Kretschmer.**

Wohl wenige deutsche Vögel haben seit jeher das Interesse nicht nur der wissenschaftlich gebildeten Ornithologen, sondern auch der Laien in dem Maße erregt, wie unser Kuckuck. Sein parasitäres, so gänzlich von den Gewohnheiten anderer Vogelarten abweichendes Brutgeschäft, der physiologische und psychologische Vorgang beim Ablegen der Eier in die Nester fremder Vögel hat deshalb im Laufe der Zeit die verschiedenartigsten, freilich oft an das Absurde und Lächerliche streifende Erklärungen gefunden. Klarheit in diese oft sehr schwierigen Verhältnisse kann nicht durch gewagte Hypothesen, sondern einzig und allein durch exakte und streng wissenschaftliche Untersuchungen und Beobachtungen gebracht werden. — Solche liegen uns in der trefflichen und überaus fleißigen Arbeit von Dr. E. Rey *) vor, die uns über zahlreiche, bisher

*) Altes und Neues aus dem Haushalte des Kuckucks. Von Dr. Eugène Rey. Leipzig 1892. Verlag von Richard Freese.

fast gänzlich unbekannte Punkte im Fortpflanzungsgeschäft des Kuckucks vollständige Klarheit verschafft. An der Hand eines enormen Untersuchungsmaterials von 1246 Kuckuckseiern, darunter 526 eigener Collection, führt R. seine Ansichten mit logischer Schärfe und oft fast mathematischer Genauigkeit aus. Er beweist zuerst auf Grund seiner Forschungen, daß wohl im allgemeinen eine imitative Anpassung der Kuckuckseier an den Typus der Eier der besonders bevorzugten Pflegeeltern bestehe, eine Detailanpassung an das Nestgelege aber nur zu den seltenen Ausnahmen gehöre. Darauf geht der Verfasser zu den Kennzeichen der Kuckuckseier selbst über und stellt hierbei eine Anzahl ganz neuer Gesichtspunkte auf. Die Färbung und Zeichnung ist bei der großen Variabilität der Eier nicht immer maßgebend; bedeutend wichtiger ist die genaue Bestimmung der Form, der Größe und des Gewichtes. Als ein sehr praktisches diagnostisches Hülfsmittel giebt R. eine Zahl an, die er erhielt, wenn er die Maßzahlen von Längs- und Querachse multiplizierte und das Produkt durch die Gewichtszahl des vollen Eies dividierte. Der so erhaltene, an und für sich bedeutungslose Quotient hat bei allen Kuckuckseiern ein auffallend konstantes Verhältnis, das die Unterscheidung von ähnlich großen und ähnlich gefärbten Eiern anderer Vogelarten wesentlich erleichtert. — Sehr interessant ist die Bestimmung der Schalenfestigkeit mittels eines kleinen, sehr sinnreich konstruierten Apparates. R. beweist durch zahlreiche Untersuchungen, daß die Schale des Kuckuckseies nicht dünn und zart sei, wie man bisher glaubte, sondern eine beträchtliche Dicke und Härte besitze, die echte Kuckuckseier sicher von den oft mit ihnen verwechselten Rieseneiern anderer Vögel unterscheiden lasse. Die Nestwahl des Kuckucks ist regionär sehr verschieden und hängt von bisher noch unbekannten Ursachen ab. So wird bei Leipzig das Nest von Lanius collurio (Rotrückiger Würger), bei Gülzow in Pommern von Troglodytes parvulus (Zaunkönig), in Finnland von Ruticilla phoenicurus (Gartenrotschwanz) besonders bevorzugt. — Als Pflegeeltern des Kuckucks sind bisher 118 Arten bekannt geworden, die R. mit statistischen Zahlangaben der Reihe nach aufführt. Das Entfernen von Nesteiern durch das Kuckucksweibchen bestätigt Verfasser auf Grund eigener Beobachtungen. — Die Legezeit, die einen Zeitraum von ca. 3 Monaten umfaßt, ist ebenfalls örtlich sehr verschieden. Die lokalen Schwankungen werden durch eine Anzahl Kurven graphisch anschaulich gemacht. Ein Teil dieser Diagramme zeigt 2 deutliche Kulminationspunkte, woraus man vielleicht schließen kann, daß sich der Kuckuck in manchen Gegenden den Vögeln, welche 2 Bruten machen, auch in dieser Beziehung anpasse, d. h. selbst 2 Gelege im Jahre produ-

ziere. — Der Verfasser weist ferner nach, daß gleiche Weibchen stets gleiche Eier legen. Die Eier eines jeden Weibchen zeigen einen bestimmten individuellen Charakter, der während der ganzen Lebenszeit streng eingehalten wird. Eier, die in Größe, Färbung, Schalenstruktur übereinstimmen, sind daher stets auf ein Weibchen zurückzuführen. — Das interessanteste Ergebnis von R.'s Untersuchungen ist jedoch die Beweisführung, daß ein jedes Kuckucksweibchen jährlich gegen 20 Eier in Abständen von ca. 2 Tagen legt. Damit widerlegt R. die althergebrachte Ansicht, daß der Kuckuck nur 4—6 Eier in Zwischenräumen von 8 Tagen legen kann. Der Verfasser stützt seine Behauptungen auf langjährige und sorgfältige Beobachtungen in einem bestimmten Reviere in der Nähe von Leipzig, sowie auf genaue anatomische Untersuchungen von legereifen Eierstöcken. — Zum Schlusse giebt der Verfasser ein genaues Verzeichnis seiner reichhaltigen Kuckukseier-Collection, sowie der von ihm bearbeiteten Sammlungen anderer bedeutender Oologen. —

Fern von aller Polemik führt Rey die Resultate seiner Forschungen überall klar und exakt aus, in zweifelhaften, nicht genügend aufgeklärten Punkten dagegen bewahrt er stets seine Objektivität. —

Die hochinteressante, überall mühsame Arbeit sei allen Naturfreunden und Ornithologen angelegentlichst empfohlen!

Anfragen.

1. Wer kennt ein Werk zum Preise von etwa 3—4 M., nach dem die Pilze Deutschlands in rein analytischer Weise (ähnlich wie in Prahl) bestimmt werden können? Für etwaige Mitteilungen im voraus meinen besten Dank.

Ütersen. C. C. Christiansen.

2. **War Peter der Große in Holstein?** In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni 1882 wurde Struckdorf im Kreise Segeberg durch eine Feuersbrunst heimgesucht, welche 22 Gebäude in Asche legte. Dabei ist auch ein geschichtliches Denkmal mit verbrannt. Das war eine Tafel, welche meldete, daß der Zar Peter Alexewitsch nebst Zarin und Suite am 10. November 1716 in Struckdorf gespeist. Es war eine hölzerne, ungefähr 1,20 m breite und 0,50 m hohe Tafel. Die Tafel hing im Hause des Hofbesitzers Heinr. Voß. In dem Hause ist seit vordenklicher Zeit Gastwirtschaft betrieben, welche 1867 aufgegeben wurde. Es ist noch heute eine Photographie des verbrannten Hauses mit der über der

Eingangsthür befestigten Tafel vorhanden und auf der Photographie mit einem Vergrößerungsglase die Inschrift deutlich zu lesen. Dieselbe lautet folgendermaßen:

„Anno 1716. d. 10. November
Hat der Zar Peter Alexewitsch und die
Zarin nebst bei Sich habende Swite
Allhier in diesem Hause Gespeiset."

Ich selbst habe die Tafel oft gesehen.

Strukdorf. K. Jack.

Aufforderungen.

1. „In der Absicht, ein von Düsseldorfer Künstlern ausgestattetes, fast vollendetes Buch über die Wildpferde Deutschlands u. s. w. herauszugeben, habe ich eine größere Abhandlung über holzgeschnitzte Pferdeköpfe und anderen Zierrat an den Giebeln der Landbauten geschrieben. Da eine Giebelzier auch in dortiger Gegend vorkommen soll, so bitte ich um die Gefälligkeit, mir geneigtest mitteilen zu wollen:

1. wie die Pferdeköpfe aussehen, ob sie von einander abgewandt sind oder sich gegenseitig anschauen;
2. ob sie nur auf Strohdächern vorkommen;
3. wie weit sie sich in die Nachbarschaft erstrecken;
4. welche anderweitige Giebelzier (Säule, Hahn, Urne zc.) sich dort etwa vorfindet und wie die verschiedenen Giebelkrönungen gedeutet werden. Von einer Urne hätte ich gerne eine Skizze.

Geestemünde. Dr. Devens."

Nachschrift der Schriftleitung: Obwohl ich Herrn Dr. D. schon das mitgeteilt habe, was mir in betreff seiner Fragen bekannt war, so glaube ich doch, daß ihm weitere Mitteilungen erwünscht sein werden und bitte daher die Leser, ihm dieselben zahlreich zugehen zu lassen. Auf die Abhandlung von Petersen „Pferdeköpfe auf Bauernhäusern besonders in Nord-Deutschland." Jahrbücher für Landeskunde Band III S. 208 u. ff. oder XIX. Bericht der antiquarischen Gesellschaft S. 3—69 habe ich Herrn Dr. D. hingewiesen. D.

2. **Phänologische Beobachtungen.** Im Auftrage von Herrn Dr. Knuth ersuche ich alle diejenigen, welche in die von ihm versandten Karten ihre Beobachtungen eingetragen haben, ihm dieselben bald zuzusenden, damit für das Märzheft der Heimat die Ergebnisse der Jahresarbeit möglichst vollständig zusammengestellt werden können. D.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Die beiden Boie. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte Dithmarschens von C. Rolfs, Pastor zu St. Annen. Benden. H. Timm. Preis 0,80 M.

Dies Werk verdankt seine Entstehung der 350. Wiederkehr des Todesjahres der im Titel genannten dithmarsischen Reformatoren. Es ist demnach in gewissem Sinne eine Gelegenheitsschrift. Von den Mängeln, die vielen Schriften dieser Art anhaften, hat es sich aber frei gehalten. Der Herr Verfasser bietet nicht etwa bloß eine Zusammenstellung der Ergebnisse früherer Forschungen, sondern er geht selbständig seinen Weg. An der Hand eines reichhaltigen Quellenmaterials stellt er die Biographieen zusammen. Dabei kommt er oft zu Resultaten, die den bisherigen Ansichten widersprechen. Es ist die Schrift deshalb ein wertvoller Beitrag zur dithmarsischen Reformationsgeschichte. Trotz dieser Umstände verleugnet das Werk aber den Charakter der Festschrift nicht. Von Anfang bis Ende ist es ein Zeugnis der Begeisterung des Herrn Verfassers für seinen Stoff, die sich freilich nicht in hochtönenden Redensarten Luft macht, sondern sich als eine wohlthuende Wärme dem Leser kund giebt. Dabei ist die Darstellung einfach; alles, was sich auf Begründung, Litteratur und dergleichen bezieht, ist in die Anmerkungen, die dem Werke angehängt sind, verwiesen. Diese Einrichtung bewirkt es, daß das Werk trotz seines Wertes für die Erforschung der dithmarsischen Reformation und trotz der Wissenschaftlichkeit seiner Grundlage, doch ein rechtes Volksbuch ist. Möge es denn die Kunde von dem Kampfe der beiden Boie recht weit in unserm Dithmarschen und über dessen Grenzen hinaus verbreiten!

Bemerken möchte ich noch, daß der volle Ertrag des Werkes für eine Stiftung bestimmt ist, die zu Ehren der beiden Reformatoren den Namen „Boie-Stiftung" tragen soll.

St. Annen. Lembke.

Vereins-Angelegenheiten.

Uebersicht über die Entwicklung des Vereins im Jahre 1892.

Mitgliederbestand am 1. Januar 1892	1608.
Zugänge im Laufe des Jahres (davon allein im Dezember 135) .	446.
Abgänge (Todesfälle, Wegzug aus dem Vereinsgebiet, Abmeldungen)	111.
Mithin Bestand am 1. Januar 1893	1943.

Kiel, den 1. Januar 1893. **Der geschäftsführende Ausschuß.**

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 2. Februar 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Worte an Herrn Geheimrat Friedr. v. Esmarch

bei der Überreichung der Festschrift*) zu seinem 70 jährigen Geburtstag, den 9. Januar 1893, gesprochen von Herrn Prof. Ferd. Petersen.

Hochverehrter Herr Geheimrat!

„Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon." Mit diesen Worten des Psalmisten, die Ihr väterlicher Freund Stromeyer seinen „Erinnerungen eines deutschen Arztes" als Sinnspruch vorausgeschickt hat, möchte ich Sie heute begrüßen. Siebzig Jahre liegen hinter Ihnen, und wenn nicht alles täuscht, so werden Sie es auf achtzig bringen, ja wir sprechen den Wunsch und die Hoffnung aus, daß Sie noch weit darüber hinauskommen, frischen Geistes und gesunden Körpers.

Das Leben, das Ihnen vergönnt war, ist reich gesegnet gewesen; reich gesegnet durch äußere Umstände, reich gesegnet durch eigene Kraft.

Großes haben Sie erlebt: Sie waren dabei, als Schleswig-Holstein sich zum ersten Male erhob, und als unser heißgeliebtes engeres Vaterland nach trauriger Knechtung die Befreiung begrüßen und das blau-weiß-rote Banner wieder entrollen durfte. Sie waren dabei, als die Raben aufhörten um den Kyffhäuser zu fliegen, und der Traum unserer

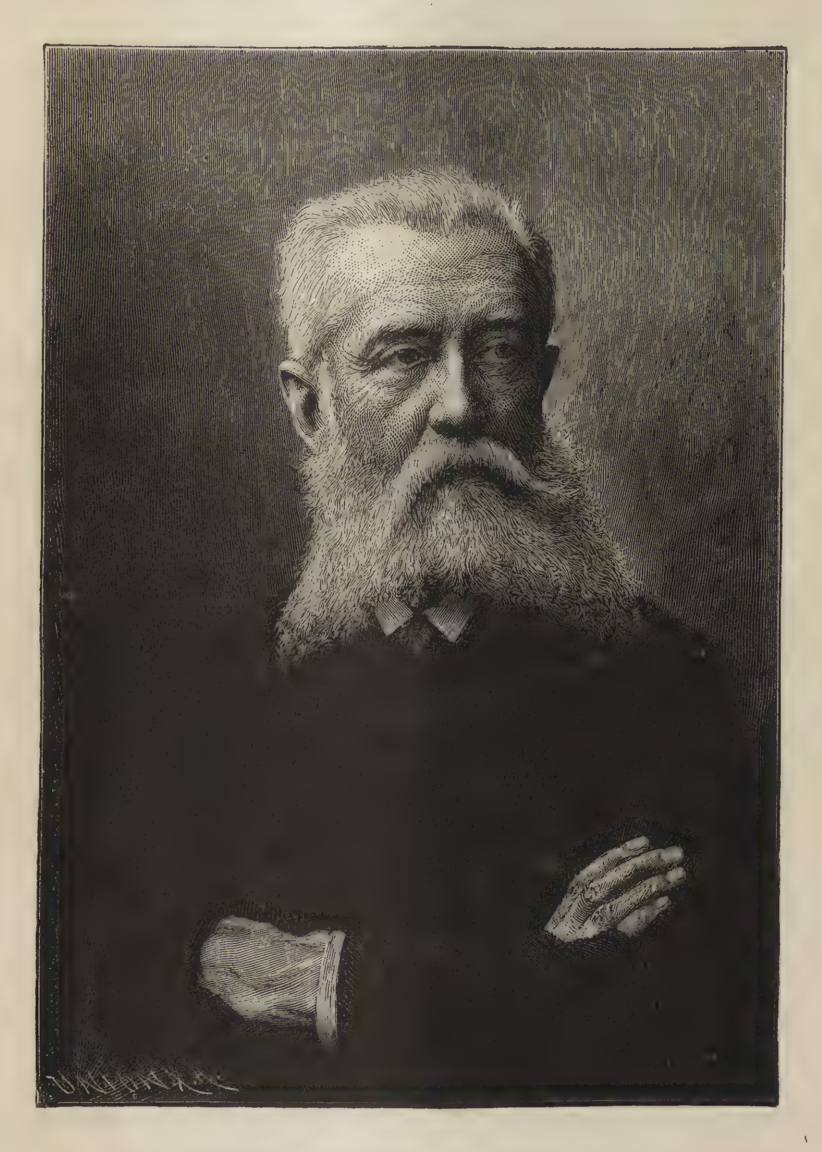
*) Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer. 1893.

Väter und unserer eigenen Jugend verwirklicht wurde in der Auferstehung des Deutschen Reiches unter einem Deutschen Kaiser. Aber nicht als Zuschauer waren Sie dabei, nein, Sie waren selbst thätig, nicht Wunden schlagend, sondern Wunden heilend, und der Kriegs-Chirurg Esmarch wurde überall bekannt und genannt. Auf dem Kampffelde der Menschenliebe gegen die Schrecken des Krieges waren Sie allzeit voran.

Und wie sich die größten Weltbegebenheiten vor Ihren Augen vollzogen, so haben Sie auch auf dem Gebiete unserer Wissenschaft und Kunst die segensreichsten Wandlungen entstehen und sich vollenden sehen, zum Teil unter Ihrer Mithülfe. — Im Anfange Ihrer ärztlichen Thätigkeit wurde der Welt, der leidenden Menschheit, die Narkose geschenkt, die uns erst recht die Freude an unserem wohlthätigen Wirken läßt. Sie nahmen bald darauf mit Ihren großen Lehrern Langenbeck und Stromeyer thätigen Anteil an dem Aufbau der erhaltenden Chirurgie. Sie sahen die Einführung der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung, und bei der Weiterentwicklung der Wundbehandlung stand die Kieler Klinik nicht in letzter Linie. Und dann hielten Sie auf der 1873er Zusammenkunft der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie Ihren Vortrag über ein Verfahren, durch das bei blutigen Eingriffen in den menschlichen Körper das Blut, der ganz besondere Saft, gespart wird, den Vortrag, der, wenn auch nicht sofort, so doch alsbald wie ein Lauffeuer die ganze medizinisch-wissenschaftliche Welt durchflog, und der schon allein Ihrem Namen die Unsterblichkeit sichert. Und neun Jahre später waren Sie es, der die Samaritersache von England nach Deutschland verpflanzte, ihr ihren Namen, ihre Verbreitung über die ganze gesittete Welt und dadurch erst ihre Bedeutung gab. Zwar wurde Ihr Streben im Anfange vielfach verkannt, vielen Kränkungen waren Sie ausgesetzt, aber wie überall, so siegte auch hier das Gute, und jetzt erfährt das Samaritertum kaum noch ernstliche Anfechtung.

Ihr Wirken blieb nicht unbelohnt. Schon als sehr junger Mann gelangten Sie auf den Lehrstuhl, den vor Ihnen ein Günther, ein Bernhard Langenbeck, ein Stromeyer innegehabt hatten; schon früh erhielten Sie von dem Staate als Anerkennung den Titel eines Geheimen Rats; die Huld von Fürsten und Fürstinnen wurde Ihnen in reichem Maße zuteil, und Wilhelm der Siegreiche verlieh Ihnen noch in seinem letzten Lebensjahre den erblichen Adel.

Sieben Jahrzehnte sind verflossen, seitdem Sie zuerst das Licht der Welt erblickten, und mit hoher, stolzer Befriedigung können Sie auf Ihr Leben zurückblicken. Wir aber, Freunde, Schüler und Verehrer, konnten diesen Tag nicht vorüberziehen lassen, ohne Ihnen von Herzen



Friedrich von Esmarch.

Glück zu wünschen und Ihnen auch ein sichtbares Zeichen unserer Verehrung darzubringen. Wir glaubten unseren Gefühlen dadurch am besten Ausdruck zu verleihen, daß wir Ihnen am heutigen Tage eine wissenschaftliche Festschrift überreichten.

Wenn Sie in Ihren Mußestunden die Schrift einer Durchsicht unterwerfen, so bitten wir Sie, derer freundlich zu gedenken, die sie verfaßt haben.

Und um mit den Worten Tassos bei Überreichung seines Buches an die Herzogin zu schließen: „So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin."

Die Akademischen Heilanstalten in Kiel.

Ein Gedenkblatt zum 70sten Geburtstage Friedrich v. Esmarch's.

Von Emil Pörksen.

(Schluß.)

Im Januarheft der „Heimat" schlossen wir mit dem Bericht zur Entstehungsgeschichte der jetzigen akademischen Krankenhäuser. Man ersieht aus demselben, unter wie großen Schwierigkeiten und mit welchen Einschränkungen des ursprünglichen Planes sie endlich hergestellt wurden. In der Hauptsache sind die heute vorhandenen Bauten noch dieselben, die 1862 bezogen wurden, doch sind seit dieser Zeit im Innern derselben verschiedene Verbesserungen ausgeführt, und die neuen Baulichkeiten, die seitdem hinzugekommen, sind hauptsächlich den Krankenhäusern selbst, die bald für die vermehrte Benutzung nicht mehr ausreichten, zu gute gekommen. Lassen wir jetzt eine kurze Übersicht der ursprünglichen Baulichkeiten und Einrichtungen der akademischen Heilanstalten von 1862 folgen.

Hoch oben, im Nordosten der Stadt, nahe dem Schloßgarten, auf früherem Brunswiker Felde, reichlich 23 m über dem Normalwasserstand des Kieler Hafens, ist der Platz belegen, auf dem schließlich der so lange geplante Bau zur Ausführung gelangte. Da auch die Bodenbeschaffenheit (reiner, scharfer Sand von vereinzelten dünnen Mergel- und Lehmschichten durchzogen), sowie das erbohrte Trinkwasser nichts zu wünschen übrig ließen, auch die Entfernung der Anstalten von der Stadt eine nicht unbequeme war, so darf gesagt werden, daß nicht wohl ein geeigneterer Platz für die Klinik hätte gewählt werden können, und das Auffinden dieses Bauplatzes gehört nicht zu den geringsten Verdiensten Stromeyer's.

An Hauptgebäuden wurden ursprünglich auf diesem Platze aufgeführt:

1) Das medizinisch-chirurgische Krankenhaus;

2) die Gebäranstalt;

3) das Pockenhaus;
4) das Leichenhaus;
5) die Wohnung des Direktors der Gebäranstalt;
6) das Wasch- und Maschinenhaus.

Diese Gebäude sind bezüglich 33, 57, 114 und 27 m von einander entfernt und werden durch Kieswege unter einander verbunden. Die Gesamtlänge des erstgenannten Gebäudes, des medizinisch-chirurgischen Krankenhauses, beträgt 60,3 m. Dasselbe besteht aus Keller, zwei Stockwerken und einem dritten Stockwerk über dem Mittelbau. Die Lichthöhe des Kellers beträgt 2,6 m, die der Stockwerke 4 m. Als Krankenräume sind vorhanden in dem unteren Stockwerk: 4 Krankensäle zu je 10, 2 Krankenzimmer zu je 3, und 4 desgleichen zu je 1 bis 2 Betten; im zweiten Stockwerk: 4 Krankensäle zu je 10 Betten, 2 Krankenzimmer zu je 3, 1 desgleichen zu 5, sowie 5 desgleichen zu je 1 bis 2 Betten. (Außerdem sind ursprünglich hier noch angegeben 2 Augenkrankenzimmer, die jedoch, da die Augenklinik seit der Zeit aus dem Hause verlegt worden ist, anderweitig zur Verwendung kommen.) Im dritten Stockwerk waren ursprünglich 2 Krankenzimmer zu 1 bis 3 Betten und 1 Zimmer für Tobsüchtige eingerichtet. Außerdem befinden sich seit 1875 in dem einen Seitenflügel der medizinischen Klinik ein römisches und ein pneumatisches Bad. — Die Gesamtlänge des Gebäudes für die Gebäranstalt ist zu 47,4 m angegeben. Dasselbe besteht aus Keller und zwei Stockwerken von derselben Lichthöhe, wie im medizinisch-chirurgischen Krankenhause, und außerdem über der etwas vorspringenden Mittelpartie aus einem dritten Stockwerk. Dieser Bau enthält in den beiden Stockwerken der Flügel 4 getrennte Abteilungen von je 4 Wöchnerinnen-Zimmern, deren jedes 3,7 m breit, 4,6 m lang und 4 m hoch ist, sonach einen Rauminhalt von 68,5 cbkm hat. Jedes Zimmer ist für nur eine Wöchnerin bestimmt. — Das Pockenhaus besteht ebenfalls aus 2 Stockwerken und hat eine Gesamtlänge von 17,4 m. Die Stockwerke sind je in 4 m Lichthöhe erbaut. Die beiden Stockwerke enthalten zusammen 4 Zimmer mit im Ganzen 12 Betten. — Das Leichenhaus ist 12,6 m lang mit einer Lichthöhe von 3,4 m und in nur einem Stockwerk erbaut. Im Jahre 1877—78 ist es durch An- und Umbau bedeutend vergrößert und besteht jetzt aus Keller und drei Stockwerken. — Eine nähere Angabe der Räumlichkeiten kann bei diesem, wie bei dem folgenden Gebäude unterlassen werden, da sie von keinem größeren allgemeinen Interesse sind und mit den eigentlichen sanitären Einrichtungen der Anstalt nichts zu thun haben. — Die Wohnung des Direktors der Gebäranstalt besteht aus zwei

Stockwerken und hat für jedes derselben eine lichte Höhe von 3,4 m, sowie eine Länge von 16,6 m, und eine Breite von 13,1 m. Das Wasch- und Maschinenhaus ist ebenfalls in zwei Stockwerken erbaut und hat eine Länge von 20,6 m, eine Breite von 10,7 m.

Das sind die gleich zu Anfang erbauten Hauptbaulichkeiten der akademischen Heilanstalten. Außer diesen Gebäuden sind im Laufe der Jahre nach und nach hinzugekommen:

1) Ein Wohnhaus für den Direktor der chirurgischen Klinik;
2) ein Wohnhaus für den Direktor der medizinischen Klinik;
3) 2 Baracken für die chirurgische Klinik;
4) 2 Baracken für die medizinische Klinik;
5) 2 Baracken für die geburtshülfliche Anstalt.

Es stellte sich nämlich, wie das bei den so sehr herabgedrückten Mitteln für den projektierten Bau vorauszusehen war, bald nach Bezug der Anstalten heraus, daß auch die vorhandenen neuen Räumlichkeiten den Anforderungen mit Bezug auf die Aufnahme begehrende Zahl der Kranken keineswegs zu genügen vermochten. Schon nach 14 Tagen, vom Tage des Einzugs an, waren sämtliche Räumlichkeiten voll besetzt, und Professor Esmarch sprach bereits in seinem ersten Jahresbericht nach dem Umzug sein Bedauern darüber aus, daß die Direktion ständig genötigt sei, einen Teil der Aufnahme begehrenden Kranken abzuweisen oder ältere Kranke vor vollendeter Genesung zu entlassen. Wie groß übrigens auch die Zunahme in der Benutzung allein der chirurgischen Klinik bereits in dem ersten Jahrzehnt nach der Übernahme derselben durch Esmarch war, das beweist ein Bericht desselben aus dem Jahre 1866, in welchem eine Zusammenstellung folgende Ziffern ergiebt:

Zahl der jährlich ins Hospital Aufgenommenen:
1854 : 211;
1866 : 556.

Zahl der jährlich ambulatorisch Behandelten:
1854 : 735;
1866 : 1890.

Zahl der Operationen:
1855 : 82;
1866 : 487.

Die große Steigerung der Zahl der ambulatorisch behandelten Kranken ist zu einem Teil der während des genannten Jahrzehnts erfolgten Erweiterung der Eisenbahnen durch das östliche Holstein zuzuschreiben; dennoch ist nicht zu verkennen, daß der größere Anlaß zu dieser ungeheuren Steigerung der gerade während dieser Jahre aufblühende Ruhm Esmarch's

gewesen sein wird, um so mehr, als sich nun auch schon über das ganze Land zerstreut recht viele seiner ersten Schüler unter den praktizierenden Ärzten befanden, die es nicht unterließen, in schwierigen Fällen die Kranken gerade auf ihren verehrten Lehrer hinzuweisen.

Im Jahre 1866 war die Verlegenheit infolge der Beschränktheit des Raumes in den akademischen Heilanstalten aufs Höchste gestiegen, und die Klagen Esmarch's wurden immer dringender. Auf einen umfassenden Ausbau der Anstalten zu dringen, gestatteten jedoch die Zeitverhältnisse nicht, und so wurden einstweilen während des Sommers Zelte zur Aufnahme eines Teils der Kranken errichtet, bis schließlich von Esmarch der Antrag gestellt wurde, zur ständigen Erweiterung der Räumlichkeiten das amerikanische Holzbarackensystem anzuwenden. Diesem Antrag wurde dann auch endlich Folge gegeben, und aus den zuerst erbauten Holzbaracken entstanden nach und nach die jetzigen mit dem Namen „Baracken" bezeichneten Steinbauten als Ergänzung der bisherigen Krankenhäuser, so daß auch in dieser Beziehung jetzt schon seit einer Reihe von Jahren die Anstalt genügend versehen ist.

Außerdem war die Augenklinik, unter Leitung des Herrn Professors Völkers, seit einer Reihe von Jahren in einem besonderen gemieteten Gebäude in einiger Entfernung von den eigentlichen Heilanstalten untergebracht. Jetzt ist auch sie, der ebenfalls ihr Heim längst zu eng geworden war, durch den im Sommer 1887 begonnenen, im Herbst 1888 vollendeten und bezogenen Neubau eines eigenen geräumigen Gebäudes in den Lokalverband der ganzen Anstalt aufgenommen. Dies neue Heim der Augenklinik liegt an der Hegewischstraße rechts am Eingang zu dem ganzen großen Gebäudekomplex der akademischen Heilanstalten, und auch dieses Gebäude mit allem, was zu seiner Bestimmung gehört, entspricht so sehr allen Anforderungen, daß nun auch diese Anstalt nicht nur ihrer vortrefflichen Leitung wegen, sondern auch in ihrer räumlichen Einrichtung zu den besten gleichartigen Anstalten Deutschlands gerechnet werden muß. Eine besondere Darstellung ihrer Einrichtungen und Räumlichkeiten zu geben, scheint mir kaum nötig zu sein, und es mag die Bemerkung genügen, daß dieselben sich in allen Teilen denjenigen ihrer Schwesterkliniken ebenbürtig zur Seite stellen und im Großen und Ganzen denselben ähnlich sind.

In sämtlichen Zimmern der Anstalten ist eine vollkommene natürliche Ventilation in Verbindung mit Ofenheizung vorhanden. Die Wasserleitung der Anstalt steht in Verbindung mit derjenigen der Stadt; außerdem aber haben sämtliche Gebäude selbständige Leitung aus Brunnen, im Fall die städtische Leitung versagen sollte. Die Kochküche hat Dampf-

betriebs-Einrichtung. Die Waschanstalt ist mit Einrichtung für Dampf- und Handwäsche versehen. Außerdem sind überall Badeeinrichtungen, Desinfektionsapparate und Wasserclosets in größtmöglicher Vollkommenheit und unter Berücksichtigung aller nur möglichen sanitären Vorteile, sowie eine selbständige Kanalisation der Anstalt nach dem Hafen zu angelegt.

Eine schöne und nach allen Seiten die sanitären Einrichtungen der Anstalten ergänzende Umgebung in teils älteren, teils jüngeren Anlagen, eine gewisse Abgeschlossenheit von dem lauten Getriebe der Stadt und die sorgfältige Wartung derer, die hierher kommen, um das ihnen verloren gegangene höchste irdische Gut, ihre Gesundheit, wieder zu erlangen, in Verbindung mit der segensreichen Wirksamkeit hochbegabter Männer der ärztlichen Wissenschaft und Praxis machen die hochgelegene Anstalt zu dem, was sie sein soll: zu einer Heilanstalt in unserm Lande.

Tausende und aber Tausende sind mit Furcht und Hoffen hinaufgezogen zu dieser Höhe, um sich den geschickten Händen eines Esmarch, dessen Ruf und Ruhm weit über Deutschland hinausgeht, eines Bartels (seit seinem Tode eines Quincke), eines Litzmann (seit einigen Jahren eines Werth) und eines Völkers anzuvertrauen; Tausende und aber Tausende sind von hier aus wieder zu den Ihrigen heimgekehrt und werden es nie vergessen, in welcher liebevollen Weise ihnen hier begegnet ist, mit welcher Sorgfalt sie hier behandelt worden sind von den Ärzten, gepflegt von den Schwestern, welche seit Eröffnung des „Mutterhauses" in Kiel auch hier thätig sind, und beraten von Allen, die an dieser Stätte des Segens um Rat und Hülfe angegangen werden.*) Hunderte von jungen Männern, die hierher kamen im Laufe der Jahre, um sich für den hohen Beruf des Arztes vorzubereiten, haben einen Schatz von *Kenntnissen und Erfahrungen von hier mit hinaus genommen ins Leben* und in ihren Beruf, wie sie ihn im Lande nur hier, unter der Leitung und dem Beispiel so talentvoller, erfahrener und gewissenhafter Lehrer zu erlangen vermochten. Was liegt deshalb näher, als der Wunsch: Möge in unserm Lande immer mehr und allgemeiner erkannt

*) Außer den 4 Direktoren arbeiteten nach Mitteilung des „Krankenhauslexikons für die Königl. Preußischen Staaten" (Bd. I.) an den Anstalten im Jahre 1885 9 Assistenzärzte, 9 Schwestern vom roten Kreuz aus dem „Mutterhause" in Kiel, 3 Wärter, 14 Wärterinnen. Die Zahl dieses ärztlichen und Hülfspersonals dürfte sich aber seit dieser Zeit erheblich vergrößert haben; mir liegen leider keine bezüglichen neueren Nachrichten vor. — Die Anstalten sind eingeteilt in 4 Verpflegungsklassen, zu 3 bis 6 M., 2 M., 1,50 M. und 0,94 M. bis 1,31 M. pro Tag, sowie in unentgeltliche Betten.

und anerkannt werden, welch eine segensreiche Anstalt wir in der akademischen Klinik in Kiel besitzen! Mögen Kommunen und Private es nicht versäumen, auch dann, wenn sie an ihrem Orte Krankenhäuser besitzen, in schwierigen Fällen sich dahin zu wenden, wo infolge der dort vereinigten besten Kräfte und Einrichtungen, wie der höchsten wissenschaftlichen Autoritäten, welche unser Land besitzt, die größte Sicherheit für Heilung auch schwieriger Fälle geboten wird! Mögen besonders auch unsere Ärzte es nicht unterlassen, in solchen Fällen, wo die Behandlung eines Kranken durch einen geschickten Spezialarzt vielleicht das einzige Mitttel ist, dessen Leben noch zu erhalten, auf jene Anstalt aufmerksam zu machen, an der die erfahrensten und geschicktesten Spezialisten arbeiten! Wahrlich nicht ein Armutszeugnis ihres Wissens und Könnens stellen sich die Herren Ärzte mit solchem Hinweis und mit solcher Empfehlung jener Anstalten, an denen sie selber den besten Teil ihrer Ausbildung erlangt haben, aus, sondern ein ehrendes Zeugnis geben sie ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit, wenn sie bei schwierigen Fällen mit einem solchen Hinweis nicht säumen, und mehr als einmal haben wir es erfahren, daß ein Arzt, der es auch in dieser Hinsicht genau nimmt, vom leidenden Publikum am liebsten um Rat gefragt wird.

Daß sich im Laufe der verflossenen (nun bald vierzig) Jahre seit dem Beginn der Neugestaltung der akademischen Heilanstalten auch in dieser Beziehung manches gebessert hat, mag eine Übersicht der Benutzung der genannten Anstalten, die wir diesen Zeilen folgen zu lassen gedenken, beweisen, trotz alledem bleibt noch vieles zu wünschen übrig; denn sind auch in den letzten Jahrzehnten überall im Lande, in größeren und kleineren Städten, Privatkrankenhäuser und Kliniken gegründet, so ist damit nur zu einem Teil dem Bedürfnis genügt, dem ganz nur eine Anstalt abhelfen kann, an der die *höchsten spezialwissenschaftlichen* Autoritäten ihre beste Kraft einsetzen, und eine solche Anstalt ist in unserm Lande nur die akademische Klinik in Kiel! —

Schon der Gründer der „Krankenanstalt," Professor G. H. Weber, hat, auch als das Institut noch in seinem Privatbesitz war, Berichte über dessen Einrichtung, Benutzung u. s. w. veröffentlicht; es sind als solche erschienen z. B.: Auszug aus der elften Nachricht von dem Zustande der Krankenanstalt in Kiel (Prov.-Ber. 1797, Heft 2, S. 187—92); Auszug aus der zwölften Nachr. u. s. w. (das. 1798, Heft 5, S. 53 u. 59). Später, als die „Krankenanstalt" an die Universität übergegangen war, erschienen diese Berichte selbstverständlich in den alljährlich herauskommenden Universitätschroniken. Die älteren Jahrgänge dieser Berichte waren mir leider nicht zugänglich, und so beschränke ich mich in meinem später

folgenden Frequenznachweise auf eine Zusammenstellung der interessanten Zahlen von 1855—1892, was ja auch insofern gerechtfertigt erscheinen mag, als aus verschiedenen Ursachen erst seit etwa diesem Zeitraum die Frequenz der Klinik eine größere Hebung erfahren hat. —

Ich komme ans Ende meiner Arbeit, doch kann ich dieselbe nicht schließen, ohne noch auf zwei Umstände aufmerksam zu machen, die mich bei meiner letzten Anwesenheit in der akademischen Klinik mit besonderer Freude erfüllt haben. Als ich in den 60er Jahren Gelegenheit hatte, die Anstalten verschiedentlich zu besuchen, herrschte dort unter den Kranken, welche in den größeren Sälen zusammenlagen, häufig ein Ton, der mir nicht gefiel. Ich sagte mir zunächst, daß das eine Unzuträglichkeit sei, die sich bei dem Nebeneinanderliegen so verschiedenartigen Gesellschaftskreisen und Bildungsstufen angehörender Personen schwer bessern lasse. Nachdem ich aber eingehender beobachtet hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß der genannte Übelstand zu einem großen Teil auf Rechnung des damaligen Wärterpersonals, besonders bei den weiblichen Kranken den damaligen Wärterinnen, zu schreiben sei. Es waren letztere zu jener Zeit ja noch durchweg solche Personen, die, weil sie nicht gewohnt waren, ihren Beruf von einem höheren Gesichtspunkt aufzufassen, sich den Kranken gegenüber nur zu leicht gehen ließen. Bei der verhältnismäßig niedrigen Bildung, welche aber diesen Personen eigen war, blieb es dann natürlich nicht aus, daß von ihnen und mit ihnen seitens der Kranken Dinge verhandelt und Gespräche geführt wurden, wie solche besser unterblieben wären. Diesen Übelstand, der auch der Direktion nicht fremd gewesen sein wird, durch schärfere Überwachung zu beseitigen, war selbstverständlich nur da möglich, wo er eine Höhe annahm, die zu Beschwerden führte, und ich weiß, daß in solchen Fällen dann unnachsichtliche Korrektur geübt wurde. Bei meinem neuerlichen Besuch der Anstalt nun habe ich die Bemerkung gemacht, daß dieser Ton ein ungleich besserer geworden ist, sodaß ich nicht anstehe, auch in dieser Beziehung die akademische Heilanstalt als mustergültig zu bezeichnen. Und auch diesmal habe ich die Überzeugung gewonnen, daß in diesem Stück der Einfluß des Wärterpersonals von den entschiedensten Folgen auf das Verhalten der Kranken im allgemeinen ist. Ich darf es nicht unausgesprochen lassen, daß besonders der stille, von religiösem Ernst getragene Einfluß der Pflegeschwestern vom roten Kreuz es ist, welcher in der genannten Beziehung jede Ungehörigkeit hintanhält, so daß es einen wahrhaft erquickenden Eindruck macht, zu sehen, wie die Kranken aller Klassen sich sichtlich bemühen, auch ihrerseits in ihrem ganzen Verhalten sich so einzurichten, wie es sich für die Gäste einer

humanitären Anstalt ziemt, und wie sie ihren Wärtern und Pflegern in einer Weise zugethan sind, die nur das heilsamste Verhältnis zwischen beiden Teilen herstellen kann. Ja, ich darf sagen, es kommen nicht selten Fälle vor, in denen innige Liebe zwischen Kranken und Pflegern Platz greift, und in manchen Fällen wird aus diesem Grunde auch bei erlangter Genesung der Abschied aus der Anstalt oft schwer, wie ein solcher aus der eigenen Familie, und Beziehungen zwischen den Entlassenen und ihren einstigen Pflegern halten sich in solchen Fällen noch jahrelang aufrecht.

Der zweite Umstand, der mich mit besonderer Freude erfüllt hat, ist der, daß besonders für die Kinderabteilung durch die freiwillige, von der Direktion gern gestattete Wirksamkeit gebildeter Damen für die Unterhaltung und wo angänglich auch zweckmäßige Beschäftigung der kranken und genesenden Kleinen in einer Weise gesorgt wird, die, wenn sie immer die rechte Grenze einzuhalten versteht, nur von günstiger Wirkung auf das Verhalten und das Gemüt der Kinder sein kann. Besonders angenehm hat es mich berührt, zu gewissen Tageszeiten aus diesen Abteilungen einen lieblichen Gesang erschallen zu hören, geleitet von einer freundlichen Dame und hörbar mit Vergnügen ausgeführt von allen, die sich an demselben beteiligten. In der That, eine solche Art, das Gemüt der kranken Kleinen zu heben, macht auf den Hörer einen Eindruck, den er nicht vergißt, auch wenn er seinen Besuch der Anstalt sonst lieber möglichst bald aus seinem Gedächtnis löschen möchte. Nur das ist freilich auch hier, wie bei allem, was zur Unterhaltung der Kranken geschieht, zu beachten, auch des Guten und Wohlgemeinten kann, wenn nicht ein völliges Verständnis, eine reife Erfahrung die Grenze zieht, leicht zu viel geschehen, und wo leichter, als in der Kinderabteilung einer Heilanstalt! Aber deß bin ich gewiß, auch hier wacht das sorgsame Auge der Männer, die es als höchsten menschlichen Beruf betrachten, zu heilen am Körper und an der Seele ihrer Mitmenschen, was krank ist. —

Ihnen und der Anstalt, der sie dienen, mehre sich der Segen zum Wohl aller, die bei ihnen und in der von ihnen geleiteten Anstalt Heilung suchen. — Ihm aber, dem rüstigen Herrn, dem die Anstalt und in ihr unser Land, unser Volk so viel zu danken hat, sei auch noch weit über die normale Grenze menschlicher Tage hinaus Freude vergönnt am immer schöneren Aufblühen der Heilanstalten, die zum großen Teil sein eigenes Werk sind! Ich weiß, eine schönere Freude wünscht er sich nicht für den hoffentlich noch recht großen Rest seiner Tage.

Unsere Bauerngärten.

Von H. Eschenburg in Holm bei Ütersen und
R. v. Fischer-Benzon in Kiel.

II.

Vorbemerkung. Im vorigen Jahre habe ich versucht, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf unsere Bauerngärten*) zu lenken und zugleich gebeten, mir Mitteilungen über alte Gärten und ihren Inhalt zu machen. Von einzelnen Seiten ist dieser Bitte entsprochen worden. Herr Ingenieur H. F. Wiese in Schönkirchen sandte mir die Abschrift eines „Inventariums des Fürstlichen Gartenhauses zum Kyell, Ao. 1649.“ Dieses Inventarium wird, mit Deutungen versehen, in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein veröffentlicht werden, und zwar in Verbindung mit einem etwas jüngeren Dokument, das sich auf einen Pastorengarten in Friedrichstadt bezieht. Ferner hat mir Fräulein J. Mestorf, Direktor des Schleswig-Holsteinischen Museums Vaterländischer Altertümer, Notizen über die Gegend von Bramstedt und Segeberg zukommen lassen; diese sind im Folgenden mit (M) bezeichnet. Endlich hat mir Herr Lehrer H. Eschenburg in Holm bei Ütersen ein umfangreiches Manuskript zugehen lassen, das Aufzeichnungen über alte Gebräuche 2c. und eine große Zahl von plattdeutschen Namen enthält, und zwar für die Marsch von Haseldorf bis Brunsbüttel, für den Geestrand bei Holm, Heist und Moorreege, für Winzeldorf bei Pinneberg, Henstedt, Kreis Segeberg, und Bramfeld, Kreis Stormarn. Herr Eschenburg hat darauf verzichtet, seine umfangreiche und wertvolle Arbeit selbst zu publizieren und sie mir ganz zur Verfügung gestellt. Ich glaube ihm nur dadurch gerecht werden zu können, daß ich seinen Namen als Bearbeiter über den meinen setze; sein Anteil an den nachfolgenden Zeilen ist viel größer als der meine.

R. v. Fischer-Benzon.

Auf kleineren Besitztümern ist der Garten wenig gegliedert; unter den Fenstern der Wohnstube findet sich ein Beet mit Blumen, einige kleine Beete tragen Bohnen, gelbe Wurzeln, Petersill, Zwiebeln 2c., und den größten Teil des Gartens nehmen Kartoffeln ein. An diesen halten sich niedrige Erbsen, und nach und nach, wie die Kartoffeln aufgenommen werden, verwandelt sich das Kartoffelfeld in ein Kohlfeld. Einzelne

*) Schlesw.-Holst. Zeitschrift für Obst- u. Gartenbau, 1891, Nr. 1, S. 4—7, Nr. 3, S. 19; Heimat, Jahrg. 1, 1891, S. 166—173.

Obstbäume sind hin und wieder an den Seiten des Gartens gepflanzt und in einer Ecke stehen wohl auch einige Bienenstöcke. Ist der Garten dem Winde stark ausgesetzt, wie in den westlichen Heidegegenden, und fehlen Schutzpflanzungen, so pflegen ein Strauch vom Hollunder (Sambucus nigra L.) und einige kümmerliche Johannis- und Stachelbeerbüsche das einzige Obst zu sein.

Ist der Garten größer und sein Besitzer dementsprechend wohlhabend, so wird der Raum, den die Kartoffeln einnehmen, kleiner, während die Obstbäume mehr Platz beanspruchen; sie pflegen dann an der einen Seite des Gartens gepflanzt zu sein, um die Gartenbeete nicht zu stark zu beschatten. Bei den wohlhabenderen Bauern endlich zerfällt der Garten (Hof, Gaarn) in mehrere gesonderte Teile. In Angeln enthält der Kohlhof Blumen und Gemüse, der Appelhof das Obst. In der holsteinischen Marsch und auch an anderen Stellen geht die Trennung noch weiter: Blumen werden im Kruthof oder Krü'erhof (Marsch) gezogen, Gemüse im Kohlhof und Obst im Appelhof oder Boomhof (in der Marsch auch Bonghof gesprochen). Eine Wiese oder ein Stück Grasland beim Hause heißt Wischhof; wenn es ein Stück des Gartens selbst ausmacht, auch wohl Grashof; ein eingefriedigtes Stück Grasland neben dem Hause heißt in Angeln und dem nördlichen Schleswig Toft; Grashof und Toft dienen zur Bleiche des Leinenzeugs (Bleek). Unter den Fenstern der Wohnstube, auch wohl vor dem Hauseingange, findet sich vielfach eine Anlage, aus verschieden geformten Blumenbeeten, Krutblik, Krüderblik (Plur. Bleek), bestehend; das Wort Beet oder Beed wird übrigens auch gebraucht. Der Garten pflegt durch einen breiten Steig in der Mitte in zwei Hälften geteilt zu sein; diesen Steig begleitet auf jeder Seite ein langes schmales Beet, *Rabatte, mit Buchsbaum,* Buschboom, an den Enden auch wohl mit Lavendel eingefaßt. Die Rabatten tragen Stachelbeer- und Johannisbeersträucher und daneben allerlei Blumen, oder sie sind ausschließlich für Blumenzucht reserviert; dann ist dem Beerenobst ein besonderer Platz eingeräumt. An geschützter Stelle befindet sich eine Laube oder ein Gartenhäuschen, Löw oder Lusthus (Lusthus bedeutet auch Laube). Im Blumengarten ist den wohlriechenden Kräutern, Rükkrut oder Rükelsch, ein besonderer Platz eingeräumt. Rükelsch wird übrigens im westlichen Holstein auch zur Bezeichnung eines Blumenstraußes gebraucht, der in der Marsch Krü'erbusch, anderswo Strüschen, Blomenstrusch &c. heißt.

Da die einzelnen Pflanzen in den verschiedenen Gärten doch sehr verschieden gruppiert werden, so empfiehlt es sich nicht, sie nach Gruppen

aufzuführen. Wir bleiben also bei der systematischen Reihenfolge und trennen im allgemeinen in Blumen, Gemüse und Obst. Die plattdeutschen Namen und besondere Gebräuche sind, soweit sie bekannt, hinzugefügt.

Thalictrum aquilegifolium L. Überall Seltenheit.*)

Anemone hepatica L. Märzblöm; blau, rot und weiß, auch gefüllt, namentlich rot.

Anemone nemorosa L. und Caltha palustris L. wurden früher mit gefüllten Blumen kultiviert; Caltha kommt noch so im Preetzer Klostergarten vor.

Adonis autumnalis L. Adonisröschen.

Ranunculus repens L. fl. pl. Gele Knöp.

Helleborus niger L. Nießwurz, Weihnachtsblume oder Christrose.

H. viridis L. Wrang'nkrut, wurde den Schweinen als Mittel gegen die „Wrange" in die Ohren gesteckt.

Nigella damascena L. Gret'n int Grön, Gret'n in Härn.

Aquilegia vulgaris L. Klokken.

Delphinium Ajacis L. Hochmut, Lange Jungfern.

D. Consolida L. Rittersporn.

Aconitum Napellus L. Judenmützen, -kappen, Grotmodermützen, Kabuzen; wenn das blaue helmförmige Kelchblatt zurückgeschlagen ist: Kutschpēr, Pēr un Wagen.

Paeonia officinalis L. Būrros, Bijonen (Angleichung an Paeonia).

Papaver somniferum L. Mahnkautn, Mahnkamm, Mojnkatt; auf Röm Mannekopper (Angleichung an Mohnkopf).

Matthiola annua Sweet. Levkojen.

Cheiranthus Cheiri L. Golluck, Gülla oder Güllau, Güllnlok; eine Varietät mit hellgelben Blumen wurde früher als Gele Vijolen unterschieden (Gelbveigelein).

Hesperis matronalis L. Nachtvijolen, blaue Nachtvijolen; die gefüllte weiße oder helllilafarbige witte Vijolen; an einzelnen Orten wird Phlox paniculata mit weißen Blumen witte Nachtvijolen genannt.

Viola odorata L. Veilchen.

V. tricolor L. Steefmudder, Grotmoderblom, Gesichterblomen.

Reseda odorata L. Reseda. Nordafrika.

Dianthus barbatus L. Klusternelken, früher Klusternägeln, wie Nelken überhaupt früher Nägeln hießen.

---

*) Nur bei den nicht aus Europa stammenden Pflanzen ist die ursprüngliche Heimat angegeben.

D. plumarius L. Fellernelken.

D. Caryophyllus L. Stocknelken.

Saponaria officinalis L. Seifenkraut; früher viel, jetzt selten gebaut, aber vielfach verwildert; meist gefüllt.

Viscaria vulgaris Röhl. Piknelken, Teerblom; gefüllt und einfach.

Silene Armeria L. scheint keinen besonderen Namen zu haben.

Melandryum album Grcke wurde früher mit gefüllten Blumen kultiviert.

Coronaria flos cuculi A. Br. ist ganz neuerdings von A. Muß in Schwartau mit gefüllten Blumen gezüchtet; ähnliches ist schon früher versucht, aber nicht so gut gelungen.

C. tomentosa A. Br. Stēknelken, Samtblomen.

Lychnis chalcedonica L. Brennende Liebe; Brandklusternägeln.

Malva moschata L. und M. Alcea L. wurden früher mehr als jetzt unter dem Namen Malven gebaut.

Althaea rosea Cav. Stockrosen, Finsterrosen. Orient.

Geranium ist früher in manchen Arten kultiviert worden und dann verwildert, z. B. G. Phaeum L., G. pyrenaicum L., G. pratense L. u. s. w.; das inländische G. sanguineum L. ist früher auch Gegenstand der Kultur gewesen.

Impatiens Balsamina L., Balsamine, wurde früher in zahlreichen Spielarten kultiviert; kommt jetzt noch vielfach als Topfpflanze vor. Ostindien.

Ruta graveoleus L. und Dictamnus albus L., Raute, Edelraute und Diptam, sind aus unseren Gärten fast ganz verschwunden.

Tropaeolum majus L. wurde 1684 aus Peru nach Belgien gebracht und verbreitete sich bald über die europäischen Gärten; sehr beliebte Zierpflanze; Sturzikum und Asturzikum, Gel Hacken, Kohhacken, Achterhacken, Kiek ut'n Busch.

Cytisus Laburnum L. Goldregen.

Lupinus luteus L. und albus L., sowie einige andere Arten wurden früher viel gebaut, werden aber jetzt seltener; blaue Arten werden in manchen Gegenden Holsteins fälschlich Riddersporen genannt.

Lathyrus odoratus L. Rükarfen, Schinarfen, Bukettarfen.

Spiraea salicifolia L. Theebusch. Sibirien.

Rubus odoratus L. und R. spectabilis Pursch kommen nicht selten als Zierstrauch vor. Nordamerika.

Rosa centifolia L. Eierrosen; R. alba L. witte Rosen; R. pimpinellifolia L. Pimpernellrosen, Bukettrosen; R. cinnamomea L. Pingstrosen; R. gallica L. Essigrosen, Wienrosen, dunkelrot, hellrot und rot und weiß; R. damascena Mill. Monatsrose. In alten Zeiten wurden die Blumenblätter der abgeblühten Rosen,

namentlich der Centifolie, gesammelt und auf der Fensterbank in der Sonne getrocknet; die getrockneten Blätter wurden dann in eine Thonkruke oder Vase mit den Blüten des Lavendels gethan und Kochsalz dazwischen gestreut; man erhielt dadurch eine bräunliche Masse, Potpourri genannt, die im Winter, in kleinen Portionen auf die eisernen Öfen gebracht, einen feinen und angenehmen Duft im Zimmer verbreitete; an Sonn- und Festtagen gehörte dies Räucherwerk mit zur Feier. Noch vielfach sieht man auf Schränken auf der Hausdiele die weiße, blau bemalte Vase aus Fayence stehen; aber sie ist leer: die modernen Rosen liefern keine so duftenden Blätter wie die Centifolie und Lavendel giebt es auch nur noch wenig.

Oenothera biennis L., 1614 aus Virginien zu uns gebracht, war früher häufige Gartenpflanze; jetzt sieht man sie selten im Garten, sie ist aber vielfach, namentlich auf sandigem Boden, verwildert; Nachtkerze.

Philadelphus coronarius L. Jasmin. Asien.

Sedum purpureum Lk. wurde früher viel kultiviert und ist infolge davon an vielen Stellen verwildert.

Sedum maximum Sutt. wird noch jetzt gebaut; Johanniskraut; ein abgebrochener Zweig wurde in der Johannisnacht zwischen Balken und Stubendecke gesteckt; grünte er fort, so bedeutete das langes Leben für den, der den Zweig gepflückt und aufgesteckt hatte; St. Hans Kaal (Kohl) auf Röm.

Sempervivum tectorum L. Huslok; wird selten.

Saxifraga umbrosa L. Bokwetjenblomen, Nakte Jungfern, Bewernadeln, Porzellanblom.

Astrantia major L. Astrantia.

Viburnum Opulus L. Sneeball.

Lonicera Caprifolium L. und L. Periclymenum L. Sugblomen, Sugrank'n kommen beide vor.

Symphoricarpus racemosus Mich. Sneebeern, hat sich sehr eingebürgert; stammt aus Nordamerika.

Scabiosa atropurpurea L. Truernelken, in dunklen und helleren Farben.

Petasites officinalis Mnch. wurde früher als Heilpflanze gebaut und ist jetzt vielfach verwildert.

Aster chinensis L. seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in vielen Spielarten kultiviert; China; neben ihr manche kleinblumige aus Nordamerika stammende Astern.

Bellis perennis L. Marlblom, Dusendschön, Dusendschökel.

Jnula Helenium L. Alant; wird zum Räuchern gebraucht, um die Mücken zu vertreiben; früher viel häufiger als jetzt.

Dahlia variabilis Willd. Georgine, in zahlreichen Spielarten. Mexiko.

Rudbeckia laciniata L. Nordamerika.

Helianthus annuus L. Sünnblom. Peru.

Tagetes patulus und erectus L. Samtblomen, Samtastern, Judennelken. Mexiko.

Helichrysum bracteatum Willd. Strohblomen, in verschiedenen Farben. Australien.

Gnaphalium margaritaceum L. Söbenjahrsblomen, Ewigkeitsblomen, Witte Strohblomen (Jisblomen), Dodenblomen. Nordamerika.

Artemisia Abrotanum L. Hofru und Hofro, Angleichungen an Abrotanum, die sich als „Gartenraute" ins Hochdeutsche übersetzen ließen; ähnlich Ewerritt, Ewerrot und „Eberraute"; auch Slapkrut genannt; gehört zum Rükelsch.

A. Absinthium L. Wrömp, Wörkn; man bereitet daraus den „grönen Bittern," kurz Grönen genannt, einen sogenannten Gesundheitsschnaps, der selbst Freunde eines kleinen Kümmels grausen machen kann.

Santolina Chamaecyparissus L. Heiligenpflanze, bei uns in allen Gegenden Cypreß oder Cypresse genannt; eine alte Heilpflanze, die früher viel in Gärten und auf Gräbern gezogen wurde, aber mehr und mehr verschwindet; kommt auch als Topfpflanze vor.

Tanacetum vulgare L. kommt mit krausen Blättern vielfach vor und wird bei Brunsbüttel „krusen Kohl" genannt.

T. Balsamita L., brēd'n Sophie, brad Müs (Angleichung an Balsamita?); dänisch „Balsam."

Chrysanthemum Parthenium Pers. Römsche Kamelln, Mater, Bertram.

Doronicum Pardalianches L. früher gebaut und mehrfach verwildert.

Calendula officinalis L. Ringelrosen, Ringelröschen, Morgenrot, Abendrot, Judenblomen.

Centaurea Cyanus L. Kornblume, wurde schon vor 200 Jahren in vielen Varietäten gezogen.

Syringa vulgaris L. Blaue un witte Sirenen, blau un witt Wiern. Persien.

Vinca minor L. Immergrön.

Polemonium coeruleum L. Kaffemöhln, Kaffeblomen.

Phlox panniculata L.; die weißblühende Form wird witte Vijolen, auch Stocksirenen genannt. Nordamerika.

Convolvulus tricolor L. Winde.

Antirrhinum majus L. Jappup (jappen heißt den Mund auf- und zumachen), Löbnrachen, Lömutn.

Digitalis purpurea L. Fingerhot.

Ocimum Basilicum L. Brumsilk, scheint auf den Westen beschränkt zu sein. Ostindien.

Lavandula Spica L. Lavendel.

Mentha crispa L. Krusemünt.

Hyssopus officinalis L. Isop.

Melissa officinalis L. Citronenkrut, Limonenkrut.

Salvia officinalis L. Sophei oder Sophie, smalln Sophei (vergl. Tanacetum Balsamita L.), Krusen Sophie, Krüsophie. — Früher wurde man als Kind dazu angehalten, sich jedesmal, wenn man in den Garten kam, Zähne und Zahnfleisch mit einem Salbeiblatt zu reiben; das schütze vor Zahnweh und Skorbut. Ein sehr alter und weit verbreiteter Gebrauch (auch in den ehemals polnischen Provinzen). — Salbei, gelbe Wurzeln und Honig wurden zusammen gekocht und zum Gurgeln bei Halsentzündungen gebraucht (M). — Gehört wie die fünf vorhergehenden zum Rükkrut.

Stachys germanica L. Hasenohrn, Samtbläd; Schaafsohren (Faareöre) auf Röm; war früher viel häufiger, scheint aber wieder in Aufnahme zu kommen.

Monarda fistulosa L. Hahnenkamm, Lowangn; in der Marsch sehr verbreitet. Nordamerika.

Primula, Karkenslötels, Slötelblom; wird in vielen Formen kultiviert, die teils von P. elatior Jacq., teils von P. officinalis Jacq., teils von Bastarden zwischen diesen beiden herrühren; es wurden von beiden Primeln aber auch die wildwachsenden Formen kultiviert, ebenso von P. acaulis Jacq., von der es außerdem fleischrote, hochrote und weiße gefüllte Formen giebt.

P. Auricula L. Aurikeln.

Armeria vulgaris Willd. Grasnelken.

Daphne Mezereum L. Peperbom, Peperblom.

Buxus sempervirens L. Buschbom.

Crocus vernus aut. Krokus.

Gladiolus communis L. Siegwurz.

Iris. Adjebarssnaff, Adebaarssnaff (Storchschnabel, nach der Frucht?) wird in zahlreichen Arten und Spielarten kultiviert. I. germanica, mit blauen Blumen, ist eine der häufigsten.

Narcissus Pseudonarcissus L. Gele Zittlöschen, Gele Zitterröschen, Osterblom, Osterlilk, Morgensteern.

N. poeticus L. Witte Zittlöschen und Zitterröschen, Pingsblom, Pingslilk.

Leucojum vernum L. wurde schon früh seines Wohlgeruchs und seiner Schönheit wegen gebaut; kommt in den Husumer Gärten sehr viel vor.

Galanthus nivalis L. Sneekikers, Sneeklok.

Tulipa silvestris L., Maitulp, kommt noch mehrfach vor, wurde aber früher viel häufiger kultiviert und findet sich an manchen Stellen verwildert.

T. Gesneriana L. Tulpen, Tültn (alte Aussprache).

Fritillaria imperialis L. Kaiserkrone. Persien.

F. meleagris L. Kiebitzei, Schachblume; früher viel und in manchen Spielarten kultiviert und dadurch an manchen Stellen verwildert.

Lilium candidum L. Witte Lilge, witte Brandlilge; die Blumenblätter werden in einem Glashafen gesammelt und mit Baumöl übergossen; Mittel gegen Verbrennungen (M); anderswo wurden die Blumenblätter mit Zucker und Baumöl eingemacht, um gegen Brandwunden benutzt zu werden (Eschenburg).

L. bulbiferum L. (Europa), L. tigrinum Gawlund (China) und andere. Brandlilgen, Näsenfarbers.

L. Martagon L. Krulllilg; kam früher in vielen Farbenvarietäten vor; dort, wo die Kaiserkrone fehlt, auch fälschlich Kaiserkronen genannt.

Muscari botryoides Mill. Blau Lilgn, blau Eckern, blau Druben, Korallen (Krallen), nakte Jungfern, Perlblomen.

Hemerocallis flava L. und fulva L. kommen selten vor; waren früher häufiger.

Colchicum autumnale L. Herbstzeitlose, wurde früher viel kultiviert, auch mit gefüllten Blumen.

Phalaris arundinacea L. var. picta. Bunt Gras.

Damit würden die älteren Gartenpflanzen ziemlich vollständig aufgezählt sein. Bei dieser Aufzählung ist auch auf die Gärten der Pastorate Rücksicht genommen, denn diese sind vielfach der Mittelpunkt gewesen, von dem aus sich Pflanzen verbreitet haben. Übrigens ist das Mitteilen von Zierpflanzen und Stecklingen (Ablegern) kein dankbares Geschäft, denn bis in die Gegenwart hat sich der Glaube erhalten, daß man für solche Dinge nicht danken dürfe, wenn sie gedeihen sollten, und daß sie am besten wüchsen, wenn man sie entwendete. — Früher begegnete man auch dem Glauben, daß eine Pflanze vergehen müsse, wenn man von ihr Blumen oder Zweige zum Schmuck eines Toten abschnitte; aber so denkt man jetzt nicht mehr.

Über Obst und Gemüse können wir uns kürzer fassen. Von Obstbäumen sei nur die Mispel (Mespilus germanica L.) erwähnt, die hier

den eigentümlichen Namen Apenirschen, Apenärschen (in Mecklenburg Apenärseken) führt; wird kaum noch ihrer Früchte wegen gebaut.

Phaseolus multiflorus Willd., Prunkbohnen, Prunkers, wurde früher als Speisebohne gezogen, dient aber jetzt fast nur noch als Zierpflanze. Stammt aus Amerika.

Pastinaca sativa L., Moorwörteln, Moorwötteln, Pasternak, wird in der holsteinischen Marsch noch jetzt gebaut, auch auf Röm; verwildert kommt die Pflanze an vielen Stellen vor, ein Zeichen, daß sie früher mehr gebaut wurde.

Levisticum officinale Koch, Lippstock, Lastock, Liebstöckl, eine alte Heilpflanze, die jetzt nur noch selten gebaut wird; dient zur Vertreibung der Hexen; wird den Gänsen beim Brüten untergelegt, damit sie das Nest nicht verlassen; die Kühe wurden mit Lippstock und Buttermilch gewaschen, wenn sie „tekent" waren, d. h. ein geschwollenes Euter hatten und keine gesunde Milch gaben (die Ursache dieser Erscheinung war nach allgemeinem Glauben die Tekenmus, Spitzmaus).

Cochlearia Armoracia L., Marrak, Maressig, Maredig, Marrettig, verhochdeutscht: Meerrettig; die plattdeutschen Namen sind Angleichungen an Armoracia. Die Wurzel wird bei Zahnschmerzen und Fluß in die Ohren gesteckt.

Myrrhis odorata Scop, Aniskerbel, muß früher häufiger gebaut sein, da man ihn vielfach verwildert trifft.

Satureja hortensis L., Köll, Bohnenkraut, fängt an, in Vergessenheit zu geraten, und ebenso geht es den Speckuppenkräutern oder Aalkräutern (zur Bereitung der Hamburger Aalsuppe). Früher war diesen Kräutern das Ende eines Gemüsebeets eingeräumt, wo sie in Reihen gepflanzt zu sein pflegten. Ihre Zahl schwankte: einige hatten 9, andere 10, noch andere verstiegen sich zu einer viel größeren Zahl, aber ein Kraut mehr oder weniger macht am Ende nicht viel aus. Als Aalkräuter wurden benutzt:

Salbei, Pimpernell oder Bibernell (Poterium Sanguisorba L.), Trippmadam (Sedum reflexum L.), Majoran oder Mairan (Origanum Majorana L.), Portulak (Portulaca sativa Haw.), Thimian (Thymus vulgaris L.), Kerbel (Anthriseus Cerefolium Hoffm.), Schnittlauch (Allium Schoenoprasum L.), Sauerampfer (Rumex Acetosa L.) und Petersill (Petroselinum sativum Hoffm.), auch wohl das Citronenkraut (Melissa officinalis L.) und die Edelraute.

Gewiß knüpfen sich an manche Pflanzen noch mehr alte Gebräuche, es kommt nur darauf an, daß sie mitgeteilt werden. Wer hilft mit zur

Aufstellung einer „Fensterflora"? Einiges ist schon gesammelt, aber es fehlt noch viel. Wie aus den Gärten manche alte Kulturpflanze verschwindet, so verlieren sich auch auf den Fensterbänken manche früher häufige Gewächse. Ein kleiner blühender Zweig genügt meist, um eine Bestimmung vorzunehmen; solche Zweige halten den Transport in einem Briefe in der Regel sehr gut aus, denn es schadet ihnen nicht, wenn sie etwas zerdrückt werden.

Lorenz Borst †.

Ein Nachruf von **Dr. P. Prahl.**

Am 18. Dezember 1892 verstarb zu Medolden im nordwestlichen Schleswig der dortige Küster und Lehrer Lorenz Borst, ein Mann, dessen Name einen guten Klang hat bei allen, die sich mit der Flora unserer Provinz beschäftigen. War er doch bekannt als der Besten einer unter denen, die sich in den letzten 30 Jahren die botanische Erforschung unserer Heimat mit hingebendem Eifer angelegen sein ließen.

Geboren am 21. September 1839 zu Lundtoft im Kirchspiel Klipleff als der Sohn eines kleinen Landbesitzers widmete er sich dem Lehrerstande und bezog, nachdem er $^3/_4$ Jahre lang in Angeln Präparand gewesen war, das Seminar zu Skaarup. In Angeln lernte er den damals noch sehr rüstigen Nestor unter den schleswig-holsteinischen Botanikern, Lars Hansen kennen, der, seines Amtes als Organist, Küster und Lehrer in Husby von der dänischen Regierung entsetzt, seine volle Kraft der Erforschung der heimatlichen Flora widmete. Durch ihn erhielt Borst die erste Anregung und gedachte seiner noch in späteren Jahren mit pietätvoller Liebe und Anhänglichkeit. Durch diesen Verkehr mit dem besten Kenner unserer Flora in das Studium der Pflanzenkunde eingeführt, hatte er das Glück, in dem Seminarlehrer Rostrup einen Mann zu finden, der, als hervorragender Forscher bekannt, es sich angelegen sein ließ, seine Schüler mit Lust und Liebe zu naturwissenschaftlichen, zumal botanischen Studien zu erfüllen.

Seine erste Anstellung fand Borst in dem zum Kirchspiel Nordlygum gehörenden Dorf Kloying im abgelegenen Nordwesten Schleswigs, den er bis an sein Lebensende nicht verlassen hat. Im Jahre 1867 wurde er von Kloying nach Medolden versetzt. In botanischer Beziehung so gut wie garnicht erforscht, bot ihm dieser im allgemeinen öde und einförmige Landstrich reiche Gelegenheit, seine Kenntnisse zu verwerten und selbständige Forschungen anzustellen. Mit welchem Erfolge er das gethan, davon zeugt die stattliche Reihe von dort jetzt bekannten Standorten

seltener Pflanzen, die zum weit überwiegenden Teile von ihm entdeckt sind. Ganz besonders zogen ihn die für das westliche Schleswig so charakteristischen Eichengestrüppe (Kratts) an, die eine reiche und eigentümliche Flora aufweisen. Schon im Jahre 1867 entdeckte er bei Kloying Carex montana L., eine für ganz Schleswig-Holstein neue Pflanze, da die früheren Angaben über das Vorkommen dieser (seitdem auch nur an einigen andern Orten des westlichen Schleswig beobachteten) Art sich als falsch herausgestellt haben. Sein Lieblingsrevier war das große Eichengestrüpp, das sich auf den Höhen bei Teuring und Laurup hinzieht und in botanischer Beziehung wohl das reichste in ganz Schleswig-Holstein ist. Die überraschenden Funde, welche Borst dort machte, hat er in der Kopenhagener Botanisk Tidsskrift, Bd. 3, 5 und 10 neben seinen übrigen Entdeckungen veröffentlicht und ich habe dieselben in den Schriften des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein, 2. Bd. 1. Heft S. 21 zusammengestellt. Es befinden sich darunter Ajuga pyramidalis L. und Gymnodenia conopea R. Br., deren Vorkommen in ganz Schleswig-Holstein nur hier mit Sicherheit verbürgt ist und die im Teuring Kratt sehr verbreitete Vicia Orobus D. C., die an unserem zweiten Standorte bei Kolsnap wohl jetzt durch die Kultur vernichtet sein dürfte und im Gebiet der gesamten deutschen Flora sonst nur von Orb im Spessart angegeben ist. Für die Flora des ganzen deutschen Reiches neu entdeckte er Carex incurva Lightf. im Dünensande der Insel Röm.*)

Konnte er in späteren Jahren so schöne Entdeckungen in dem einförmigen Gebiete, das er bewohnte, nur selten machen, so fehlte es ihm bei seiner scharfen Beobachtungsgabe doch nicht an Anregung; seine Briefe an mich enthalten viele gute Beobachtungen über Abweichungen an häufiger vorkommenden Pflanzenarten. Eine solche abweichende Form von Aira flexuosa L., die er *mir an dem von ihm entdeckten* Standorte zeigte, habe ich ihm zu Ehren nach seinem Namen benannt.

Ich habe den Verstorbenen im Jahre 1873 kennen und schätzen gelernt und seitdem mit ihm in Briefwechsel gestanden und öfter auch Exkursionen gemacht. Es war eine Freude, mit diesem Manne zu verkehren, dem die helle Begeisterung für sein Lieblingsstudium aus den Augen leuchtete und der seine auf gründliche Beobachtung gestützten Ansichten mit Klarheit und Schärfe darzulegen verstand. Er war auch ein guter Menschenkenner und hatte ein besonderes Geschick, den ihn besuchenden Botanikern in nicht auffälliger Weise auf den Zahn zu fühlen, wobei er meist das Rechte traf.

---

*) Das Herbarium des Verstorbenen wünscht der Sohn, der Lehrer Borst in Döstrup, Kreis Tondern, zu verkaufen. D.

In den letzten Jahren (seit 1888) zog er sich von der Beschäftigung mit der Flora seiner Umgebung mehr zurück und warf sich mit dem eigenen feurigen Eifer auf die Bekämpfung der Trunksucht, deren traurige Folgen er so häufig vor Augen gehabt hatte. Zuerst schloß er sich den Bestrebungen des Good Templer-Ordens nur als Freund an, dann trat er in den Orden ein und gewann bald eine hervorragende Stellung in demselben. In wenigen Jahren hatte er durch seine rastlose Energie seine Heimatsgemeinde fast ganz von der Trunksucht befreit, seine Thätigkeit erstreckte sich aber auf viel weitere Kreise und im ganzen nordwestlichen Schleswig wird sein Andenken besonders in den Herzen glücklicher Frauen und Kinder, denen er den Gatten und Vater wiedergegeben hat, gesegnet bleiben.

Abgesehen von seinen Standortsverzeichnissen in Botanisk Tidsskrift hat Borst noch veröffentlicht: „Nordslesvigs Giftplanter" (Folkebladet 1882) und „Forekomsten af Elodea canadensis i det vestlige Slesvig" (ebenda 1886). Aber auch belletristisch hat er sich vielfach mit Glück versucht. Unter dem Pseudonym „Rolf" veröffentlichte er in Dröhse's Almanach eine Reihe von novellistischen Bearbeitungen nordschleswigscher Volkssagen, welche alle ein gutes Erzählertalent verraten und in schöner Sprache fesselnd und volkstümlich geschrieben sind.

Dem tüchtigen Volksstamm, dem er angehörte, war er von ganzem Herzen zugethan und dabei ein treuer Diener seines Königs. Er verstand es meisterhaft, mit dem Volke zu verkehren, in der Volksseele zu lesen und zum Volke zu reden, sonst würde auch seine Wirksamkeit als Enthaltsamkeitsapostel niemals von so bedeutendem Erfolge gewesen sein.

Borst war zweimal glücklich verheiratet. Seine erste Frau Marie, geb. Christensen, Tochter eines Hufners in Kloving, starb am 31. März 1878, zum zweiten Male verheiratete er sich am 28. Oktober 1880 mit Elise, geb. Bastiansen aus Medolden, welche jetzt mit ihren 5 Kindern und 5 Kindern aus der ersten Ehe des Verstorbenen an seinem Grabe trauert.

Möge es ihnen ein Trost sein, daß ihre Trauer von vielen geteilt wird, die den Verstorbenen lieben und schätzen gelernt haben und ihm ein treues, ehrenvolles Andenken bewahren werden!

Aufforderungen.

1. Als Referent für Schleswig-Holstein in der Kommission für die Flora von Deutschland ist mir viel daran gelegen, möglichst bald Kenntnis von neu aufgefundenen Standorten seltener oder für das Gebiet neuer Pflanzen zu erhalten. Ich richte daher an alle Botaniker des Gebiets (einschließlich Hamburg, Lübeck und Fürstentum Lübeck) die Bitte, mir solche mitteilen zu wollen, ebenso die Sonderdrucke der etwa veröffentlichten Standortsverzeichnisse von Lokalfloren in Schulprogrammen &c.

Dr. Prahl, Rostock, Paulstraße 47.

2. Im Januarheft vorigen Jahres, „Die Heimat“ 1892, S. 24, machte ich die Leser bekannt mit dem Plan des Herrn Lehrer A. P. Lorenzen, Kiel, Muhliusstraße 99, ein Verzeichnis der gesamten Litteratur zur Natur-, Landes- und Volkskunde Schleswig-Holsteins zusammenzustellen und bat zugleich, das Unternehmen nach Kräften zu unterstützen. Leider hat diese Aufforderung nicht den Erfolg gehabt, welcher im Interesse der Sache erwartet werden durfte. Trotzdem hat Lorenzen unter Mitwirkung einer Reihe von Fachleuten schon einen großen Teil der Vorarbeiten bewältigen können; die Fertigstellung und Herausgabe des ganzen Verzeichnisses wird aber noch längere Zeit erfordern. Da nun Lorenzen gegenüber mehrfach der Wunsch geäußert ist, möglichst bald die Veröffentlichung zu beginnen und den von Zeit zu Zeit auszugebenden Nachträgen die Vervollständigung zu überlassen, so hat er sich entschlossen, schon jetzt eine Übersicht der naturwissenschaftlichen und landeskundlichen Litteratur über Schleswig-Holstein aus dem Jahre 1892 zu bearbeiten, soweit möglich, mit kurzen Erläuterungen. Das Verzeichnis wird wahrscheinlich im Mai erscheinen; für möglichst weite Verbreitung in der Provinz und in andern beteiligten Kreisen wird gesorgt werden. Ein Verzeichnis über die Litteratur der Volkskunde wird hoffentlich bald folgen.

Auch bei dieser Arbeit bedarf Lorenzen der Unterstützung durch alle Freunde der Landeskunde. Notwendig ist, daß alle diejenigen, welche Arbeiten aus den Gebieten der Landes-, Natur- und Volkskunde veröffentlicht haben, bis spätestens Ende März, Lorenzen ein Exemplar des Werkes, der betreffenden Zeitschrift oder einen Sonderabdruck zuzustellen. Hierzu anzuregen und aufzufordern, werden alle Leser dringend gebeten; halte keiner seine Mitwirkung für überflüssig. — Die eingegangenen Schriften werden von Lorenzen den Berichterstattern für die einzelnen Gebiete zugestellt werden. — Ein Verzeichnis, wie das geplante, wird alle Freunde der Landeskunde Schleswig-Holsteins mit den neuen Arbeiten auf diesem Gebiete bekannt machen und sowohl für Sie, wie für den Fachmann von großem Wert sein, von so größerem, je vollständiger es ist; darum ist es der Unterstützung durch alle wert.

Kiel, Ende Januar 1893. H. Dannmeier.

3. Mit den Vorarbeiten zur Herausgabe einer umfassenden dialektischen Rätselsammlung beschäftigt, richte ich an alle Forscher und Freunde des deutschen Volkstums und Dialekts die herzliche und dringende Bitte, zur Erreichung der einem solchen Werke notwendigen Vollständigkeit das ihnen zugängliche Material an dialektischen Volksrätseln zu sammeln und mir geneigtest recht bald einzusenden. Wo es gewünscht wird, erhalten die Einsender das handschriftliche bezw. gedruckte Material zurück.

Im voraus danke ich meinen lieben norddeutschen Landsleuten herzlich für die gütige Unterstützung und bitte dringend, mein Unternehmen, wenn auch durch den kleinsten Beitrag zur Rätselkunde, zu fördern.

Nörten in Hannover. Rudolf Eckart, Privat-Gelehrter.

Nachschrift der Schriftleitung. In unserer Provinz sammelt Herr Eschenburg in Holm bei Ütersen volkstümliche Rätsel. Er wird gewiß sein reiches Material gerne Herrn Eckart zur Benutzung überlassen; im Interesse der „Heimat“ und der Pflege unseres Volkstums ist es aber wünschenswert, daß auch Herrn Eschenburg möglichst vollständig die volkstümlichen Rätsel unserer Heimatprovinz zugestellt werden.

Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 3. März 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Phänologische Beobachtungen in Schleswig-Holstein im Jahre 1892.

Von P. Knuth.

Aus dem Kreise der Beobachter sind eine Reihe von Anfragen und Mitteilungen an mich gerichtet worden, welche zum Teil eine allgemeine Bedeutung haben, sodaß ich einige derselben hier erörtern möchte.

Da ist zunächst die Frage aufgeworfen, wie oft das Gebiet, in welchem sich die zu den phänologischen Beobachtungen ausgewählten Pflanzen finden, zu begehen sei. Die bisher erhaltenen Ergebnisse lassen erkennen, daß in der Zeit von Anfang Mai bis Anfang Juni ein tägliches Begehen des Reviers notwendig ist; später genügt es, wenn dasselbe in der Woche etwa zweimal besucht wird. Ich möchte hierzu noch bemerken, daß ich die phänologische Karte stets bei mir führe, also bei jedem Ausgang in der Lage bin, nachzusehen, welche Pflanzen zu beachten sind.

Eine andere Anfrage lautet: Welches Datum soll man eintragen, wenn eine Entwicklungsphase sich allmählich vollzieht? Man beobachtet z. B. bei Aesculus Hippocastanum L., daß sich manchmal an den unteren Zweigen die Blattoberfläche schon ziemlich früh zeigt, während die übrigen Blätter infolge Eintretens von kaltem Wetter vielleicht erst nach 14 Tagen folgen. Dann hat man, falls alle Roßkastanien sich so verhalten, das Anfangs- und Enddatum aufzuschreiben. Hat dagegen von drei nebeneinander stehenden Stieleichen die eine z. B. bereits vollständig verfärbtes

Laub, während bei der zweiten die Laubverfärbung eben beginnt, die dritte aber noch vollständig grün ist, so kann man keine dieser Beobachtungen gebrauchen, sondern man muß Umschau halten, wie sich die Mehrzahl der Eichen des ganzen Beobachtungsgebietes verhält. An einzelnen Orten wird man aber auch hier sehr erhebliche Unterschiede, je nach dem Standorte der Gewächse, beobachten: am steilen Elbufer z. B. wird an vielen Stellen die Pflanzenentwicklung erheblich früher auftreten als an anderen Orten der Umgegend von Hamburg und Altona. Dann ist es geboten, das Datum für die klimatisch verschieden gelegenen Punkte einzeln anzugeben.

Eine interessante Beobachtung ist in der Marsch gemacht worden: Vergleiche mit den Angaben anderer Beobachter zeigen in ziemlich auffälliger Weise, daß das Pflanzenleben in der Marsch sich durchweg früher äußert, als selbst in südlicher belegenen Gegenden. Als Erklärung wird der Umstand angeführt, daß die Bäume und Sträucher, an welchen die Beobachtungen vorgenommen werden, dort nicht im freien Felde wachsen, sondern in Gärten und Anlagen angepflanzt sind, also die Vorteile der Pflege, der Bodenkultur und eines begünstigten, geschützten Standortes genießen. Diese Umstände tragen nicht wenig dazu bei, die Lebensthätigkeit der Pflanzen zu beschleunigen, und zwar zeigt sich diese Erscheinung an krautartigen Gewächsen noch viel deutlicher, da sie diesen Einflüssen in noch höherem Grade ausgesetzt sind.

Zum Schluß gestatte ich mir, einen „Beitrag zu phänologischen Beobachtungen seit dem Jahre 1750," welchen mir Herr W. Meyer in Augustenburg einzusenden die Güte hatte, hier zu veröffentlichen:

„Durch Herrn Dr. P. Knuth in Kiel angeregt, habe ich seit Januar d. J. nach phänologischen Baumeinschnitten, welche seit 1750 auf Befehl des Herzogs Christian August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und dessen Nachfolgern im Park zu Augustenburg an Buchen mit früher Laubentfaltung gemacht worden sind, geforscht.*)

Da der Park wohl seit alter Zeit jedermann zugänglich gewesen ist, tragen die meisten Bäume die Spuren müssiger Wanderer, denen es ein Bedürfnis war, sich durch Einschnitte zu verewigen, oft wahre Kunstleistungen erzeugend. Tiere, Häuser, Schiffe und alle möglichen Gegenstände sind neben Namen, Buchstaben, Monaten und Tagen durch oft gute Vernarbung sichtbar geblieben, besonders aus der Zeit nach 1840. In den Jahren 1848—64 hatte Augustenburg dänisches, nach 1864 preußisches Militär: zahlreiche Einschnitte von Namen, Regiment, Ba-

*) Vgl. „Heimat" 1892, S. 61, Anm. 2.

taillon ꝛc. sind aus dieser Zeit vorhanden. Nur einen Einschnitt aus vorigem Jahrhundert: „A C A - C 1787" konnte ich deutlich entziffern und zwar an einem Buchenbaume von verhältnismäßig geringem Umfange, da ihn überragende Baumriesen in seinem Wachstume behindert hatten.

Einschnitte, welche von phänologischem Interesse sind, konnten nur Beachtung finden, wenn die eingeschnittene Jahreszahl und der Tag nicht Bezug hatten auf einen Namen, auch konnten nur die Monate April und Mai in Betracht kommen.

Nach vielem Suchen ist es mir gelungen, an einem alten Buchenbaume in unmittelbarer Nähe des kleinen Palais, nördlich vom Amtsgebäude, Einschnitte von phänologischem Interesse aufzufinden. Und zwar waren nach vorsichtigem Entfernen des am Stamme reichlich gewachsenen Mooses nachfolgende Daten zu entziffern:

10. Mai 1817,
1. „ 1823,
30. April 1824,
29. „ 1825,
20. „ 1827,
30. „ 1828,
7. Mai 1829,
12. April 1832,
27. „ 1834.

Verschiedene Einschnitte am unteren Teile des Stammes sind durch Borkenbildung der Baumrinde unleserlich geworden, doch will ich versuchen, durch Vergrößerung nach photographischen Aufnahmen dieselben zu entziffern.

Ein älterer Einwohner Augustenburgs, Herr Holst, erzählte mir, daß er als wißbegieriger Knabe zuweilen zugeschaut habe, wenn herzogliche Jäger Einschnitte in Buchenbäumen, die Bezug genommen auf eine frühe Laubentfaltung, ausgeführt hätten; doch sei ihm nur erinnerlich, daß dieses an zwei Buchenbäumen geschehen sei und zwar an oben von mir angeführtem und an einem in dessen unmittelbarer Nähe stehenden Baume; der letztere Buchenbaum sei schon vor vielen Jahren durch einen Sturm niedergeworfen.

Da unweit des kleinen Palais in den letzten Jahrzehnten viele alte Buchenbäume gefallen sind, so ist es nicht ausgeschlossen, daß manche Einschnitte von phänologischem Interesse verloren gegangen sind; jedoch bestehen möglicherweise noch weitere Einschnitte an alten Buchenriesen, vom Moose der Zeit bedeckt, welche im Frühling an früh sich belaubenden Bäumen zu suchen, mir eine interessante Aufgabe sein wird.

Ort.	Beobachter.	Corylus Avellana, Stäuben der Antheren.	Aesculus Hippocast., B. O. s.	Ribes rubrum, e. B.	Ribes aureum, e. B.	Prunus avium, e. B.	Prunus spinosa, e. B.	Prunus Cerasus, e. B.	Prunus Padus, e. B.	Pyrus communis, e. B.	Fagus silvatica, B. O. s.	Pyrus Malus, e. B.
Altona *)	W. Petersen und Horstmann, Lehrer		15. IV.	2. V.	10. V.	8. V.	8. V.	10. V.	13. V.	9. V.	14. V.	11. V.
Apenrade	H. Hansen II., Mittelschullehrer	22. III.	29. IV.	5. V.		11. V.	15. V.	20. V.	20. V.	21. V.	8. V.	24. V.
Augustenburg (Alsen)	W. Meyer, Apotheker	22. III.	4. V.	8. V.	10. V.	11. V.	12. V.	24. V.		20. V.	4. V.	26. V.
Bergedorf	Dr. W. Fischer, Oberlehrer.	16. III.	22. IV.	29. IV.		7. V.	9. V.	10. V.	16. V.	15. V.	12. V.	17. V.
Eutin	H. Roese, Hofgärtner a. D.	28. II.	23. IV.	30. IV.	7. V.	12. V.	11. V.	12. V.	14. V.	13. V.	2. V.	15. V.
Fargemiel (L. O.)	J. Prehn, Lehrer.	1. IV.	12. V.	10. V.	17. V.	15. V.	5. V.	20. V.		25. V.	12. V.	30. V.
Flensburg	H. U. Molsen, Lehrer	25. III.	28. IV.	9. V.	4. V.		15. V.	12. V.	17. V.	19. V.	12. V.	23. V.
Gettorf	Jul. Mordhorst, Kantor	15. III.	10. V.	5. V.	5. V.	19. V.	20. V.	21. V.		22. V.	11. V.	24. V.
Glückstadt	Riessen, Oberlehrer.	17. III.	30. IV.	1. V.		10. V.	12. V.	15. V.	15-23. V.	17. V.	18. V.	22. V.
Hamburg	C. Kausch, Lehrer.	22. III.	12. IV.	28. IV.		29. IV.	30. IV.	10. V.	15. V.	9. V.	10. V.	17. V.
Kiel	A. Hahn, Oberlehrer.	17. III.	15. IV.	29. IV.	12. V.	6. V.	2. V.	9. V.	11. V.	13. V.	30. IV.	19. V.
Kiel	P. Knuth			6. V.	13. V.	10. V.	14. V.	13. V.	20. V.	16. V.	8. V.	20. V.
Lauenburg (Elbe)	G. Witte, Oberlehrer.	17. III.	12. IV.	26. IV.		27. IV.					30. IV.	
Lunden (Norder-Dithm.)	J. Cornils, Lehrer	Ende III.	28. IV.	8. V.	16. V.	12. V.		19. V.		23. V.		25. V.
Morsum auf Sylt	E. Möller, Lehrer	6. IV.	7. V.	10. V.		21. V.		23. V.		26. V.		26. V.
Oldesloe	W. Lichtenberg, Oberlehrer.	6. IV.	3. V.	5. V.	11. V.	12. V.	9. V.	16. V.	19. V.	18. V.		20. V.
Ratzeburg	R. Tepelmann, Rektor	15. III.	11. IV.	23. IV.		28. IV.	7. V.	6. V.	18. V.	12. V.	30. IV.	14. V.
Rendsburg	H. Dreßler, Gymnasial-Lehrer	20. III.	28. IV.	10. V.	18. V.	11. V.	13. V.	18. V.	24. V.	24. V.	12. V.	25. V.
Schleswig	Dr. J. Steen, Oberlehrer.	11. III.	27. IV.	2. V.	5. V.	5. V.	6. V.	5. V.	16. V.	18. V.	11. V.	20. V.
Segeberg	Dr. P. Buttel, Erster Sem.-Lehrer	15. III.	24. IV.	24. IV.	22. V.	9. V.	12. V.	15. V.	14. V.	20. V.	9. V.	18. V.
Süderheistedt	A. H. Rottgardt	29. III.	2. V.	10. V.	13. V.	12. V.	13. V.	23. V.	20. V.	21. V.	20. V.	24. V.
Tönning	E. Wagener, Lehrer	20. III.	3. V.	9. V.	11. V.	13. V.		16. V.	20. V.	20. V.	15. V.	23. V.
Warder (Kreis Segeberg)	Schröder, Lehrer u. Organist	20. III.	23. IV.	8. V.		9. V.	14. V.	16. V.	20. V.	22. V.	13. V.	24. V.
Wöhrden	C. Eckmann, Rektor	2. IV.	7. V.	8. V.		10. V.	16. V.	17. V.		19. V.		21. V.
Zarpen	Rohweder	15. III.	5. V.	1. V.	15. V.	9. V.	1. V.	12. V.	20. V.	12. V.	10. V.	18. V.

*) Die Angaben sind das Mittel aus den Aufzeichnungen der beiden Beobachter.

Betula alba, B. O. s.	Quercus pedunculata, B. O. s.	Lonicera tatarica, e. B.	Syringa vulgaris, e. B.	Fagus silv., Buchwald grün.	Narcissus poeticus, e. B.	Aesculus Hippocast., e. B.	Crataegus Oxyacantha, e. B.	Spartium scoparium, e. B.	Quercus pedunc., Eichwald grün.	Cystisus Laburnum, e. B.	Cydonia vulgaris, e. B.	Sorbus aucuparia, e. B.	Sambucus nigra, e. B.	Secale cereale hibern., e. B.	Atropa Belladonna, e. B.	Symphoricarpus racemosa, e. B.	Rubus idaeus, e. B.
10. V.	15. V.		24. V.		27. V.	21. V.	28. V.			27. V.	28. V.	27. V.	9. VI.	6. VI.		9. VI.	4. VI.
18. V.	24. V.	27. V.	27. V.	20. V.	11. V.	26. V.	29. V.		31. V.	29. V.	31. V.	29. V.	18. VI.	8. VI.		19. VI.	15. VI.
11. V.	27. V.	27. V.	27. V.	15. V.	6. V.	27. V.	29. V.		31. V.	31. V.	31. V.	1. VI.	20. VI.	10. VI.		20. VI.	8. VI.
9. V.	16. V.		24. V.	15. V.		25. V.			26. V.	26. V.		27. V.		4. VI.			
12. V.	20. V.	27. V.	26. V.	14. V.	15. V.	25. V.	27. V.	24. V.	27. V.	26. V.		27. V.	10. VI.	3. VI.		20. VI.	14. VI.
15. V.	30. V.		1. VI.	25. V.	30. V.	31. V.	5. VI.		5. VI.	5. VI.	5. VI.	I. VI.	1. VII.	10. VI.		20. VI.	10. VI.
	25. V.		27. V.		26. V.	29. V.	31. V.			30. V.	27. V.	1. VI.	23. VI.	10. VI.			9. VI.
16. V.	25. V.	1. VI.	29. V.	16. V.	21. V.	26. V.	29. V.		30. V.	30. V.	30. V.	26. V.	20. VI.	5. VI.		20. VI.	20. VI.
13. V.	25. V.	28. V.	25. V.	20. V.	27. V.	23. V.	25. V.		30. V.	30. V.	26. V.	27. V.	16. VI.	10. VI.		17. VI.	
8. V.	15. V.	20. V,	15. V.	16. V.	20. V.	23. V.	27. V.	25. V.	25. V.	28. V.	28. V.	28. V.	11. VI.				11. VI.
15. V.	22. V.	24. V.	24. V.	12. V.	23. V.	20. V.	29. V.	24. V.	27. V.	28. V.	30. V.	30. V.	14. VI.			22. VI.	10. VI.
14. V.	22. V.	17. V.	26. V.	15. V.	26. V.	26. V.	29. V,		28. V.	28. V.	29. V.	30. V.	13. VI.	20. VI.	16. VI.	17. VI.	5. VI.
		24. V.											9. VI.	2. VI.		14. VI.	
			26. V.		26. V.	26. V.	30. V.			31. V.	31. V.	31. V.	17. VI.	9. VI.			
	28. V.	3. VI.	29. V.		13. V.	29. V.	3. VI.			6. VI.	7. VI.		16. VI.	19. VI.		19. VI.	21. VI.
14. V.			24. V.	18. V.		27. V.	29. V.		29. V.	12. VI.			16. VI.	6. VI.		8. VI.	11. VI.
10. V.	14. V.	28. V.	23. V.	15. V.	18. V.	19. V.	23. V.		23. V.	25. V.	28. V.	25. V.	6. VI.	1. VI.		9. VI.	1. VI.
13. V.	26. V.	27. V.	27. V.	18. V.	24. V.	26. V.	28. V.	30. V.	30. V.	30. V.	31. V.	30. V.	12. VI.	10. VI.		16. VI.	16. VI.
11. V.	21. V.	19. V.	20. V.	12. V.	17. V.	23. V.	25. V.	25 V.	26. V.	25. V.	26. V.	20. V.	26. V.	2. VI.		20. VI.	19. VI.
11. V.	24. V.		24. V.	9. V.	20. V.	25. V.	30. V.		24. V.	27. V.	24. V.		19. V.	3. VI.			23. VI.
23. V.	2[illegible]. V.		26. V.	24. V.	26. V.	27. V.	29. V.	27. V.	30. V.	24. V.	25. V.	1. VI.	16. VI.	7. VI.		22. VI.	31. V.
10. V.	2[illegible]. V.	26. V.	26. V.		24. V.	22. V.				27. V.	28. V.	29. V.	20. VI.			24. VI.	16. VI.
7. V.	24. V.	25. V.	25. V.	20. V.	25. V.	26. V.	28. V.	26. V.	28. V.	3. VI.	1. VI.	28. V.	30. VI.	3. VI.		25. VI.	12. VI.
			25. V.		26. V.	26. V.				29. V.	28. V.	29. V.	15. VI.	27. V.			3. VI.
12. V.	20. V.		27. V.	20. V.	29. V.	28. V.	28. V.		28. V.	28. V.	26. V.	28. V.	8. VI.	1. VI.		15. VI.	18. VI.

Ort.	Beobachter.	Salvia officinalis, e. B.	Cornus sanguinea, e. B.	Vitis vinifera, e. B.	Ribes rubrum, e. Fr.	Tilia grandifolia, e. B.	Ligustrum vulgare, e. B.	Lonicera tatar., e. Fr.
Altona	**W. Petersen und Horstmann**, Lehrer				9. VII.		29. VI.	7. VII.
Apenrade	**H. Hansen II.**, Mittelschullehrer		2. VII.		13. VII.	16. VII.		
Augustenburg (Alsen)	**W. Meyer**, Apotheker	22. VI.	4. VII.	5. VII.	10. VII.	18. VII.	3. VII.	19. VII.
Bergedorf	**Dr. W. Fischer**, Oberlehrer.				30. VI.	5. VII.	5. VII.	
Eutin	**H. Roese**, Hofgärtner a. D.				13. VII.	13. VII.	6. VII.	
Fargemiel (L. O.)	**J. Prehn**, Lehrer	30. VII.	20. VII.	10. VII.	20. VII.	20. VII.	10. VII.	
Flensburg	**H. U. Molsen**, Lehrer		28. VI.	8. VII.	11. VII.	20. VII.		
Gettorf	**Jul. Nordhorst**, Kantor				20. VII.	12. VII.	29. VI.	
Glückstadt	**Riessen**, Oberlehrer					9. VII.		24. VII.
Hamburg	**C. Kausch**, Lehrer		11. VI.		1. VII.		9. VII.	
Kiel	**A. Hahn**, Oberlehrer	22. VI.	12. VI.		6. VII.	4. VII.	15. VII.	18. VII.
Kiel	**P. Knuth**							
Lauenburg (Elbe)	**G. Witte**, Oberlehrer.				5. VII.			
Lunden (Norder-Dithm.)	**J. Cornils**, Lehrer				14. VII.	15. VII.	14. VII.	
Morsum auf Sylt	**E. Möller**, Lehrer				12. VII.		15. VII.	28. VII.
Oldesloe	**W. Lichtenberg**, Oberlehrer.		20. VI.	20. VI.	8. VII.	7. VII.	24. VI.	20. VII.
Ratzeburg	**R. Tepelmann**, Rektor			4. VII.	2. VII.	30. VI.	20. VI.	23. VII.
Rendsburg	**H. Dreßler**, Gymnasial-Lehrer		15. VI.	10. VII.	20. VII.	20. VII.		
Schleswig	**Dr. J. Steen**, Oberlehrer	25. VI.	30. VI.	9. VII.	9. VII.	16. VII.	15. VII.	25. VII.
Segeberg	**Dr. P. Buttel**, Erster Seminarlehrer				24. VII.	20. VII.	1. VII.	
Süderheistedt	**A. H. Rottgardt**,	21. VI.			20. VII.	20. VII.		
Tönning	**E. Wagener**, Lehrer			15. VII.	6. VII.	18. VII.	27. VI.	18. VII.
Warder (Kreis Segeberg)	**Schröder**, Lehrer und Organist	12. VI.	3. VI.	9. VII.	24. VII.	12. VII.	17. VII.	27. VII.
Wöhrden	**C. Eckmann**, Rektor							
Zarpen	**Rohweder**	20. VI.	28. VI.	28. VI.	30. VI.		1. VII.	

*) Die gleichzeitige Laubverfärbung war die Folge eines am 26. X. eingetretenen Frostes.

Lilium candidum, e. B.	Rubus idaeus, e. Fr.	Ribes aureum, e. Fr.	Secale cer. hib., Ernte-Anfang.	Sorbus aucuparia, e. Fr.	Atropa Bellad., e. Fr.	Symphoricarpus rac. e. Fr.	Sambucus nigra, e. Fr.	Cornus sanguinea, e. Fr.	Ligustrum vulgare, e. Fr.	Aesculus Hippocast., e. Fr.	Aesculus Hippocast., a. L. V.	Betula alba, a. L. V.	Fagus sylvatica, a. L. V.	Quercus pedunc., a. L. V.
14. VII.			29. VII.	30. VII.		13. VIII.	9. IX.			10. X.		19. X.	26. X.	26. X.
	24. VII.		9. VIII.	17. VIII.		17. VIII.	15. IX.			20. IX.			26. X.	28. X.
20. VII.	20. VII.		10. VIII.	6. VIII.		22. VIII.	16. IX.		16. IX.	14. IX.	18. X.	28. IX.	20. X.	1. XI.
							12. IX.		29. IX.	30. IX.	7. X.	11. X.	14. X.	26. X.
18. VII.	14. VII.		26. VII.	24. VIII.		Anf. IX.	15. IX.			Ende IX.	9. IX.	16. X.	20. X.	28. X.
24. VII.	24. VII.		10. VIII.	4. IX.			30. IX.	30. IX.	30. IX.	25. IX.	23. X.	10. X.	20. X.	4. XI.
1. VIII.	23. VII.		8. VIII.	13. VIII.		10. IX.	19. IX.			22. IX.	21. X.		26. X.	
15. VII.	17. VII.	20. VII.	7. VIII.	18. VIII.		18. VIII.	12. IX.		26. IX.	28. IX.	6. X.		10. X.	24. X.
16. VII.			25. VII.	3. VIII.		16. VIII.	20. IX.			27. IX.	28. X.	19. X.		28. X.
11. VII.											19. X.	25. X.	27. X.	30. X.
21. VII.	20. VII.	16. VII.	25. VII.	28. VII.		5. VIII.	20. IX.			1. X.	3. X.		25. IX.	
				4. VIII.	21. VIII.	8. VIII.	11. IX.			23. IX.				
15. VII.	8. VII.		21. VII.								26. X.	28. X.	29. X.	
30. VII.			5. VIII.	18. VIII.			15. IX.			23. IX.	12. X.			
	29. VII.		12. VIII.			13. VIII.	10. IX.			25. IX.				
	19. VII.	17. VII.	1. VIII.			14. VIII.	20. IX.	10. IX.	21. IX.	16. IX.	12. X.	7. X.	28. X.	5. XI.
12. VII.	13. VII.		23. VII.	10. VIII.						4. X.	27. X.	27. X.	27. X.	27.*) X.
	28. VII.	24. VII.	6. VIII.	24. VIII.		2. IX.	30. IX.			2. X.	24. X.	15. X.	26. X.	30. X.
16. VII.	16. VII.	25. VII.	6. VIII.	15. VIII.		22. VIII.	14. IX.	14. IX.		16. IX.	10. X.	16. X.	29. X.	29. X.
	16. VII.	20. VII.	26. VII.	16. VIII.			16. IX.			24. IX.	18. X.	23. X.	24. X.	20. X.
	23. VII.	8. VIII.	7. VIII.	21. VIII.		20. VIII.	20. IX.			20. IX.	3. X.	13. X.	19. X.	25. X.
22. VII.	23. VII.			2. VIII.		24. VIII.	10. IX.		7. X.	23. IX.	8. X.	3. X.		30. X.
24. VII.	30. VII.		1. VIII	16. VIII.		18. VIII.	16. IX.	9. IX.	20. IX.	20. IX.	2. X.	12. X.	24. X.	28. X.
14. VII.	15. VII.		27. VII.	5. VIII.		11. VIII.	15. IX.	20. IX.	25. IX.	1. X.	15. X.	31. X.	28. X.	29. X.

Lose Blätter aus der Kulturgeschichte unserer Heimat.

Von Pastor F. Witt in Preetz.

Im vergangenen Sommer hatte ich durch die Freundlichkeit des Herrn Bürgermeisters von Weyhe Gelegenheit, das Lütjenburger Stadtarchiv, wenigstens dem größeren Teil nach, gründlich durchzusuchen. Was mir dabei in die Hände gefallen ist, hat mich nur noch bestärkt in der Gewißheit, daß es noch vieles für uns zu sammeln giebt hinsichtlich der Geschichte unseres Landes, wenn wir nur die Mühe des Suchens nicht scheuen und die Augen aufthun. Natürlich hat das meiste von dem, was ich gesammelt, vorwiegend lokales Interesse; aber einiges schien mir doch auch für weitere Kreise der Beachtung wert, daher die folgenden Mitteilungen. Möchten sie auch andern eine Veranlassung werden, in ihrem Kreise sich umzusehen und zu retten, was noch zu retten ist. Besonders möchte ich das Augenmerk der Leser auf die alten Amts- und Gilderollen lenken, die es wohl verdienen, gesammelt und aufbewahrt zu werden. Sie sind wichtige Dokumente zur Kulturgeschichte, insbesondere die älteren in niederdeutscher Sprache. Bisher ist noch wenig dafür geschehen; sie verkommen unbeachtet und vernachlässigt in den Archiven und Innungsladen, und doch wäre es sehr wünschenswert, daß wir für unser Land eine ähnliche Sammlung bekämen, wie sie Lübeck durch die fleißige Arbeit Wehrmanns (die ältesten lübeckischen Zunftrollen) erhalten hat, welche uns ein anschauliches und lebendiges Bild von den Verhältnissen der Ämter giebt und auch in sozialpolitischer Hinsicht höchst interessant ist. Freilich findet man manches derartige hin und wieder in den Tagesblättern veröffentlicht; aber dem Zweck derselben entsprechend nehmen solche Darstellungen keinen wissenschaftlichen Wert in Anspruch, sondern sind meistens nur Zusammenstellungen von allerlei Sonderbarkeiten, welche uns jetzigen Menschen das Recht zu geben scheinen, zu sprechen: Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Den eigentlichen Kern dieser von uns aufgeklärten Leuten zum alten Eisen geworfenen Einrichtungen treffen sie nicht. Um so notwendiger ist es, das noch vorhandene Material zu sammeln und der Benutzung zugänglich zu machen, und ich bitte jeden, der dazu Gelegenheit hat, mitzuhelfen, daß das geschieht. Was mir selbst in dieser Richtung zugänglich gewesen, werde ich gern veröffentlichen, wenn mir der Raum dafür gestattet wird. Und nun zu den Mitteilungen, wobei ich einige erläuternde Bemerkungen in den Kauf zu nehmen bitte.

I.

Die erste Mitteilung ist einem Quartheft von ursprünglich 4 Lagen in Pergamentumschlag entnommen, welches im Registranten des Archivs bezeichnet ist als „Buch in alter deutscher Schrift aus dem Jahre 1460." Meine Hoffnung, darin ein Stadtbuch nach Art des Kieler, von Lucht und Hasse herausgegebenen zu finden, ward freilich getäuscht, aber doch nicht auf gar zu unangenehme Art; denn das Heft entpuppte sich als ein Kirchenrechnungsbuch, dessen Eintragungen nicht, wie auf dem Umschlag angegeben, mit 1460, sondern mit 1463 beginnen und mit dem Jahre 1506 schließen. Seitdem scheint das Kirchenrechnungswesen in Lütjenburg fast ein ganzes Jahrhundert hindurch im Argen gelegen zu haben, denn die nächsten Aufzeichnungen, enthalten auf einer eingehefteten fünften Lage, beginnen mit Ostern 1584 und gehen bis Johannis 1585. Außer einigen Notizen aus dem Jahre 1614, welche ebenfalls noch in dem erwähnten Heft sich finden, liegt bis 1622 nichts weiter vor. In diesem Jahre wurde das Rechnungswesen von dem um Kirche und Schule sehr verdienten Hauptpastor Jonas Glumann neu geordnet. Die folgende Aufzeichnung stammt aus dem Jahre 1471; ich gebe sie treu nach dem Original mit den zum Wort- und Sachverständnis nötigen Bemerkungen, nur für die römischen Ziffern und andere Bezeichnungen sind die uns geläufigen Zeichen gesetzt.

Item dit naschreuen is vthe gheuen vor krud vnde wyn, do vnße gnedighe her van lub. hiir was vnde brachte dat afflate vnde vermede (firmte).

Int erste 1 punt kannels 8 Sch.

It. Annys confette 6 Sch.

It. 8 stoueken wynes 2 M. It. 3 Sch. vor dat vat.

It. 1 Hantfat vor 9 Sch.

It. 19 Sch. vor Maluiezür (Malvasier?) vnde vor dat lechchelen (legel, lat. lagena, Tonne). 3 Pf. to dregende.

It. 1 punt engheuer (Ingwer) 5 Sch.

It. 8 punt riißes 8 Sch. 4 P.

It. 12 Sch. vor 3 Loth saffraen.

It. 3 punt roßyn 3 Sch.

It. 3 punt mandelen 4 Sch.

It. 4 riuekoken (?) 2 Sch.

It. 2 loth puders 8 Sch.

It. 4 loth streuwekrut 4 Witte (nach Wehrmann wahrscheinlich ein Gewürzpulver, abzuleiten vom Holländ. struyve, Kuchen).

It. 1 punt peperkomen (Pfefferkümmel) 5 Witte.
It. 1 punt pepers 5 Sch.
It. 2 Sch. vor 1 kese.
It. 8 Sch. vor bottere. It. noch old botter vor 4 Sch.
It. 4 Sch. vor solt.
It. dem koke hertich swerke 8 Sch.
It. den denstfrouwen 4 Sch.

Hir volghet na, wat dar vor teret wart vppe der wedeme (Pfarrhaus), do vnse gnedigste her hiir was.

Int erste vor dat Schapp, dar dat hilghedoem ynne steit an erliiker bewaringhe Otte stene 5 M.
It. dem kleinesmede vor isern ghadern, vor slote vnde vor isern bolten vnde wes dar to hort van iserwerke to dem vorghenometen Schappe 4 M. 4 Sch.
It. Hans van berghen vor den block, de dar steit vor dem hilghedomete vorghen. 3 M.
It. katherine bruns 1 Rinschen ghulden vor hamborger ber. It. noch 8 Sch. vor hamborg. beer.
It. Clawes Reebeen vor des Bischoppes peerde vor hauern vnde ruchuoder 6 M. 7 Sch.
It. vor 2 ossen to der koste 5 M. 4 Sch.
It. vor 6 schaepp 27 Sch.
It. 3 tunnen ploner (Plöner) beers 2 M. 4 Sch.
It. Ricqwardeschen 5 Sch. 4 P.
It. 23 Sch. 1 witte vor 7 schepel weten.
It. 6 schepel rogghen vor 18 Sch.
It. 7 tunne lutkenborger bers.
It. 18 Sch. vor 1 siden wiltbraden.
It. vor 1 side speckes 1 M.
It. 16 Sch. vor honre (Hühner).
It. dem koke 23 Sch.
It. Henneke wulue 29 Sch. vor 1 tunne hamborg. bers.
It. 12 Sch. vor twelff ghoeße.
It. Crusen 9 Sch. vor hauern vnde Ruchuoder.

Soweit das Kirchenbuch, welches darin einen genauen Nachweis giebt über das, was aufgewendet worden ist, als im Jahre 1471 der Bischof von Lübeck (Albert Krummendyk) in Lütjenburg anwesend war, um eine Ablaßbulle zu überbringen und zu firmen. Diese Ehre ward

den Gemeinden nicht häufig zu teil. Zwar sollten nach altem kanonischen Recht, wie es besonders von den Karolingern wiederholt eingeschärft wurde, die Bischöfe jährlich einmal ihren Sprengel bereisen; aber sie waren bald zu sehr von weltlichen Geschäften in Anspruch genommen. In Lütjenburg finden wir den Bischof wieder im Jahre 1493, um den Kirchhof auf's neue zu weihen, und abermals 1501 (beide Male Dietrich Arends); über diese Besuche ist uns indessen nichts mitgeteilt als eine kurze Notiz über die daraus erwachsenen Kosten. Außerdem begegnen wir wiederholt Leuten aus der Umgebung des Bischofs, so 1498 und 1501 dem „sentprawest“ und 1503 dem Official. Die Bezeichnung „sentprawest“ ist mir sonst noch nicht vorgekommen, auch Jensen-Michelsen und Lau erwähnen sie nicht, soviel ich sehe, doch kann der Ausdruck nach seiner Bedeutung kaum zweifelhaft sein. Wir haben es offenbar mit einer geistlichen Gerichtsperson zu thun, darauf deutet der erste Bestandteil des Wortes „Sent“ = Synodus, der Name für die jährlichen bischöflichen Visitationen, auf welchen auch Gericht gehalten wurde (vgl. Sendgerichte). In späterer Zeit wurde diese Gerichtsbarkeit nicht mehr durch den Bischof selbst, sondern ausschließlich durch den Archidiakonus, dem schon früher ein Teil derselben oblag, ausgeübt. Da allmählich für die wachsenden Geschäfte ein Archidiakonus in einem Bistum nicht mehr ausreichte, so wurden mehrere Archidiakonate eingerichtet, von welchen eines regelmäßig mit dem Amt eines Propsten an der Kathedrale, der bischöflichen Kirche, verbunden war. Aus diesem letzteren Umstand erklärt sich vielleicht der Ausdruck Sentprawest, wenn nicht, was freilich noch einfacher und wohl das gewöhnliche ist, Propst überhaupt = Archidiakonus genommen werden muß. Schließlich wird diese Erklärung noch bestätigt durch die Angaben des Kirchenbuchs über das dem Sendepropst Gereichte, nämlich einmal „1 tunne bers vnde 1 punt wasses“ und darauf „1 punt wasses, 4 Schilling,“ denn außer in Geld wurden Strafen häufig in Bier und Wachs entrichtet, wie z. B. aus den alten Amtsrollen hervorgeht.

Was es mit dem erwähnten Ablaß auf sich hat, ist mir unbekannt jedenfalls aber stand er in Verbindung mit den in der Lütjenburger Kirche vorhandenen Reliquien, da in dem zweiten Teil der Aufzeichnung auch ein Schrank aufgeführt wird, welcher zur Aufbewahrung der Heiligtümer diente, sowie ferner ein Opferblock, welcher vor demselben aufgestellt war, um Gaben aufzunehmen. Vielleicht gehörten diese Reliquien der Heiligen-Kreuz-Kapelle an, deren mehrfach in unserm Kirchenbuch Erwähnung geschieht (außer dieser gab es in Lütjenburg noch eine Kapelle der Jungfrau Maria). Daß Wallfahrten zu derselben unternommen wurden, wissen wir aus dem Testament des Bürgers zu Burg a. F.,

Johann Peter, vom 22. September 1439, in welchem derselbe, nachdem von zwei Wallfahrten nach Wilsnack zum heiligen Blut und nach Aachen die Rede gewesen, ferner bestimmt: „ok schal men ghan to deme hilghen crutze to Lutkenborch vnde vort to sunte Seruacius (in Mastricht), in jewelker stede schal men offeren enen schillingh.“ Wie aus dem Kirchenbuch hervorgeht, bestand eine besondere Kapelle des heiligen Kreuzes, einmal ist sogar von einem Kirchhof desselben die Rede; doch werden wir nicht an ein für sich bestehendes Gebäude zu denken haben, sondern, wie gewöhnlich, an einen An- oder Ausbau der Stadtkirche; vielleicht haben wir sie in dem jetzigen sehr geräumigen Neuhäuser-Begräbnis zu suchen, zu welchem früher vom Innern der Kirche aus eine Thür führte. 1484 wird die Einnahme aus dem Opferblock zum h. Kreuz auf 6 Mark weniger 5 Schilling angegeben. Zuletzt erwähnt finde ich das h. Kreuz in der Amtsrolle der Lütjenburger Schneider vom Jahre 1521.

Ein interessantes Kapitel aus der Kulturgeschichte ließe sich an den Hauptinhalt der mitgeteilten Aufzeichnungen anknüpfen, doch muß ich das einem andern überlassen, dessen Studien sich mehr in dieser Richtung bewegt haben. Nur einige Bemerkungen seien mir erlaubt. Interessant ist, wie die Ausgaben für „krud vnde wyn“ in eine besondere Abteilung gestellt sind, gesondert von dem Übrigen, was verzehrt ward. Da haben wir alle die fremden Elemente bei einander, welche sich allmählich auch in die deutsche Küche eingedrängt hatten und die Einfachheit verdrängten, welche der bekannte römische Geschichtsschreiber Tacitus im 23. Kapitel seiner „Germania“ unsern Vorfahren bezeugt. Ihre Speisen sind einfach, sagt er, Feldfrüchte, frisches Wildpret oder geronnene Milch. Sie treffen keine besonderen Anstalten und brauchen keine Reizmittel, ihren Hunger zu vertreiben. Im Gegensatz dazu erscheint hier eine ganze Reihe solcher blandimenta in den ausländischen Gewürzen und zwar in nicht geringen Mengen. Man liebte reichliches Gewürz nicht nur an den Speisen, sondern setzte es auch dem Wein zu, vielleicht um seine Herbigkeit zu mildern. Dazu diente besonders der Kaneel. Auch zur „süßen Speise“ war man schon fortgeschritten, sie erscheint bei dem Mahl in Gestalt des „Annys confette,“ für welches 6 Sch. aufgewendet sind.*) Doch muß das immerhin mäßig genannt werden, wenn wir erfahren, wie weit die Kunst darin schon gediehen war. Wehrmann bringt in seiner oben erwähnten Sammlung der ältesten lübeckischen Amtsrollen auch eine Verordnung über den Verkauf von Gewürz- und Apothekerwaren (ca. 1530), darin findet sich (S. 293) folgende lehrreiche Aufzählung: „cannell confect,

*) Genau genommen bedeutet Konfekt „Eingemachtes.“

enghever confect, negelken confect, cardemonen confect, muschatenblomen confect, cubeben confect, wyth regall, gell regall, martzapaen." Bescheiden erscheint der Verbrauch an Wein gegenüber dem an Bier: da lesen wir von Hamburger, Plöner und Lütjenburger Gebräu. Und freilich ist ja auch das Bier das Nationalgetränk von jeher gewesen, von dem Tacitus ebenfalls schon zu berichten weiß; nur die an den Ufern des Rheins wohnen, sagt er, erhandeln sich Wein, welchen man damals im Rheinland noch nicht baute, sondern aus Welschland einführte. Das Bier galt auch späterhin als ein Hauptnahrungsmittel, auf dessen Zubereitung die Obrigkeit ein aufmerksames Auge hatte, und wie sie den Bäckern Preis und Gewicht des Brotes vorschrieb, setzte sie auch den Preis und das Maß des Bieres fest. Das geschah meistens in der sogenannten Börger- oder Bursprake, welche in den Städten lübschen Rechtes zweimal jährlich gehalten wurde. Ich führe aus einer mir vorliegenden Neustädter Bürgersprache von 1502 den betreffenden Passus an: „de Becker schoelen guth Broed backen unde de Bruwer guet beer bruwen, unde datsulue geren (?), alß E. E. Rath na gelegenheit der Tyden dat setten wird, by wilköhrlicker Straffe, unde de Kanne beer schall gelden 1 Sch." Eine Lübecker Bursprake vor 1421 begnügt sich mit der allgemeinen Ermahnung, daß die Bäcker und Brauer, weil es gottlob gute Zeit sei, auch nach Verhältnis backen und brauen und die „bertepperschen" volles Maß geben sollen. Und gewiß war solche Fürsorge berechtigt. Uns freilich erscheint das Bier in seiner jetzigen Gestalt vorwiegend als ein Mittel des Genusses, welches man entbehren kann; aber unsere dänischen Nachbarn haben sich in ihrem Wort für Bier, dem bekannten Öl, die Erinnerung an frühere Zeit bewahrt, denn wenn die Sprachgelehrten recht haben, so ist jenes Wort stammverwandt dem lat. al-ere, d. h. nähren; so würde also Öl das vorzugsweise Nahrhafte, Nährende bezeichnen. Dieser Bedeutung entspricht auch die Menge des Getränkes, welche in früherer Zeit, bevor der Branntwein aufkam, in unserem Lande gebraut wurde. Interessante Angaben darüber finden sich in des berühmten Heinrich Rantzau Beschreibung der cimbrischen Halbinsel (abgedruckt in dem großen Sammelwerk Westphalen, Monumenta inedita, 1. Bd.).*)

*) Über dieses Werk des um die Geschichte und Landesbeschreibung sehr verdienten Mannes hat im 21. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte ausführlicher gehandelt Dr. Bertheau in dem Aufsatz „Heinrich Rantzau als Geschichtsschreiber." Er urteilt darüber a. a. O. S. 343: „Wenn wir nun unser Urteil über die Rantzauische Beschreibung zusammenfassen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß die geschichtlichen Ausführungen und die so vielfach versuchten Ableitungen (nämlich der Volks- und Ortsnamen) keinen hohen Wert besitzen,

In Krempe waren zu jener Zeit 2, welche fremdes Bier verkauften, Itzehoe hatte gegen 40 Bierbrauer, außerdem 10 Schenken, in denen Wein und fremdes Bier verkauft wurde, Oldesloe gar 60 Brauer bei einer Zahl von 250 Bürgern; unter den 206 Häusern in Rendsburg waren 25 Brauereien, Wilster hatte unter seinen 340 Bürgern 50 Brauer, daneben wurde in 3 Häusern Hamburger Bier verschenkt. Diese Zahlen genügen wohl, um erkennen zu lassen, welche Bedeutung als Genußmittel das Bier damals hatte. Freilich war es auch von anderer Beschaffenheit als unser jetziges. Eine hauptsächliche Zuthat war der Hopfen, und entsprechend dem massenhaften Verbrauch muß der Anbau dieses Gewächses in unserm Lande allgemein verbreitet gewesen sein. Das wird auch bestätigt durch die sehr häufige Erwähnung von Hopfengärten bei den Städten (vergl. im Kieler Stadtbuch von 1264—89 die orti et agri nummulorum, woran noch jetzt die Hummelwiese erinnert; die Neustädter lagen vor dem Hohenthor). Aber nicht nur in den Städten, auch auf dem Lande gab es solche; so finde ich z. B. in dem Erbvertrag der Brüder Henneke, Emeke und Oswald von Sehestedt vom 6. Mai 1596 bei dem adeligen Hof in Ottenbüttel als Namen einer Wiese die Bezeichnung „Hoppenhoff." „Denn selbst der Adel," sagt Biernatzki, „verschmähte das einträgliche Geschäft des Bierbrauens keineswegs, und es geschah 1402 in einem benachbarten Staate, daß der Fürst den Rittern mehr Bier als für den Bedarf ihres Hofes zu brauen verbot, weil Industrie und Vorrecht der Städte sonst dadurch beeinträchtigt wurden." In Kiel gab es bestimmte Vorschriften über den Verkauf des Hopfens (mitgeteilt in den Jahrbüchern für Landeskunde, Band 9, 29) schon im 13. Jahrhundert. In Bier wurden häufig Abgaben entrichtet; nach den alten Amtsrollen ist eine ganze oder halbe Tonne Bier ein gewöhnliches Strafmaß; in manchen derselben, wie auch in Gilderollen, findet sich, selbst noch im vorigen Jahrhundert, die Bestimmung, daß derjenige, welcher bei den Zusammenkünften mehr Bier verschüttet, als er mit dem Fuß bedecken mag, in eine gewisse Strafe verfallen sein soll.

Von dem in unserm Lande gebrauten Bier hatten besondern Ruf

daß dagegen das, was Heinrich Rantzau aus eigener Kunde mitteilt oder aus den Mitteilungen von Zeitgenossen schöpft, sehr wertvoll ist und wohl verdiente, durch eine Übersetzung ins Deutsche in weitere Kreise verbreitet zu werden." Dem kann ich nur beistimmen. Zwar hat schon H. Biernatzki in dem Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Volksbuch für 1844 in dem Aufsatz „Schleswig-Holstein vor 250 Jahren" das Hauptsächlichste daraus wiedergegeben; aber das genannte Buch dürfte nur wenigen zugänglich sein." Mir scheint „die Heimat" der geeignetste Ort für die Veröffentlichung einer neuen Übersetzung dieser unserer ältesten Landeskunde zu sein.

das Hamburger und das Eckernförder, während Heinrich Rantzau das Rendsburger als mäßig bezeichnet. Besonders das Hamburger Bier lobt er sehr. Gerade die Alster, behauptet er, enthalte ein vortreffliches Wasser, um Bier daraus zu brauen, und in einer Schrift über die Bewahrung der Gesundheit (vergl. Biernatzki a. a. O. S. 55) läßt er sich folgendermaßen aus: „Das Hamburger Bier, außerdem daß es uns wohl nährt und wärmt, hat auch eine ganz besondere Heilkraft wegen des dazu gebrauchten Hopfens.“ In seinem kleinen Aufsatz „Rückkehr zum Alten“ führt Biernatzki noch folgendes Urteil eines berühmten Rechtsgelehrten, der zugleich Dichter war, an: „Das edle hochgelobte Weizen- oder weiße Bier, so in Hamburg gebrauet wird, hat einen lieblichen, guten und angenehmen Geschmack, im Anfange süße, aber hernach gewinnet es allgemach einen weinlichen Nachschmack. Ferner so hat es an ihme viele Substanz, reiche Nahrunge und genugsames Nutriment und nimmt der Mensch an seinem Leibe wohl zu; es machet gut Geblüte, man krieget auch davon eine schöne Farbe, denn man findet und siehet zu Hamburg täglich nicht allein gar schöne und feine Frauen und Jungfrauen von Farben, sondern auch gar herrliche und wohlgestaltete feine junge Gesellen und Männer. Dies Bier verlieret seine Kraft balde, wenn es alt wird, wie alle andern Weizen-Biere thun, und währet nicht lange. Es ist auch eine sonderliche Gabe Gottes, daß einem von diesem Bier das Haupt nicht wehe thuet. Zudeme, wenn man sich damit wäschet, so macht's nicht alleine eine gute, natürliche Farbe, sondern auch eine gelinde, saubere und reine Haut.“ (Schluß folgt.)

Richtfeier.

Von H. Siebke in Bargteheide.

Einige Tage vor dem Richtfeste, das auch „Richerköst,“ „Richtbeer“ genannt wird, ließ der Bauherr durch die Bittfrau zu dem Richten des neuen Baues in dem Dorf ansagen und zu dem Richtschmause einladen. Das Aufstellen eines von 5 Zimmerleuten etwa in 6 Wochen verfertigten Eichenverbandes erforderte 20—24 Mann. Bei einem großen Baue dauerte das Aufstellen 2 Tage, von denen der letzte der Haupttag war. Am Abende vor dem Richttage kamen die Knechte des Dorfes zusammen um unter Aufsicht eines Zimmermannes die zu dem Holzverbande erforderlichen Pflöcke zu schneiden. Nachbarn und Verwandte schickten der Frau des Bauherrn Milch, Butter, Eier, Hühner und Feinbrot. Nachdem man das Ständerwerk aufgestellt und die Balken gelegt hatte, wurde mit dem ersten Sparrenpaare ein Zimmermann, der auf dem Kehlbalken („Hahnenholt“) saß und die erste Verbandslatte („Schwet,“ „Schwep,“

„Schwöp") an den Sparren zu nageln hatte, in die Höhe genommen. War der Bau aufgerichtet, so legte man über die beiden Kehlbalken, welche dem Giebel am nächsten lagen, mehrere Bretter, die das Gerüst für den Sprecher bildeten. Der Sprecher war entweder der Baumeister, oder ein Geselle. Neben demselben standen während der Rede die übrigen Zimmerer, von denen einer eine volle Weinflasche und ein leeres Glas in der Hand hatte. Der Sprecher hielt während des Redens in seiner linken Hand die Krone. Dieselbe bestand aus 2 quer übereinander gelegten Kränzen, durch deren Mitte von unten nach oben ein langer Holzschaft ging. An dem oberen Ende des Schaftes saß ein rotes Tuch, in das der Bauherr Geld (3—6 M.) gebunden hatte. Statt der Krone, in der häufig Buchsbaum, Bauerrosen, Narzissen zu finden waren, diente mitunter ein grüner Birkenzweig. — Von den Reden, die bei der Richtfeier gehalten wurden, sei folgende mitgeteilt.

Meinen Dienst und Gruß den Herren und Leuten,
Die unter mir stehen und sehen an heute,
Daß dieser Bau, den wir haben gemacht
Glücklich zu Ende gebracht.
Das höchste Haupt, des Kaisers Gut,
Den Gott erhält auf seiner Hut,
Ja, alle Fürsten, Grafen und Herr'n
Das ehrbar' Zimmerhandwerk nicht können entbehr'n.
Gott grüß euch alle insgemein,
Die ihr allhier versammelt sein.
Frauen und Jungfrauen, groß und klein,
Sollen alle von mir gegrüßet sein.
Meint' ich ein' und die andere nicht,
Wär' ich ein rechtschaff'ner Zimmermann nicht.
Wir haben heut' durch Gottes Güt' und Macht
Diesen Bau auf's beste instand gebracht,
Welcher aus rauhem Holz gezimmert ward
In diesem instehenden Arbeitsjahr.
Dieser Bau ist wohl versehen mit Schwellen und Pfosten,
Es wird unser'm Bauherrn 'ne Mahlzeit kosten.
Bauherr, ich frage Sie aus freiem, frischem Mut,
Wie Ihnen dieser Bau gefallen thut?

Der Bauherr gab die Antwort, daß ihm der Bau gefalle. Hierauf sagt der Redner:

So gefällt er Meistern und Gesellen auch wohl,
Weil er so geraten ist, wie er sein soll.
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran gespart,

Geschick und Schweiß haben sich wohl gepaart.
An Holz und Arbeit, so wie man sieht,
Daran ist gar kein Mangel nicht.
Das Holz ist verfertigt und auch aufgestellt,
So daß es allen und jedem gefällt.
Weil nun der Bauherr selbst thut seh'n,
Daß dieser Bau ganz wohl thut steh'n,
So bitt' ich nochmals ohne Beschwerden,
Mich einwenig anzuhören.
Herr Gott, Du Schöpfer der ganzen Welt,
Der Du durch Deine Macht alles erhältst,
Du wollest diesen Bau erhalten
In Gnad' vor Feuer und ander'n Schaden,
Vor Hagel und großem Ungewitter,
Daß er dadurch nicht fall' nieder,
Vor Wasser und auch vor dem Brand,
Dgzu unser ganzes Vaterland.
Du wollest unserm geehrten Bauherrn geben
Ein gesundes und langes Leben,
Auch seiner Frau und seinem Kind
Und allen, die ihm angehörig sind.
Ein Zimmermann bin ich genannt,
Ich reise Fürsten und Herren durch's Land,
Dasselbe mit Fleiß recht zu beseh'n,
Daß ich dereinst möchte besteh'n.
Wenn ich hätte aller Jungfrauen Gunst,
Aller Meister ihre Kunst,
Aller Künstler ihren Witz,
Dann wollt' ich ein Haus bau'n auf 'ne Nadelspitz'.
Weil ich dasselbe aber nicht wohl thun kann,
So muß ich bauen auf einen guten und festen Plan.
Wer da will bauen auf Gassen und Straßen,
Der muß einen jeden können reden lassen.
Darauf schmeckt ein Gläschen Wein,
Kamerad, schenke eins ein!

Nach diesen Worten schenkte der Zimmermann das Glas, was er bei sich hatte, voll Wein und gab es dem Sprecher, der es mit seiner rechten Hand festhielt und folgendes sprach:

Bauherr, ich bringe Ihnen aus Lieb' und Lust,
Nicht aus Hunger oder großem Durst,
Nicht aus Haß oder Neid,

Sondern aus Lieb' und Freundlichkeit,
Auch auf hiesiger Herr'n Gesundheit und sämtlicher Leut',
Die unter mir stehen, ein Lebehoch. — Vivat! Hurra!

Das Hurra wurde von allen dreimal gerufen. Nun trank der Redner Wein aus dem vollen Glase, reichte Glas und Flasche den anderen Zimmerleuten und warf, wenn alle getrunken hatten, Flasche und Glas auf die Erde. Die Musikanten, von denen gewöhnlich nur ein Hornist, ein Geiger und ein Pfeifer auf dem Platze waren, spielten auf. Darauf fuhr der Redner fort:

Ein Zimmergeselle bin ich genannt,
Diesen Strauß habe ich in meiner Hand,
Welcher ist gar hübsch und fein,
Und Rosmarien sind darein,
Daran steckt ein Blümlein gut,
Das dienet mir an meinem Hut,
Dasselbe will ich anstecken als eine Zier
Dem Bau aber zur Ehre hier.
Nun laß unseren Bauherrn auftragen
Etwas Gesott'nes und Gebrat'nes
Weißbrot, was da übrig bleibt,
Schweinefleisch, daß sich der Tisch beugt,
Wein und Bier, die ein Mühlrad treiben
— — — — — — — — — —
Ein Spielmann muß auch da sein,
Dazu guter Branntewein.
Nun befehl' ich diesen Bau in Gottes Hand,
Aller Unfall sei von ihm abgewandt,
Aller Unfall sei von ihm so weit und fern,
Ja, weiter als der Abend- vom Morgenstern. Amen!

Nach dem Amen wurde das rote Tuch, das der Bauherr für den Sprecher bestimmt hatte, von dem Schafte gelöst. Die übrigen Zimmergesellen öffneten dasselbe und teilten sich das Geld, welches in einem der Tuchzipfel steckte. Die Krone nagelte man an die Spitze des neuen Baues, wo sie solange sitzen blieb, bis der Dachdecker sie entfernte.

Von dem Festplatze ging es mit Musik in das Haus, in dem der Richtschmaus stattfand. Der Bauherr hatte bei der Tafel gewöhnlich seinen Platz an dem oberen Ende des Tisches. Zimmer- und Maurermeister pflegten rechts und links von ihm zu sitzen. Auf dem Tische befanden sich diejenigen Speisen, die bei Hochzeiten gang und gäbe waren. Nach dem Essen begann der Tanz. Um Mitternacht bekamen die Gäste Kaffee.

Hatte der Bauherr sich geizig gezeigt, so nagelten die Bauhandwerker mitunter einen alten Besen an den neuen Bau. Man wollte durch den Besen zu erkennen geben, daß der Geizhals Unglück verdiene.

Übersicht

der während der Jahre 1855—1891 in den Akad. Heilanstalten in Kiel Behandelten und der Teilnehmer am klinischen Unterricht.[1])

Jahr.	I. Medicinische Klinik.			II. Chirurgische Klinik.[2])			III. Hebammen-Lehranstalt.			IV. Augen-Klinik.[3]) (Seit 1867 besond. geführt.)		V. Zahn-Klinik. (Seit 1884.)			VI. Ohren-Klinik. (Seit 1886.)	
	Behandelte.	Hörer. S.	W.	Behandelte.	Hörer. S.	W.	Behand.	Hörer. S.	W.	Behandelte.	Hörer.	Behand.	Hörer. S.	W.	Behand.	Operat.
1855	2715	22	22	850	20	10	152	19	8		Zu unregelmäßig aufgeführt.					
1856	1450	19	14	777	20	17	174	17	17							
1857	1748	12	16	717	11	9	156	11	5							
1858	1666	15	9	769	16	10	130	14	10							
1859	1927	8	10	997	11	14	140	10	9							
1860	2217	12	10	1140	12	9	142	10	11							
1861	2142	11	13	1329	14	14	146	9	9							
1862	1749	11	9	1560	—	—	129	10	7							
1863	2152	21	20	1713	20	17	151	12	9							
1864	2182	16	24	1632	18	21	182	9	15							
1865	3033	27	24	1990	28	32	187	16	16							
1866	3160	27	33	2446	31	25	202	—	—							
1867	3285	45	32	1782	37	27	183	14	18	1235						
1868	3692	29	30	1607	33	32	156	22	21	1595						
1869	3422	31	26	1782	26	41	139	20	21	1927						
1870	2139	39	—	1332	—	—	160	14	—	1429						
1871	2099	19	28	1698	—	—	154	14	23	1819						
1872	1922	43	35	1649	41	30	163	35	32	2340						
1873	1744	32	33	1874	26	34	199	24	24	2990						
1874	1563	26	28	1795	28	34	195	22	25	3211						
1875	1776	33	31	1684	31	37	178	16	20	3183						
1876	1832	45	33	1785	49	34	218	29	26	3447						
1877	1657	32	32	1743	35	27	243	32	29	3413						
1878	1818	32	30	1479	38	31	226	21	24	3279						
1879	1663	30	30	1453	50	48	264	21	20	3019						
1880	2041	53	45	1544	41	31	279	40	24	3223						
1881	2315	48	35	1648	41	31	162	34	27	—						
1882	2093	46	43	1892	39	31	148	34	22	3084						
1883	1956	—	—	1729	43	32	159	28	19	3550						
1884	1924	43	67	1628	59	44	175	42	33	3566		436	4	4		
1885	6103	83	63	1301	84	58	189	54	53	3632		445	4	4		
1886	6357	96	86	1400	83	79	207	64	65	3491		340	3	—	1148	278
1887	5272	88	70	1744	101	68	248	100	58	3876		300	4	2	1172	322
1888	6039	93	82	1465	103	71	228	74	63	4317		305	4	4	1309	377
1889	7531	113	74	2011	106	75	265	97	79	4669		388	5	7	1408	348
1890	6492	108	70	2179	82	71	247	98	68	4121		611	17	10	1473	342
1891	6971	95	75	2779	101	84	338	88	80	4318		740	12	11	1541	392

[1]) Des mir für diesen Teil meiner Arbeit über die Akademischen Heilanstalten zugewiesenen sehr beschränkten Raumes wegen war es nicht möglich, speziellere, wenn auch äußerst interessante Zahlen zu geben; die angeführten aber dürfen, da sie den offiziellen Verzeichnissen entnommen sind, Anspruch auf absolute Zuverlässigkeit machen.
Itzehoe, 15. Februar 1893. Emil Pörksen.

[2]) Während der Jahre 1855—1891 größtenteils durch Herrn Geheimrat von Esmarch selbst ausgeführte Operationen: 18501.

[3]) Seit dem 1. Oktober 1866 ist die Augenklinik von der Chirurgischen Klinik abgezweigt.

Mitteilungen.

Fund einer Rentierstange. Am 14. August 1892 vertiefte der Maler C. Loos in Heilshoop im Kreise Stormarn ein in seinem Garten gelegenes Wasserloch und fand dabei die rechte Geweihstange von einem Rentier. Durch Vermittelung des Lehrers Rohweder in Zarpen ging dieselbe in meinen Besitz über. Als die Stange ausgegraben wurde, war dieselbe ganz weich, an der Luft ist sie hart und fest geworden. Außer dieser Stange wurden keine weiteren Knochen gefunden. Die Stange ist wahrscheinlich abgeworfen, weil unter der Rose noch ungefähr 0,5 cm des Rosenstockes vorhanden sind, und das Ende einen glatten Bruch zeigt. Die Rose ist, wie überhaupt beim Rentier, auch bei dieser Stange nur sehr schwach. Der Umfang der Stange oberhalb der Rose beträgt 8,5 cm. Die Stange besteht außer der Hauptstange aus der Augensprosse und Eissprosse. Die Enden der Hauptstange sind abgebrochen und so sehr zerbröckelt, daß sie nicht mehr zusammen zu setzen sind. Diese Stange mißt, von der Rose bis zum Ende der Krümmung nach gemessen, 65 cm; rechnet man für das fehlende Ende 15 cm, so wäre die ganze Stange 80 cm lang gewesen. Leider ist die Stange 24 cm oberhalb der Rose durch die Unkenntnis des Arbeiters, welcher das Geweih für eine Wurzel hielt, durchgebrochen. Die Augensprosse ist ebenfalls abgebrochen und mißt der Stummel 17 cm, das abgebrochene Ende fehlt. Die Eissprosse ist 39 cm lang; kurz vor dem Ende wird dieselbe etwas breiter und endet in 3 Enden. Auch diese Sprosse ist 26 cm von der Hauptstange entfernt abgebrochen; jedoch ist das abgebrochene breite, handförmige Stück nachträglich in der ausgeworfenen Erde aufgefunden.

Interessant ist auch die Lagerung der Erdschichten, welche bei der geringen Tiefe des Loches von nur reichlich 2,5 m durchstochen wurden.

Die Muttererde ist ungefähr 75 cm tief, sodann folgt eine zweite Schicht, welche sehr viele Schnecken- und Muschelschalen enthält, sogen. graue Leber. Darunter liegt eine 5 cm dicke Moorschicht. Als vierte Schicht folgt sodann ein fetter gelber Lehm, welcher 40 cm dick ist. In diese Schicht eingebettet lag die aufgefundene Stange, welche also ungefähr 1,5 m unter der Erdoberfläche gelegen hat. Es folgt als fünfte Schicht abermals eine Moorschicht, welche Baumreste enthält und 65 cm mächtig ist. Darunter folgt der blaue Lehm, welcher noch ungefähr 75 cm ausgehoben wurde, ohne diese Schicht zu durchbrechen. Die Mächtigkeit dieser Schicht wurde nicht festgestellt.

Struckdorf. K. Fack.

Braunkohlenfund bei Rendsburg. Bei den Bohrarbeiten, welche in der Nähe Borgstedts für die städtische Wasserleitung gemacht werden, sind vor kurzem einige Stücke Braunkohle aus einer Tiefe von 19 m hervorgeholt worden. Genaueres darüber wird erst bei weiteren Ausgebungen zu erfahren sein. H. Dreßler.

Wer besitzt noch einen Seering? In der Sitzung des naturwissenschaftlichen Vereins am 16. Januar d. J. erwähnte ich eines kleinen Instrumentes, welches unter dem Namen „Seering" beschrieben worden ist. Nach der Ansicht zweier Schriftsteller (Breusing in einem Sonderabdruck eines Vortrages in der 63. Versammlung deutscher Naturforscher in Bremen; Gelcich in der in Hamburg erschienenen Kolumbus-Festschrift) sollte nämlich dies Instrument in früheren Zeiten zum Gebrauche der Schiffahrt (Sonnenhöhenbestimmung?) gedient haben. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, die beiden angeführten Schriften einzusehen. Doch wird von anderer Seite der angegebenen Ansicht widersprochen und behauptet, das Instrument sei etwa in der Zeit um 1840 hier im Lande, namentlich in der Propstei, verbreitet gewesen und habe als transportable Sonnenuhr gedient. Diese Ansicht wurde von mehreren Mitgliedern des Vereins bestätigt, welche sich erinnerten, in ihrer Jugend solche Instrumente gesehen zu haben. Die Einrichtung des Instrumentes ist folgende: Zwei kleine übereinander drehbare Metallringe von etwa 4 cm Durchmesser liegen übereinander, der eine trägt einen in einem feinen Loche endigende Kegel und eine Stundeneinteilung, der andere die Monate und Abteilungen derselben. Beim Gebrauch wurden die Ringe, nach Einstellung des Kegels für den betreffenden Monat so gegen die Sonne gewendet, daß das Sonnenlicht durch das Loch fallend auf die Stundenteilung traf. Es wird behauptet, daß früher die Arbeiter auf dem Lande solche, nur wenige Schillinge kostende „Sonnenuhr" sehr allgemein benutzten, um rechtzeitig nach Hause zu gehen. Ja, es soll das Instrument so verbreitet gewesen sein, daß die Kinder auf der Straße damit gespielt hätten.

Ich besitze ein ähnliches, nur in einigen Stücken vervollkommnetes Instrument von größeren Dimensionen. habe aber nicht ermitteln können, aus welcher Zeit es stammt. Nach der mechanischen Arbeit zu urteilen, würde ich glauben, daß es aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrührt. Als Verfertiger hat sich C. Metz eingraviert.

Waren wirklich, wie es scheint, die kleinen „Seeringe" so verbreitet, so wird doch wohl das eine oder andere übrig geblieben sein. Es würde mir sehr lieb sein, ein solches zu erhalten, und spreche ich in dieser weit verbreiteten Zeitschrift an Besitzer eines „Seeringes" die Bitte aus, mir einen solchen zukommen zu lassen.

Kiel, 25. Februar 1893. Prof. Dr. G. Karsten.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

R. Mejborg, Om Bygningsskikke i Slesvig. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, 1891. 32 S. 4°. 1,50 Kr. = 1,68 M.

R. Mejborg, Slesvigske Bøndergaarde i det 16de, 17de og 18de Aarhundrede. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, ca. 9 Lieferungen, à 0,75 Øre. 1892. 4°.

Ein sehr wichtiger Beitrag zur Landeskunde. Der dänische Architekt und Archäologe Mejborg giebt in der 1. Schrift einen reich illustrierten Vortrag, eine kurze Darstellung der verschiedenen Baustile im Herzogtum Schleswig; ausführlicher behandelt er die verschiedenen Giebelschmucke: die Pferdeköpfe, die kreuzweise gestellten Holzpflöcke mit aufgestellten Grasbüscheln und den „Husbrand," die lotrechte, oft hübsch verzierte Stange, die wir in Nordschleswig, auf Fehmarn und außerdem häufig in Bornholm und Südschweden finden.

Die 2. Schrift behandelt nicht nur die Bauernhäuser, sondern auch das bäuerliche Leben der betreffenden Jahrhunderte in eingehender Weise. Kirchen und Schlösser sind wiederholt Gegenstand ähnlicher Bearbeitungen gewesen, über die Bauernhäuser, die doch rascher dem Untergang geweiht sind als jene Bauwerke, ist noch kein zusammenhängendes Werk erschienen. Mejborg hat nun in den Archiven zu Schleswig und Kopenhagen sorgfältige Untersuchungen über die bäuerlichen Verhältnisse früherer Zeit angestellt, überall an Ort und Stelle die erhaltenen alten Bauernhöfe untersucht und giebt uns in ansprechender Darstellung und vorzüglichen Abbildungen die Ergebnisse seiner Forschungen. Der Preis des Werkes ist ein spottbilliger, da ein Teil der Kosten von dem dänischen Staate und nordischen Gesellschaften und Stiftungen getragen wird. — Mejborg behandelt zunächst Fehmarn, wo wir wendische Dorfanlagen, sächsische Bauernhäuser mit einigen Abweichungen von der anderswo üblichen Einrichtung finden, dann Südschleswig, Eiderstedt mit seinen „Heubergen," die friesischen Inseln und das friesische Festland, Angeln, Nordschleswig. Die Unterschiede der Dorfanlagen und der Bauart in diesen Gegenden werden auch einem flüchtig Durchreisenden auffallen.

Die Litteratur ist in der ersten Schrift ausführlich angegeben; in der zweiten wohl aus Rücksicht auf den Zweck, da das Werk ein Familienbuch werden soll, meistens weggelassen; hoffentlich wird sie hier in einem Anhange folgen.

Wir möchten das Werk nicht bloß denen, die dänisch verstehen, sondern auch allen, die sich einen trefflichen Schmuck des Familientisches anschaffen wollen, aus dem sie sich über die Heimat durch Abbildungen unterrichten können, angelegentlichst empfehlen.

Sollte nicht die Verlagsbuchhandlung auch eine deutsche Bearbeitung des 2. Buches veranstalten? Man sollte denken, daß es in Schleswig-Holstein weite Verbreitung finden werde.

Von diesem Werke wird noch ein 2. und 3. Band erscheinen; jener soll Dänemark, dieser Norwegen und Schweden behandeln.

Oldesloe. R. Hansen.

Bücherschau.

Haas, Professor Dr. H. Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Erster Band. Mit 55 Abbildungen im Text. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde, 1892. 317 S. kl.-8°. Preis geb. M. 4,75.

Begeisterung für die deutschen Dichtungen, von der auch dieses Buch manches beredte Zeugnis ablegt, hat den Verfasser zur Wahl dieses Titels veranlaßt. Sind doch die Vorstellungen von gewaltigen, urplötzlich hereinbrechenden, das vorhandene organische Leben mit einem Schlage zerstörenden und somit feste, deutlich wahrnehmbare Grenzen zwischen den aufeinander folgenden geologischen Perioden ergebenden Katastrophen als aus der Geologie verschwunden anzusehen, und an die Stelle derselben diejenigen von Schwankungen, d. h. allmählichen Veränderungen, getreten, wie wir sie noch heutzutage zu beobachten in der Lage sind! Die eben gekennzeichnete moderne Richtung der Geologie nimmt daher stets die geographischen Erscheinungen zum Ausgangspunkte, um mittelst derselben die geologischen zu erklären. Wer die Mangelhaftigkeit unserer Kenntnis der geographischen Verhältnisse des Erdballs — weite Strecken sind selbst nicht von dem Fuße eines Forschungsreisenden betreten — berücksichtigt, wird daher dem Verfasser zustimmen, wenn er im Angesichte der großen Fülle einer befriedigenden Lösung harrenden Rätsel das Resultat zieht: „Wir wissen nichts." Nach solchem Bekenntnis braucht der Verfasser nicht, wie viele populäre Schriftsteller, zur Verherrlichung der Wissenschaft, der er dient, Hypothesen als erwiesene Theorieen darzustellen; ihm kann als alleiniges Leitmotiv das Streben nach Darstellung der Wahrheit, soweit sie dem menschlichen Geiste gegenwärtig erschlossen, dienen. Daß nur dieses Streben den Verfasser geleitet hat, bezeugt manche Stelle, besonders in dem zweiten Abschnitt.

Im ersten Abschnitt erörtert der Verfasser zunächst die vulkanischen Erscheinungen, denen allein 144 Seiten gewidmet sind. Nicht nur die gegenwärtig thätigen, sondern auch die erloschenen Vulkane, nicht nur die Vulkangruppen Europas, sondern auch die zum Teil in Ketten an-

geordneten Vulkane der übrigen Kontinente werden charakterisiert, um die Unterlage für die Besprechung der vulkanischen Erscheinungen zu gewinnen und so eine Erklärung der Entstehung der Massengesteine zu erhalten. Hiermit ist der Übergang zum zweiten, das Baumaterial der Erde und die dasselbe umwandelnden Kräfte behandelnden Abschnitt gegeben. Nach Schilderung der wichtigeren Gesteine und der Art ihres Auftretens wird die geologische Wirksamkeit des Wassers im flüssigen und festen Zustande geschildert, wobei besonders auf die Lateritebildung, welche neuerdings vom Verfasser mit herangezogen ist, die Entstehung der dilurialen Ablagerungen in Norddeutschland zu erklären, verwiesen werden möge. In einer Schlußbemerkung wird mitgeteilt, daß die Fortsetzung u. a. die geologische Bedeutung der Luftströmungen und des organischen Lebens und die Gebirgsbildung beleuchten wird.

Wegen der methodischen Durcharbeitung ist dem Buch eine weitere Verbreitung zu wünschen, da es vor allen Dingen geeignet ist, Verständnis für geographische Vorgänge zu vertiefen.

Kiel. A. P. Lorenzen.

Anfrage.

Kann jemand dem Unterzeichneten Auskunft darüber geben, ob die Gesichterbohne noch irgendwo hier im Lande gebaut wird, womöglich eine Probe davon einsenden?

Prof. v. Fischer-Benzon, Kiel, Dammstr. 18.

Tierschutz-Ausstellung in Schleswig. Der unterzeichnete Verein wird mit der vom 26.—28. Mai d. J. in Schleswig stattfindenden Geflügelausstellung eine

Gesamtausstellung aller auf den Tierschutz bezughabenden Gegenstände

verbinden.

Der Verein hofft dadurch der Tierschutzsache neue Freunde zu erwerben.

Soll dieses Ziel erreicht werden, so ist die thätige Mithülfe der Brüdervereine von Nöten. Alle Freunde des Tierschutzes werden daher gebeten, den unterzeichneten Verein durch Rat und That bei dem geplanten Unternehmen unterstützen zu wollen.

Anmeldungen zur Teilnahme an der Ausstellung werden schon jetzt entgegengenommen; die näheren Bedingungen können den Ausstellern erst dann mitgeteilt werden, wenn das Programm für die Geflügelausstellung festgesetzt ist.

Der Schleswiger Tierschutzverein.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 4. April 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.
Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Lose Blätter aus der Kulturgeschichte unserer Heimat.

Von Pastor F. Witt in Preetz.

(Schluß.)

II.

Die folgende Mitteilung führt uns in die schöne Zeit, da es noch keine Börse gab, welche den Preis eines Hauptnahrungsmittels, des Brotes, nach ihrem Wohlgefallen bestimmt, sondern ein ehrbarer Rat es als seine Pflicht ansah, dafür zu sorgen, daß seine Bürger für vollwichtiges Geld auch vollwichtiges Brot bekamen. Die Brottaxen, die hier wiedergegeben werden, finden sich gleichfalls im Lütjenburger Stadtarchiv; die älteste ist auf 2 Quartblätter geschrieben und ohne Angabe des Jahres, doch gehört sie nach Sprache und Schrift jedenfalls dem 16. Jahrhundert an.

Ordenunge der Becker.

Wath twe scherff wegge wegen scholen.

Item wenneer de last weten gelt 49 Mark So scholen twe scherff wegge wegen 10 lott

de last 50 M. wegen twe wegge 10 lott

u. s. w.

de last 96 M. wegen twe wegge 5 lott

Item na desser Wicht scholen ok de Semmelen wegen.

Wat ein penningk Schoenrogge wegen schall.
Item wenneer de last roggen gelt 49 M. So schall ein Schoenrogge wegen 10 lott
u. s. w.
de last 72 M. wicht ein Schoenrogge 8 lott
Item na desser Wicht Scholen ock de Strumpe wegen.

Wath ein penningk Spisebrodt wegen schall.
Item wen de last roggen gelt 49 M. so schall ein spisebrodt wegen 15 lott
u. s. w.
de last 72 M. wicht ein spisebrot 11 lott

Ausgang des 17. Jahrhunderts erbat sich der Lütjenburger Magistrat zur Feststellung einer eigenen Brottaxe von den Nachbarstädten Plön und Eutin die dort gültigen Bestimmungen. Die Plöner gebe ich vollständig; vielleicht sind sie bereits in dem Werk von Bürgermeister Kinder mitgeteilt, doch schadet's auch wohl nicht, sie hier noch einmal abzudrucken; fehlen sie dort, so mag man sie als eine Ergänzung hinnehmen. Also:

Demnach eine Zeithero in dieser Stadt nicht wenig Unrichtigkeit wegen des Brot Backens verspühret und die Bekker, wie groß und schwer sie backen sollen, selber nicht gewußt, dahero dann der Gemeinde offt und viel mahl Nachtheil angefüget worden: also hat Bürgermeister und Raht allhie sowohl des weitzen als Rokken-Backens eine gewiße Ordnung und Gewicht zu machen vor nothwendig erachtet, und solch dem Amt der Becker wie auch den Grob-Beckern hinführo und ins künfftig allermaßen nachzuleben folgender gestalt vorgestellet:

die Weißbecker sollen backen wann 1 Scheffel weitzen ordinair im Lande gilt
1 M. 8 Sch. vor 6 Pf. Weiß Brodt 19 Loth
2 M. 15 „
2 M. 8 Sch. 13 „
u. s. w.
6 M. 7 „
Grob-Becker sollen Backen wann 1 Scheffel Rocken im Lande ordinair gilt
1 M. vor 2 Lüb. $6^1/_2$ Pfd.

1 M. 8 Sch.	5 "
2 M.	4 "
u. s. w.	
5 M. 8 Sch.	$1^1/_2$ "

Was aber gesotten Brodt, Kringel, Zweybacken und dergleichen betrifft, weil solche wegen heiß und dürren aus backen nicht die Wage halten kann, soll demnach solches je und allemahl obiger Ordnung gemäß und nach Advenant (Verhältnis) des Ein Kauffes soviel möglich verglichen, auch nach dem schwerestem censuriret werden.

Damit aber dieser Ordnung soviel mehr möge nach gelebet werden, auch hierführo Niemandt seiner unwißenheit sich zu entschuldigen habe, also ist von E. E. Rahte allhie mit Bey- und Zuziehung des Becker-ambts einhellig decretiret, verabredet und bewilliget worden, daß, so oft und viel wieder dieser ordnung gehandelt und pecciret würde, der oder die Verbrecher vor jedes loth Ein Marck Lübsch, wie auch vor 8 loth grobbrodt 1 Marck Lübsch sollen bestraffet, auch im übrigen sonst nach Lübschen Rechte angesehen werden. Publicatum Plöen am öffentlichen Gerichtstage Anno Salutis 1663 d. 26. Octobris.

Anno 1687 d. 20. Mai ist wegen des Schön Rockenbrodts die verordnung gemachet und beliebet, daß 1 Schilling = $1^3/_4$ Pfund, Ein Doppelschillingsbrodt aber $3^1/_2$ Pfund wegen und schwer sein und ins künfftige in abnehmen und zunehmen des Kauffs gleich dem weiß- und Grobbrodt bey obiger Pöen observiret und iuste gehalten werden soll. Publ. ut supra.

Bürgermeister und Rath hieselbst.

Der Eutiner Taxe ist zugleich eine andere beigefügt, nach welcher die Lütjenburger Bäcker sich erbieten zu backen, und zur Ehre der letzteren muß gesagt werden, daß sie nie hinter den Eutiner Kollegen zurückbleiben, im Gegenteil öfters reichlicher geben als diese, wenigstens — versprechen, es zu thun. Als höchster Preis für einen Scheffel Roggen ist in dieser Taxe 4 Mark, als niedrigster 12 Sch. angenommen, dem entsprechend das Gewicht eines Schillingsfeinbrotes auf $20^3/_4$ Loth beziehungsweise 3 Pfund, eines „Zweischillings grob Roggenbrot" auf 2 Pfund beziehungsweise 8 Pfund 16 Loth (für Lütjenburg auf 9 Pfund) festgesetzt. Ob freilich allen diesen schönen Verordnungen auch nachgelebt wurde, ist eine andere Frage; die Lütjenburger Bäcker haben sich jedenfalls, das zeigen noch vorhandene Aufzeichnungen, auf dem Papier großmütiger gegen ihre Mitbürger gezeigt als in der Praxis, denn wenn der Rat im Jakobi- und Michaelismarkt, wie es Sitte war, durch den

Stadtdiener von den verschiedenen Amtsmeistern Brot und anderes Backwerk auf das Rathaus holen ließ, um das Gewicht desselben zu prüfen, dann wog es auf dem Papier oft recht bedenklich schwerer als in Wirklichkeit und mußte zur Strafe dafür in's Armenhaus wandern.

III.

Aus Hausprotokollen.

Dies Wort schaut vielleicht manchen Leser fremd an. Es ist freilich auch sehr unmodern, denn es stammt noch aus der Zeit, da Justiz und Verwaltung in den Städten noch nicht getrennt waren und die Ratsherren auch als Richtherren fungierten, welche geringfügige Sachen zu erledigen hatten. Über dieses Amt führten sie Protokoll — richtiger vielleicht Journal oder Tagebuch genannt — und weil sie dieses ihr Amt im eigenen Hause ausübten, so nannte man ein solches Protokoll ein Hausprotokoll zum Unterschiede von den an den öffentlichen Gerichtstagen auf dem Rathaus geführten. Aus zwei solchen Büchern von 1732 und 1734, gleichfalls im Lütjenburger Stadtarchiv befindlich, teile ich einiges mit.

Bezeichnend für den Geist, in welchem jene Männer ihr Amt verwalteten, sind schon die Überschriften, welche sie ihren Aufzeichnungen gegeben haben. Im ersten Protokoll heißt es am Eingang:

De Ao: 1732ten Jahr durch Gottes Gnad und Hülffe mein geführtes Hauß Protocol Waß vorgefallen in mein Gerichtsherrn Ambt, So mir dieses Jahr oblieget.

Durch Weißheit, Glück, Heil und Verstandt
Regire, du o Gott, mein richter ambt,
Damit ich nach dieser Zeit
Erlang dort die Seligkeit.
Amen Hilf Herr Jesu Amen.

Und 1734 schreibt wahrscheinlich derselbe Ratsherr: Ach, Du lieber Gott, leite mir durch deinen heiligen Geist, daß ich in mein mir anbefohlenen richter ambt möge so richten, daß ich nicht an jenen Gerichtstage möge von Dir, mein getreuer Gott, wieder gerichtet werden.

Ach, gnediger Gott, mir regir,
So bin ich hier und dort bey Dir.

Der eigentliche Inhalt dieser Hausprotokolle ist teils zu geringfügig, teils von rein lokalem Interesse, als daß ich den Lesern damit beschwerlich fallen möchte. Nur einzelnes mag hier Platz finden, das

geeignet scheint, den Geist jener Zeit nach verschiedenen Seiten hin zu charakterisieren.

Unter dem 11. Juli 1732 lesen wir: den Herrn Bürgermeister auch zugleich durch den Gerichtsdiener erinnern lassen, daß wir wohl Ursache hätten, einmal auf das Rathhaus zu gehen, indem wir Zeit 8 Tage vor Fastnacht nicht dort gewesen, von Einem und Andern in Stadtangelegenheiten zu sprechen, auch Christoffer Ploghöfft sein Concurs möchte zum Ende gebracht werden, indem dessen Güter allbereits über ein Jahr verkauft worden; auch daß wir möchten einmal die Kasserechnung, die allbereits in 5 Jahren nicht aufgenommen, aufnehmen u. s. w. Antwort: Heute wollte er aus und so er würde wieder nach Hause kommen, so kriegte er Fremde; es wäre gut.

D. 7. Sept. Da ich und meine liebe Frau bei unserm Herrn Pastor Niemann ihn zu besuchen die Klocke 3 Uhr, hört man alda einen Lerm in Burmeisters Haus, daß sich alda 2 Cerel mit schlagen sehr übel begegnet u. s. w.

Mancher Leser lächelt vielleicht über diese Worte und hält sie wohl gar der Druckerschwärze nicht wert. Und doch, meine ich, ist diese Art des biedern Ratsherrn, seine Protokolle abzufassen, lehrreicher als manche scharfsinnige gelehrte Auseinandersetzung. Kann uns etwas schärfer den Unterschied zwischen der damaligen Generation und uns modernen Menschen vor Augen stellen als ein vergleichender Blick auf jene naiv und in epischer Behaglichkeit darstellenden Protokolle und ein nach allen Regeln der Kunst abgefaßtes von heute? Oder wäre es heute möglich, um noch etwas anderes anzuführen, daß ein Beamter eine Quittung über empfangenes Gehalt in die Form kleidete, deren sich ein Lütjenburger Bürgermeister im Jahre 1745 bedient, die hier als Illustration auch stehen mag:

„Nebst anwünschung einen fröligen und gesegneten Morgen, auch einer herzlichen gratulation zu diesem angetretenen Neuen Jahre und vermeldung mein ergebenstes compliment an dero Frau Liebste, bescheinige hiermit, daß Herr Gevert als p. t. Gerichtsherr den mir zukommenden Antheil aus dem Schoßregister pro 1744 mit 60 M. 6 Sch. richtig bezahlt hat."

Doch so gemütlich in einer Weise auch jene Zeit uns erscheinen mag, sie hielt darauf, daß jeder in seinen Grenzen blieb; das beweist uns wieder das Hausprotokoll, wenn wir darin lesen, daß zwei Dienstmädchen in eine Strafe von 12 Schilling genommen wurden, weil sie in der Kirche Mützen mit ganz breitem Gold und Silber aufgehabt.

Es erinnert uns das an die vielen Kleider- und Luxusverordnungen, welche, obwohl gewiß in der besten Absicht erlassen, doch keinen oder nur geringen Erfolg hatten.

Schließlich verschweigt uns das Buch auch nicht die Schattenseiten jener guten alten Zeit, wenn es uns erzählt, daß mehrere Einwohner in eine Brüche von 7 M. 8 Sch. verurteilt wurden, weil sie sich weigerten, den Armenvogt zu Grabe zu tragen, denn er war ja unehrlich.

Die Moore Schleswig-Holsteins.

Von Dr. C. Weber in Hohenwestedt.

Die Torfmoore haben seit alten Zeiten, besonders für die waldarmen Gegenden unseres Landes, dadurch hohe Bedeutung gehabt, daß sie den größten Teil der Feuerungsstoffe liefern mußten. Durch die ausgedehnte Anwendung der Steinkohlen haben sie allerdings diese Bedeutung sehr eingebüßt und würden sie noch stärker verloren haben, wenn nicht die Gewohnheit, die einmal vorhandenen Heizeinrichtungen und der Wunsch der Besitzer, ihre Moore wenigstens für den eigenen Haushalt nutzbar zu machen, nicht auch gegenwärtig dem Torfe als Brennstoff die Verwendung sicherten, und zwar, wie man zugeben muß, von allen Verwendungen, die er gefunden hat, noch immer die ausgedehnteste.

Indessen haben die Torflager in neuerer Zeit noch eine andere Bedeutung erlangt, die man ihnen früher wohl am wenigsten zugetraut hätte. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß richtig entwässerter Torfmoorboden, der mit einer Sandschicht etwa eine Hand hoch bedeckt ist, bei geeigneter Düngung dem fruchtbarsten Boden gleichkommen kann. Eine Einrichtung, durch die dieses Ziel erreicht wird, ist die von dem Rittergutsbesitzer Rimpau auf Cunrau erfundene Dammkultur, die auch in unserer Provinz mehrfach eingeführt ist. Schon jetzt hat man durch sie z. B. in Bokelholm und in Rickling in wenigen Jahren ausgedehnte Moorstrecken in Ackerland, in Wiesen und Wald umgewandelt.

Während für diese Kulturweise aber nur gewisse, niedrig gelegene Moore, wie namentlich die Rasenmoore geeignet sind, gilt dies weniger für die aus faserigem Moostorfe bestehenden Hochmoore; wenigstens setzen sie der Umwandlung in Kulturland erheblichere Schwierigkeiten entgegen. Indessen hat man gefunden, daß gerade sie ein vorzügliches Mittel zur Einstreu liefern können, die sogenannte Torfstreu. Um diese herzustellen, läßt man den getrockneten Torf durch geeignete Maschinen zerreißen. Den Landleuten wird es durch die Benutzung der Torfstreu

ermöglicht, ihr Stroh besser zu verwerten und den Dünger vollkommener zu erhalten; sie brauchen nicht mehr Heidestreu zu erwerben, die Heiden können wieder aufgeforstet, ausgedehnte Strecken Landes infolgedessen höher als bisher verwertet und gleichzeitig landschaftlich verschönt werden.

Wird der Torf in ein staubfeines Pulver, in Torfmull, verwandelt, so dient er dazu, die städtischen Auswurfs- und Abfallstoffe geruchlos, und wegen seiner desinfizierenden Wirkung, unschädlich zu machen. Derart behandelte Stoffe können auch, wenn man sie mit Straßenkehricht, Seeschlick und dergleichen kompostiert, in einen wertvollen Dünger verwandelt werden. Ein solches System der Verwertung der städtischen Abgänge ist nicht nur geeignet, die Flußläufe, die sonst, wie in Hamburg, den größten Teil davon aufnehmen müssen, vor der Verunreinigung und der Verseuchung zu bewahren, sondern auch die in dem städtischen Unrat enthaltenen Pflanzennährstoffe, deren Geldwert sich nach Hunderttausenden von Mark in einem Jahre berechnet, der Landwirtschaft vollständig in leicht verwendbarer Form zu erhalten und somit einen Nutzen zu stiften, der für die allgemeine Gesundheit und für die Volkswirtschaft nicht hoch genug zu veranschlagen ist.

Es sind dies nicht die einzigen Verwertungen des Torfes, jedoch wollen wir andere, wie die Bereitung und Verwendung der Torfkohlen, des Torfteeres und des Paraffins hier nur flüchtig andeuten. Alles dieses weist aber darauf hin, daß die öden Torfmoore, deren Wert seit der ausgedehnteren Anwendung der Steinkohlen zur Feuerung so sehr gesunken ist, doch dazu berufen sind, im Dienste der Kultur keine geringe Rolle zu spielen.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß gleichzeitig mit der ausgedehnteren praktischen Verwertung der Moore auch ihre wissenschaftliche Durchforschung ein lebhafteres Interesse gewonnen hat. Die Torfmoore haben sich in sehr langen Zeiträumen ganz allmählich gebildet. Infolge des Vertorfungsvorganges haben sie nicht nur von den Pflanzen, aus denen sie entstanden sind, mehr oder weniger deutlich erkennbare und bestimmbare Reste in sich behalten, sondern auch Dinge, die zufällig hineingerieten, getreulich aufbewahrt: Reste von Tieren, von Menschen, Gerätschaften und dergleichen mehr. Sehr treffend vergleicht Japetus Steenstrup, der Vater der Moorforschung, ein solches Torflager einem Buche, „in dem wir nicht allein zwischen den Seiten die aufbewahrten Gegenstände finden, sondern das uns auch zugleich durch die Reihenfolge der Seiten — natürlich nur relativ oder im Verhältnis zu einander — die verschiedenen Zeiten andeutet, in denen diese fremden Dinge zur Aufbewahrung gelangten.“

Dem, der ein solches Buch zu lesen versteht, enthüllt sich in der That ein deutliches Bild einer weit entlegenen Vergangenheit, ihres Naturzustandes, ihrer Kultur und der Änderung, die beide im Laufe der Zeiten erfahren haben.

Freilich ist das Lesen dieses Buches mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Zu den Männern, die es aber mit Erfolg versucht haben, gehört Professor v. Fischer-Benzon in Kiel. Seine Ergebnisse, denen wir zunächst in Kürze zu folgen versuchen wollen, hat er in einer Abhandlung über „die Moore der Provinz Schleswig-Holstein" niedergelegt, die 1891 im XI. Bande Heft 3 der Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg erschienen ist (4°, 80 Seiten), nachdem bereits 1889 eine vorläufige Mitteilung über denselben Gegenstand in den Verhandlungen der Deutschen Botanischen Gesellschaft (Band VII Seite 378) erfolgt war.

Die Moore bilden einen nicht geringen Prozentsatz der Bodenoberfläche Schleswig-Holsteins, wie man sich durch den Blick auf eine gute Karte überzeugen kann. Nach einer annähernden Schätzung, die wir vorgenommen haben, betragen die als Moore im engeren Sinne bezeichneten, mit Torfmoos, Wollgras, Heide und Sumpfgagel bewachsenen Hochmoore ungefähr 800 qkm. Bedenkt man aber, daß auch die meisten Wiesen, die 2238 qkm einnehmen, auf Mooren ruhen, so wird man die Gesamtfläche, die die Moore in Schleswig-Holstein haben, auf nahezu 3000 qkm voranschlagen dürfen d. h. auf etwa 16 % des ganzen Landes.

v. Fischer-Benzon hat einen beträchtlichen Teil dieser Moore untersucht. In dem ersten Abschnitte seiner Abhandlung bespricht er den Aufbau und die Zusammensetzung einiger typischer Moore. Ausführlich werden behandelt: Das Himmelmoor, Esinger Moor, Dosenmoor, Hechtmoor, die Gjenner Moore, die Moore in der Umgebung von Leck, das weiße Moor, die Winterbahn am Kudensee, die Moore bei Lunden und Burg, die Moore im Elbufer bei Lauenburg und bei Schulau, das Moor am Winterbecker Wege bei Kiel, bei Landwehr am Nord-Ostseekanale, die im Bette des Nord-Ostseekanales selbst aufgeschlossenen Moore, die mit Marschthon bedeckten und inundierten Moore, der Schieferthon von Kuden und von Helgoland. Im Anschluß daran werden auch eine Anzahl anderer Moore mehr oder weniger ausführlich erwähnt.

Das typische Bild von dem Aufbau und der Zusammensetzung eines der genannten schleswig-holsteinischen Moore ist etwa dieses.

Es erscheint im Grunde eine Schicht, die aus Wasserpflanzen gebildet ist, wie Schilfrohr, Seerosen, Wassernuß, Bitterklee, Laichkraut, Nixkraut, Schachtelhalm und flutendem Schlafmoos. Höher hinauf verschwinden

diese Wasserpflanzen, es erscheinen Birken und Espen. Der bis dahin schwarze Torf geht in braunen Moostorf über, der die Reste der Kiefer enthält, Nadeln, Zapfen, Zweige, Stämme und Stubben, nicht selten alle durch Feuer verkohlt, daneben solche verschiedener Weiden, der Hasel, des gemeinen Heidekrautes. Über diesem Torf entwickelt sich weißer Moostorf oft mit zahlreichen Eichenstämmen, und in seltenen Fällen folgt über ihm noch eine Schicht, in der die Buche auftritt. — Diesem Typus entsprechen besonders das Himmelmoor und das Esinger Moor; bei den anderen tritt er bald mehr bald weniger deutlich hervor.

Der zweite Teil der Abhandlung enthält die Vergleichungen und Ergebnisse. Zuerst wird hervorgehoben, daß der Torf eine Süßwasserbildung ist. Im Meerwasser kann er nicht entstehen; die im Meere gefundenen Lager sind aus Süßwasserpflanzen hervorgegangen und erst später unter den Meeresspiegel gesunken. Die Torfmoore sind in unserem Lande überall entstanden, wo der Untergrund unmittelbar oder in einiger Tiefe für Wasser undurchlässig ist. Zuweilen wird der Untergrund von einem kalkreichen Süßwasserschlicke mit zahlreichen Muscheln gebildet.

Die einzelnen Torfschichten können sein a) der Darg, der wesentlich aus Schilfrohr besteht, b) der Rasentorf, c) der Blättertorf, der aus Blättern und Früchten verschiedener Waldbäume (Hainbuchen, Haseln, Eichen, Birken, Weiden, Espen) zusammengesetzt ist, d) der Lebertorf, e) der Moostorf, f) der Heidetorf.

Die letzten beiden deuten ebenso wie der Rasentorf und der Blättertorf mit dem Namen ihre Zusammensetzung an. Dem Lebertorfe widmet der Verfasser eine längere Besprechung. Dieser eigentümliche Torf ist ein dichter, elastischer Stoff, im frischen Zustande von grünlich grauer Farbe. Beim Trocknen schwindet er bis auf $^1/_8$ oder $^1/_{11}$ seines ursprünglichen Raumes und wird dabei so hart wie Horn. Läßt man ihn lange Zeit in Wasser liegen, so nimmt er wieder seinen früheren Raum ein, indem er langsam quillt. Zieht man zerpulverten, trocknen Lebertorf mit absolutem Alkohole aus, so färbt sich die Flüssigkeit grünlichgelb und fluoresciert blutrot, wenn man mit einer Sammellinse einen Kegel von Sonnenstrahlen einfallen läßt. Der Lebertorf ist hauptsächlich aus Algen gebildet. v. Fischer-Benzon hat ihn im Hechtmoore in Angeln, in dem Moore bei Großen-Bornholt und in dem Schieferthone von Kuden und von Helgoland festgestellt. Er vermutet, daß man den Lebertorf, der hier „braune Leber" genannt wird, in der Provinz häufiger finden dürfte.

Im Anschluß hieran wird der Dopplerit besprochen, ein schwarzes, pechglänzendes Mineral, das aus Ulminaten und unorganischen Salzen

besteht und sich zuweilen in Spalten am Grunde der Moore findet, z. B. in dem Gjenner-Moore östlich von der Chaussee, die von Apenrade nach Hadersleben führt.

Betrachtet man die Torfmoore als Ganzes, so lassen sich nach v. Fischer-Benzon vier Arten unterscheiden. 1) Die Röhrichtmoore bestehen überwiegend aus Darg. Sie finden sich namentlich in der Nähe der Nordsee von Jütland bis Holland in großer Ausdehnung und oft von Marschklei bedeckt oder mit ihm durchschichtet. 2) Die Rosenmoore, Sumpf- oder Grünlandsmoore sind Moore, die mit Wiesen bewachsen sind und sich in unseren Niederungen oft in meilenweiter Ausdehnung finden. Für die Kultivierung sind sie besonders geeignet; auch liefern sie zuweilen einen ganz besonders geschätzten, schwarzen und sehr dichten Brenntorf, wie das große Rasenmoor im Quellgebiete der Brönsau im nordwestlichen Schleswig. Sie bestehen hauptsächlich aus Rasentorf, doch enthalten sie in ihren oberen Lagen oft auch zahlreiche Eichenstämme. 3) die Hochmoore oder Torfmoosmoore bestehen zum größeren Teile aus Torfmoos (Sphagnum), ihre Gestalt ist die eines flachgewölbten Schildes, sie sind ungefähr in der Mitte am mächtigsten. Moore, die ganz allein aus Moostorf bestehen, giebt es jedoch bei uns nicht; v. Fischer-Benzon vermochte noch immer an ihrem Grunde eine, wenn auch noch so schwache Schicht von Rasentorf nachzuweisen. 4) Das Waldmoor ist ein solches, das in einem waldigen Gebiete entstanden ist und daher zahlreiche Einschlüsse von Bäumen enthält. Das vorhin ausgeführte Bild der Hochmoore unserer Provinz zeigt, daß auch sie bis zu einem gewissen Grade Waldmoore sind.

Am Schlusse dieses Teiles wird noch die Mächtigkeit unserer Moore erörtert. Sie erreicht den größten Wert in den Rasenmooren z. B. bei Sehestedt über 20 m; doch sind die meisten Moore weitaus schwächer. Daran knüpft sich die Frage nach dem Wachstum der Moore. Daß dieses nur so zu verstehen ist, daß der Torf nicht an sich wächst, sondern nur durch die Ablagerung neuer Pflanzenreste, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nach v. Fischer-Benzon wachsen unsere Rasenmoore noch in der Gegenwart fort, unsere Hochmoore thun es dagegen nicht mehr. Werden sie abgetragen, so ist ihre Ergänzung so gering, daß sie wirtschaftlich gleich Null zu betrachten ist.

Ein besonderes Kapitel widmet v. Fischer-Benzon den Pflanzen- und Tierresten der Moore. In diesem wichtigen Kapitel geht er weit über den engen Rahmen unserer Provinz hinaus und berücksichtigt auch die Funde in den Mooren von Preußen, Mecklenburg, Hannover, Ostfriesland, Holland, Jütland, Seeland, Schweden und Norwegen. Alle

Pflanzenfunde sind in einer sehr zweckmäßig eingerichteten Tabelle zusammengestellt, die nicht nur ein Gesamtbild der bisher bekannt gewordenen Flora der Torfmoore giebt, sondern auch gleichzeitig erkennen läßt, wie sich die Vegetation in den einzelnen Mooren selbst gestaltet, und aus was für Teilen die Bestimmung erfolgt ist. Die Tabelle enthält 83 Arten. Im Anschlusse daran wird das Auftreten und die Verbreitung einiger besonders interessanter Pflanzen ausführlich besprochen, so der Nymphäaceen, der Linde, des Ahorns, der Süßkirsche, des Hornblattes, der gemeinen Heide, der Esche, Ulme, Eiche, Hasel, Hainbuche, Birke, Erle, des Sumpfgagels, der Weiden, der Zitterpapel, einiger Monokotyledonen (des Laichkrautes, Vollgrases, der Rasensimse, des Schilfrohres), der Kiefer und der Fichte.

Weiterhin werden die bis dahin aus den Mooren unserer Provinz bekannt gewordenen Tierreste zusammengestellt. Es sind solche vom Wolf, Fuchs, Biber, Wildschwein, Elch, Renntier, Edelhirsch, Reh, Auerochs, Furchenwal, von der Sumpfschildkröte, dem Flußbarsch, Hecht und Karpfen.

Der Schluß dieses hochinteressanten Kapitels beschäftigt sich mit der vertikalen Verbreitung der Pflanzen in den Mooren oder — was ungefähr dasselbe sagt — mit der Entwickelungsgeschichte, die die Pflanzenwelt in den aufeinander folgenden Schichten unserer Moore erkennen läßt.

Der Ursprung der Moore reicht bis zum Schluß der ersten und stärksten Eisbedeckung unseres Landes zurück. Auf der blauen Grundmoräne, die diese hinterlassen hat, siedelten sich zuerst Zitterpappeln und Birken an und mit ihnen zugleich an geeigneten Stellen zahlreiche Sumpf- und Wasserpflanzen. v. Fischer-Benzon nennt diese Periode mit Steenstrup die der Zitterpappel. Als kennzeichnender Vertreter der Tierwelt erscheint in ihr das Renntier.

Es folgt die Periode der Kiefer, die allmählich der herrschende Waldbaum wurde, im Westen unserer Provinz, der sich damals weit über das Gebiet des heutigen Wattenmeeres hinaus erstreckte, auch von der Fichte begleitet. In beider Gesellschaft tritt das gemeine Heidekraut auf. Während derselben Zeit dehnten sich in manchen Gegenden der heutigen Marschen ungeheure Rohrfelder aus. Das Renntier war verschwunden; Elch, Auerochse, Edelhirsch, Reh und Eichhörnchen bevölkerten die Wälder, Sumpfschilfkröten und Biber die Gewässer.

Gegen den Schluß der zweiten Periode erfolgte eine Überschüttung vieler Moore z. B. der von Beldorf, Großen-Bornholt, Hohenhörn, Dückerswisch, Lauenburg, Schulau, Ellerbeck und Landwehr, teils durch die obere Moräne, teils durch Geschiebesand und seine Äquivalente.

Andre Moore scheinen ohne verschüttet worden zu sein, in der nächsten Periode weiter gewachsen zu sein. Dies erklärt sich nach dem Verfasser daraus, daß das zweite Vorrücken des Inlandeises nicht so geschlossen wie das erste Mal stattfand. „Es scheinen sich nur Eiszungen von größerer oder geringerer Breite nach Westen hin erstreckt zu haben, so daß größere Flächenräume eisfrei bleiben.“ Um die gleiche Zeit muß die große Senkung der Westküste erfolgt sein, was daraus hervorgeht, daß die untergetauchten Moore der Watten dieselbe Zusammensetzung zeigen wie die erwähnten verschütteten Moore.

v. Fischer-Benzon hält es nicht für unmöglich, daß das Hereinbrechen des zweiten Inlandeises stattfand, als bereits stellenweise ein Wechsel in der Vegetation unseres Landes eingetreten war, der die Eiche an der Stelle der Kiefer zur Herrschaft brachte, und die nach der Eiche benannte dritte Periode einleitete. Andererseits scheint sich die Kiefer auf einzelnen Inseln des Kattegats bis in die historische Zeit erhalten zu haben, als sie in unserer Provinz ebenso wie in Jütland, längst ausgestorben war.

Der Eichenperiode folgte als vierte die der Buche. Der Beginn der Einwanderung dieses Baumes, der gegenwärtig noch in unserem Lande als der herrschende betrachtet werden muß, mag zwei bis drei Jahrtausende zurückreichen, wenn man die Stärke der buchenhaltigen Torfschicht berücksichtigt, wie sie z. B. im Esinger Moore vorhanden ist.

Der Nachweis, daß sich bei uns in der Entwickelungsgeschichte der Vegetation die Perioden der Zitterpappel, der Kiefer, der Eiche und der Buche erkennen lassen, bestätigt die Beobachtungen, die man in Norwegen und in Dänemark gemacht hat. Die ersten beiden Perioden fallen in die Interglacialzeit, die letzten beiden in die Zeit des Alluviums.

Nachträglich hat noch Professor Nathorst aus Stockholm festgestellt, daß auch zu einer gewissen Zeit in unserer Provinz arktische Pflanzen unter Verhältnissen gewachsen sind, die auf ein arktisches Klima hinweisen.*) Nathorst zog aus einem Süßwasserthone im Nord-Ostseekanale bei Projensdorf Reste der Polarweide, der Silberwurz (Dryas octopetala) und der Zwergbirke. Die zuletzt genannte war allerdings schon vorher in dem Torflager bei Beldorf gefunden. Die Polarweide wächst ausschließlich im hohen Norden. Die anderen beiden sind ebenda sehr gemein, sie finden sich aber auch in Deutschland hier und da in der alpinen Region der Gebirge, die Zwergbircke außerdem noch auf einzelnen Mooren Ostpreußens.

*) A. G. Nathorst, Den arktiska florans forna utbredming i länderna öster och söder om Östersjön. Stockholm 1891.

Wir haben hiermit nur erst eine Seite aus dem Buche kennen gelernt, mit dem wir vorhin die Moore verglichen, nämlich die, die uns die frühere Natur unseres Landes und ihre Geschichte vor Augen führt. Auch die anderen Seiten, die uns von dem Menschen der Vorzeit, seinen Haustieren, seinen Waffen, Geräten und Gewohnheiten in unserem Lande berichten, bieten einen reichen und unterhaltenden Wissensstoff. Wir hoffen, daß seine zusammenhängende Bearbeitung bald von kundiger Seite in ebenso gründlicher und umfassenden Weise erfolgen werde, wie die der Pflanzen- und Tierwelt; wir hoffen aber auch, daß diese Zeilen weiteren Kreisen die Anregung geben mögen, auf alle Funde in unseren Torflagern zu achten, sie mögen noch so geringfügig erscheinen, und dafür zu sorgen, daß sie nicht verzettelt, sondern sorgfältig aufbewahrt werden.

Für Freunde der Schmetterlingskunde.

Von Rentner H. T. Peters in Kiel, Gerhardstr. 32.

Die Erlangung von Raupen verschiedener Nachtfalter aus eingesammelten blühenden Weidenkätzchen wurde bereits im vorigen Jahrgang der „Heimat“ von anderer Seite besprochen.

Obgleich die Zucht der Schmetterlinge aus ihren Raupen gewiß viel lehrreicher und interessanter ist als der bloße Fang, auch reinere Exemplare erzielt werden, sollte doch kein Sammler diesen Fang versäumen, zu welchem die blühenden Weiden für alle Nachtfalter, die so früh im Jahre schon fliegen, die passendste Gelegenheit bieten.

Neben der Zucht aus der Raupe empfiehlt sich der Fang der Falter umsomehr, als es wahrscheinlich ist, daß nicht alle zur Zeit der Weidenblüte fliegenden Arten ihre Eier an Weidenkätzchen absetzen, und abgesehen davon, daß die Aufzucht der kleinen Raupchen nicht immer gelingt, manche Art die Weidenblüten nur der Nahrung wegen besuchen dürften.

Sowie die Weiden, besonders die Saalweide (Salix caprea L.) und die graue Weide (S. cinerea L.) blühen, kann an windstillen, milden Abenden der Fang beginnen und ist ergiebig vom Eintritt der tieferen Dämmerung bis etwa gegen zehn Uhr. Man versehe sich zu diesem Zweck mit einem weitmündigen, gut verkorkten Sammelglase, in welchem ein mit Chloroform getränktes Schwämmchen liegt, welches wieder von einem Stück glatten Papiers bedeckt sein muß, damit die gefangenen Falter nicht mit dem rauhen Schwamm in Berührung kommen und sich beschädigen, bevor die Chloroformdämpfe sie töten. Eine Laterne ist um so notwendiger, je tiefer die Dunkelheit ist, und in diesem Fall ist eine

zweite Person zum Leuchten nötig, auch hat man sich mit einen Regenschirm zu versehen.

Man wählt am besten vereinzelt stehende Weiden, weil sich hier alle Nachtfalter der näheren Umgebung sammeln, während sie sich, wo sehr viele Weiden vorhanden sind, mehr zerstreuen, wodurch die Jagd erschwert wird.

Sind die Weiden niedrig, so kann man in vielen Fällen die Schmetterlinge unmittelbar in das dicht unter sie gehaltene Glas bringen. Bei höheren Sträuchern schüttelt man die Zweige über dem möglichst dicht darunter gehaltenen gespannten Schirm, wobei man die Erschütterung der andern Zweige vorsichtig zu vermeiden sucht.

Wer diese Methode nicht kennt, wird glauben, daß die in der Dämmerung sonst so flüchtigen Eulen bei einer solchen Störung sofort das Weite suchen, doch ist dies keineswegs der Fall, vorausgesetzt, daß die Fallhöhe bis in den Schirm keine zu große ist.

Die herabgeschüttelten Eulen sitzen lange bewegungslos und sind mit Leichtigkeit aus dem Schirm in das Sammelglas zu bringen. Es scheint, als ob die niedrige Temperatur zu so früher Jahreszeit bei den Eulen das Flugvermögen, oder doch die Lust zum Fliegen beeinträchtige, oder auch der reichliche Genuß des Blütensaftes der Weiden betäubend auf sie wirke. Manche der so früh fliegenden Falter entwickeln sich bereits im vorhergehenden Herbst und durchwintern unter abgestorbener Baumrinde, abgefallenem Laub und in hohlen Bäumen, oft auch in Gebäuden.

Von den Eulenarten, die ich auf die beschriebene Weise fing, sind mir folgende erinnerlich: Brotolomia meticulosa (L.) Ld., Calocampa exoleta (L.) Stph., Taeniocampa gothica (L.) Gn., T. munda (V.), T. populeti (F.), T. stabilis (V.), T. gracilis (V.), T. incerta (Hfn.), (T. instabilis Tr.), Pachnobia rubricosa (V.) Gn., Sora leucographa V., Scoliopteryx libatrix (L.) Grm., Cerastes vaccini (L.) Tr., Scropelosoma satellitia (L.) Crt., Amphipyra tragopogonis (L.) Tr.

Neben den Eulen finden sich auch einzelne Spanner und Kleinschmetterlinge ein, doch sind diese weit flüchtiger als die ersten und müssen daher mit dem Schmetterlingsnetz, das bei dieser Jagd überhaupt nie fehlen sollte, gefangen werden.

Zieht man das so sehr örtliche Vorkommen mancher Schmetterlinge in Betracht, so ist es, da ich nur in der Umgegend der Stadt Schleswig an Weiden sammelte, sehr wahrscheinlich, daß mit Vorstehendem das auf diese Weise Erreichbare bei weitem nicht erschöpft ist und an anderen

Orten unserer Heimat noch manche andere Arten an Weidenblüten zu fangen sind.

Das in den Herzogtümern so vereinzelte Vorkommen mancher Schmetterlinge, die man zum Teil als südlicheren Gegenden angehörig zu bezeichnen gewohnt ist, und deren Auffindung bei uns, selbst nahe unserer Nordgrenze, nicht allgemein bekannt sein dürfte, veranlaßt mich, hier eine Übersicht dieser Arten zu geben, soweit es mir gelang, dieselben in den Elbherzogtümern aufzufinden, wünschend, daß auch die Angabe der Fundorte u. s. w. den Sammlern nicht nur von Interesse, sondern auch in ihren Bestrebungen von Nutzen sein möge. Die Bestimmung geschah nach dem Werk von Heinemann: „Die Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz." In den Fällen, wo mir die Echtheit der Art zweifelhaft blieb, ist dies durch ein beigefügtes ? angedeutet. Wo zwei Autorenamen angegeben, bezieht sich der eingeklammerte auf die Aufstellung der Art.

1. Tagfalter.

Coenonympha Iphis (V.) H. — Eutin, einzeln auf dem sogenannten Sandfelde.

» Arcania (L.) — Pöschendorf bei Schenefeld, Bergedorf, an sandigen, sonnigen Orten nahe dem Bergedorfer Holze.

Pararga Egeria (L.) H. — Reinbeck, auf Sandboden in Gebüschen an lichten, grasigen Stellen.

Satyrus Statilinus (Hfn.) Ltr. — Sande bei Bergedorf, an sterilen sandigen, sonnigen Orten.

Apatura Iris (L.) F. — Schleswig, die Raupe im Pöler Holz nahe dem Kolonnenwege, bis Ende Mai auf der Saalweide und der grauen Weide. Schmetterling nie auf Blumen, sondern an Exkrementen, in feuchten Wagengeleisen und an schadhaften Laubholzstämmen, besonders an Eichen und Weiden, da, wo Saftfluß stattfindet.

Limenitis Sibylla (L.) F. — Schleswig, im Tiergarten, in der Nähe der Stampfmühle und im Pöler Holz. Raupe bis Mitte Juni auf dem Geißblatt (Lonicera Periclymenum L.), aber nur da, wo dieses an schattigen Stellen am Waldboden rankt. Der Schmetterling befliegt gern die Blüten der Brombeeren.

» populi (L.) F. — Friedrichsruh im Sachsenwalde, Bargstedt bei Nortorf. Das kleine Räupchen durchwintert in einem an einem Ende offenen Cocon an den Spitzen der Zweige der Espe oder Zitterpappel (Populus tremula L.).

Argynnis Niobe F. — Eutin, Friedrichsruh.

» Ino (Rtb.) F. — Gut Schönweide bei Plön in Erlenbrüchen und auf Moorwiesen.

» Arsilache (Schn.) — Eutin, auf Wiesen am Bettiner Holz.

Melitaea Aurinia Rtb. (M. Artemis O.) — Schleswig, auf den Moorwiesen südlich des Klensbyer Holzes. Raupe gesellig unter gemeinschaftlichem Gespinst auf der Wiesenskabiose (Succisa pratensis Mnch.)

Vanessa C-album L. — Schleswig, im Garten der Irrenanstalt 1858 ein frisches Exemplar gefangen, später dort nie wieder gefunden.

» Prorsa L., Levana L. — Beide Formen (Sommer- und Wintergeneration) sollen nach sehr verläßlicher Mitteilung mehrfach im Sachsenwalde gefunden sein. Ich selbst fand sie dort nicht.

Polyommatus Arion (L.) Ltr. (Lycaena Arion L.) — Zwischen Bergedorf und Reinbeck.

» Alexis Rtb. (P. Agestis V.) — Eutin, auf dem Sandfelde.

» virgaureae L. — Bargstedt bei Nortorf, auf Wiesen und im Moor südlich vom Dorfe.

» Alciphron Rtb. (Hipponoe Esp.) — Bergedorf, am Holze beim Hotel Bellevue, Schleswig, am Reitsee?

Thecla ilicis (Bk.) F. — Schleswig, am Kolonnenwege im Pöler Holz, jedoch sehr selten.

» Quercus (L.) — Hamburg, im Niendrfer Holz an Eichen, Schleswig, Idstedter Holz.

Papilio Podalyrius L. — Flensburg, aus einer in der Gegend der Marienhölzung auf Schwarzdorn (Prunus spinosa L.) gefundenen Raupe gezogen. Der Schmetterling soll neuerdings auch bei Schleswig gefangen sein.

Leucophasia sinapis (L.) Stph. — Eutin, auf dem Sandfelde bei den Kasseedorfer Tannen.

Colias Edusa L. — Kiel, flog im August 1890 auf dem Mühlenwege, nahe der Eckernförder Chaussee. Schleswig, Wiese am Polierteich. Boberg bei Bergedorf, am Fuß der dortigen sandigen Höhen. Soll ebenfalls stellenweise in der Wilstermarsch fliegen, wo auch in den vierziger Jahren eine sehr auffallende Varietät von Gonopteryx rhamni mit purpurrot überlaufener Oberseite der Vorderflügel mehrfach gefangen wurde.

2. Schwärmer oder Dämmerungsfalter.

Sesia tipuliformis L. — Schleswig, am Lürschauer Wege auf Brombeer-

blättern sitzend oder im hellen Sonnenschein die Sträucher umschwärmend.

Sesia hylaeformis (Lsp.) L. — Kiel, Raupe in Brombeerranken minierend.

» philantiformis (Lsp.) L. — Schleswig, beim Gute Falkenberg in der Nähe von Brombeeren.

» apiformis L. — Eimsbüttel bei Hamburg, im Anfang der vierziger Jahre. Raupe in, Schmetterling an den Stämmen der Kanadischen Pappel.

Sphinx nerii L. — Klein-Flottbeck bei Altona. Im J. Booth'schen Garten wurden im Sommer 1847 mehrere Raupen auf einer zu den Asclepiadeen gehörenden Staude gefunden. Die Schmetterlinge erschienen sämtlich noch im Herbst desselben Jahres. Die eigentliche Nährpflanze der Raupe ist der Oleander (Nerium Oleander), doch ist sie bei Dresden im Lösnitzgrund auch auf glattblättrigen Weiden gefunden werden.

» convolvuli L. — Schleswig. Das Erscheinen des Schmetterlings ist bei uns sehr periodisch. Im Jahre 1868 flog er im September abends an Blumen der Petunien und Verbenen.

» pinastri L. — Bahrenfeld bei Altona. Im Park des Gutes Schönweide bei Plön fand ich drei Raupen auf einer Fichte. In den Bahrenfelder Tannen wird zwar die Puppe nicht selten im Frühling nahe den Stämmen unter Moos gefunden, doch ist mir außer den angegebenen kein weiterer Fundort in den Herzogtümern bekannt.

» Celerio L. — Schleswig. Ende August 1868 wurde von mir ein ganz reines Exemplar im Garten der Irrenanstalt auf blühenden Verbenen gefangen, ein anderes in späteren Jahren in Flensburg aus einer dort im Felde bei der Marienhölzung gefundenen Raupe gezogen. Es ist also, wie allgemein angenommen wird, der Weinstock nicht die alleinige Nährpflanze der Raupe.

» Galii L. — Hamburg, Eutin, Gut Schönweide bei Plön und Schleswig, hier aber sehr selten. Raupe auf Gallium Mollugo L., die ganz jungen Räupchen in den Blütenrispen der Pflanze zu suchen.

» euphorbiae L. — Eutin. Im Jahre 1847 wurde nur eine einzige Raupe in einem Stadtgarten auf der gemeinen Wolfsmilch (Euphorbia Peplus L.) gefunden.

Acherontia Atropus (L.) O. — Im Jahre 1847 bei Eutin auf einem

Kartoffelfelde häufig, später dort nach wie vor sehr selten. Bei Schleswig fanden sich im August 1868 mehrere Raupen, und im Oktober desselben Jahres wurde der Schmetterling spät abends an Petunien gefangen. Hier in Kiel wurde mir im August vorigen Jahres von Herrn Hauptlehrer Dannmeier eine Raupe geschenkt, die nahe der Vereinigung der Schauenburgerstraße mit dem Knooperweg auf einem Kartoffelstück gefunden wurde. Sie verpuppte sich bald, kam aber im Herbst nicht zur Entwicklung. Ich halte alle im Herbst auskommenden Totenkopfschwärmer bezüglich der Fortpflanzung für verloren, und da die Herbstentwicklung in der Regel stattfindet, diesen Umstand, wenn auch nicht für die alleinige, so doch für die Hauptursache der Seltenheit des Tieres. Da nun anzunehmen ist, daß im vorigen Sommer mehrere Raupen derselben Brut vorhanden waren und gleich wie die gefundene im Puppenstande durchwinterten, so steht zu erwarten, daß in diesem Sommer sich zahlreichere Nachkommenschaft finde.

Smerinthus tiliae (L.) Ltr. — Kiel, im Juli und August auf Linden nnd Ulmen. Obgleich hier wie bei Hamburg gerade nicht selten, scheint die Art doch anderen Gegenden unserer Heimat ganz zu fehlen.

3. Nachtfalter.

A. Spinner.

Zeuzera aesculi (L.) Ltr. — Klein-Flottbek bei Altona, — Eutin. Raupe in den Stämmen der Esche minierend.

Endromis versicolora (L.) O. — Flensburg. Es wurde daselbst ein Pärchen aus dort gefundenen Raupen gezogen.

Gastropacha pruni (L.) O. — Niendorf und Flottbek bei Altona.

» pini (L.) O. — Eutin, in den Kasseedorfer Tannen. Obgleich südlich der Elbe für Nadelholzbestände oft schädlich, ist doch die Art in den Herzogtümern selten. Die im halbwüchsigen Zustande durchwinternde Raupe findet man im ersten Frühling nahe den Stämmen der Kiefern und Fichten im Winterquartier unter Moos.

» trifolii V. (medicaginis O.) — Schleswig, auf der Heide beim Dorfe Behrend und südlich der Schlei in den Hüttener Bergen.

» castrensis (L.) O. — Schleswig, am Idstedter Holz und beim Dorfe Behrend. Raupe auf Heide.

Harpyia furcula (L.) O. — Schleswig, Raupe im Tiergarten auf Rotbuchen.

Stauropus fagi (L.) — Gut Krummendieck bei Itzehoe, Raupe auf Ahorn (Acer platanoides L.) Kiel, im Düvelsbecker Gehölz, Raupe am südlichen Rande auf Rotbuchen.

Hybocampa Milhauserii (F.) Ld. — Hamburg am Wege nach Niendorf. Sehr selten, Raupe auf Eichen?

Ocneria dispar (L.) Hb. — Hamburg, in manchen Jahren durch ihr massenhaftes Auftreten in Obstgärten lästig werdend, ist die Art weiter nördlich doch selten und scheint vielen Gegenden ganz zu fehlen, wurde indes in den siebziger Jahren bei Schleswig und Flensburg gefunden. Wahrscheinlich wurden die an den Stämmen der Obstbäume abgesetzten und hier durchwinternden Eier mit Baumsendungen aus dem Süden dorthin verschleppt. Die Schwerfälligkeit des Weibchens scheint die Verbreitung der Art zu beschränken.

Arctia mendica (L.) Echr. — Bergedorf. Sehr selten, von mir nur einmal als Raupe gefunden und gezogen.

» purpurea (L.) — Friedrichsruh im Sachsenwalde. Raupe auf glattblättrigen Weiden.

» Hebe (L.) — Eutin, auf dem Sandfelde, Raupe am Feldbeifuß (Artemisia campestris).

» Russula (L.) — Schleswig, auf heidigen Waldblößen im Idstedter Holze, auch in der Umgegend bei Itzehoe.

» plantaginis (L.) — Schleswig. Im Idstedter Holze an dessen südlichem Rand.

» Jacobaea (L.) — Schleswig nördlich vom Reußteich.

Nola rosea (F.) Sch. — Schleswig, im Idstedter Holz im August zwischen dem Laub der Eichen.

Calimorpha Dominula (L.) Ltr. — Eutin, im Bettiner Holz. Schleswig am Neuwerk, wahrscheinlich Nachkommen der früher von mir aus der sächsischen Schweiz bezogenen und am Neuwerk ausgesetzten Raupen.

Brephos nota (Esp.) O. — Schleswig. Im März 1874 wurde zwischen den Dörfern Alt- und Neu-Behrend ein Schmetterling, der an einem sonnenhellen Tage flog, gefangen.

B. Eulen.

Acronicta alni (L.) O. — Flensburg, nahe dem alten Kirchhof eine Raupe dieses allenthalben seltenen Schmetterlings gefunden. Sie lebt vorzugsweise auf Birken.

Aplecta occulta (L.) Bd. — Othmarschen bei Altona, der Schmetterling an Eichstämmen.

Cucullia argentea (Hfn.) Schr. (artemisiae V.) — Sande bei Bergedorf. Eutin, auf dem Sandfelde. Raupe in den Blütenrispen des gemeinen und des Feldbeifußes (Artemisia vulgaris und A. campestris).

Luceria virens (L.) — Bergedorf, nahe dem Bergedorfer Holze.

Catocala promissa (V.) Schr. — Schleswig, die Raupe bis Mitte Juni im Poeler Gehölz an Eichenstämmen zwischen den weißlichen Flechten sitzend, diesen in Färbung ähnlich und daher leicht zu übersehen.

» Sponsa (L.) — Fundort der vorigen, Raupe auf Rotbuchen.

» fraxini (L.) — Schleswig auf dem Stadtfelde, jetzt aber dort nach Entfernung der Pappeln wohl verschwunden.

» Paeta (L.) — Neumünster. Vielleicht der einzige Fundort dieser Art in den Herzogtümern. Raupen an den Stämmen der Kopfweiden bis Mitte Juni.

Noch recht viele Eulenarten, die für die Elbherzogtümer mit vollem Recht als Seltenheiten gelten, verdienen hier Erwähnung. Ich lasse diese hier folgen, mit dem Bemerken, daß alle ohne Ausnahme in den Jahren von 1857 bis 1870 in der Umgegend Schleswigs von mir gefunden sind.

Der Kürze wegen unterblieb die genauere Angabe der Fundorte u. s. w. Auf diesbezügliche Anfragen bin ich indes gern zu näherer Auskunft bereit.

Thyatyra derasa (L.) D.
» batis (L.) D.
Moma Orion (Esp.) Hb.
Acronicta Cuspis (Hb.) O.?
» auricoma (V.)
» menyanthidis (Hb.)
» ligustri (V.)
Hadena leucostigma (Hb.) Tr.
» hepatica (V.)
» Haworthi (Crt.)?
» lithoxylea (V.)
» Ypsilon (V.)
Aplecta herbida (V.) Bd.
Cleoceris viminalis (F.) Bd.
Mamestra bicolorata (Hfn.) Tr. (M. serena Tr.)
» genistae (Bk.)
» albicolon (Hb.)
» tincta (Bk.)
Neuronia cespitis (V.) Hb.
Dipterygia pinastri (L.) Stph.
Dichonia aprilina (L.) Hb.
Xylocampa litorhiza (Bk.) Gn.
Gramesia trigrammica (Hfn.) Stph.
Asteroscopus Sphinx (Hfn.) Bd. (A. cassinia Tr.)
Orthosia lota (L.) Tr.
Sora leucographa V.

Plastenis subtusa (V.) Bd.
Hydroecia micacea (Esp.) Gn.
» purpurea (Esp.)
» umbra (Hfn.) (H. marginata Tr.)
Xanthia citrago (L.) Tr.
» togata (Esp.) (X. Silago Tr.)
» fulvago (L.) (X. cerago Tr.)
Amphipyra pyramidea (L.) Tr.
Agrotis fimbria (L.) Tr.
» ianthina (V.)

Agrotis neglecta (Hb.) (A. cerasina H. S.)
» umbrosa (Hb.)
» rubi. (A. bella Tr., A. quadratum Hb.)
» vestiva (V.) (A. conger Hb.)
» vestigalis (Hfn.) (A. valligera Tr.)
Habrostola triplasia (L.) Sod.
Aventia flexula (V.) Dp. (A. flexularia Tr.)

C. Spanner.

Eugonia quercinaria (Hfn.) Hb. (E. Erosaria Tr.) — Schleswig, im Idstedter Holz.

Pericallia siringaria (L.) Stph. — Schleswig, in den Gärten der Irrenanstalt.

Silenia illustraria (Tr.) Hb. (S. tetralunaria Hfn.) — Schleswig, am Langsee in Erlenbrüchen.

Angeronia prunaria (L.) Dp. — Schleswig, im Juli am Idstedter Holz.

Abraxas ulmaria (F.) Lch. — Kiel, doch seit den fünfziger Jahren hier nicht wieder gefunden.

Amphidasis zonaria (V.) Tr. — Schleswig, beim Dorfe Jagel und bei Helbek.
» hirtaria (L.) (A. congeneraria H.) — Schleswig, im Garten der Irrenanstalt.

Rhyparia melanaria Ld. — Eutin. Obgleich gewöhnlich recht selten, zeigte sich doch der Schmetterling in einem Sommer der vierziger Jahre an allen Hecken und Zäunen massenhaft.

Larentia hastata (L.) Tr. — Im Garten des Gutes Krummendieck bei Itzehoe.
" tristata (L.) — Fundort des vorigen.
" reticulata (V.) — Schleswig, in Erlenbrüchen des Poeler Holzes, doch sehr selten.

Geometra cherophyllata (L.) — Apenrade, auf Wiesen, fliegt bei Tage. Weiter südlich scheint der Schmetterling in deu Herzogtümern ganz zu fehlen.

Da unsere Heimat so reich an Spannern ist und ich allein bei

Schleswig 145 Arten fand, ließe sich die Anzahl der seltneren noch bedeutend vermehren; doch möge hier das Obige genügen.

Ich bemerke noch, daß mein Beobachtungsgebiet bei Schleswig sich auf ungefähr eine Meile Entfernung rings um die Stadt erstreckte.

Es fanden sich hier: Tagschmetterlinge 48, Dämmerungsfalter 20, Spinner 66 und Eulen 158 Arten, mit den bereits erwähnten 145 Spannern im ganzen also 437 Schmetterlingsarten, mit Ausschluß der Kleinschmetterlinge, also der Zünsler oder Lichtmotten, der Wickler und der eigentlichen Motten oder Schaben.

Mitteilungen.

Eine für unsere Provinz neue Pflanze. Für den Botaniker hat es stets einen besonderen Reiz, das Vorkommen seltener Pflanzen hier oder dort nachzuweisen. Findet man eine seltene Pflanze an einem Ort, welcher fernab von allem Verkehr liegt, so darf man sich weniger wundern, daß ihr Standort bis dahin nicht bekannt geworden war; überraschen aber muß es, wenn an einem Verkehrswege, den jährlich wohl Tausende von Fußgängern — und darunter gelegentlich doch gewiß auch passionierte Botaniker — begehen, eine Pflanze gefunden wird, die in der ganzen Provinz bisher nicht gefunden wurde und deren Vorkommen daselbst namhafte Botaniker (Garcke, Flora von Nord- und Mitteldeutschland) bestreiten. Gelegentlich einer am Himmelfahrtstage unternommenen botanischen Exkursion hatte ich das Vergnügen, hart am Fußwege, welcher von der Rastorfer Papiermühle nach Rastorf durch's Gehölz führt, in der Nähe der am Wege stehenden Ruhebank, eine meines Wissens für unsere Provinz bisher nicht nachgewiesene, jedenfalls seltene Pflanze, und zwar Carex ornithopoda Willd., gesellig wachsend, aufzufinden. Bezüglich der Richtigkeit der Bestimmung ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Kennzeichen der Pflanze sind so deutlich vorhanden, daß eine Verwechselung mit der ähnlichen, aber größeren C. digitata L. nicht möglich ist. Ich habe nur wenige Pflanzen vom Standorte entnommen und ist die Pflanze in Herbarexemplaren, soweit der Vorrat reicht, von mir zu haben. Sowohl Prahl's Flora von Schleswig-Holstein, wie Knuth's Flora führen diese Carex-Art nicht mit auf und ich darf daher wohl mit Recht annehmen, daß den beiden Autoren ebenfalls das Vorhandensein dieser interessanten Art nicht bekannt gewesen ist. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in den zehn Jahren, während welcher ich der Flora in der Umgebung meiner Vaterstadt Kiel meine Aufmerksamkeit widmete, den Standort mancher seltenen Pflanze kennen gelernt habe und mit der Absicht umgehe, über meine botanischen Ausflüge in einem Sonderwerk demnächst weitere Mitteilungen zu machen.

Kiel, Wilhelminenstr. 51. Heinrich Hein.

Anfrage.

In Büchen (Kreis H. Lauenburg) lebt im Volksmunde folgende Sage: An der Landstraße von Büchen nach Wittenburg (aber noch auf der Büchener Feldmark) lag bis vor kurzer Zeit ein ziemlich hoher Berg. Hier wohnte „Knickerbeen". Ein Mädchen begab sich einst in mitternächtlicher Stunde zu dem Berg und rief dreimal: „Knickerbeen, kumm rut!" Es sollte dafür von ihrem Bräutigam einen roten „Fresenrock" erhalten. Bei dem letzten Ruf bricht plötzlich ein feuriges Rad aus der Spitze des Berges hervor. Das von demselben verfolgte Mädchen erreicht zwar noch glücklich das erste Haus des Dorfes, sinkt aber bald darauf tot nieder. An der Hausthür sah man noch lange Brandmale des Rades. — Kommt die Sage in der Provinz Schleswig-Holstein noch häufiger vor? Unter welchem Namen erscheint — wenn es der Fall sein sollte — „Knickerbeen"? Joh. Meyer, der eine ähnliche Geschichte aus dem Giersfeld berichtet, hat statt „Knickerbeen" den Namen „Alke". Im Lauenburgischen nennt man auch einen Schnaps, der aus einem Eidotter mit Likör besteht, „Knickerbeen".

Giebt es eine Erklärung für das Wort? Sollte ferner bei dem feurigen Rade wohl an die Johannisfeuer und die bei diesen noch jetzt in Süddeutschland bestehende Sitte, brennende Räder oder Holzscheiben von Bergen hernieder rollen zu lassen, gedacht werden dürfen?

Lauenburg a. d. E. Sager.

Bücherschau.

J. Rohweder, Blütendiagramme nebst Längsschnittbildern von ausgewählten einheimischen Blütenpflanzen als Vertretern der Hauptabteilungen des natürlichen und des Linnéischen Pflanzensystems zur Einführung in das Verständnis des Blütenbaues und als Muster für das Diagramm-Zeichnen. 16 S. Text und 24 lithogr. Tafeln, 4°, in Mappe. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1893. Ladenpreis 6 M.

Der Versuch des Verfassers, den Unterricht in der Botanik durch Zeichnen von Blütendiagrammen zu beleben, kann nur mit Freude begrüßt werden. Das von ihm für die Tafeln gewählte Format ist zweckmäßig, denn die Figuren sind groß genug, um auch das kleinste Detail deutlich erkennen zu lassen, aber sie sind zu klein, um von der Wandtafel aus von den Schülern genau gesehen werden zu können, zwingen also den Lehrer, die Diagramme, die er mit den Schülern durchnehmen will, selbst an die Tafel zu zeichnen. Die Auswahl und Aus-

führung der Figuren ist vortrefflich, doch vermissen wir ungern Repräsentanten der Euphorbiaceen, der Polygonaceen und unserer Waldbäume.

Das Blütendiagramm hält die Mitte zwischen den beiden Darstellungen, die beim technischen Zeichnen Schnitt oder Durchschnitt und Grundriß genannt werden: es verlegt die Durchschnitte durch die einzelnen Blütenteile in eine einzige Ebene. Dadurch gestattet es aber Zahl und Anordnung dieser Teile mit einem einzigen Blick zu übersehen und bietet dadurch für die Auffassung und das Verständnis mehr als eine gewöhnliche Abbildung oder eine Beschreibung (man vergl. Taf. V). Das Zeichnen eines Diagramms setzt also einmal eine genaue Bekanntschaft mit dem Bau der darzustellenden Blüte voraus, und zweitens ein recht entwickeltes Anschauungsvermögen, denn nur ein solches vermag das an der Blüte beobachtete in die abstrakte Darstellung des Diagramms umzusetzen. Das Zeichnen von Diagrammen eignet sich also nicht für die untere Stufe, sondern für die mittlere oder für die obere, vermittelt dann aber dem Schüler sehr schätzenswerte Kenntnisse und Fähigkeiten.

Wir empfehlen daher Rohweders Blütendiagramme allen Lehrern der Botanik aufs wärmste und wünschen dem Verfasser recht bald eine neue Auflage. Für diese sei es uns gestattet auf einzelne Dinge aufmerksam zu machen, die uns beim Durchlesen des den Tafeln beigegebenen Textes aufgefallen sind. S. 10; das Diagramm einer Carexart läßt sich vom Schüler nur dann zeichnen, wenn eine Erklärung des Carexschlauches gegeben ist; Lythrum ist 6zählig, wie der Verfasser S. 13, Zeile 4 von unten selbst angiebt; Peplis ist 6zählig wie Lythrum, eignet sich aber nicht für Schulzwecke, weil die sehr kleinen Kronblätter häufig fehlen; S. 11; Hyoscyamus hat „seitlichgleiche" Blüten; bei Parnassia wären die Staminodien zu erläutern gewesen; S. 11; Anemone ist ohne Kronblätter; S. 13, Zeile 9 von oben ist „symmetrisch" nach dem Vorhergehenden nicht verständlich.

Und zum Schluß noch eins! Der Verfasser hat auf das Linnéische System zu viel Rücksicht genommen. Daß es ohne dieses mindestens ebenso gut, wenn nicht besser geht, hat beispielsweise H. Schade in seiner Schulflora ꝛc., Flensburg 1892, gezeigt. Es sei deshalb nachdrücklich auf das verwiesen, was ein so erfahrener Pädagoge wie Buchenau über „Das Linnéische System in den Schulen" gesagt hat (Zeitschrift für mathem. u. naturw. Unterricht, Bd. 17, Leipzig 1886, S. 401—409; Osterprogramm der Realschule beim Doventhor in Bremen, 1890; auch separat erschienen: Zwei Abschnitte aus der Praxis des botanischen Unterrichts, Bremen, C. Ed. Müller, 1890). R. v. Fischer-Benzon.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 5. Mai 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Über blütenbiologische Beobachtungen.

Von Dr. **Paul Knuth.**

Die wunderbaren Beziehungen, welche zwischen Blumen und Insekten herrschen, indem letztere den Blütenstaub einer Pflanze auf die Narbe einer anderen derselben Art übertragen, hat in größerem Umfange zuerst Christian Konrad Sprengel (von 1780—1793 Rektor der „Lutherischen großen Schule" in Spandau) dargelegt, nachdem schon ein Menschenalter vorher Joseph Gottlieb Kölreuter die Notwendigkeit der Beihülfe der Insekten für die Bestäubung mancher Blüten nachgewiesen hatte.[1]) Sprengels Werk ist betitelt:

Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen. Berlin 1793. 4°. 447 Spalten und 25 Kupfertafeln.

„Diese Schrift, welche eine solche Fülle feinster Beobachtungen enthält, daß das Studium derselben noch heute einen hohen Genuß gewährt, war bis vor einem Menschenalter völlig in Vergessenheit geraten." [2]) Damals war die Botanik eine rein systematische Wissenschaft: Pflanzen beschreiben und in das System einreihen wurde als die Aufgabe der Pflanzenkunde angesehen. Die Botanik unserer Tage begnügt sich hiermit nicht, sondern sie sucht die Lebensbedingungen der Pflanzen zu erforschen, sie wirft die Frage auf, warum finden sich gerade diese oder jene Ein-

---

[1]) Vgl. P. Knuth, Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein (Kiel und Leipzig 1890—92), S. 191—194.

[2]) A. a. O., S. 191.

richtungen, sie frägt nach der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Form, Größe, Anordnung u. s. w. der einzelnen Organe, kurz, die neuere Botanik ist eine biologische.

Ein Biologe vom reinsten Wasser war auch Chr. K. Sprengel; er eilte seiner Zeit, welche durch die Linné'schen Gedanken vollständig beherrscht wurde, weit voraus — noch heute können einzelne seiner Darstellungen als mustergültige bezeichnet werden.[1]) Er geriet völlig in Vergessenheit; erst Charles Darwin machte wieder auf ihn aufmerksam. Dieser Forscher gab in einem Buche:

On the varions contrivances by which british and foreign Orchids are fertilized by Insects; London 1862,

von H. G. Bronn in das deutsche übersetzt:

Über die Einrichtungen zur Befruchtung Britischer und ausländischer Orchideen durch Insekten und über die günstigen Erfolge der Wechselbefruchtung; Stuttgart 1862

den Anstoß zu zahlreichen blütenbiologischen Arbeiten. Unter diesen ragen die Werke Hermann Müllers (1883 als Oberlehrer am Realgymnasium zu Lippstadt in Westfalen gestorben) als die grundlegenden und klassischen hervor. Jeder, welcher blütenbiologische Beobachtungen anstellen will, muß H. Müller's Werk:

Die Befruchtung der Blumen durch Insekten und die gegenseitigen Anpassungen beider. Ein Beitrag zur Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhanges in der organischen Natur

studieren.

Mit und nach Hermann Müller haben zahlreiche Forscher blütenbiologische Beobachtungen angestellt; von Lebenden nenne ich: F. Delpino in Bologna, F. Hildebrand in Freiburg i. B., A. v. Kerner in Wien, O. Kirchner in Hohenheim bei Stuttgart, E. Loew in Berlin, John Lubbock in Farnborough (Kent), F. Ludwig in Greiz, J. Mac Leod in Gent, Fritz Müller in Blumenau (Brasilien), E. Warming in Kopenhagen.

Für den Anfänger ist ein kleines Heft zu empfehlen:

E. Loew, Anleitung zu blütenbiologischen Beobachtungen. Berlin 1889. 8°. 21 S.

Es führt sehr geschickt in die Blütenbiologie ein und berührt alle in Betracht kommenden Fragen.

---

[1]) Das treffliche Sprengel'sche Werk habe ich in einer kleinen Schrift: Chr. K. Sprengel, Das entdeckte Geheimnis der Natur. Ein kritisches Jubiläumsreferat. Gent 1893. überarbeitet und gleichzeitig eine Anzahl der Original-Abbildungen wiedergegeben.

In Schleswig-Holstein habe ich seit einer Reihe von Jahren solche Beobachtungen angestellt und in einer Anzahl von Abhandlungen, Aufsätzen und Notizen veröffentlicht.[1]) Das zusammenfassende und für unser Gebiet grundlegende Werk lasse ich unter dem Titel:

Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln (Kiel und Leipzig 1893)

erscheinen. Es werden in demselben die Blüteneinrichtungen der auf den genannten Inseln vorkommenden Pflanzen eingehend beschrieben und die bestäubungsvermittelnden Insekten vieler mitgeteilt. Insgesamt werden etwa 1200 Insektenbesuche aufgezählt; hiervon ist ziemlich genau die Hälfte auf den Inseln Röm, Sylt, Amrum und Föhr, die andere Hälfte an einigen Orten des schleswig-holsteinischen Festlandes, besonders in der Umgegend von Kiel gemacht worden. Von etwa 50 Pflanzenarten werden hier die Bestäubungseinrichtungen zuerst beschrieben, so daß auch dieses Buch für einen Blumenforscher in Schleswig-Holstein unentbehrlich sein dürfte.

An der Hand der dem letztgenannten Werke vorangeschickten kurzen „Einführung in die Blütenbiologie" will ich versuchen, eine Anleitung zu blütenbiologischen Beobachtungen zu geben, um dadurch zu selbstständigen Untersuchungen dieser Art anzuregen: kaum ein anderes Gebiet der Botanik ist so anziehend und führt soviel überraschende Thatsachen vor Augen, wie die Blütenbiologie.

Wie in den einführenden Worten dieser kleinen Abhandlung angedeutet, wird von der Natur die Selbstbestäubung (Inzucht) möglichst vermieden, dagegen Fremdbestäubung (Kreuzung) bevorzugt. Wie Ch. Darwin's Versuche beweisen,[2]) sind die aus Kreuzung hervorgegangenen Samen widerstandsfähiger, kräftiger, zahlreicher, keimfähiger, mithin für den Kampf um das Dasein geeigneter, als die aus Selbstbestäubung hervorgegangenen. Auf diese Thatsache gründete Herm. Müller seine Blumentheorie; sie lautet: „So oft aus Kreuzung hervorgegangene Nachkommen mit aus Selbstbefruchtung hervorgegangenen in ernsten Wettkampf um die Daseinsbedingungen versetzt werden, bleiben die ersteren Sieger. Nur wo dieser Wettkampf erspart bleibt, kann auch Selbstbefruchtung oft viele Generationen hindurch der Fortpflanzung genügen."

Wenn die Darwin'schen Versuche für die Richtigkeit dieser Behauptung ein direkter Beweis sind, so finden wir einen indirekten in den Bestäubungseinrichtungen der Blumen. Denn wäre die Selbst-

[1]) Vgl. meine Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein, S. 195—198.

[2]) The effects of cross and selffertilisation. London 1876.

befruchtung eine unbegrenzte, so würde die kleistogame Blütenform, d. h. diejenige, bei welcher die Belegung der Narbe durch den Pollen in der knospenartig geschlossen bleibenden Blüte erfolgt, die vorteilhafteste sein. Thatsächlich ist uns aber nicht eine einzige Pflanze bekannt, die sich ausschließlich durch spontane Selbstbefruchtung fortpflanzt.[1]) Im Gegenteil, es sind von der Natur zahlreiche Einrichtungen getroffen, um Selbstbestäubung zu verhindern und Fremdbestäubung herbeizuführen. Nur wenn letztere nicht erfolgt, kommt erstere als Notbehelf in Anwendung. Die wichtigsten dieser Einrichtungen sind Diklinie (d. h. die Blüten sind eingeschlechtig), ferner Dichogamie (d. h. Narbe und Staubbeutel sind nicht gleichzeitig funktionsfähig), endlich Heterostylie (Heteromorphismus) d. h. die relative Länge der Staubblätter und der Griffel ist in den Blüten verschiedener Individuen derselben Art eine verschiedene).

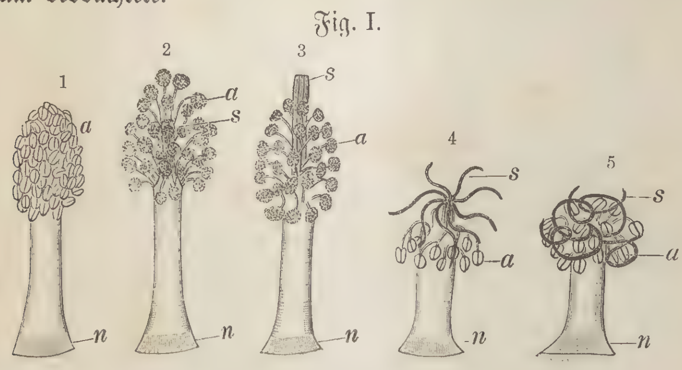
Bei den diklinischen (eingeschlechtigen), also zwei- oder einhäusigen Pflanzen ist Selbstbestäubung selbstverständlich ausgeschlossen: es muß, soll Fruchtbildung erfolgen, der Blütenstaub von einer Blume auf die andere übertragen werden, und zwar entweder durch Insekten oder durch den Wind. Ein ausgezeichnetes Beispiel bieten unsere Weidenarten. Die honigduftenden, durch ihre Zusammenhäufung zu Kätzchen leicht bemerkbaren Blüten, deren Augenfälligkeit noch durch den Umstand erhöht wird, daß die Blüten früher als die Blätter erscheinen und außerdem durch ihre frühe Blütezeit der Konkurrenz anderer Blumen fast gänzlich überhoben sind, werden von zahlreichen Bienen und Hummeln besucht, welche, ohne sich streng an eine bestimmte Pflanzenart zu binden, den Blütenstaub übertragen und so die Bildung der zahllosen Weidenbastarde bewirken. Merkwürdig ist die Thatsache, daß bei den nächsten Verwandten der Weiden, den Pappeln, die Übertragung des Blütenstaubes durch den Wind geschieht. Während die Weiden also „insektenblütig" sind, sind die Pappeln „windblütig." An diese Erscheinung knüpft Hermann Müller (Befr. d. Bl. durch Ins., S. 149) die Vermutung, daß die Weiden ihren Diklinismus „als Erbstück von den ältesten (diklinischen und windblütigen) Phanerogamen besitzen," daß die Absonderung des Honigs als Anpassung an die Insektenbefruchtung entstanden ist, während die meisten diklinischen, insektenblütigen Pflanzen aus Zwitterblüten durch Verkümmerung der Staub- bezügl. Fruchtblätter entstanden seien.

Aber auch bei den Zwitterblüten finden sich die mannigfaltigsten Einrichtungen, um Selbstbestäubung zu verhindern oder doch sie erst bei ausge-

[1]) Kleistogame Blüten findet man neben den normal ausgebildeten Blumen z. B. bei Lamium amplexicaule, Viola-Arten, Oxalis acetosella u. a.

bliebener Fremdbestäubung eintreten zu lassen. Das wohl häufigste Mittel ist die oben erwähnte Dichogamie, die natürlich zweierlei Art sein kann: entweder sind die Staubbeutel früher aufgesprungen, als die Narbe derselben Blüte empfängnisfähig ist (Protandrie oder Staubblattvorreife [1])), oder es findet das Umgekehrte statt (Protogynie oder Fruchtblattvorreife [1])). Zur Erläuterung gebe ich die Abbildung der Blütenzustände von Malva neglecta With. und Euphrasia Odontites L. var. litoralis Fr., die ich im Juli vorigen Jahres auf Föhr bezügl. Amrum beobachtete.

Fig. I.



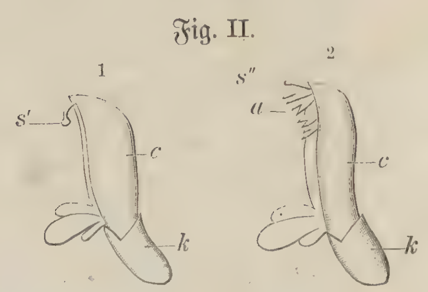
Malva neglecta With.
(In etwa fünffacher Vergrößerung nach Entfernung von Kelch und Blumenkrone. Föhr, Juli 1892.)

1. Knospenzustand: Staubblattsäule mit geschlossenen Staubbeuteln.
2. Erster männlicher Zustand: Staubblattsäule mit geöffneten Staubbeuteln; die unentwickeltelten Narben sind von den Staubblättern umhüllt.
3. Zweiter männlicher Zustand: Die Griffel ragen etwas aus der Staubblattsäule hervor; sonst wie vor.
4. Erster Zwitterzustand: Die nunmehr empfängnisfähigen Narben ragen aus den noch mit Blütenstaub versehenen, aber abwärts geschlagenen Staubbeuteln weit hervor und haben sich sternförmig am Blüteneingang ausgebreitet. Bei Insektenbesuch muß also Fremdbestäubung eintreten.
5. Zweiter Zwitterzustand: Die Narben rollen sich spiralig um die noch pollenbedeckten Staubbeutel. Bei ausgebliebenem Insektenbesuche erfolgt also als Notbehelf spontane Selbstbestäubung.

a Staubblätter, s Narben, n Honigring.

[1]) Es ist schwer, für diese wissenschaftlichen, internationalen Bezeichnungen deutsche Ausdrücke zu finden; ich habe Staubblatt- und Fruchtblattvorreife vorgeschlagen. (Vgl. Botan. Centralbl. 1892, Bd. 52, S. 217 u. 218.)

Fig. II.



Euphrasia Odontites L. var. litoralis Fr.
(Blüten von der Seite in etwa dreifacher Vergrößerung. Amrum, Juli 1892.)

1. Weiblicher Zustand: Die entwickelte Narbe ragt an gebogenem Griffel aus der Blüte hervor, die unentwickelten Staubblätter sind in derselben noch verborgen.
2. Männlicher Zustand: Die geöffneten Staubbeutel haben die Lage inne, welche im ersten Zustande die Narbe besaß. Letztere ist vertrocknet, der Griffel gerade.

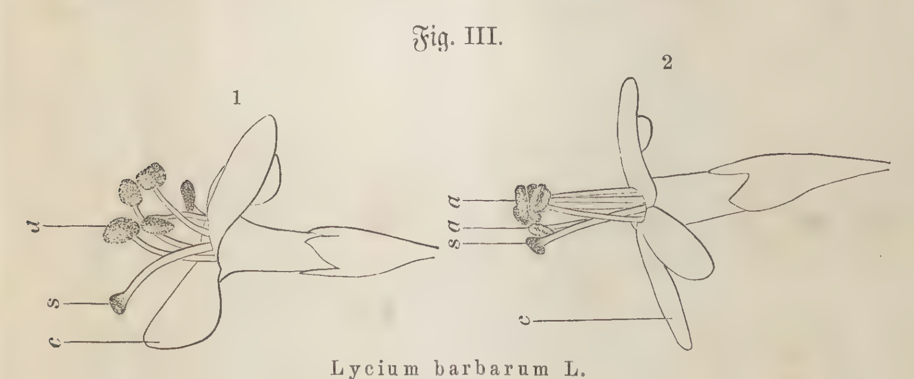
k Kelch, c Blumenkrone, a Staubbeutel, s Narbe.

Einer weiteren Erklärung bedürfen die Abbildungen nicht: es ist ersichtlich, daß Malva eine ausgeprägt protandrische, Euphrasia eine ausgeprägt protogynische Pflanze ist. Auch zeigt erstere deutlich, daß Selbstbestäubung als Notbehelf gegen Ende der Blütezeit eintritt. Bei letzterer ist zur Befruchtung Insektenbesuch unbedingt notwendig.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, daß man niemals versäumen soll, die Blütenzustände, welche man an den in ihrer Entwicklung verschieden weit vorgeschrittenen Blumen gleichzeitig zu beobachten Gelegenheit hat, zu zeichnen. Man versuche nur, es zu thun und, wenn es auch die ersten Male nicht ganz nach Wunsch ausfällt, so wird auch hier durch Übung bald ein genügendes Maß von Geschicklichkeit herbeigeführt werden. Es ist mir immer sehr interessant gewesen, die ersten, fast stümperhaften Zeichnungen Hermann Müller's mit den später von ihm ausgeführten, geradezu als Kunstwerke zu bezeichnenden Abbildungen zu vergleichen. Man betrachte nur die fast schematischen Zeichnungen in seinem ersten Werke (Befruchtung der Blumen durch Insekten) auf S. 133 (Nasturtium silvestre R. Br.), S. 136 (Teesdalea nudicaulis R. Br.), S. 183 (Cerastium arvense L.), S. 191 (Lythrum salicaria L.), S. 275 (Lycium barbarum L.), S. 350 (Hottonia palustris L.), S. 357 (Galium Mollugo L.) ꝛc. und die fein ausgeführten, prachtvollen Abbildungen in seinem zweiten großen Werke (Alpenblumen), z. B. S. 394 (Lonicera nigra L.), S. 395 (Lonicera alpigena L.), S. 406 (Phyteuma), S. 470 (Valeriana montana L.) ꝛc.

Ich habe versucht, die Blütenzustände zu photographieren: diese Art der Wiedergabe hat vor der Zeichnung den Vorzug, daß ein naturgetreues, mithin beweiskräftiges Bild geliefert wird, aber einmal kann man den photographischen Apparat nicht immer bei sich haben und auch nicht überall die dazu nötigen Arbeiten vornehmen, sodann macht die photographische Wiedergabe der meist sehr kleinen Gegenstände so bedeutende Schwierigkeiten, daß ich jetzt die Lichtbildkunst nur ausnahmsweise anwende. (Vergl. die Abbildungen der Blütenzustände von Lycium barbarum L.)

Fig. III.



Lycium barbarum L.

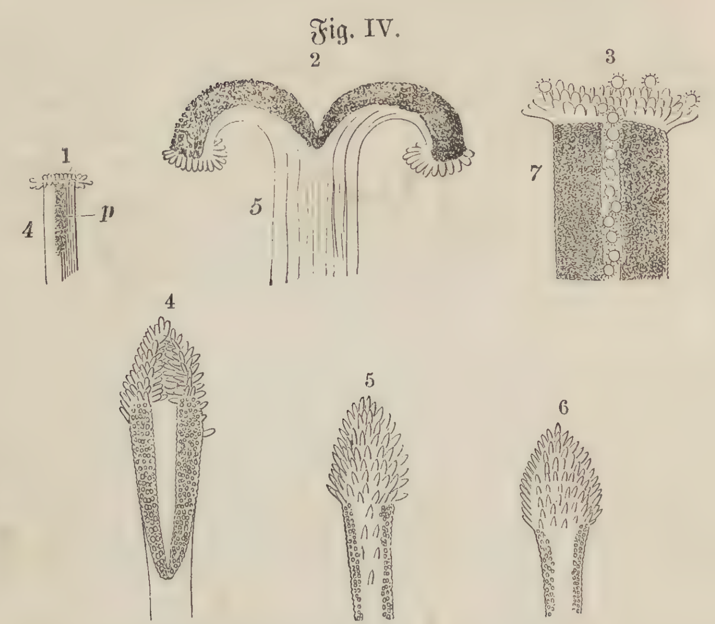
(Nach einer in dreifacher Vergrößerung ausgeführten Photographie. Aus meinem Werke: „Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln.")

1. Blüte im ersten Zustande: Die Staubfäden der aufgesprungenen Staubbeutel sind nach oben, der Griffel mit der empfängnisfähigen Narbe ist nach unten gebogen. (Fremdbestäubungszustand.)
2. Blüte im zweiten Zustande: Staubbeutel und Narbe sind so genähert, daß durch unmittelbare Berührung spontane Selbstbestäubung erfolgt.

Ich bin daher zur zeichnenden Methode zurückgekehrt. Eine Zeichnung ist mehr im Stande, eine Anschauung von dem Gesehenen zu geben, als die beste Beschreibung.

In den oben mitgeteilten Beispielen (Malva und Euphrasia) ist das Erkennen der Protandrie und Protogynie der Blumen sehr leicht. In anderen Fällen wird man zweifelhaft sein können, und dann kann nur die mikroskopische Untersuchung der Narbe Aufschluß geben: erst wenn man deutlich die Narbenpapillen, welche zur Aufnahme der Blütenstaubkörner bestimmt sind, erkennt, ist die untersuchte Blume befähigt, befruchtet zu werden. (Vergl. die mikroskopischen Narbenabbildungen von Chrysanthemum segetum L. und Aster Tripolium L.)

Fig. IV.



1—3 mikroskopische Narbenabbildungen von Chrysanthemum segetum L. 4—6 von Aster Tripolium L.

(Aus meinem bei voriger Fig. genannten Werke.)

1. Vergrößerte Griffelspitze einer Scheibenblüte im ersten Zustande mit geschlossenen Narbenästen: an der Spitze die Fegezacken, darunter in der Mitte die Narbenpapillen (p).
2. Stark vergrößerte Griffelspitze einer Scheibenblüte im zweiten Zustande mit halbkreisförmig auseinander gespreizten Narbenästen: die papillösen (empfängnisfähigen) Flächen liegen oben.
3. Noch stärker vergrößerte Griffelspitze einer Scheibenblüte von der Innenseite; in der Mitte die mit Pollenkörnern gefüllte Griffelrinne.
4. Griffelspitze von der Seite: oben Fegezacken, an den Seiten Narbenpapillen.
5. Ein Griffelast von der Außenseite.
6. Derselbe von der Innenseite.

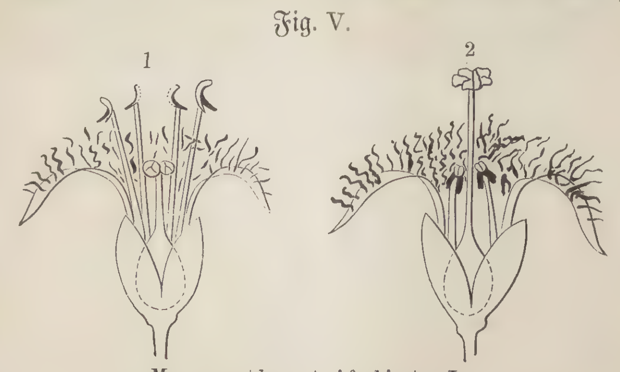
Bei vielen Pflanzen sind Staub- und Fruchtblätter gleichzeitig reif, ein Zustand, der als Homogamie bezeichnet wird. Auch in diesem Falle wird Bestäubung der Narbe durch den Pollen derselben Blüte (spontane Selbstbestäubung) durch die gegenseitige Stellung dieser Teile anfangs meist vermieden und tritt erst ein, wenn die Höhe der Blütezeit überschritten ist, also die Wahrscheinlichkeit des Insektenbesuches gering geworden ist. In solchen homogamen Blüten ist auch bei Insekten-

besuch Selbstbestäubung möglich, indem die Kerbtiere den Pollen auf die Narbe derselben Blüte räumen können. Haben die Insekten aber bereits eine andere Blüte besucht, so werden sie von dort Blütenstaub mitbringen, den sie dann auf die Narbe der neuen Blüte legen; falls nun auch noch Pollen von der eigenen Blüte auf die Narbe gelangt, so ist es doch wahrscheinlich, daß nur der fremde zur Wirkung kommt.

In demselben Sinne wie die Dichogamie wirkt die Heterostylie. So bezeichnet man die Erscheinung, wenn auf verschiedenen Stöcken derselben Pflanzenart Blüten vorkommen, die sich durch verschiedene Länge der Griffel und Staubfäden von einander unterscheiden, und zwar giebt es Pflanzen mit zwei verschiedenen Blütenformen (dimorphe oder zweigestaltige) und mit dreierlei Blütenformen (trimorphe oder dreigestaltige). Das bekannteste Beispiel einer trimorphen Pflanze ist der Weiderich (Lythrum salicaria L.): es kommen Stöcke vor, deren Blüten lange und mittellange Staubfäden und kurze Griffel besitzen, ferner solche mit langen Staubfäden, mittellangem Griffel und kurzen Staubfäden, endlich solche mit langem Griffel, mittellangen und kurzen Staubfäden.

Dimorph sind eine ganze Anzahl bekannter Pflanzen, z. B. die Primeln (Primula officinalis Jacq., P. elatior Jacq., P. acaulis L.), das Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L.), die Sumpffeder (Hottonia palustris L.), der Buchweizen (Polygonum Fagopyrum L.), der Bitterklee (Menyanthes trifoliata L.) u. a. Bei allen diesen treten Stöcke mit zwei verschiedenen Blütenformen auf: 1) Blüten mit langen Staubfäden und kurzen Griffeln, 2) Blüten mit kurzen Staubfäden und langen Griffeln. (S. Abbildung von Menyanthes trifoliata L.)

Fig. V.



Menyanthes trifoliata L.
(Aus meinem oben genannten Werke.)

1. Blüte mit langen Staubblättern und kurzem Griffel.
2. „ „ kurzen „ „ langem „

Schon Sprengel hatte die Erscheinung des Dimorphismus bei Hottonia palustris beobachtet,[1]) doch hat erst Darwin die Erklärung dafür gegeben. Er zeigte durch zahlreiche Versuche, daß die vollkommenste Befruchtung, d. h. die beste Samenbildung alsdann eintritt, wenn die Narben der Blüten mit langem Griffel durch den Pollen aus Blüten mit langen Staubblättern und die kurzgriffeligen Blumen mit Staub aus Blüten mit kurzen Staubblättern belegt werden. Diese sogenannte „legitime Befruchtung" wird durch honigsuchende Insekten vollzogen. Das in eine langgriffelige Blüte eindringende Tierchen berührt mit derjenigen Stelle seines Körpers (meist mit dem Kopfe) die Staubbeutel, wo beim Besuche einer kurzgriffeligen Blüte sich die Narbe befindet. In der letzteren wird das Insekt sich an derjenigen Stelle (meist am Hinterleib) mit Pollen bedecken, wo in einer langgriffeligen die Narbe sitzt. Es muß also unfehlbar nach dem Besuche beider Blütenformen bei jedem folgenden Besuche legitime Befruchtung eintreten.

Wodurch werden nun die die Befruchtung der Blumen vermittelnden, pollenübertragenden Insekten angelockt? Und welchen Lohn erhalten sie für die von ihnen verrichtete Arbeit? Als Anlockungsmittel und gleichzeitig Lohn dient die von den Blumen dargebotene Nahrung, welche entweder aus Blütenstaub und Honig (Nektar) oder nur aus ersterem besteht. Damit aber die Insekten auf das gastliche Haus, das ihnen Speise und Trank giebt, aufmerksam werden, besitzen die Blumen Schauapparate, welche sie weithin bemerkbar machen. Diese Aufgabe übernimmt meist die Blumenkrone durch ihre Größe, ihre hervorstechende Farbe und ihre auffallende Form. Bemerkenswert ist, daß im Frühling, wo der Wettbewerb der der Befruchtung harrenden Blumen noch ein geringer ist, auch die roten, blauen und violetten Farben weniger vertreten sind, als später, wo besonders im Hochsommer die Blüten mit einander wetteifern, die leuchtendsten Farben hervorzubringen. Während im Frühlinge Gelb und Weiß die hauptsächlichsten Blütenfarben sind, treten nachher Rot und Blau in den verschiedensten Abänderungen in den Vordergrund. Von der Form der Blumenkrone gilt ähnliches: je weiter die Jahreszeit vorschreitet, desto verschiedenartiger und mannigfaltiger werden die Formen der Blüten: im Frühling herrschen die

[1]) Er sagt darüber S. 103 folgendes: „Einige Pflanzen sind lauter solche Blumen, deren Staubgefäße innerhalb der Kronenröhre befindlich sind, deren Griffel aber aus derselben hervorraget, und andere lauter solche Blumen, deren Griffel kürzer ist, deren Staubgefäße aber länger sind, als die Kronenröhre. Ich glaube nicht, daß dieses etwas zufälliges, sondern eine Einrichtung der Natur ist, ob ich gleich nicht im Stande bin, die Absicht derselben anzuzeigen."

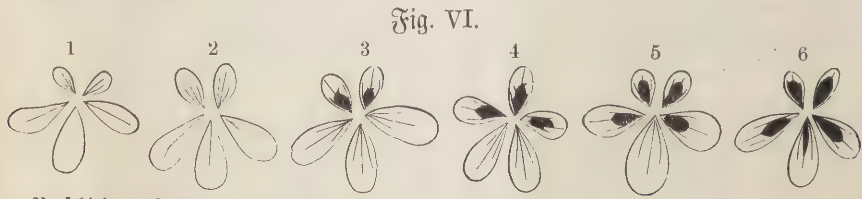
strahlig-symmetrischen (sog. regelmäßigen) Blumenkronen vor, später die hälftig-symmetrischen (sog. unregelmäßigen).

Als ein Hauptmittel, um eine Pflanze augenfällig zu machen, dienen die Blütenstände. Kleine Blüten müssen zu gedrängten Ständen zusammentreten, wenn sie überhaupt bemerkbar sein wollen. Die zusammengesetzte Dolde der Doldenblütler, das Köpfchen der Kleearten und anderer Schmetterlingsblütler, das Körbchen der Korbblütler, die Traube der Kreuzblütler u. s. w., was bezwecken sie anders, als die Augenfälligkeit der Blumen? Und wenn man dann noch die Erscheinung der strahlenden Dolden und Körbchen in Betracht zieht, so kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß die äußere Reihe der Blüten nur dazu vorhanden ist, durch Größe, abweichende Form und auch Farbe die Augenfälligkeit des ganzen Blütenstandes zu erhöhen. Auch für die Blütenstände gilt ähnliches als was über die Farbe und Form der Blumen vorhin gesagt: die ersten Frühlingspflanzen besitzen meist einzeln oder in wenigblütigen Trauben oder Dolden stehende Blumen, und erst bei den später blühenden treten die vielblütigen und namentlich die zusammengesetzten Blütenstände auf.

Außer der Augenfälligkeit ist der Geruch ein Anlockungsmittel. Nicht nur sind es die Blüten, welche durch ihren Duft den Insekten den Weg zur Auffindung des Honigs zeigen, sondern zuweilen besitzt die ganze Pflanze einen mehr oder weniger starken Geruch, z. B. die Minzen (Mentha-Arten) und die Blätter der Weinrose (Rosa rubiginosa L.).

Dem auf eine Blume geflogenen Insekt wird die Auffindung des Honigs häufig durch Flecken oder Striche erleichtert, welche durch ihre Stellung oder ihre Richtung den Ort andeuten, wo der Honig verborgen ist. Solche Zeichnungen nennt man Saftmale. (Vergl. die Abbildung der Saftmale von Erodium Cicutarium (L.) L'Hérit.).

Fig. VI.



Verschiedene Formen der Saftmale von Erodium Cicutarium (L.) L'Hérit.
(Aus meinem oben angeführten Werke.)

Nicht jeder Besucher ist für die Blüte von Vorteil; daher werden diese gegen ungebetene Gäste durch die verschiedenartigsten Vorrichtungen geschützt. Besonders wird natürlich den sog. wesentlichen Blütenorganen, den Staub- und Fruchtblättern, dieser Schutz zu teil: nicht nur bilden

sie stets die innersten, also gegen äußere Einflüsse am meisten verwahrten Reihen der Blumenblätter, sondern die Kelch- und Blumenkronblätter besitzen oft solche Formen und solche gegenseitige Stellung, daß nur die für die Bestäubung brauchbaren Insekten zum Honig gelangen können. Letzterer wird meist an einer gegen den Regen u. s. w. geschützten Stelle im Innern der Blüte abgesondert, doch kann er auch ganz frei liegen, z. B. bei den Doldenblütlern. Vielfach findet er sich am Grunde der Staub- und Fruchtblätter, häufig in einer kürzeren oder längeren Röhre (Lippenblütler, Braunwurzgewächse, Primelgewächse u. s. w.) oder am Grunde eines Sporn (Veilchengewächse, Knabenkrautgewächse), und es ist selbstverständlich, daß die Länge der Blumenkronröhre und des Spornes der Länge des Rüssels der die Befruchtung vermittelnden Insekten entspricht, doch kommt es nicht selten vor, daß auch kürzerrüsselige Kerfe den Honig rauben, indem sie Röhre oder Sporn von der Seite aufbeißen und durch die gemachte Öffnung den Rüssel bis zum Honig vorschieben. Dies geschieht häufig bei unseren Lerchenspornarten durch die Erdhummel (Bombus terrestris) mit nur 7—9 mm langen Rüssel, ebenso beim weißen Bienensaug. In den Alpen nährt sich eine andere Hummelart (Bombus mastrucatus) fast ausschließlich von auf diese Weise geraubtem Honig.

Den bestäubungsvermittelnden Insekten wird der Besuch der Blumen durch Darbietung eines möglichst bequemen Sitzes erleichtert. Kleinere Blüten, welche zu augenfälligen Genossenschaften vereinigt sind, haben in ihren gedrängten Blütenständen passende Sitzplätze: die Körbchen der Korbblütler, die Schirme der Doldenblütler, die Kätzchen der Weidenarten u. s. w. sind in ihrer Gesammtheit zugleich Stuhl und gedeckter Tisch. Größere Blüten besitzen häufig besondere Anflugstellen, z. B. die Schmetterlingsblütler in den Flügeln und im Schiffchen, die Lippen- und Rachenblütler in der Unterlippe, ebenso die Knabenkrautgewächse, manche Hahnenfußgewächse u. a.

(Schluß folgt.)

Von Bergedorf nach Friedrichsruh.

Von Johann Brüdt.

Vor etlichen Jahren schrieb mir ein Freund, er werde mich im Lauf des Sommers besuchen, um von hier aus einige Streifzüge durch den Südosten der Heimatprovinz zu machen. Ich riet ihm, er möge seinen Plan um die Pfingstzeit zur Ausführung bringen, weil für unsre Gegend dann nämlich die sogenannte Saison ihren Anfang nimmt. Damit meine

ich das Leben in Wald und Feld, wie es sich durch den Zusammenfluß der Hamburger Sommerausflügler gestaltet. Diese „Sommervögel" von heutzutage steigen dann zu irgend einer Tageszeit mit oder ohne Weib und Kind in den Zug und warten ungeduldig, bis der Schaffner Bergedorf, Reinbek oder Friedrichsruh ruft und lassen sich in unsern Wäldern ein wenig gehen. Sie sprechen da gern von „kleinen Nestern," lassen hie und da den hanseatischen Republikaner durchschimmern und erzählen es jedem, der's wissen will, daß ihnen das nötige Kleingeld nicht fehlt. Sie können sich das eben leisten.

Mein Freund schrieb mir, daß ihm jene Großstädter, welche über jeden Strohhalm den Mund so voll nehmen, gestohlen werden könnten; daß er aber komme, nicht deswegen, sondern trotz alledem. Richtig kam er tags vor dem Feste angedampft. Noch denselben Abend wurde Familienrat gehalten und für den folgenden Tag eine Wallfahrt nach dem Sachsenwalde beschlossen. In der Frühe des ersten Festtages machten wir uns auf die Sohlen. In der Bergedorfer Holstenstraße ist es noch still, ganz still; die alten Häuser mit den vorspringenden Giebeln scheinen auf uns hernieder zu nicken, als wollten sie sagen: So ist's recht, du hastende Gegenwart, vergesse nicht ganz die Weisen deiner Väter. Wir lassen dann zur Linken das alte Bergedorfer Schloß liegen, wo ehedem die Ritter vom Stegreif ihre Orgien feierten und steigen auf etwa zwanzig Stufen zum „Reinbeker Weg" hinan. Vor uns liegt die neue katholische Kirche und weiter links die bekannte Handelsgärtnerei von Peter Smith u. Komp., dieselbe Firma, welche auch die Anlagen um das Kieler Schloß beschaffte. Dann reiht sich bis zum Bergedorfer Gehölz Villa an Villa; es sind die Sommerresidenzen Hamburger Kaufherren. Das Gehölz ist erreicht. Wir sind nicht die ersten Spaziergänger; eine Liedertafel ist schon vorweg. Die würzige Morgenluft trägt die Klänge des Liedes „durch Feld und Buchenhallen" durch den lauschenden Wald. Und welch' ein Wald! Jahrhunderte alte Eichen wiegen ihre mächtigen Kronen über unsern Häuptern und flüstern und rauschen ihre Weisen aus langentschwundenen Zeiten. Das Leben währet siebzig Jahre, sagt die Bibel; ach, wie winzig ist es gegen das Alter dieser rissigen Riesen. Das Bergedorfer Gehölz ist zu Ende. Da steht noch mitten in unserm Pfad ein mächtiger Eichbaum als Grenzwächter dreier Staatsgebiete von ehedem. Der Grenzpfahl mit den drei Türmen sagt uns, daß hier das Gebiet der freien Stadt Hamburg zu Ende geht, und hüben und drüben schauen wir in die Herzogtümer Holstein und Lauenburg. Doch wer wollte sich am Pfingstmorgen mit partikularistischen Grillen plagen. Wir steigen eine Anhöhe empor, welche sich zur Linken

jäh ins Billthal senkt. Unwillkürlich fesselt uns ein eigentümliches, landschaftliches Bild. Rechts im Hintergrunde, fast ganz im Buchenwald versteckt, liegt das liebliche Reinbek, und links schlängelt sich, von dem mächtigen Laubdach fast überwölbt, die Bille nach Bergedorf, wo russige Fabrikschornsteine die Natur zu persiflieren scheinen. Hier der reine, unverfälschte Pulsschlag der Natur, und dort im Hintergrunde ragen die berußten Symbole menschlicher Schaffenslust empor. Es pfeift. Der Hamburg-Berliner Blitzzug saust durch das stille Thal dahin. „Der Diplomatenzug," sagte ich zum Freunde, indem ich ihn gleichzeitig durch einen Rippenstoß zum Weitergehen aufforderte. „Diplomatenzug? Du sprichst in Bildern," meinte er. „Ich mag morgens um vier Uhr noch nicht gern über Politik reden," erwiderte ich; „aber mit Dir soll eine Ausnahme gemacht werden Diplomaten reisen bekanntlich gern nachts und wenn sie in jenen eleganten Schlafwagen von Berlin kommen, können sie sich in aller Ruhe aufs Ohr legen, weil sie ja meistens mit gutem Trost von dannen ziehen. Verstehst Du?" „Vollkommen, aber weiter." „Weiter nichts. A propos, wie gefällt Dir die Gegend?" „Du bist unverbesserlich," sagte er; „aber wenn Du's wissen willst: ausgezeichnet; ich möchte sie skizzieren." „Dazu wirst Du später noch Gelegenheit finden," sagte ich. „Wenn Du übrigens einen charakteristischen Rahmen zu Deiner Skizze in spe wünschest, so will ich Dir das Urteil eines Hamburger Kaufherrn zum besten geben, der sich bei dem Sortieren von Kaffebohnen noch einen ungetrübten Sinn für Naturschönheiten bewahrt hatte. Der hat an jener Stelle einmal den Ausspruch gethan: Unser Herrgott habe dieses Fleckchen Erde dem Beelzebub zum Schabernack erschaffen. Nicht wahr, das ist ein Superlativ, der in Deutschlands Norden schwerlich seinesgleichen finden dürfte. Wir treten in einen Kiefernstand. Vor der Thür des Fährhauses steht der Fährmann, ein Vollblutjägerianer. Er würde uns um geringen Preis nach Bergedorf oder Reinbek rudern; doch müssen wir uns diese reizende Tour für einen andern Tag aufsparen.

Reinbek ist erreicht. Zur Rechten lassen wir die Langesche Dampf- und Wassermühle und das Schloß liegen und treten gleich wieder in den mächtigen Buchenwald, in dessen Mitte das bekannte Sophienbad liegt. Saubere Pfade verraten uns, daß hier die Hand des Menschen bestrebt ist, die Natur zu korrigieren. Nach einigen Minuten ist die Wirtschaft „Zur Wildkoppel" erreicht; auf der geräumigen Veranda wird der erste Frühtrunk genommen. Dann geht es wieder in den grünen Wald, und erst nach einer halben Stunde gelangen wir wieder ins Freie. Das Gut Silk liegt vor uns; wir stehen auf Bismarcks Grund und Boden.

Der Hamburger nennt den Fürsten gern seinen Gutsnachbar und bezeichnet damit eine Eigenschaft des großen Mannes, die nicht überall bekannt sein dürfte. Wenn er nämlich auf seinem Tuskulum im Sachsenwalde weilt und ohne Begleitung durch seine Felder reitet oder fährt, dann sieht man's ihm nicht an, daß er die Geschicke des Erdballs dirigierte; dann ist er der schlichte Gutsbesitzer, der sein Augenmerk auf die kleinsten landwirtschaftlichen Erscheinungen richtet. Jedermann weiß das hier, und jedermann liebt ihn schon deswegen. Wir nehmen Platz unter den Linden der Silker Gastwirtschaft. Schwarzbrot und Schinken müssen den knurrenden Magen zur Ruhe bringen, und ich erzähle dem Freunde alle jene Histörchen, die hier über den Fürsten im Volksmunde leben. Auf der Schwelle steht lächelnd der Wirt; er kennt seinen Gutsherrn und dessen Eigentümlichkeiten. Wir scheiden von Silk. Noch ist ein sandiger Höhenzug zu überwinden und majestätisch breitet sich vor unsern Augen der Sachsenwald aus. Da stehen sie, die uralten, knorrigen Eichbäume, fest gefügt in der Erde, als die Sinnbilder ihres Besitzers, des ehernen Mannes von Friedrichsruh. Wir treten in den mächtigen Waldesdom. In Aumühle wird nicht lange gerastet und nach einer Viertelstunde ist unser Ziel erreicht. Wer sich das Heim des Fürsten als ein stattliches, zimmerreiches Schloß ausmalt, der hat sich in des Wortes wirklicher Bedeutung ein Luftschloß gebaut; denn vor uns liegt ein einfacher, gelbgetünchter Ziegelbau, der früher dem Restaurateur Specht in Reinbek als Pensionat diente. Und wer in den Räumen fürstlichen Luxus erwartet, der hat sich ebenfalls getäuscht; hier herrscht eine einfache solide Eleganz, wie sie sich jeder reiche Privatmann gestattet. Der freundliche Kastellan würde uns an einem Wochentage gern einen Rundgang durch die Räume erlauben, am Festtage ist das selbstverständlich nicht möglich. In Friedrichsruh ist es schon lebendig; überall machen sich Hamburger Pfingstbummler breit. Wir hatten die Absicht, noch einen längeren Streifzug durch den Sachsenwald zu machen; aber bei meinem Freunde meldeten sich die Leichdornbazillen. So fuhren wir denn mit dem nächsten Zuge nach Bergedorf zurück. Über Friedrichsruh und den Sachsenwald werde ich später einmal plaudern, wenn mir die verehrliche Redaktion ein wenig Druckerschwärze wieder zur Verfügung stellen sollte.

Mitteilungen.

Inschrift am Roland zu Wedel. Zu dem Artikel über Rolandreiten, Rolandsäulen von Dr. E. Alberti, Heimat I, S. 77—79, sei hier

die Inschrift des Wedeler Roland mitgeteilt, die freilich hinsichtlich der Zeitangabe von dem Berichte in der Heimat abweicht. Wie die Unterschrift zeigt, ist die Inschrift verfaßt von dem seinerzeit hochgerühmten und hochgeehrten Dichter Johann Rist, der damals Prediger in Wedel war.

Sie lautet:

„Als sechszehnhundert und noch ein und fünfzig Jahr
„im Wintermonat die bekannte Jahrzahl war,
„ward dieses Kaiserbild aufs neu hierhergesetzt.
„Gott woll es und uns all erhalten unverletzt.

Rist.

Holm bei Ütersen. Eschenburg.

Peter der Große in Schleswig-Holstein. Antwort auf Anfrage Januar 1893. Peter der Große war zu Anfang des Jahres 1713 in Schleswig-Holstein. Im nordischen Kriege wandte sich nämlich der General Steenbock nach der Schlacht bei Gadebusch am 20. Dezember 1712 nach Holstein, ging am Ausgange dieses Jahres über die Trave und ließ am 9. Januar 1713 Altona einäschern. Unterdes war auch das vereinigte russisch-sächsische Heer unter persönlicher Anführung Peter des Großen nach Holstein vorgedrungen. General Steenbock ging in Eilmärschen durch Holstein nnd zog am 16., 17. und 18. Januar 1713 über die Eider. Die Russen folgten ihm auf dem Fuße. Die russische Reiterei besetzte die Landschaft Stapelholm. Die Brigade des General-Lieutenants Pflug lag in Süderstapel, Seeth und Drage; General-Lieutenant Bauer besetzte Erfde, Bergenhusen und Wohlde.

Die Schweden wurden immer mehr in die Enge getrieben und mußten sich auf das Gebiet Husum, Friedrichstadt, Tönning beschränken. Am 12. Februar 1713 wurde auch Friedrichstadt von den Schweden geräumt. Die Russen rückten jetzt gegen Tönning vor. Peter der Große hatte sein Quartier in Friedrichstadt. Am 25. März reiste er von dieser Stadt durch Deutschland nach Rußland zurück.

In welcher Veranlassung Peter der Große nach der Struckdorfer Tafel am 10. Nov. 1716 in Holstein gewesen sein soll, ist mir völlig unklar, und würde ich eine Mitteilung darüber dankend entgegen nehmen.

Wohlde, den 19. Jan. 1893. J. H. Voß.

2. Diese Frage ist ohne Zweifel zu bejahen, denn in demselben Jahre, 1716, ist der Zar nebst seiner Gemahlin Catharina auch durch Lübeck gekommen, wie wir der „Lübischen Chronik" entnehmen. Die Lübecker vermieteten damals für 34000 Thaler an Rußland 47 Schiffe zum Transport der russischen Truppen nach Schweden. Siehe übrigens

auch die Schröder'sche Topographie von Holstein, Seite 502, Artikel Struckdorf, worin gesagt wird, daß in einem der dortigen Wirtshäuser sich der russische Zar Peter der Große und dessen Gemahlin eine kurze Zeit aufgehalten haben. Auch in Schleswig ist Peter der Große gewesen und zwar, um den gelehrten und kunstfertigen Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp einen Besuch abzustatten. Bei der Gelegenheit wurde ihm u. a. auch der damals vielbewunderte Riesenglobus vorgeführt, der 11½ Hamburger Fuß im Durchmesser hatte und ganz aus Kupfer gearbeitet war. Der Zar fand an diesem Kunstwerk einen solchen Gefallen, daß er sich dasselbe als Geschenk erbat. Er ließ den Globus nach Petersburg schaffen, wo er sich heute noch befindet.

Söby. H. Theen.

Junger Kuckuck im Nest des Rotschwänzchens. Als ich in Nr. 1 des 3. Jahrganges „Altes und Neues aus dem Haushalte des Kuckucks" las, fiel mir eine Begebenheit aus meiner Kindheit ein, welche insofern von Interesse ist, als sie beweist, daß der Kuckuck, dieser sonst scheue Vogel, während der Legezeit gänzlich seine Natur zu verleugnen scheint und eine sonst an ihm nicht gekannte Dreistigkeit an den Tag legt. Unter dem Dache meiner elterlichen Wohnung befand sich auf einem Balkenvorsprung das Nest eines Rothschwänzchens (Ruticilla phoenicurus). Als letzteres anfing, seine Eier zu legen, hörten wir drei oder vier Morgen nacheinander in unserem Garten den Kuckuck wohl eine Stunde lang schreien. Es fiel sämtlichen Hausbewohnern auf, daß dieser seltene Gast uns jeden Morgen sein weithin schallendes „Kuckuck" zurief. Aber, wie gesagt, nur drei oder vier Morgen hatte er uns mit seinem Besuche beehrt; dann war er plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das Rotschwänzchen aber fing an zu brüten. Nach einer geraumen Zeit hätte ich gerne einmal nachgesehen, ob nicht schon junge Rotschwänzchen in dem Neste wären, doch war solches strengstens untersagt. Schließlich konnte ich meine Neugierde nicht mehr zügeln. Eine Leiter wurde angesetzt und erwartungsvoll in das Nest hineingegriffen. Was fand ich? anstatt der fünf jungen Rotschwänzchen einen, doch desto größeren jungen Vogel, der nicht im entferntesten der Nachkömmling eines Rotschwänzchens sein konnte; denselben zu meinem Vater gebracht, erhielt ich die Aufklärung, daß es ein junger Kuckuck sei, was mir später, als derselbe sein volles Federkleid trug, vollständig einleuchtete. Interessant war es für uns Kinder, zu sehen, mit welchem Fleiße die alten Rotschwänzchen ihrem Adoptivkinde Raupen, Würmer u. s. w. zuschleppten. Dasselbe war aber ein Nimmersatt.

Was mir bei dieser Geschichte aufgefallen und woran ich später

häufig gedacht, das war, daß der Kuckuck drei oder vier Morgen nacheinander wiederkehrte. Hatte derselbe gleich am ersten Morgen sein Ei in das Nest gelegt und an den andern Tagen nachgesehen, ob dasselbe noch wohlbehalten darin lag? Oder hatte er an den ersten Tagen nur instinktmäßig das von ihm gewählte Nest besucht, wie dies bei unsern Hühnern der Fall ist, um darauf am dritten oder vierten Morgen ein Ei zurückzulassen? Jedenfalls ist das Letztere wahrscheinlich.

Immerhin giebt dieser Fall Zeugnis davon, daß der Kuckuck sehr wählerisch ist inbetreff eines Nestes, daß er aber auch, wenn er ein Nest gefunden, vor Hindernissen nicht zurückschreckt. Damit die Leser erfahren, welche Zukunft der junge Kuckuck hatte, sei ihnen zum Schluß mitgeteilt, daß derselbe eine Zierde des Zoologischen Gartens in Hamburg wurde.

Lokstedt bei Hamburg. A. Wells, Lehrer.

Zum Quacken der Frösche. Bei der Dienstwohnung meines Vaters in Dithmarschen am Strande der Nordsee befindet sich unmittelbar am Fuße des Seedeiches eine große Tränke, in welcher in einiger Entfernung von dem Rande, die freie Mitte kreisförmig einschließend, ein breiter Streifen von der vielwurzligen Wasserlinse (Lemna polyrhiza L.) erfüllt ist, weshalb sie zahlreichen Fröschen als beliebter Aufenthaltsort und Laichplatz dient. Oft habe ich in meinen Knabenjahren an schönen Sommertagen barfuß, die Hose hoch aufgekrämpt, in Gemeinschaft meines Bruders und der Nachbarkinder in dem Wasser der Tränke zwischen laut quackenden Fröschen umhergewatet, um einen zu greifen; aber meistens kam derselbe durch einige Schwimmstöße aus unserem Bereich und setzte dann, seine glotzenden Augen nach uns richtend, sein Gequacke fort, als ob er uns wegen unseres Mißerfolges verhöhnen wolle. Kam ein Frosch dem Platze eines anderen zu nahe, so suchte dieser mit lautem Gequacke den Eindringling zu verjagen, wodurch aber andere in ihrer gemütlichen Thätigkeit gestört wurden und lärmend auf die Friedensstörer eindrangen. Ein ins Wasser klatschender Stein machte dem Streite ein Ende. Zwar verschwanden diejenigen, in deren Nähe der Stein niederfiel; die andern jedoch blieben selbstbewußt an der Oberfläche und verhielten sich einen Augenblick ruhig, bis einer ein langgezogenes „Quaa — a — a — a — a" hören ließ, auf welches der ganze Chorus einfiel. In einzelnen Fällen gelang es uns, einen quackenden Frosch zu überraschen und ihn zu greifen; — natürlich war es jedesmal der grüne Wasserfrosch (Rana esculenta L.), den wir fingen, wie überhaupt alle Frösche, welche in der erwähnten Tränke leben, zu dieser Art gehören. Der Lärm dieser Tiere dauert an windstillen, hellen Sommerabenden oft bis Mitternacht und ist so stark, daß die in der Nähe Wohnenden in ihrem Schlafe gestört

werden. Bemerken will ich noch, daß der europäische Laubfrosch (Hyla arborea L.) meines Wissens in der Marsch überhaupt nicht lebt.

Demnach behält Dr. Schoedler doch Recht, wenn er in dem von ihm herausgegebenen „Buch der Natur" sagt, „daß der Wasserfrosch an schönen Sommerabenden ein lautes Konzert anstimmt." Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß in einigen waldreichen Gegenden diese Konzerte von Hyla arborea L. herrühren, da ja, wie bekannt, der männliche Frosch dieser Art auch ein Quacken hören läßt.

Heiligenhafen, 26. November 1892. Westphalen.

2. Beim Lesen der Mitteilung über das Quacken der Frösche im Oktober-Heft der „Heimat", von Rotermann-Rastorf, dachte ich: Alter Freund, da sagst Du uns nichts Neues. — Zu meinem Befremden scheint mir aus dem Inhalt des Briefkastens im November-Heft indes hervorzugehen, daß diese Beobachtung angezweifelt wird, ich gestatte mir daher mitzuteilen, was ich darüber beobachtet habe.

Vor mehr als 30 Jahren wohnte ich bei Reinbeck hart an der Landstraße, und hatte im Vorsommer allabendlich das zweifelhafte Vergnügen eines intensiven Froschkonzerts in einem meiner Wohnung gegenüber am Wege belegenen Wassertümpel. Besonders störend, wenn die Nachtigallen, deren es dort viele gab, schlugen.

Anfangs hatte ich mich wenig um die Sänger bekümmert, nur machte es mir zuweilen Spaß, den Gesang durch einen Steinwurf zu stören und dann den Wiederbeginn desselben zu beobachten, wie der Vorsänger mit einigen vorsichtigen Tönen einsetzte, vielleicht um sich zu überzeugen, ob die Störung noch vorhanden sei und dann der volle Chor einfiel. Später aber wurde mir die Sache unangenehm, da die Nachtigallen vollständig überstimmt wurden, und ich beschloß, die Frösche wegzufangen. Mit einem Schmetterlingsnetz hatte ich denn auch bald einige herausgeholt und fand zu meinem Erstaunen, daß der Gesang von Laubfröschen, und nur von ihnen verbrochen wurde.

Hier in Rönnerholz befindet sich vor meiner Thür ein kleiner Teich, in dem ebenfalls im Vorsommer die Froschkantate jeden Abend aufgeführt wurde, ich machte meine Kinder darauf aufmerksam und mit vereinten Kräften gelang es uns bald, die Sänger zu erwischen, die natürlich wieder lediglich aus den kleinen Grünröcken bestanden. Drei bis vier dieser kleinen Kerle können schon einen Lärm verursachen, daß ein ungeübtes Ohr deren viele zu hören glaubt.

Im nächsten Sommer bin ich gern erbötig, den Beweis über das Gesagte zu liefern, wenn mich ein Wißbegieriger besuchen will.

Rönnerholz. Pagelsen.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Dr. Hellwig, Grundriß der lauenburgischen Geschichte zum Schul- und Hausgebrauch. Verlag: Max Schmidt in Ratzeburg. Preis 60 Pf.

Als im Jahre 1889 die erste Auflage des kleinen Büchleins „Grundriß der lauenburgischen Geschichte von Dr. Hellwig in Ratzeburg erschien, haben wir dasselbe mit ganz besonderer Freude begrüßt. Zwar besitzen wir Lauenburger in den bekannten Werken von Duve („Mittheilungen zur näheren Kunde des Wichtigsten der Staatsgeschichte und Zustände der Bewohner des Herzogtums Lauenburg") und Koppe („Geschichte und Landesbeschreibung des Herzogthums Lauenburg") eingehende Darstellungen unserer Heimatgeschichte, aber dieselben sind so ausführlich und dabei teilweise so schwerfällig geschrieben, daß die wenigsten Bewohner des Kreises Zeit und Muße zu einer Durcharbeitung derselben finden werden. Daß aber das Interesse für unsere Landesgeschichte ein sehr reges ist, zeigt die stete Zunahme der Mitgliederzahl unseres Geschichtsvereins. Das oben genannte Büchlein des Herrn Dr. Hellwig, der durch seine Beiträge zu dem „Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums Lauenburg" sich längst den Ruf eines eingehenden Forschers erworben hat und auch den Lesern der „Heimat" nicht unbekannt ist, bot zum ersten Mal die Möglichkeit, sich in kürzester Frist mit allen Hauptsachen der lauenburgischen Geschichte bekannt und vertraut zu machen. Seit längerer Zeit war es jedoch bereits vollständig vergriffen, ein sicherer Beweis dafür, daß es einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen war. Heute liegt es aufs neue vor uns und zwar in zweiter vermehrter Auflage. In dieser neuen Gestalt erzählt es in seinem ersten Teil zunächst aus der wendischen Vorzeit von den Kämpfen der Sachsen und Wenden, der Errichtung des Sachsenwalles durch Karl den Großen, den Missionsversuchen bei den Wenden und schildert dann das Polabenland zur Zeit Heinrich des Löwen, wobei die Gründung der Grafschaft Ratzeburg, der Kreuzzug gegen die Wenden im Jahre 1147, die Errichtung des Bistums Ratzeburg im Jahre 1158, die Germanisierung der Grafschaft Ratzeburg unter Heinrich von Botwide durch Einwanderung von Bauern aus Flandern, Holland und Westfalen, die Regierung der Grafen von Botwide zu Ratzeburg und die nach der Schlacht von Bornhöved erfolgte Vereinigung der Grafschaft Ratzeburg mit der Vogtei Sadelbande oder dem südwestlichen Teil des jetzigen Kreises Herzogtum Lauenburg zur Darstellung kommt. Den Schluß des 1. Teiles bildet die Geschichte des nunmehr entstandenen Herzogtums Lauenburgs bis zum Zeitalter der

Reformation. Sehr interessant sind in diesem letzten Abschnitt besonders die Kapitel über Albrecht I., über das Raubritterwesen und das bürgerliche Leben im Mittelalter.

Der zweite Teil des Buches handelt zunächst von der Ein- und Durchführung der Reformation in Lauenburg und im Stift Ratzeburg, den beiden protestantischen Herzögen Franz I. und Franz II., sowie der Last und dem Weh des dreißigjahrigen Krieges, dann folgt die Geschichte der letzten Zeit der Selbstständigkeit unter eignen und die der Abhängigkeit von auswärtigen Fürsten. Den Schluß bildet die Einverleibung des Herzogtums Lauenburg in die preußische Monarchie. Nach einem kurzen Rückblick bringt dann ein Anhang noch die äußere Geschichte des Bistums Ratzeburg und die Chronik der Städte Ratzeburg, Mölln und Lauenburg a. d. Elbe.

Der vorgeführte, reiche Stoff, kommt auf 37 Seiten zur Darstellung. Trotz der gedrängten Kürze ist die Sprache jedoch überall volkstümlich und edel, eine trockene Aufzählung von Namen und Zahlen ist nirgends zu finden. Es liest sich gut in dem kleinen Büchlein. Ohne Befriedigung wird es, davon sind wir fest überzeugt, niemand aus der Hand legen. Der Preis von 60 Pf. ist bei dem reichen Inhalte und der vortrefflichen äußeren Ausstattung des Büchleins ein sehr niedriger der nur dadurch ermöglicht worden ist, daß, wie wir hören, der Verfasser auf Honorar gänzlich verzichtet hat.

Lauenburg a. d. E. Sager.

Dr. F. Bangert, Die Sachsengrenze im Gebiete der Trave (mit einer Karte). Jahresbericht des Realprogymnasiums in Oldesloe über das Schuljahr 1892/93. Druck von F. Schüthe. Progr. No. 295. 4°.

Durch diese sehr *anerkennenswerte Arbeit ist eine seit mehr als* 2 Jahrhunderten umstrittene Frage in der Geschichte unseres Landes in ein ganz anderes Licht gerückt wird.

Wer die Litteratur über die von Karl dem Großen gegen die Slaven in Ostholstein gezogene „Sachsengrenze" (limes Saxoniae) kennt, wird wissen, das fast alle Forscher, welche den Verlauf dieser Grenze nach der von dem Bremer Domscholaster Adam um 1075 in seiner Hamb. Kirchengesch., II 15 b gegebenen Beschreibung zu bestimmen suchten, zu recht von einander abweichenden Ergebnissen gelangt sind. Nur über das nördliche und südliche *) Drittel der Linie ist man sich einigermaßen einig, nämlich vom rechten Ufer der Elbe bei Lauenburg, die Delvenau hin-

*) Vergl. jedoch Hellwig: Auf den Spuren des alten Sachsenwalles.

auf über Hornbek (Horchenbici bei Adam v. Bremen) nach dem Quellgebiet der Bille (Bilenisspring), dann im Norden von dem Dorfe Blunk (Bulilunkin) nördlich von Segeberg; die Tensfelder Au entlang bis zum „Colse“ (wohl nicht dem Plöner- sondern dem Stocksee) an die Schwentine bis zu ihrer Mündung.

Was das mittlere Drittel zwischen der Billequelle und Blunk betrifft, so sind sich ebenso fast Alle, welche sich mit der Limes-Frage beschäftigt haben, darin einig, daß das von Adam v. Bremen aufgezählte Wisbircon mit Klein-Wesenberg an der Trave 10 km SW. von Lübeck, identisch sei und sie leiteten dann den Limes östlich von der mittleren Trave über die Senke des Warder-Sees und der von Süden her in denselben mündenden Bissenitz.

Freilich ist die Identität von Wisbircon mit Wesenberg von anderer Seite auch entschieden in Abrede gestellt worden, aber etwas Positives an die Stelle gesetzt hat doch erst Bangert. Er deutet Wisbircon als die Gemarkung des Dorfes Eichede (vorm. Ekede, Slamersekede, welches, wie die Bauart zeigt, ein Slavendorf gewesen ist,) im Kreise Stormarn, südöstlich von Oldesloe, das in der Beschreibung Adams folgende Birznig als Barkhorst (nordwestlich von Eichede), dessen Name wahrscheinlich die deutsche Übersetzung des slav. Birznig ist, und Horbistenon als die Süderbeste, welche durch den Zusammenfluß des Bibek und Schlamersbek entsteht und bei Oldesloe in die Trave mündet. (Von Oldesloe folgt Bangert dem Lauf der Trave bis zu ihrem Knie nordwestlich von Segeberg.) Unter diesen 3 Deutungen, nämlich Wisbircon = Eichede, Birznig = Barkhorst und Horbistenon = Beste, leuchtet die letzte am meisten ein. Die älteste uns erhaltene Form des Namens Beste ist, wie Bangert S. 23 bemerkt: Bestene. In noch älterer Form mag er Bestena oder Bistena gelautet haben. In hor steckt das altsächsische Substant. horu = Schmutz, Sumpf. Die Richtung der Süderbeste von Oldesloe aus verfolgend und die Billequelle als Ziel im Auge haltend kommen wir alsdann, unter weiterer Berücksichtigung der alten Diöcesangrenze zwischen Hamburg-Bremen und Lübeck, auf die Bangert großes Gewicht legt, allerdings auf Barkhorst und Eichede. Das zwischen Wisbircon und Bilenisspring von Adam v. Bremen noch genannte Liudwinestein deutet Bangert als den Punkt, wo die Grenzen der ehemaligen Diöcesen Hamburg-Bremen, Lübeck und Ratzeburg zusammenstießen (südlich von Eichede).

Wenn nun auch die von Bangert für den Nachweis der Identität von Wisbircon = Eichede und Birznig = Barkhorst angeführten Punkte keine

zwingenden Beweise sind, — und sie können es nicht sein, wie es im Wesen solcher Namendeutungen begründet ist — so muß man doch sagen, daß die von ihm angegebene Linie trotzdem die größte Wahrscheinlichkeit vor allen anderen für sich hat. Sie ist die kürzeste und zugleich die natürlichste. „Von Lasbek (zwischen Eichede und Barkhorst) bis zum Kieler Hafen, sagt Bangert, zieht sie in einer mit Wasser gefüllten Bodenspalte dahin mit alleiniger Unterbrechung der Stelle, wo sie am Ostrand des Kirchspiels Bornhövd entlang laufend, den Plöner See umgeht. Karl der Große hat sie offenbar nicht den natürlichen Weg durch den Plöner See gehen lassen, weil zur Zeit der Festsetzung der Grenze die Slaven schon das Westufer dieses Sees in Besitz genommen hatten. Auch in der Umgehung des Plöner Sees erblicke ich wie in der Vermeidung der Delvenau-Mündung ein Anzeichen dafür, daß der Karolingische Limes Saxoniae dem thatsächlichen Besitzstande der Fortsetzungszeit entsprach."

Wie über den Verlauf, so hat Bangert auch über die Beschaffenheit der Sachsengrenze eine bahnbrechende Ansicht geäußert. Man hat den Limes bisher als einen fortlaufenden Grenzwall betrachtet. Diese Auffassung der Sache erklärt Bangert für unhaltbar. Und mit vollem Recht. Limes heißt einerseits nur Grenzlinie,*) wie dies aus der Anwendung des Wortes an der Eiderlinie sich ergiebt, und andererseits lag, zu Karls des Großen Zeit wenigstens, gar kein Grund vor, die Obotriten, welche den Franken so gute Dienste im Sachsenkriege geleistet hatten und bis zum Jahre 817 sich ruhig verhielten, durch eine befestigte Linie einzudämmen. Wo sind ferner unzweifelhafte Reste eines solchen Grenzwalles heute nachweisbar? Man hat bisher nur gewöhnlich gleich jede befestigte alte Anlage auf der in Betracht kommenden Strecke für Reste des Limes ansehen zu müssen geglaubt, welcher thatsächlich als Wall niemals existiert hat. Ich möchte noch hinzufügen: Adam v. Bremen würde, wenn er einen Wall im Sinne gehabt hätte, doch kaum von „vorschreiben" (praescribere) geredet haben. Er sagt: „Auch haben wir die Sachsengrenze gefunden (d. h. in einer alten Urkunde) jenseits der Elbe, die von Karl und den übrigen Kaisern vorgeschrieben ist und sich so verhält: (folgt Beschreibung.) Man schreibt wohl eine Grenzlinie vor, aber keinen Grenzwall.

Zum Schluß giebt Bangert dann noch eine Übersicht über die nachkarolingische Grenze zwischen Sachsen und Slaven. Er unterscheidet 3 Zonen: 1) das Land östlich vom Karol. Limes, in dem die Wenden von 804—1139 Herren waren, 2) den Strich zwischen dem Limes und

*) Vergl. Bangert S. 12 f.

der Diöcesangrenze (d. h. die Grenze zwischen dem Hamburger und Lübecker Sprengel, welche sich z. T. mit der Grenze des Geschiebelehms deckt). Diesen Strich hatten die Wenden von der Mitte des 9. Jahrhdts. bis 1139 inne, 3) das westlich sich daran anschließende Gebiet, in dem sie nur etwa 100 Jahre, von der Mitte des 9., bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts gesessen haben können. Die Stärke der noch vorhandenen Spuren (d. h. mehr oder minder gut erkennbare slavische Runddörfer, Flurnamen, u. A. entspricht ungefähr der Dauer des Besitzes (vergl. Bangert S. 34). Seit 1139 haben die Wenden ihre Rolle ausgespielt. Sie sind vor den machtvoll vordringenden Sachsen und den übrigen einwandernden niederdeutschen Colonisten zum weitaus größeren Teil gewichen, zum Kleineren auch unter sie aufgegangen. Ihre Spuren beschränken sich heute jedoch fast nur auf alte Begräbnisplätze, sowie auf zahlreiche Runddörfer und Ortsnamen.

Kiel. Dr. A. Gloy.

Knuth, Dr. P. Geschichte der Botanik in Schleswig-Holstein. Kiel u. Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer 1892. 216 Sgr. 8°.

Der erste Teil des Buches, S. 1—62, berichtet über botanische Arbeiten aus der Zeit vor Linné, der zweite aus der Zeit von Linné an. Dieser letztere Teil giebt zunächst die Geschichte der floristischen Erforschung des Gebietes und behandelt dann besonders die Flora der nordfriesischen Inseln und Helgolands. Im 3. Abschnitt werden die Arbeiten zur Biologie der Pflanzen und im 4. die phänologischen Beobachtungen in Schleswig-Holstein besprochen. Aus der Übersicht, welche diese Schrift bietet, ergiebt sich, daß zu keiner anderen Zeit die Pflanzenwelt unserer Provinz so fleißig studiert ist, als in den letzten Jahren. Die Flora der Gefäßpflanzen ist vom Verfasser und den Herren Dr. Prahl, v. Fischer-Benzon und Dr. Krause bearbeitet. Über die Meeresalgen erschienen von Prof. Reinke „Die Algenflora der westl. Ostsee" und sein „Atlas deutscher in Meeresalgen", herausgegeben in Verbindung mit Dr. F. Schütt und P. Kuckuck. Major Reinbold will durch seine Arbeiten in den Schriften des Naturwissensch. Vereins für Schl.-Holst. Band VIII., S. 109—144 und S. 163—184. Bd. IX., S. 111—141 und S. 219—228 denjenigen dienen, die eine an unserer Küste gefundene Alge selbst bestimmen möchten. Eine Gruppe von Süßwasser-Algen, die Characeen, hat Herr Dr. Sonder in Oldesloe gesammelt und beschrieben. Dr. Burchard hat im Jahrbuch der Hamb. wissensch. Anstalten 1891, Beiträge und Berichtigungen zur Laubmoosflora von der Umgegend von Hamburg gegeben. Die Arbeiten schleswig-holsteinischer Forscher, welche sich mit Pilzen beschäftigen, beziehen sich meistens auf Krankheitserreger. Den Schluß des Buches bilden ein Nachtrag, eine Inhaltsübersicht und ein Namenverzeichnis. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 6. Juni 1893.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Fröslee Sandhügel.

Von **Michelsen**, Seminarlehrer in Hadersleben.

Eine kleine Meile nordwestlich von Flensburg, in der Nähe des uralten Dorfes Fröslee, liegt eine etwa eine halbe Quadratmeile große unfruchtbare Landstrecke, die Fröslee Sandhügel genannt. Dieses unwirtliche Gebiet ist, abgesehen von einigen niedriger belegenen Strecken, die in neuerer Zeit urbar gemacht sind, fast überall mit Heidekraut bewachsen, welches in einer dünnen Humusschicht, die sich im Laufe der Zeit gebildet und den darunter lagernden Flugsand gedämpft hat, seine spärliche Nahrung findet. Den Namen „die Fröslee Sandhügel“ führt jene wüste Landstrecke nach einer großen Anzahl von Hügeln, die im Innern nur vereinzelt vorkommen und durch ihre kegelförmige Gestalt dort den Hünengräbern gleichen, am Rande des Gebietes aber kettenförmig auftreten und dadurch dem Ganzen einen kesselartigen Charakter verleihen. Ausgrabungen, die in diesen Hügeln mehrfach vorgenommen wurden, haben weder Urnen noch Waffen und dergleichen zutage gefördert, wohl aber in einem im nordöstlichen Teile des Gebietes belegenen bedeutenden Hügel, der Schloßberg genannt, Überreste eines alten, festen Gebäudes. Diese Thatsache, sowie der Umstand, daß höher belegene Strecken mit Eichengestrüpp bewachsen sind und daß man in dem im Westen an das Sandhügelgebiet anstoßenden Jardelunder Moor Überreste gewaltiger Baumstämme vorfindet, scheinen die Hauptzüge der nachstehenden Sage zu bestätigen.

Vor Jahrhunderten war das jetzige Gebiet der Fröslеer Sandhügel von einem finstern Walde bedeckt, der nach Westen sich über das Jardelunder Moor hinaus erstreckte und nach Osten hin jenseit des Dorfes Fröslee seine Fortsetzung hatte, von welcher noch heute ein Rest, das Waldemarstofter Gehölz, vorhanden ist. In diesem Walde hauste in seinem Schlosse „Eflingborg" der Räuber Junker Peter mit seiner mordgierigen Bande und seinem Helfershelfer Klaus Duus, der an wilder Roheit seinen Herrn womöglich noch übertraf. Die umliegenden Ortschaften Fröslee, Harrislee, Krakelund, Weibek, Jardelund, Wallsbüll, Ellund u. a. waren den Räubern zwangsweise tributpflichtig und wurden nur darum in der Nähe des Raubschlosses geduldet, damit ihre Bewohner durch saure Arbeit das schwelgerische Wohlleben der Raubbande unterhalten konnten. Dieser Tribut wurde von Zeit zu Zeit von den Räubern persönlich abgeholt, und ein solcher Raubzug, der ihnen eine belustigende Abwechselung des Alltagslebens bot, dehnte sich oft auf Wochen aus, bis die Unholde endlich die halbverwüsteten Dörfer verließen, um im Dunkel des Waldes die Beute zu verprassen. Dann waren für eine Zeitlang im Raubschlosse Küche und Keller wohl versehen; dann wurde Tage und Nächte hindurch geschwelgt, bis endlich die Zecher ermüdet sich der Ruhe übergaben. Waren aber die Vorräte verzehrt, so war Schmaljohann Küchenmeister im Schlosse, und man sah sich genötigt, durch Jagd das Notwendige zu ersetzen, wenn nicht ein unerwarteter guter Fang diese langweilige Arbeit unnötig machte. Um einen solchen aufzuspüren und womöglich in den Bereich des Raubschlosses zu ziehen, begab sich der listige Klaus dann und wann, als Reisender verkleidet, auf Streifzüge, die ihn oft weit über das gewöhnliche Gebiet hinausführten.

Auf einer solchen Entdeckungsreise, die lange ohne Erfolg geblieben war, kam er einst nach Lügumkloster, wo er erfuhr, daß eine vornehme, reiche Dame aus Schweden in Begleitung eines Geistlichen und unter militärischer Bedeckung auf einer Reise nach Neumünster begriffen sei, um bedeutende Kostbarkeiten dorthin zu bringen, und daß die Reisegesellschaft im Gasthofe zu Lügumkloster Herberge genommen habe, um einige Tage Rast zu halten. Bei dieser Nachricht hüpfte ihm das Herz vor Freude; doch spielte er den Gleichgültigen, um keinen Verdacht zu erregen. Am andern Tage aber verschaffte er sich unter der Maske eines reisenden Kaufmannes Zutritt zu der Dame und ihrem ehrwürdigen Begleiter. Er erzählte, von der Reise nach Neumünster gehört zu haben, und daß er, ein erfahrener Reisender, gekommen sei, um auf die mancherlei Gefahren eines solchen Unternehmens aufmerksam zu machen und, da er

in den nächsten Tagen ebenfalls nach Holstein reisen müsse, seine Führerdienste anzubieten. Durch die glatten, verführerischen Worte, mit welchen er seine scheinbar so uneigennützige Dienstfertigkeit darzustellen wußte, gelang es ihm, das Vertrauen der Dame und ihres Begleiters in dem Maße zu gewinnen, daß sie sein Anerbieten mit Dank annahmen. Über diesen vorläufigen Erfolg hoch erfreut, verabschiedete sich Klaus mit dem Versprechen, nach zwei bis drei Tagen, wenn er seine Geschäfte erledigt haben werde, wieder zu kommen, um sich den Herrschaften zur Verfügung zu stellen.

Schon in der nächsten Nacht begab sich der Verräter auf den Weg nach Eflingborg, wo er am andern Tage eintraf. Hier entstand ein ungeheurer Jubel über den in Aussicht stehenden seltenen Fang, und Klaus wurde von allen Seiten als der Meister und Pfiffikus bewundert. Doch nun galt es, sich nicht einer vorzeitigen Freude hinzugeben, sondern vor allen Dingen sich der Beute zu versichern. Nach kurzer Verabredung über den Empfang der Gesellschaft im Schlosse und namentlich über die Art und Weise, wie man sich der Bedeckung, die aus handfesten, wohlbewaffneten Kriegern bestand, am sichersten entledigen könne, begab sich Klaus wieder auf den Weg nach Lügumkloster, während im Schlosse alles in Bewegung gesetzt wurde, um einen glänzenden, gastlichen Empfang der Gesellschaft, zugleich aber deren Untergang vorzubereiten. Gegen Abend am nächsten Tage kam Klaus in Lügumkloster an und stellte sich den Reisenden zur Verfügung. Da diese inzwischen die Vorbereitungen zur Weiterreise getroffen hatten, so wurde der nächste Morgen für den Aufbruch bestimmt.

Von der anstrengenden Reise ermüdet, begab sich Klaus zeitig zur Ruhe; doch trotz seiner großen Müdigkeit war es ihm nicht möglich einzuschlafen. Zwar quälte ihn nicht sein schuldbeladenes Gewissen, obgleich er im Begriff stand, seine Sündenlast durch eine grauenvolle Schandthat zu vergrößern — mit jenem Ankläger, der ihm am Anfange seiner Verbrecherlaufbahn zwar mehrmals hindernd in den Weg getreten war, hatte er jetzt Abrechnung gehalten. Aber ganz andere Gedanken beunruhigten ihn und hielten den Schlaf von seinem Lager fern. Wie, wenn er trotz seiner List doch noch nicht vorsichtig genug gewesen wäre! Wie, wenn die Reisenden, die er im Eifer des Unternehmens doch nicht genügend ausgeforscht hatte, von dem Raubschlosse, seinen Bewohnern und deren Greuelthaten gehört hätten, oder wenn sie aus andern Gründen die Reiseroute über Tondern, Bredstedt beschlossen hätten, oder wenn sie bei Annäherung an ihren „Bestimmungsort" im Angesichte des düstern Schlosses Verdacht schöpfen sollten! Jeder unbedeutende Umstand konnte

sein Unternehmen vereiteln und ihn selbst ins Verderben bringen. Jedenfalls mußte er seine ganze Verschlagenheit aufbieten, um alle etwaigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen und selbst den leisesten Verdacht seiner Opfer zu zerstreuen. Diese Erwägungen beschäftigten ihn stundenlang. Schließlich tröstete ihn jedoch der Gedanke, daß ihm ein ähnliches Unternehmen noch niemals mißglückt sei, und einigermaßen beruhigt verfiel er in einen leisen Schlummer, aus dem er jedoch nach kurzer Zeit durch Trompetenschall und Pferdegetrampel erwachte.

Der frühe Julimorgen verkündete den Anbruch eines schönen, heißen Tages. Noch lag über der Landschaft ein dichter Nebel, den die eben aufgehende Sonne zu zerstreuen begann, als vor dem Gasthofe in Lügumkloster die Reisegesellschaft sich zum Aufbruch rüstete. Mitten auf der Straße hielten, je mit vier Pferden bespannt, zwei große, schwer beladene Packwagen, deren Inhalt wohl ein kostbarer sein mochte. Auf einem freien Platze in einiger Entfernung tummelten zwölf Krieger ihre mutigen Hengste und riefen durch ihre lauten Stimmen und das ungeduldige Gewieher der Rosse die Bewohner des Ortes trotz der frühen Morgenstunde an die Fenster und vor die Thüren. Nach kurzer Zeit erschien im Thorwege auf prächtigem Rappen eine hohe, schwarzgekleidete Dame von jugendlicher Schönheit, und in kurzer Entfernung hinter ihr erblickte man zwei Reiter, einen älteren Geistlichen in langem Talare und mit ehrwürdigem Antlitz, sowie den uns bereits bekannten verräterischen Führer Klaus. Die umstehenden Bewohner des Gasthofes freundlich zum Abschied grüßend, lenkte die Reiterin ihr sanftes Roß auf die Straße hinaus, ihre Begleiter folgten und schlossen sich ihr zur Rechten und zur Linken an. Die Krieger ordneten sich in sechs Glieder, von welchen drei dem Zuge voraussprengten und im Vorbeireiten die Dame ehrerbietig grüßten, während die andern drei sich den Wagen anschlossen. Auf einen Wink der Dame ertönte die Trompete, der stattliche Zug setzte sich in Bewegung und verschwand bald am Ausgange des Dorfes im Nebel.

Trotz der Hitze des Tages ging die Reise ziemlich rasch von statten, denn Klaus, dem es darum zu thun war, die Reisenden zur Nacht in den verhängnisvollen Wald zu führen, bot alles auf, die Dame interessant zu unterhalten und ein zu häufiges Rastmachen zu verhüten. Er machte auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam; er benannte die Ortschaften mit beliebigen Namen und wußte mit jedem Namen eine erdichtete Geschichte in Verbindung zu bringen, die er auf einer seiner vielen Geschäftsreisen erlebt haben wollte. Er erzählte von räuberischen Überfällen, die er auf seinen ersten Reisen mehrfach erlebt habe, und daß er, durch diese Erfahrungen belehrt, seitdem stets gesucht habe, zur Nacht das schützende

Dach eines guten Freundes zu erreichen, der am Ausgange eines Waldes in der Nähe von Flensburg wohne und sich die Aufgabe gestellt habe, die durch den Wald ziehenden Fremden in seinen Schutz zu ziehen. Unter diesen und andern Erzählungen verging die Zeit schnell, und nachdem einmal vorher eine kurze Rast gehalten worden war, erreichte die Gesellschaft nachmittags das Dorf Tingleff, wo ebenfalls Rast gehalten wurde. Nach einstündigem Aufenthalt mahnte Klaus zum Aufbruch. Als aber die Reisenden auf die Straße traten und die schweren Gewitterwolken bemerkten, die sich im Südwesten inzwischen zusammengetürmt hatten und schon im Begriff waren, die Sonne zu verdecken, machte die Dame den Vorschlag, im Dorfe zu übernachten und erst mit Anbruch des neuen Tages die Reise fortzusetzen, zumal in geringer Entfernung sich ein großer, düsterer Wald ausdehnte, durch welchen, wie es schien, ihr Weg hindurchführte. Klaus aber, der einsah, daß er dieses Vorhaben unter allen Umständen hintertreiben müsse, da ein Übernachten hier, in fast unmittelbarer Nähe des Waldes, die Vereitelung seines Planes unfehlbar nach sich ziehen werde, bot alle Beredsamkeit auf, die Dame zur Weiterreise zu veranlassen. Er wies darauf hin, daß er es nie verantworten könne, die vornehme Dame, deren Führung er ja doch übernommen habe, in dem elenden Dorfwirtshause übernachten zu lassen, wo sie keinerlei Bequemlichkeit haben könne, wies darauf hin, daß der nahe Wald gegen ein etwa hereinbrechendes Gewitter vorläufigen Schutz gewähren werde, und betonte, daß am jenseitigen Ausgange eben dieses Waldes das gastliche Haus seines Freundes belegen sei, welches man vor Einbruch der Nacht noch bequem erreichen könne. Und wirklich gelang es seiner Überredungskunst, die Dame zur Fortsetzung der Reise zu bestimmen. Der Zug setzte sich abermals in Bewegung und verschwand nach kurzer Zeit in den düstern Laubgängen des Waldes.

Unterdessen war im Schlosse alles auf den Empfang der Gäste aufs genaueste vorbereitet worden. Der Tisch für die vornehmen Herrschaften war mit Speisen und Wein üppig besetzt, und im Schloßhofe waren Tische zusammengestellt, an welchen die Mannschaft ihr Zechgelage halten sollte. Weit in den Wald hinaus waren unbewaffnete, als Diener verkleidete Wachtposten aufgestellt, welche die Annäherung des Zuges durch verabredete Zeichen verkündigen, dann aber sich demselben anschließen sollten.

Beim Anblick dieser uniformierten Postenreihe stutzte die Dame, und ihre Begleiter griffen zu den Waffen. Klaus aber beruhigte sie lächelnd: Das sei der Brauch seines Freundes, die durch den Wald passierenden Fremden an seinen gastlichen Tisch zu laden. Als es ge-

lungen war, auch diesmal die Beunruhigung der Dame zu beseitigen, betrachtete er sein Werk als gethan; alles Übrige erwartete er von den Vorkehrungen seines umsichtigen Herrn. Nach kurzem Ritt wurde das Schloß sichtbar und vor demselben zu beiden Seiten des Einganges eine zahlreiche Dienerschaft, welche den Fremden entgegenging und sie ehrerbietig begrüßte.

Bald erschien auch der Herr des Schlosses, begrüßte die Ankommenden aufs freundlichste, ließ sich von seinem Bekannten Klaus die Dame und den Geistlichen vorstellen und führte sie sodann in den Saal hinauf, nachdem er der Dienerschaft Befehl gegeben hatte, die Begleiter der Herrschaften unten im Hofe reichlich zu bewirten. Nach kurzer Unterhaltung mit den Fremden und mit Klaus, der nun die Rolle hatte, den Gast zu spielen, befahl er den Dienern aufzuwarten und setzte sich mit den Gästen zu Tisch. Während des Mahles unterhielt er sich mit ihnen sehr eifrig. Er befragte die Dame über ihre Reiseerlebnisse, erkundigte sich nach Ziel und Zweck der Reise und leerte manchen Becher auf die glückliche Beendigung derselben. Es konnte aber den Fremden nicht entgehen, daß sich in seinem Benehmen nach und nach eine sonderbare Unruhe und Zerstreutheit zeigte. Manchmal unterbrach er seine sprudelnde Rede und lauschte nach dem Hofe hinunter, von wo dann und wann ein wüster Lärm herauf ertönte, wandte sich dann errötend und verlegen der Gesellschaft wieder zu und stammelte einige Entschuldigungen.

Die Dame und der Geistliche konnten gewisse dunkle Ahnungen nicht unterdrücken, umsomehr, da jenes wüste Geschrei immer lauter wurde. Betroffen blickten sie einander an, so oft es sich wiederholte, bis endlich der Geistliche auf ein Zeichen der Dame sich erhob, ein kurzes Gebet sprach, im Namen seiner Herrin für die freundliche Bewirtung dankte und zum Aufbruch mahnte. Kaum aber hatte er seine Worte beendet, so erscholl ein wildes Hurrarufen, die Thür wurde aufgerissen und ein wilder, betrunkener Bursche mit blutigen Händen stürzte herein, der mit lallender Zunge dem Junker meldete, daß er die Krieger jetzt nicht mehr zu fürchten brauche. Mit wildem Ungestüm erhob sich der Unhold, schlug den Geistlichen mit einem Schlage zu Boden und wollte sich eben der halb ohnmächtigen Dame zuwenden, als diese, die letzte Kraft zusammenraffend, das Fenster aufriß und sich hinunterstürzte. Mit einem furchtbaren Fluche stürzte der Räuber ans Fenster und sah hinunter. Er hätte aber den zerschmetterten Körper seines unglücklichen Opfers nicht gesehen, wenn nicht in diesem Augenblick ein greller Blitz den Schauplatz der Unthaten beleuchtet hätte.

In demselben Augenblick ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, der

den wüsten Lärm der trunkenen Menge verstummen machte. Entsetzt fuhr der Junker ins Zimmer zurück. Zum ersten Male überkam ihn eine entsetzliche Angst. Es war ihm, als hätte ein höherer Herr, den er zwar niemals anerkannt hatte, mit Donnerlaut ihm zugerufen: Jetzt ist das Maß deiner Unthaten voll!

Ohne sich um den erneuten Lärm der tobenden Gesellen zu bekümmern, saß er eine Stunde unbeweglich da, trat dann auf den Altan hinaus, das wogende Blut zu kühlen. Aber o Schrecken! Ein erstickender Qualm trat ihm entgegen. An drei oder vier Stellen rings um das Schloß loderten die hellen Flammen auf und suchten, durch den erwachten Sturm angefacht, sich zu einem geschlossenen Flammenring zu vereinigen. Es war keine Zeit zu verlieren. Alle seine Spießgesellen, alle Kostbarkeiten der soeben gemachten Beute im Stiche lassend, schwang er sich auf ein Pferd und jagte der Stelle zu, die noch möglicherweise einen Ausweg gestattete. Allein es war zu spät. Ein niederstürzender Baumstamm traf den Reiter und setzte dem verbrecherischen Leben ein Ende. Auch die übrigen Mordgesellen versuchten vergeblich, dem Orte des Schreckens zu entrinnen. Nur Klaus wurde am andern Morgen am südlichen Saume des Waldes unter seinem Pferde liegend aufgefunden. Obgleich zum Tode verwundet, hatte der elende Wicht noch soviel Bewußtsein, daß er imstande war, über die Vorgänge in der Schreckensnacht einige Berichte zu erstatten.

An den folgenden Tagen bot der brennende Wald einen großartigen Anblick dar. Allmählich senkte sich das Flammenmeer; aber ein dichter Qualm, aus welchem die Flammen dann und wann emporschossen, hüllte monatelang die ganze Gegend ein. Ein strömender Regen löschte endlich den Brand, der in der tiefen Moorschicht reichliche Nahrung gefunden und auf weite Strecken alles bis auf den Sand verzehrt hatte. Als der Rauch sich verzogen, zeigte die Gegend ein ganz verändertes Bild. Wo der finstere Urwald mit dem unheimlichen Raubschlosse Elflingborg gestanden hatte, war jetzt eine Sand- und Aschenfläche, und nur an den niedrigsten Stellen, wo das feuchte Erdreich das Zerstörungswerk des Brandes gehemmt hatte, oder an den höchsten, wo das Wurzelwerk bis in den Sand gedrungen war, fanden sich Überreste des Waldes. Der Wind hauste auf der öden Fläche wie in einer Wüste, trieb den Flugsand von einer Seite zur andern und türmte ihn, wo er an den Grenzen irgend Halt gewann, allmählich zu Hügelketten auf, die noch heute dem Gebiet der „Frösleer Sandhügel" sein eigentümliches Gepräge verleihen.

Über blütenbiologische Beobachtungen.

Von Dr. **Paul Knuth.**

(Schluß.)

Die Übertragung des Blütenstaubes geschieht aber nicht blos durch Tiere (bei uns nur durch Insekten, in tropischen Gegenden auch durch Vögel, besonders Kolibris, und durch Schnecken), sondern auch durch den Wind, in sehr wenigen Fällen auch durch das Wasser. Letzteres ist als Pollenüberträger nur bekannt bei Arten der Gattungen Ruppia, Elodea, Vallisneria (der Pollen schwimmt auf der Oberfläche des Wassers) und Ceratophyllum, Najas, Zostera (die Befruchtung findet unter Wasser statt). Dagegen geschieht, wie bereits öfter erwähnt, die Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe bei einer großen Anzahl von Pflanzen durch den Wind. Während bei den „insektenblütigen" Pflanzen die Pollenkörner klebrig und an ihrer Oberfläche mit Höckern, Stacheln und anderen Vorsprüngen, welche das Haften am Insektenkörper erleichtern, versehen sind und die Narbe ebenfalls klebrige Oberfläche besitzt, ist der Blütenstaub der „windblütigen" Pflanzen trocken, staubartig, mit glatter Oberfläche, leicht verwehbar und die Narbe durch reichliche, pinsel- oder federbuschartige Verzweigung ihrer Äste besonders geeignet, den vom Winde zugeführten, in sehr reichlicher Menge bereiteten Blütenstaub aufzufangen. Sie bedürfen auch der Anlockungsmittel nicht und besitzen daher keinen Schauapparat, sondern ihre Blüten sind unscheinbar, duft- und honiglos. Die Staubbeutel sind schaukelartig an der Spitze der Staubfäden aufgehängt oder die ganzen männlichen Blütenstände in Form von Kätzchen leicht beweglich, z. B. Haselnuß, Pappel u. s. w.

Fig. VII.



Plantago maritima L.

In sechsfacher Vergrößerung. Beispiel einer windblütigen Pflanze. (Aus meinem Werke: „Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln").

Nach blütenbiologischen Gesichtspunkten lassen sich die Blütenpflanzen also folgendermaßen gruppieren:

I. Wasserblütige (hydrophile) Pflanzen.

II. Windblütige (anemophile) Pflanzen.
III. Tierblütige (zoidiophile) Pflanzen.
a) Vogelblütige (ornithophile) Pflanzen.
b) Schneckenblütige (malacophile) Pflanzen.
c) Insektenblütige (entomophile) Pflanzen.

Nach der Bergung des Honigs zerfallen die letzten in folgende 7 (von Herm. Müller aufgestellte) Blumenklassen:

1) Pollenblumen [1]) (Abkürzung P^{o}). Sie bieten den Besuchern keinen Honig, sondern nur Pollen, z. B. die Arten der Gattungen Anemone, Rosa, Papaver, Hypericum, Sambucus, Solanum u. s. w.

2) Blumen mit freiliegendem Honig (A). Der frei abgesonderte, völlig offene Honig ist unmittelbar sichtbar und daher den mannigfaltigsten Insekten zugänglich. Hierher gehören fast sämmtliche Doldenblütler, Acer-Arten, Ilex aquifolium, Rhamnus Frangula, Euphorbia-Arten u. a. Vorherrschende Blütenfarben sind Schmutzig-weiß, Weiß und Gelb. Durch zahlreiche Übergänge ist diese Klasse mit der folgenden verbunden.

3) Blumen mit halbverborgenem Honig (AB). Der Honig ist nur unter günstigen Umständen (bei hellem Sonnenschein) sichtbar. Hierher gehören fast sämtliche Kreuzblütler, Ranunculus- und Batrachium-Arten, Caltha, Crataegus, Sorbus, Comarum palustre u. s. w. Vorherrschende Blumenfarben sind intensives Weiß und Gelb. Auch diese Klasse ist durch Übergänge mit der folgenden verbunden.

4) Blumen mit völlig geborgenem Honig (B). Der Honig ist durch vorspringende Blütenteile, Härchen, Spitzchen u. s. w. verdeckt oder in Einsackungen geborgen, mithin den Blicken der Besucher durchaus entzogen. Hierher gehören z. B. Calluna, Geranium, Erodium, Rubus, Menyanthes, Lythrum, Mentha, Thymus u. s. w. Die weiße und gelbe Blumenfarbe tritt gegen die rote, violette und blaue zurück.

5) Blumengesellschaften (B'). Die Honigbergung ist dieselbe wie in Klasse B, doch treten die Blumen zu geschlossenen Gesellschaften zusammen, wodurch sie nicht nur besonders augenfällig werden, sondern auch die Möglichkeit bieten, daß eine Anzahl von Blüten gleichzeitig befruchtet wird. Hierher gehören die Korbblütler, Knautia, Scabiosa, Succisa, Armeria u. s. w.

6) Bienenblumen (H). Sie sind den Hymenopteren (Hautflüglern) angepaßt; kurzrüsselige Gäste sind ausgeschlossen. Blumenformen und

---

[1]) Hierher sind auch die wenigen windblütigen Pflanzen (W.) zu rechnen, bei welchen gelegentlicher Insektenbesuch beobachtet ist, z. B. Artemisia- und Plantago-Arten.

-farben sind von der größten Mannigfaltigkeit. Hierher gehören die Schmetterlingsblütler, viele Lippen- und Rachenblütler u. s. w.

7) Falterblumen (F). Sie werden hauptsächlich von Schmetterlingen besucht, deren langer, dünner Rüssel im Stande ist, den in sehr tiefen Röhren oder Spornen geborgenen Honig zu erreichen. Sie zerfallen in Tagfalterblumen mit meist roter Blütenfarbe (z. B. Lychnis flos cuculi, Melandryum rubrum, Dianthus Carthusianorum) und Nachtfalterblumen mit weißer Blütenfarbe (z. B. Silene inflata, Melandryum album, Lonciera Periclymenum).

Hiernach lassen sich diese Blumenklassen zu folgenden drei Gruppen zusammenstellen (nach Loew [1])):

I. Eutrope Blumen: Sie sind mehr oder weniger ausschließlich einem bestimmten Kreise langrüsseliger Bestäuber angepaßt.
 1) Falterblumen (F).
 2) Bienenblumen (H).

II. Hemitrope Blumen: Sie sind nur unvollkommen einer bestimmten Klasse mittelrüsseliger Besucher angepaßt.
 3) Blumen mit völlig geborgenem Honig (B).
 4) Blumengesellschaften (B').

III. Allotrope Blumen: Sie sind verschiedenartigen kurzrüsseligen Besuchern angepaßt.
 5) Blumen mit teilweiser Honigbergung (AB).
 6) Offene Honigblumen (A).
 7) Pollenblumen (Po)

Wie die Blumen so sind auch die Insekten in biologischer Hinsicht ganz anders zu gruppieren als in systematischer [1]). Sie zerfallen wie die Blumen in drei Abteilungen:

I. Eutrope Insekten: „Sie sind im Besitze von Gewohnheiten und Körpereinrichtungen, die sowohl dem Zwecke eigener Blumenausnutzung als auch dem ihnen an sich fremden Zwecke möglichst erfolgreicher Wechselbefruchtung der Blumen in hohem Grade ent-

---

[1]) Nach E. Loew, Beobachtungen über den Blumenbesuch von Insekten an Freilandpflanzen des Botan. Gartens zu Berlin. (Jahrbuch d. K. Bot. Gartens zu Berlin, III, 1885, und „Weitere Beobachtungen . . . .“ (IV, 1886). In diesen trefflichen Arbeiten, in welchen über tausend neue Beobachtungen über Insektenbesuche an deutschen Blumen gegeben werden, bringt E. Loew die von ihm zuerst aufgestellte Einteilung der Blumen und der Insekten in die genannten Gruppen und behandelt das gegenseitige Verhältnis der drei entsprechenden Blumen- und Bestäuberklassen. Ergänzungen findet man in „Beiträge zur blütenbiologischen Statistik“ (Abh. des bot. Vereins der Pr. Brandenburg, XXXI).

sprechen. Sie führen daher auch ihre Blumenbesuche mit großer Stetigkeit und Regelmäßigkeit der Bewegungen aus. Ihnen kommt in der Pflanzenwelt eine außerordentliche Mannigfaltigkeit verschiedener, nur aus den Besuchen regelmäßiger Bestäuber erklärbarer Blumeneinrichtungen und Blumenformen (Bienen- und Hummelblumen) entgegen". Hierher gehören die Apiden mit Ausnahme der kurzrüsseligen Bienen, d. h. der Unterfamilien Panurgina, Melittina, Andrenina, Sphecodina, Prosopina, sowie von den Schmetterlingen die Schwärmer (Sphingiden).

II. Hemitrope Insekten: „Die Ausrüstungen für erfolgreichen Blumenbesuch sind noch deutlich erkennbar, aber viel schwächer als bei der vorigen Gruppe ausgeprägt. Die Bewegungen beim Blumenbesuch sind zwar noch gewandt, aber lassen nicht mehr die Regelmäßigkeit erkennen wie die der eutropen Formen. Besonders ihnen angepaßte Blumenformen sind spärlich und werden auch von Besuchern anderer Insektengruppen in stärkerem Verhältniß aufgesucht, als es bei Bienen- und Hummelblumen der Fall ist." Hierher gehören von

1) Hymenopteren: die oben genannten kurzrüsseligen Bienen, die langrüsseligen Grabwespen (Bembex, Ammophila, Psammophila), die langrüsseligen Goldwespen (Parnopes) und einige Faltenwespen (Pterochilus, Celonites),
2) Dipteren: Conopiden, Bombyliden, Syrrphiden,
3) Faltern: alle mit Ausnahme der Sphingiden,
(4) Käfern: nur ausländische wie Nemognatha.)

III. Allotrope Insekten: „Besondere, nicht etwa im Gesammtbau der Gruppe mitgegebene Körperausrüstungen zum Blumenbesuch fehlen gänzlich oder sind nur ganz andeutungsweise erkennbar. Der Hauptunterschied gegen die vorige Gruppe liegt darin, daß sie neben den Blumenstoffen auch andere Nahrung in größerem Umfange genießen und gelegentlich auch blumenverwüstend auftreten (z. B. Caphus-Arten). Den allotropen Besuchern entsprechende Blumenformen (die sog. Wespen- und Schlupfwespenblumen) sind sehr spärlich entwickelt und keinesfalls den genannten Insekten allein angepaßt zu betrachten, wenn diese sich auch mit besonderer Vorliebe auf derartigen Blumen einfinden." Hierher gehören von

1) Hymenopteren: die kurzrüsseligen Grab- und Goldwespen, die meisten Faltenwespen, die Blatt- und Schlupfwespen,

2) Dipteren: Musciden, Empiden, Tabaniden, Stratiomyden &c.
3) Käfern: Dermestiden, Coccinelliden, Nitiduliden, Lamellicornier z. T., Melyriden, Lepturiden u. s. w.,
4) die blumenbesuchenden Hemipteren und Neuropteren.

Als eine letzte Gruppe sind hinzuzufügen

IV. Dystrope Insekten: „Bei ihnen ist eine besondere, auf Zerstörung von Pflanzenteilen oder Tierstoffen berechnete Körperorganisation (starke Entwicklung der Oberkiefer u. s. w.) vorhanden, welche sich auch bei ihren gelegentlichen Blumenbesuchen geltend macht. Ihre Rolle als Blumenbestäuber ist demnach eine ganz untergeordnete, und es kommen an Blumen wohl Schutzeinrichtungen gegen ihren Besuch aber keine Anpassungen vor". Hierher gehören von
1) Hymenopteren: die Formiciden,
2) Käfern: Chrysomeliden, Lamellicornier z. T., Cucurlioniden, Chrysomeliden u. s. w.,
3) Orthopteren: Forficula.

Der angehende Blumenforscher muß also auch mit den Anfängen der Insektenkunde vertraut sein. Zum Studium sind z. B. zu empfehlen:

A. Karsch, die Insektenwelt. Leipzig 1883.
J. Leunis, Synopsis der Tierkunde. Hannover 1886.
A. Kolbe, Einführung in die Insektenkunde. Berlin 1892.
A. E. Brehm, Tierleben, Band IX; Die Insekten, Tausendfüßler und Spinnen, von E. L. Taschenberg. Leipzig.

Nach meinen Erfahrungen muß der Anfänger sich zunächst mit den wichtigsten Arten folgender Gattungen vertraut zu machen suchen:

1) Hymenopteren: Andrena, Anthophora, Apis, Bombus, Halictus, Osmia, Panurgus, Prosopis, Formica, Vespa.
2) Lepidopteren: Plusia, Argynnis, Colias, Lycaena, Pieris, Polyommatus, Epinephele, Vanessa, Macroglossa, Sphinx, Zygaena.
3) Dipteren: Empis, Anthomyia, Aricia, Lucilia, Musca, Sarcophaga, Scatophaga, Eristalis, Helophilus, Melanostoma, Rhingia, Syritta, Syrphus, Volucella, Tabanus.
4) Coleopteren: Cryptocephalus, Coccinella, Cantharis, Cetonia, Melolontha, Phyllopertha, Trichius, Meligethes.

Es wird längerer Beobachtungszeit bedürfen, bis man im stande sein wird, wenigstens die Gattung zu erkennen, wenn das Insekt auf einer Blüte sitzt; manchmal wird man dieselbe schon an der Art des An-

fliegens feststellen können: man wird die Stimme der Honigbiene von dem feineren Flugton von Helophilus pendulus und dem tieferen von Eristalis tenax oder einer Hummel unterscheiden können, so daß man, ohne sich umzusehen, zuweilen unterscheiden kann, wer sich der Blume naht.

Zur Feststellung der Insektenbesuche an den Blumen wird aber die Kenntnis der Arten der oben angeführten Gattungen keineswegs genügen, sondern dazu gehören eingehende und langwierige Studien der einheimischen Kerbtiere. Zwar sind ja bei weitem nicht alle Arten blumenbesuchend, sondern die Blütengäste „bilden einen kleinen Bruchtheil von den überhaupt bei uns einheimischen. Aber es kommen immerhin sämmtliche Arten der Bienen, Grab-, Falten- und Goldwespen, die Mehrzahl der Schmetterlinge, ein bedeutendes Kontingent von Zweiflüglern, Käfern und Blattwespen, sowie auch einige Schlupfwespen, Netz- und Halbflügler in Betracht“ [1]). Ich habe es stets als große Lücke empfunden, daß meine Insektenkenntnis nur eine geringe ist.

Der Fang der Insekten geschieht, nachdem man die Bewegungen derselben an mehreren Blüten genau beobachtet, also den Bestäubungsvorgang (Berührung der aufgesprungenen Antheren und der Narbe), das Honigsaugen, das Pollenfressen oder -sammeln gesehen hat, in der bekannten Weise durch ein Fangnetz. Die Tödtung der Kerbtiere muß mit Äther oder Schwefelkohlenstoff, niemals durch Alkohol vorgenommen werden, da durch letzteren zartere Organe zusammenfallen und unkenntlich werden, so daß die Bestimmung der Blumenbesucher erschwert, wenn nicht (z. B. bei kleineren Musciden) ganz unmöglich gemacht wird. Ebenso darf die Aufbewahrung der Insekten aus demselben Grunde nicht in Alkohol geschehen. Am besten läßt man sie vorläufig in kleinen, trockenen, mit einem Kork oder Wattepfropf zu verschließenden Gläschen, auf deren Etikett die Namen der Pflanze und der Insekten, das Fangdatum und der Beobachtungsort notiert sind. Etwaige Schimmelbildung kann man dadurch wieder zerstören, daß man die Insekten in Äther taucht.

Hat man erst eine größere Anzahl der Blumenbesucher gefangen, so macht sich bald das Bedürfniß nach Ordnung derselben bemerkbar. Man spießt sie dann auf Insektennadeln und verwahrt sie in luftdichten Kästen, auf deren Boden einige Tropfen Quecksilber geschüttet werden, dessen giftige Dämpfe zerstörende Milben u. s. w. von den aufbewahrten Insekten fernhalten. In einer Liste führt man dann die von jeder Insektenart besuchten Pflanzenarten wieder nebst Fangdatum und -ort an.

---

[1]) E. Loew, „Anleitung zu blütenbiologischen Beobachtungen“, S. 8. — Hier sind auch die wichtigsten Hilfsmittel zur Bestimmung der Insekten mitgetheilt.

Bei einiger Übung wird man die meisten Insekten auch ohne Apparate beim Blütenbesuch fangen können, denn die Blumengäste sind beim Verzehren der dargebotenen Nahrung meist so eifrig beschäftigt, daß man sie mit den Fingern von den Blüten nehmen kann, ohne daß sie vorher an Fortfliegen denken. Selbst die aus der Luft sehr schwer sogar mit dem Netze fangbaren Schwirrfliegen (Syrphus-Arten), welche bei hellem Sonnenscheine wie angeheftet an einem Punkte schweben, häufig im Anschauen einer Blüte wie versunken, dann plötzlich bei Seite schießen, um sofort die Schwebestellung wieder einzunehmen, — selbst diese lassen sich leicht von den Blüten herunternehmen. Bei dieser Art des Fanges muß man sich natürlich hüten, ein mit einem Wehrstachel versehenes Kerbtier anders als an beiden Flügelpaaren zugleich zu ergreifen, weil man sonst recht schmerzliche Erfahrungen machen würde. Ist man anfangs zu zaghaft um zuzugreifen, so kann man die Hummeln (— denn abgesehen von der Honigbiene wird es sich besonders um diese handeln —) auch mit Hülfe eines mit einem Korkstopfen versehenen Aufbewahrungsgläschens fangen, indem man das Insekt mittelst des Korkes in das Fläschchen hineinschiebt. Von letzteren trage ich (nebst dem Ätherfläschchen) im Sommer stets eine Anzahl bei mir; ich benutze dickwandige, an einer Seite zugeschmolzene Glasröhrchen von 6—7 cm Länge und 1—1½ cm lichten Durchmesser.

Wann und wo sollen blütenbiologische Beobachtungen vorgenommen werden? Darauf lasse ich Sprengel antworten; er sagt in seinem eingangs citierten Werke:

„Besonders sind die Mittagsstunden, wenn die am unbewölkten Himmel hochstehende Sonne warm, oder wohl gar heiß scheint, diejenige Zeit, da man fleißig Beobachtungen anstellen muß. Denn die Tagesblumen erscheinen alsdann in ihrer größten Schönheit und buhlen mit allen ihren Reizen um den Besuch der Insekten, und ihre Befruchtung kann um so viel leichter von Statten gehen, weil der Staub auch solcher Antheren, welche an der freien Luft liegen, völlig trocken ist. Die Insekten aber, denen die größte Hitze grade am liebsten ist, sind alsdann in und auf den Blumen in der größten Thätigkeit, um, ihrer Absicht nach, im Nektar derselben zu schwelgen, nach der Absicht der Natur aber, um sie zugleich zu befruchten. Im Reiche der Flora, deren Weisheit nicht minder bewunderungswürdig ist, als ihre Schönheit, geschehen alsdann Wunderdinge, von welchen der Stubenbotaniker, welcher unterdessen sich damit beschäftigt, den Forderungen seines Magens ein Genüge zu thun, nicht einmal eine Ahndung hat".

Bei windstillem Wetter und warmem Sonnenschein also findet ein reichlicher Insektenbesuch statt, während windige, trübe oder gar regnerische

Witterung die Blumengäste in ihre Schlupfwinkel treibt. „Wenn dagegen nach einigen kalten und windigen Nebel- und Regentagen plötzlich wieder sonniges, windstilles Wetter eintritt, sieht man um so mehr blumenbesuchende Insekten in Thätigkeit. Je länger sie haben hungern müssen, um so emsiger und andauernder sind sie nun im Aufsuchen der Blumennahrung, und die Blumen, die nach mehrtägigem Warten sich den warmen Sonnenstrahlen geöffnet haben, finden nun sicher größtentheils ihre Befruchter“ [1]).

Es giebt aber auch eine Anzahl Blumen, welche bei Tage geschlossen sind oder welk und unansehnlich erscheinen und erst abends sich öffnen. Diese „Nachtblumen“ werden von Dämmerungs- und Nachtinsekten besucht, so daß man sie nach eingetretener Dunkelheit beobachten muß. Hierher gehören die oben als Nachtfalterblumen bezeichneten Blüten. Sprengel charakterisiert sie folgendermaßen: sie haben „eine große und hellgefärbte Krone, damit sie in der Dunkelheit der Nacht den Insekten in die Augen fallen. Ist ihre Krone unansehnlich, so wird dieser Mangel durch einen starken Geruch ersetzt. Ein Saftmaal hingegen findet bei ihnen nicht Statt. Denn hätte z. B. die weiße Krone einer Nachtblume ein Saftmaal von einer andern, aber auch hellen Farbe, so würde dasselbe in der Dunkelheit der Nacht gegen die Farbe der Krone nicht abstechen, folglich ohne Nutzen seyen. Hätte sie aber ein dunkelgefärbtes Saftmaal, so würde dies nicht in die Augen fallen, folglich ebenso unnütz sein als jenes.“

Den Schluß dieser Abhandlung möge noch ein Wort aus Sprengels Werk bilden, welches den angehenden Blütenbiologen an's Herz gelegt sein möge: „Den Plan der Natur im Bau der Blumen wird man keineswegs entdecken, wenn man sich die Pflanze aus dem Garten oder vom Felde holen läßt. *Man muß vielmehr die Blumen an ihren natürlichen* Standorten untersuchen, — kurz, man muß die Natur auf der That zu ertappen suchen“.

Auf die Beschreibung einzelner Blüteneinrichtungen hier einzugehen, muß ich verzichten, obgleich ein ganz besonderer Reiz darin liegt, einige der interessantesten Beispiele herauszugreifen und zu schildern. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die eingangs angeführten Werke. Sollte ich durch diese kleine Abhandlung zu blütenbiologischen Beobachtungen angeregt oder auch nur Verständnis und Interesse für dieselben geweckt haben, so würde der Zweck derselben erfüllt sein.

---

[1]) Herm. Müller, Alpenblumen S. 547.

Zweiter Jahresbericht
über die Thätigkeit des Botanischen Vereins zu Hamburg.

Leider wurde der Verein in seiner Arbeit durch das Auftreten der Cholera erheblich gestört, da es vielen Mitgliedern zeitweilig unmöglich gemacht wurde, einen größeren Ausflug in die Umgegend Hamburgs zu unternehmen. Hoffentlich wird uns eine Störung dieser Art fernbleiben, damit wir dem gesteckten Ziele, genaue Durchforschung der Flora Hamburgs und Holsteins, näher kommen.

Die Zahl der Mitglieder betrug am Ende des vorigen Jahres 39; neu hinzu kamen 4 Mitglieder, wohingegen 5 Herren austraten. Demgemäß besteht der Verein zur Zeit aus 38 Mitgliedern, die bis auf 3 ihren Wohnsitz in Hamburg und nächster Umgebung haben.

Ausflüge wurden vom Verein aus während des Sommers in größerer Anzahl gemacht. Die Art und Weise der Ausführung dieser Ausflüge wurde etwas geändert, da wir die Erfahrung machten, daß es sich bequemer und erfolgreicher arbeitet in einem kleineren Kreise. Aus den größeren Ausflügen heben wir hervor: 1. Oldesloe und Umgegend, 2. Segeberg, Ihlsee und Umgegend, 3. Neukloster mit Doren bei Buxtehude, 4. Barmstedt und Elmshorn, 5. Trittau, 6. Geesthacht (3 mal), 7. Otterndorf und 8. Lauenburg. Außer diesen sind wöchentliche Ausflüge in die nähere Umgegend Hamburgs regelmäßig gemacht worden. Die Zahl der Winter-Ausflüge war eine beschränktere.

Der Besuch der Vereinsversammlungen, welche statutengemäß während des Winterhalbjahres monatlich stattfanden, war ein reger. In diesen Versammlungen sind über nachstehend bezeichnete Themata Vorträge gehalten worden:

1. Die Flora von Land Oldenburg, von Herrn Justus Schmidt.
2. Die Vegetationsverhältnisse des nordöstlichen Posen, von Herrn Wald. Schmidt.
3. Die Adventivflora der Umgebung der Neuen Mühle bei Wandsbek, von Herrn O. Jaap.
4. Die Flora des Glatzer Schneeberges, von Herrn O. Jaap.
5. Die Freiland-Coniferen Hamburgs, von Herrn C. Kausch.
6. Die Flora des Harzes, von Herrn Fischer.
7. Neue und seltenere Adventivpflanzen Hamburgs, von Hrn. W. Zimpel.
8. Die Algenflora der Ostsee, von Herrn F. Bruns.
9. Einige interessante Pflanzen aus der Hamburger Flora, von Herrn Laban.

10. Neue Adventivpflanzen aus der Umgegend Wandsbeks, von Herrn W. Timm in Wandsbek.
11. Neue Standorte und neue Pflanzenformen aus Holsteins Flora, von Herrn Justus Schmidt.

An der Vervollständigung des Vereinsherbariums wurde von verschiedenen Mitgliedern fleißig gearbeitet. Demselben und der Vereinsbibliothek wurden von den Herren Major Reinbold in Kiel, J. Herbst in Altona und Junge in Hamburg Geschenke überwiesen, für welche wir im Namen des Vereins unsern verbindlichsten Dank aussprechen.

Das Resultat unserer diesjährigen Vereinsarbeit war ein recht erfreuliches. Wenn wir zunächst aus der großen Zahl von Beobachtungen diejenigen hervorheben, welche sich auf unsere einheimische Pflanzenwelt beziehen, so ergiebt sich, daß als neu für unser Gebiet festgestellt werden konnte das Vorkommen von:

Anemone ranunculoïdes L. var. subintegra Wiesb. Diese höchst interessante Varietät kommt ziemlich häufig in einer waldigen Schlucht, „in den Gründen" bei Goldenbek im Kreise Segeberg vor. Die Pflanze wurde im vorigen Jahresbericht erwähnt als neue Form, da eine Benennung uns noch nicht bekannt geworden war. Wie Prof. Ascherson aber im vorjährigen Bericht des Botan. Vereins für Brandenburg berichtet, ist die Pflanze von Wiesbauer in Böhmen aufgefunden und als subintegra bezeichnet worden. Durch genaueres Nachforschen dürfte sich ergeben, daß diese Varietät noch an andern Orten Holsteins vorkommt. Da die Beschreibung dieser Pflanze noch keine allgemeine Verbreitung gefunden hat, so gestatten wir uns an dieser Stätte kurz darauf hinzuweisen, daß diese Form sich von der normalen durch die ganzrandigen Blättchen der Hüllblätter unterscheidet. Höchstens ist der Rand der Blättchen nach der Spitze hin fein gesägt.

Ervum hirsutum L. f. fissum Froelich wurde auf Getreideäckern des Königlandes bei Wandsbek beobachtet.

Lycopodium Selago L. var. recurvum Kit (a. A.) ist in einer bewaldeten Schlucht bei Appelbüttel, südlich von Harburg, gesammelt worden.

Rosa Sepium Thuill. var. inodora Fr. ist am Isekanal bei Hamburg beobachtet.

Potentilla procumbens × silvestris kommt zwischen Langenhorn und Hummelsbüttel vor.

Zu den wichtigsten Pflanzen, deren Vorkommen bei uns schon

früher festgestellt worden, die aber in vielen Jahren nicht beobachtet waren, gehören:

Anemone nemorosa L. var. caerulea D. C. im Walde bei Niendorf.

Salix repens × viminalis in den Besenhorster Wiesen bei Geesthacht.

Vicia tetrasperma L. f. tenuis Fr. bei Wandsbek.

Potamogeton fluitans Roth bei Trittau.

Splachnum ampullaceum L. am Hälkenteich bei Trittau, zugleich neuer Standort.

Neue Fundstätten seltener Pflanzen unserer einheimischen Flora sind festgestellt worden für:

Asplenium septentrionale L. Steinmauer am Wege von Friedrichsruhe nach Möhnsen.

Asplenium Trichomanes L. Wintershagen bei Neustadt.

Carex Boenninghausiana Weihe. Elbufer bei Wittenbergen unterhalb Blankenese.

Dentaria bulbifera L. Rethwisch bei Oldesloe.

Hepatica triloba Gil. Gründen bei Goldenbek, Kreis Segeberg.

Iuncus diffusus Hoppe. Horner Rennbahn bei Wandsbek.

Lobelia Dortmanna L. f. panniculata Prahl. Ihlsee bei Segeberg.

Liparis Loeselii Rich. Curauer und Süseler Moor.

Melica nutans L. Gebüsch am gr. See bei Segeberg.

Myriophyllum verticillatum L. f. pectinatum D. C. Westerrade im Kreise Segeberg.

Ophioglossum vulgatum L. Edendorf bei Itzehoe.

Oxalis Acetosella L. var. lilacina Rchb. Doren bei Buxtehude.

Phegopteris polypodioïdes Fée. Edendorf bei Itzehoe.

Potamogeton mucronatus Schrader. Wandsbek.

Rhynchospora fusca Röm & Schult. Edendorf bei Itzehoe.

Sagina maritima L. Elbufer bei Otterndorf.

Samolus Valerandi L. Rohlsdorf am Warder-See im Kreise Segeberg.

Senecio viscosus L. Edendorf bei Itzehoe.

Triticum caninum L. Gründen bei Goldenbek im Kreise Segeberg.

Bei dieser Zusammenstellung war maßgebend die Flora von Dr. Prahl. Aufgenommen sind solche Pflanzen, deren Verbreitung in unserem Gebiete eine beschränkte ist. Die oben angeführten Standorte waren bislang entweder nicht bekannt oder die diesbezüglichen Angaben wurden als zweifelhaft angesehen.

Die Adventivflora Hamburgs, welche seit Jahren das Interesse der hiesigen Botaniker in Anspruch nimmt, war im letzten Jahre nicht so reich entwickelt wie früher. Der Grund hierfür liegt darin, daß ein

längeres Lagern von Abfallstoffen, Schutt 2c. nicht mehr gestattet ist. Besonders ergiebig erwies sich im Sommer 1892 die Umgegend der neuen Mühle bei Wandsbek, wo circa 100 Fremdlinge beobachtet worden sind.

An neuen Pflanzen unserer Adventivflora erwähnen wir:

Aegilops triaristata W., Ajuga Chamaepitys Schreber, Alyssum argenteum Vitm., Alyssum montanum L., Androsace maxima L., Bromus squarrosus L. var. villosus Koch, Crepis rhoeadifolia M. B., Delphinium orientale, Geum macrophyllum Willd., Hordeum maritimum With., Hyoscyamus niger var. agrestis Kit. (a. A.), Lepidium graminifolium L., Linaria genistaefolia D.C., Lotus angustissimus L., Panicum colonum L., Phalaris minor L., Phalaris paradoxa L., Pimpinella Anisum L., Polycnenum arvense L., Sorghum halepense Pers., Specularia hybrida D. C., Trifolium Cherleri L., Vicia cordata Wulf, Xeranthemum annuum L.

Von den vorstehend genannten Pflanzen sind Geum macrophyllum, Lotus angustissimus, Vicia cordata und Panicum colonum schon in früheren Jahren gesammelt, aber erst im letzten Jahre bestimmt worden.

Aus der großen Zahl solcher Adventivpflanzen, die schon in früheren Jahren gesammelt und bekannt geworden, im letzten Jahre sich aber wieder zeigten, erwähnen wir solche, die entweder selten gefunden sind, oder auch in größeren Mengen auftraten:

Aegilops cylindrica Host., Achillaea nobilis L., Alyssum minimum Willd., Althaea hirsuta L., Amarantus spinosus L., Ambrosia artemisiaefolia L., Anacyclus officinarum Hayne, Anthemis ruthenica M. B., A. tinctoria L., Artemisia scoparia W. K., Atriplex tataricum L., Bidens leucanthus W., Blitum virgatum L., Brassica elongata Ehrh., Bromus commutatus Schrad., Br. squarrosus L., Bupleurum rotundifolium L., Caucalis daucoïdes L., Centaurea cristata Bartl., C. solstitialis L., Chenopodium ambrosioïdes L., Ch. Botrys L., Ch. Vulvaria L., Chorispora tenella D. C., Coronilla scorpioïdes Koch, Diplotaxis muralis D. C., Echinospermum patulum Lehm., Eleusine indica Gaertn., Elymus caput Medusae L., Erysimum canescens Roth, E. repandum L., Euclidium syriacum R. Br., Glaucium corniculatum Curtis var. tricolor Bernh., Gypsophila panniculata L., Hordeum jubatum L., Kochia Scoparia Schrad., Lathyrus sativus L., Lepidium micranthum var. apetalum Ledeb., L. perfoliatum L., Medicago hispida Gaertn., Melilotus coeruleus Lam., M. dentatus Pers., M. parviflorus Derf., M. ruthenicus M. B., Nicandra physaloïdes Gaertn., Phleum asperum L., Ph. graecum Boiss & Heldr., Rapistrum perenne All., Sideritis montana L., Silene conica L., S. dichotoma Ehrh., S. vulgaris var. saponariaefolia Schott., Sinapis

juncea L., S. arvensis L. var. orientalis Murr., Sisymbrium Columnae L., S. junceum M. B., S. Loeselii L., S. Sinapistrum Crantz, Specularia Speculum D. C., Stachys annua L., Trigonella Foenum graecum L., Triticum cristatum Schreber, Tr. villosum M.B., Turgenia latifolia Hoffm., Vaccaria parviflora Mnch., Verbascum Blattaria L., Vicia grandiflora Scop., V. lutea L., V. narbonensis L., V. narbonensis L. var. serratifolia Koch, V. tricolor Seb. & Maur., Xanthium spinosum L., X. strumarium L.

Hamburg, im Mai 1893.

Justus Schmidt,
z. Z. 1. Vorsitzender.

Die dritte Generalversammlung unseres Vereins in Flensburg

am 23. Mai d. J. wurde von gegen 60 Teilnehmern besucht. Der Vorsitzende, Herr Gymnasiallehrer a. D. Fack schloß an die Begrüßung die Bitte an alle Vereinsmitglieder und Leser der Heimat, sich als Mitarbeiter auf dem Gebiete der Natur- und Landeskunde zu betrachten und zu dem Ende recht zahlreich kleine Mitteilungen für die Heimat einzusenden. Als Beispiel machte er aufmerksam auf das Vorkommen einiger seltener Schneckenarten und deutete an, wie selbst solche scheinbar nur den Sammler angehende Fragen ein großes allgemein wissenschaftliches Interesse haben können. (S. Mitteilungen 2.)

Der Schriftführer Herr Kleemann teilte in seinen Bericht mit, daß die Zahl der Mitglieder im Laufe des Jahres von 1850 auf 2150 gestiegen ist und noch fortdauernd zunimmt. Wegen der größeren Mitgliederzahl kann die Heimat jetzt regelmäßig in einem Umfange von $1^1/_2$ Bogen ausgegeben werden; auch soll die Heimat soweit der Inhalt es wünschenswert erscheinen läßt, mehr als bisher mit Abbildungen ausgestattet werden.

Nach dem Bericht des Kassenwarts Herrn Peters betrugen

der Kassenbehalt aus dem 1. Vereinsjahr. s. Heimat 1892 S. 167	266,88 Mk.
Die Mitgliederbeiträge für 1892 zusammen mit der Einnahme für nachbestellte Hefte vom 1. Jahrgang der Heimat	4090,90 Mk.
Die Einnahme für Anzeigen auf dem Umschlag der Heimat	110,38 Mk.
Die Gesamteinnahme für 1892 also . .	4468,16 Mk.

Die Ausgaben stellten sich im ganzen auf 4477,15 Mk., so daß der Kassenwart einen Vorschuß von 8,99 Mk. zu leisten hatte. Der Fehlbetrag stammt im Grunde noch aus dem 1. Vereinsjahr, denn so wie der Kassenbehalt für dasselbe unter die Einnahmen für 1892 aufgenommen ist, ist aus diesen das Honorar für die größeren Aufsätze der der Heimat sowohl für 1892 wie auch noch für 1891 bestritten. Die Ausgabe hierfür beträgt im ganzen 725,85 Mk. Die Herstellung und der Versand der Heimat kostete rund 3000 Mk. Auf Antrag des Vorsitzenden sind für das 2. Vereinsjahr an den Schriftleiter 200 Mk. und an den Kassenwart und Schriftführer je 100 Mk. als Entschädigung für die im Dienste des Vereins geleistete Arbeit und die aufgewendete Zeit bezahlt. Der Rest der Einnahme ist ausgegeben für Reisekosten, Porto, Anzeigen, Aufforderungen u. s. w. zum Eintritt in den Verein. Das Steigen der Mitgliederzahl zeigt, daß diese Ausgaben nicht vergeblich gemacht sind.

Die Revisoren, Herr Bröcker in Gaarden und Herr Eckmann in Ellerbek haben die Abrechnung geprüft und richtig befunden. Die Versammlung entlastet den Kassenwart. An Stelle des ausscheidenden Revisors Herrn Bröcker wurde für das Vereinsjahr 1893 Herr Droguist Jappe in Kiel gewählt.

Das ausscheidende Vorstandsmitglied, der Vorsitzende, Herr Gymnasiallehrer a. D. Fack, wurde einstimmig wiedergewählt. — Da die Arbeit des geschäftsführenden Ausschusses sich häuft, so war seitens des geschäftsführenden Ausschusses der Antrag gestellt, die Satzungen des Vereins dahin abzuändern, daß der geschäftsführende Ausschuß künftig aus fünf statt aus vier Mitgliedern besteht, dieser Antrag wurde angenommen. Als neues Ausschußmitglied wurde Herr Splieth, Kustos am Schleswig-Holsteinschen Museum in Kiel, gewählt.

Den ersten Vortrag hielt Herr Lehrer Callsen aus Flensburg über Verkehrswege und historische Orte im mittleren und südlichen Schleswig. Der Vortrag zeigte, wie reich gerade das mittlere Schleswig von Flensburg bis Schleswig an historisch wichtigen Orten ist und wie anregend es ist, sich in die Geschichte seiner näheren Umgebung zu vertiefen. Der Vortrag wird in der Heimat abgedruckt werden.

Herr Direktor Sauermann hatte auf Wunsch des geschäftsführenden Ausschusses aus den reichen Schätzen des Flensburger Kunstgewerbemuseums einige Proben heimischer Hausindustrie ausgestellt und zwar 1. Arbeiten vom Webestuhl, 2. Klöppel- oder wie bei uns gesagt wird „Knüppel"arbeiten und 3. Schnitz-

arbeiten. Das Verständnis für die ausgestellten Gegenstände wurde auf das beste durch einen erläuternden Vortrag von Herrn Sauermann gefördert. Herr Sauermann hat seinen Vortrag mit einigen charakteristischen Abbildungen für die Heimat in Aussicht gestellt.

An den Vortrag schloß sich eine Besichtigung der Ausstellung, unter Herrn Sauermanns eigener Leitung.

Dann sprach der Vorsitzende, Herr Fack, über die Bodenbildung unseres Landes. Nachdem er ältere Ansichten erwähnt hatte, ging er auf die Lyell'sche Drifttheorie und die von F. Torrel begründete Inlandeistheorie über. Der Vortragende hält die Annahme, daß unser Land zweimal vom Inlandeis bedeckt gewesen sei, für nicht begründet, sondern nimmt nur eine Eiszeit an. Während der Inlandeisbedeckung war nach Ansicht des Vortragenden die Ostsee in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vorhanden. Die Ostsee selbst mit ihren Buchten an der schleswig-holsteinschen Küste erklärt er als Erhebungsspalten. Auch Herr Fack wird seine Ansicht über die Bildung unseres Bodens in der Heimat ausführlich darlegen.

An die Versammlung schloß sich eine gemeinschaftliche Fahrt der Teilnehmer über die schöne Flensburger Föhrde nach Glücksburg. Ein Spaziergang führte die Teilnehmer durch den herrlichen Wald und den Flecken. Mit diesem Ausflug schloß die Versammlung, die allen Besuchern sicher viel Anredendes geboten hat.

Kiel, Ende Mai 1893.

H. Dannmeier.

Mitteilungen.

Sonnenring oder **Seering.** Meine Anfrage und Bitte im diesjährigen Märzheft der „Heimat" S. 69 hat einen überraschenden Erfolg gehabt und fühle ich mich verpflichtet, nicht nur meinen Dank für die erhaltenen Mitteilungen auszusprechen, sondern auch die mir zugegangenen Nachrichten bekannt zu machen. Am 10. März schreibt Herr O. Ganzer aus Neumünster, daß in seiner Knabenzeit die damals Sonnenuhren genannten Ringe in Eisenwarenhandlungen zu etwa einem Schillinge verkauft wurden. Ferner schreibt an demselben Tage Herr L. Frahm aus Poppenbüttel, daß früher in seiner Heimat, zwischen Bargteheide und Ahrensburg, die Sonnenringe bei Knechten und größeren Knaben sehr allgemein und auf den damals noch mehr besuchten Jahrmärkten für fünf bis sechs Schillinge käuflich waren. Herr G. Sieden in Heiligenhafen schickt unterm 11. März einen Sonnenring und bemerkt, daß um 1850 fast jedes Kind der Stadt Schleswig einen solchen besaß. Aus Hattstedt berichtet Herr Joh. Johannsen, daß in seinen Schuljahren, etwa 1830

bis 1840, die Ringe von zahlreichen Hirtenknaben und andern jungen Leuten für etwa zwei Schillinge, namentlich auf Jahrmärkten, gekauft und mit Ketten oder Band wie eine Taschenuhr getragen wurden. Herr K. Brügge in Segeberg schickt einen Ring, den er sich im vorigen Jahre von einem Hirten im östlichen Holstein erstanden hatte, und bemerkt, abweichend von allen übrigen Mitteilungen, daß solche Ringe noch jetzt von Hirtenknaben vielfach benutzt würden und dieselben in Geschäften des östlichen Holsteins noch verkäuflich seien. Herr Brügge hat mir dann später in der That noch einige Ringe zu besorgen die Güte gehabt. Herr Hauptpastor H. Petersen in Eddelack bestätigt unterm 17. März, daß in den vierziger Jahren die Ringe in der Gegend von Pinneberg sehr allgemein, aber etwa 1865 verschwunden waren; es gab zwei verschiedene Größen; die Kuhhirten benutzten sie, um die Kühe rechtzeitig auf den Hof zu treiben. Auch in Dithmarschen kannte man den Ring. Der Herr Pastor hatte die Güte, mir einen selbstverfertigten Ring zu übersenden. Endlich erhielt ich von Herrn Lehrer M. Martensen in Norderlügum ein sehr schönes Exemplar.

Es steht also fest, daß die Sonnenringe eine Zeitlang, die äußersten Angaben liegen zwischen 1830 und 1865, sehr allgemein als einfache Uhren in den Herzogtümern verbreitet waren. Ferner, daß Ringe verschiedener Größe und Qualität verfertigt wurden, was die Preisverschiedenheiten erklärt. Merkwürdig ist es, daß dies sehr alte und lange verschwunden gewesene Instrument plötzlich wieder zum Vorschein kommt, um nach kurzer Zeit fast völlig außer Gebrauch zu kommen. Wahrscheinlich ist nämlich diese kleine transportable Sonnenuhr im 16. Jahrhundert angefertigt worden. Aus dem folgenden Jahrhundert nenne ich nun Athanasius Kircher, ars magna lucis et Umbrae, Amsterdam 1671, wo S. 365 diese Sonnenuhr als annulus horologus abgebildet und beschrieben ist.

Kiel, 20. April 1893. G. Karsten.

Einige seltene Schneckenarten. Auf der Generalversammlung zu Flensburg übergab ich an Herrn Callsen daselbst nachstehend aufgeführten Arten mit der Bitte zu untersuchen, ob dieselben nicht auch bei Flensburg aufgefunden werden könnten.

1. Helix (Trigoniostma) obvoluta Müller. Bis jetzt kenne ich die Art nur vom Ugleisee, wo sie am nördlichen Abhang lebt. Mörch in seiner Uebersicht der Binnen-(Land-)Mollusken Dänemarks, nennt auch Flensburg als Fundort, ohne aber die Stelle ihres Vorkommens näher anzugeben. In Mittel- und Süddeutschland häufiger.
2. Helix (Xerophila) caperata Montg. Diese Art wurde vor einigen Jahren von Herrn Wüstenei bei Sonderburg auf Gartengebüsch und am Wannigbund auf Honkenya Peploides aufgefunden. Auch soll sie bei Weimar vorkommen, ist aber im übrigen Deutschland nicht bekannt.
3. Pupa (Pupilla) cylindracea da Costa = P. mublicata Montg. von mir unterhalb Korügen (am Kieler Hafen) aufgefunden, sonst noch auf Rügen und im südlichen Schweden vorkommend, im übrigen Deutschland nicht bekannt.

Kiel. Fack.

Zur Beantwortung der Anfrage im Aprilheft S. 95. Ob dieselbe Sage in Schleswig-Holstein vorkommt, weiß ich nicht; aber ähnliche Sagen kenne ich eine ganze Reihe. Knickerbeen ist offenbar der Name eines Unterirdischen. In andern Sagen heißt dieser Unterirdische Hinkelbeen. Beide Namen beziehen sich unzweifelhaft auf die Beschaffenheit der Beine. In vielen Sagen von den Unterirdischen raubt ein Mann denselben einen goldenen Becher. Die Unterirdischen verfolgen ihn und da gerade Hinkelbeen dem Fliehenden am nächsten ist, rufen die andern: „Hinkelbeen, lop!" Der Mann erreicht aber glücklich sein Haus. Die Unterirdischen werfen ihm eine glühende Feuerzange nach, die indes ihn nicht trifft, sondern in einen Heckpfahl hineinfährt. Die glühende Feuerzange ist dasselbe, was in der Lauenburger Sage das Feuerrad ist. Beides deutet wohl auf den Donar mit seinem Blitz; wie denn ja auch die Unterirdischen nichts anderes sind, als personifizierte Naturkräfte. Die Unterirdischen heißen sonst auch Üllerken, Aulken, Alken, d. h. die Alten.

Darrenwurth. Heinr. Carstens.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

H. Ehlers, Heimatkunde von Altona und Umgegend. 2. verb. u. verm. Aufl. Mit Plänen und einer Karte. 87 S. 8°. Altona, Herrmann Uflackers Buchhandlung 1893. Preis geb. 1,50 Mk.

Das Büchlein zeigt an dem Beispiel von Altona, wie die Schüler durch die Heimatkunde sich in ihrer nächsten Umgebung orientieren lernen und damit die anschaulichen Grundlagen für das Verständnis der Karte und den Unterricht in der Geographie überhaupt gewinnen. Das Buch wird interessiren als eine gute Übersicht der Ortskunde Altonas und seiner Umgebung, sowie seiner Geschichte, besonders aber als vortreffliches Beispiel für den Unterricht. Die beigegebene Karte, gezeichnet von Ed. Gäbler, stellt die Umgegend Hamburg von Wedel bis Wandsbek und von Eidelstedt bis südlich von Harburg, sowie auf einer Nebenkarte Cuxhafen dar. Sie ist deutlich und klar gezeichnet. D.

Kinder, Plön. Ein Führer durch die Stadt Plön und deren Umgebung. Anhang: Plöner Geschichten. Mit einer Karte von der Umgebung der ostholsteinschen Seeen im Maßstab 1:40000. 31 und 210 Seiten. 8°. Plön o. J. (1893) Hirtsche Buchdruckerei. Preis 75 Pfg.

Das vorliegende Buch ist eine neu bearbeitete und erweiterte Auflage eines vom Verfasser früher herausgegebenen Führers. Es ist zuverlässig und die beigegebene Karte, welche vom Ascheberg bis zum Uklei reicht, wegen ihres großen Maßstabes sehr deutlich. Beigelegt sind ein Fahrplan der ostholsteinschen Bahnen und einer über die Schiffahrt auf Dieck-, Behler- und Großen Plöner See. Besonders anregend wird das Buch durch seinen 210 Seiten umfassenden Anhang: Plöner Geschichten: Ein Bürgermeister des 17. Jahrhunderts. Daniel Pogewisch. Ein Hexenprozeß, Christian Gottlieb. Der schwarze Feldtrompeter. Die Tochter des Frohns. Magister Petrus Zorn. Leibeigen. Diese alten Bilder haben vor vielen anderen den Vorzug, daß sie „treu und wahr oder wie man sagen könnte aktenmäßig" und doch gut erzählt sind. Durch seine Erläuterungen macht der Verfasser sie verständlich und zeigt ihren Wert für die Kulturgeschichte. Den Plöner Geschichten geht eine Geschichte der Stadt Plön vorauf. Der beispiellos billige Preis von 75 Pf. erleichtert die Verbreitung, welche das Buch in hohem Grade verdient. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 7 u. 8. Juli-August 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

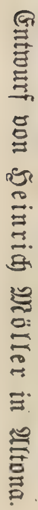
Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die Entwürfe zu dem Landesdenkmal Kaiser Wilhelm I. für Schleswig-Holstein.

Der Ausschuß für die Errichtung dieses Denkmals hatte die Herren Bildhauer Brütt und Professor Otto in Berlin, sowie Möller in Altona aufgefordert, Entwürfe zum Wettbewerb anzufertigen. Auf seinen eigenen Wunsch wurde es Herrn Bildhauer Peterich, der in unserer Provinz durch das von ihm entworfene Reventlou-Beseler-Denkmal in Schleswig bekannt geworden ist, gestattet, außer Konkurrenz einen Entwurf auszustellen. Die in Gips ausgeführten Modelle sind seit Januar 1892 in einer für diesen Zweck erbauten Bretterhalle im Schloßgarten zu Kiel zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Der Ausschuß hat von jedem der vier Entwürfe zwei photographische Aufnahmen anfertigen lassen und dieselben der „Heimat" zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Leider konnte der Kostenwegen nur je eine Aufnahme wiedergegeben werden. Die Platten für den Druck wurden nach Photographien von Schmidt und Wegener in Kiel in der bewährten Anstalt von Riffarth, Meisenbach & Co. in Berlin angefertigt. Die „Heimat" kann und will nicht eine Kritik der einzelnen Entwürfe bringen. Nach den eigenen Beschreibungen der Künstler geben wir zu den Abbildungen die folgenden Erläuterungen:



Entwurf von Brütt.



Entwurf von Heinrich Möller in Altona.

1. Der Entwurf von Brütt

stellt Kaiser Wilhelm I. im 70. Lebensjahre in der Uniform des 1. Garderegiments zu Fuß dar. Am Sockel und Unterbau finden sich Erinnerungszeichen der geschichtlichen Entwicklung Schleswig-Holsteins, die in der Gründung des deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm gipfelt, am Sockelschaft rückwärts: das Bildnis Lornsens (1830), rechts vom Beschauer: Bildnisse des Grafen Reventlou und Beselers (1848—50), links: Bildnisse Kaiser Friedrichs III. und Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein (1864—66), vorne: Inschrift. — Am Unterbau sieht man vorne den Wappenhalter der Herzogtümer Schleswig-Holstein, als Volkskraft gedacht, rechts einen die Geschichte Schleswig-Holsteins erzählenden Greis, links eine sitzende Viktoria, an die entscheidenden Siege von 1870—71 mahnend, und rückwärts eine Darstellung der Marine, sowie das Datum der Grundsteinlegung des Kanals.

Außer dem Entwurf zum Standbild hat Brütt noch zwei Skizzen zu einem Reiterstandbild ausgestellt, von denen die „Heimat" leider keine Abbildungen bringen kann.

2. Der Entwurf von Heinrich Möller in Altona.

Kaiser Wilhelm I. breitet die Hand grüßend über die für Deutschland wiedergewonnenen Herzogtümer Schleswig-Holstein aus. An der Vorderseite des Postaments ist der deutsche Michel als ein Urgermane dargestellt. Das Fell, die rohe Urkraft bedeutend, ist ihm von den Schultern geglitten; an seiner Stelle sind ihm Flügel gewachsen. Neben ihm bewacht der preußische Adler die Kaiserkleinodien. — An der hinteren Seite des Sockels sind die Herzogtümer Schleswig-Holstein als zwei Schwestergestalten wiedergegeben. — Auf einem Relief rechts oben legt Kaiser Wilhelm I. die Hand des damaligen Prinzen Wilhelm, unseres Kaisers, in die Hand der Prinzessin Auguste Viktoria. Der greise Kaiser ist umgeben von seinen Paladinen, die zur Wiedereroberung der beiden Herzogtümer und zu der darauf folgenden Einigung der deutschen Stämme beigetragen haben; es sind Kaiser Friedrich, Bismarck, Moltke, Roon u. s. w. Der verewigte Herzog Friedrich segnet das glückliche Paar. Er ist umgeben von den großen Männern, die zur Erhebung der Herzogtümer mitwirkten, nämlich Lornsen, Reventlou, Beseler, Chemnitz u. s. w. Auf dem Relief links oben nimmt Prinz Friedrich Karl die Meldung vom Fall der Düppeler Schanzen entgegen. Zwei kleine Reliefs rechts und links unten stellen 1. den Sieg bei Eckernförde und 2. die Landung der Deputation nach Kopenhagen in Kiel

oder die Ständeversammlung dar. Bänder an den Kränzen über diesen Reliefs tragen die Namen der Statthalter Schleswig-Holsteins.

3. Der Entwurf von Professor P. Otto.

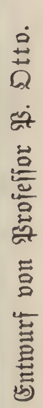
Für das eigentliche Reiterstandbild sind drei Entwürfe zur Auswahl gestellt: 1. in großer Generalsuniform im Kaisermantel, 2. die schlichte militärische Erscheinung und 3. in großer Generalsuniform mit Hermelinmantel. Unsere Abbildung giebt den zuerst genannten Entwurf wieder. An der Vorderseite des Postaments soll in einer aus drei Figuren bestehenden Gruppe die untrennbare Verbindung der Herzogtümer unter Preußens Schutz veranschaulicht werden: Schleswig und Holstein reichen sich die Hände, während Borussia stehend ihren Bund segnet. Die Reliefs am Postament bringen drei Hauptmomente aus der neuesten Geschichte Schleswig-Holsteins zur Anschauung, nämlich: die Erhebung am 24. März 1848, den Kampf bei Bau und den endlichen Sieg 1864 (Düppel). Unter den Reliefs vermitteln Trophäen die Verbindung zwischen Postament und Stufenbau. Auf den Treppenwangen des Stufenbaues lagern Löwen. — Als Platz für das Denkmal ist die Stelle im Schloßgarten gedacht, an welcher jetzt das Kriegerdenkmal steht. Die Reiterstatue ist mit dem Gesicht der großen Allee oder dem Hafen zugewendet und hat als Hintergrund das Königliche Schloß.

4. Der Entwurf von Peterich.*)

„Bei der Ausführung des Entwurfs für ein Kaiser Wilhelm-Denkmal in Kiel bin ich von dem Gedanken ausgegangen, die für die Entwicklung Schleswig-Holsteins bedeutsamen Thaten Wilhelms I. zum Ausdruck zu bringen.

Das Denkmal stellt den Kaiser im Reitermantel dar; mit der linken Hand lenkt er das ruhig dahinschreitende Pferd, während die rechte in grüßender Bewegung gesenkt ist. Der vorderen Seite des schlanken Sockels entwächst der Schnabel eines von stilisierten Wellen getragenen Schiffes, auf dem Germania in Helm und Panzer dem Meeresgott mit dem Dreizack die Hand zum Bunde reicht: die symbolische Darstellung der Gründung der deutschen Marine. Die gegenüberliegende Seite des Sockels versinnbildlicht das freudige Staunen Deutschlands über die Neugründung des Reiches: die Geschichte, eine lorbeergekränzte Frauengestalt, hebt die Hand von der ehernen Tafel, auf der sie die Worte „Up ewig ungedeelt" eingezeichnet hat, und schaut verwundert und beglückt zugleich mit erhobenem Arme zu dem Adler empor, der, die Kaiserkrone in den Fängen, auf dem Reichswappen sich niederläßt. In die Seiten-

*) Vom Künstler für die Heimat niedergeschrieben.



Entwurf von Professor P. Otto.



Entwurf von Peterich.

wände des Sockels sind zwei Reliefs eingelassen, von denen das eine die Erstürmung der Düppeler Schanzen durch die preußischen Truppen und das zweite die Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals durch Kaiser Wilhelm I. darstellt, jene beiden Ereignisse, die neben dem ersten und dem letzten Erscheinen des Kaisers in Schleswig-Holstein den gesamten Zeitraum seiner ruhmreichen Thätigkeit in sich schließen."

Der Ausschuß hat keinen der dargestellten Entwürfe zur Ausführung bestimmt, sondern Herrn Brütt aufgefordert, seine Skizzen, und zwar sowohl das Standbild wie die Reiterstatue, nochmal durchzuarbeiten und neue Entwürfe einzusenden. Darnach will der Ausschuß entscheiden, ob das Denkmal als Standbild oder als Reiterstatue auszuführen und ob Herrn Brütt die Ausführung zu übertragen ist. Herr Brütt will seine Entwürfe bis zu kommendem Herbst fertig stellen. Auch Herr Peterich wird eine Umarbeitung seines Entwurfs vornehmen und wieder mit ausstellen. Hoffentlich kann die Heimat ihren Lesern auch diese Entwürfe in Abbildungen vorführen. Dannmeier.

Zur Bodenbildung Schleswig-Holsteins.

Von M. W. Fack in Kiel.

Der Boden unserer Provinz wie des ganzen norddeutschen Tieflandes, ebenso der Boden Jütlands, der dänischen Ostseeinseln und des südlichen Schwedens, soweit derselbe diluvial ist, besteht aus weichen Erdmassen, aus Thon, Mergel, Sand und vielen kleinen und großen Gesteinen, sogenannten Geschieben, und ist ein Verwitterungsprodukt von harten Felsarten, Thonen und thonigen Kalken. Ob dieser Boden da entstanden ist, wo wir ihn jetzt sehen oder ob derselbe hierher befördert wurde, ist noch eine offene Frage. Gewöhnlich nimmt man an, daß derselbe durch Eis hier zusammengeschoben wurde und somit spricht man von den eingeschlossenen Steinen als von Geschieben.

Über die Art und Weise, wie der Boden hierher gekommen ist, hat man seit Anfang dieses Jahrhunderts verschiedene Hypothesen gehört. Bald sollte der Boden von den beiderseitigen Meeren angeschlemmt sein, daher wohl der Name Schlemmland; bald sollte derselbe von unterirdischen Gewalten heraufgeschleudert, bald durch Schlammvulkane abgesetzt sein. Diese Hypothesen, aus welchen heraus man nicht alle Erscheinungen erklären konnte, fanden deshalb nicht allgemeine Aufnahme, sondern blieben Ansichten Einzelner.

Erst im Jahre 1835 wurde von dem englischen Geologen Lyell die Trifttheorie aufgestellt, nach welcher unser Boden von treibenden

Eisschollen, welche von den nördlichen und östlichen Küsten der Ostsee abgetrieben hier strandeten und mitgeführte Lateritmassen ablagerten, gebildet worden sein soll. Diese Theorie fand zahlreiche Anhänger und blieb 40 Jahre lang die herrschende Ansicht.

Da trat im Jahre 1875 der schwedische Geologe Torell mit einer neuen Theorie hervor. Torell hat Norwegen, Spitzbergen, Grönland bereist und beobachtet, daß die Gletschermassen des Inlandes, das sogenannte Inlandeis, den unter ihm liegenden Verwitterungsboden zum Teil in sich aufnimmt, zum Teil vor sich herschiebt und beim Abschmelzen des Eises niederlegt. Diese Theorie fand bei neueren Geologen sofort Aufnahme und jetzt wird fast allgemein an derselben festgehalten. Ich darf es hier wohl aussprechen, daß bald nach Bekanntgeben dieser Theorie unser derzeitiger Landesgeologe, der verstorbene Dr. Meyn, auf einer Fahrt, die ich mit ihm machte, mir diese Idee einzuimpfen suchte und zum Schluß sagte: So ist es und anders kann es nicht sein. Doch kann ich nicht unterlassen, hervorzuheben, daß der jetzt verstorbene Professor Römer in Breslau, ein gewiegter Kenner des Diluviums, sich dieser Theorie nicht anschloß, sondern bis an sein Lebensende bei der Lyellschen Drifttheorie verblieb.

Zum weiteren Verständnis wird es nicht überflüssig sein, einen kurzen Rückblick auf frühere Perioden der Erdbildung zu thun. Die Kreide findet sich auf Rügen, in Mecklenburg, hier bei uns zu Lägerdorf, Lieth bei Hemmingstedt, Waterneversdorf, in Jütland am Limfjord, auf Seeland, Falster und im südlichen Schweden, rings um den westlichen Theil der Ostsee herum. Die Kreide schließt zahlreiche Meeresconchylien ein. Es muß also damals, als die Kreide sich ablagerte, unser Land Meeresboden gewesen sein, bedeckt vom sogenannten Kreidemeer. Auf die Kreide folgt die Tertiärformation; das Eocän ist bei Kopenhagen erschlossen, das Oligocän kommt bei Stettin vor, in Mecklenburg, bei uns zu Itzehoe anstehend und zu Sütel in Land Oldenburg und bei Muggesfelde durch Bohrung erreicht; das Miocän kommt viel häufiger in unserer Gegend vor, in Holstein zu Langenfelde-Altona, Muggesfelde, Itzehoe, in Schleswig an zahlreichen Punkten, namentlich auf Sylt, zu Spandet, Gramm, Tornskow, auch in Jütland. Diese tertiären Stufen schließen eine Meeresfaunna ein, es flutete damals über unserm Boden ein Meer, das Tertiärmeer. Auffallend ist es, daß die jüngste Tertiärbildung, das Pliocän, bisher hier nicht aufgefunden worden ist. Daß der Meeresboden damals schon gehoben war, ist nicht wahrscheinlich, viel eher ist anzunehmen, daß zu der Zeit die Hemisphärenebbe stattgefunden hat, denn gleich nach Ablagerung des Tertiär, wo das Diluvium

beginnt, ist unser Boden wieder unter Meeresbedeckung gewesen. Der altdiluviale, geschiebefreie Thon ist ein Absatz des Meeres. Für eine Meeresbedeckung zeugt ferner der zum alten Diluvium gehörige Brockenmergel von Burg, Fahrenkrug und anderswo, der Cyprinenthon von Alsen und bei Apenrade. Ähnliche Conchylien führende Ablagerungen kennen wir aus dem südlichen Norwegen, bei Gothenburg, bei Königsberg und in der Provinz Brandenburg. Es muß also zu der Zeit der Ablagerung des alten Diluviums hier ein Meer gewesen sein, das Diluvialmeer, auch das Balticum genannt, nicht zu verwechseln mit der jetzigen Ostsee. Da die eingeschlossenen Schalen, namentlich im Cyprinenthon gebrochen sind, so ist ohne Zweifel das Balticum ein nicht tiefes Meer gewesen, welches höchstwahrscheinlich über Rußland mit dem nördlichen Eismeer in Verbindung stand; nachweisbar durch Tierformen im bottnischen Busen, die heutigen Tags nur im nördlichen Eismeer noch leben.

Nach Ablagerung des Brockenmergels und des Cyprinenthons, welche beide Bildungen als zum alten Diluvium gehörig angesehen werden, trat nun die Eiszeit ein. Ganz Nordeuropa bis herunter zu einer Linie, welche durch das südliche England bis zur Themsemündung, durch Holland, Westfalen, bis an das deutsche Mittelgebirge, Harz, Sächsisches Bergland, längs den Karpathen, durch Rußland bis nahe an den Ural und von hier bis an das nördliche Eismeer verläuft; also fast halb Europa war von einem mächtigen Inlandeis bedeckt, sogar das Balticum muß bis auf den Grund aufgefroren gewesen sein. Man hat die Mächtigkeit des Inlandeises für unsere Gegend auf 5000 Fuß geschätzt; diese Ziffer ist jedenfalls viel zu hoch gegriffen, da Norwegen und Schweden noch nicht gehoben, also viel niedriger waren, als jetzt. Wodurch dieses Inlandeis entstand, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen; es lassen sich dafür verschiedene Ursachen anführen: größere Excentricität der Erdbahn und als Folge derselben kälteres Klima, die Hemisphärenflut und damit in Verbindung eine Wasserbedeckung der Sahara, und vielleicht noch Anderes. Genug, es kam die Eiszeit, deren Ausdehnung durch die Einlagerung nordischer Gesteine als Geschiebe angedeutet wird.

Dieses mächtige Inlandeis muß man sich nicht festgelegt denken, sondern es befand sich nach Art der heutigen Gletscher in Bewegung, teils von Nord nach Süd, teils und wohl gleichzeitig von Nordost nach Südwest. Für eine solche Bewegung zeugen die in unserem Boden befindlichen Gesteine, welche ihre Heimat in Schweden, Finnland, Ehstland, Gotland, Bornholm u. s. w. haben. Die Richtung der Bewegung aus Nordost läßt sich außerdem construiren aus den Aus-

biegungen der norddeutschen Flüsse. Vereinigen wir die Ausbuchtung der Weichsel bei Bromberg, der Oder beim Finow-Kanal, der Elbe bei Magdeburg, der Weser bei Minden, durch eine Linie, so haben wir ungefähr die Nordostrichtung (?). Diese Flüsse biegen an den genannten Stellen nach Westen oder eher südwestlich aus nicht wegen vorstehender Felsen oder Gebirgspartien, sondern vorwiegend wegen vorgeschobener Glacialbildungen. Das Inlandeis nahm von seinem Untergrunde teils in sich auf, teils schob es die Erdmassen und Gesteine vor sich her.

So ist nun wohl die Inlandeistheorie aufzufassen. Doch sind in dieser Theorie gewisse Fragen noch nicht genügend aufgeklärt. Deshalb stelle ich für diesmal ein paar Fragen heraus, um mich über dieselben auszusprechen: 1. Wie viele Eiszeiten hat es gegeben? 2. Was war die Ostsee zur Zeit der Eisbedeckung:

Wie viele Eiszeiten hat es für unsere Gegend gegeben? Es giebt Geologen, welche 3 oder noch mehr Eisbedeckungen annehmen. Torell nahm 2 Eiszeiten an nach den beiden Hauptbildungen des Bodens, dem blaugrauen Mergel, der mehr in der Tiefe steckt, und dem Blocklehm, der mehr oben auf liegt; der Erstere, den man auch Glacial- (Gletscher) Mergel nennt, ist ungeschichtet (aber mit Geschiebe- (Schliff-) Flächen), teils eben, teils gebogen, kalkhaltig, voll von Geschieben; der Blocklehm ist gelb, wenig kalkhaltig, ebenfalls mit Geschieben meist kleinerer Art, enthält wenig oder keine Kalkgeschiebe. Der Gletschermergel ist verschieden mächtig, von ca. 50 Fuß an bis zu 300 Fuß und mehr. Im Hubbersdorfer Holze bei Schwartau fand man eine massige Kreide bis 25 Fuß mächtig, dann hörte sie auf und man traf auf Glacialmergel. Dies veranlaßte eine Bohrung, welche bis 358 Fuß getrieben wurde. Davon waren die untersten 56 Fuß Thon, der wohl als altdiluvial oder präglacial anzusehen ist. Somit verbleiben für die Mächtigkeit des Gletschermergels 298 Fuß bei einer Lehmdecke von nur 4 Fuß. Die Kreide erwies sich als große Scholle, als Geschiebe von 80 Fuß Länge, niedergelegt vom Inlandeis. In Brandenburg nimmt man die Mächtigkeit des Gletschermergels zu 700 Fuß an. Und wie mächtig kann der Blocklehm werden? höchstens 12—14 Fuß, meistens geringer bis zu 2 Fuß herab. Und zur Bildung einer solchen Lehmdecke will man noch eine zweite Eiszeit annehmen? Das wird wohl ein bischen Nachfrost oder Nachtfrost gewesen sein. Wäre es aber eine wirkliche Eiszeit, eine zweite, gewesen, so müßte man zwischen beiden Ablagerungen eine Meeresfauna antreffen, da das Balticum noch existierte. Eine solche Fauna giebt es nicht und so kann es eine Zwischenzeit zwischen den beiden Eiszeiten (Interglacialzeit) nicht gegeben haben.

Es kommt mir vor, als hätte man die Interglacialzeit als Voraussetzung genommen und alles Mögliche und Unmögliche hineinzupacken versucht, statt umgekehrt aus Beobachtungen und Thatsachen dieselbe nachzuweisen. Und was man für diese Interglacialzeit angeführt hat, wird anderswo hingehören. Das Moor bei Lauenburg an der Elbe wird selbst von Moorkennern für nicht interglacial angesehen und wenn es nicht jungdiluvial oder alluvial ist, so kann es eben so gut präglacial sein. So gut die Eiszeit große Geschiebe transportirte, konnte sie auch ein präglaciales Moor aufnehmen und anderswo wieder ablegen. Im Brothner Ufer liegt ein Moor, das sich nach einer Seite auskeilt, an der entgegengesetzten Seite von 2—3 Fuß Lehm bedeckt ist. Ich halte es für nicht interglacial. Unter Aschau liegt ebenfalls ein Moor unter der Lehmdecke, das ich, da es wenig Zusammenhang hat, für präglacial halte, das in den Gletscher eingefroren gewesen ist und bei der Abschmelzung abgelegt sein muß. Ebenso fand Nathorst im Bett des neuen Nord-Ostseekanals ein Moor angestochen mit nordischen Formen, das wohl auch präglacial sein dürfte. Das Austernlager von Tarbeck ist präglacial, da einzelne Schalen im Gletschermergel nicht weit vom Lager selbst gefunden werden, ich stelle es in das Alter des Cyprinenthons und des Brockenmergels. Die subfossilen Schalen von Mölln können ebenso gut postglacial sein, da das Balticum nach der Eiszeit noch eine Zeitlang bestand.

Da nun nach solcher Auffassung es weder eine Interglacialzeit noch eine zweite Eiszeit gegeben hat, so fragt sich, woher ist die Lehmdecke gekommen? Das Inlandeis lag nicht so eben und glatt wie das Eis im Winter auf unsern Flüssen und Seen. Es mußte bei der Doppelbewegung von N. nach S. und zugleich von N.-O. nach S.-W., vielfach aufgebrochen, in- und durcheinander geschoben, vielfach ein wahres Haufwerk geworden sein, das den weichen Untergrund sowohl als auch die Geschiebe in sich aufnahm und mit sich forttrug. Bei der Abschmelzung mußten diese Verunreinigungen des Gletschereises als Rückstand zu Boden fallen und denselben bedecken. Daß dabei der Eisengehalt des Lehms höher oxydiert wurde, ist wahrscheinlich, ebenso daß er dabei oder später nach Hebung des Meeresgrundes durch Verwitterung seinen Kalkgehalt verlor. Doch bleibt auch noch die Möglichkeit, daß der Lehm aus einer Gegend stammt, wo Kalk und Kalkgeschiebe fehlten.

Wie lange die Inlandeisbedeckung andauerte, ist nicht zu sagen, nach der Mächtigkeit ihrer Ablagerungen gewiß recht lange; genug, sie hörte auf, das Eis schmolz, aber nicht über Nacht, nur sehr allmählig kann die Abschmelzung vor sich gegangen sein.

Wo fing denn die Abschmelzung an? Da wo der Glacialboden

am niedrigsten ist, in Holland, Westfalen, Oldenburg, Hannover und so fortschreitend bis zum nördlichen Rußland hin. Während so im S.-W. das Eis anfing abzuschmelzen, lag der nach N. und N.-O. gelegene Teil noch fest und arbeitete in seiner Bewegung fort. So kommt es denn, daß die Höhen des Glacialbodens von W. nach O. hin mehr und mehr zunehmen. Ich gebe im Nachstehenden eine Zusammenstellung der Höhen von Holland bis nach Rußland hin.

Der Woldberg in Holland	58	Meter
Der Windberg (Arenenberg Meppen)	63	"
Der Steinberg, Hannover	74	"
Der Pimpenberg zw. Lüneburg u. Uelzen	117	"
Der Holxerberg in Hannover	130	"
Der Bungsberg in Holstein	159	"
Der Himmelsberg in Jütland	172	"
Der Helpterberg in Mecklenburg	177	"
Der Raatzenberg in Pommern	246	"
Der Birkhöfer Berg in Pommern	257	"
Der Schimritzberg in Pommern	260	"
Der Steinberg in Pommern	276	"
Der Thurmberg bei Danzig	345	"
Die Waldaihöhe in Rußland	351	"

Sicher ist dies allmähliche Auffsteigen des Bodens in einzelnen Höhen von W. nach O. für die Theorie der Eisbedeckung nicht ohne Bedeutung.

Nach der Abschmelzung des Inlandeises bestand noch das Balticum, ein seichtes Meer. Daß dieses keine Fauna hinterließ, erklärt sich 1. daraus, daß in dem eiskalten Schmelzwasser sich nicht sogleich eine Thierwelt ansiedelte, 2. daß das Balticum in seinem Bestand bald aufhörte, und daß 3. wenn sich auch eine Molluskenfauna bildete, deren Schalen in der obern Decke des Bodens verwitterten und sich auflösten. Aber während das Balticum bestand, muß zur Zeit des Winters eine Drift gewesen sein, aus der sich das Vorkommen des Faxökalkes in Ostpreußen und a. erklären läßt. Ebenso ist auch vor der Zeit der Eisbedeckung eine Drift gewesen.

Eine andre Frage ist: Was war die Ostsee zur Zeit der Eisbedeckung, war sie vorhanden oder nicht!? Angenommen, sie war vorhanden, so mußte sie erheblich tiefer gewesen sein als jetzt. Dann ist aber nicht zu verstehen, wie die nordischen Gesteine über sie nach Süden bis an die deutschen Mittelgebirge hinweg kamen, sie müßten ja in der Ostsee versinken. War aber die Ostsee während der Eiszeit bis auf

den Grund ausgefroren, so mußte diese mächtige Eismasse als Keil, als an der Unterseite befestigtes Grat, bei der Fortbewegung des Eises sich einen Weg durch die cimbrische Halbinsel zur Nordsee durchpflügen, oder wenn eine Verbindung schon bestand, dieselbe erweitern und nach der Abschmelzung als Verbindung zwischen beiden Meeren zurücklassen. Das ist ber nicht geschehen, folglich kann man wohl sagen, mußte die Ostsee noch nicht gewesen sein. Doch wir müssen noch andre Gründe suchen. Da darf ich wohl auf etwas hinweisen, was schon mehr bekannt ist. Man nimmt an, daß auch der englische Kanal früher nicht gewesen ist, daß ehemals Frankreich und England mit einander verbunden waren. Man führt dafür an, daß an beiden Seiten des Kanals zu Calais und Dover die Kreide ansteht, daß in W. in Cornwall Granit vorkommt, der sonst an der südlichen Küste Englands nicht bekannt ist, und daß Granit gegenüber in der Bretagne ebenfalls ansteht. Das sind also gleiche Gebirgsformationen. Es kommt dazu, daß beiderseits noch keltisch gesprochen wird, daß in Cornwall wie in der Bretagne Druidenreste und keltische Alterthümer vorhanden sind. Sehen wir nun die Ufer der Ostsee einmal näher an. Da haben wir in Ehstland, Livland, Kurland, auf Oesel und Dago einerseits und auf der schwedischen Ostküste, auf Oeland und Gotland andererseits die Silurformation. Auf Bornholm finden wir neben älteren Formationen eine Jurabildung und dieselbe Bildung auf der gegenüberliegenden Preußischen Küste östlich der Diwenow, zu Gristow, an 7 verschiedenen Punkten anstehend. Auf Rügen giebt es Kreide, ebenso an der gegenüberliegenden schwedischen Küste, ferner auf Möen und auf Seeland. Zu Gjedser auf der Südspitze von Falster kommt dieselbe junge Kreidebildung vor, die wir gegenüberliegend auch zu Heiligenhafen in Holstein antreffen. Auf Alsen (Kekenis) kommt der Cyprinenthon vor und gegenüber am Strande bei Düttebüll ebenso. Zu der Uebereinstimmung der Ufer nach der Formation, kommt dann noch die Form gewisser Uferstrecken der Ostsee hinzu. Die Ufer des Bottnischen Busens sind einfach und passen aufeinander; dem Einschnitt des Finnischen Busens entspricht der östliche Vorsprung Schwedens vor Stockholm. Die Ufer Südschwedens und der Nordküste von Pommern sind wieder ohne einschneidende Busen. Was endlich die Busen von Mecklenburg, Schleswig-Holstein betrifft, so sind die so eigenartig gestaltet, daß, wenn man die gegenseitigen Ufer zusammenschieben könnte, dieselben genau aufeinander passen würden, namentlich ist dies recht deutlich am Flensburger Busen zu erkennen, auch zu Kiel, und der Neustädter Bucht.

Nach diesen Ausführungen haben wir Grund anzunehmen, daß

die Ufer der Ostsee, die jetzt weit auseinanderstehen, ehemals zusammenhängend waren und daß die Ostsee nicht vorhanden war. So lange die Ostsee fehlte, mußte das Balticum als flaches Meer bestehen. Ich gehe noch einen Schritt weiter und nehme an, daß die Belte und das Kattegat nicht vorhanden waren und daß Jütland und die dänischen Inseln, das südliche Schweden und Norddeutschland ein zusammenhängender Meeresboden war, auf dem das Inlandeis sich bewegte und das Diluvium zusammenschob, das mittlere Diluvium.

Die Ostsee muß ja aber einmal entstanden sein, ebenso der englische Kanal. Beide sind wohl gleichzeitige Bildungen oder kurz nach einander entstanden. Ihre Entstehung bringe ich in Verbindung mit der Aufrichtung der europäischen Gebirge. Bekanntlich hat E. d'Beaumont für Europa und dessen Gebirge 12 Hebungssysteme unterschieden und hat als Erfahrungssatz hingestellt, daß die Gebirge einer Richtung gleichzeitig gehoben wurden. Die Hebung kann auf einmal, kann auch ruckweise geschehen sein. Nun trifft es sich eigentümlich, daß die Alpen als das höchste Gebirge zugleich die jüngsten sind. Die Montblanc-Gruppe von südwest-nordöstlicher Richtung wurde erst gehoben, als schon Molasse und Nagelfluh, ein paar tertiäre Bildungen, abgelagert waren. Gleichzeitig mit dieser Gruppe wurde Schottland und Norwegen gehoben. Das letztere kommt für uns in Betracht. Daß es gehoben wurde, dafür zeugt nicht blos die steil aufgerichtete Westküste, sondern auch die tiefe Rinne um das südliche Norwegen herum, die Richtung kann nur nach N.-O gewesen sein, da die tiefe Rinne sich nach der Seite des atlantischen Ozeans öffnet, d. h. breiter wird. Bei dieser Hebung wurde Schweden mit gehoben, zugleich abgerissen vom deutschen Mittelgebirge, das Balticum wurde geteilt, sein Meeresboden zugleich mitgehoben, nach Norden hin jedenfalls, aber auch der südliche Teil, also die germanische Tiefebene, nahm wohl an dieser Hebung Teil und wurde trocken. Dabei wurde die cimbrische Halbinsel abgerissen, ebenso die dänischen Inseln. So entstanden das Kattegat, die Belte und die Ostsee, letztere als ein großer Aufriß, als ein Erhebungsspalt. Durch die Abschleuderung der cimbrischen Halbinsel nach Westen hin wurden auch die Busen an unserer Ostküste aufgerissen, sie sind auch nichts weiter als Erhebungsspalten, hier wie in der Ostsee mit steil abfallenden Rändern, den sogenannten Scharkanten. Die Entstehung der Ostsee, die Hebung Norwegens kann erst stattgefunden haben nach Ablagerung der Schichten vom Alter des Cyprinenthons, denn diese Schichten liegen jetzt 4—500 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. Ferner haben wir schon ausgesprochen, daß die Entstehung der Ostsee erst nach der Eiszeit

geworden ist. Einen andern Beweis dafür finden wir in der gleichzeitigen Bildung des englischen Kanals. Dieser kann nur nach der Eiszeit entstanden sein, denn wäre England vor der Eiszeit von Frankreich abgetrennt gewesen, so müßte durch die Eiszeit Fauna und Flora Englands vernichtet worden sein. Es müßte darnach jetzt seine ganz besondere Fauna und Flora besitzen, abweichend von der französischen. Dies ist aber nicht der Fall und so schließt man mit Recht, daß England erst nach der Eiszeit zur Insel geworden ist.

Die übrigen Alpen von W. nach O. streichend, sind die jüngsten, ihre Erhebung kommt also nach der Montblancgruppe und der Hebung Norwegens. Die Aufrichtung derselben hat wohl auch unsere Gegend mitberührt. Denn dieselbe zog das deutsche Mittelgebirge nach sich und konnte zur Erweiterung der Ostsee beitragen.

Außer diesen großen Erhebungen werden auch noch locale Hebungen in unserer Gegend vorgekommen sein; der Kalkberg bei Segeberg und der Schildstein bei Lüneburg sind solche. Andre aufgerichtete Schichten, z. B. im Glimmerthon zu Muggesfelde, können eben so gut durch Pressung und Schiebung des Inlandeises herbeigeführt sein.

Als die Ostsee nun entstanden war, so begann sie die Abnagung von unseren Küsten. Aus der Größe dieser Abnagung läßt sich annähernd das Alter der Ostsee bestimmen. Dafür liegt mir die Abnagung des Brothener Ufers und der vor demselben befindliche Steingrund als Maßstab vor. Nach Lenz, Landeskunde von Lübeck ist das Ufer in diesem Jahrhundert also in ca. 90 Jahren um 60 Meter abgebrochen. Dies macht für 1 Jahr $^2/_3$ Meter. Nun erstreckt sich der sogenannte Steingrund 7 Kilometer in die Ostsee hinein und erforderte zu seiner Abnagung ꝛc. 10,500 Jahre.

Über Meteorbeobachtungen.

Von Alfred Paris, Altona.

Wohl für kaum eine andere Art von Bestimmungen ist der Astronom so sehr auf die von Laien gemachten Mitteilungen angewiesen, als für die Berechnungen der Bahnen von Feuerkugeln und Sternschnuppen. Einesteils liegt dies schon in der Natur der Sache, denn das Erscheinen dieser Meteore findet bekanntlich sehr zufällig und plötzlich statt; andernteils sind aber die Astronomen von Beruf derartig mit wichtigeren Amtsgeschäften überhäuft, daß ihnen für diese Beobachtungen meist wenig oder

gar keine Zeit übrig bleibt; auch ist es denselben unmöglich, ein so umfangreiches Material, wie für solche Berechnungen nötig ist, allein zu sammeln.

Wenn nun auch in den hundert Jahren, welche verflossen sind, seit man angefangen hat, sich mit diesen Himmelskörpern eingehender zu beschäftigen, bereits eine Menge Thatsachen zu Tage gefördert wurden, so ist doch hier noch manche Lücke in unserem Wissen. Vieles ist noch dunkel und rätselhaft, und einige Beobachtungen lassen sich garnicht mit unseren heutigen Weltanschauungen und Theorien vereinbaren. Herr Prof. Hoffmann giebt sogar der Ansicht Ausdruck,*) daß, bei fortschreitender Erweiterung unserer Kenntnisse von den Meteoren vielleicht dermaleinst eine Zeit kommen wird, wo, eben durch die hierbei gemachten Erfahrungen, unsere jetzigen Weltentstehungstheorien ganz und gar über den Haufen geworfen werden.

Leider sind aber die Mitteilungen, welche über derartige Beobachtungen in die Öffentlichkeit dringen, meistens so lückenhaft und unvollständig, daß sie nur in den seltensten Fällen sich für Berechnungen brauchbar erweisen. Hier ein Beispiel eines solchen ziemlich unbrauchbaren Berichtes. Ein Provinzialblatt schreibt unterm 26. December 1892: „An verschiedenen Punkten Nordschleswigs wurde in den ersten Abendstunden ein prächtiges Meteor beobachtet; dasselbe sank aus einer Höhe von 70 Grad in langsamer, majestätischer Fahrt am Himmel herab; mit jeder Sekunde nahm das Licht an Stärke zu und erhellte einen Teil des tiefdunklen Himmels; plötzlich explodierte der Himmelskörper und ein prachtvoller Funkenregen ergoß sich nach allen Seiten. Ein Beobachter schreibt: Es war ein wundervolles, bläuliches, klares Licht, welches der Stern ausstrahlte.“ So poetisch schön diese Schilderung auch sein mag, so ist aus ihr für die Wissenschaft weiter nichts zu entnehmen, als daß am 26. December 1892 in dortiger Gegend (wo?) ein Meteor von blauem Licht erschienen ist, welches bei seinem Erlöschen explodierte. Jede weitere Angabe über Zeit, Ortsnamen, sowie über die scheinbare Richtung und Länge des Weges fehlt. Ein Zusammenfassen mehrerer Berichte zu einem, wie es doch offenbar bei obigem geschehen ist, ist absolut unstatthaft; im Interesse der Wissenschaft ist den Zeitungen zu empfehlen, wenn sie doch einmal den Platz für einen Meteorbericht hergeben, auch alle Mitteilungen, welche sie etwa darüber erhalten, einzeln abzudrucken, resp. bei Platzmangel dieselben an eine Sammelstelle für diese Berichte, z. B. an die Redaktion der Mitteilungen des Vereins

*) Natur, 1891 S. 277.

von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik zu Berlin S.W., Enckeplatz 3a einzusenden. Berichte, wie der oben erwähnte, sind häufig in den Tagesblättern zu finden. Manchmal gelingt es wohl noch, durch Nachforschen bei den Beobachtern selbst, sofern diese aufzufinden sind, Näheres zu erfahren, doch ist dies recht schwierig und lohnt oft kaum die Mühe.

Jede gute Beobachtung kann aber zur Förderung und Erweiterung unserer Kenntnisse von den Meteoren beitragen, und da die richtige und gute Berichterstattung darüber keineswegs schwer ist, vielmehr von jedem Gebildeten ohne große Vorkenntnisse ausgeführt werden kann, so wollen wir uns hier nun damit beschäftigen, wie man derartige Beobachtungen am besten anstellt, und auf welche Art und Weise alles, was zu späteren Berechnungen ꝛc. dienen kann, auf das genaueste festgelegt wird.

Die nachstehenden Regeln sind im Laufe der Zeit allmählich entstanden; ihnen liegen die, durch langjährige Beobachtungen gemachten Erfahrungen der Astronomen Schmidt in Athen und Heis in Münster zu Grunde. In neuerer Zeit hat besonders Herr Gymnasiallehrer Plaßmann in Warendorf dazu beigetragen, dieselben weiter zu vervollkommnen und auszubilden.*)

Vor allen Dingen — es gilt dies nicht nur für diese, sondern auch für Beobachtungen ähnlicher Art, z. B. von Polarlichtern, Höfen und Lichterscheinungen um Sonne und Mond — notiere man das Gesehene gleich und trage zu diesem Zweck immer Papier und Bleistift bei sich. Man warte hiermit nicht so lange, bis man zu Haus gekommen ist! Man verlasse sich nicht auf sein Gedächtnis!

Erblickt man ein Meteor, so ziehe man sofort seine Uhr und notiere die Zeit (Stunde und Minute). Dabei ist es zunächst ganz gleichgültig, ob die Uhr richtig oder falsch zeigt. Nachdem dann alle Einzelheiten der Erscheinung aufgeschrieben sind, begebe man sich möglichst bald auf die nächste Post- oder Bahnstation, vergleiche seine Uhr mit der inneren Dienstuhr, und verbessere hiernach die ursprüngliche Zeitnotiz. Auf die Zeitangaben von Kirch-, Rathaus- oder Fabrikuhren ꝛc. lege man kein Gewicht, da dieselben meistens von der richtigen Zeit abweichen. Man

*) 1. Plaßmann, Feuerkugeln und Meteore. Herderscher Verlag, Freiburg i. Br. Preis 0,50 M.
2. Plaßmann, Anleitung zu Meteorbeobachtungen. Zeitschrift f. d. phys. u. chem. Unterricht. Dritter Jahrgang. Fünftes Heft. Auch im Sonderabdruck erschienen.
3. Plaßmann, Vademecum astronomi. Osnabrück 1890, Verlag von Ferd. Schöningh. Preis 3 M. — Mit Sternkarte und Karten zum Einzeichnen von Meteorbahnen.

vergesse nicht Datum und Jahreszahl hinzu zu fügen. Man schreibe nicht etwa „gestern" oder „heute Morgen", auch nicht „letzten Dienstag" oder ähnlich, sondern z. B. am 26. December 1892." Bei planmäßigen Beobachtungen gewöhne man sich an die astronomische Zeitrechnung, nach welcher der Tag mittags beginnt und dann 24 Stunden zählt. Man hüte sich aber vor Verwechselungen, sobald 12 Uhr überschritten ist. Am 26. Dec. 7 h 5 m heißt nach bürgerlicher Zeit: am 26. Dec. 7 Uhr 5 Min. nachmittags; am 13. April 18 h 35 m heißt bürgerlich: am **14.** April 6 Uhr 35 Min. früh.

Die nächste Notiz bezieht sich auf den Ort, an welchem sich der Beobachter befindet. In den meisten Fällen genügt die einfache Angabe des Ortsnamen; doch ist, besonders bei helleren Meteoren eine etwas genauere Bezeichnung wünschenswert, wie z. B.: „an der Kieler Chaussee, etwa 2 km nördlich von der Kirche in Quickborn." In einzelnen Fällen ist, wie wir weiter unten sehen werden, eine noch genauere Festlegung des Standplatzes erforderlich. Befindet man sich zur Zeit der Beobachtung in der Bahn oder auf einem Schiff, so läßt sich der Ort, sofern er dem Beobachter nicht bekannt sein sollte, später leicht an der Hand der Zeitnotiz durch den Fahrplan und eine Landkarte ermitteln.

Das wichtigste jedoch von allem, was zu merken ist, ist die genaue und richtige Beschreibung des (scheinbaren) Weges, welchen das Meteor am Himmelsgewölbe zurücklegt; sobald mehrere Beobachtungen von verschiedenen Orten über ein Meteor vorliegen, läßt sich aus diesen Angaben dann zunächst die wirkliche Bahn desselben in der Luft, ferner der Radiationspunkt, d. h. derjenige Punkt am Himmelsgewölbe, von welchem es seinen Ausgang nahm, und endlich auch die kosmische Bahn feststellen. Die Bestimmung der letzteren läßt sich jedoch nur bei großem Material und genauen Angaben mit Sicherheit vornehmen. Verhältnismäßig einfach ist noch die Beschreibung des Weges bei sternklarem Himmel; schon etwas umständlicher gestaltet sich dieselbe, sobald ein Meteor am hellen Tage, oder doch in den Morgen- oder Abendstunden beobachtet wird, wenn Sterne noch nicht wahrnehmbar sind. Beide Fälle sollen an Beispielen erläutert werden.

Sieht man ein Meteor am sternklarem Himmel aufleuchten, so verfolge man den Weg desselben zwischen den Sternen; insbesondere achte man auf die Lage dieses Weges zu charakteristischen Sternbildern. Beispiel: Am 17. Januar 1891, 9 h 26 m erblickte der Beobachter ein Meteor und notierte: Der Anfangspunkt der Bahn, d. h. derjenige, an welchem es aufleuchtete, liegt auf der Verbindungslinie der beiden Sterne erster Größe, Aldebaran im Stier und Capella im Fuhrmann,

etwa $\frac{1}{3}$ dieser Strecke vom Aldebaran entfernt. Von hier aus fährt das Meteor in gerader Linie auf den Stern erster Größe im Knie des Orion, Rigel, los und erlischt auf dieser Bahn in dem Punkt, wo dieselbe von der Verlängerung der durch die drei Gürtelsterne des Orion gelegten Linie geschnitten wird." Auf diese Weise ist die Bahn festgelegt und kann nun später jederzeit durch astronomische Ortsbestimmungen aufgenommen werden. Bei krummen Bahnen, wie solche schon oftmals beobachtet worden sind, muß noch durch einen dritten Punkt die Stärke der Krümmung angegeben werden. Für die astronomischen Ortsbestimmungen am Himmelsgewölbe sind ebenso, wie für die geographischen an der Erdoberfläche, zwei Angaben nötig; nämlich die der Rektascension, welche der geographischen Länge, und die der Deklination, welche der geographischen Breite entspricht. Man denkt sich das Himmelsgewölbe ebenso wie die Erde mit einem Netz von Meridianen und Breitenkreisen überspannt. — Die astronomischen Ortsbestimmungen ermitteln wir nun für unsere Beobachtungen, indem wir eine gute Sternkarte zur Hand nehmen und die Bahn des Meteors, genau wie wir sie sahen, einzeichnen. Der Endpunkt der Bahn wird mit einer Pfeilspitze gekennzeichnet, welche die Flugrichtung des Meteors erkennen läßt. Wenden wir dies auf die obige Beobachtung an, so finden wir mit Hilfe des auf der Karte vorhandenen Gradnetzes die Funktion des Anfangspunktes zu 69 + 24, d. h. seine Rektascension beträgt 69° und seine nördliche Deklination 24°; ebenso ergiebt sich die Funktion des Endpunktes zu 75 + 4. Das Pluszeichen hat hier nicht die Bedeutung der Addition, sondern zeigt die nördliche Deklination an, wie ein Minuszeichen am gleichen Platze südliche Deklination bedeutet. Notiert man die astronomischen Funktionen, so hat man auch noch das Jahr zu vermerken, auf welches die Sternkarte, mit deren Hilfe dieselben festgestellt wurden, sich bezieht; im obigen Falle: 1890.

Anders muß natürlich die Bestimmung der Bahn vorgenommen werden, wenn das Meteor am Tage oder in der Dämmerung erscheint; dann bedient man sich hierzu irdischer, aber möglichst immobiler Gegenstände; nimmt man bewegliche, wie in dem unten angezogenen Beispiel, etwa einen Mühlenflügel, so hat man auch eine, die Lage und Richtung desselben betreffende Notiz hinzuzufügen. Außerdem ist aber auch der Standplatz des Beobachters auf das genaueste zu bestimmen. Man begiebt sich dann später an einem sternklaren Abend auf genau denselben Standplatz und fragt sich nun, wenn jetzt das Meteor erschiene, wie würde der Weg desselben unter den Sternen verlaufen. Man beschreibt den Weg nun ähnlich wie im obigen Beispiel und notiert auch Datum und Zeit dieses

Vergleichs; unter Hinzuziehung der Zeit der wahren Beobachtung kann ein Kenner dann immer noch den Lauf ermitteln. Beispiel: „Der Beobachter erblickte am 28. April 1890, 7 h 9 m ein Meteor, verfolgt dessen Lauf und notiert darauf: Das Meteor erschien senkrecht über dem Ziehbrunnen, an einer Stelle, wo die Senkrechte durch die Mitte desselben von der Verlängerung des Mühlenflügels geschnitten wurde. (Der Mühlenflügel war ungefähr 60° gegen die Erdoberfläche geneigt; die Front der Mühlenkappe war nach Norden gerichtet.) Die Bahn des Meteors verlief nach rechts über die Mühle hinweg, nur sehr wenig gegen den Horizont geneigt, fast mit diesem parallel; das erste Drittel der Bahn endigte über der Mitte der Mühlenkappe; hier betrug der Abstand von der Mühle etwa deren doppelte Höhe." Dann die genaue Notiz des Standplatzes: „Der Beobachter befand sich auf der rechten Seite der Chaussee, etwa 1½ km von der Mühle entfernt, in der Mitte zwischen den Chausseesteinen 17,3 und 17,4 km." Später wurde dann der Verlauf zwischen den Sternen aufgenommen. — Die weitere Ausführung und Berechnung dieses Beispiels würde uns aber zu weitab führen, und so wollen wir betrachten, was noch zu notieren übrig ist.

Meistens unzuverlässig und übertrieben dargestellt wird die scheinbare Größe; dieselbe nach irdischen Gegenständen, z. B. einer Kegelkugel, einem Kinderkopfe, einer Kaffeetasse u. s. w. anzugeben ist nicht gestattet, da sie bei solchen Sachen, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem der Beobachter diese Dinge sieht, sehr verschieden ist. Am einfachsten und zweckmäßigsten hilft man sich hier, indem man die scheinbare Größe der Mondscheibe zum Vergleich heranzieht.

Die Helligkeit ermittelt man durch Vergleichen mit den Sternen und giebt sie nach Sterngrößen an. Solche, die dem Jupiter an Helligkeit gleichkommen, bezeichnet man mit J.; noch hellere, welche den Glanz der Venus erreichen, mit V.; erleuchten die Meteore einen größeren Teil der Umgebung, so kennzeichnet man sie mit F. als Feuerkugel.

Häufig bleibt, namentlich bei helleren Meteoren, ein Schweif zurück; ist dies der Fall, so ist noch die Form und das Aussehen desselben anzugeben. Ist derselbe längere Zeit sichtbar, so zähle man (ohne Übereilung!) die Sekunden; auch etwaige Veränderungen in Gestalt und Form desselben sind zu vermerken.

Zu erwähnen ist ferner noch, in welcher Farbe das Licht des Meteors erstrahlt, und ob vielleicht ein Wechsel hierin stattfindet; ein etwa wahrnehmbares Sausen oder Zischen in der Luft, ein etwaiges Zerspringen, Abspringen von Stücken oder gar ein Steinfall; außerdem alles, was einem sonst noch merkwürdig und beachtenswert erscheint.

Leider gestattet der Platz nicht, die Sache eingehender zu behandeln, und so empfehle ich allen, welche sich weiter dafür interessieren, die oben angeführten Schriften des Herrn Gymnasiallehrers Plaßmann.

Für planmäßige Beobachtungen legt man sich ein Verzeichnis an, das ich aus einem Beispiel aus meiner Sammlung kurz erläutern will.

1892.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
			Ottensen, Januar 31.				
47	9 h 25 m	47 + 7	33 + 54	3	gelb	—	schnell
			Altona, April 27.				
50	9 h 37,5 m	208 — 10	195 — 21	3	gelb	—	—
			Trittau, Juli 24.				
52	12 h 37 m	339 + 21	330 + 8	2	rot	—	—
			Altona, August 10.				
55	9 h 29 m	299 + 21	290 + 3	J	gelb	S.	Mutz
56	9 h 40 m	310 + 38	296 + 23	1	weiß	S. 1 Sek.	Paris
57	10 h 6 m	328 + 48	315 + 37	3	"	S.	"
58	10 h 8 m	0 + 41	352 + 36	4	"	—	"
59	10 h 11,5 m	256 + 18	256 + 11	5	—	—	Mutz
60	10 h 14 m	280 + 37	263 + 17	3	weiß	—	"

Das Verzeichnis ist schon vorher für die Beobachtung vorbereitet, die Spalten sind eingerichtet, die laufenden Nummern, sowie Ortsname und Datum eingeschrieben. Diese planmäßigen Beobachtungen nimmt man zweckmäßig mit mehreren Beobachtern vor, die sich in den Himmel teilen; wünschenswert ist, wenn außerdem noch ein Schriftführer vorhanden ist. Sind nicht so viele Beobachter anwesend, daß das ganze Himmelsgewölbe bewältigt werden kann, so begnüge man sich mit einem kleineren Teil desselben.

Jeder Beobachter hat nun seine Karte zum Einzeichnen vor sich; der Schriftführer hat das Verzeichnis, sowie eine gutgehende und genau eingestellte Uhr zur Hand; beides ist, ebenso wie die Karten der Beobachter, durch kleine Laternen erhellt, welche so aufgestellt sein müssen, daß die Augen durch ihr Licht nicht geblendet werden. Beispiel: „Der Beobachter des Südhimmels erblickt ein Meteor; er ruft „Süd"! Der Schriftführer sieht auf die Uhr und notiert die Zeit in Spalte 2; inzwischen hat der Beobachter mit einem Bleistiftstrich die Bahn eingezeichnet und den Endpunkt in der früher erwähnten Weise gekennzeichnet. Der Schriftführer ruft gleich die laufende Nummer: „78!" und der Beobachter setzt diese neben die Pfeilspitze. Ist dies geschehen, so wird das übrige besprochen und notiert, und zwar: in Spalte 5 die Größe,

Spalte 6 die Farbe, in Spalte 7 wird, sofern ein Schweif vorhanden war, ein S. gesetzt, endlich in Spalte 8 etwaige Bemerkungen und die Namen der betreffenden Beobachter. Spalte 3 und 4, welche die astronomischen Funktionen enthalten, werden am Beobachtungsabend nicht ausgefüllt, sondern gelegentlich im Laufe des nächsten Tages aufgenommen, und zwar kommt die Funktion des Anfangspunktes in Spalte 3, diejenige des Endpunktes in Spalte 4.

Der Zweck, welchen ich bei der Veröffentlichung dieses Aufsatzes verfolge, ist ein mehrfacher. Zunächst lag mir daran, die vorher erläuterten Regeln weiter zu verbreiten und dieselben größeren Kreisen bekannt zu geben; ferner wollte ich zu Mitteilungen über derartige Beobachtungen auffordern und endlich — dies ist der Hauptzweck — möchte ich anregen, daß vielleicht von unserer Vereinigung solche Beobachtungen, speciell aus unserer Provinz, gesammelt, zusammengestellt und vielleicht jährlich oder halbjährlich in der „Heimat" veröffentlicht würden. Infolge der großen Mitgliederzahl unserer Vereinigung wäre dies nicht schwierig und der Erfolg würde nicht ausbleiben.

Zum Schluß gestatte mir noch anzufügen, daß mir von einigen Freunden der Naturwissenschaften eine Anzahl sogenannter stummer Karten zum Einzeichnen von Meteorbahnen überwiesen sind, mit der Bestimmung, dieselben an solche Herren, welche geneigt sind, an der planmäßigen Beobachtung der Meteore sich zu beteiligen, abzugeben, und bitte ich Interessenten, sich deshalb an mich zu wenden; ebenso bin ich zu jeder weiteren Auskunft gerne bereit.

Veröffentlichungen aus der biologischen Station in Plön.

Von **Dr. C. Apstein** in Kiel.

Im April war es ein Jahr, seitdem die biologische Station in Plön, eröffnet wurde. Der Besuch war in diesem Zeitraume kaum nennenswert, denn es arbeitete nur e i n Herr während e i n e s Monats, während mehrere andere nur ganz vorübergehend dort anwesend waren, es ist also die Angabe von vier ständigen Praktikanten, wie in mehreren Blättern zu lesen war, nicht richtig. In dieser Zeit sind einige Seeen um Plön, namentlich der große Plöner See, von dem derzeitigen Direktor der Station, Herrn Dr. Zacharias, auf ihre Tier- und Pflanzenwelt hin untersucht worden. Die Ergebnisse, soweit sie Tiere betreffen, sind in mehreren kleinen Artikeln, sowie in den „Forschungsberichten aus der biologischen Station zu Plön"*) niedergelegt worden. Außer den Tieren

*) Teil I. Faunistische und biologische Beobachtungen am Gr. Plöner See. Mit 1 Tafel. Berlin 1893. 8⁰.

sind auch einige interessante pflanzliche Funde bekannt geworden, so eine braune Alge, Pleurocladia, deren nächste Verwandte im Meere leben. Außer bei Plön ist diese Alge jetzt sehr zahlreich in einem Teiche bei Berlin gefunden worden, so daß sie wohl kaum mehr als einer der Hauptanziehungspunkte Plöns für Botaniker gelten darf. Ferner sind zwei freischwimmende Kieselalgen als neu erkannt worden, welche Gattungen angehören, die bisher nur aus dem Meere (mit einer Ausnahme) bekannt waren. Leider sind die Abbildungen beider Arten sehr mangelhaft, die eine Art, Rhizosolenia, ist gerade noch als zu dieser Gattung gehörig zu erkennen.

Die bisher gefundenen 226 Tierarten hat Zacharias mit Hilfe einer großen Zahl von Spezialforschern bestimmt. Es fanden sich im See unter anderen 36 Krebse, 69 Würmer und 78 Protozoen. Ganz richtig ist es, wenn Zacharias sagt, daß die Liste bei genauerer Untersuchung vermehrt werden wird; das ist mit Bestimmtheit auch schon jetzt bei den Weichtieren des Sees zu sehen, da Friedel in den sechziger Jahren bei einem kurzen gelegentlichen Aufenthalt bedeutend mehr Arten im großen Plöner See fand als Zacharias im Laufe eines ganzen Jahres, „trotzdem letzterer sich um deren (der Weichtiere) Erlangung ausdrücklich bemüht hat."

In der Aufzählung der Tiere sind die pelagischen, d. h. zeitlebens freischwimmenden, von den an das Ufer mit seinem Pflanzenwuchs gebundenen kenntlich gemacht. Leider sind als pelagisch eine ganze Anzahl aufgenommen, die niemals in der pelagischen Region leben (z. B. Stentor), sondern nur durch Wind oder andere ungünstige Verhältnisse auf die Seefläche hinausgetrieben sind, wie das natürlich jedem einzigen Tiere passieren kann, z. B. auch einer an der Wasseroberfläche hängenden Schnecke, die man aber trotzdem niemals als pelagisch bezeichnen würde.

Nachdem Zacharias die neu aufgefundenen Tiere charakterisiert hat, geht er in einem besonderen Abschnitt, in dem er zu einem sehr großen Teile die „Ergebnisse der Plankton-Expedition" benutzt, ohne diese Quelle überhaupt zu nennen,*) auf die biologischen Verhältnisse im Plöner See ein. Die Litteratur so umfänglich wie möglich zu benutzen, ist jedem Wissenschaftler geboten, dabei ist aber das geistige Eigentum anderer auf das strengste zu achten und bei den einzelnen Punkten, sofern sie nicht Eigentum des Autors sind, ihre Herkunft anzugeben; sie sind nicht als eigene Produkte auszugeben oder dürfen den Schein solcher nicht erwecken. Doch sehen wir uns nach diesem die Hauptresultate genauer an:

*) An einer ganz nebensächlichen Stelle ist Schütt, Pflanzenleben der Hochsee, erwähnt.

Zacharias führt aus (nach Schütt, Pflanzenleben der Hochsee, S. 292), daß kein biologischer Gegensatz zwischen der litoralen (Küsten)- und der limnetischen (freie Seeenfläche) Region besteht, indem die freischwimmenden Organismen bis dicht an das Ufer treten, wogegen die litoralen gegen die freie Seeenfläche strenger abgegrenzt sind.

Ich hatte mit Hilfe der Hensenschen Planktonmethode nachgewiesen, daß im Südwasser Schwärme, d. h. Ansammlungen von Organismen nur ausnahmsweise vorkommen, daß also die Tiere und Pflanzen des Plankton gleichmäßig verteilt sind.

Zacharias nimmt meine Ansicht — ohne Quellenangabe — auf, denn nach seiner Art der Untersuchung ist es gar nicht möglich, über diese Verhältnisse etwas auszusagen.

Ferner bespricht Zacharias Anpassungserscheinungen der Planktonorganismen an das Leben in der freien Seenfläche ganz in der Art und Weise, wie Prof. Brandt und Dr. Schütt dieselben in dem obengenannten Werk der Plankton-Expedition ausgeführt haben. Viele Organismen vermögen im Wasser eben nur zu schweben, dadurch, daß sie besondere Einrichtungen ausgebildet haben, durch welche ihr Körper nicht schwerer wird als das gleiche Volumen Wasser. Solche Einrichtungen, sind lange, dünne Stacheln und Borsten, langgestreckter oder scheibenförmiger Körperbau, ferner Aufspeicherung von Fett, das ja leichter ist als Wasser, und eigene hydrostatische Apparate, d. h. solche mit Luft erfüllten Räume, die das Tier so leicht wie das sie umgebende Wasser machen. Eine andere Art der Anpassung ist die Übereinstimmung der Farbe der Tiere mit der Wasserfarbe, was Prof. Brandt mit Farbenanpassung bezeichnet und welcher derselbe im Planktonwerk einen interessanten Abschnitt widmet. Diese Anpassung findet ebenso bei Meeres- wie Süßwassertieren statt und besteht bei letzteren zumeist in einer vollkommenen Durchsichtigkeit, so daß die Tiere im Wasser kaum zu sehen sind und so ihren Feinden leicht entgehen oder sich unbemerkt ihrer Beute nähern können.

Inbezug auf die Abänderung (Variabilität) mancher Arten schreibt Zacharias, daß die Tiere in verschiedenen Seeen sich inbetreff der Größe, der Gestalt von Gehäusen, von Stacheln u. dgl. unterscheiden.

Was die Periodicität, d. h. das Auftreten und Verschwinden von Organismen anbelangt, so giebt Zacharias die Zusammensetzung des Plankton im Juni und December. Es zeigt sich, wie das vorauszusehen war, unter anderem nach meiner Tabelle über die Organismen des Dobersdorfer Sees,*) daß viele Organismen nicht das ganze Jahr hin-

*) Schriften des Naturwissensch. Vereins für Schleswig-Holstein, Bd. IX, S. 314.

durch zu finden sind, sondern nur während mehrerer Monate, während andere nie verschwinden.

Über das Verhalten verschiedener Seeen in bezug auf die Menge der hervorgebrachten Organismen hatte ich früher ausgesprochen, daß „das Plankton benachbarter Seeen in bezug auf Volumen und Zusammensetzung sehr bedeutend abweicht.“ Diesen Satz scheint Zacharias, trotzdem er ganz klar ist, nicht verstehen zu können, wie aus einer Anmerkung hervorgeht. Auch Zacharias hat selbstverständlich dieses Verhalten beobachtet, da es sich bei fortgesetzter Untersuchung direkt aufdrängt.

In einer anderen Arbeit,*) in der Zacharias die Wichtigkeit des Planktons für die Fischzucht hervorhebt, glaubt er zur rationellen Züchterei den Fischern den Vorschlag machen zu müssen, sich mit einem Planktonnetz zu bewaffnen, um den Fischsee zuerst auf seine Ergiebigkeit an Plankton zu prüfen. So einfach ist die Sache nicht. Sollte wirklich ein Fischer einen Fang gemacht und das Volumen der gefischten Organismen gemessen haben, dann fehlt ihm immer noch der Vergleich, zu beurteilen, ob sein See reich oder arm ist; und ferner muß das Plankton vorerst genau mikroskopisch untersucht werden, um seine Zusammensetzung festzustellen, darnach ließe sich dann erst die Ergiebigkeit des Sees beurteilen. Einem einfachen Fischer aber das alles zuzumuten, ist doch etwas viel verlangt.

Ebenso sonderbar klingt es, wenn Zacharias in derselben Arbeit von der „pflanzenleeren Mitte unserer Binnenseen“ spricht. Die Diatomeen, Protococcaceen, Desmidiaceen, Chroococcaceen und Nostocaceen sind doch auch Pflanzen und leben pelagisch.

Mitteilungen aus der heimatlichen Pflanzenwelt.

Von Julius Schmidt in Hamburg.

I. Das Vorkommen von Carex Buxbaumii Wahlenberg in Schleswig-Holstein. Beim Durchblättern eines älteren Florenwerkes unserer Heimat begegnen dem Botaniker hin und wieder Namen von Pflanzen, welche denselben stutzig machen und zur genaueren Durchforschung der heimatlichen Flora veranlassen dürften. Es werden Pflanzen aufgeführt, deren Vorkommen bei uns sehr zweifelhaft ist; vielleicht sind die angegebenen Pflanzen nach ihrem ersten Auffinden niemals wieder beobachtet worden, so daß man annehmen muß, daß in manchen Fällen die betreffende Angabe auf einem Irrtum beruht. Zu solchen zweifel-

*) Helios 1892. Nr. 5. 6.

haften Angaben gehört auch das Vorkommen von C. Buxbaumii in Schleswig-Holstein, die seit 1891 mit Sicherheit nachgewiesen worden ist. Ich möchte mir einen kurzen historischenRückblick gestatten, um zu zeigen, wie außerordentlich schwierig es ist, an den Angaben älterer Botaniker eine gerechte Kritik zu üben. Der erste, der C. Buxbaumii unter den einheimischen Pflanzen aufführt, ist, soweit es die mir zugängliche botanische Litteratur erkennen läßt, der verstorbene Prof. Nolte in Kiel. Nolte erwähnt die Pflanze in seinen 1826 erschienenen „Novitiae Florae Holsaticae" als bei Trittau in der Hahnenheide vorkommend. Nolte fügt seiner Angabe hinzu: „Ich habe sie nur einmal in wenigen Exemplaren gefunden." Die zweite Angabe, die sich auf unsere Pflanze bezieht, stammt von Sickmann. In der von Sickmann im Jahre 1836 herausgegebenen „Enumeratio" ist C. Buxbaumii mit aufgeführt und als Fundort das Eppendorfer Moor angegeben; die Pflanze wird hinsichtlich ihres Vorkommens als selten bezeichnet.

Seit dieser Zeit ist nun die in Rede stehende Pflanze von keinem Botaniker wieder aufgefunden worden, wenigstens ist nichts über das Auffinden derselben in die Öffentlichkeit gedrungen.

Verfolgen wir jetzt das Verhalten später lebender Botaniker diesen Angaben, und zwar zunächst den Sickmannschen Angaben, gegenüber. Nach der Arbeit Sickmanns erschien 1851 die „Flora Hamburgensis" von Dr. Sonder. Derselbe führt C. Buxbaumii auf und giebt in Parenthese Sickmann als Finder an, fügt aber keine Bemerkung hinzu, welche seine Meinung bezüglich des Vorkommens erkennen läßt, während Sonder sonst in ähnlichen Fällen seiner abweichenden Meinung Ausdruck verleiht, wie z. B. bei Carex brizoides L. Ich glaube daher nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß Sonder selbst die Pflanze nicht im Eppendorfer Moor gefunden hat. In dieser Meinung werde ich um so mehr bestärkt, als Sonder in einer späteren Arbeit: „Übersicht über die hamburgische Flora" Festschrift der 43. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte 1876 C. Buxbaumii nicht mit erwähnt. Zu der kritiklosen Aufnahme in seine Flora ist Sonder vielleicht durch die Angabe von Prof. Nolte bezüglich des Vorkommens der Pflanze bei Trittau mit veranlaßt worden. Außerdem ist auch möglich, daß Sonder die fragliche Pflanze bei Sickmann, mit dem er persönlich bekannt war, gesehen hat.

Laban führt in seiner „Flora von Hamburg und Umgegend" C. Buxbaumii nicht mit auf, da er dieselbe nie gefunden hat, wie er mir mündlich mitteilte.

C. T. Timm erklärt in seinen „Kritischen Bemerkungen“ — Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins von Hamburg-Altona 1880 —, daß er C. Buxbaumii trotz genauesten Nachsuchens nicht habe finden können, und schlägt daher vor, da die Pflanze von keinem der hiesigen neueren Botaniker beobachtet worden ist, dieselbe bis auf weiteres zu streichen. An anderer Stelle will Timm ältere unbewiesene Angaben gänzlich unberücksichtigt lassen, damit nicht immer wieder irrige Ansichten inbezug auf unsere Flora in fremde Florenwerke übergehen.

Dr. Knuth bemerkt in seiner „Flora Schleswig-Holsteins 1887“ bezüglich unserer Pflanze: „Im Eppendorfer Moor bei Hamburg wohl verschwunden.“

Dr. Prahl zählt in seiner „Kritischen Flora von Schleswig-Holstein II. Teil 1890“ die Sickmannsche Angabe mit auf und bemerkt dazu: „Alle diese Angaben sind mehr als zweifelhaft.“

So die Kritik der Sickmannschen Angabe gegenüber! Die Noltesche Angabe ist in späteren floristischen Werken von Borchmann in seiner „Holsteinischen Flora 1856“ erwähnt worden. Ebenso hat Dr. Knuth dieselbe aufgenommen, aber mit einem Fragezeichen versehen. Dr. Prahl giebt dagegen in seiner Flora Seite 238 eine längere Auseinandersetzung über das Vorkommen der Pflanze bei Trittau. Nach Dr. Prahls Ansicht beruht die Noltesche Angabe auf einem Versehen; die Exemplare, welche sich noch jetzt im Nolteschen Herbar befinden, sind falsch bestimmt; sie gehören dem Anscheine nach zu einer auffallenden Form von Carex stricta. Demnach ist die Noltesche Notiz aus unseren Florenwerken zu entfernen.

Anders ist es aber mit der Angabe Sickmanns, denn die hat sich im Jahre 1891 bewahrheitet. Am 5. Juli 1891 fand ich nämlich an einer schwer zugänglichen, recht sumpfigen Stelle des Eppendorfer Moores Carex Buxbaumii Wahlenberg in etwa 50—60 Exemplaren. Man muß sich wundern, wie es möglich gewesen ist, eine so auffallende Carex-Species so lange Jahre durch zu übersehen an einem so besuchten Ort, wie es das Eppendorfer Moor ist, eine der wichtigsten botanischen Fundstätten unserer Heimat. Möge denn das Wiederfinden unserer Pflanze ein Sporn sein für die jetzt lebenden Botaniker, verschiedene zweifelhafte Angaben Noltes und Sickmanns zu prüfen und zu versuchen, ob nicht die eine oder andere sich doch noch bewahrheitet. Sollten diese Zeilen dazu Veranlassung werden, so wäre der Zweck derselben erfüllt.

Nachschrift. Kurz möchte ich noch hinzufügen, daß auch im Jahre 1892 die Pflanze sich vorfand, und daß auch im Jahre 1891 in einem Moore bei Apenrade von Herrn Westphal daselbst Carex Buxbaumii

beobachtet worden ist. So hat das Schicksal es eigentümlich gefügt, daß zu derselben Zeit an zwei weit von einander entfernten Orten unserer Provinz die Pflanze mit Sicherheit hat nachgewiesen werden können.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Dr. Arthur Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens. Mit 2 Karten und 4 Textillustrationen. Stuttgart, Engelhorn 1892. 44 Seiten. 8°. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. VII, Heft 3, S. 273—316.)

Während K. Jansen in seiner Poleographie der cimbrischen Halbinsel (Forschungen I, 8) nur die Städte und stadtartigen Orte in den Bereich seiner Betrachtungen gezogen hat, unternimmt es Gloy, die ländlichen Siedelungen einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, indem er aus der Fülle der von Ratzel aufgestellten Gesichtspunkte zwei Gebiete heraushebt: I. Die Dichte der Bevölkerung, ausgedrückt durch die Wohnplätze und durch die Raumgröße der Siedelungen. II. Die Siedelungstypen.

In der im ersten Teile erläuterten Karte sucht Gloy das Ideal Ratzels von einer „rein geographischen Darstellung der Bevölkerung auf einer Karte" zu verwirklichen. Auf einem mit Zugrundelegung der Reymann'schen Karte im Maßstabe von 1 : 200 000 entworfenen Blatte, das einen von Meer zu Meer reichenden Ausschnitt aus Schleswig-Holstein darstellt, der im Westen Eiderstedt und Norderdithmarschen, im Osten noch Fehmarn und das Land Oldenburg umfaßt, hat er in 8 Größenstufen alle Siedelungen, von den Orten mit mehr als 2000 Einwohnern an bis zu den Einzelwohnungen mit weniger als 10, verzeichnet, außerdem aber auch die Hauptverkehrsadern angegeben und das von der Marsch, von Wald, Moor und Heide eingenommene Gebiet durch verschiedene Arten von Flächenkolorit hervorgehoben. Es ist dankenswert, daß einmal der Versuch gemacht worden ist, in dieser Ausführlichkeit die Abhängigkeit der Bevölkerungsdichtigkeit von den örtlichen Ursachen kartographisch darzustellen. Das Ergebnis ist aber meines Erachtens ein negatives. Gloys Karte unterscheidet sich nur wenig von einer rein topographischen, in die einige geologische Züge eingetragen sind, und was sie uns zeigt, könnte man fast ebenso gut aus der Reymann'schen Karte selbst, die keine Karte der Siedelungsdichte sein will, herauslesen. Gloy hat selbst eingesehen, daß sich auf diese Weise nicht alles darstellen läßt, was er darstellen möchte, und ist in dem Bestreben, möglichst viel zu bieten, inkonsequent geworden. Während er einerseits die Marsch hervorhebt, die mit ihrem fetten Kleiboden die

Volksdichte fördert, anderseits die in entgegengesetzter Richtung wirkenden Moore, Heideflächen und Wälder angiebt, läßt er das fruchtbare Mittel-Diluvium des östlichen Schleswig-Holsteins, dem doch dieselbe Wirkung wie der Marsch zugeschrieben werden muß, ganz unbezeichnet. Wenn einmal Bevölkerungskarten in diesem großen Maßstabe entworfen werden sollen, scheint es mir für die Wissenschaft ersprießlicher, die kleinsten Zählbezirke, die Dorf- (und Guts-)Gemeinden, die keine durch administrative Willkür zugeschnittenen Einheiten bilden, sondern Lebensgemeinschaften, die in Abhängigkeit von dem Boden bei allem Wechsel der Landeseinteilungen sich durch die Jahrhunderte in festen Grenzen erhalten haben, mit ihren Grenzen in die Karte einzutragen und nach ihrer Bevölkerungsstärke zu schraffieren, wobei sich auch noch die ackerbautreibende Bevölkerung etwa durch horizontale, die nicht ackerbautreibende durch vertikale Striche gesondert zur Anschauung bringen ließe. Solche Karten böten die sicherste Grundlage zu Karten größerer Gebiete in kleinerem Maßstabe, in denen die Bevölkerungsdichte durch abgestufte Schraffierung, die sie bedingenden Bodenverhältnisse aber durch Kolorit hergestellt werden könnten. Durch Verdichtung von Gloys Karte würden sich größere Gebiete umfassende Übersichkskarten nicht gewinnen lassen.

Recht verdienstlich ist der zweite Hauptteil, in dem Gloy die Siedelungstypen des östlichen Holsteins untersucht. Er weist nach, daß noch heute die geschlossenen Siedelungen slavischen Ursprungs deutlich neben und zwischen den unregelmäßigen deutschen „Haufendörfern" zu erkennen sind, und unterscheidet unter ihnen fünf verschiedene Typen: Rundlinge, Straßendörfer, Mischformen zwischen Rundling und Straßendorf, Sackgassen und den „fehmarnschen Typus" von rechteckiger Grundform. Allen ist die geschlossene Bauart und ein großer Dorfplatz mit einem Dorfteiche eigentümlich. Gloy hat seine Aufstellungen nach den Meßtischblättern der Königlich Preußischen Landesaufnahme gemacht und fügt daraus vier Dorfpläne als Beispiele seinem Werke ein. Er hätte noch einen fünften aufnehmen sollen, um auch die von ihm „Sackgasse" genannte Hufeisenform zu illustrieren. Durch Beobachtung an Ort und Stelle, auch durch Einsicht von Gemeindekarten, besonders solchen älteren Datums, würde Gloy die Zahl der von ihm als slavisch erkannten Siedelungen noch haben vermehren können. Einige Orte sind nicht ganz unzweifelhaft den Kategorien, denen er sie zuweist, zuzuzählen. Im allgemeinen aber hat er richtig beobachtet, was auch dadurch bestätigt wird, daß die Westgrenze der von ihm obigen Typen zugezählten Orte ungefähr auch die Westgrenze der slavischen Ortsnamen in Holstein bildet. Im mittleren Holstein fällt diese Grenze annähernd mit der Westgrenze

des Geschiebemergels gegen den Heidesand zusammen. Einem Irrtum giebt sich Gloy nur inbezug auf die slavisch-deutschen Mischformen hin, die sich westlich von dieser Linie erkennen lassen, Dörfer von unregelmäßiger Bauart, die aber durch das Vorhandensein eines großen Dorfplatzes den slavischen Siedelungen ähnlich sind. Er glaubt, daß auch sie auf slavischer Grundlage beruhen, während sich an den Namen nachweisen läßt, daß diese Dörfer schon vor dem Eindringen der Slaven bestanden haben müssen, also nur deutsche Haufendörfer sein können, die zeitweilig von Slaven besetzt gewesen sind, die sie nach ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten umgestaltet haben. Auf der dem zweiten Teile beigegebenen Karte hat Gloy versucht, den sogenannten Limes Saxoniae Karls des Großen anzugeben, was er lieber hätte unterlassen sollen, da diese Grenzlinie gar nicht die Bedeutung gehabt hat, die man ihr lange zugeschrieben hat, und nicht den Verlauf, den Gloy annimmt.

Oldesloe, den 14. April 1893. F. Bangert.

Mitteilungen.

Bandwurm im Ei? Im vergangenen Herbst (Oktober) bemerkte eine hiesige Hausfrau beim Eierkochen, daß einem zersprungenen Ei ein 1—3 mm breiter Faden entquoll, der sich später als ein fast 3 Meter langer Bandwurm erwies. Wurm und Behausung sind in Spriet gesetzt und aufbewahrt.

Vaalermoor. W. Sierck.

Dafür, wie Schmarotzer oder Fäulnispilze in ein Hühnerei gelangen können, giebt Herr Prof. Heller in Kiel*) folgende Erklärung:

„Bekanntlich gelangt aus dem Eierstocke des Huhnes der Dotter in in den Eileiter; von der Wand des letzteren wird das Eiweiß um den Dotter herum gebildet; im untern Teile des Eileiters erst bildet sich die Schale, welche durch Kalkablagerung hart wird. Es können nun Schmarotzer, welche im Eileiter hausen, in das Eiweiß mit eingehüllt werden, bevor die Schale gebildet ist; so ist der genannte Egel (Distomum ovatum) einzelne male gefunden; dasselbe kann natürlich geschehen, wenn von anderem Orte her irgend etwas in den Eileiter gerät. Bekanntlich vereinigt sich bei den Vögeln der Eileiter mit dem Darm zu einem gemeinsamen Ausführungsgange, der sogenannten Kloake; es können nun im Darme hausende Schmarotzer durch die Kloake in den

---

*) Seite 167—169 seines Buches: „Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen" mit 84 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck, 230 S. 8°, München und Leipzig, Oldenbourg 1880, Naturkräfte 30. Bd., Preis 1 M.

Eileiter gelangen und dort, wie der genannte Egel, in das Ei eingeschlossen werden. So hat Krabbe in Kopenhagen einen Spulwurm im Ei beobachtet. Es ist dies aber, wie gesagt, ein sehr seltenes Ereignis; die betreffenden Schmarotzer haben keinerlei Bedeutung für den Menschen; man braucht sich deshalb das reinliche Produkt unserer Haushühner nicht zu versagen.

In ähnlicher Weise ist das Verderben der Eier zu erklären. Es gelangen von der Kloake aus Pilzkeime in den Eileiter und werden in das noch in der Entstehung begriffene Ei mit eingeschlossen. Man findet bisweilen im Innern frisch gelegter völlig unverletzter Eier mit dem Eierspiegel dunkle Flecke; solche Eier der Bebrütung unterworfen werden immer faul, da in der Brutwärme (40 ° C) auch die Pilzkeime zu ihrer Entwickelung günstige Bedingungen finden. Alle Versuche, solche von Hause aus angesteckte Eier zu konservieren, sind natürlich vergeblich, da die Pilzkeime bei kühlerer Temperatur zwar später, aber sicher sich entwickeln und die Verderbnis des Eies veranlassen. Pilzfreie und unverletzte Eier trocknen, auch noch so lange aufbewahrt, nur ein; ihr Inhalt verwandelt sich in eine schließlich hornartige Masse um. Nur ausnahmsweise und unter besonders begünstigenden Verhältnissen können Pilze von außen her die Eischale und Eihäute durchdringen." D.

Anfragen.

1. Wo ist das Giersfeld? Althochdeutsch Chirih, Kreis, Umkreis = das mit Steinen, mit Steinkreisen besetzte Feld. Ist das Giersfeld ein Gräberfeld?
Darrenwurth. Heinr. Carsten.

2. Wo ist die Muschel Anodonta cygnea L. zu haben? Angaben über Fundorte in der Provinz wären erwünscht. — Die Anodonta piscinalis Nilh. kommt vor auf Föhr in Gräben und Teichen (Kojen). Unterzeichneter bietet hiesige (Meeres-) Conchylien gegen Land- und Süßwasser-Conchylien zum Tausch an.
Nieblum, im Juni 1893. J. J. Kertelhein, emer.

Bücherschau.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1892—93. 8. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. XVI u. 558 S. Freiburg i. Br. 1893. Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Freunde der Naturwissenschaften machen wir darauf aufmerksam, daß der neueste Band dieses bekannten Jahrbuches vorliegt und in gleicher Weise empfohlen werden kann wie der vorhergehende. S. Heimat 1892 S. 248.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 9. September 1893.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.
Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Verkehrswege und historische Örter im mittleren und südlichen Schleswig.

Von J. J. Callsen in Flensburg.

Die cimbrische Halbinsel bildet nach ihrer geographischen Lage eine Brücke zwischen Skandinavien und Deutschland, wie zwischen den Küstenländern und Inseln der Ostsee und England.

Infolge dessen hat, von altersgrauer Vorzeit her, hier ein sehr reger Völkerverkehr von Süd nach Nord, wie auch von Ost nach West und umgekehrt stattgefunden, der für unser engeres Vaterland oft sehr verhängnisvoll gewesen ist.

Der älteste Verkehr bewegte sich jedenfalls zu Wasser und zwar in nord-südlicher Richtung längs der Küste von Ort zu Ort und in ost-westlicher in die tief einschneidenden Meerbusen hinein, dann — von kurzen Landtransporten unterbrochen, auf den westlich laufenden Flüssen: Treene, Wiedau, Nipsau u. a. weiter.

Ich will heute nur auf eine kurze Darstellung des Landverkehrs in nord-südlicher Richtung mich beschränken und davon vorzugsweise nur eine Partie herausgreifen, die am bekanntesten, aber auch am interessantesten ist.

Für diesen Verkehr weist jede Karte Schleswig-Holsteins zwei Wege auf, einen im Westen und einen im Osten, und diese scheiden im allgemeinen auch die 3 Formationen unsers heimischen Bodens. Von diesen beiden Wegen ist, der Entwicklung des Landes entsprechend, der

westliche der jüngste und für den genannten Verkehr von geringerer Bedeutung. Wir sehen daher von diesem ab und wenden uns ausschließlich dem östlichen zu.

Dieser zieht sich, von der Spitze Jütlands an, durch ganz Schleswig von Stadt zu Stadt, überschreitet bei Rendsburg die Eider und führt mitten durch Holstein, bei Neumünster sich nach mehreren Richtungen teilend, mit dem Hauptzweige über Hamburg auf den beiden Ufern der Elbe weiter. Eine Fahrt längs diesem Wege, soweit er Schleswig berührt, bietet neben manchen öden Strecken verschiedene schöne Aussichten nach Osten; aber von den einzelnen Höhepunkten, hin und wieder durch kleine Waldbestände hindurch, mehrere überraschend schöne, leider zu wenig bekannte, Ausblicke auf den ebenen, von der Eisenbahn belebten Westen.

Wer im leichten Gefährt jetzt auf der Chaussee dahin rollt, denkt kaum noch daran, welchen Zustand noch vor wenig Jahrzehnten hier der Wegekörper darbot. Um sich davon ein Bild zu machen, gehe man ½ Stunde westlich von Flensburg hinaus, wo eben hinter der Eisenbahn noch der alte Weg an den roh behauenen Wegweisersteinen vorbei durch die Haide führt. Da liegt die breite Fahrbahn, bald ganze Strecken unergründlichen Sandes bietend, bald Niederungen aufweisend, welche bei Regenzeiten in stehende Wassertümpel sich verwandeln, und dazwischen ragen hin und wieder hohe gefährliche Wegebänke empor! Man wundert sich, wie auf solchem Grunde ein Wagenverkehr sich entwickeln konnte, und doch war dies der Fall, denn dieser Weg ist noch verhältnismäßig neu, er zählt erst 300 Jahre. — Ehedem waren die Wege jedenfalls noch weniger fahrbar, denn der älteste Landverkehr geschah zu Pferde. Anders waren ja auch die alten, auf hohen Bergen oder in Sümpfen belegenen Schlösser und Burgen kaum zugänglich, man denke nur z. B. an Segeberg, Gottorf und unser Duburg. Der sogenannte „Herrenstall“ in Schleswig, wie auch hier in Flensburg erinnern noch an die großen herrschaftlichen Reiterzüge, deren Pferde hier untergebracht wurden.

Es wurde vorher schon angedeutet, daß der westlich von Flensburg laufende Teil des Weges verhältnismäßig neu sei. Dies führt uns auf die Veränderungen, welche im Laufe der Zeit die Richtung des Weges betrafen.

Die Chaussee hat nämlich nicht den alten Weg in seiner ganzen Länge benutzt, sondern verschiedene kleinere und größere Biegungen abgeschnitten und den Weg nicht unbeträchtlich verkürzt.

Ursprünglich umging die alte Straße bedächtig jeden Hügel und jeden

Wald, jeden Sumpf und jeden See, wie auch die äußersten Spitzen der einschneidenden Ostseebuchten. So lief sie z. B. von der jütschen Grenze bis Hadersleben auf einer ganzen Strecke ein gut Stück weiter nach Osten, als die Chaussee, von Apenrade nach Flensburg dagegen weiter nach Westen, am Hostruper und Seegaarder See vorbei über Klipplef, Geilau u. s. w. nach Bau hinauf, von da über Waldemarstoft nach Niehus hinunter und schließlich den „krummen Berg" hinab zum Norderthor in Flensburg hinein. Weiter ging es den „roten Berg" vor dem roten Thor hinauf und dann ungefähr in der Richtung der Chaussee bis hinter Idstedt-Holzkrug, wo noch heutigen Tages der Wegweiser westlich nach Rendsburg zeigt. Von da gings über Lührschau, Schuby und — östlich sich wendend — über Hüsby nach Klein-Dannewerk, wo er, stark eingeengt, bei „Rotenkrug" in dem festen Thore „Osterkalegatt" die Danewirke durchschnitt, dann in südöstlicher Richtung die Reste des alten „Kograbens" (Kurgrabens) kreuzte und bei Kropperbusch die Richtung der Chaussee einschlug.

Flensburg lag somit ursprünglich an dem Verkehrswege, während Schleswig wegen der tief ins Land eindringenden Schlei, der anstoßenden Wälder und der südwestlich belegenen Kesselthäler und Teiche ganz abseits lag.

Die tiefe Lage Flensburgs machte den Zu- und Abgang beschwerlich, daher wurde (1582) auf Befehl König Friedrichs II. ein neuer Weg „von Waldemarstoft bis Stenderup" hergestellt. Der ist aber nicht bis Stenderup ausgeführt worden, sondern mündet schon in die Chaussee (in den alten Weg) bei Jarplundhof, etwa ½ Meile südlich von Flensburg. Dadurch wurde aber Flensburg vom Verkehr abgeschnitten. Merkwürdig ist es, daß ein paar Jahre früher der Onkel des Königs, Herzog Adolf, den Gottorfer Damm über die Schlei anlegen ließ und so Schleswig in den Verkehr hinein zu ziehen bemüht war.

Dennoch scheinen diese Abzweigungen des Weges auf den Verkehr nicht von großem Einfluß gewesen zu sein, denn er folgte nach wie vor den bekannten Orten und alten Kundschaften; nur schwere durchgehende Transporte, Heereszüge, Viehtriften u. s. w. werden um Flensburg gegangen sein.

Der im Vorstehenden bezeichnete Weg blieb der „Königsweg" oder „Heerweg", auch wohl „Herrweg" genannt.

Längs diesem Wege zogen seit alter Zeit die Heereszüge der Völker von Nord und Süd; hier entlang zogen hoch zu Roß die fürstlichen Herrschaften mit reisigem Troß; hier hindurch quälten sich bis in die neueste Zeit die hochbeladenen Frachtwagen, bespannt mit 4, 6 und

mehr starken, mit Schellen und Glocken behangenen, Pferden, bald im tiefen Sande mahlend, bald in den Pfützen bis an die Achsen einsinkend, bald wieder an den Wegebänken dem Umwerfen nahe. Dann und wann blieben sie im Herbste auch wohl im grundlosen Schlamm oder winters im Schnee festsitzen, bis die umwohnenden Landleute, oft nachts aus dem Schlafe geweckt, mit Schaufeln und Vorspann ihnen zwangsweise ausgeholfen hatten. — Hier entlang zogen die Marktreisenden mit ihren Tierkarawanen von Stadt zu Stadt oder ritten gar im Dunkel der Nacht mit ihren Elefanten und Kamelen hindurch, damit das schlafende Publikum nicht umsonst die Wunder beschauen konnte. — Da ich einen Teil meiner Kinderjahre an diesem Wege verlebt habe, so hat mir derselbe manche interessante Anschauungen geboten, die damals der Jugend noch recht knapp zugemessen wurden.

Mit der Anlage und dem fortschreitenden Ausbau der Chaussee in der Mitte der 40er Jahre hörten bald diese Züge auf; nur die Ochsentreiber mieden den harten neuen Weg. Sie trieben, ein Paar Holzschuhe an den Füßen und ein Paar in Reserve um den Nacken tragend, ruhig ihre gewohnte Straße, wo sie nach wie vor die für sie und ihr Vieh eingerichteten Nachtquartiere fanden. Höchstens auf der Heimreise von Hamburg schnitten sie die Krümmungen des Weges ab, besahen sich die Städte und größeren Dörfer, wo sie gute Herberge fanden und als interessante Berichterstatter vom großen Hamburg, wie auch wohl als billigere und schnellere Zeitungsträger und Postboten gern gesehene Gäste waren. Der alte Heerweg verlor so in kurzer Zeit seinen stolzen Namen, er hieß jetzt der „Ochsenweg".

Als nun endlich in der Mitte der 50er Jahre die Eisenbahn aufkam, da hörten auch diese Transporte auf. Die Ochsen wurden mit der Bahn befördert. Seitdem ist es auf der alten Verkehrsstraße ganz still geworden, nur ein landwirtschaftliches Gefährt schleicht dann und wann langsam und unbeachtet dahin!

Dennoch ist es von Interesse, dem alten Verkehrswege nicht nur auf der Chaussee, sondern auch auf seinen beiseits liegenden Bahnen einmal nachzugehen.

Es liegen nämlich längs derselben zerstreut eine Menge **historisch wichtiger Örter und Plätze**, welche, namentlich soweit sie vom heutigen Verkehr abseits liegen, in Gefahr stehen, der Vergessenheit anheim zu fallen, oder doch in ihrer vollen Bedeutung kaum erkannt werden.

Wir wollen kurz einige der wichtigsten dieser Örter aufzählen:

1. Da haben wir zunächst westlich von der Chaussee, etwa ½ Stunde

nordwestlich von Schleswig, hinter dem Gute Falkenberg, den Bischofssitz Alt-Gottorf. Das befestigte Schloß lag hier herrlich, von Wald umgeben, mit schöner Aussicht auf den Ahrenholzer See, unmittelbar an der großen Verkehrsstraße und in der Mitte der großen Michaelisgemeinde, wozu auch ein Teil von der Stadt Schleswig gehört, dicht neben der Kirche Alt-Gottorf. — Diese alte Burg wurde in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts vom König Waldemar in dem damaligen Streite mit der Geistlichkeit durch seinen Statthalter eingenommen und zerstört.

Diese Thatsache versetzt uns in eine für die Geschichte Deutschlands und Dänemarks wichtige Zeit. Es tauchen vor uns auf die Gestalten eines: Knud (VI.), Waldemars (II.), Bischofs Absalom, Adolfs (III.), Friedrich Barbarossa, Heinrichs des Löwen u. a., und wir sehen, daß von diesem abgelegenen Erdenwinkel aus gar weitgehende Fäden gesponnen werden. Hier residierte um die genannte Zeit nämlich der thatkräftige, herrsch- und streitsüchtige Bischof Waldemar aus Königlichem Geblüt (der Gründer des Klosters Guldholm, das später nach Glücksburg verlegt wurde). — Neben der Würde eines Bischofs bekleidete er auch eine Reihe von Jahren das Amt eines Statthalters über Südjütland oder Schleswig. Als aber der junge Prinz Waldemar (später König Waldemar II.) erwachsen war, wurde dieser von seinem Bruder, König Knud VI. zum Herzoge ernannt und der Bischof mußte ihm weichen. Nun glaubte er nähere Ansprüche auch an die Krone zu haben, und um diese geltend zu machen, verschwor er sich gegen Knud und Waldemar mit den Feinden Dänemarks: dem König Sverre von Norwegen, Adolf III. von Holstein, Friedrich Barbarossa, dem Markgrafen von Brandenburg, dem Erzbischof von Bremen u. a. Der darauf entbrennende Streit endete bekanntlich mit der Gefangennahme des Bischofs und Adolfs und schießlich auch mit der Zerstörung der befestigten Burg.*) — Das neue Gottorf wurde nun in der innern

*) Nachträglich finde ich, daß hier ein Irrtum vorliegt. Schröder sagt: die Burg sei „bald nach der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts" zerstört, und Trapp giebt genauer das Jahr 1161 an. Nun aber war Waldemar Bischof von 1180—1202 und starb 1236. Waldemar II. regierte von 1202—41. Es kann also hier nur von Waldemar I. (1157—1182) die Rede sein, wie auch Schröder angiebt. Er hatte aber Streit mit dem Erzbischof Eskild in Lund, zu dessen Bistum die Kirche in Dänemark (und Schleswig) gehörte. Der Bischof von Alt-Gottorf stand somit auf Eskilds Seite gegen den König. — Dr. Sach sagt (Gesch. der Stadt Schleswig, S. 315): „Der Statthalter des Königs Waldemar in Schleswig, Niels Nasson, welcher 1161 in eine erbitterte Fehde mit dem Bischof Esbern geraten war, überfiel eines Tages unvermutet das Schloß und ließ es dem Erdboden gleich machen. Als jedoch

Bucht der Schlei auf einer Insel aufgebaut und später, nach geschehenem Austausch mit dem Herzoglichen Hause, der Bischofssitz nach Schwabstedt verlegt. Die Kirche bei Alt-Gottorf blieb noch 3—400 Jahre stehen, bis sie verfiel und die Gemeinde im Jahre 1630 von Herzog Friedrich III. die Michaeliskapelle bei Schleswig zum Geschenk erhielt, an deren Stelle jetzt die Michaeliskirche steht.*)

2. Ein zweiter beachtenswerter Ort ist das $1/2$ Meile nordwestlich von Flensburg belegene Dorf Niehus. Hier errichtete zu Ende des 14. Jahrhunderts Graf Klaus (Gerhards des Großen Sohn) „an dem einzigen Wege, der von Hamburg nach Kopenhagen führt", das feste Schloß Niehus zum Schutze der Stadt Flensburg. — Die Lage desselben war für seine Zwecke gut gewählt. Der Niehuser See im Süden und der durch eine ausgedehnte niedrige Wiesenstrecke laufende Abfluß desselben in die Krusau und der hier eingeengte Weg durch das niedrige Thal bildet eine treffliche Angriffsstelle für den von Norden kommenden Feind. Welche kriegerische Zusammenstöße hier stattgefunden haben, ist nicht bekannt; wohl aber wissen wir, daß dies Schloß mit Flensburg im Jahre 1409 an König Erich verpfändet wurde und daß die verweigerte Herausgabe desselben Mitveranlassung zum Ausbruche des unheilvollen 25jährigen Schleswigschen Krieges wurde. Nach Beendigung desselben wurde 1431 das Haus von den Holsteinern wieder zerstört, da es durch das inzwischen entstandene Flensburger Schloß überflüssig geworden war. Noch 1848 erwies sich diese Gegend als eine gute Verteidigungsstelle. Hier fielen am 9. April die ersten Schüsse in der

---

die Leute des Statthalters mit der gewonnenen Beute schon auf dem Wege nach Schleswig waren, wurden sie von den Mannen des Bischofs auf einer nahen Koppel überfallen und Rasson selbst im Kampfe getötet. Der Bischof floh darauf aus Furcht vor der Strafe des Königs ins Sachsenland."

Nach der Zerstörung von Alt-Gottorf wurde, wahrscheinlich unter Bischof Occo († 1167), Neu-Gottorf auf einer Insel im innersten Winkel der Schlei erbaut und diente bis 1268 als Bischofssitz. Was oben von Bischof Waldemar und König Waldemar II. (Knud VI. 1182—1202) gesagt ist, bezieht sich also auf Neu-Gottorf, das freilich auch vom Landverkehr recht abseits lag, wenn auch der Stadt Schleswig und dem Wasserverkehr näher. — Bischof Waldemar wurde durch List gefangen, saß erst in Norburg auf Alsen, dann in Seeburg auf Seeland, bis er später freigelassen wurde und aus dem Lande ging. — Seine Burg Neu-Gottorf wurde nicht zerstört, 1288 aber von Herzog Waldemar — weil durch viele Restaurationen buntscheckig und schließlich baufällig geworden, abgebrochen und neu aufgeführt.

*) Diese von Schwarz, Jensen und Schröder gemachte Angabe wird von Dr. Sach a. a. O. S. 76 bestritten, da die Kapelle schon vor der Reformation Gemeindekirche gewesen sei.

praktisch gewordenen deutschen Frage, die über 20 Jahre nachher erst ihre Lösung fand.

Solche Fang- und Verteidigungsstellen, gebildet durch die nahen Wasserscheiden zwischen Ost- und Westsee, durch anschließende Seeen, Wiesen, Moore, Wälder u. s. w. bieten sich längs dem alten Heerwege eine ganze Zahl und mancher harte Strauß ist an denselben zu verschiedenen Zeiten ausgefochten worden.

Wir wollen, vom Süden anfangend, die wichtigsten aufzählen:

a) Die Sorge, aus dem Bistensee kommend, bildet mit diesem und dem nahen Wittensee eine bei Sorgbrück geschnittene Verteidigungslinie. Hier bildet die westlich gelegene Loheide, der Annahme nach, die Stelle, wo Gerhard der Große zu Anfang des 14. Jahrhunderts Christoph II. besiegte, und im Schwedenkrieg kam es hier 1713 zum kurzen Kampfe. Östlich zwischen den Seeen fand hier im nordischen Kriege 1658 ein Gefecht statt und 1850, nach der Schlacht bei Idstedt, richteten die Schleswig-Holsteiner hier bei Sorgbrück und von da nach Osten ihr festes Lager ein.

b) Weiter nördlich kommt der Königshügel, der schon, wie aufgefundene Runensteine beweisen, in alter Zeit eine wichtige Position bildete und 1864 durch den siegreichen Angriff der Österreicher bedeutungsvoll wurde.

c) Von besonderer Wichtigkeit ist aber die Danewirke, um 800 von Gottfried, dem Rivalen Karls des Großen, begründet und von mehreren Königen in einem Zeitraume von 400 Jahren zu einem Riesenwerke ihrer Zeit ausgebaut. Wir können hier auf dasselbe nicht weiter eingehen, bemerken nur kurz, daß es bis in die neueste Zeit den Erwartungen nicht entsprochen hat, die man davon hegte.

d) Weiter folgt das altberühmte Idstedt, dessen frühere Geschichte leider ganz vergessen ist. Durch die Zuflüsse der Treene, die anliegenden Wälder und Moore, durch den Idstedter See, dessen Abfluß in den Langsee und weiter in die Loiter Aue, bildet sich hier eine geeignete Position, besonders einen von Norden kommenden Feind aufzuhalten. Hier bezwang schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts Kaiser Otto I. den König Harald Blaatand, und hier lehrte und taufte mit Vorliebe der berühmte Bischof Poppo. Hier schlug im 12. Jahrhundert Herzog Knud Laward die Wenden, hier hatte 1522 König Christian II. die Großen des Landes versammelt, um ihre Hülfe anzurufen, und hier wogte 1850 am

25. Juli die blutige Schlacht zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark.

e) Im weitern Verlaufe des Weges ist noch Öwersee zu beachten, ebenfalls durch See, Fluß und Wald, Höhen und Thäler eine rechte Fangstelle. Hier kam es 1848 bei Bilschau zu einem kurzen Gefecht und 1864 den 6. Februar kämpften hier Dänen und Österreicher den hitzigen Kampf.

Wir könnten noch rechts und links weiter vom Wege ab manche bedeutungsvolle Örter anführen; es möge aber hiermit genug sein.

Wir bemerken nur im allgemeinen: Der alte Heerweg liegt, so weit er nicht von der Chaussee benutzt ist, tot und verlassen da; aber auf der ganzen von uns durchwanderten Strecke, von der Danewirke bis Bau, steht noch heutigen Tages eine sehr große Zahl redender Denkmäler eines mehr als tausendjährigen regen Verkehrslebens. Unsere Vorfahren aus vorhistorischer Zeit hatten hier entlang ihre Dingstätten, und die alten Helden ließen sich mit Vorliebe in deren Nähe begraben, um im Andenken ihres Volkes fortzuleben und dadurch die Nachkommen zu Heldenthaten zu begeistern. Recht zahlreich liegen hier noch — trotz der Zerstörung vieler — die Hünengräber und Steingräber, und noch sind nicht ganz die Namen der hier Ruhenden vergessen und die Sagen nicht ganz ausgestorben, womit jene Hügel umwoben sind. — Noch finden sich an den meisten der genannten Örter Überreste von größern oder kleinern Erdwerken als Erinnerungszeichen an die stattgefundenen Kämpfe. — Noch lassen uns die Reste der Danewirke deren frühere Größe erkennen; noch reden die am Königshügel gefundenen Runensteine (in Luisenlund) von den hier geschehenen alten Begebenheiten und das österreichische Denkmal daselbst spricht von den jüngsten Ereignissen. Noch sind die Wälle des alten Gottorf stumme Zeugen der frühern Herrlichkeit desselben; noch reden manche Namen auf den Idstedter Feldern von alten Tagen und das Denkmal von neuen Thaten. Noch erinnert bei Helligbek der sogenannte Taufstein Poppos an die frühere Bedeutung dieser Stelle. Der festungsartige Kirchturm von Öwersee und die nördlich davon noch vorhandenen Steinsetzungen und Wallreste zeugen von längst vergessenen alten Thaten und die Denkmale daneben (österreichisches und dänisches) von den jüngsten Ereignissen. Und schließlich mahnt uns das Denkmal in unserer Neustadt und das Turnerdenkmal oberhalb derselben an den Tag von Bau und die Reste der Befestigungen von Niehus lassen die Erinnerung an den Schleswigschen Krieg aufsteigen. — Und — um es nicht zu ver-

gessen — an die Hünengräber alter Zeit reihen sich, fast den ganzen Weg entlang, in Feld und Wald wie auf den benachbarten Kirchhöfen zahlreiche Einzel- und Massengräber der Kämpfer von 1848—50 und von 1864, welche hier ihr Leben fürs Vaterland gelassen haben!

So rufen uns noch heutigen Tages auf Schritt und Tritt die zahlreichen Wahrzeichen den alten Völkerverkehr ins Gedächtnis, aber auch die Kämpfe, welche hier zwischen Kultur nnd Barbarei, zwischen Heidentum und Christentum und vor allen Dingen zwischen zwei seit 1000 Jahren sich feindlich gegenüber gestandenen Bruderstämmen ausgefochten worden sind. Die Wahrzeichen mahnen uns an Ereignisse, die nicht nur für unser engeres Vaterland, sondern für die Geschicke und Entwickelung eines großen Teils von Europa von Bedeutung waren.

Geehrte Versammlung! — Ich bin am Ende. Ich habe Ihnen kein Quellenstudium bieten können, aber Anregung geben wollen. Mögen Kundigere und Tüchtigere den Einzelheiten weiter nachforschen, es wird der Mühe wert sein.

Wir brauchen nicht in die Ferne zu reisen, um historisch bedeutsame Örter zu finden, wir haben in der Nähe genug. Was vor unsern Füßen liegt, ist zu lange übersehen worden, möge das Versäumte nachgeholt werden!

Entgegnung auf den Artikel des Herrn Dr. C. Apstein.

Von Dr. **Otto Zacharias** in Plön, Direktor der Biologischen Station.

Das jüngst erschienene Doppelheft (7 und 8) der „Heimat" enthält einen Aufsatz aus der Feder von Dr. C. Apstein in Kiel, welcher über die zu Plön errichtete Forschungsstation handelt. In jenem Aufsatze werden eine Anzahl von Behauptungen aufgestellt, die jeder Begründung entbehren und deren Berichtigung somit notgedrungen erfolgen muß, wenn weitere Kreise sich nicht eine falsche Vorstellung von dem wissenschaftlichen Institute, dessen Begründer und Leiter ich bin, machen sollen.

Ich werde die einzelnen Punkte, hinsichtlich deren ich eine Richtigstellung für unumgänglich halte, der Reihe nach durchnehmen.

I. Nach der Behauptung des Dr. C. Apstein ist der Besuch der Plöner Biologischen Station im Jahre 1892 ein „kaum nennenswerter" gewesen. Auch bezeichnet Herr Dr. Apstein die von verschiedenen Zeitungen gebrachte Notiz, wonach im Sommer genannten Jahres „vier ständige Praktikanten" in Plön gewesen seien, als „nicht richtig."

Hierauf habe ich Folgendes zu entgegnen:

Im Sommer 1892 haben außer Herrn cand. med. Peter, welcher mit Studien über Rädertiere beschäftigt war, auch die Herren Dr. med. Gerling aus Elmshorn und der bekannte Diatomeen-Präparator E. Thum aus Leipzig die Einrichtungen der Biologischen Station dazu benutzt, um Kieselalgen aus den verschiedenen Teilen und Tiefen des Großen Plöner Sees zu erlangen. Herr Dr. Gerling hat kürzlich in der Hallenser Zeitschrift „Natur" (vergl. Nr. 25, 26 und 27 derselben) ausführlich über seinen dreiwöchigen Aufenthalt in Plön berichtet und darin auch seinen Dank für die Förderung ausgesprochen, welche ihm bei Ausführung seiner zahlreichen Exkursionen von seiten der Biologischen Station zuteil geworden ist. Herr Thum war gleichfalls drei Wochen hier und Herr cand. Peter vier Wochen.

Hierzu kommt aber noch Herr Dr. C. Apstein selbst, der in der Zeit vom 8. Mai bis 20. November 1892 die Plöner Station 11 mal besucht hat, um mit den Instituts-Fahrzeugen Ausflüge auf dem See zu unternehmen und Planktonfänge zu machen. Es geschah dies an folgenden Tagen: 8. Mai, 26. Mai, 6. Juni, 3. Juli, 24. Juli, 31. Juli, 14. August, 11. September, 25. September und 20. November. In diesem Jahre (1893) hat Herr Dr. Apstein seine Plöner Studien fortgesetzt und ist am 15. Januar, 19. März, 9. April, 30. April, 4. Juni und 2. Juli in Plön gewesen. Er hat an jedem dieser Tage die Stationsboote für seine Zwecke in Anspruch genommen.

Von alledem erfährt man freilich aus dem in Rede stehenden Artikel der „Heimat" nichts; Herr Dr. Apstein verschweigt sorgfältig, daß er selbst bis vor kurzem der vierte regelmäßige Besucher der Plöner Station war. Ich muß hiernach Herrn Dr. Apsteins Referat über den Besuch des hiesigen Instituts als eine wissentliche Entstellung des wahren Sachverhalts bezeichnen. Denn Herr Dr. C. Apstein hat von der Anwesenheit aller jener Herren Kenntnis gehabt, und es ist ihm auch nicht unbekannt geblieben, daß Herr Dr. Willi Ule, Privatdocent der Erdkunde an der Universität Halle, in regelmäßigen Zwischenräumen den Plöner See besucht hat, um hier hydrographischen Studien obzuliegen, zu denen die Anregung gleichfalls von der Biologischen Station ausgegangen ist. Herr Dr. Ule bestätigt das in einer Abhandlung über die Tiefenverhältnisse der ostholsteinischen Seen*) ganz unzweideutig und klar, indem er sagt: „Der Anlage dieser Station verdankt auch die nachfolgende Arbeit ihre Entstehung."

Außer jenen 4—5 regelmäßigen Besuchern haben noch über

*) Vergl. Jahrbuch der Königl. Preuß. geolog. Landesanstalt für 1890.

hundert durchreisende Gelehrte (Botaniker, Zoologen, Ärzte und Lehrer) das Plöner Institut besucht, um die Einrichtungen desselben kennen zu lernen. Am 25. August v. J. hatte ich auch die Ehre, den Herrn Oberpräsidenten unserer Provinz, Se. Excellenz Herrn v. Steinmann, in den Räumlichkeiten der biologischen Station zu begrüßen.

Ob nun eine derartige Frequenz der Plöner Anstalt (im ersten Jahre ihres Bestehens!) als eine „kaum nennenswerte“ zu bezeichnen ist, glaube ich getrost dem Urteile der geehrten Leser überlassen zu können. Ist es doch allgemein bekannt, daß selbst die große Neapeler Station in den ersten Jahren nach ihrer Gründung einen harten Kampf ums Dasein zu bestehen hatte. Die Frequenzfrage wäre also besser unberührt geblieben, zumal es sich bei der Süßwasserdurchforschung um ein Gebiet handelt, welches erst in neuester Zeit gründlich in Angriff genommen worden ist und zunächst überhaupt noch von einer kleinen Anzahl von Zoologen und Botanikern gepflegt wird.

II. Im weiteren Verfolge seiner Absicht, das Plöner Institut und meine persönliche Thätigkeit an demselben thunlichst zu bemängeln, erzählt Herr Dr. E. Apstein den Lesern der „Heimat,“ daß „Friedel“ (es ist Herr Stadtrat E. Friedel, der verdienstvolle Direktor des Märkischen Provinzialmuseums zu Berlin, gemeint) „bei einem kurzen gelegentlichen Aufenthalt in Plön bedeutend mehr Arten von Mollusken im Großen Plöner See auffand, als Dr. Zacharias im Laufe eines ganzen Jahres.“

Daß auch diese Behauptung in der leichtfertigsten Weise von Dr. Apstein in die Welt hinausgeschleudert worden ist, zeigt die einfache Darlegung des wahren Sachverhalts. Auf eine von mir am 19. Juli d. J. direkt an Herrn Stadtrat E. Friedel gerichtete Anfrage teilt mir derselbe unterm 24. Juli cr. gütigst mit, daß sein handschriftlicher Sammlungskatalog 16 Arten aufweise, welche er seinerzeit bei Gelegenheit von Reiseausflügen im Großen Plöner See gefunden habe.

Es sind die folgenden:

1) Dreissensia polymorpha.
2) Anodonta ponderosa.
3) Unio tumidus.
4) „ crassus.
5) „ pictorum.

———

6) Limnaea fragilis.
7) „ ovata.
8) Limnaea auricularia.
9) „ stagnalis.
10) „ vulgaris.
11) Planorbis carinatus.
12) Vivipara vera.
13) Bythinia tentaculata.
14) Neritina fluviatilis.
15) Valvata piscinalis.

Hierzu kommt noch eventuell als 16. Species Limnaea truncatula,

die aber Herr E. Friedel nicht aus dem Großen Plöner See selbst, sondern „aus einem Graben zum Plöner See führend“ erhielt.

Die von mir 1892 aus dem Großen Plöner See gewonnenen Mollusken-Species sind (laut Angabe meines Jahresberichts) die nachstehend verzeichneten:

1) Dreissensia polymorpha.	8) Limnaea ovata.
2) Anodonta variabilis.	9) „ palustris.
3) „ tumida.	10) Planorbis corneus.
4) Pisidium nitidum.	11) „ carinatus.
5) Sphaerium corneum.	12) Vivipara vera.
——	13) Bythinia tentaculata.
6) Limnaea stagnalis.	14) Neritina fluviatilis.
7) „ auricularia.	15) Velletia palustris.

Herr Stadtrat Friedel hat also, wie aus der Gegenüberstellung dieser beiden Listen ersichtlich wird, zufälligerweise genau die gleiche Anzahl von Arten im Großen Plöner See aufgefunden wie ich und keineswegs „bedeutend mehr,“ wie Herr Dr. Apstein den Lesern der „Heimat“ zu berichten die Freundlichkeit gehabt hat.

Aber selbst wenn der von mir hochgeschätzte Berliner Malakozoolog damals wirklich eine „bedeutend größere Anzahl“ von Weichtieren im hiesigen großen See gesammelt hätte, so könnte man mir das schwerlich zur Last legen, da inzwischen die Uferverhältnisse dieses Wasserbeckens (d. h. die Wohnstätten der Mollusken) eine vollständige Umwälzung erfahren haben. Denn im Jahre 1881 ist unser großer See um volle vier Fuß tiefer gelegt worden, sodaß das Littoral desselben gegenwärtig ein ganz anderes Gesicht zeigt, als damals (in den sechziger Jahren), wo der Wasserspiegel fast bis zum Planum der Eutiner Chaussee heranreichte. Jeder Zoolog weiß, daß ein solcher Eingriff in die Lebensbedingungen einer Tiergruppe gewisse Arten derselben zum Aussterben bringen kann, wogegen andere Species völlig unberührt und in ihrem Gedeihen unbeeinträchtigt bleiben.

III. Herr Dr. Apstein erhebt in seinem Artikel den Vorwurf gegen mich, „die Ergebnisse der Plankton-Expedition benutzt zu haben, ohne diese Quelle zu nennen.“ Das ist eine Anschuldigung von genau demselben Werte wie die vorhergehenden.

Ich beschäftige mich seit 1884 fortdauernd mit der Untersuchung von Süßwasserseen, und ich habe fast in allen Teilen Nord- und Mitteldeutschlands derartige Forschungen ausgeführt. Die Kosten dieser Unternehmungen sind von den namhaftesten gelehrten Körperschaften bestritten worden und die erzielten Ergebnisse sind durch die ersten Fachzeitschriften

(Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Biologisches Centralblatt und Zoologischer Anzeiger) allgemein bekannt geworden.

Im Herbst 1891 wurde die Biologische Station zu Plön eröffnet. Seitdem durchmustere ich Tag für Tag die Zusammensetzung von Oberflächen- und Tiefenfängen, registriere die neu zum Vorschein kommenden Arten, führe Buch über die Periodicität der augenfälligeren Tier- und Pflanzenformen u. dergl., sodaß ich allgemach zu einer ähnlich ausgebreiteten Erfahrung in diesen Dingen kommen muß, wie sie manche Leute für sich allein in Anspruch nehmen.

Unter den geschilderten Umständen kann es aber auch leicht passieren, daß man völlig unabhängig von andern Forschern, die auf demselben Gebiete thätig sind, zu Gesichtspunkten gelangt, um die sich in der Folge leicht Prioritätsstreitigkeiten entspinnen. Auf etwas Derartiges muß man immer gefaßt sein. So habe ich in meinem Forschungsberichte (für 1892) die Organisationseigentümlichkeiten einer Anzahl limnetischer Tiere mit der Annahme zu erklären versucht, daß die Ausbildung derselben (d. h. jener Eigentümlichkeiten) unter dem Einflusse der natürlichen Züchtung und zu dem Behufe stattfand, ein andauerndes Schweben der betreffenden Wesen im Wasser zu begünstigen. Dieser Gesichtspunkt eröffnete sich mir beim Studium von Dr. Otto Schmeils ausgezeichneter Monographie über die freilebenden Süßwassercopepoden (1892). In diesem Werke (S. 46 u. 47) zeigt Schmeil, daß Cyclops scutifer lediglich ein an das limnetische Leben (d. h. an die beständig schwimmende Existenzweise) angepaßter Cyclops strenuus ist, und daß dieser sich von jenem bloß durch schlankeren Habitus, größere Farblosigkeit und kleinere Eiballen unterscheidet. Die nämliche Beobachtung hinsichtlich der reduzierten Eiballen macht man auch bei dem notorisch limnetischen Cyclops oithonoides, dem zahlreichsten Copepoden des Plöner Sees.

Schmeil führt nun diese Organisations-Verhältnisse, welche das Schweben im freien Wasser sehr zu fördern geeignet sind, auf „die verhältnismäßig karg vorhandenen Nahrungsstoffe" zurück, welche — nach seiner Ansicht — die hellen Wasserschichten großer Seen im Gegensatz zu flachen Tümpeln enthalten sollen. Wenn ich nun auch auf Grund meiner Wahrnehmungen am Großen Plöner See die „Nahrungsarmut" nicht als Ursache jener Abänderungen gelten lassen konnte, so eignete ich mir doch den Schmeilschen Gesichtspunkt an, daß manche Copepodenformen thatsächlich in solcher Richtung variieren, daß das Endergebnis davon die Fähigkeit zu besserem Schweben im Wasser ist. Diesen Gesichtspunkt verallgemeinerte ich und übertrug ihn auf andere limnetische Kruster (Hyalodaphnien, Bosminiden), sowie auf die planktonischen

Rädertiere und Protozoen. Als dann ein Jahr später (1893) Herrn Dr. F. Schütts Abhandlung über das „Pflanzenleben der Hochsee“ erschien, bin ich durch dessen Erörterungen in meiner Ansicht noch wesentlich bestärkt worden, und ich habe auch vielfache Belehrung aus seiner trefflichen Arbeit empfangen. Dies hätte ich, wie ich zugeben muß, in meinem Stationsbericht erwähnen können. Indessen habe ich das Versäumte sehr bald nachgeholt (Mai 1893), insofern ich in Nr. 2 der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Helios“ (Frankfurt a. O.) anläßlich einer Besprechung der Schrift von Schütt wörtlich sagte: „Diese wunderbaren Verhältnisse an den in Rede stehenden mikroskopischen Pflanzenwesen zuerst eingehend gewürdigt zu haben, ist ein Verdienst des Kieler Botanikers Dr. Franz Schütt.“

Soweit mein Jahresbericht dabei in Frage kommt, muß ich mich also einer Unterlassungssünde schuldig bekennen; gleichzeitig verwahre ich mich aber entschieden dagegen, als ob ich erst auf die „Ergebnisse der Plankton-Expedition“ hätte warten müssen, um daraus den oben detaillierten Gesichtspunkt für die Erklärung der Anpassungserscheinungen bei limnetischen Tieren zu entnehmen. Diesen gewann ich vielmehr beim Studium der Copepodenmonographie des Dr. Otto Schmeil.

IV. Ferner behauptet Herr Dr. Apstein: „Die bisher im Großen Plöner See gefundenen 226 Tierarten hat Zacharias mit Hülfe einer großen Anzahl von Spezialforschern bestimmt.“ Die stilistische Fassung dieser Behauptung ist so gewählt, daß der Leser ganz im Zweifel darüber bleibt, ob ich sämtliche 226 Arten „mit Hülfe“ von Spezialforschern bestimmt habe, oder nur einen gewissen Teil derselben. Herr Apstein nötigt mich infolge dessen, auch über diesen Punkt das Wort zu nehmen, und da verhält es sich in Wahrheit wie folgt:

Herr S. Clessin (Ochsenfurt), der bekannte Conchyliolog, hat die Mollusken bestimmt (15 Spezies); Herr F. Könike (Bremen) die Wassermilben (7); Herr Dr. O. Schmeil (Halle a. S) die Copepoden (12) und Herr Professor W. Lilljeborg (Upsala) die Bosminen (4). Hierzu kommt noch die Bestimmung eines seltenen (unter Wasser lebenden) Rüsselkäfers, die Herr Dr. Kraatz (Berlin) ausgeführt hat, und die Feststellung eines kleinen Fadenwurmes (Chromadora ratzeburgensis) durch Herrn Dr. von Linstow (Göttingen), den ursprünglichen Entdecker dieses interessanten Nematoden.

Im ganzen habe ich also zur Bestimmung von nur 40 Spezies den Beistand von Spezialisten in Anspruch genommen, während 186 Arten von mir selbst identifiziert worden sind. Durch Apsteins Referat kann hingegen die Meinung hervorgerufen werden, als ob ich an der Be-

stimmung jener 226 Arten überhaupt keinen persönlichen Anteil hätte. Und damit erreichte Herr Dr. Apstein das Resultat, daß sich zahlreiche Leser der „Heimat“ eine ganz unzutreffende Vorstellung von der hiesigen Anstalt und ihrer Thätigkeit machen mußten; dies um so eher, als wohl nicht jedem die Thatsache bekannt ist, daß bei allen größeren Forschungsunternehmungen Spezialisten zur möglichst sicheren Bestimmung des gesammelten Materials herangezogen werden. Das ist mit vollem Recht auch von seiten des Leiters der Kieler Planktonexpedition geschehen, und zwar zählen hier die zur Mitarbeit angeworbenen Spezialforscher zu Dutzenden (sodaß sie einen förmlichen Generalstab bilden), ohne daß Herr Apstein deshalb sich bewogen fühlte, die Verdienste des Geheimrats Hensen um die Meeresbiologie herabzusetzen.

Den Lesern der „Heimat“ hat Herr Dr. Apstein auch die Thatsache vorenthalten zu müssen geglaubt, daß unter jenen 226 von mir festgestellten Arten auch 12 völlig neue befindlich sind. Dieselben verteilen sich auf 11 Gattungen, und 5 von letzteren sind ebenfalls neu. Alle diese Arten sind im Laufe des vorigen Jahres (1892) von mir entdeckt, bestimmt und beschrieben worden. Da Herr Dr. Apstein diese Thatsachen, die doch zu einem Bilde von der Jahresthätigkeit der hiesigen Biologischen Station gehören, verschweigt, so kann man seine Berichterstattung unmöglich als eine wahrheitsgemäße und unparteiische bezeichnen. Sie ist vielmehr im höchsten Grade mangelhaft und willkürlich.

V. Am Schlusse seines Artikels kommt Herr Dr. C. Apstein auch noch auf einen von mir ausgegangenen Vorschlag zu sprechen, welcher darauf hinausgeht, die mit Brut zu besetzenden Fischteiche vorher auf ihren Gehalt an Nahrungstierchen mittels des Plankton-Netzes zu prüfen. Ich habe diesen Vorschlag eingehend in einem populären Aufsatze motiviert, den ich im Jahresberichte des Centralfischerei-Vereins für Schleswig-Holstein (1892/93) veröffentlicht habe. Er führt den Titel: „Die mikroskopische Organismenwelt des Süßwassers in ihrer Beziehung zur Ernährung der Fische.“ Herr Apstein sucht diesen Vorschlag lächerlich zu machen, indem er das, was ich wirklich gesagt habe, verdreht. Er bemüht sich, den Lesern der „Heimat“ glauben zu machen, als hätte ich „einfachen Fischerleuten“ zugemutet, eine wissenschaftliche Planktonuntersuchung mit dem Gaze-Netz und nachfolgender mikroskopischer Untersuchung vorzunehmen. Diejenigen, welche meinen Aufsatz in Original gelesen haben, werden sich dagegen erinnern, daß ich nicht von „einfachen Fischern,“ sondern von „Fischerei-Interessenten“ gesprochen habe, unter denen es bekanntlich sehr tüchtige und unterrichtete Leute giebt, die sich die Fortschritte der Wissenschaft zu nutze machen.

Da es bei der Bonitierung der Seen (wie ich das Verfahren kurz bezeichnet habe) hauptsächlich nur auf die im Wasser vorhandenen Krebstiere (Daphniden, Bosminen und Copepoden) ankommt, so ist eine „genaue mikroskopische Untersuchung" des Fangergebnisses bei der Bonitierung garnicht nötig, da man diese Tierchen schon mit unbewaffnetem Auge oder doch jedenfalls mit der Lupe deutlichst zu erkennen vermag.

Apsteins Einwendungen sind also wiederum bloße Mäkeleien, soweit dabei nicht offenbare Entstellungen mit unterlaufen. Anstatt jeder theoretischen Rechtfertigung meines Bonitierungsvorschlags verweise ich auf No. 16 der „Allgemeinen Fischereizeitung" (vom 27. Juli 1893), worin ein Teichwirt aus der Nähe von Rendsburg auf die praktische Brauchbarkeit und Wichtigkeit meines Prüfungsverfahrens hinweist,*) und zwar auf Grund eigener Praxis. Dieser unparteiischen Stimme werden sicherlich noch zahlreiche andere in Bälde nachfolgen. Hiermit schließe ich meine Abrechnung mit Herrn Dr. Apstein, kann aber nicht umhin, auch noch ein Wort über die Kampfesweise desselben zu sagen. Herr Dr. Apstein hat nämlich Separatabzüge seines Artikels in großer Anzahl auch außerhalb des Leserkreises der „Heimat" verbreitet, namentlich an zoologischen Universitätsinstituten und innerhalb der Stadt Plön. Natürlich geschah das, wie jedermann zugeben wird, nicht in der Absicht, um wissenschaftliche Interessen zu fördern. Insbesondere gilt das von den nach Plön dirigierten Sendungen, die offenbar nur dazu bestimmt waren, Mißstimmung in der Bürgerschaft zu erregen. Letztere ist nämlich am Gedeihen der hiesigen Biologischen Station insofern speziell interessiert, als das geräumige Institutsgebäude ausschließlich mit städtischen Mitteln erbaut worden ist. Diese Opferwilligkeit wollte Dr. Apstein der hiesigen Bevölkerung wahrscheinlich recht lebhaft wieder in Erinnerung bringen. Eine andere Auslegung für seine Kreuzbandsendungen an den Bürgermeister und andere Persönlichkeiten in Plön giebt es nicht.

Noch vor kurzem hätte ich es für unmöglich gehalten, daß ich eines Tages genötigt sein würde, Herrn Apstein wegen dreist in die Welt hinausgeschriebener Unrichtigkeiten vor der Öffentlichkeit zu berichtigen. Es hat mich auch Überwindung gekostet, das zu thun, weil die noch frische Erinnerung an die gemeinsam im wissenschaftlichen Gedankenaustausch verbrachten Stunden selbst durch Apsteins feindlichen Artikel noch nicht vollständig verwischt werden konnte. Ich meinte aber im Interesse meines Instituts, welches sich bekanntlich der Unterstützung der

*) Der Aufsatz betitelt sich: „Ein Beitrag zur Frage nach der Bedeutung von Planktonuntersuchungen für die Fischzucht."

Königl. Preußischen Staatsregierung erfreut, jenen Herrn nicht ohne Widerlegung lassen zu dürfen, und so erklärt sich diese ausführliche Erwiderung.

Plön, Mitte August 1893. Dr. Otto Zacharias.
Biologische Station.



Die Aufgaben der Biologischen Station zu Plön.

Im Anschluß an vorstehende Entgegnung halte ich es für angebracht, die *nächst interessierten Kreise mit den Zielen bekannt zu machen*, welche von seiten der hiesigen Anstalt in erster Linie verfolgt werden. Die Bezeichnung der Station als eine „biologische" ist etwas vieldeutig. Aber sie wurde seinerzeit deshalb gewählt, um damit auszudrücken, daß nicht ausschließlich Zoologen, sondern auch Botaniker als Mitarbeiter bei der Durchforschung des Großen Plöner See's willkommen seien. Indessen faßt jeder Einzelne, je nach seinem Studiengange, den Begriff der Biologie etwas weiter oder enger, und darum erscheint es geboten, das Programm, welches bei den hiesigen Arbeiten innegehalten wird, spezieller darzulegen.

Die Biologische Station zu Plön bezweckt folgendes:

1. Die möglichst vollständige Feststellung der im hiesigen Großen See vorkommenden Tier- und Pflanzenspezies oder das, was ich

an anderer Stelle „die Aufnahme des faunistischen und floristischen Inventars“ genannt habe. Diese Forschungen sollen mit der Zeit auf ganz Ostholstein ausgedehnt werden. Auf diese Weise (und namentlich, wenn die hiesigen Befunde mit denen aus anderen Seen verglichen werden!) wird sich die noch schwebende Frage entscheiden lassen, ob es für die Protozoen (Urtiere) und Protophyten (Urpflanzen) des Süßwassers ähnliche Grenzen der Verbreitung giebt, wie sie notorisch für die höheren tierischen und pflanzlichen Wesen vorhanden sind. Bekanntlich nehmen mehrere namhafte Forscher gegenwärtig an, daß die niedersten Tiere und Pflanzen kosmopolitisch seien und daß ihre Verbreitung mehr oder weniger vom Zufall (d. h. von Wind- und Wasserströmungen, sowie von allerlei anderen Transportgelegenheiten) abhänge. Ob sich dies wirklich so verhält, ist aber noch nicht vollständig entschieden. Die vergleichend-biologische Durchforschung der Seen wird dabei künftig ein Wort mitzusprechen haben.

2. Die Erforschung der *speziellen* Existenzbedingungen der im Wasser lebenden Tiere und Pflanzen: also deren *Oekologie*, mit besonderer Berücksichtigung der Organismen, welche das *Plankton* zusammensetzen.
3. Beobachtungen über die Periodizität des Tier- und Pflanzenlebens im Gr. Plöner See, d. h. fortgesetzte Beobachtung des Auftretens und Wiederverschwindens der Arten im Jahreslaufe. Vorläufig erstrecken sich diese Studien nur auf eine bestimmte Anzahl größerer Formen, weil sich diese leichter verfolgen lassen. Hierbei soll hauptsächlich auch der Einfluß *äußerer* Bedingungen auf die Fortpflanzung in Frage gezogen werden. Ermittelungen hierüber haben bis jetzt nur in sehr geringer Anzahl vorgelegen.
4. Spezialstudien über die verschiedenen Vertreter der lakustrischen Fauna und Flora sowohl in histologischer (mikroskopisch-anatomischer), als auch in entwickelungsgeschichtlicher Hinsicht. Hierfür enthält der Gr. Plöner See ein sehr reiches Material.
5. Schließlich Studien über die Beziehungen der niederen Tier- und Pflanzenwelt zur Fischfauna, insbesondere zur Ernährung der letzteren. Diese Forschungen haben einen direkten Bezug auf das Fischereiwesen und sind dazu bestimmt, mit der Zeit streng *wissenschaftliche* Gesichtspunkte für den möglichst praktischen und lukrativen Betrieb des Fischereigewerbes (bezw. der Fischzucht) zu liefern.

Selbstredend übersteigt die Durchführung eines so umfassenden Pro-

gramms die Kraft eines einzelnen Forschers, und somit ist der Leiter der hiesigen Biologischen Station auf die Mitarbeiterschaft derjenigen Herren angewiesen, welche zu Studienzwecken hierherkommen und die Plöner Anstalt besuchen. Wie jeder Sachkundige zugeben wird, ist ein Wasserbecken, welches eine Oberfläche von 30,280 Quadratkilometern (und Tiefe bis zu 60 Metern) besitzt, auf unabsehbare Zeit hinaus dazu hinreichend, die hierherkommenden Praktikanten mit Studienmaterial zu versehen. Diejenigen Herren, welche während des vorigen und heurigen Sommers hier gearbeitet haben, werden das aus ihrer persönlichen Erfahrung bestätigen können.

Inzwischen ist auch an dem algenreichen Müggelsee in der Nähe von Berlin eine Biologische Süßwasserstation begründet worden, deren Leitung Herr Prof. Dr. J. Frenzel übernehmen wird. Hier soll hauptsächlich die vergleichend-physiologische Richtung zur Geltung kommen, sodaß die Plöner Anstalt und die zu Friedrichshagen ins Leben tretende nicht als Konkurrenzunternehmungen, sondern vielmehr als Schwesterinstitute zu betrachten sind, welche im gegenseitigen Austausch ihrer Erfahrungen die Lösung von Aufgaben anstreben, die bisher entweder im Hintergrunde der Forschung gestanden haben oder überhaupt völlig vernachlässigt worden sind.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Das älteste Kieler Rentebuch (1300—1487). Im Auftrage der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte bearbeitet und herausgegeben von Dr. phil. Chr. Reuter, Kiel. H. Eckardt. CXII und 423 Seiten. 8°.

Mit dieser Publikation ist wiederum ein wertvoller Bestandteil des Urkundenschatzes der Stadt Kiel der Benutzung zugänglich gemacht, nachdem 1875 das älteste Kieler Stadtbuch von 1264—1289 im Auftrage der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg von Professor Hasse neu herausgegeben ist und 1883 die Lübecker Briefe des Kieler Stadtarchivs von 1422—1534, bearbeitet von Dr. Wetzel, als Festgabe für die 13. Generalversammlung des Hansischen Geschichtsvereins erschienen sind. Sie unterscheidet sich von den zuletzt genannten Publikationen nicht nur durch ihren beträchtlich größeren Umfang, sondern auch dadurch, daß der Herausgeber derselben eine ausführliche Einleitung vorangeschickt hat. Dieselbe bringt in 4 Kapiteln alles zum Verständnis des Rentebuches Erforderliche bei, indem sie zunächst von dem Rentebuch selbst handelt, von den Stadtbüchern im

allgemeinen, den Kielern insbesondere, von der Beschaffenheit der Handschrift des vorliegenden Stadtbuches u. s. w., dann ferner uns einweiht in die Rechtsgeschäfte, welche den Inhalt des Rentebuches bilden, im 3. Kapitel die Ergebnisse desselben hinsichtlich der Kieler Stadtgeschichte nach verschiedenen Seiten zusammenfaßt und endlich im letzten Abschnitt sich speziell über den Hopfenbau und die Hopfenhöfe verbreitet. Diese kurzen Andeutungen werden schon genügen, um zu zeigen, wie der Herausgeber, Dr. Reuter, seiner Aufgabe nach jeder Seite gerecht zu werden bemüht gewesen ist und darum auch eine Ausgabe geliefert hat, die mit Recht als nachahmenswert hingestellt werden kann. Auf den reichen Inhalt näher einzugehen, verbietet der Rahmen einer Anzeige, auch kann Referent sich nicht als kompetent erachten, über die einzelnen Resultate, zu denen Dr. Reuter gelangt, ein Urteil abzugeben. Nur Einiges kann hier erwähnt werden. Als neue Ergebnisse, soweit sie die Ortskunde betreffen, sind nach meiner Kenntnis von dem Stand der Verhandlungen die Feststellung der Lage der antiqua ecclesia, der alten Kirche, und der ehemaligen Gertrudenkapelle in der Brunswik zu verzeichnen. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen des § 7 im 3. Kap. über die ersten Bürger Kiels und ihre Herkunft, zu deren Erläuterung die beigegebene Karte von Möller dient. Dieselbe giebt, wie der Herausgeber mit Recht sagt, ein anschauliches Bild von der Beteiligung Holsteins an der Besiedelung Kiels. Hinsichtlich der Zusammensetzung des Rats vertritt Dr. Reuter gegenüber Wetzel die Anschauung, daß in Kiel die strengen Grundsätze des lübischen Rechtes, nach welchem kein Adeliger und kein Handwerker den Ratsstuhl bekleiden sollte, wenigstens für die Zeit des ältesten Stadtbuches und des Rentebuches nicht durchgeführt worden sind. Zu dem besondern Kapitel über den Hopfenbau lag die Veranlassung in einer Einlage der Handschrift, welche vom Herausgeber als ein liber hortorum (hortus = Hopfengarten oder -hof) nachgewiesen ist. Die in § 1 gemachten Angaben über den Hopfenbau in Schleswig-Holstein lassen sich noch mannigfach ergänzen, doch war eine erschöpfende Darstellung auch wohl nicht beabsichtigt.

Wenden wir uns nun dem Rentebuch selbst zu, so ergiebt sich der Hauptinhalt desselben schon aus dieser vom Herausgeber gewählten Bezeichnung, während es im Texte selbst und an anderen Orten als liber impignorationis, pignoralis, reddituum, dat Pandbok angeführt wird. Es enthält im wesentlichen Beurkundungen über Verpfändung von Erben und Rentenkauf; dazwischen finden sich gelegentlich auch Aufzeichnungen anderer Art, z. B. über Mitgiften, Erbteilungen, Testamente, Verzeichnisse von Besitzungen geistlicher Stiftungen, eine Ratswillkür u. s. w.

Von den 5 Stadtbüchern, welche Kiel besitzt und die fast ohne Unterbrechung von seinen ersten Anfängen bis in die Neuzeit, bis 1604, reichen, wird uns nach der Zählung des Herausgebers hier das dritte geboten. Als erstes zählt er das oben erwähnte älteste Stadtbuch von 1264—1289, als zweites das Erbebuch, liber heriditatum, welches jetzt noch die Jahre 1411—1604 umfaßt, ursprünglich aber, da es am Anfang 244 Blätter verloren hat, vielleicht bis 1289 oder 1300 zurückreichte. Als drittes folgt dann unser Rentebuch, dem als Nr. 4 das zweite Rentebuch, die Jahre 1487--1586 umfassend, unmittelbar sich anschließt. No. 5 endlich, das Denkelbock, beginnt mit dem Jahre 1465 und bietet einen recht bunten Inhalt.

Die Handschrift des Rentebuchs, ein wohl erhaltener Pergamentkodex, welcher als Eigentum der Stadt Kiel im Staatsarchiv zu Schleswig aufbewahrt wird, umfaßt 33 Lagen von verschiedener Stärke mit 253 Blättern, von denen jedoch Lage I und II als nicht unmittelbar zum Rentebuch gehörig auszuscheiden sind. Ganz lückenlos liegt der Text leider nicht vor, da einzelne Blätter ausgeschnitten und manche Eintragungen, nachdem sie ihre Bedeutung verloren hatten, ausradiert sind, um den so gewonnenen Raum für andere Aufzeichnungen zu verwenden, wodurch die ohnehin nicht strenge innegehaltene zeitliche Folge noch mehr in Verwirrung geriet. So wie es jetzt vorliegt, enthält das Rentebuch 2188 Nummern. Lage I, welche 11 Blätter umfaßt, ist kein ursprünglicher Bestandteil desselben, sie enthält in ihren 57 Nummern Verkäufe von Hopfenhöfen und Renten aus solchen, weshalb Dr. Reuter — und wohl mit Recht — zu der Ansicht gelangt, daß wir in dieser Einlage einen liber hortorum (s. o.) oder wenigstens das Bruchstück eines solchen vor uns haben, wie solche z. B. aus Lübeck bezeugt sind. Die zweite Einlage, als welche sich Lage III mit 81 Nummern zu erkennen giebt, unterscheidet sich schon äußerlich dadurch, daß sie auf Papier geschrieben ist, ferner aber auch durch die bunte Mannigfaltigkeit des Inhalts und den Gebrauch der niederdeutschen Sprache. Dr. Reuter sieht deshalb in ihr vorläufige Aufzeichnungen, die während der Verhandlungen am Rechtstage gemacht und den späteren Eintragungen in das Stadtbuch zugrunde gelegt wurden. Daß sie in das Stadtbuch selbst hineingeraten sind, erklärt Dr. Reuter daraus, daß bei einer Erneuerung des Einbandes des Stadtbuches die Eintragungen aus dem Jahre 1378/79 fehlten und dafür diese vorläufigen Aufzeichnungen eingeheftet wurden. Diesen Ergebnissen entsprechend sind auch in der Textausgabe die beiden Einlagen aus dem eigentlichen Rentebuch ausgeschieden und folgen unter II und III als selbständige Stücke. Was endlich die Wiedergabe des Textes anlangt,

so läßt sich darüber natürlich ohne Vergleichung mit der Handschrift kein entscheidendes Urteil abgeben, doch kann man sich dem Eindruck großer Sorgfalt und Sauberkeit nicht entziehen.

Besonderer Dank gebührt dem Herausgeber schließlich auch noch für die Ausarbeitung der reichlich 70 Seiten umfassenden Register mancherlei Art, welche die Benutzung des Buches wesentlich erleichtern. Über Einzelheiten freilich kann man mit dem Verfasser rechten, z. B. ob es richtig ist, Kalübbe in die Nähe von Eutin zu verlegen, da es doch westlich vom Plöner See liegt. In der Bestimmung mancher Ortschaften ist Dr. Reuter von Hasse abgewichen, ob immer mit Recht, möchte ich doch bezweifeln. Bei Aspe z. B. hat letzterer die Wahl gelassen zwischen Großenaspe und Hohenaspe, Dr. Reuter will darunter ersteren Ort verstanden wissen, auf der Karte freilich ist ein Fragezeichen dabei gesetzt. M. E. aber spricht die größere Wahrscheinlichkeit für Hohenaspe, es ist das ältere von beiden, sein Name war, wie aus einer Urkunde vom 14. Februar 1336 (Reg. und Urk. III Nr. 920) hervorgeht, früher schlechtweg Aspe, und so lautet er im Munde der Bevölkerung auch heute noch, und wenn endlich Dr. Reuter Einleitung S. LXXXI als einen der Hauptwege, auf welchen der Zuzug nach Kiel erfolgte, unter Hinweis auf die Karte „die von dem südlichsten Punkte dieses Kreises abwärts durch das Thal der Stör gebildete Verbindung zwischen Neumünster und dem Lande Kedingen" bezeichnet, so liegt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, Hohenaspe vielmehr in dieser Richtung als Großenaspe (vgl. Lovete (Looft) und Schenefeld). Doch eine endgültige Entscheidung läßt sich schwerlich treffen. Bei Budedorp ist die Wahl gelassen zwischen dem ehemaligen Bunendorp bei Lütjenburg und Bujendorf bei Eutin, während auf der Karte letzteres ganz unberücksichtigt geblieben ist und m. E. mit Recht. Denn daß die best beglaubigte Namensform für das verschwundene Dorf bei Lütjenburg Bunendorp ist, kann nicht allzusehr ins Gewicht fallen. Bunendorp wird zuerst 1197 erwähnt, im Anfang des Jahres 1271 erwarb es die Stadt Lütjenburg gegen eine jährliche Abgabe von 18 ℳ. von dem Domkapitel in Lübeck. Mit diesem Kauf hat es auch wohl aufgehört zu existieren, da sein Gebiet zur Erweiterung der Lütjenburger Feldmark, welche bis dahin sehr beschränkt war, dienen sollte, und darum ist es sehr wahrscheinlich, daß der eine oder der andere seiner Bewohner, wenn er es nicht vorzog, in der genannten Stadt sich niederzulassen, in der aufblühenden Holstenstadt sein Glück suchte. Die Lage des Ortes ist übrigens auf der Karte ungenau angegeben, nordöstlich von der Stadt hatte er keinen Platz, auch weist uns die an einem Teil des Stadtfeldes noch haftende Benennung Bonendiek (auch Bodendiek) nach Nordwesten in die Nähe der nach Panker führenden Landstraße.

Schließlich noch einige Bemerkungen zu dem Wort- und Sachregister. Ziemlich ratlos steht der Herausgeber den alleces putridi (441) gegenüber, welche nach dem Wortlaut nichts anderes sein können als verfaulte Häringe. Da indessen die 10 Fässer, welche den Seeräubern abgenommen waren, beim Verkauf eine Einnahme von 3 ℔ 12 ß erzielten, so müssen nach Dr. Reuters Meinung die alleces putridi besonders bereitete Häringe gewesen sein, weil sonst ein solcher Preis unverständlich wäre. Dem ist jedoch zu entgegnen, daß, wenn hier von einer besonderen Zubereitung die Rede sein sollte, dafür gewiß auch der entsprechende Ausdruck gebraucht worden wäre, denn die mittelalterliche Sprache, auch die mittelniederdeutsche ist durchaus nicht arm an Kunstausdrücken, wie schon ein Blick in das Glossar zu Wehrmanns Sammlung der ältesten Lübecker Zunftrollen lehrt. M. E. löst sich die Schwierigkeit, welche offenbar vorliegt, am einfachsten, wenn wir nicht faule, sondern Vollhäringe, d. h. solche mit Rogen oder Milch verstehen. Das kann nun freilich alleces putridi niemals bedeuten; aber meiner Ansicht nach sind sie auch nur durch ein Versehen des weisen Ratsschreibers in den Text gekommen, um nach so vielen Jahrhunderten uns Kopfzerbrechen zu machen. Faul und voll lauten nämlich im Mittelniederdeutschen ganz übereinstimmend, nur in der Quantität des Vokals abweichend vul. Wenn nun der Schreiber eines ehrbaren Rats, wie der Herausgeber wahrscheinlich gemacht hat, sich, bevor er den Fall in das Stadtbuch eintrug, vorläufige Notizen machte, so konnte das vul harink (Vollhäringe) bei der Übertragung ins Lateinische bei einiger Flüchtigkeit leicht zu einem alec putridus (vûl harink) werden. Freilich ist bei dieser Annahme der Preis ein sehr geringer, denn von Buchwald hat (Zeitschr. XII S. 91) berechnet, daß der Vollhäring, im Unterschied von dem minderwertigen Hohlhäring, um 1450 etwa mit 4 ℔ 8—12 ß die Tonne bezahlt wurde. Aber einmal giebt er selbst zu, daß der gesalzene Häring, dessen Bedeutung für die damalige Zeit schon daraus erhellt, daß Lübeck dem Häringshandel zum großen Teil seinen Reichtum verdankte, eine große Preisdifferenz in den einzelnen Jahren aufweist, dann liegt auch der Kauf, von dem im Rentebuch die Rede ist, noch um etwa 100 Jahre zurück (1328), und schließlich ist nicht zu vergessen, daß es ein Gelegenheitskauf war.

Ob in Nr. 45 in den Worten pro 4 dhonaticis blaviis unter blavium, welches der Herausgeber vorher richtig als Getreide erklärt hat (cf. Du Cange s. v. bladum, franz. blé), ein bestimmtes Maß zu verstehen ist, scheint mir zweifelhaft, da mir eine ähnliche Übertragung nicht bekannt ist; viel wahrscheinlicher ist mir, daß hier im Text ein Fehler steckt, ebenso wie in dem dhor (40), denn an ein Fremdwort ist wohl

nicht bei diesem Wort zu denken, wenn auch, wie die Glossarien hinlänglich nachweisen, die Verwälschung unserer Sprache viel früher begonnen hat, als man gewöhnlich annimmt.

Das dem Herausgeber zweifelhafte ruffeling erklären Lübben und Walther (Mndd., Handwörterbuch) völlig genügend = 1/2 Scheffel.

Preetz. F. Witt.

E. Michelsen, Pastor in Klanxbüll. Der Gustav Adolf-Verein in Schleswig-Holstein. Geschichte seiner Anfänge und ersten Blüte bis 1865. Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer. 56 S.

Als Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier des schleswig-holsteinischen Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung erschienen, erhebt sich dies Büchlein weit über andere derartige Tageserscheinungen und verdient nicht nur von den Freunden der Gustav Adolf-Sache, sondern auch von den Freunden der Landeskunde gründlich studiert zu werden, da in ihm ein wichtiges Stück unserer neueren Kirchengeschichte in klarer und anschaulicher Weise zur Darstellung gebracht ist. Möge das kleine Werk auch über den Kreis der Festteilnehmer hinaus recht viele Leser finden.

Preetz. F. Witt.

Mitteilung.

Erforschung unserer Moore und Wiesen. Herr Dr. Weber in Hohenwestedt hat es übernommen, für ein von den Professoren Engler in Berlin und Drude in Dresden in Angriff genommenes Werk „Die Vegetation der Erde" die Moore und Grasflurformationen Mittel-Europas zu bearbeiten. Dr. Weber fällt als besondere Aufgabe zu, die Moore und Wiesen des norddeutschen Tieflandes zu untersuchen und deren Zusammensetzung in ihrer Abhängigkeit von den Bodenverhältnissen und dem Klima festzustellen. Der Minister für Landwirtschaft hat die landwirtschaftlichen Generalvereine ersucht, dahin zu wirken, daß Dr. Weber keine Hindernisse in den Weg gelegt, demselben vielmehr das Betreten der Wiesen und Moore gestattet und seinen Bestrebungen jede mögliche Förderung und Unterstützung zu teil werde.

(Nach d. Landw. Wochenblatt Nr. 22 d. Jahrg.)

Aufforderung!

Unter Bezugnahme auf meinen im Juli-August-Heft veröffentlichten Aufsatz über Meteorbeobachtungen, ersuche ich hiermit, Mitteilungen über etwaige in der Provinz gemachten Beobachtungen von Feuerkugeln und Sternschnuppen an mich gelangen zu lassen, zwecks Zusammenstellung und Verwertung derselben. Afred Paris. Altona, Königstr. 91.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 10. Oktober 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Siedlungstypen des deutschen Reiches.

(Unter besonderer Berücksichtigung der in Schleswig-Holstein vertretenen.)

Mit 12 Abbildungen.

Von Dr. **Arthur Gloy** in Kiel.

Siedelungstypus nennen wir die durch Anordnung und Stellung der Gebäude zu einander entstehende äußere Form einer menschlichen Niederlassung. Diese Form ist in der Hauptsache bedingt durch drei Faktoren: durch die Bodenbeschaffenheit, durch Stammeseigentümlichkeit der Niederlasser und durch ihre Beschäftigung.

Städtische Niederlassungen, die den Zwecken des Handels und Gewerbes dienen, haben im großen und ganzen kein sehr wesentlich verschiedenes Aussehen. An einem für den Verkehr geeigneten Ort entsteht Haus an Haus und Straße auf Straße. An dieses meist unregelmäßige Straßengewirr der Altstadt schließt sich gewöhnlich noch eine regelmäßig angelegte Neustadt. Vollständig neu, unter Leitung einer sachverständigen Behörde angelegte Orte haben aus praktischen Rücksichten nur breite, gerade, rechtwinklig sich schneidende Straßen, einige wenige auch ein etwas künstlicheres Aussehen, wie das fächerförmige Karlsruhe oder das sternförmige Neu-Strelitz, aber deshalb kann doch von „Städtetypen" im oben angedeutetem Sinne kaum die Rede sein.

Anders verhält es sich mit den ländlichen Siedelungen. Schon auf den ersten Blick ergeben sich hier, bereits innerhalb eines kleineren Gebietes, fest und bestimmt ausgeprägte Typen.

Siedelungstypen des deutschen Reiches

unter bes. Berücksichtigung der in Schleswig-Holstein vertretenen nach den Meßtischblättern im Maßstab von 1:25000 gezeichnet von Dr. Arthur Gloy.

Fig. I.



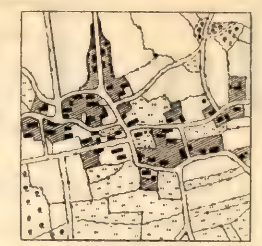
Hofsystem
aus Eiderstedt.

Fig. II.



Gutstypus.
Süssau, Kr. Oldenburg.

Fig. III.



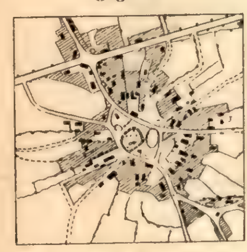
Haufendorf.
Tensbüttel in Ditm.

Fig. IV.



Geschlossenes Dorf.
Holzheim im U.-Elsaß.

Fig. V.



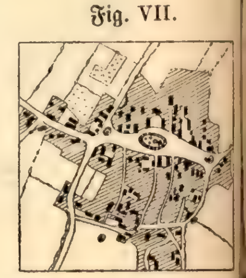
Slavischer Rundling.
Brunsdorf i. Lauenb.

Fig. VI.



Hagenhufen- oder Waldhufendorf.
Teil von Nieder-Kauffung in Schlesien.

Fig. VII.



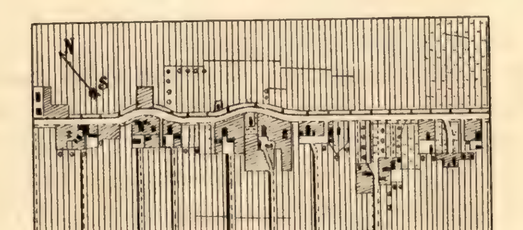
Slavisches Straßendorf.
Siebenbäumen i. Lauenb.

Fig. VIII.



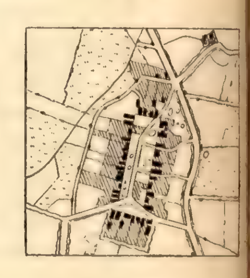
Mischform zwischen Rundling und Straßendorf.
Eichede, Kr. Stormarn.

Fig. IX.



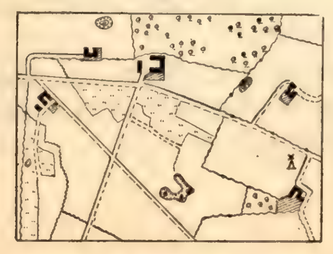
Marschendorf.
Moorhusen s. w. v. Elmshorn.

Fig. X.



Slavisches Rechteck.
Bisdorf auf Fehmarn.

Fig. XI.



Hofsystem
aus Nord-Schleswig.

Fig. XII.



Slavische Sackgasse.
Pirow (Westpriegnitz).

Hier vereinzelte Gehöfte in mäßigen, mehr oder minder regelmäßigen Abständen, oder Gruppen von zwei und mehr Höfen, dort eine langgestreckte Reihe oder eine bunt durcheinander gewürfelte, lockere Anhäufung menschlicher Wohnstätten. Hier wiederum ein geschlossenes Dorf mit einem wirklichen, wenn auch unregelmäßigen Straßennetz, dort eine offenbar völlig planmäßig angelegte Niederlassung.

Die Ursachen aller dieser Verschiedenheiten liegen in den bereits oben angedeuteten Faktoren: Bodenbeschaffenheit, Art der Beschäftigung bei den Bewohnern, Stammeseigentümlichkeiten; Ursachen also von mannigfacher Art, sodaß es wohl von Interesse ist, nach diesem Gesichtspunkte die Siedelungstypen in Wort und Bild zu betrachten.

Die kleinste Form einer selbständigen ländlichen Niederlassung ist der Hof, welcher entweder, bei Trennung in Wohnhaus, Stallungen und Wirtschaftsgebäude, als Rechteck mit 3 oder 4 bebauten Seiten sich darstellt, oder als Haus, welches alles unter einem Dache enthält. Liegen solche Höfe oder Häuser in größeren Abständen von einander, ohne daß ein Zusammenschließen zu größeren Gruppen eintritt, so nennt man diese Art von Siedelungen: Hofsystem (vgl. Fig. I und XI). Die Gebiete seiner ausgedehntesten Verbreitung sind:

Ober-Bayern, Ober-Schwaben, Westfalen, der Niederrhein, Friesland, Ostpreußen und in Schleswig-Holstein:

Eiderstedt und Nord-Schleswig. Vereinzelte Höfe sind fast überall im deutschen Reich zu finden, obwohl es allerdings auch Gegenden giebt, wo man lange nach einem wirklichen Einzelhofe suchen muß, wie z. B. im Unter-Elsaß und in manchen ehemals slavischen Gegenden. Man sieht gleich aus der Verbreitung des Hofsystems, daß wir seine Ursachen nicht allein in Klima und Bodenbeschaffenheit zu suchen haben. Die bayrischen Berge, das ebene Westfalen, der fette Marschboden Eiderstedts und der ziemlich magere Nord-Schleswigs sind Gegensätze, welche sich nicht vereinigen lassen. Das Hofsystem scheint eben von einigen Stämmen bevorzugt zu werden, während andere lieber in Dörfern wohnen. Jene Vorliebe für das Wohnen in Einzelhöfen, das Tacitus von den alten Germanen bezeugt, teilten auch die Kelten. A. Meitzen ist daher der Ansicht, daß das Hofsystem Westfalens und des Niederrheins auf die ehemals keltische Besiedelung dieser Gegenden zurückzuführen sei.

Ein zweiter, wohl der Hauptfaktor für die Entstehung des Hofsystems ist die Beschäftigung der Bewohner. Wie die intensive Bewirtschaftung große Dörfer hervorbringt, so führt die extensive zu kleinen Siedelungen. Es scheint in der That, daß in Gegenden, wo viel Viehzucht getrieben wird, auch das Hofsystem seine größte Verbreitung findet

und umgekehrt. Für Ober-Bayern, Eiderstedt und Ostpreußen wenigstens trifft dies vollkommen zu. Das Warum liegt ja auf der Hand. Der Viehzüchter hat so seine Weiden in unmittelbarer Nähe, während der Dorfbewohner sein Vieh unter Umständen erst eine weite Strecke treiben muß.

Daneben soll natürlich die Begünstigung des Hofsystems durch klimatische und namentlich durch topographische Verhältnisse nicht geleugnet werden. In dicht bewaldeten Gegenden liegen die ersten Siedelungen ganz natürlich vereinzelt (in bereits vorhandenen oder neugerodeten Lichtungen), sobald es sich nicht um planmäßige, durch die Behörden geleitete Ansiedelungen im größeren Maßstabe handelt, desgleichen in Torfmooren, die erst urbar gemacht werden, und wohl auch in solchem Haideland, in welches vereinzelte kleine Fleckchen besseren Bodens eingestreut sind. Wo aber offenes Land reichlich vorhanden ist, da schließen sich die Einzelhöfe leicht zu Dörfern zusammen, wenn dem nicht eine besondere Vorliebe des betreffenden Volksstammes entgegensteht.

Dem Hofsystem am nächsten verwandt ist das urgermanische „Haufendorf" (Fig. III). Die Gehöfte liegen innerhalb desselben nur etwas näher aneinander und meist truppweise. Jeder wohnt dennoch für sich, wenn auch das Ganze eine Einheit bildet. Es ist daher ein Irrtum, zu glauben, daß die bekannte Tacitusstelle nur auf Einzelhöfe zu deuten sei. Im Gegenteil sagt Tacitus auch, „daß die Germanen ihre Dörfer anders bauen, als die Italiker; diese bauen ihre Häuser eng aneinander, jene lassen einen freien Raum um jedes Haus und Gehöft." Diese Art des Wohnens ist noch heute im nordwestlichen Deutschland die durchaus vorherrschende. Es ist die Bauart der alten Sachsen.

Je weiter wir nach Süden kommen, desto geschlossenere Dörfer treffen wir an. Bereits im südlichen Hannover, weiter in Hessen und namentlich im Elsaß haben die Dörfer durchweg ein ausgeprägtes Straßennetz mit dicht aneinander gereihten Gebäuden (Fig. IV). Es giebt kaum einen größeren Gegensatz als ein Meßtischblatt aus dem Elsaß und ein solches aus Nord-Schleswig oder dem südholsteinischen Haiderücken. Hier in ziemlich ungleichmäßigen Abständen ausgestreute Gehöfte (Fig. XI), dort große geschlossene Dörfer in ziemlich gleichmäßigen Zwischenräumen.

Es ist ganz offenbar, wenigstens bei dem Vergleich des niederdeutschen Haufendorfes (Fig. III) mit dem mittel- und süddeutschen geschlossenen Dorf (Fig. IV), daß, bei gleichen oder nahezu gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen, die Verschiedenheit in der Anlage auf Stammeseigentümlichkeit der beiden germanischen Stämme zurückzuführen ist. Der Süd-

und Mitteldeutsche liebt es, seinem Nachbar ins Fenster sehen zu können, mit ihm häufiger zu plaudern, kurz, er liebt die Geselligkeit. Bei dem Norddeutschen ist dieses Bedürfnis weniger stark ausgebildet. Dieser Charakterzug spiegelt sich denn wohl auch in der Art und Weise des Wohnens wieder. Daß das Hofsystem dennoch gerade in Ober-Deutschland stark vertreten ist, erklärt sich, wie schon angedeutet, aus den Boden- und namentlich den wirtschaftlichen Verhältnissen. Die eben besprochene Ursache der Verschiedenheit gilt nur für die Bauerndörfer. Ein Fabrikdorf sieht natürlich schon aus anderen Gründen ganz anders aus wie ein Ackerbau treibendes niederdeutsches Bauerndorf.

Wiederum ganz durch die natürlichen Bodenverhältnisse bedingt sind: das Marschendorf (Fig. IX) und das Hagenhufendorf (Waldhufendorf) (Fig. VI).

Das Marschendorf bildet in der Regel eine lange, meist schnurgerade Reihe. In den am Deich gelegenen Dörfern bildet dieser die Dorfstraße, und die Gehöfte liegen an dessen innerer Böschung. Die weiter landeinwärts liegenden Dörfer sind meist an den Wetterungen (= Wässerungen), Gräben, Flußläufen und zum Teil auch an den Kunststraßen entlang gebaut. Alle diese Dörfer haben in der Regel nur eine Häuserreihe. Der zu jedem Gehöft gehörige Grund und Boden ist seiner Zeit nach den sogenannten Marschenhufen ausgeteilt worden. Sie bestehen aus 5 oder 6 ziemlich genau 5 m breiten, von Gräben eingefaßten und vom Deiche oder der Wetterung aus geradlinig in die Marsch fortlaufenden Parallelstreifen. Jeder Streifen ist vom Gehöft aus zugänglich. Querwege sind seltene Ausnahmen. Die Gräben sind so breit, daß sie nur mit dem Springstock übersprungen werden können. Sie dienen zur Entwässerung; mit dem tief ausgehobenen Boden wird der Ackerstreifen erhöht, und sie halten zugleich das Weidevieh des Hofes ohne Hirten auf dem ihm eingeräumten Weideschlage fest.*)

Wo dieser Dorftypus anzutreffen ist, besagt schon der Name. In Betracht kommen außer den nordwestdeutschen Marschen auch die großen aus der Eiszeit stammenden Schmelzwasserrinnen Norddeutschlands mit dem Oder-, Netzebruch u. s. w. In Schleswig-Holstein ist das Marschendorf an der ganzen Westküste vertreten, von Wedel am Elbufer bis nach Ripen hinauf.

Dazwischen liegen Einzelhöfe und Haufendörfer teils auf künstlichen Erhöhungen des Bodens („Wurften," vgl. Fig. I), teils auf natürlichen.

*) Nach A. Meitzen: Beobachtungen über Besiedelung, Hausbau und landwirtschaftliche Kultur, in der „Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung, herausgegeben von A. Kirchhoff," Stuttgart 1889.

Die Haufendörfer richten sich in Größe und Gestalt nach eben diesen in der Marsch anstehenden Geest- oder Dünensandinseln (z. B. Garding, Tating, St. Peter u. a.).

Den Marschendörfern (Fig. IX) sehr ähnlich sind ferner noch die Moor- oder Venndörfer, wie dies in den nahezu gleichen Bodenverhältnissen begründet liegt. Nur werden hier die eigentlichen Dorfstraßen durch Kanäle und schiffbare Gräben vertreten, die zur Beförderung des gestochenen Torfes dienen.

Aus dem flachen Norwest-Deutschland versetzen uns die Hagenhufendörfer (Fig. VI) nach dem hügeligen Nordost-Deutschland und in das gebirgige Mittel-Deutschland. Hagen(= Wald)hufendörfer sind in einigen Gegenden Mecklenburgs,*) Pommerns, in Posen, in der Provinz Sachsen, im Spessart und namentlich in Schlesien recht zahlreich vertreten. Es sind schmale, langgestreckte, in den Thälern und an Flußläufen sich entlang ziehende Siedelungen von oft stundenweiter Erstreckung. Ich erinnere nur an jene 30 km lange Kette von Dörfern und einzelnen Wohnstätten, die „lange Gasse" von Probsthainer Spitzberg bis Hainau, die zwar in der Verwaltung getrennt ist, topographisch aber und wirtschaftlich ein Ganzes bildet. — Der Name Hagenhufendorf rührt von der bei der Verteilung der Ackerflur an die Anbauer verwandten Hagen- oder Waldhufe her. Sie fand gewöhnlich bei der Rodung und Kolonisation von gebirgigem Waldterrain Verwendung. Der Unternehmer bezeichnete, wie Meitzen a. a. O. sagt, im Thal am Bach die geeignetsten Stellen für die Gehöfte in der beabsichtigten Hufenzahl, suchte für jedes Gehöft, den Thalabhang in die Höhe, eine wegen des Erfordernisses der Fahrbarkeit oft recht gekrümmte Weglinie auf und maß dann die einzelnen Hufen so zwischen diese Wege ein, daß womöglich kein Weg die Grenze der zugehörigen Hufe überschritt. Die Hufenstreifen erhielten deshalb ebenfalls eine oft recht gewundene Gestalt, und es war unmöglich, den verschiedenen Hufen untereinander gleiche Bodenbeschaffenheit zu gewähren. Fig. VI zeigt ein Stück eines solchen Hagenhufendorfes und zwar von Nieder-Kauffung, an der Katzbach in Schlesien gelegen. Die Wohnstätten liegen im Thale am Flusse, an der durch die Natur vorgeschriebenen Hauptverkehrsstraße. Nach beiden Seiten laufen Querwege die Höhen hinauf, bis sie sich in den die größeren Höhen krönenden Laub- und Nadelholzwaldungen verlieren. Die in der Abbildung deutlich hervortretende Zickzackbahn der Querwege dient natürlich zur besseren Überwindung der Steigungen.

*) In Norddeutschland genauer als „Hägerhufendorf" zu bezeichnen, welches indessen vom Hagenhufendorf kaum verschieden ist.

Mit den bisher namhaft gemachten Siedelungstypen sind die auf deutscher Grundlage beruhenden in der Hauptsache erschöpft. Man könnte nur noch das **Gut** als selbständigen Typus anführen, obwohl es eigentlich weiter nichts ist, als ein Einzelhof in größerem Maßstabe. Vom Hof scheint es sich im Grunde nur durch die Größe der Wirtschaftsgebäude und des Platzes, auf dem es angelegt ist, zu unterscheiden. Was uns berechtigt, das eigentliche Gut als einen besonderen Siedelungstypus hinzustellen, ist der Anhang von Tagelöhnerkathen, gelegentlich auch einer Schule, Schmiede u. s. w. Dies alles bildet ein zusammengehöriges und meist auch zusammenhängendes Ganze, während der Hof nur für sich besteht. Vielleicht darf man sogar auch von „**Gutsystem**“ sprechen, in dem Sinne, wie man von Hofsystem redet. In gewissen Gegenden, wie z. B. in den Kreisen Eckernförde, Plön, Oldenburg und besonders in einigen Distrikten Mecklenburgs sind die Güter so zahlreich, daß sie den übrigen Siedelungstypen, den Dörfern, nahezu die Wage halten, stellenweise sogar überwiegen. — Es ließe sich ein Meßtischblatt aus Mecklenburg, welches fast nur Güter enthält, aus einem nordschleswigschen durch Vergrößerung entstanden denken, freilich nur in einem gewissen Sinne.

Den deutschen Siedelungstypen gegenüber bilden die **slavischen** einen scharfen Gegensatz.

Während der Germane, wenigstens der Niederdeutsche, ohne sich viel um seinen Nachbar zu kümmern, sein Gehöft dort anlegte, wo es ihm gerade für gut erschien, baute der Slave nach einem festen, von der Gesamtheit der Ansiedler bestimmten Plane. Die Behausungen der Slaven liegen entweder kreis- oder hufeisenförmig um einen freien Platz herum oder auch in Parallelreihen zu beiden Seiten einer breiten, zuweilen mit einer zweiseitigen Ausbuchtung (vgl. Fig. VII) versehenen Straße. Diese beiden Haupttypen slavischer Ansiedelungen hat man sich gewöhnt als „**Rundling**“ (**Runddorf**) (Fig. V) und als „**slavisches Straßendorf**“ (Fig. VII) zu bezeichnen. Daneben habe ich in meiner Doktor-Dissertation*) als Übergangsformen zwischen diesen beiden Haupttypen unterschieden: a) eine Mischform zwischen Rundling und Straßendorf, welche durch Fig. VII repräsentiert wird, b) das Rechteck (Fig. X), welches sich durch Bebauung auch der beiden Schmalseiten eines Straßendorfes entstanden lassen denkt, und c) die eigentliche Sackgasse (Fig. XII), obwohl ursprünglich wohl jeder Rundling nur einen Aus- und Eingang gehabt haben mag. Solche Dorfanlagen beruhen ursprünglich auf der

*) Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausg. von A. Kirchhoff, Bd. VII, Heft 3: Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens, Stuttgart 1892.

sogenannten „**Hauskommunion**“ oder dem kommunistischen Zusammenleben der gesamten Familie, die allmählich zu einer Sippe anwuchs (vgl. Meitzen a. a. O.) Wie bei den Kelten eine solche Sippe ein einziges, freilich sehr großes Haus einnahm, so bei den Slaven ein ganzes Dorf.

Ein weiterer die Slaven leitender Gesichtspunkt ist unzweifelhaft das Bedürfnis gewesen, sich gegen feindliche Überfälle zu schützen. Da die hinten an die Häuser stoßenden Gärten nach außen durch eine Hecke oder einen Steinwall abgeschlossen oder womöglich auch an einen Flußlauf oder Sumpf gelehnt wurden, so bildete jedes Dorf ohne weiteres eine kleine Festung. Nur der Eingang (bei den Straßendörfern zwei) brauchte nötigenfalls noch verrammelt zu werden..

Noch heute weisen einige Fehmarnsche Dörfer, welche zum größeren Teil auf wendischer Grundlage beruhen, solche Steinwälle auf. Man fühlt sich bei der Betrachtung dieser Slavendörfer, namentlich der Fehmarnschen Rechtecke (vgl. Fig. X), unwillkürlich an die Wagenburgen der Hussiten erinnert; sie waren gleichsam wandelnde Dorffestungen.

Außer der Rücksicht auf leichtere Verteidigung hat ferner jedenfalls auch die Vorliebe für, oder man muß vielleicht sagen: das Bedürfnis nach einem freien Dorfplatz die Slaven bei der Anlage ihrer Dörfer geleitet. Slavendörfer ohne Dingstätte in der Mitte giebt es wenigstens gar nicht. Neben dieser Dingstätte, die in früheren Zeiten durch einige (zuweilen noch heute erhaltene) große Steine oder Bäume gekennzeichnet war, lag dann in der Regel ein Teich oder auch mehrere Wassertümpel. Seit der Besiedelung durch die Deutschen tragen diese Plätze außerdem die Kirche, Schule, Schmiede, überhaupt die öffentlichen Gebäude.

Die Verbreitung der slavischen Dorftypen innerhalb des deutschen Reiches ist eine recht ausgedehnte. Sie überwiegen im ehemals slavischen Osten durchaus. Im Westen, etwa zwischen Oder und Elbe und noch über diese westwärts hinaus hat der Rundling sein Gebiet der größten Verbreitung, östlich von der Oder ist das Straßendorf häufiger. Nur ist es seit Besiedelung des Landes durch deutsche Kolonisten oft sehr verbaut, sodaß es in vielen Fällen schwer fällt, ein ursprünglich slavisches Straßendorf von einem deutschen Straßen- oder Kolonistendorf zu unterscheiden. Hier kann der ev. noch slavische Name die Entscheidung geben, wenn auch keine vollkommen sichere, da neu gegründeten deutschen Dörfern zuweilen auch ein nur der Gegend anhaftender slavischer Name beigelegt wurde. Ein sicheres, typisch slavisches Merkmal ist jedoch die Ausbuchtung der Straße (vgl. Fig. VII), die sich aber nicht bei allen slavischen Straßendörfern findet.

Man ist gewohnt, als die ehemalige Westgrenze der Slaven in

Deutschland die Elbe-Saale-Linie anzunehmen. Das ist aber zu ungenau. Diese Linie hat niemals eine feste Grenze zwischen den beiden Nationen gebildet. Die „Sorbengrenze" (limes Sorabicus), welche Karl der Große zwischen Deutschen und Slaven festlegte, zog sich auf ihrem ganzen Verlaufe westlich von der Elbe-Saale-Linie hin und wird wahrscheinlich im großen und ganzen dem damaligen Besitzstande beider Nationen entsprochen haben. Sie führte von der Donau aufwärts von Lorch (bei Linz) bis Regensburg, von da zur Regnitz durch die Gegend von Nürnberg, Forchheim, Bamberg über den Thüringer Wald nach Erfurt, dann die Saale entlang nach Naumburg und Merseburg. Von hier aus hielt sie sich wieder westlich von der Elbe-Saale-Linie; denn sie verlief von Merseburg über Chesla, nordöstlich von Gifhorn (bei Braunschweig) über Bardowik nach der Elbe. Jenseits setzte sie sich fort als „Sachsengrenze" (limes Saxoniae) die Delvenau bei Lauenburg hinauf über Hornbek, Billequelle, Eichede, Süderbeste, Oldesloe, Traveknie bei Segeberg, Blunk, Stocksee, Schwentine bis zur Kieler Föhrde. Auch diese Linie, welche zur Zeit Karls des Großen bestand, ist nicht an allen Punkten und zu allen Zeiten die westlichste Grenze der Slaven gewesen. An einigen Stellen haben die Slaven sie zeitweilig überschritten. Das habe ich für Nordalbingien an der Hand der slavischen Dorftypen und Ortsnamen in meiner Dissertation nachgewiesen. Für die Slavengrenze im übrigen Deutschland steht eine derartige Untersuchung bisher noch aus, weil die betr. Meßtischblätter noch nicht fertig gestellt sind. Karten kleineren Maßstabes, als im Verhältnis von 1 : 25000, dürften für diesen Zweck nicht gut zu verwenden sein, da es sich an der äußersten Westgrenze in manchen Gegenden jedenfalls um recht verbaute Rundlinge handeln wird. Auch hier wird sich wahrscheinlich ergeben, daß die Slavendörfer über die Sorbengrenze westlich hinausgereicht haben. Die Rundlinge des Lüneburgischen Wendlandes, wo noch im vorigen Jahrhundert die slavische Sprache nicht ganz vergessen war, sind noch ganz vorzüglich in ihrer ursprünglichen Anlage erhalten.

Für Schleswig-Holstein war das Ergebnis in der Kürze folgendes. Die Westgrenze des slavischen Dorfypus stimmt mit der des östlichen Hügellandes ziemlich genau überein. Hierüber kann die einer noch folgenden Arbeit über den „Gang der Germanisation in Ost-Holstein" beizufügende Übersichtskarte über die ehemaligen Wendendörfer verglichen werden. Nach Norden reichen vereinzelte Spuren der Slaven noch etwas über die Eider hinaus (Kropp südlich von Schleswig und Wentorf am Wittensee). Die auf der Tafel abgebildeten Slavendörfer (Brunsdorf i. L., Siebenbäumen i. L., Eichede, Kr. Stormarn, und Bis-

dorf auf Fehmarn) sind die am besten und typischsten erhaltenen Exemplare. Die große Menge der ehemaligen Slavendörfer in Ost-Holstein ist bei weitem nicht so gut erhalten, wie z. B. die des Lüneburgischen Wendlandes oder die der Priegnitz (vgl. Fig. XII). Die am besten erhaltenen und verhältnismäßig auch die meisten Slavendörfer Nordalbingiens liegen in Lauenburg. Im nördlichen Wagrien sind sie sehr spärlich, was seinen Grund jedenfalls hat in der Niederlegung und Umwandlung vieler Dörfer in Güter. Die Fehmarnschen Dörfer haben fast durchweg ihren ursprünglichen slavischen Typus bewahrt, wenn auch nicht alle so ausgeprägt, wie das abgebildete Bisdorf (Fig. X). Bei anderen sind nur drei Seiten des Rechtecks bebaut, die übrigen nur an zwei Seiten, sodaß man sie auch als Straßendörfer bezeichnen könnte. Über die einzelnen Dörfer und ihre z. T. slavischen Namen, sowohl auf Fehmarn wie im übrigen Holstein, ist meine Dissertation und die dort angeführte Litteratur zu vergleichen. Wer sich noch eingehender mit der Sache zu befassen wünscht, über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus, möge noch zur Hand nehmen das Büchlein von V. Jakobi: Slawen- und Teutschtum in kultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht, besonders aus Lüneburg und Altenburg, Hannover 1856. Weiteres findet sich bei A. Meitzen: Der Boden und die landeswirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, Berlin 1868, Bd. I; ferner in seinen „Beobachtungen über Besiedelung, Hausbau und wirtschaftliche Kultur in der Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung," Stuttgart 1889, Verlag von J. Engelhorn, Preis 16 M., ein sehr empfehlenswertes Buch, welches die nötige Anleitung giebt für Untersuchungen über Oberflächenbau, Gewässerkunde, Erdmagnetismus, Klima, Pflanzen- und Tiergeographie, ferner zu Beobachtungen der körperlichen Merkmale der Bevölkerung, über Dialekt, Volkstümliches in Glaube und Brauch, Sage und Märchen u. s. w. — In Ratzels Anthropogeographie Bd. II, Abschn. 3: „Die Werke und Spuren des Menschen an der Erdoberfläche" findet sich ebenfalls vieles hierher Gehörige. Ratzel hat dieses Gebiet der Geographie in der umfassendsten Weise behandelt; seine Untersuchungen erstrecken sich über die Siedelungen des ganzen Erdballes.

Zum Schluß möchte ich noch auf einige Punkte hinweisen, welche bei weiteren Beobachtungen über slavische Dorftypen in Holstein von einigem Nutzen sein und Irrtümer verhüten könnten.

Es geht natürlich nicht an, gleich jedes Dorf, welches einen freien Platz hat, als slavischen Rundling anhalten zu wollen. Auch ursprünglich gut deutsche Dörfer haben zuweilen einen solchen freien Dorfplatz, der

entweder bei der Anlage des Straßennetzes durch Dreiwege und dergl. oder auch durch topographische Verhältnisse bedingt sein konnte. Es läßt sich denken, daß deutsche Kolonisten sich z. B. um einen Teich oder Wiesengrund herum anbauten, welcher zugeschüttet später einen prächtigen Dorfplatz bilden konnte. Aus diesem Grunde habe ich manche Dörfer der Probstei, wie Dietrichsdorf, Schönkirchen u. a., auf meine Karte nicht mit aufgenommen; denn ihre scheinbar slavische Bauart kann schon durch die Bodenverhältnisse bedingt sein. — Ist der Name des betr. Dorfes slavisch oder aus einem slavischen Worte entstanden, hat er den früheren, nachweisbar slavischen Namen verdrängt (wie Högersdorf Cuzalina, Gnirsau Nezenna) sind slavische Flurnamen, ein urkundlich oder im Volksmunde noch erhaltener Zusatz „Wendeschen-," oder endlich eine slavische Begräbnisstätte in der Nähe nachzuweisen, dann geht man immer sicher. Wenn nun auch diese zur Unterscheidung eines Wendendorfes von dem gleichnamigen deutschen im 12. und 13. Jahrhundert verwandten Zusätze: Wendeschen- und Dudeschen- (= Deutsch-) später der Unterscheidung in Groß- und Klein- Platz gemacht haben, so darf man doch umgekehrt nicht immer schließen, daß heutige in Groß- und Klein- geschiedene Dörfer einem ehemaligen Dudeschen- und Wendeschen- entsprochen haben müssen. Das ist in Ostholstein freilich fast durchweg der Fall. Aber auch neu angelegte deutsche Dörfer sind später in Groß- und Klein- geteilt worden.

Ferner ist darauf zu achten, ob nicht ursprünglich freie Dorfplätze erst bedeutend später bebaut worden sind. Das scheint mir z. B. bei Groß-Harrie und Fiefbergen der Fall zu sein. Sehr alte etwa noch vorhandene Flurkarten dieser beiden Dörfer müssen noch ganz prächtige Rundlinge zeigen. Wer in der Lage ist, solche Flurkarten benutzen zu können, wird natürlich zu den vollkommensten Ergebnissen gelangen. Man wird auf Grund solcher Karten noch eine Menge von ehemaligen Slavendörfern konstatieren können und zwar in Gegenden, wo man sie vorher kaum vermutet hätte. Das typisch Slavische ist immer die fächerförmige Ausbreitung des zu jedem Gehöft gehörigen Grundstückes oder Gartens nach außen (vgl. Fig. V, VII und XII). Wenn dieses Anzeichen aus den Flurkarten oder auch der heutigen Form des Dorfes sich nachweisen läßt, so mögen die historischen auch fehlen. Auch ist es in diesem Falle gleichgültig, ob uns nur der deutsche Name überliefert ist, wie z. B. Brunsdorf (vorm. Barnestorp) und die übrigen abgebildeten Slavendörfer bei ihrer typisch slavischen Anlage (Fig. V, VII, VIII und X). Die Möglichkeit, daß deutsche Ansiedler bei Neugründungen die slavische Bauart in dieser Weise nachgeahmt hätten, ist vollständig ausgeschlossen. Auch nicht ein einziger

solcher Fall läßt sich für Holstein nachweisen. Wenn sie dagegen verlassene Slavendörfer bezogen, dann ließen sie freilich die alte Anlage in der Regel weiter bestehen. Daher die heutigen slavischen Dorftypen. Die Hütten der Slaven aber werden sie wohl gleich durch niedersächsische und friesische Bauernhäuser ersetzt haben.

Die Blüteneinrichtungen der Halligpflanzen.

(Vorläufige Mitteilung.)

(Nach einem am 20. August 1893 in der General-Versammlung des naturwissenschaftlichen Vereins für Schleswig-Holstein in Lübeck gehaltenen Vortrage.)

Von Dr. **Paul Knuth** in Kiel.

Die Flora der Halligen setzt sich (abgesehen von den Unkräutern und Schuttpflanzen) aus nur 36—37 Pflanzenarten zusammen, nämlich: Cochlearia officinalis L., Spergularia marginata P. M. et E., Sagina maritima Donn., Honckenya peploides Ehrh. (nur auf dem Sandstrande von Norderoog), Trifolium repens L. und T. fragiferum L. (nur auf Langeneß bemerkt), Lotus corniculatus L. (auf Norderoog, Hooge, Langeneß), Potentilla anserina L., Aster Tripolium L., Leontodon autumnalis L., Hypochoeris radicata L., Artemisia maritima L., Erythraea spec. (Langeneß), Euphrasia Odontites L. var. litoralis Fr. (Langeneß), Glaux maritima L., Statice Limonium L., Armeria maritima Willd., Plantago maritima L., Atriplex litorale L., A. hastatum L., Salicornia herbacea L., Chenopodina maritima Moq.-Tand., Obione portulacoides Moq.-Tand., Triglochin maritimum L., Zostera marina L. und Z. nana Rth. (im Watt), Juncus Gerardi Loisl., Scirpus maritimus L., Festuca distans Kth., F. thalassica Kth., Ammophila arenaria Lk. (nur Norderoog), Phragmites communis L. (Hooge), Agrostis alba L. var. maritima G. F. W. Mey., Triticum repens L., Elymus arenarius L. (Norderoog), Hordeum secalinum Schreber, Lepturus incurvatus Trin. (früher Beenshallig, vielleicht auf einer anderen Hallig noch wieder aufzufinden).

Untersuchen wir nun, wie sich diese Pflanzen dem auf den Halligen fast beständig wehenden Winde angepaßt haben, insbesondere wie sich die Blumen, welche gewöhnlich der Beihülfe der Insekten zur Befruchtung bedürfen, den Eigentümlichkeiten der Halligen gegenüber verhalten. Offenbar ist der fast stets herrschende Wind und sind die häufig eintretenden Überschwemmungen keine Bedingungen für eine gedeihliche

Entfaltung des Insektenlebens, und in der That kann man auch in der sog. besten Jahreszeit tagelang auf den Halligen verweilen, ohne trotz aufmerksamsten Umschauhaltens auch nur einem einzigen blumenbesuchenden Kerbtiere zu begegnen. Ohne Zweifel muß dieses zeitweilig gänzliche Fehlen des Insektenbesuches von Rückwirkung auf die Blüteneinrichtungen der Halligpflanzen sein: man darf von vorneherein annehmen, daß auf den Halligen solche Pflanzen, die zu ihrer Befruchtung des Insektenbesuches unbedingt bedürfen, nicht vorkommen.

Diese Annahme wird durch die Beobachtung bestätigt. Von den vorhin aufgezählten Pflanzenarten sind 2 (= 5,5%) wasserblütig, nämlich die beiden Seegrasarten (Zostera marina und nana): der Pollen wird in Form einer feinen, flockigen Masse in das Wasser entleert und von den gabelförmigen, zur Blütezeit etwa 3 mm weit aus der Blütenscheide hervortretenden Narben aufgefangen.

Zwei andere Arten (Salsola Kali und Chenopodina maritima) befruchten sich selbst, indem regelmäßig der Blütenstaub auf die gleichzeitig reife Narbe derselben Blüte fällt. Von 3 Arten (= 8%) ist die Blüteneinrichtung nicht bekannt, nämlich von Atriplex litorale, A. hastatum und Obione portulacoides. Bei der Unscheinbarkeit der Blüten ist regelmäßige Befruchtung durch Insekten ausgeschlossen, wenngleich gelegentliche vorkommt. Es ist daher die Möglichkeit vorhanden, daß diese einhäusigen Pflanzen sich entweder insofern selbst befruchten, als Pollen aus männlichen Blüten auf Narben der weiblichen fällt oder, was viel wahrscheinlicher ist, die Übertragung des Blütenstaubes von Pflanze zu Pflanze durch den Wind geschieht. Als echte windblütige Pflanzen sind außerdem noch 14 andere Halligpflanzen bekannt (Artemisia maritima, Plantago maritima, Triglochin maritima und 11 Gräser, Binsen und Halbgräser), so daß einschließlich der eben genannten nicht weniger als gegen 47% derselben durch Vermittlung des Windes befruchtet werden. Dieser Prozentsatz ist ein ganz außergewöhnlich hoher, indem die windblütigen Pflanzen der Flora von Deutschland etwa 21½%, von Schleswig-Holstein 27% und selbst der Inseln Röm, Sylt, Amrum und Föhr nur 36¼% ausmachen.*) Man wird so unwillkürlich zu der Aufstellung des Satzes geführt: Je mehr ein Standort dem Winde ausgesetzt ist, desto größer ist die Zahl der windblütigen Pflanzen.

Die übrigen 16 Arten (= 42%) der Halligpflanzen sind Blumen im engeren Sinne, d. h. sie besitzen eine buntgefärbte Blumenkrone,

*) Vgl. P. Knuth, Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln, S. 170.

deren Zweck bekanntlich die Anlockung der den Blütenstaub übertragenden und so die Befruchtung vermittelnden Insekten ist. Wie eingangs erwähnt, ist aber die Wahrscheinlichkeit des Insektenbesuches auf den Halligen eine geringere als an geschützteren Standorten, und es ist daher als eine Anpassung an die Halligverhältnisse aufzufassen, wenn man findet, daß alle Blumen, auch diejenigen, welche unter günstigeren Umständen durchaus des Insektenbesuchs bedürfen, auf den Halligen sich als Notbehelf der spontanen Selbstbestäubung zu bedienen imstande sind. Ein ganz besonderes Interesse beansprucht in dieser Hinsicht Euphrasia Odontites var. litoralis von Langeneß. Während es nämlich von den übrigen 15 Arten bekannt ist, daß sie der spontanen Selbstbestäubung fähig sind, habe ich für die Strandform des roten Augentrost's ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Blume z. B. auf Amrum durchaus des Insektenbesuches bedarf,*) der auch von seiten mehrerer Hummelarten reichlich geschieht. Auf letzterer Insel ist sie nämlich ausgeprägt fruchtblattvorreif, indem die empfängnisfähige Narbe im ersten Blütenzustande an gebogenem Griffel aus der Oberlippe hervorragt, während sie im zweiten Zustande vertrocknet ist, der Griffel sich gerade gestreckt hat und unter letzterem, ohne ihn berühren zu können, die aufgesprungenen Antheren sitzen. Dagegen beobachtete ich auf Langeneß keinen Insektenbesuch, trotzdem die Witterung äußerst günstig war; dafür aber waren d o r t s ä m t l i c h e B l ü t e n d e r s p o n t a n e n S e l b s t b e s t ä u b u n g f ä h i g, wobei ich allerdings bemerken muß, daß die Hauptblütezeit der Pflanze vorüber war und nur etwa noch das oberste Drittel des Blütenstandes in Blüte stand, während der untere Teil desselben bereits Früchte angesetzt hatte. Bei den Pflanzen von Langeneß trat die Narbe überhaupt nicht aus der Oberlippe hervor, sondern blieb in derselben versteckt zwischen den allmählich heranreifenden Staubbeuteln der beiden längeren Staubblätter, welche dieselben mithin mit Pollen belegen mußten.

Es ergeben sich aus Obigem also folgende wichtige Sätze:

1. D i e Z a h l d e r w i n d b l ü t i g e n P f l a n z e n i s t a u f d e n H a l l i g e n e i n e v e r h ä l t n i s m ä ß i g s e h r g r o ß e.
2. D i e i n s e k t e n b l ü t i g e n P f l a n z e n d e r H a l l i g e n s i n d (b e i a u s b l e i b e n d e m I n s e k t e n b e s u c h e) s ä m t l i c h i m s t a n d e, s i c h s e l b s t z u b e f r u c h t e n.

*) A. a. O., S. 115 u. 116; vgl. auch „Die Heimat," III. Jahrgang (1893), Heft 5, S. 102.

Antwort auf die Entgegnung des Herrn Zacharias.

Von Dr. C. Apstein in Kiel.

In seiner Entgegnung auf meine „Veröffentlichungen aus der biologischen Station zu Plön" beschuldigt mich Herr Zacharias einer absichtlichen Täuschung des Publikums und macht den Versuch, meine Feststellungen als unbegründet und gegen die Station gerichtet hinzustellen. Ich hege für die Station als solche die größte Sympathie und weise aufs entschiedenste die Meinung zurück, als ob ich die Station habe schädigen wollen. Die Station, um deren Gründung die Stadt Plön und Herr Zacharias sich ein Verdienst erworben haben, zu deren Leitung letzterer aber ganz ungeeignet ist, ist nicht das erste derartige Institut zum Studium des Süßwassers gewesen, wie ich doch bemerken muß, denn Prof. Fritsch hatte schon seit einem Jahre eine Station in kleinerem Maßstabe geleitet, wie das auch Herr Zacharias erwähnt, als er seinen Vorschlag zur Gründung einer Station*) machte.

1. Herr Zacharias hatte die unwahre Nachricht verbreitet, daß im ersten Semester des Bestehens der Station „4 Plätze dauernd besetzt waren**)." Unwahr ist diese Mitteilung deshalb, weil nur Herr cand. med. Peter (wie ich das auch unter Weglassung des Namens erwähnt habe) einen Monat in der Station thätig gewesen ist. In seinem Aufsatz in der „Natur" wird von Herrn Dr. Gerling nicht erwähnt, daß er in der Station einen Platz innegehabt hat, sondern nur, daß er die Station besichtigt, öfter im Garten gesessen und zeitweilig während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in der Stadt Plön die Boote der Station benutzt hat. Was mich betrifft, so muß ich doch wohl wissen, ob ich einen Platz ständig besetzt gehabt habe; dieses ist nicht der Fall, denn ich bin nur alle 2—4 Wochen Sonntags mit Hilfe der Institutsboote und des sehr tüchtigen Dieners, den ich für seine Mühe stets entschädigte, auf den See hinausgefahren. Hätte ich von der Station kein Boot erhalten, so hätte ich mir ein anderes gemietet. Mit Herrn Thum ist es dieselbe Sache. Wenn Herr Zacharias die 100 Durchreisenden als „Besucher" der Station aufführt, so besagt das nichts, und wie viel „Gelehrte" und „Fachleute" darunter gewesen sind, wollen wir garnicht untersuchen!

2. Ganz unbegreiflich ist das, was Herr Zacharias gegen mich anführt inbezug auf die Befunde an Weichtieren von Herrn Direktor Friedel. Was in dem Briefe, den Herr Zacharias erwähnt, steht, weiß ich nicht, aber gedruckt und in der Hand des Herrn Zacharias ist das Verzeichnis der Weich-

*) Zoologischer Anzeiger. 1888. Bd. 11. Seite 25.

**) Zoologischer Anzeiger. 1892. Bd. 15. Seite 457.

tiere des großen Plöner Sees von Friedel. Dieses ist in der Litteratur fest gelegt und an dieses allein kann ich mich halten.

Damit der Leser sich selbst ein Urteil bilden kann, stelle ich die von Herrn Friedel gefundenen Arten zusammen mit der Tabelle, wie sie Herr Zacharias giebt. Die von Friedel gesammelten Weichtiere,

von Friedel veröffentlicht:	von Zacharias veröffentlicht:
Dreissensia polymorpha.	Dreissensia polymorpha.
Unio tumidus.	Unio tumidus.
„ crassus.	„ crassus.
„ pictorum.	„ pictorum.
Anodonta anatina.	
„ piscinalis.	
„ ponderosa.	Anodonta ponderosa.
Cyclas cornea.	
Pisidium amnicum.	
„ cinereum.	
Neritina fluviatilis.	Neritina fluviatilis
Valvata antiqua.	Valvata piscinalis (!)
Vivipara vera.	Vivipara vera.
„ fasciata.	
Bythinia tentaculata.	Bythinia tentaculata.
Planorbis corneus.	
„ carinatus.	Planorbis carinatus.
„ vortex.	
Limnaea truncatula.	Limnaea tuncatula.
„ palustris.	„ fragilis (= palustris).
„ stagnalis.	„ stagnalis.
„ ovata.	„ ovata.
„ auricularia.	„ auricularia.
——	„ vulgaris.
Amphipeplea glutinosa.	

Das sind nach Friedel*) 24 Arten oder 21 Arten und 3 Varietäten (die 3 Anodonta von A. Mutabilis), nach Zacharias' Zählung 16 Arten. Die gesperrt gedruckten sind von Herrn Zacharias nicht erwähnt. Das Verzeichnis von Friedel weist also nach, daß ich mit meiner Behauptung recht hatte.

3. Herr Zacharias giebt jetzt zu, daß er die Arbeit von Dr. Schütt ohne Quellenangabe benutzt hat, er hätte nur dasselbe Geständnis inbetreff

*) Malacozoologische Blätter 1870. II. Nachtrag Seite 52.

der Arbeiten von Professor Brandt*) und mir machen müssen. Jetzt erfahren wir aber auch, woher Herr Zacharias seine ersten Kenntnisse über Anpassungserscheinungen gewonnen hat: Aus einer ganz kurzen Notiz in dem Schmeilschen Copepodenwerke. Diese Notiz hätte Herr Zacharias wirklich nicht abzuwarten brauchen, denn über Anpassung ist so viel geschrieben, daß jeder Zoologe eine Menge Angaben darüber gekannt hat.

Wenn Herr Zacharias die genannten Arbeiten benutzt, so ist das sehr richtig, wenn er aber das in diesen Arbeiten niedergelegte genau ebenso in seiner Arbeit wiedergiebt, ohne die Quelle zu nennen, so ist das unzulässig. Daß bei einer anderen Gelegenheit Herr Zacharias in einem Referate über die Schüttsche Arbeit Herrn Dr. Schütt als Autor anführt, ist ganz selbstverständlich! Ich muß also darauf bestehen, daß ich genau das Richtige in meiner ersten Veröffentlichung angegeben habe!

4. Ich hatte gesagt, daß Herr Zacharias seine Tiere mit Hilfe einer großen Zahl von Spezialisten bestimmt hat. Herr Zacharias bestätigt das durch Nennung von deren Namen. Daß dieses aber nicht alle sind, weiß ich; so fehlt z. B. Herr Dr. Poppe und Herr Professor Taschenberg.

Wenn Herr Zacharias sich auf Herrn Professor Hensens Plankton-Arbeiten bezieht, so ist es doch ein großer Unterschied, ob man Gelehrten Material zur Bearbeitung übergiebt, damit dieselben die Resultate aus dieser Untersuchung unter ihrem Namen veröffentlichen, oder ob man die Organismen bestimmen läßt und dann (nach Herrn Zacharias Methode) selbst veröffentlicht.

5. Es wäre ja sehr erfreulich, wenn jeder Fischer — der doch auch ein Fischerei-Interessent ist — den See, ehe er ihn zum Fischsee benutzt, auf seinen Planktongehalt untersuchen könnte. Die größte Zahl derselben würde aber doch mit einem Gläschen voll Plankton ratlos dastehen; Ausnahmen giebt es natürlich, wie mir solche auch bekannt sind. Das Verfahren, aus der Planktonmenge einen Rückschluß zu machen auf die mögliche Ergiebigkeit an Fischen, nennt Herr Zacharias „Bonitierung.“ Derselbe scheint gar nicht zu wissen, daß diese „Bonitierung“ die Grundidee der ganzen Hensenschen Planktonuntersuchung ist und daß Hensen von diesem Gesichtspunkt ausgegangen ist. Nicht Herr Zacharias, sondern Herr Professor **Hensen ist der Begründer dieser Bonitierung!**

Ich habe es für nötig gehalten, einmal Klarheit darüber zu schaffen, daß Herr Zacharias nur in **beschränktem Sinne** als Vertreter der Zoologie anzusehen ist und nicht als ein Führer auch nur in der Richtung des Süßwasserstudiums. Unter anderem zeigt sich dieses schlagend auch in

*) Über Anpassungserscheinungen und Art der Verbreitung bei Hochseetieren in „Ergebnisse der Plankton-Expedition.“ 1892. Bd. 1 A pg. 338.

der Publikation gegen mich, da Herr Zacharias die Hypothese fundamentaler Änderungen in dem Vergehen und Entstehen von Arten im Gr. Plöner See aufstellt, weil er andere Weichtiere gefunden hat, als Friedel, während es sich doch nur darum handelt, daß er den See, den er ja selbst kaum befährt, nicht genügend kennt.*)

Wie will Herr Zacharias über Planktonproduktion sprechen, wenn er sich nicht einmal für den gr. Plöner See ein eigenes Urteil erworben hat. Wie will er Vergleiche über die Produktion verschiedener Seen anstellen, wenn er auf dem einen See seinen, allerdings tüchtigen, Diener fischen läßt und auf einem anderen See einen, freilich höchst intelligenten, Fischer, der zu mir äußerte, „ich weiß ja nicht, ob ich ebenso fische wie der Diener." Und dabei handelt es sich nur um Oberflächenfänge, die für quantitative Untersuchung überhaupt nicht geeignet sind.

Man vermißt bei Herrn Zacharias die für wissenschaftliche Forschung notwendigste Voraussetzung: die Wahrheitsliebe. (Siehe Punkt 1, 2.)

Man vermißt bei ihm die Achtung vor dem geistigen Eigentum anderer. (Siehe Punkt 3, 5.)

Ich hoffe, daß die Leser, sowie alle Interessenten an der Station, deren Gründung mit so großer Freude begrüßt wurde und auf die man so große Hoffnungen setzte, ehe man den zukünftigen Leiter derselben kannte, durch meine Veröffentlichung das gewonnen haben, die Publikationen des Herrn Zacharias in den Zeitungen und in wissenschaftlichen Blättern mit kritischem Auge anzuschauen, seine Hypothesen mit größter Vorsicht aufzunehmen und nicht alles für bare Münze zu nehmen.

Über Schnecken im Gr. Plöner See.

Von Dr. C. Apstein in Kiel.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die im freien Wasser, in der pelagischen Region eines Sees sich aufhaltenden Tiere und Pflanzen gleichmäßig verteilt sind, d. h. wenn man an verschiedenen Stellen eines Seebeckens diese Organismen untersucht, daß man stets dieselben Arten findet; aber nicht nur die Arten, sondern auch die Individuenzahlen der einzelnen Arten in derselben Wassermenge sind gleich. Anders ist dies

*) In diesem Hefte der Heimat werde ich über eine 3/4 stündige Sammeltour am gr. Plöner See berichten, wobei ich alle Friedelschen Schnecken (auf diese beschränkte ich mich) fand und meist in sehr großer Zahl, mit Ausnahme von Vivipara fasciata.

bei Organismen, die in der Uferregion leben, z. B. bei den Wasserschnecken. Während man an einer Stelle fast gar keine Schnecken findet, treten sie an anderen Orten in größter Menge auf.

Letztere Thatsache fand ich wiederum bestätigt bei einer Exkursion an den Gr. Plöner See. An dem Norduser des Sees zwischen Plön und Fegetasche machte es mir große Mühe, einige Schnecken zu erlangen, während ich auf dem Wege vom Schloßgarten nach der sogen. Insel die Schnecken in solchen Mengen antraf, daß ich bei nur dreiviertelstündigem Sammeln*) Hunderte von diesen Tieren fing.

Am Ufer, dicht über der Wassergrenze lagen die meist leeren Gehäuse so dicht, daß ich sie mit den Händen zusammenscharren konnte. Aus diesem Material erhielt ich größere Mengen der kleinen Valvaten. Eine fast ebenso reiche Ausbeute erhielt ich, wenn ich die im Wasser wachsenden Pflanzen absuchte, resp. in meinem Netz ausspülte oder mit dem kleinen Netz aus Mull zwischen den Pflanzen hindurchfuhr.

Wer Schnecken sammeln will, muß natürlich die Orte kennen, an denen dieselben leben. Man wird da, wo wenig oder gar keine Wasserpflanzen zu finden sind, meist auch nur wenige Schnecken finden, dagegen bei reichem Pflanzenwuchs eine an Arten und Individuen reiche Schneckenfauna. So sind größere Flächen der Uferregion an der Insel mit Schilf bewachsen, andere Stellen namentlich mit Characeen und Potamogeton, so daß hier sehr günstige Bedingungen für eine sich reich entwickelnde Schneckenfauna gegeben sind.

Über die Schnecken des Gr. Plöner Sees liegen außer einigen kleinen Notizen**) die Sammelergebnisse von Friedel und Zacharias vor. Friedel sammelte Ende der sechziger Jahre bei Plön und Langenrade***) und führt neben einer größeren Zahl (10) von Muscheln 14 Arten von Schnecken in seiner sehr lesenswerten Arbeit „Zur Kenntnis der Weichtiere Schleswig-Holsteins" (Malacozoologische Blätter, Bd. 16 und 17, 1869 und 70) auf. Zacharias hat nur 10 Arten gefunden, was wohl daher kommen mag, daß er nur an dem Norduser des Sees, an dem die Station gelegen ist, gesammelt hat. Hätte er an der Insel gesammelt, so hätte er die in größter Menge vorhandenen Valvaten finden müssen. Bei meiner $^3/_4$stündigen Sammeltour fand ich 16 Arten. Von den

---

*) Am 2. Juli 1893 von 10—$^3/_4$11 Uhr vormittags.

**) Clessin: Die Molluskenfauna Holsteins in Verh. d. Vereins f. Naturw. Unterhaltung. Hamburg, Bd. 2, 1876, S. 252.

Fack: Die im nördl. Holstein von mir gesammelten Binnenmollusken. Schriften d. Naturw. Verein in Schleswig-Holstein, Bd. 1, 1875, S. 273—276.

***) Letzteres zwischen Plön und Ascheberg, aber auch am Gr. Plöner See.

Friedelschen Arten fehlt mir nur Vivipara fasciata und Limnaea truncatula, letztere soll (nach Zacharias) nicht im See selbst gefunden sein, wovon in der Friedelschen Arbeit aber nichts zu lesen ist. Es ist aber möglich; so daß ich diese Art auch nicht im See antreffen konnte.

Es wurden bisher im Gr. Plöner See nach Friedel, Zacharias und meiner Sammlung folgende Arten gefunden, wobei ich hinter jeder Art durch F. = Friedel, Z. = Zacharias und A. = Apstein den Sammler dieser Art kennzeichne.

Neritina fluviatilis L. sehr häufig. F. Z. A.
Velletia lacustris L. Z.
Valvata antiqua Sow. häufig. F. A.
» piscinalis Müll. häufig. A.
Vivipara vera v. Frauenf. häufig. F. Z. A.
» fasciata Müll. F.
Bythinia tentaculata L. häufig. F. Z. A.
Planorbis corneus L. sehr häufig. F. Z. A.
» carinatus Müll. sehr häufig. F. Z. A.
» vortex L. seltener. F. A.
» contortus L. selten. A.
» nitidus Müll. selten. A.
» albus Müll. selten. A.
Limnaea stagnalis L. sehr häufig. F. Z. A.
» palustris Drap häufig. F. Z. A.
» ovata Drap sehr häufig. F. Z. A.
» auricularia L. häufig. F. Z. A.
» truncatula L. F.
Amphipeplea glutinosa Müll. selten. F. A.

Das sind vorläufig 19 Arten, jedoch bin ich sicher, daß damit noch nicht die ganze Zahl an Schnecken aus dem Gr. Plöner See bekannt ist. Ich selbst fand einige Exemplare, die nicht genügend erhalten, aber bei den oben genannten nicht einzureihen waren, also noch neu sind.

Zugleich ist aus meiner Tabelle zu ersehen, daß die Tieferlegung des Seespiegels gar keinen Einfluß auf die Schnecken ausgeübt hat, wie das von vornherein auch anzunehmen war.

Etwas von unserer Hauseule.

Von J. Teege, Kantor in Bargteheide.

Im Volke wird unsre Hauseule allgemein als ein harmloser Vogel gelten, der auf seinen nächtlichen Flügen höchstens durch sein plötzliches

Aufkreischen furchtsame Menschenkinder erschrecken kann. Einem aufmerksamen Beobachter wird allenfalls die ernsthafte Komik der Eule bekannt sein. Das Rollen der Augen, das Öffnen und Schließen derselben, das Knappen mit dem kräftigen Schnabel, das Fauchen, das Hin- und Herrücken und das Zurückweichen vor dem Beschauer wirkt auf diesen so urkomisch in seiner drolligen Ernsthaftigkeit, daß seine Lachlust erregt wird. Diese sonderbare Geberdensprache ist übrigens allen Eulenarten eigen, wie ein Besuch in der Eulenburg unserer zoologischen Gärten lehrt. Es ist nun weniger dieses, worüber ich berichten wollte. Ich will heute mit der Hauseule ins Gericht gehen und sie öffentlich anklagen.

Ich verhehle mir bei meinem Vornehmen nicht, daß ich vielen Zweiflern begegnen werde und daß sich auch Verteidiger der Eule melden könnten. Mir könnte es nur angenehm sein, wenn meine Anklagen widerlegt oder nur in etwas entkräftet werden könnten. Nicht Feindschaft gegen unseren Vogel veranlaßt mich zur Anklage. Dieselbe stützt sich auf öfter gemachte Beobachtungen. Kenner des Vogels stimmten mir ohne Einwendungen zu oder bestritten höchstens das häufige Vorkommen der von mir vorgeführten Fälle.

Doch nun zur Sache.

Ich habe die Eule zu beobachten Gelegenheit gehabt in dem alten Küsterhause, das 16 Jahre hindurch meine Wohnung war und erst 1887 abgebrochen wurde. Dies Haus, uralt, mit Strohdach und Fachwänden, zusammengeflickt im Laufe der Zeit, bestand aus einem Mittelbau, dem später links und rechts je ein Flügel angehängt wurde, wodurch eine Frontlänge von über 100 Fuß entstand. Mit seinen 3 Giebeln und großen Bodenräumen schien es gar einladend für die Eulen, von denen ein Paar mindestens stets darin sein Wesen trieb. Besonders interessant waren mir die Tiere im Frühling, wenn die Brut beendet und die Jungen von ihrer hohen Wiege vor dem Giebel herunterstiegen, um sich auf dem unterdes immer leerer gewordenen Boden zu tummeln.

Das war dann abends ein Fauchen und Schreien, ein Rufen nach den Eltern, bis diese mit Nahrung kamen und die hungrigen Kleinen für Augenblicke stillten. Da habe ich denn öfter morgens mich nach den Schreiern umgesehen und fand häufig Federn kleiner Vögel, wie Rotkehlchen, Grasmücken rc., mehrmals auch die Leichen dieser kleinen Sänger.

Weil ich bis dahin nicht gewußt und auch nicht geglaubt hatte, daß die Hauseule ein solcher Räuber sei, — ich hatte sie nur für einen eifrigen Mäusejäger gehalten, — so forschte ich weiter und fragte auch bei Jägern und anderen Vogelkundigen, die mir, wie schon oben bemerkt, zum Teil sofort aus vollster Überzeugung beistimmten.

Um mir jedoch volle Gewißheit zu verschaffen, tötete ich eine junge Eule. Der Inhalt des Magens bestand außer andern Stoffen teils aus Federn und kleinen Vogelknochen. Damit war ich für meine Person fest überzeugt, daß unsere so harmlos scheinende Hauseule ein arger Räuber ist.

Ich habe meine Beobachtungen fortgesetzt, sie namentlich in ihrem abendlichen Treiben in den Linden, die unsern alten Kirchhof umsäumen, oft und gern belauscht. Mehr als einmal hat mir der Todesschrei eines kleinen Vogels die Gewißheit gebracht, daß der lichtscheue Räuber da oben sein schändlich Raubhandwerk treibe. Wenn Brehm in seinem Tierleben den Sperber einen Strauchdieb nennt, der allen kleinen Vögeln in Busch und Hecke auflauert, so nenne ich die Hauseule nicht minder einen Strauchdieb, einen nächtlichen Strauchritter. Ihre Nachtaugen sind ja wie gemacht dazu, um selbst mitten in dunkler Nacht scharfe Umschau halten zu können in Baum und Strauch, die sie auch förmlich zu durchsuchen scheint. Daß unsere Eule kein Freund der kleinen Vogelwelt ist, zeigt uns auch die Art, sie zu empfangen, wenn sie durch irgend einen Zufall aus ihrer Tagesruhe aufgestört ist und sich draußen zeigt. Oder sollte das etwas Zufälliges und nur in dem seltenen Anblick begründet sein, den die Eule bei Tage ihnen bietet? Ich denke, sie kennen ihren Feind und suchen durch ihre mit argem Geschrei begleitete Verfolgung ihm sein Thun entgelten zu lassen. Ihren Feind zu bewältigen, dazu reicht ja ihre geringe Kraft nicht aus, denn der Räuber hat gar starke und gefährliche Waffen.

Aus dem Tierleben.

Von H. Oeser in Gaarden.

1. Der Hecht.

Der Hecht ist bekanntlich ein arger Räuber, welcher sich nicht scheut, seine eigenen Kameraden zu verschlingen. Gar oft habe ich früher beim Abschlachten von Hechten im Innern derselben halbverdaute Hechte gefunden. Auf Seeen habe ich wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß Fische sich für einen Augenblick über die Wasserfläche erhoben, woraus ich, wohl nicht mit Unrecht, gefolgert habe, daß jene von in dem See reichlich vorhandenen Hechten verfolgt worden sind. Erfahrungen, die mir Fischer darüber mitgeteilt haben, bestärkten mich in dieser Ansicht. Ganz neu war mir indes die Beobachtung, die ich im Sommer 1891 machte. In einem Gefäß mit Wasser hatte ich kleine Fische von der

Größe eines Stichlings, die sich darin lustig tummelten. Bald darauf fing ich einen etwa 10 cm langen Hecht, den ich in dasselbe Gefäß setzte. Kaum war derselbe darin, als ich zu meiner Überraschung bemerkte, daß der Hecht mit gekrümmtem Rücken und im Sprunge einen der kleinen Fische verschlang. Eine Untersuchung meinerseits ergab, daß der kleine Fisch halbverschlungen im Rachen des Räubers steckte; doch wurde er von mir noch lebend wieder hervorgezogen. Daß der Hecht, ohne sich zuvor an seine Gefangenschaft gewöhnt zu haben, seiner angebornen Raublust fröhnte, war mir neu.

2. Der gemeine Stichling.

Dieser scheint ein kampf- und raublustiger Bewohner des Wassers zu sein, wovon ich mich durch den Augenschein überzeugt habe. Ein recht großes Glasgefäß barg mehrere Karautschen und zwei gemeine Stichlinge. Anfangs schienen die Tiere friedlich in ihrer gemeinsamen Behausung mit einander leben zu wollen, doch sollte ich bald das Gegenteil erfahren. Der kleine Stichling war kühn genug, wiederholt Angriffe auf eine der viel größeren Karautschen zu machen. Da ich den weiteren Verlauf nicht abwarten wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Gesellschaft zu trennen.

3. Die Ringelnatter.

An demselben Tage, als ich den Vorgang mit dem Hecht beobachtete, hatte ich zu meiner Freude die Gelegenheit, das Schwimmen einer Ringelnatter zu sehen. — Ich ging längs dem mit langem Gras bestandenen Ufer eines Grabens, als ich plötzlich etwas ins Wasser springen sah. Es war eine Ringelnatter, die, durch meine Fußtritte aufgeschreckt, sich ihrem vermeintlichen Verfolger durch die Flucht zu entziehen suchte. Gewandt und rasch, den Kopf aufgerichtet, dabei dieselben schlängelnden Seitenbewegungen ausführend wie auf dem Lande, durchschwamm sie längs der Oberfläche des Wassers den etwa $1^1/_2$ m breiten Graben bis an das jenseitige Ufer. Hier verschwand sie im Reth.

Mitteilungen.

(Anodonta cygnea L.) Antwort auf die Anfrage im Juli-August-Heft der „Heimat." S. Clessin hat in seiner „Deutschen Exkursions-Mollusken-Fauna" — ein sehr zu empfehlendes Handbuch — die Anodonten sehr ausführlich behandelt, unterscheidet aber nur 2 Hauptarten:

Anodonta mutabilis Cless. mit den Varietäten Cygnea Linné, cellensis Schröter, piscinalis Nilson, anatina Linné, lacustrina Cless.

Anodonta complanata Ziegler.

Von der ersteren Art kommen die vier ersten Varietäten hier in schlammigen Gewässern wohl überall vor, die var. lacustrina Cless. findet sich nur in den oberbayrischen Seen. Die var. Cygnea L. wird sehr groß, ich habe sie gesammelt im Schulensee und im alten Schlesw.-Holst. Kanal und sie ist wohl in allen Seen und Flußläufen anzutreffen. Sie ist auch leicht zu erkennen, Schale groß bis 190 mm, breit, aufgeblasen, Epidermis lebhaft gefärbt, mit markierten Jahresringen, Wirbel fast in der Mitte stehend, Vorderrand gerundet, Hinterteil kurz und breit, daher die ganze Muschel eiförmig; Perlmutter rein, bläulich und glänzend, Muskeleindrücke deutlich. Meine Exemplare sind nur mittelgroß, dagegen habe ich var. cellensis riesengroß bis 187 mm, die var. piscinalis und anatina, die weniger groß werden, sind hier auch gewöhnliche Vorkommen. Zwischen den typischen Varietäten finden sich vielfache Übergangsformen, so daß Clessin sie alle zu einer Art, A. mutabilis, zusammenfaßte.

Kiel. Fack.

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Knuth, Dr. P., Blumen und Insekten auf den nordfriesischen Inseln. Mit 33 Holzschnitten in 110 Einzelabbildungen. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer, 1894. VIII und 207 S. gr. 8°. Preis 4 M.

Die Leser der Heimat sind schon durch des Verfassers Aufsatz „Über blütenbiologische Beobachtungen," Heimat Heft 5 und 6 d. Jahrg., mit seinem besonderen Arbeitsgebiet, der Blütenbiologie der nordfriesischen Inseln, bekannt geworden. — Das vorliegende Werk enthält auf Seite 1—10 eine kurze Einführung in die Blütenbiologie, Seite 10—12 folgt ein Verzeichnis der wichtigsten Schriften hierüber. Im 2. Abschnitt, der Blumen und Insekten der nordfriesischen Inseln behandelt, wird zunächst der allgemeine Eindruck der Insektenwelt und deren Beziehungen zu den Blumen auf den Inseln Röm, Sylt, Amrum und Föhr geschildert und dann die Bestäubungseinrichtungen der Blumen erörtert. Es folgt eine Übersicht über die Insektenbesuche an diesen Blumen, die Verteilung der Pflanzen auf die Blumengruppen und Pflanzenklassen und eine Übersicht über die auf den einzelnen Inseln beobachteten Insekten. Dann stellt Verfasser die Insektengruppen mit den Blumenklassen zusammen. Allgemeine Bemerkungen über die Pflanzen der nordfriesischen Inseln und eine Zusammenstellung der Ergebnisse bilden den 3. Abschnitt. Nachträge und Verbesserungen, sowie ein ausführliches Register schließen das Buch ab. Dies möge zunächst genügen, um die Leser auf das vorliegende Werk aufmerksam zu machen. D.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 11. November 1893.

Die „Heimat" erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat" durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Uwe Jens Lornsen.

Von Hartwig Kaack in Kiel.

> Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
> Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
> Den Hörer unterhält.
>
> Goethe, Iphigenie I, 3.

Wenn ein Volk nach harten Kämpfen und schweren Opfern lang Erstrebtes endlich verwirklicht sieht, anders vielleicht, als mancher gedacht und gehofft, aber doch herrlich und groß, dann wird nicht selten übersehen, wie viele Stationen zu durchlaufen waren, ehe man zum Ziele gelangte, wie viele edle Männer ihr ganzes Streben und oft ihr Blut und Leben einsetzen mußten, bevor ein glückliches Geschlecht die Früchte des Errungenen genießen konnte. Und wenn auch in dem Hochgefühl der ersten Siegesfreude noch einmal dankbar zurückgeblickt wird auf den

Quellen:

Jansen: Uwe Jens Lornsen. Kiel 1872. (Auf dieses vorzügliche Werk, das soeben in 2. Auflage zum Preise von 3 ℳ. erschienen ist, soll nicht unterlassen werden, hier empfehlend hinzuweisen.)

Derselbe: In Sachen Lornsens I. Veröffentlicht in der Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Vierter Band. Kiel 1873.

Usinger: Uwe Jens Lornsen. Veröffentlicht in derselben Zeitschrift. Dritter Band. Kiel 1873.

Derselbe: In Sachen Lornsens II. Veröffentlicht ebendas. Vierter Band. Kiel 1873.

Lornsen: Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein. Kiel 1830.

durchlaufenen Weg, und liebend und ehrend man sich derer erinnert, die das schöne Ziel mit haben erstreben helfen, ohne das Glück zu genießen, in dem Glanze des Errungenen sich zu sonnen, — dann folgen Zeiten, wo mit dem Gewordenen gerechnet wird, als mit etwas, das so habe kommen müssen, und immer mehr Namen, die einst hell erglänzten, tauchen unter in der Vergessenheit Nacht, und nur wenigen kundigen Augen bleiben die Folgen ihrer Wirksamkeit unverborgen.

Es sollte das nicht so sein. Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, die allein geschichtlich Gewordenes recht verstehen und darum auch recht schätzen lehren, erfordern es ebenso sehr als Pietät und Dankbarkeit, daß man auch solcher Männer nicht vergesse, die wie Moses vom Berge Nebo nur einen Blick haben hineinwerfen dürfen ins gelobte Land und oft nicht einmal dieses: — die, verkannt, verketzert, verbannt, gefangen, ein Märtyrertum statt des verdienten Lohnes zu ihren Lebzeiten davon getragen.

Wenn wir die Geschichte unseres engeren Vaterlandes Schleswig-Holstein durch alle die Wandlungen zurückverfolgen, die sie im Laufe dieses Jahrhunderts durchgemacht, so wird unser Interesse von einer solchen Persönlichkeit gefangen gehalten. Es ist Uwe Jens Lornsen. Gerade das laufende Jahr, in welchem zum hundertstenmal der Tag seiner Geburt wiederkehrt, lenkt unsere Blicke auf ihn.

Auf wogenumrauschter Nordseeinsel stand seine Wiege. Zu Keitum auf Sylt wurde er am 18. November 1793 geboren. Sein Vater war als Schiffskapitän und Ratmann seiner Landschaft eine geachtete Persönlichkeit, seine Mutter eine mehr praktisch tüchtige, als geistig bedeutende Frau. Unterrichtet wurde der junge „Uf“ bis zu seiner Konfirmation in der Schule seines Heimatdorfes. Außerdem lernte er Mathematik bei dem Lehrer eines Nachbarorts. Er war von seinem Vater für den Seemannsberuf bestimmt; doch war es bei der Unsicherheit der damaligen Weltverhältnisse, unter welcher wegen der von Napoleon angeordneten Kontinentalsperre namentlich der Seehandel zu leiden hatte, nicht leicht, als Seemann dauernde Beschäftigung und Fortkommen zu finden. Deshalb gab der Vater endlich dem dringenden Anraten eines Schwagers nach, den bereits achtzehnjährigen Sohn studieren zu lassen. Im Oktober 1811 kam er mit einem ungefähr gleichaltrigen Vetter zunächst auf die Schule nach Tondern, die er nach $2^1/_2$ Jahren mit der Domschule in Schleswig vertauschte. 1816 bezog er die Universität Kiel, um sich dem Rechtsstudium zu widmen.

Daß er sich hier mit allzugroßem Eifer den Wissenschaften hingegeben, ist nicht wohl anzunehmen, hat doch einer seiner akademischen

Lehrer ihm das Prädikat „unfleißig" nicht vorenthalten. Dagegen ließ das studentische Leben und Treiben ihn nicht kalt, und er wird sich des Rohen, Leeren und Inhaltslosen desselben wohl ebensowenig bewußt geworden sein, als die Hunderte seiner Kommilitonen, die an den verschiedensten deutschen Hochschulen damals an einem Leben Genüge fanden, daß in seinen Äußerungen nicht nur mit den Gesetzen der Wohlanständigkeit, sondern gar nicht selten auch mit denen der Sittlichkeit kollidierte. Indessen auch in Verirrungen des menschlichen Geistes offenbart sich eine Kraft, der oft nur eine andere Richtung gegeben zu werden braucht, um sie zum Segen ausschlagen zu lassen. Das zeigte sich auch hier. In Jena war, namentlich auf Anregung der aus dem Befreiungskriege heimgekehrten Studenten, von dem Gefühl geleitet, daß auch und besonders das Studentenleben der großen Zeit gerecht werden müsse, am 12. Juni 1815 die erste Burschenschaft gegründet worden, die „Ehre, Freiheit und Vaterland" auf ihre Fahne schrieb, und deren Mitglieder gelobten, nicht nur äußerer Ehre, sondern auch in That und Leben innerer Ehre und Freiheit nachstreben zu wollen, zum Heile und im Dienste des geliebten deutschen Vaterlandes. Von hier aus wurde nun im Sommer 1817 die studentische Jugend aus ganz Deutschland behufs Gründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zu einem Feste auf der Wartburg eingeladen. Unter den Erschienenen waren auch 30 Kieler Studenten, die, als sie nach Beendigung der erhebenden Feier auf ihre heimatliche Hochschule zurückkehrten, sehr bald eine Reformation des studentischen Lebens in dem Geiste, wie er unter den schwarz-rot-goldnen Farben sich kundgab, bewirkten. Von diesem Geiste wurde auch Lornsen mächtig ergriffen. Er bekundete es dadurch, daß er im Frühjahr 1818 Kiel mit Jena vertauschte. Das Jahr, das er hier verlebt hat, ist bedeutsam für ihn geworden. Er wurde sich hier im Verkehr mit den Brüdern aus allen Teilen des großen Vaterlandes erst recht bewußt, daß auch er als Schleswig-Holsteiner ein Mitglied „der mächtigsten und edelsten Nation Europas" sei, die allein ihrer „heillosen Zerstückelung" es zuzuschreiben habe, daß sie „von jeher und von allen Seiten und Völkchen Spott und Hohn habe auf sich laden lassen müssen."*) Mit diesem Bewußtsein kehrte er auf seine heimatliche Insel zurück, und dieses Bewußtsein nahm er mit sich, als er, nach bestandenem Examen und nachdem seine Absicht, sich als Advokat niederzulassen, sich nicht hatte verwirklichen wollen, im Herbst 1821 in die „Schleswig-Holstein-Lauenburgische Kanzelei" zu Kopenhagen als Volontär eintrat. Dieses Bewußtsein ist Ursache,

---

*) Worte aus seiner Schrift „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein."

daß wir bei Lornsen eine Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Verhältnisse nimmer vermissen.

In der Kanzlei wurde Lornsens Kraft bald gewürdigt. Seine Vorgesetzten schätzten die „gründliche und überzeugende Klarheit," die ihm zu Gebote stand, und seine Amtsgenossen erkannten neidlos seine Überlegenheit an und rühmten seine Vorzüge in zum Teil überschwänglichen Worten, wenngleich sie andererseits nicht verkennen konnten, daß sich bei ihm „ein Mangel an eigentlich wissenschaftlicher und anerzogener Bildung" bemerkbar mache. Seine Tüchtigkeit ließ ihn verhältnismäßig schnell aufrücken. Bereits im Jahre 1826 sehen wir ihn auf verantwortungsvollem Posten als Chef des ersten und vierten Sekretariats-Komtoir.

Lornsens Lebenspfad schien geebnet. War sein Gehalt von 500 Rthlr. auch nicht gerade bedeutend, so reichte es für seine Verhältnisse doch aus, und bei der Stellung, die er sich durch seine Tüchtigkeit erworben, durfte er mit Recht erwarten, daß eine Steigerung seiner Einnahmen nicht lange ausbleiben werde. Er hätte ohne Sorge der Zukunft entgegensehen können, wenn nicht schon jetzt ein Übel sich bemerkbar gemacht hätte, das seinem ganzen Leben eine tief tragische Richtung geben sollte.

Lornsen war von der Natur mit einem kräftigen Körper ausgerüstet. Die „reckenhafte" Gestalt des Friesen hat einst seinen Jenaer Kommilitonen imponiert. Aber in diesem kräftigen Körper zirkulierte ein „schweres Blut." Tiefe Niedergeschlagenheit und Schwermut folgten bei ihm oft auf Heiterkeit und fröhliche Ausgelassenheit. Solche Naturen pflegen alles allzuernst zu nehmen. Selbst die Fröhlichkeit trägt bei ihnen einen gewissermaßen ernsten Charakter. Namentlich aber Störungen im eignen Wohlbefinden erfüllen so veranlagte Personen meistens mit ernster, übertriebener Sorge. Nun hatten sich bei Lornsen schon bald nach seinem Jenaer Aufenthalt Zeichen einer gestörten Verdauung und eine üble Hautausdünstung bemerkbar gemacht, zu denen sich zeitweilig ein flechtenartiger, über den ganzen Körper sich ausbreitender Ausschlag gesellte. Durch anhaltendes, oft 7—8 stündiges Arbeiten in Kopenhagen hatte sich dieses Übel nur verschlimmert. Medizinische, strengste Diät- und Badekuren hatten nicht geholfen, höchstens vorübergehende Besserung gebracht. „Wie peinlich ich gelitten und geseufzt habe unter dem mehrjährigen Druck dieses furchtbaren Übels," so schreibt er selbst, „davon können Sie sich keine Vorstellung machen. Besonders in den beiden letzten Jahren hatte sich eine stille Trauer meines Gemütes bemächtigt, die nur durch Ausbrüche eines an Verzweiflung grenzenden Unmuts, durch eine wilde Lebhaftigkeit unterbrochen wurde." Obwohl er sich sagen konnte, „daß er seine Lebensfonds nicht vergeudet, sondern seine innere Lebens-

kraft noch ungeschwächt und in ungewöhnlicher ursprünglicher Fülle dastehe," und obwohl ihm ärztlicherseits mehrfach die Versicherung wurde, daß sein Leiden einen ernsten Charakter nicht trage, so erachtete er es doch „als seine Pflicht, nicht zu rasten und zu ruhen, bis das Übel mit der Wurzel ausgerottet sei." Da er nun glaubte, daß er in seiner derzeitigen Stellung dieses nicht werde ermöglichen können, da sich ferner von Jahr zu Jahr mehr die Überzeugung in ihm befestigte, „daß die Natur ihn mit ungewöhnlichen geistigen Gaben ausgerüstet habe, die für die Menschheit fruchttragend gemacht werden könnten," wozu ihm aber in Kopenhagen die hinreichende Muße fehle, und da drittens „bei einem stark ausgeprägten Familiensinn" der Wunsch, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in ihm immer reger wurde, er aber diesem Wunsche nicht nachgeben zu dürfen glaubte, bevor völlige Heilung erfolgt sei, so entschloß er sich endlich, eine Laufbahn aufzugeben, von der er selber schreibt: „Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß ich bei beharrlichem Fortschreiten auf meiner bisherigen Bahn mich auf einen hohen Posten werde hinaufschwingen, und was die Hauptsache ist, auf diesem Posten eine sehr fruchtbare Thätigkeit für unsere Herzogtümer werde entwickeln können." Er suchte um eine Lokalbeamtenstelle nach. Sein Wunsch wurde erfüllt. Im August 1830 wurde er zum Landvogt auf Sylt bestimmt; am 10. Oktober erfolgte die offizielle Ernennung.

Inzwischen hatte sich in Paris ein Ereignis abgespielt, das die Welt bewegte. Die Revolution war wieder einmal siegreich gewesen. Karl X. war abgesetzt und Ludwig Philipp hatte als „Bürgerkönig" den französischen Thron bestiegen. Fürsten und Regierungen Europas konnten sich nicht verhehlen, daß dieses Ereignis leicht den Zündstoff, der überall vorhanden, und den man mit allen Mitteln der Gewalt vergebens zu vernichten versucht hatte, entfachen könne. Andererseits waren die Vertreter jener, von den Regierungen so sehr gehaßten Ideen der Überzeugung, daß jetzt für sie die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Auch in Kopenhagen, in den Kreisen, denen Lornsen angehörte, wurden die Pariser Ereignisse und ihre etwaigen Folgen lebhaft erörtert. Für Lornsen, der bis dahin geglaubt, „daß die Verhältnisse seines Landes in politischer Hinsicht zu seinen Lebzeiten nicht aus ihrem bisherigen Geleise heraustreten würden," trat jetzt „die größte Wahrscheinlichkeit ein, daß sich der entgegengesetzte Fall ereignen werde." Er hielt „die Bestrebungen der Zeit mit einem Male um ein halbes Jahrhundert ihrem Ziele näher gerückt" und erachtete es nicht für unwahrscheinlich, den Triumpf der Sache der Völker mit zu erleben. Das befestigte ihn nur in seinem Vorhaben, seine Kopenhagener Stellung mit der eines

Lokalbeamten zu vertauschen. „Es naht jedenfalls," so schreibt er, „eine thatenvolle Zeit heran, die jeden streitbaren Mann mahnt, sich wohlgerüstet vorfinden zu lassen, und meine Sylter Muße soll meine Rüstkammer werden."

War also ursprünglich in erster Linie die Rücksicht auf seine Gesundheit es, die eine Änderung seiner Stellung ihm wünschenswert, ja notwendig erscheinen ließ, so trat im Verlaufe neben dieser immer mehr der Gedanke, seinem Vaterlande in seiner veränderten Stellung von größerem Nutzen werden zu können, in den Vordergrund. Mit dem Vorsatze jedenfalls, demselben nach Kräften dienen zu wollen, verließ er Kopenhagen, und mit diesem festen Vorsatze, zu handeln, betrat er Mitte Oktober 1830 in Kiel den Boden seiner schleswig-holsteinischen Heimat. Daß die befreiende That, wegen der er verdient, daß sein Andenken für alle Zeiten von allen Schleswig-Holsteinern in Ehren gehalten werde, vollbracht sein sollte, noch ehe er sein neues Amt angetreten, hat er damals freilich nicht geahnt. Um diese seine That recht würdigen zu können, ist es notwendig, einen kurzen Blick auf die Verhältnisse und Zustände des Landes zu werfen, dem sie galt.

Die Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark als einer Personalunion, wie sie im Jahre 1460 geschlossen worden war, hatte im Laufe der Zeit ihren ursprünglichen Charakter verloren. Zwar mußte bei jeder neuen Thronbesteigung der Inhaber der Krone geloben, die Rechte Schleswig-Holsteins zu achten; allein es war dieses nach und nach zu einer nichtssagenden Förmlichkeit geworden. Das erkennt man neben anderem überzeugend aus der Thatsache, daß die verfassungsmäßigen Landstände der Herzogtümer in ihrer ordnungsmäßigen Zusammensetzung — Prälaten, Ritter und Städte — schon im Jahre 1675, Prälaten und Ritter allein im Jahre 1711 zum letzten Mal waren einberufen worden. Schleswig wurde immer mehr als völliges dänisches Eigentum behandelt. Für Holstein blieb bis zum Jahre 1806 freilich ein schwacher Schein von Unabhängigkeit in seiner Verbindung mit dem deutschen Reich; doch mußte es auch zur Hauptsache die Schicksale der dänischen Monarchie mit tragen. Wenigstens gilt dieses von dem königlichen Anteil. Vom Jahre 1773 an aber, in welchem der im Jahre 1767 geschlossene Vertrag, nach welchem der herzogliche Teil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ausgetauscht wurde, seine Bestätigung fand, teilte ganz Holstein dieses Los. Nach Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 wurde sogar „Holstein mit dem gesamten Staatskörper der dem königlichen Scepter untergebenen Monarchie als ein in jeder Beziehung völlig ungetrennter Teil derselben verbunden." Freilich

so leicht sollten sich die Wünsche der Dänen auf völlige Vereinigung der deutschen Herzogtümer mit ihrer Monarchie nicht verwirklichen. Der Sturz Napoleons stellte zunächst das alte Verhältnis Schleswig-Holsteins zu Dänemark wieder her. Die Wiener Kongreßakte erklärten Holstein und Lauenburg für einen Teil des deutschen Bundes, und als solchem war ihnen nach Artikel 13 der Bundesakte eine landständische Verfassung zugesichert. Die vielen Vergewaltigungen und mancherlei Benachteiligungen namentlich finanzieller Art, welche die Bewohner der deutschen Herzogtümer hatten erfahren müssen, waren Ursache, daß das Streben nach Erreichung des Versprochenen, namentlich in Holstein, sofort aufkam.

Als erste wandten sich die Ritter an die Regierung und baten um Bestätigung der alten Privilegien. Hatte man sich in Kopenhagen anfangs nicht gescheut, zu erklären, daß durch das Patent von 1806 die Verfassung des Landes aufgehoben sei, so verstand man sich doch schließlich dazu, dem Wunsche der Ritter zu willfahren und die Bestätigung in der althergebrachten Form zu erteilen.

Auch in andern Kreisen regte man sich. Die beiden Kieler Professoren Dahlmann und Falck wurden nicht müde, immer wieder mit Nachdruck auf die alten historischen Rechte der „up ewig ungedeelten" Herzogtümer hinzuweisen, und bald wurden diese auch in weiteren Kreisen der Bevölkerung lebhaft erörtert. Sogar zu einer Petition an den König kam es, worin um „Zusicherung der ferneren Fortdauer der grundsätzlichen Verbindung der Herzogtümer Schleswig und Holstein, sowie um baldige Einführung der neuen Verfassung" gebeten wurde. Die Petenten erhielten freilich keine Antwort; denn von einer grundsätzlichen Verbindung Schleswigs und Holsteins wollte man gerade in Kopenhagen nichts wissen, und da bekannt war, daß eine Verfassung ohne diese Grundlage die Bevölkerung Schleswig-Holsteins nicht zufrieden stellen werde, so verlief die Einführung einer Verfassung ganz im Sande. Der schleswig-holsteinischen Bevölkerung kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie mit allzuwenig Nachdruck ihr Recht vertreten. Den Grund hierfür findet Professor Usinger in dem Umstande, daß die Schleswig-Holsteiner nicht durch die strenge Zucht der napoleonischen Zeit gegangen waren, „die dem übrigen Deutschland gesundere politische Zustände und ein selbstbewußtes, staatsbürgerliches Streben gebracht hatte." Hinzu kam eine übergroße Anhänglichkeit an die Person des leutseligen Königs Friedrich VI., den man nicht müde wurde, immer und immer wieder als den „edelsten, besten und gütigsten Landesfürsten," den „guten König," den „geliebten, innig- und heißgeliebten Landesvater" zu preisen. So

hätten die Schleswig-Holsteiner sicher auch die günstige Gelegenheit des Jahres 1830 ungenutzt vorübergehen lassen, hätte nicht Lornsen sie energisch zum Handeln angetrieben.

Gleich bei seiner Ankunft in Kiel trat er mit seinen Plänen hervor. Noch auf der Landungsbrücke erklärte er: „Es muß petitioniert werden.“ Er suchte und fand Eingang bei den politischen Notabilitäten Kiels, bei Hegewisch, Falck, Balemann, Preußer u. a. und seine Vorschläge fanden fast überall Anklang. Die Kieler wurden durch ihn auf einmal aus ihrer fruchtlosen Unentschlossenheit aufgerüttelt. Neben seiner imponierenden und zugleich gewinnenden Persönlichkeit trug dazu jedenfalls nicht wenig der Umstand bei, daß Lornsen eben erst das höchste Regierungskolleg verlassen hatte, also mit den dortigen Strömungen bekannt sein mußte, wodurch man in Anbetracht des Eifers, mit dem er seine Sache betrieb, sich berechtigt glaubte, keine Bedenken hegen zu dürfen, ihm zu folgen. So wurde denn beschlossen, nach Kräften eine Agitation für Einreichung von Petitionen hervorzurufen. Lornsen sollte zu dem Zwecke die Städte Schleswigs und des westlichen Holsteins bereisen, andere sollten an anderen Orten in demselben Sinne wirken. Am 1. November sollten sich Männer aus allen Teilen der Herzogtümer zu einer größeren Versammlung in Kiel einfinden. Lornsen reiste über Eckernförde nach Flensburg. Hier fand er günstigen Boden für seine Ideen, dagegen sehr wenig Neigung, sich an der Versammlung in Kiel zu beteiligen. Er ließ sich dadurch bestimmen, von der Abhaltung jener Versammlung ganz abzusehen, und reiste, nachdem er noch den Flensburgern versprochen, ihnen eine Petition anzufertigen, nach Kiel zurück. Seine dortigen Freunde waren von der plötzlichen Änderung seines Entschlusses nicht allzusehr erbaut. Wenige Tage nur noch trennten sie von dem 1. November, und nicht alle Geladenen konnten bis dahin benachrichtigt werden. Lornsen tröstete, es würden doch keine kommen; aber darin irrte er sich. Aus dem östlichen Holstein, aus Wandsbek und Altona fanden sich am 1. November mehrere Männer in Kiel ein, um sich an der in Aussicht gestellten Versammlung zu beteiligen.

Lornsen hatte während dessen jene Schrift verfaßt, die seinen Namen so berühmt gemacht hat, und die bald nachdem unter dem Titel: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“ im Druck erschien. Er las sie der Versammlung vor, die sie sehr günstig aufnahm und allgemein den Druck derselben wünschte. Sie werde, so hoffte man, „die noch zweifelhaften Distrikte in den Herzogtümern bestimmen, Petitionen einzureichen.“ Dem Druck der Schrift stellten sich aber nicht unerhebliche Schwierigkeiten entgegen. Der Censor, Polizeimeister Christensen in

Kiel, schlug einen dahingehenden Antrag zunächst rundweg ab. Auch der Hinweis darauf, daß ein Mann aus dem höchsten Regierungskolleg sie verfaßt habe, vermochte ihn nicht umzustimmen. Erst Lornsens persönlichen Vorstellungen gelang es, den Alten zu bewegen, etwas zu erlauben, was ihn später sein Amt kostete. In größter Eile wurde jetzt der Druck bewerkstelligt und vom 5. November an wurde die Schrift in zahlreichen Exemplaren an einflußreiche Männer in den verschiedensten Teilen der Herzogtümer versandt.

Ihr Inhalt ist, kurz gefaßt, folgender:

Die in Artikel 13 der deutschen Bundesakte zugesicherte repräsentative Verfassung ist für das Herzogtum Holstein noch nicht in Erfüllung gegangen. Die gegenwärtige Zeit mahnt jeden Staatsbürger, seiner Überzeugung offen Ausdruck zu geben. Eine Trennung Schleswigs von Holstein ist jedem Schleswig-Holsteiner undenkbar; dagegen fordern zwei Thatsachen gebieterisch eine durchgreifende Umgestaltung unserer Staatseinrichtungen, nämlich:

1. die Finanzverwaltung, die vor der Gesamtheit der Staatsbürger ein Geheimnis ist, und

2. die gesamten höheren administrativen Einrichtungen unseres Landes.

Die erwünschte Ordnung der Dinge ist nach der Überzeugung einsichtsvoller Männer nur zu erreichen durch eine Repräsentativ-Verfassung und durch eine wesentliche Umgestaltung in den administrativen Einrichtungen.

Deshalb ist folgendes zu erstreben:

1. Zusammenberufung einer provisorischen Versammlung von Abgeordneten, der von Seiner Majestät ein Entwurf zu einer Verfassungsurkunde für beide Herzogtümer vorzulegen ist, welche auf nachstehenden Grundbestimmungen basiert:

a. Die Versammlung der Abgeordneten bildet eine Gesamtheit. Die Abgeordneten wählen aber aus ihrer Mitte einen Ausschuß als erste Kammer.

b. Beiden Kammern steht das Steuerbewilligungsrecht zu, zu welchem Ende sie sich in eine Kammer vereinigen.

c. Beiden Kammern steht die Teilnahme an der gesamten Gesetzgebung zu, welche jede für sich getrennt übt.

d. Den Kammern steht die Initiative sowohl als dem Könige zu.

e. Der König hat ein absolutes Veto.

2. Verlegung der sämtlichen Landeskollegien von Kopenhagen nach den Herzogtümern,

3. Trennung der Administration von der Justiz,

4. Errichtung eines obersten Justizhofes für beide Herzogtümer,

5. Einsetzung zweier Regierungskollegien, eines für jedes der beiden Herzogtümer,

6. Einsetzung eines obersten Staatsrates zur Regierung beider Herzogtümer.

Nicht nur die Wohlfahrt des Landes, so wird dann weiter ausgeführt, sondern auch die Ehre der deutschen Nation, deren Volksgefühl wieder kräftiger sich zu regen beginne, erfordere gegenüber den vielfachen Versuchen der Dänen auf Verschmelzung beider Nationen die Durchführung der vorgeschlagenen Reformen. Keineswegs aber dürfe die grundlose Furcht vor dem Pöbel oder gar die Rücksicht auf den geliebten König, dem die gewünschten Reformen mißfällig sein könnten, Bedenken erregen, die Sache jetzt in Anregung zu bringen; denn so dürfe sich die Liebe zum König in der Brust des Mannes nicht kund thun.

Ein Exemplar seiner Schrift sandte Lornsen sofort mit einem Begleitschreiben, aus welchem mit kühner Offenheit ein ganzer Mann redet, an seinen seitherigen Chef, den Kanzleipräsidenten Grafen von Moltke in Kopenhagen.

Eine bis dahin unbekannte Bewegung folgte. Lornsen erkennt den Grund hierfür darin, daß er in seiner Schrift »le secret de tout le monde« *) ausgesprochen. Er hatte es gethan in Worten, die, allgemein verständlich, auch den Uneingeweihten auf den ersten Blick erkennen ließ, um was es sich handelte.

Eine reiche Broschürenlitteratur hielt die Bewegung im Fluß und leitete sie in Kreise, in denen man mit Politik sich sonst nicht beschäftigt hatte. Gleichzeitig führte sie ihr ein wichtiges Moment noch hinzu, das Lornsen aus Unkenntnis unberücksichtigt gelassen: die Begründung der aufgestellten Forderungen durch das historische Recht der Herzogtümer. Wohl hatte die ganze Bewegung augenblicklich nicht den gewünschten Erfolg; aber immer mehr und mehr in breitere Schichten des Volkes eindringend, ist sie die Quelle all der Bestrebungen geworden, die schließlich die vielhundertjährige Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark lösen sollten. Lornsen hat, mit Professor Jansen zu reden, „zwischen Dänemark und den Herzogtümern den ersten Riß gemacht, der unheilbar, so wie er da war, mit Notwendigkeit den letzten nach sich zog; er hat in die Zwingburg der Fremdherrschaft die erste Bresche gelegt: zögernd und langsam ist sein Volk ihm nachgerückt, geführt von seines ersten Märtyrers unversöhnten Manen."

*) Das Geheimnis der ganzen Welt.

Ein Märtyrertum wartete nämlich Lornsens. Am 13. November trat er nach wiederholter Aufforderung sein Amt als Landvogt auf Sylt an. Am 24. November stand eine große Anzahl Sylter am Strande und sah feuchten Auges und erbitterten Herzens dem Schiffe nach, das ihren Landvogt und Landsmann als Gefangenen entführte. Eine äußerst strenge Haft in Rendsburg erwartete ihn. Nur eine einstündige Bewegung im Freien wurde ihm täglich gestattet, und bald machten sich die üblen Folgen bei dem an reichliche Bewegung gewöhnten Manne bemerkbar. Kränklichkeit und Schlaflosigkeit stellten sich ein, und diese zogen wiederum jene Verdüsterung der Gemütsstimmung nach sich, zu der er so sehr neigte und über die ihm in Kopenhagen allein der Eifer, mit welchem er sich seinen beruflichen Obliegenheiten gewidmet, einigermaßen hinweggeholfen hatte. Solche Gemütsstimmung konnte aber wiederum nicht ohne Einfluß auf seinen Willen bleiben, und so erklärt sich einigermaßen das bei dem energischen Manne sonst so unerklärliche Schwanken während seines Prozesses. Hatte er nämlich anfangs auf öffentliche mündliche Anklage und Verteidigung, auf das, was man fiskalischen Prozeß nennt, bestanden, so hielt er diesen Standpunkt später nicht fest, zeigte dann aber wiederum nicht wenig Neigung, auf den ersten Standpunkt zurückzukehren. Indessen blieb es bei dem einfachen gerichtlichen Verfahren. Der Prozeß zog sich aber unerwartet lange hin. Erst am 31. Mai 1831 verkündete das Oberkriminalgericht zu Gottorp das Urteil. Es lautete dahin, „daß der Kanzleirat Uwe Jens Lornsen wegen des, unter Verletzung der ihm als Beamten obliegenden Pflichten bewiesenen, die öffentliche Ruhe gefährdenden Verhaltens seines Amtes als Landvogt der Insel Sylt zu entsetzen und mit einjährigem Festungsarrest des ersten*) Grades zu belegen, auch sämtliche Untersuchungskosten, soweit er des Vermögens, zu erstatten schuldig sei."

Das Urteil überraschte allgemein. Man hatte, auch der Verurteilte, nicht erwartet, daß auf die ungewöhnlich lange Untersuchungshaft noch eine so erhebliche Freiheitsstrafe folgen werde. Lornsen indessen, froh, daß wenigstens endlich der Prozeß zum Abschluß gekommen, nahm auch dieses strenge Urteil mit männlicher Festigkeit entgegen und besorgte nichts mehr, als daß die Gnade des Königs ihm etwas von dem, was ihm von Rechts wegen zuerkannt worden, erlassen möge. Er wollte solches nicht, weil es ihm sein künftiges Auftreten erschweren werde. „Ein großer Teil meiner Landsleute würde es," so sagte er, „mir übel nehmen, wenn ich künftig wiederum gegen die Regierung des Königs auftrete, nachdem

*) d. h. gelindesten.

ich mir einen Teil der Strafe allergnädigst hätte schenken lassen." War er doch fest entschlossen, „auf gesetzlichem Wege unter Aufbietung aller seiner Kräfte dahin zu wirken, daß Schleswig-Holstein zu einer wahrhaften Repräsentativ-Verfassung gelange."

Zu dem Ende hatte er sich zunächst vorgenommen, ein Werk zu schreiben, welches überzeugend darthun sollte, daß eine „gemeinschaftliche Repräsentativ-Verfassung für beide Herzogtümer in der Geschichte und deren Rechten vollkommen begründet sei." Damit aber hatte Lornsen sich eine Aufgabe gestellt, der er eigentlich nicht gewachsen war; denn ihm fehlten nicht nur fast jegliche geschichtlichen Kenntnisse, sondern, wie er selber bezeugt, auch die Neigung, sich mit geschichtlichen Studien zu befassen. Und so stand denn er, dem nur eine Arbeit, in der er voll und ganz aufging, ein Gegengewicht gegen den Dämon seines Innern hätte sein können, einer Aufgabe gegenüber, die ihn stets unbefriedigt lassen und aus diesem Grunde gerade jenem Dämon immer neue Nahrung zuführen mußte. Daß er trotzdem nicht nachgelassen, bis er sein Werk vollendet, ist, wie Waitz sagt, „ein Zeugnis der Hingebung und Kraft, mit welcher Lornsen das ausführte, was er sich zur Lebensaufgabe gemacht." Treue Freunde haben ihn darin nach Kräften unterstützt und auch nichts unversucht gelassen, den bösen Feind seines Innern zu bekämpfen, letzteres freilich ohne Erfolg. Sie wurden daran auch bald verhindert durch die Ausführung eines unglücklichen Entschlusses, die Lornsen in die weite Fremde führte. Dieser hatte seinen Festungsarrest in Friedrichsort und Rendsburg verbüßt, eifrig mit Vorstudien für sein Werk beschäftigt, war dann nach Sylt gegangen, um seine Arbeit zu vollenden. Bereits in Rendsburg aber hatte ein Wechselfieber seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße wieder seiner Gesundheit zugewandt. Als dieses Fieber nun auf Sylt sich wieder einstellte, dazu auch andere Beschwerden, namentlich das am meisten gefürchtete Hautleiden — ein Flechtenausschlag ist es übrigens nach Dr. Wülfke auf Sylt nie gewesen — sich wieder bemerkbar machten, da trat bald bei allem, was er vorhatte, die Rücksicht auf seine Gesundheit in den Vordergrund, und immer tiefere Schatten legten sich auf sein Gemüt, zumal auch seine Arbeit aus den angeführten Gründen den erwünschten Fortgang nicht nehmen wollte. Seine Freunde rieten ihm zu einer größeren Reise. Sie hofften, daß dieselbe seinen Gedanken eine andere Richtung geben, auch gegen die wirklich vorhandenen körperlichen Übel von heilsamem Einfluß sich erweisen werde. Der treue Hegewisch stellte ihm die dazu erforderlichen Geldmittel in uneigennützigster Weise zur Verfügung, dabei nicht unterlassend, den Freund immer wieder auf dessen

übertriebene Besorgnis wegen seiner Gesundheit hinzuweisen. Letzteres that unnachläßlich auch Dr. Wülfke. Es half nichts. Lornsen hatte durch eifriges Studium medizinischer Schriften sich eine eigene Vorstellung seiner Krankheit gebildet, eine abenteuerliche. Er hielt sein Leiden für ansteckend und alle, die ihm nahe traten, für gefährdet. Er schloß sich immer mehr von Menschen ab, und bald quälte ihn der Gedanke, daß sein Leiden sich möglicherweise schon auf andere, ihm liebe Menschen übertragen haben könnte, mehr, als die Sorge um seine eigene Person. Deshalb kam er auch, als er sich endlich zu der ihm angeratenen Reise entschloß, auf den Gedanken, möglichst weit weg zu gehen. Er hatte sich Brasilien auserſehen. Dort wollte er in heißer Sonnenglut Genesung suchen.

Im Oktober 1833 reiste er von Sylt ab; am 18. Dezember landete er in Rio de Janeiro. Bis zum 23. April 1837 hat er hier gelebt. Was er gesucht, hat er nicht gefunden. Wie sollte er es auch! Fern von der Heimat, fern von den geliebten Seinen, fern von den treuen Freunden, fern von dem politischen Leben seines Vaterlandes, der Hilfsmittel so oft entbehrend, die seine Arbeit erforderte, hat er nur wenig frohe Stunden hier gehabt. Nur einmal erhebt sich sein Geist, als die Nachricht von der am 15. Mai 1834 erlassenen Verordnung von Provinzialständen für Schleswig-Holstein, gesondert freilich für jedes der beiden Herzogtümer, zu ihm gelangte. Er sah darin die erste Frucht seines Thuns. Dann senkten sich die Schatten tiefer und tiefer auf sein verdüstertes Gemüt, und als endlich die Nachricht von der Krankheit seiner geliebten Schwester und die schließliche Vollendung seines Werkes, das später 1841 von Georg Beseler unter dem Titel: „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins" in Druck gegeben wurde, ihn zur Heimkehr veranlaßten, da war er geistig und nunmehr auch körperlich — denn den Gewaltkuren, die er anwandte, hatte auch sein starker Körper auf die Dauer nicht widerstehen können — ein gebrochener Mann.

Am 23. April schiffte er sich in Rio de Janeiro ein, am 10. Juni stieg er in Marseille ans Land. Von hier begab er sich nach Genf, wo er Mitte September anlangte, „schwer erkrankt, an Fieber und Blutspeien leidend und in der düstersten Gemütsstimmung," wie er an seinen Vater schrieb. Hier traf ihn auch die Nachricht von dem Tode seiner Schwester, die ihn tief erschütterte. Er selber sah seine Heimat nicht wieder. Am 18. Februar endete er freiwillig sein Leben in den Fluten des Genfer Sees. Fremde Erde birgt sein Gebein. Möge seine Heimat allzeit sein Andenken in Ehren halten!

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Das alte sächsische Bauernhaus.

Von Ludwig Frahm.



Unsere Vorfahren, die alten Sassen oder Sachsen, — denn den größten Teil unserer Heimat bewohnten sie — bauten ihre Hausungen gerade so wie andere deutsche Stämme an den ihnen am meisten zusagenden Ort und in zweckdienlicher Weise aus dem Material, das am geeignetsten und am nächsten war.

So lange es friedlich im Lande herging und das Alleinwohnen gefahrlos war, so lange mochten die Sachsen dieser urdeutschen Neigung wohl Rechnung tragen; als aber gegenseitiger Schutz gegen die Wenden und andere Eindringlinge höchst notwendig und die Vorzüge des Zusammenlebens geahnt und empfunden wurden, da siedelten sie sich in Dörfern an. Die Anlage der Ortschaften war eine regellose, geschah also nicht aus irgend einem Grunde in Langform, Sichelgestalt, Ring rc., sondern die Oberfläche des Bodens war in den allermeisten Fällen bestimmend.*) Wo die nährende Scholle gut und zu übersehen war, wo genügendes Wasser (besonders in See und Bach) vorhanden, wo Wald Schutz und Wiese Weide bot, da war ein guter Ort zum Seßhaftwerden. Sehr häufig liegen die ältesten Orte auf Hügeln oder auf schiefen Ebenen, die der Sonne zugekehrt sind und somit das Trockenwerden von Hof, Garten und Straße erleichterten.

I.

Die Richtung des Hauses, das allemal ein Langgebäude und ursprünglich ohne Nebengebäude war, aber ist in ganz überwiegender Mehrzahl eine übereinstimmende. Unsere Vorfahren kehrten sich gerade

*) Vergl. Gloy, Siedelungstypen des deutschen Reiches. Otoberheft der Heimat d. J.

so freudig zum Lichte wie wir; daher wandten sie das „Wohnende“ des Hauses der Sonne zu. Das wird jeder Beobachter in Ortschaften mit alten Häusern bestätigt finden. Und weiter wurde der Südosten (oder ein wenig abweichender Winkel) dem Osten und Süden, und der Osten wiederum dem Süden vorgezogen. Es wird mir leicht, mir 200 Häuser, die nach Südosten schauten, zu vergegenwärtigen, ohne daß ich diese Behauptung zur Regel erheben will. Nur da, wo naher Wald im Osten und Süden lag und den Blick hemmte oder wo man gegen Hügel oder auf „Unland“ und fremdes Gebiet blickte, da legte man die Wohnräume nach entgegengesetzter Richtung, und andererseits kehrte man die große Thür, die sich beim Sachsenhause allemal in der Mitte der den Wohnräumen gegenüberliegenden Endwand befindet, um eine bequeme Einfahrt zu ermöglichen, dem bei dem Hause befindlichen Lande oder der Straße zu.

Die Beschaffung des zu einem Hause erforderlichen Materials war ehemals wenig kostspielig und umständlich. Eichen, die zu Schwellen, Ständern und Balken notwendig waren, gab es entweder auf dem eigenen Grund und Boden, oder sie waren aus den Forsten billig oder unentgeltlich zu beziehen. Die Fuhren wurden nicht nur von den nachbarlichen Bauern, sondern auch von denen aus nahen Ortschaften unentgeltlich ausgeführt, eine Sitte, die sich in vielen Gegenden bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Holz war oft nicht sehr sorgfältig bearbeitet, aber sehr dauerhaft, und es wurde nicht an ihm gespart.

Nachdem das Haus gerichtet war, was immer mit einer Festlichkeit, Einweihung, verbunden war, wurde zunächst die Bedachung hergestellt. Mit eisernen Nägeln war man äußerst sparsam; man nagelte die „Latten“ nicht auf den „Sparren“ fest, sondern man schlug Holzpflöcke in die letzteren, die soweit mit dem Kopfe herausragten, daß man die Latten in den so entstandenen Winkel legen und sie festbinden konnte. Das Binden geschah vermittelst „gekrellter Weedn“, und zwar wählte man die starken Ruten nicht von der Weide, deren Holz leicht vom Wurm gefressen wird, sondern von der „Quitsche“*) oder Eiche. Das sogenannte „Krellen“, Drehen, welches in der Trennung der Holzfasern und derem strickartigen Zusammendrehen besteht, geschieht bei stärkeren und längeren Ruten in der Weise, daß man das dünne Ende unter den linken Fuß steckt und nun mit der rechten Hand dreht. Natürlich muß der Fuß immer nachgeschoben werden, damit die „Weed“ nicht abgedreht wird.

---

*) „Quitschern“ (nach Willkomm Waldbüchlein), Eberesche, gemeiner Vogelbeerbaum, Sorbus aucuparia L.

Ich habe sogar an einem alten Hause, welches neu gedeckt werden sollte, gesehen, daß selbst die Sparren oben nicht zusammengenagelt, sondern mit starken Eichenruten zusammengebunden waren. Der Querbalken, der je zwei gegenständige Sparren mit einander verbindet, heißt bald „Hahnenbalken" oder „Hahnholt", bald „Kehlbalken" oder „Kehlholt", auch hin und wieder der A-Balken, weil er mit den Sparren die Form des großen Antiqua-A hat.

In manchen Gegenden wurde die Dachgrundlage, also Sparren und Latten, zuerst mit jungem, belaubtem Busch bedeckt, und zwar wählte man dazu gerne Buchenzweige aus den Wäldern, die besonders breit und flach sind. Vermutlich geschah das nur, um eine ebene Fläche herzustellen. Dann wurde zum Decken geschritten. An Ufern und in Niederungen wurde wie heute das Teichrohr, „Reth", Ried (Phragmatis communis Trin.) verwendet,*) weil dieses Material von aller weichen Bedachung am haltbarsten ist. Wo es spärlicher vorkam, wechselte man mit einer Schicht Stroh ab; wo es schwer zu beschaffen war, deckte man ganz mit Stroh. Dasselbe mußte möglichst ungebrochen und wenig gequetscht sein und wird allgemein „Schoof" und seltener „Dackstroh" genannt. Der Schoof durfte, nachdem er mit der „Gaffel" geschüttet, mit einer Handharke ausgekämmt und dann „gestoßen" war, nicht an dem unteren Ende der Garbe, „Klappe", gerade geschnitten werden, sondern es mußte die Schnittfläche, die von der Sense herrührte, bleiben; denn sie ist noch härter und folglich widerstandsfähiger als eine neue. Wo große Heide wuchs, da pflegte man auch solche zum Decken zu verwenden, und zwar wechselte man mit Stroh- und Heideschicht ab. Das Befestigen geschah allemal mit „Schächt und Weedn." Die 2 bis 3 Meter langen und geraden Stangen der Schächte**) wurden quer auf die Dachschicht gelegt und dann mit den „Weedn" auf die Latten festgebunden. Das Schneiden der „Schächt und Weedn" geschah im Winter in Bruchgegenden, Wäldern und in den „Knicks", meistens von nur wenigen Personen des Dorfes, die mit dieser Beschäftigung einen kleinen Nebenverdienst erzielten. Meistens geschah es auf unerlaubte Weise, auf fremdem Gebiet, und nicht selten kam es vor, daß der Bauer sich dieses Material auf seinem eigenen Boden stehlen lassen und nachher voll bezahlen mußte. Die Ruten, zu Bündeln vereinigt, wurden sodann eine Zeit lang ins Wasser geworfen, um sie geschmeidig zu erhalten.

Die First des Hauses, „Fastn" genannt, wurde entweder gleich-

*) Daher in einigen Gegenden „Dack" genannt (nach Kl. Groth). D.

**) Im mittleren Holstein benutzte man als solche gerne die schlanken Stockausschläge vom Faulbaum, „Sprikeln", Rhamnus Frangula L. D.

falls aus Stroh mit sogenannten „Fastnwipen", kleinen Strohbündeln, hergestellt, oder man belegte sie mit zähen „Heideplaggen", die mit einer schweren sichelförmigen Hacke, der „Plaggenhack", gehauen wurden, und steckte die schon durch ihr Gewicht sich anschmiegenden Plaggen dann noch mit eichenen „Fastnplück", Firstpflöcken fest.

Auf jedem Giebelende, „Tensende", mußte aber das oberste Stück in der Spitze des letzten Sparrenpaares frei bleiben; so entstanden die „Uln-löcker" (Eulenlöcher), welche allerdings den Eulen zum Ein- und Ausgang dienten, die aber den größeren Nutzen hatten, daß sie die einzigen Licht-spenderinnen für den Bodenraum waren, und auch zum Abzuge des Rauches dienten. Der Aberglaube ließ aber auch die Drachen durch diese Öffnungen ein- und ausspazieren.

Es war somit geboten, diese beiden Ecken des Daches nicht mit einem festen Giebel zu verschließen; man nagelte die beiden Giebel-bretter kreuzweise gegen die Latten. Den emporragenden Stücken der Giebelbretter wurde oft die Figur von Pferdeköpfen verliehen, die ent-weder einander zugewandt waren, oder mit der Dachfläche parallel abwärts standen.

Das Dach reichte bei dem Sachsenhause bis auf die Mauern der Wände, oder genauer bis auf die „Mauerplatte", wie der obere Balken genannt wird. Es findet niemals eine Verkleidung von Brettern, wie man sie an den Frontwänden der Marschhäuser und bei anderen Stämmen findet, statt. Das Dach stand möglichst weit über, um das Niedersickern und den Tropfenfall an den Wänden zu verhindern. Der Winkel zwischen Dach und Wand heißt „Auken" oder „Oken", und da in diesem dunklen Ort sich manches verbergen ließ, so mag daraus die volkstümliche Redensart entstanden sein: „wat achtern Auken hebbn." Um eine größere Dichtigkeit und für die oft nur mit aneinandergelegten Brettern gedeckten Stuben eine größere Wärme zu erzielen, wurden die nicht ganz zu vermeidenden Fugen und Spalten mit Lehm verklebt.

Der untere Rand des Daches heißt „Ösel" oder „Ös" (Aösel oder Aös), und der von ihm erzeugte Tropfenfall heißt „Leck". „Ünner de Leck stahn" hat sich sprichwörtlich erhalten und gilt für gefährlich, weil es Schnupfen, Haarlosigkeit und andere Übel verursachen soll.

Der geschützte Raum zwischen Ösel und Wand außerhalb des Hauses dient nicht nur Schwalben und Spatzen zum Hort ihrer Nester, sondern wird auch zum Aufhängen von Leitern, Feuerhaken und andern Gegen-ständen benutzt. Zum langsamen Trocknen hängt man hier Gartengewächse, wie Zwiebeln, Buschbohnen, Samendolden u. s. w. auf, und auf schmalen Brettern stehen selbstbereitete Kümmelkäse u. dgl.

Ursprünglich waren alle vier Wände des Hauses von gleicher Höhe; die Unterkanten des Daches lagen rund herum in einer Linie. Nur da, wo sich die große Thür, welche die Einfahrt für ein Fuder Korn ermöglichen mußte, befand, war ein rechteckiger Einschnitt in das Dach bis zu der erforderlichen Höhe nötig. Da eine solche Einrichtung aber umständlich war, so wurde die Wand in der ganzen Breite erhöht, und um die Symmetrie herbeizuführen, geschah es auch auf dem „Wohnende". Der dadurch entstandene, obere Teil der Wand hieß „Trempelwand", hatte, um kein so großes Gewicht herbeizuführen, oft eine geringere Dicke, war aber damals noch ohne Fenster und „Luken". Nur zwei runde Öffnungen von der Größe einer Untertasse waren wie Augen in demselben vorhanden und spendeten Licht. Im Winter mußten sie allerdings mit „Strohwiepen" verstopft werden, damit vor allem kein Schnee hineinwehte.

Bei den ältesten Häusern war das Dach der Giebelenden sehr steil; dadurch wurde eine größere Dauer desselben erreicht. Während ein neues Dach auf den beiden Hauptflächen gegen dreißig Jahre liegen kann, hält das Dach an den steileren Endflächen um 1—2 Jahrzehnte länger. Als nun aber die Giebeldachflächen, wie vorhin erörtert, beträchtlich vermindert wurden, legte man sie bedeutend schräger.

Die große Thür besteht aus zwei Hälften, die beim Öffnen nach innen schlagen. Um aber nicht beständig mit dem ganzen Gewicht einer Hälfte arbeiten zu müssen, wurde die eine Hälfte durch einen Querschnitt in eine Ober- und Unterhälfte geteilt. Beim Ein- und Ausgang wurde alsdann nur die Unterthür geöffnet. Wollte man aber Licht einströmen und Rauch ausfließen lassen, so wurde die Oberthür zurückgeschlagen. Sehr natürlich ist es, daß die rechte Hälfte der großen Thür ungeteilt ist; ich meine die Hälfte, die rechts liegt, wenn man von der großen Diele der Thür zuschreitet. Denn mit der rechten Hand ist die schwerere Thür leichter zu öffnen. Mir ist denn auch in der That kein Fall bekannt, wo das Entgegengesetzte vorkommt.*) Der Verschluß der großen Thür war ein ziemlich umständlicher: Die beiden Thürpfosten hatten je einen kurzen, in das Thürloch einspringenden Strebepfeiler, um das Anfahren der Wagen an die Thürpfosten zu verhindern. Diese Streben hatten an ihrem Grunde eine Kerbe, in welche eine, somit bewegliche Thürschwelle gelegt wurde. Von der Mitte derselben führte „de Dörnbom", „de Drossel" oder „Drüssel", senkrecht empor, der gerade so

*) Nach meiner Meinung ist fast immer die Thür, welche von der großen Diele aus gesehen rechts liegt, geteilt. In der Gegend von Lübeck soll beides vorkommen.
Dannmeier.

eingesetzt war wie ein Turnreck in seine Pfeiler, und zwar war das einfache Loch, in das der Thürenbaum zunächst eingesetzt wurde, oben. Oben in der „Drossel" saß eine große eiserne Krampe; waren nun die Thürhälften geschlossen, so wurde ein Riegel durch die vorstehende Krampe geschoben. Die Unterthür aber war mit einer hölzernen Klinke versehen, die von außen mit einem Band emporgezogen werden konnte, und durch Wegschieben vollzog sich dann das Öffnen. An Eisen wurde überhaupt damals sehr gespart; ich habe noch einige „große Thüren" gekannt, deren Bretter an ihre Leisten durch Holzpflöcke befestigt waren. Ebenso waltete an Farbe die größte Sparsamkeit; die Veränderung des Holzes inbezug auf die Farbe überließ man dem Rauch und der Zeit.

Außer der großen gab es in der Frontwand keine Thür; alles Vieh mußte also durch dieselbe getrieben oder geführt werden. Oft nur an einer Seite, meistens aber wohl zu beiden Seiten der großen Thür befanden sich kleine Anbauten, deren niedere Räume zu Ställen für Schafe und Schweine oder zum Aufbewahren von Holz und Torf dienten. In letzterem Falle waren die Wände oft nur gezäunt, und daher hatte ein solcher Anbau wohl den Namen empfangen, nämlich „Heckschur"; stellenweise heißt er auch „Schurkaben" oder blos „Vörschur."

(Schluß folgt.)

Mitteilungen über landeskundliche Litteratur.

Schleswig-Holstein in geographischen und geschichtlichen Bildern. Ein Handbuch der Heimatskunde für Schule und Haus. Von H. H. von Osten, Lehrer in Ütersen. 4. Auflage. Verlag von Aug. Westphalen in Flensburg. 3 M.

Als unser Land von der Herrschaft der Dänen befreit war, entstanden eine Reihe von Büchern, welche die Kunde von unseres Landes Zuständen und von unseres Volkes Geschichte in die Häuser hineintrugen. Der Sinn für die Kenntnis der Heimat durfte frei sich äußern und sich entfalten. Fleißige Schriftsteller und willige Leser fanden sich damals genug; es sei nur erinnert an die Namen: Lindemann, Sönksen, Fack, Grünfeld, Bremer, Waitz, Edert, Möller, Dücker. Eine gewisse Ebbe trat aber ein, nachdem die Hochflut der Begeisterung geschwunden war. Dafür hielt die Heimatskunde ihren Einzug in die Schule. Hier beginnt auf der Mittelstufe der geographische Unterricht mit dem Wohnort und seiner Umgebung und schreitet dann fort zum Kreise und zur Provinz. Auf der Oberstufe wird der wesentlichste Inhalt unserer Landesgeschichte bei Behandlung der

deutschen Geschichte herangezogen; giebt es doch trotz der 400 Jahre langen Verbindung mit Dänemark doch manche Verknüpfungspunkte zwischen unsrer und der deutschen Geschichte. Aber auch in den Häusern unseres Landes ist der Sinn für die Heimat nicht erloschen; er äußert sich nur etwas anders als früher: Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte, der naturwissenschaftliche Verein, unser Verein zur Pflege der Natur- und Landeskunde —, sie alle werden getragen von dem Interesse für die Heimat.

Gehen die Arbeiten in den Vereinen mehr auf das Einzelne, wollen sie hinreichendes Verständnis finden bei denen, welche die allgemeinen Grundzüge beherrschen, so sind im Gegensatz dazu Lehrbücher und Leitfäden bestrebt, diese Grundlage zu geben. Unter den Büchern dieser Richtung ist seit dem Jahre 1875 das Handbuch der Heimatskunde von dem Lehrer von Osten in Ütersen eines der wertvollsten. Es ist das einzige Buch, welches Geographie und Geschichte unseres Landes in sich vereinigt und die Geschichte bis auf die Gegenwart fortführt. Die in diesem Jahre erschienene 4. Auflage zeugt wieder von dem Bemühen des Verfassers, sein Buch immer mehr zu vervollkommnen.

Der geographische Teil ist von 87 Seiten der 3. Auflage auf 134 Seiten in der 4. Auflage angewachsen. Behandelt werden Lage und Grenzen, natürliche Beschaffenheit der Oberfläche, die Flüsse und Seen, Klima und Produkte, die Urzeit und die Kulturverhältnisse. In lebendiger, frischer und doch eingehender und gründlicher Weise weiß der Verfasser uns den Stoff vorzuführen. Eine besonders ausführliche Schilderung widmet er den interessantesten Stellen unseres Landes: dem Kieler Meerbusen, der Flensburger Föhrde, dem Bungsberg, dem Hessenstein, dem Scheersberg, den Düppeler Bergen, der Insel Alsen, dem Sachsenwald, dem Segeberger Kalkberg, den Hüttener Bergen. Er schildert ferner den Urzustand der Marschen, die Entstehung des Friedrichskoogs, die Insel Helgoland, die Dünen, die Insel Silt, die Geschichte Nordstrands, die Halligen, das Watt, den Nord-Ostsee-Kanal, den Ratzeburger See, den Plöner See. Außerordentlich gewonnen hat in der neuen Auflage der Teil, welcher die Beschreibung der Kreise mit ihren Ortschaften bietet, früher 16, jetzt 48 Seiten. Die wichtigsten Örter sind ziemlich eingehend beschrieben; von den Städten ist viel Interessantes über die Entwicklung berichtet; auch ist oft versucht worden, eine Erklärung der Ortsnamen zu geben, soweit darüber bestimmte Ergebnisse der Sprachforscher vorliegen. So ist der geographische Teil nicht bloß eine Fundgrube für den Lehrer, um seinen Stoff für den Unterricht daraus zu entnehmen, er ist auch lesenswert für jeden, der sich mit den Zuständen unseres Landes bekannt machen will. Einige kleine

Ausstellungen sind mir beim Durchlesen aufgestoßen. Wenn S. 24 gesagt wird, der unfruchtbare „Heiderücken" bilde den „Kamm" der Halbinsel, so ist dieser Ausdruck leicht imstande, eine irrtümliche Vorstellung zu erzeugen. Die Höhenangaben sind in der 4. Auflage nach den Meßtischblättern der Landes-Aufnahme richtig gestellt; nur bei dem Mühlenberg von Parin steht noch die alte Zahl 126 m statt 72 m. Bei Helgoland (S. 40) steht westliche Länge statt östlicher. Die Trave (S. 56) wird jetzt nicht mehr bis Oldesloe mit kleinen Schiffen befahren, weil sie versandet ist. Nicht bloß bei Grünthal (S. 56), sondern auch östlich von Levensau wird eine Hochbrücke angelegt, eine Änderung des ursprünglichen Bauplans, wovon der Verfasser zur Zeit der Herausgabe seines Buches wohl noch keine Kunde haben konnte. Das Bohrloch bei Lieth (S. 69) ist gegenwärtig mit 1100 m nicht mehr das tiefste; bei Sperenberg in der Nähe von Berlin befindet sich ein Bohrloch von 1250 m Tiefe. Auf Seite 30 steht richtig, das Salz liege 148 m unter dem Gyps; Seite 70 meldet dagegen 146 m. Seite 83 giebt an, daß der Grundstein der Universität 1873 gelegt sei; auf Seite 113 steht die falsche Zahl 1875. Den Namen Gaarden (S. 111) führen zwei selbständige Ortschaften; Gaarden im Kreise Plön hat 10457 Einwohner, Gaarden im Kreise Kiel 1414.

Müssen wir dem Verfasser unsere Anerkennung zollen für den Fleiß, womit er den geographischen Teil erweitert hat, so müssen wir mit Bezug auf den geschichtlichen Teil ihn dafür loben, daß er von jeder erheblichen Vermehrung abgesehen. Eine übersichtliche Geschichte unserer Heimat zu schreiben, ist keine leichte Aufgabe. Da sind es vor allem die verschiedenen Fürstenlinien, welche gleichzeitig in unserem Lande herrschten, die uns den Überblick erschweren. In den Büchern, welche um 64 entstanden, wurde auch stark die Erbfolge berücksichtigt. Für den Verfasser kam es darauf an, das herauszuheben und zu verknüpfen, was allgemeine Bedeutung für die Entwicklung unseres Landes hatte. Und das ist ihm gleich in der ersten Auflage so gelungen, wie keinem vor ihm. Er schildert die Landesgeschichte in fünf Hauptabschnitten: Unser Vaterland in heidnischer Zeit, Einführung des Christentums, Vereinigung Schleswigs mit Holstein, Schleswig-Holstein in Personal-Union mit Dänemark, Schleswig-Holstein in Verbindung mit Preußen. Gerade in der Beschränkung auf das Notwendigste hat sich hier des Verfassers Meisterschaft bewährt.

Ellerbek. J. Eckmann.

Mitteilungen.

Tiernamen in den Orts- und Flurnamen Schleswig-Holsteins. Während der Mensch bei der Benennung seines Wohnortes, seiner Fluren und Wälder in der Regel das Relief des Bodens, dessen Pflanzen- und Wasserbedeckung, Küstenumrisse, sehr häufig auch die Namen bedeutender, in den meisten Fällen aber uns nicht mehr bekannter Männer zu Grunde legte, so fehlt es doch nicht an Ortsbezeichnungen, zu welchen Tiere, von der Mücke bis zum Walfisch, ihren werten Namen haben hergeben müssen. Wenn nun solche Namen begreiflicherweise bei Völkern auf niederer Kulturstufe, für deren Unterhalt und Bequemlichkeit das betreffende Geschöpf eine große Rolle spielt, das Gebiet ihrer größten Verbreitung haben, wie z. B. bei den Eskimos und Indianern, so sind sie doch auch bei Ackerbau treibenden Bevölkerungen recht zahlreich vertreten. — Die folgende kleine Auslese aus Schleswig-Holstein möge dies bekräftigen.

Es ist namentlich die geflügelte Welt, welche sich in der Nomenklatur der cimbrischen Halbinsel recht breit gemacht hat. Die allgemeine Bezeichnung Vogel kehrt in dem Namen Vogelsang (= Vogelsanger, Vogelwiese) in allen Gegenden unserer Provinz wieder. Man wird unter diesen Vögeln höchst wahrscheinlich an die Möven zu denken haben, welche zu Tausenden dem Pfluge des Ackerers folgen und die Inseln unserer Seen sich zu Nistplätzen auserwählen. Bekanntlich giebt es auch Inseln, die geradezu Möveninseln heißen. — Der Rabe hält sich fast ausschließlich in schleswigschen Ortsnamen auf, z. B. in Rabenkirchen, vorm. Ravnkjaer = Rabensumpf; auch scheint er im holsteinischen Fahren zu stecken, das vormals Warnow hieß und vom slavischen vorno gebildet ist. Auch „Krähenberge" sind nicht selten. Der Habicht in Havighorst, vom niederdeutschen havek = Habicht. Der Adler, nd. arn, arne, arnt in den Zusammensetzungen mit Arns-, Ahrens-, Arens-. Die Taube in dem wiederholt vorkommenden „Duvensee." Der Kiebitz in Kiebitzhörn, -moor, -reihe. Die Drossel in Drüsen, vorm. Druzen, vom slav. drozzu = Drossel. Die Eule in Uhlenhorst. Der Schwan in Kulpin, vom slav. Kulp = Schwan. In den recht zahlreichen Zusammensetzungen mit Kron-, Krons- steckt wahrscheinlich das nd. kron, krone = Kranich (vergl. Kronsforde = Kranichsfurt; Kronshagen = Kranichswald, und die zahlreichen Kronsberge).

Von Vierfüßlern ist am stärksten vertreten der Fuchs in der nd. Form Voss (Vossbrook, -acker, -berg, -höhlen, -hügel u. s. w.) und in der dänischen Form Raev (Refhoi = Fuchshöhe, Refslund = Fuchswald,

Revshalen = Fuchsschwanz u. s. w.). Der Hirsch, nd. harte, herte, z. B. in Hassee, vorm. Hertesse, Herse; in Haßstraße, in Herzhorn, vorm. Herteshorne. Das Pferd, angelsächsisch hors = Stute, in Horsbek, Horsbüll, Hostrup, vorm. Horstorg. Möglich ist natürlich auch die Ableitung von dem Eigennamen Horsa. Das Füllen, vielleicht in Vulensike (jetzt Siek) = „Fohlenteich", oder aber auch = „fauler, sumpfiger Teich" (vergl. Faulstraße in Kiel).

Der Fisch, nd. vilk, visch, vis, steckt wohl in Fischbek und Fitzbek, vorm. Visbeke. Der Barsch in Borsfleth. Der Karpfen in Uklei-See, vom slav. ouklejc (alburnus lucidus) = Weißfisch.

Der Frosch in der nd. Form pogge in den sehr häufigen Orts- und Flurnamen: Poggensee, -wisch, -siek u. s. w. und in der slav. Form zaba in Sahms, vorm. Sabnitze, Sambse (slav. zabinica = Froschteich; das suffix ica bezeichnet den Ort des Vorkommens).

Der Blutegel, nd. el, yl, in Ihlsee, Ihlsaal, vorm. Ylsal, Ylsole = „Blutegelloch." Die Biene, nd. imme, in Immenstedt. Die Schnake (Stechmücke) in Schnakenbek, -teich. — Außerdem wimmelt es in den schleswig-holsteinischen Flurnamen von Hasen, Gänsen, Hähnen, Bullen und namentlich von Hunden und Katzen. Aber gerade in den beiden letztgenannten Zusammensetzungen steckt wohl etwas ganz anderes, als man nach dem äußeren Schein vermuten sollte. Wenigstens scheint das „Katte" eine Niederung oder seichte Stelle im Fluß zu bedeuten.

Kiel. Gloy.

Vor einigen Tagen wurde mir durch eines meiner Schulkinder eine Schlange gebracht, welche auf dem hiesigen Moore (Esinger Moor) gefangen und getötet worden war. Dieselbe hatte in der Färbung Ähnlichkeit mit unserer giftigen Kreuzotter; genauere Untersuchung ergab aber, daß genannte Schlange ein Exemplar der glatten Natter oder Jachschlange (Coronella austriaca Laur.) ist. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß diese Schlangenart auf dem Esing. Moor und vielleicht auch noch in anderen Gegenden Schleswig-Holsteins häufiger vertreten ist; weil bei oberflächlicher Prüfung eine Verwechselung mit der Kreuzotter nicht ausgeschlossen ist.

Da meines Wissens allgemein angenommen wird, daß in unserer Provinz nur die Kreuzotter und Ringelnatter vorkommen, so möchte ich an Leser der „Heimat" die Anfrage richten, ob die glatte Natter schon öfterer hierselbst beobachtet worden.

Ahrenlohe b. Tornesch. A. Freese.

Herr Freese hat das oben erwähnte Exemplar der glatten Natter dem hiesigen Zoologischen Institut, in dessen Sammlungen es eingereiht wird, überlassen. Es scheint in der Litteratur keine Angabe darüber vorzuliegen, daß diese Schlange in Schleswig-Holstein gefunden ist. Dannmeier

Von Herrn E. Pörksen wird der „Heimat“ folgender Nachruf mitgeteilt, den das Kieler Korrespondenzblatt in seiner Nummer vom 24. März 1838 dem Geschiedenen widmete und der von Olshausen oder Hegewisch verfaßt sein dürfte. Der Aufruf ist in lateinischen Buchstaben gedruckt und mit einem etwa 5 mm breiten Trauerrand umrahmt. Die Interpunktion und Rechtschreibung stimmt genau mit dem Original überein.

Im Anfang des Märzmonats 1838
starb
gebrochenen Herzens
auf einem Landhause am Genfer See nahe bei Genf

Uwe Jens Lornsen

von der Insel Silt in Nordfriesland
einsam verlassen freiwillig verbannt
des Friedensbruchs welchen das Jahr 1830 verlangte
der besten Opfer eins.

Der Adel seiner Seele die Kraft seines Geistes
die Tiefe seines Gemüthes
offenbarte sich im kleinen Kreise
seine Thatkraft wählte kleinen Schauplatz,
sein Sieg blieb halb und ohne Kranz
seine Niederlage nahm ihm Alles
bis auf den Ruhm.

Du Kämpfer ohne Schwerdt Du Feldherr ohne Heer
Du Feind ohne Haß im Herzen
die Fackel die Du angezündet und kühn am höchsten gestellt hast
leuchtet fort
ob Du auch geschieden.
Dein Name kann nimmer verlöschen
in Schleswig-Holstein
Dein Wort nimmer verhallen.

Wie Deine mild-ernsten Züge dem der sie gesehen für immer
in die Seele eingeprägt sind
Wie ihn Dein leuchtender Blick Deiner Worte gewaltiger Schall
sein Leben lang begleiten
so ist Deine That
unscheinbar nach außen innerlich groß
eingegraben in dieses Volkes lebendiges Gedächtniß
und vererbt in die wachsende Geschichte
dieses Landes.

In der Fremde ist Dein Grab
hier
im Vaterlande
hier ist Dein Leben.
Schimpflichen Schlaf verscheuchet Dein Zuruf
der Verräther zittert trifft sein scheues Auge den durchbohrenden Blick
Deines blassen Bildes
den Schwachen stärket Dein Zuwink
Und mit den glücklichen Braven gelangst Du einst
der Erste
ans Ziel.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

Die Heimat.

Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- u. Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck.

3. Jahrgang. № 12. Dezember 1893.

Die „Heimat“ erscheint jeden Monat in 1—1½ Bogen. Die Mitglieder des Vereins erhalten dieselbe gegen einen Beitrag von 2 Mark frei zugesandt. Der Beitrag kann bis zum 1. April jeden Jahres an den Kassenführer, Hauptlehrer Peters in Kiel, Waisenhofstraße 4, eingesandt werden; bis dahin nicht entrichtete Beiträge werden durch Postnachnahme eingezogen. — Für Nichtmitglieder kostet die „Heimat“ durch den Buchhandel im Jahr 3 Mark, die einzelne Nummer 30 Pf. — Anzeigen kosten 15 Pf. die gespaltene Petitzeile, bei Wiederholung wird der Preis ermäßigt.

Schriftleiter: Hauptlehrer H. Dannmeier in Kiel, Lornsenstr. 59.

Die neuen Entwürfe zu dem Landesdenkmal Kaiser Wilhelm I. für Schleswig-Holstein.

Schon im Juli-August-Heft wurde den Lesern der „Heimat“ mitgeteilt, daß der Ausschuß für die Errichtung des Landesdenkmals Herrn Brütt aufgefordert habe, seine ersten Entwürfe, namentlich auch den zu einer Reiterstatue, von neuem durchzuarbeiten und dann das Ergebnis seiner Thätigkeit in neuen Modellen auszustellen. Gleichzeitig wurde erwähnt, daß auch Herr Peterich seinen Entwurf umarbeiten und von neuem ausstellen werde. — Die „Heimat“ ist in der Lage, auf den beiden anliegenden Blättern den Lesern von jedem der Entwürfe eine Ansicht vorlegen zu können. Sie beschränkt sich auch diesmal darauf, zur Erläuterung die von den beiden Künstlern ihren Entwürfen beigegebenen Beschreibungen abzudrucken:

1. Der Entwurf von Brütt.

Derselbe ist in ein Viertel der auszuführenden Größe angefertigt. Das Denkmal wird demnach eine Höhe von etwa 8 Meter erhalten.

„Der schlichten Größe des hochseligen Kaisers entsprechend, darf ein Denkmal, welches dem Einiger des Deutschen Reiches gewidmet ist, nicht prunken mit überflüssigen Dekorationen; jedoch um das Monument als ein Schleswig-Holsteinisches Landesdenkmal zu charakterisieren und die Entwicklung der Geschichte des Landes zu versinnbildlichen, sind die Namen derjenigen Männer, welche hauptsächlich ihre ganze Energie und Kraft der Befreiung der Herzogtümer vom Dänischen Joche widmeten,

eingegraben auf einer Platte, welche von zwei allegorischen Figuren, Schleswig und Holstein, gehalten wird.

Schleswig, welches hauptsächlich der Schauplatz der Erhebung und des blutigen Kampfes war, schmückt die Denktafel mit dem Lorbeer.

Holstein hält das Schwert zum Zeichen, daß die Provinzen Teil hatten an dem Kampfe, der die Einigung Deutschlands vollendete.

Links vom Beschauer, an der Langseite des Sockels ist die letzte That Kaiser Wilhelms für die Provinzen, die Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals, als Reliefbild angebracht und unter diesem die hervorragenden Denktage von 1870—71.

Rechts vom Beschauer befindet sich der ruhmvolle Vorgang von Eckernförde am 5. April 1849 und unter diesem Relief sind die Denktage der Schleswig-Holsteinischen Erhebung einzugraben.

Auf der Rückseite des Sockels ist durch Embleme auf die Deutsche Marine hingewiesen. Brütt."

2. Der Entwurf von Peterich.

Der Entwurf verhält sich zu dem auszuführenden Denkmal in der Größe wie 1 : 3½. Das Denkmal würde also dem Brüttschen an Höhe ungefähr gleich sein.

„Bei der Fertigstellung des hier zur Ausstellung gelangten Entwurfes zu einem Schleswig-Holsteinischen Landes-Denkmale für den verewigten Kaiser Wilhelm I. bin ich von dem Bestreben geleitet worden, alle hauptsächlichen Momente aus der Geschichte Schleswig-Holsteins, in Verbindung gebracht mit dem Entstehen und der Ausgestaltung des Deutschen Reiches, monumental zum Ausdruck zu bringen.

Den Kern des Grundrisses bildet ein abgestumpftes Segment. Von den beiden Radien-Seiten vermitteln zwei breite Freitreppen den Aufgang. Die Verbindung zwischen den beiden vorderen Freitreppenecken wird durch eine bogenförmige Graniteinfassung hergestellt, die ein Wasserbecken begrenzt. In dieses Wasserbecken ragt ein aus der felsenförmigen Front des unteren Aufbaues heraustretender Bug eines Panzerschiffes hervor, auf dem, geleitet von dem Meergott Neptun, die gewappnete Germania sitzt, bedeckt mit einem Fischschuppenhelm, bewehrt mit einem entblößten Schwert; sie ist die Verbildlichung der unter Kaiser Wilhelm I. in Angriff genommenen Ausgestaltung unserer Seemacht, die für Schleswig-Holstein und speziell für die Landeshauptstadt Kiel von so überaus großer Bedeutung geworden ist.

Auf die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins, aus welcher sich bekanntlich allmählich die Gründung des Deutschen Reiches entwickelt hat, und auf diese selbst, weisen hin die Reliefs zu beiden Seiten des Postaments,

die Embleme darunter, sowie die bildlichen Darstellungen an den beiden Eckpostamenten.

Das Relief links stellt die Erhebung Schleswig-Holsteins unter den Statthaltern dar, wogegen das Relief rechts den Sturm auf die Düppeler Schanzen zeigt. Das Emblem zu dem ersteren, ein Buch mit der Devise: „Up ewig ungedeelt," und dem Schleswig-Holsteinischen Wappen; mit zerbrochenen Grafen- und Bürgerkronen, und einem von Eichenlaub und Dornen umflochtenen Schwert — deutet darauf hin, daß Schleswig-Holstein um seine Rechte gestritten und gelitten hat. Das Emblem zu dem zweiten zeigt Trophäen aus dem dänischen Kriege.

Das Relief an der hinteren Seite stellt die Grundsteinlegung zum Nord-Ostsee-Kanal dar.

Das Postament links zeigt einen jungen Germanen, der den Weckruf an das deutsche Volk ins Horn stößt; über ihm, von der Schleswig-Holsteinischen Doppeleiche, erhebt sich der deutsche Aar zum Kampfe bereit. An den Seiten die Portraitreliefs der Schleswig-Holsteinischen Patrioten: Reventlou, Beseler, Friedrich VIII., Lornsen.

Das Postament rechts zeigt die Geschichte Schleswig-Holsteins, verkörpert in einem jungen Weibe, das überrascht von der glücklichen Lösung der deutschen Bestrebungen freudig bewegt zu dem deutschen Aar emporblickt, der ihr die Krone des neuen Reiches bringt. An den Seiten die Portraitreliefs von Bismarck und Moltke; Kaiser Friedrich III. und Prinz Friedrich Carl.

Das Reiterstandbild und die figürlichen Darstellungen sind in Bronze gedacht, die Architektur in poliertem und gestocktem Granit.

Paul Peterich."

Herr Brütt hatte seinen Entwurf zu einem Standbild nur wenig verändert; die „Heimat" verzichtet darum darauf, davon eine neue Abbildung zu bringen.

Für jedes der beiden Reiterstandbilder ist in unserer Presse, besonders in Kiel, lebhaft gekämpft. Der Ausschuß hat beschlossen, Herrn Brütt die Ausführung des Denkmals zu übertragen. Herr Peterich hat für die Kosten bei seinen beiden Entwürfen eine Entschädigung von zusammen 4000 M. erhalten.

Der Ausschuß wünscht, daß Herr Brütt an seinem neuen Entwurf noch einige Änderungen vornimmt. Die weitere Behandlung der Denkmalsangelegenheit ist einem Sub-Ausschuß übertragen, dem die Herren Grafen Reventlow-Preetz und Reventlow-Wittenberge, Herr Oberbürgermeister Fuß und die Herren Geheimräte Sartori und Prof. Hänel in Kiel angehören. Als Sachverständige werden sie die Herren Geheimräte Jordan und v. Ende, sowie den Bildhauer Professor Schaper hinzuziehen.

Die Photographieen, nach welchen mittels Phototypie die Platten zu den Abbildungen hergestellt sind, stammen auch diesmal von der Firma Schmidt & Wegner in Kiel. Die „Heimat" verdankt sie wieder dem Denkmals-Ausschuß. Die Phototypien sind wieder von Meisenbach, Riffarth und Co. geliefert; diese Firma hat auch den Druck der Abbildungen herstellen lassen. H. Dannmeier.

Das alte sächsische Bauernhaus.

Von Ludwig Frahm.

(Schluß.)

II.

Das alte sächsische Bauernhaus diente beiden Zwecken, zur Wohnung der Familie und zweitens zur Stallung des Viehes und Bergung der Produkte, und ungefähr kam auf jeden die Hälfte des Hauses. Den größten Raum des Innern nahm die „Grotdeel", große Diele, ein. An Stellen hieß sie auch „Lohdeel", vielleicht deswegen, weil sie unten im Hause und ein wenig niedriger lag, (low, englisch = niedrig). Ihrem Hauptzwecke zufolge aber wurde sie „Döschdeel", Dreschdiele, genannt. Sie wurde gewöhnlich im Frühling und Sommer, wenn das Hornvieh sie nicht beging, hergestellt, damit sie zur Ernte trocken war. Der größeren Haltbarkeit wegen vermischte man den Lehm, der „fett" und steinfrei sein mußte, mit Teer. Das Kneten wurde durch Pferde besorgt und das Ebnen der Fläche mit „Deelnslägers."

Daß man (drei) Pferdeköpfe unter die Dielenmasse legte, um einen dumpfen Ton beim Dreschen zu erzeugen, erscheint mir nicht wahrscheinlich. Geschah es aber hin und wieder, so mag ein Aberglaube oder eine alte heidnische Volksmeinung zu grunde gelegen haben. Wohl aber pflegte man unter die Diele Salz zu streuen, damit sie sich im Grunde feucht erhalte und vor Rissen geschützt sei.

Alle Thüren öffneten sich nach der Diele. Der Pferdestall, der sich fast immer auf der rechten Seite (vom Wohnende aus gesehen) befindet, denn die Pferde waren des Besitzers wertvollstes Gut und mußten stets bequem mit der rechten Hand zu erlangen sein, war durch eine Thür verschlossen, der Kuhstall, der also linksseitig lag, aber war geöffnet. Die Zahl der Pferde war besonders in den Gegenden, wo die Leibeigenschaft herrschte und der Bauer zu stetem Hofdienst verpflichtet war, derjenigen der Kühe gleich. Sowohl Pferde als Kühe standen mit den Köpfen der Diele zu, um eine bequeme Fütterung zu ermöglichen. Vor den Pferdekrippen stand eine Kiste mit Häcksel, und neben derselben an der Wand, oft auch an der großen Thür hing das Geschirr für die

Pferde. Sowohl vor der Thür, des Pferdestalles als auch vor den Kühen war die Diele mit kleinen Feldsteinen gepflastert; denn von dem Wasser, das in Eimern gereicht wurde, wäre die Lehmdiele gar leicht aufgeweicht worden.

Diele und Kuhstall waren dagegen nicht durch eine Wand von der Diele getrennt, damit den Kühen leicht das Futter, z. B. der Abfall beim Dreschen, gereicht werden konnte. Jede Kuh, wenn sie nicht an einem Ständer ihren Platz hatte, stand zwischen zwei armdicken Bäumen; an einem derselben war sie mit einem sich auf und ab bewegenden Ring, der durch eine kurze Kette an dem „Halskloben" befestigt war, verbunden.

Die Kälber und anderes Jungvieh waren entweder mit im Kuhstall oder in einem Raum daneben untergebracht. In dem Dielen-Winkel zwischen Pferde- resp. Kuhstall und der großen Thür befanden sich die Wächter des Hauses, auf der einen Seite der Hund, auf der andern in einem Verschlag die Gänse.

Weiter aufwärts befanden sich der Schweinestall, der Schafstall (d. h. wenn diese Theilhaber des Hauses nicht im „Vorschauer" Platz gefunden) und eine oder mehrere Kammern.

Alle diese Ställe und Räume neben der großen Diele waren nur sehr niedrig; über denselben befand sich eine Decke, die unter dem Namen „Hill" oder „Hilg" allgemein bekannt ist. Der Raum über ihr war nach der Diele offen und wurde entweder mit Heu oder solchem Korn, das bald abgedroschen wurde, beladen. Natürlich mußte an jeder Seite ein kleiner Raum der „Hill" frei bleiben, damit man von ihr auf den „Hochböhn" gelangen konnte. Während die „Hill" nach außen hin von der „Mauerplatte getragen wurde, wurde sie nach innen von den Hauptständern („Hövedstänner", kurz „Hövstänner") gehalten. Diese Hauptständer waren sehr dicke behauene eichene Bäume und ruhten auf eben so dicken Schwellen. Die Schwellen fehlen oft in den ältesten Häusern; es war vielmehr Gebrauch, dem Baum den Wurzelknorren, der im Plattdeutschen den mir nicht erklärlichen Namen „Worbot" oder „Wohrbod"*) trägt, zu lassen und ihn mit diesem der größeren Festigkeit wegen einzugraben.

Das Dach mit seinem Balkwerk wurde also von diesen Hauptständern getragen. Daher brauchten die Außenwände nicht sehr stark zu sein und dienten nur zum Schutze. Bestand die Außenwand aus Balken- oder Fachwerk, so stellte man sogenannte „Lehmwände oder Schächtwände" her, indem man die Fläche zwischen dem Gebälk zaunartig ausflocht und dann mit Lehm bewarf oder sie mit Knitteln, die zuvor mit Stroh bewickelt und durch Lehmbrei gezogen waren, voll-

*) vielleicht was im Boden währt. Bod oder Bot = Boden; vergl. Boten, Vorboten eine besondere Art des Eggens. Nachträglich der Verfasser.

schob. Wenn die Wände dann geebnet und genügend getrocknet waren, so wurden sie außen (und auch meistens innen) mit Kalk geweißt. Die Ständer aber erhielten einen schwarzen Anstrich; zu welchem wohl meistens Kienruß verwandt wurde; in der Gegend westlich von den Hüttener Bergen aber wurde eine eigentümliche schwarze Erde, deren Bestandteile mir indessen unbekannt geblieben sind, dazu genommen. Das Schwarzerdeholen geschah kurz vor Pfingsten und bildete an einem lauen Frühlingsabend einen Lieblingsgang der erwachsenen Jugend.

Aber noch in unserm Jahrhundert bestanden nicht alle Außenwände aus Fachwerk; sondern es wurden solche aus Lehm ohne Ständerwerk hergestellt, wie es noch heutigen Tages im Thüringischen und andern Gegenden geschieht. Während der Thon dort mit langgeschnittenem Stroh durchgeknetet wird und die Mauern nur in längerer Zeit mit Unterbrechung aufgeführt werden können, bis eine Schicht von etwa $^3/_4$ Meter getrocknet und fest geworden, benutzte man bei uns zur Festigung kurze Eichenstäbe, deren Schichten schiefwinklich zur Längslinie der Wand auf oder in den Lehm gedrückt wurden und die sich immer abwechselnd kreuzten. Bei dem Aufführen solcher Mauern, wie überhaupt bei der Errichtung eines Hauses leisteten die jungen Männer willkommene und unentgeltliche Hülfe. Sehr häufig geschah demzufolge manche Arbeit beim Häuserbau an den Sonntagen.

Doch wenden wir uns wieder dem Innern des Hauses zu! An dem oberen Ende der großen Diele, und zwar der Mittellinie quer vorgelagert, lag der Feuerherd. Er hatte wohl durchgehends eine Länge von reichlich $1^1/_2$ und eine Breite von etwa 1 Meter; seine Höhe war die seinem Zweck entsprechende und noch jetzt übliche, also die eines niedrigen Tisches. Er stand vollständig frei und war anfänglich aus möglichst ebenseitigen Feldsteinen, in jüngerer Zeit aber schon aus Ziegeln erbaut. In letzterer Form fanden sich solche Feuerherde noch während der Kriegsjahre 1848—51 in den Bauerhäusern der Dörfer bei Rendsburg. Von den Kampfgenossen jener Jahre ist mir mehrfach erzählt worden, wie sie sich abendlich „um des Lichts gesell'ge Flamme", die über dem Herde glomm, sammelten und auch wohl um den letzteren Ringeltänze aufführten. Jetzt dürfte in den schleswig-holsteinischen Gauen schwerlich noch ein solcher Herd zu finden sein.

Er hatte eine Haupt- und eine oder mehrere Neben-Feuerstellen. Das Kochen geschah auf Dreifüßen; der Hauptkessel oder Grapen aber hing an einer Kette, die kurz und lang gestellt werden konnte. Die Kette hing in dem Punkte, wo vier „Feuerherdsstreben", deren je eine von jeder Ecke ausging, sich kreuzten. Der Feuerherd war der Zentralpunkt des Hauses und vornehmlich der Aufenthaltsort der Hausfrau. Von

hier aus konnte sie nicht nur alle Räume des Hauses, mindestens doch deren Thüren, beobachten, sondern auch durch die große Thür den Hofplatz, durch eine Seitenthür die Straße und durch die andere einen Teil des Gartens übersehen. Denn sie war, wenn die Feldarbeit dringend war, oft außer den Kindern die einzige Hüterin des Hauses, und da galt es auf viele Dinge Acht zu geben. Um den Herd sammelten sich zu den Mahlzeiten die Familienglieder, um den Herd saßen sie bei spärlichem Lichtschein am Abend und verrichteten ihre Handarbeiten, so lange es die Jahreszeit erlaubte. War das Feuer verglommen, so stülpte man über die Asche, um Schaden zu verhüten, ein verbrauchtes Gefäß, das einen Riß oder ein kleines Loch hatte, oder eine aus Eisen- oder Messingstreifen geflochtene kesselartige Kapuze, die noch hier und da aufbewahrt worden ist. Über dem Herd im sogenannten „Wiemen“ oder „Speckwiemen“ hingen Speck und Schinken, Würste und Rauchfleisch. Jedes Fleischstück war mit einer oder mehreren „Weeden“ an einem „Spitt“ befestigt, und dieses wurde dann mit der „Speckgaffel“ auf die tragenden Latten des Wiemens geschoben. Natürlich hingen die anfänglich noch tropfenden Fleischstücke nicht gerade über dem Herd und seiner nächsten Umgebung; obwohl man damals nicht sonderlich unangenehm berührt war, wenn einem ein Tropfen Fleischlake oder „Sott“ auf die Haut oder die Kleider fiel.

Durch die zentrale Lage des Feuerherds, die unbestritten die erste, weil natürlichste war, wird die Meinung widerlegt, daß das Sachsenhaus in jeder Frontwand eine „große Thür“ gehabt habe, daß die große Diele also durch das ganze Haus verlaufen und somit der volle Wagen zu einer Thür herein und zur andern hinaus befördert worden sei; denn so ein Feuerherd ließ sich nicht umgehen, noch an die Seite setzen. Diese Einrichtung, die mit einer zweiten „großen Thür“ bei andern Bauerhäusern üblich ist, ist allerdings, als der Feuerherd an die Seite gewandert, zeitweilig, aber nur zeitweilig, in sächsischen Gegenden vorgekommen.

Zwischen dem Feuerherd und den Wohnräumen erstreckte sich durch die ganze Breite des Hauses ein mit kleinen Feldsteinen oft mosaikartig gepflasterter Gang, der nach den Außenwänden der „Flett“ hieß. Von jenem führte eine „Blangdör“, die aus einer Unter- und Oberhälfte bestand, ins Freie.

Der freie Raum über dem „Flett“ hieß die „Luch“ oder „Lucht“. Der Flett hatte allerdings meistens nur ein Fenster neben der Seitenthür (Blangdör), und das meiste Licht mußte wohl die geöffnete Thür spenden. Diese war daher meistens auch zweiteilig.

Bis zu den Wohnräumen war die Bodendecke so hoch, daß ein

Fuder Korn Platz hatte, und wurde deshalb „Hochböhn“ oder „Kornböhn“ geheißen. Über den Wohnräumen aber reichte der Bodenraum bis zur Zimmerdecke hinab; es entstand somit eine sogenannte „Kiste“ der „Hill“ über den Ställen entsprechend. Diese wurde zunächst beladen und zwar mit Heu. Wenn auch alle andern Räume des Hochbodens voll waren, so konnte man doch in manchen Häusern durch einen engen Kriechgang zu derselben gelangen.

Über dem Heu ward der Roggen gelagert, und er pflegte die Hälfte des Bodens einzunehmen, er reichte bis an die „Luke“, die sich als unverschließbarer Einschnitt der Decke ungefähr in der Mitte über der großen Diele befand. Zu beiden Seiten und in dem übrigen Bodenraum befand sich gewöhnlich der Hafer, während der Buchweizen, der nur in einigen Gegenden stark gebaut wurde, auf den „Hille“ Platz fand. Doch eine feste Regel herrschte hierin nicht. Die Bodendecke bestand nicht wie heute, aus fest ineinander schließenden Brettern, sondern nur über der größeren Hälfte der großen Diele lagen große eichene Bohlen, die nicht auf die sie tragenden Balken genagelt waren, sondern sich durch ihre eigene Schwere hielten. Über der andern Hälfte (von der Luke bis zur großen Thür) lagen meistens nur runde geglättete Bäume oder Latten, ebenfalls lose und darum verschiebbar. Es war für den Uneingeweihten somit nicht ohne Gefahr, den Boden zu besteigen und mancher Unglücksfall ist durch die mangelhafte Befestigung und durch die nicht eingefriedigte Luke entstanden. Außerdem galt es oft Hanf, Flachs ꝛc. zu bergen. Derselbe wurde zum Beispiel auf den oberen Enden der Hille gelagert. Dieser Ort, der nach den „Hövdständern“ „Hövdstauhl“ genannt ward, barg übrigens noch andere Dinge, wie Bratbirnen in Säcken, Heede, Flachsbracheu, alte Spinnräder, verbrauchtes Geschirr, keimende Kartoffeln u. v. a. je nach Zeit und Bedarf.

An einem Kornboden und an einem Keller fehlte es im Sachsenhause. Das Korn, übrigens nach Bedarf gedroschen und wenig für den Verkauf bestimmt, lagerte in Säcken, die an der Dielenseite standen. Das war im Winter für die Hühner ein „gefundenes Fressen“; denn oft war der Sack garnicht zugebunden und andernfalls fand sich leicht ein Loch im Sack.

Für die Milch gab's bald hier bald dort einen Raum, das Brot wurde in den ausgebrauchten Backtrog, der an der Seitenwand, nicht weit vom Herde stand, gelegt, und für andre Mundvorräte war ein „Etelschapp“ vorhanden.

Nicht selten flocht man aus gedrehten Strohtauen große tonnenähnliche Behälter für Kartoffeln.

Ein wichtiges Instrument fand sich noch auf der Diele, das war

der „Lüchterpahl", an dem der „Thrankrüsel" hing. (Als Docht benutzte man den „Perk" oder „Peddig" der Binsen.) Denn am Morgen wurde schon bei Licht gedroschen und am Abend Häcksel in der „Snielad" geschnitten. Bei Hochzeitsfeierlichkeiten wurde nach Mitternacht dem Lüchterpahl die Ehre zuteil, daß mit ihm getanzt wurde, und war er nicht zu entbehren, so vertrat der vorhin erwähnte Baum der großen Thür, „Drossel", seine Stelle.*)

Zum Rolandreiten in Windbergen.

Das am 16. Juni hieselbst abgehaltene Rolandreiten, ein uraltes Volksfest, das an die mittelalterigen Turniere erinnert, bietet uns eine willkommene Gelegenheit, der in der Heimat, Jahrg. 1891, Seite 58 gegebenen kurzen Beschreibung aus der Feder des Herrn Peters, Kiel, einiges ergänzend hinzuzufügen. — Die Reiterschar besteht aus Bauersöhnen und Dienstknechten; letztere reiten eins der Pferde ihres Dienstherrn. Die Pferde werden mit roten und blauen Bändern geschmückt. Am Sonntag vor dem Turnier wird Probe gehalten. Hier schon zeigt es sich, ob das erwählte Pferd geeignet ist; manche sind zu scheu, wild und zügellos — trotz ernster und milder Handhabung ihres Reiters. Vor dem eigentlichen „Reiten" wird Umzug durchs Dorf gehalten — ein stattlicher Zug. Voran reiten „alter König" und „Oberst", mit Schärpe und Blumen geschmückt, dazu Degen an der Seite. Darauf folgt hoch zu Wagen eine Musikkapelle, endlich die Reiter. Angekehrt wird beim König, Oberst und den Wirten; früher wurden auch Müller und — Pastor und „Posetter" beehrt. Das Reiten ist nicht ohne Gefahr, Arm- und Beinbrüche sind schon vorgekommen, Verletzungen der Hände und „Sandbäder" gehören zur Tagesordnung. Der neue König wird durch eine Rede des Oberst gefeiert. Ein Tanz, wobei natürlich nach alter deutscher Weise wacker gezecht wird, beschließt das Fest. — Der hiesige Roland mag aus dem Anfang dieses Jahrhunderts stammen. Gefeiert wurde das Fest bisher noch in Meldorf und Eesch bei Meldorf. Die Rolande werden im Meldorfer Museum aufbewahrt. Verfasser dieses erinnert sich noch, in St. Michaelisdonn als Knabe in den 60.ger Jahren nach dem „Roland" gelaufen zu haben. Herrn Dr. Alberti-Kiel gebührt inniger Dank für die Nachforschungen und Mitteilungen der litterarischen Nachweise bezüglich der Roland-Angelegenheit. (S. Heimat, 1891. S. 77.)

*) Der Verfasser hat der „Heimat" einen zweiten Aufsatz über das Sachsenhaus versprochen, der die Wohnräume und die Umgebung desselben behandeln soll. D.

Rede („Wort") des Oberst beim Rolandreiten.

Seid mir gegrüßt, ihr Festgenossen!
Ich habe mich schon längst gesehnt
Den frohen Tag zu feiern,
Der uns an einen Helden mahnt
Zu Karl des Großen Zeiten.
Held Roland, ja, der Ehrenmann,
Des Reiches starke Stütze,
Er ist aus seinem Grab erwacht
Und ruft zum Kampf die Streiter.
Er schreitet jetzt mit Riesenkraft
Durch alle deutschen Gauen
Und rüttelt, was im Schlafe lag,
Heraus zum großen Kampfe.
Dem Michel dort im tiefen Schlaf
Reißt er vom Haupt die Mütze:
Steh auf von Deinem faulen Schlaf,
Der Morgen längst schon dämmert.
Und Deutschland hört den Heldenruf
Und regt die starken Glieder.
Der Löwe, der im Norden dräut,
Sinkt angstvoll auf den Boden.
England, das stolze Inselvolk,
Die feigen, langen Seelen,
Sie hören auch den Heldenruf
Und werden angst und scheue.
Napoleon, der schlaue Feind,
Wagt nicht den Held zu necken,
Er schmeichelt gar mit welscher Lust
Dem fürchterlichen Recken.
Und drinnen gar im eignen Land,
Wie reden da die Leute,
Wie heulen sie, wie wimmern sie
Und fletschen mit den Zähnen.
Und kennt ihr diesen Roland nicht,
Der hoch sein Banner hebet
Und als ein starker Riesengeist
Durch Deutschlands Gauen schwebet?
Es ist der wahre Freiheitsdrang,
Die freie deutsche Rede.
Sie schreiten frei durchs ganze Land
Und rufen auf zum Kampfe.
Und nun wohlan denn mit wuchtiger
Keule
Dem Roland zu Leibe!
Sitzt fest jetzt im Sattel,
Gebt heftigen Stoß!
Dies Vergnügen, jetzt geht es los.
Zum Schluß wünsch ich das Beste
klein und groß,
Mir aber doch das große Loos!

Nachschrift. Vorstehende „Rede" schien mir der Veröffentlichung wert zu sein, weil sich in derselben der Zeitcharakter und ein bemerkenswerter Zug des Volkslebens widerspiegeln. Über Ursprung und Zeit der Entstehung konnte ich nichts Bestimmtes erfahren, doch scheinen die Klänge auf die Zeit der Freiheitskriege oder der „Erhebung" hinzudeuten. Eine Mitteilung von „Reden" bei ähnlichen und verwandten Volksfesten wäre zu wünschen. Wer hilft sammeln? Wer kennt ältere Reden?

Windbergen, Ende Juli 1893. J. Schwarz.

Mitteilungen.

„Über Orts- und Flurnamen Schleswig-Holsteins." Auf die Anregungen, welche Dr. Gloy unter obiger Überschrift gegeben hat, gingen folgende Mitteilungen ein:

1. Vogelsang. Der Name Vogels-ang kommt in Schleswig-Holstein nicht vor, wohl aber mehrfach Vogel-sang. Die so bezeichneten Örtlichkeiten sind keine Wiesen, auf denen Möven nisten, sondern Wälder, in denen Vögel singen, z. B. bei Preetz, Ascheberg. Die Ableitung Vogels-ang ist schon deshalb unstatthaft, weil ang, anger (s. v. w. Grasland) der niederdeutschen Sprache fremd ist. Nur im Angelsächsischen ist „inge" vorgekommen, welches sich noch im Friesischen findet, dänisch ist „Eng." — Diese Ausstellung ist nicht die einzige, die ich an Dr. Gloys Mitteilung im Novemberheft der „Heimat" zu machen habe, aber es fehlt mir die Zeit, ouf andere Punkte einzugehen. Dr. E. H. L. Krause.

2. Der Aufsatz von Herrn Dr. Gloy im November-Heft, überschrieben: „Tiernamen in den Orts- und Flurnamen Schleswig-Holsteins" — den ich übrigens gerne gelesen habe —, veranlaßt mich zu folgenden Bemerkungen:

1. Vogelsang = Vogelsanger = Vogelwiese scheint mir doch sehr fraglich zu sein. „Anger" ist hier — wenigstens in Schleswig — gar kein volkstümlicher Ausdruck. Ich finde in Schröders Topographie viermal diesen Namen südlich von Flensburg und dreimal nördlich davon: „Fuglsang." Im Dänischen giebt es aber kein „Anger." Auch liegen, soweit mir bekannt, diese Ortschaften nicht auf Wiesen, wohl aber in der Nähe von (jetzigem oder früherem) Gebüsch und Waldung. Es wird also wohl der Ort sein, wo die „Vögel sangen."

2. Rabenkirchen = Ravnkjær = Rabensumpf habe ich schon gar oft gelesen, immer aber mit Kopfschütteln. Man sagt auf Dänisch: „ravgal" = rasend toll, „Ravdansk" = schlechtes Dänisch, also auch „Ravkjær" = arger Sumpf, — hat also mit dem Raben nichts zu thun. — 1848--50, in der erregten Zeit, hat man auch viel von „Rabendänisch!" — geschrieben.

Übrigens kommt „Kjær" = Sumpf im Schleswigschen sehr häufig vor, hat aber durch unglückliche Verdeutschung gar verschiedene Formen angenommen, z. B.: Karr = Karrharde, Rohrkarr = Rohrsumpf; Kjær = Ker = Kerk = Kirche; — Rabenkirchen = wo zufällig eine Kirche ist, aber Moorkirch = Mordkjær = Mordsumpf, wo weder Moor noch Kirche gewesen, noch ist.

3. Es wäre eine interessante und gewiß sehr dankenswerte Arbeit, einmal die Orts- und Flurnamen Schleswig-Holsteins erklärend zusammenzustellen. Es würde mancher Aufschluß dadurch gegeben werden können. Dabei ist aber große Vorsicht geboten. Der Klang des Namens führt hier zu leicht irre. — Für verhältnismäßig neuere Namen mag Plattdeutsch und hin und wieder auch Hochdeutsch zutreffen; für die älteren aber kommt im Osten Wendisch, im Westen Friesisch

(auch wohl hie und da, durch den Seeverkehr veranlaßt, Englisch und Holländisch), im Norden Dänisch in Betracht.

Die Aussprache bei den verschiedenen Völkern hat den Vokalen einen andern Klang gegeben und die Konsonanten abgeschliffen. Die Bedeutung ist verloren gegangen und eine oft wenig glückliche Verdeutschung hat den Namen festgesetzt. Klang und Form des Namens ist nach und nach in ähnlich klingende deutsche Namen umgesetzt worden. — Nur ein paar Beispiele davon: Wolf, im Volksmunde hie und da in Verbindungen = Wolle, dänisch: Ulv, im Volksmunde: Ule. — Eule = Uhl, Ule. — Waldemar = Woldemar = Wolmer = Wolle. — Olaf = im Volksmunde: Wolle. — Großmutter = dänisch: Oldemoder, im Volksmunde: Olmoer = Olmer. — Nun giebt es z. B.: Wolles-Eiche = Wolfseiche, zugleich: Wolmers-Eiche = Waldemarseiche genannt, und jede Benennung wird durch die Sage bestätigt. Wer hat recht? — Es giebt: Ulekuhl (Wolfsloch), Ulegraff (Wolfsgrube), Ulesjele (Wolfsfeld), Ulsterup (Wolfsdorf?); aber auch: Ulderup (früher geschrieben: Ugelthorp = Eulendorf), Ulmölle (früher auch geschrieben: Uhlmühle = Eulenmühle). Wer hat recht? — Olafs Gang, gesprochen: Wollesgang (in Flensburg), benannt nach Olaf Samson. — Oldmoerstoft, in neuerer Zeit genannt: Waldemarstoft (Olmerstoft). — Ebenso lautet ab: Sønder = (Süder) = Sonder, Sünder, Sünner, Suter, und so giebt es: Sonderburg, Sünderup (gesprochen: Sünnerup), Suterballig, Sünnerschau (Süderholz) u. s. w.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, eine Vorstellung davon zu geben, wie schwierig hier im Schleswigschen allein die Bestimmung der Orts- und Flurnamen ist; in andern Gegenden unsers engern Vaterlandes treten andere Schwierigkeiten auf. Mancher geschossener tüchtiger Bock ist mir bereits vorgekommen, und an weiteren wird es nicht fehlen. Trotzdem möchte ich jeden, der dazu imstande ist, bitten, die Arbeit nicht fallen zu lassen. Dem Herrn Dr. Gloy für seine Mitteilung daher nochmals Dank.

Flensburg. J. J. Callsen.

Berichtigung zu Herrn Heins Mitteilung über eine neue Carex-Art. April d. J. S. 94. Herr Dr. Ernst H. L. Krause teilte mir am 1. Oktober d. J. folgendes mit: „Nachdem ich im Aprilheft der „Heimat" Herrn Heins Mitteilung über Carex ornithopoda gelesen hatte, bat ich den Autor um ein Belegexemplar. Nachdem ich dasselbe erhalten, erkannte ich, daß nicht C. ornithopoda, sondern die bekannte C. digitata vorlag. Ich habe Herrn Hein schon vor Monaten meine Ansicht mitgeteilt, sollte derselbe Ihnen keine Berichtigung zugehen lassen, so bitte ich meine vorstehende Notiz ins Dezemberheft aufzunehmen, damit die falsche Nachricht nicht erst in Jahresberichte übergeht."

Nachschrift des Herausgebers: Herrn Dr. Krauses Wunsch erfülle ich gerne, da die „Heimat" nicht dazu dienen soll, irrige Angaben inbetreff unserer Flora zu verbreiten. — Ich habe kein Bedenken getragen, die Mitteilung über eine neue Carex-Art zu veröffentlichen, da Herr Hein sich seit lange eingehend mit der Erforschung unserer heimischen Pflanzenwelt beschäftigt und, wie ich meine, sogar eine Gräserflora herausgegeben hat. Vorliegender Fall zeigt, wie unbedingt notwendig es ist, daß solche Pflanzen, die für unsere Flora neu zu sein scheinen, an Fachmänner zur Bestimmung eingeschickt werden. Dannmeier.

Druck von A. F. Jensen in Kiel, Vorstadt 9.

